Princeton University Library
32101 045376629

Ethische Kultur

Wochenschrift

für

soziale Reformen

1899.

Digitized by Google

HNI
E8

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8881.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 7. Januar 1899. | Nr. 1

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

M. v. Egidy. Von Prof. W. Foerster. — Die Fürsorge für den Volksunterricht in Preußen. Von J. Tews. — Wie kann man Verbrechen verhüten? Von Geh. San.-Rat Dr. Baer. — Thomas Hardy. Von Dr. Ph. Arnstein. — Streiflichter: Die sozial-ethische Reform der oberen Stände. — Zeitschriftenschau.

M. von Egidy.

Von Prof. Wilh. Foerster (Berlin).

Am 29. Dezember ist zu Potsdam Herr Oberstlieutenant a. D. Christoph Moritz von Egidy nach kurzer Krankheit gestorben. Die erschütternde Kunde wurde am Freitag, den 30. Dez. Abends in einer Versammlung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, in welcher Herr Geheimrat Foerster einen Vortrag über „die öffentliche Meinung“ hielt, der Anlaß zu den nachfolgenden Gedächtnisworten:

Es wird uns Allen ein Bedürfnis sein, unserem gemeinsamen Schmerz Ausdruck zu geben über den großen Verlust, den die ethische Bewegung, den das deutsche Vaterland, den die Menschheit durch das Hinscheiden unseres teueren hochverehrten Oberstlieutenant M. v. Egidy erlitten hat. Der Verlust und unsere Trauer ist so groß, daß ich nicht glaube, heut schon die rechten Worte dafür finden zu können. Es wird unsere gemeinsame Sorge sein, daran zu denken, wie wir das Gedächtnis dieses hochgesinnten und reinen Vorkämpfers edlerer Gesittung würdig feiern können, um der Welt gerade jetzt einen Deutschen vor die Augen zu stellen, in welchem die wahren und höchsten Ideale unseres Volkes lebten.

Das Gedächtnis dieses wahrhaft guten Mannes zu feiern, und vor allem Volke zu feiern, sind wir nicht nur der Bewegung der Geister schuldig, welche die Menschheit immer tiefer zu ergreifen begonnen hat, sondern auch der Stellung der Deutschen unter den übrigen Völkern, einer sonst so hoch geachteten Stellung, welche jetzt durch die Abtrünnigkeit vieler unserer Volksgenossen von den Idealen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit so stark getrübt und gefährdet ist.

Was ich Ihnen heute über die öffentliche Meinung zu sagen gedenke, kann kaum besser veranschaulicht werden, als durch den Hinweis auf die Thätigkeit dieses Mannes, der vielleicht mehr als irgend einer von den Lebenden für die Entstehung einer gesunden und thatkräftigen öffentlichen Meinung zu wirken bemüht war.

Dieser rüstige, helle und begeisterte Mann erschien trotz mancher Meinungsverschiedenheiten, die ihn von unserer Bewegung trennten, zunächst als der vollste und wirksamste Vertreter des tiefsten Wesens derselben in der großen Oeffentlichkeit, und immer mehr konnten wir auch wahrnehmen, wie sich der Horizont seines Wirkens in diesem Sinne erweiterte und klärte.

Nun ist er dahin. Unsere Gedanken hängen wehmutsvoll an seinem edlen Bilde. Einen Trost aber finden wir im Anklang an das Dichterwort:

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn“,

nämlich in der Hoffnung, daß seine Lichtgestalt, die gerade aus dem Dunkel des militaristischen Hintergrundes so hell hervortritt, fortan in der Tiefe unserer Seelen noch höhere und reinere Wirkungen ausüben wird, und daß sich diese Wirkungen in noch weiteren Kreisen ausbreiten werden.

Gerade die in ihm verkörperte Verbindung von kühnem Rechts- und Freiheitssinn mit dem Pflichtgefühl und der Treue im strammen Dienste aller wahrhaft staatserhaltenden Ideen, sie wird eine Leuchte für uns Alle sein, sie wird auch in den Lebenskreisen, aus denen er hervorging, nachhaltiger im rechten Sinne wirken als irgendwelche direkten ethischen Mahnungen es vermöchten.

Die Fürsorge für den Volksunterricht in Preußen.

Von J. Tews (Berlin).

Die preußische Unterrichtsverwaltung veröffentlicht alle fünf Jahre einen umfassenden statistischen Bericht über das gesamte niedere Schulwesen, worunter das eigentliche Volksschulwesen, das Mittelschulwesen, die höheren Töchterschulen und die besonderen Elementarunterrichtsanstalten (Taubstummen-, Blindenanstalten, Rettungs- und Waisenhäuser etc.) zu verstehen sind.

Der letzte Bericht, der sich auf eine statistische Erhebung vom 27. Juni 1896 stützt, ist vor einigen Wochen veröffentlicht worden und umfaßt zwei starke Foliobände. Die Ziffern der Statistik lassen auf den ersten Blick erkennen, daß das preußische Unterrichtswesen sich in äußerer Beziehung in den letzten Jahrzehnten stetig fortentwickelt hat. Ueber die inneren Verhältnisse giebt der Bericht indessen nur sehr dürftige Mitteilungen, so daß man sichere Rückschlüsse daraus nicht machen kann.

Von 1886 bis 1896 ist die Zahl der Volksschulen von 34016 auf 36138 erhöht worden. Die Zahl der Schulklassen hat sich von 75097 auf 92001 vermehrt, und der Lehrkörper hat sich von 64750 auf 79431 ver-

491741

Printed in G...

Digitized by Google

größert. In diesen Ziffern liegt gewiß ein bedeutendes Wachstum. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß die Zahl der Schulkinder in demselben Zeitraum von 4838247 auf 5236826 anwuchs, so daß für rund 400000 Kinder neue Unterrichtsveranstaltungen getroffen werden mußten.

Auch in den übrigen äußeren Verhältnissen wird ein Fortschritt nachgewiesen. Das durchschnittliche Lehrereinkommen stieg von 1292 Mk. im Jahre 1886 auf 1583 Mk. im Jahre 1896 und das Gehalt der Lehrerinnen steigerte sich in derselben Zeit von 1108 auf 1279 Mk. Die Gesamtausgaben für das Volksschulwesen wurden um rund 70 Millionen erhöht. (1886: 116464385 Mk., 1896: 185917495 Mk.) Von diesen Mehraufgaben entfallen rund 45 Millionen auf die Erhöhung der Lehrergehälter. Die Unterrichtsklassen wurden verkleinert. Im Durchschnitt entfielen auf eine Unterrichtsklasse 1886 64, 1896 57 Kinder, auf eine vollbeschäftigte Lehrkraft 1886 75, 1896 67 Kinder. Die Aufwendungen für eine Unterrichtsklasse stiegen von 1551 auf 2021 M. Die Kosten für ein Schulkind erhöhten sich im Durchschnitt von 24,07 auf 35,50 M., und die Schullasten betrugen, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, 1886: 4,11 M., 1896: 5,84 M.

In allen diesen Zahlen wird gewiß ein recht erfreulicher Fortschritt konstatiert. Bei denjenigen Zahlen, welche die Aufwendungen für das Schulwesen bezeichnen, ist allerdings in Betracht zu ziehen, einerseits, daß sich die Zahl der Schüler um 400000 erhöht hat, andererseits, daß die wirtschaftlichen und infolgedessen auch die Teuerungsverhältnisse in dem in Betracht kommenden Jahrzehnt sich sehr stark verändert haben.

Ein viel weniger erfreuliches Bild geben indessen die folgenden Ziffern. Auf einen zu Unterrichtszwecken benutzten Klassenraum entfallen im Durchschnitt 1,17 Unterrichtsklassen. Von je 117 Schulklassen entbehren also je 17 eines eigenen Heims. Dieser Mangel ist in einzelnen Landesteilen so groß, daß er als eine Kalamität, als Wohnungsnot der Schule, bezeichnet werden muß. In den Landschulen des Regierungs-Bezirks Liegnitz entfallen auf je 100 Klassenräume 171 Schulklassen, im Regierungs-Bezirk Breslau 165, in Minden 161, in Posen 156, in Frankfurt a. M. 149, in Bromberg 143, in Kassel 140. Man vergegenwärtige sich, was dieser Mißstand besagen will. Klassenzimmer, die soeben von einer Schar von Schulkindern (bis zu 80 und mehr!) geräumt worden sind, werden sofort wieder von einer gleich großen Anzahl in Gebrauch genommen. Für die Gesundheit der Kinder kann unter diesen Umständen auch beim besten Willen nicht genügend gesorgt werden, ganz abgesehen davon, daß bei Einrichtung der Klassenzimmer auf die Bedürfnisse der verschiedenen Altersstufen nicht Rücksicht genommen werden kann, und daß die zu früh zum Unterricht erscheinenden Kinder sich auf Höfen und Korridoren aufhalten müssen, bis das Klassenzimmer leer wird. Ferner entfallen auf je 100 vollbeschäftigte Lehrkräfte im Durchschnitt je 116 Schulklassen, auf dem Lande im Durchschnitt 125. In einzelnen Bezirken ist es nahezu Regel, daß in den Landschulen ein Lehrer immer zwei Klassen zu versorgen hat. Es entfallen z. B. auf je 100 Lehrer im Regierungs-Bezirk Liegnitz 172, in Breslau 166, in Minden 156, in Posen 155, in Frankfurt a. M. 149, in Bromberg 143 und in Kassel 140 Unterrichtsklassen. Dem gegenüber muß man sich daran erinnern, daß in den höheren Unterrichtsanstalten die Zahl der Lehrkräfte weit über die Zahl der Klassen hinausgeht, und daß auch in den mittleren Schulen durchweg mehr Lehrkräfte als Klassen vorhanden sind, ganz abgesehen von der schwächeren Besetzung der Klassen.

Die Ueberfüllung der Schulklassen hat sich im letzten Jahrzehnt etwas vermindert. Während 1886 noch 2333373 Kinder in überfüllten Klassen unterrichtet wurden, sank diese Ziffer 1896 auf 1390000 hinab, immerhin sind insgesamt noch 17165 Klassen überfüllt. Hierbei sind alle Klassen, die in einklassigen Schulen nicht über 80 und in mehrklassigen nicht über 70 Kinder zählten, als normal angesehen. In einzelnen Fällen geht die Besetzung der Klassen über 150 Schüler hinaus. Klassen von 100—110 und 120 Kindern sind keine Seltenheit. Wenn nun, wie es vielfach der Fall ist, für zwei derartige Klassen nur eine Lehrkraft vorhanden ist, so wird man die unterrichtliche und erzieherische Wirkung einer solchen Schule nicht zu hoch anschlagen dürfen.

Sehr forsam werden in der amtlichen Statistik die konfessionellen Verhältnisse behandelt. Offenbar legt man im Kultusministerium ein großes Gewicht darauf, daß gerade über diese Dinge genaue Nachweise vorhanden sind. Hierbei ergiebt sich, daß das katholische Volksschulwesen nach jeder Richtung hin gegen das evangelische sich im Rückstande befindet. Verfolgt man aber die Angaben bis in die 70er Jahre zurück, so zeigt es sich, daß von dieser Zeit ab die katholischen Schulen größere Fortschritte gemacht haben als die evangelischen, d. h., daß das katholische Schulwesen erst mit dem Zeitpunkte stärker sich zu entwickeln beginnt, wo der Staat mit seiner Aufsicht und materiellen Unterstützung eintritt. In dieser Thatsache liegt jedenfalls die zutreffendste Erklärung für den Widerspruch der ultramontanen Partei gegen das staatliche Schulregiment.

Eine ganz besondere Fürsorge läßt die preußische Unterrichtsverwaltung der Befriedigung der konfessionellen Ansprüche an den Unterricht angedeihen. Die Simultanschule wird offenbar als ein notwendiges Uebel nur da geduldet, wo man sie ohne starken Widerspruch der Gemeinden nicht beseitigen kann, oder wo man durch die besonderen Verhältnisse gezwungen ist, sie vorläufig zu dulden. Von den 5236826 Volksschülern werden nur 250412 in paritätischen und Simultanschulen unterrichtet. Insgesamt bestehen im Staate 680 Simultanschulen mit 4333 Klassen. Von diesen Anstalten sind indessen nur wenige eigentliche Simultanschulen, bei den meisten ist der paritätische Charakter dadurch bedingt, daß eine Lehrkraft, die einer religiösen Minderheit angehört an der Schule amtiert. Die Konfessionalisirung des Volksunterrichts wird z. Z. ganz besonders in den östlichen Provinzen gefördert, jedenfalls zum großen Schaden der sonst so eifrig beförderten Germanisation.

Für die Freunde der in Amerika, Norwegen, Finnland und andern Staaten mit Recht bevorzugten Coedukation wird es nicht erfreulich zu hören sein, daß in den preußischen Volksschulen die Trennung der Geschlechter immer mehr durchgeführt wird. Zur Zeit werden etwa drei Viertel der städtischen und ein Achtel der ländlichen Jugend, d. h. ein Drittel der Gesamtheit in getrennten Knaben- und Mädchenklassen unterrichtet, während vor 10 Jahren die getrennten Knaben- und Mädchenklassen nur ein Viertel der gesamten Schuljugend umfaßten. Die Trennung der Geschlechter ist in den katholischen Bezirken weiter fortgeschritten als in den evangelischen und in den konfessionell-gemischten genießen die evangelischen Kinder häufig gemeinsamen, die katholischen getrennten Unterricht. Die Verschiedenheit in dieser Beziehung ist hauptsächlich auf den katholischen Klerus zurückzuführen, der die Trennung der Geschlechter bevorzugt, um die Mädchenschulen mit Lehrerinnen besetzen zu können. Von den letzteren besuchten die Geistlichen einen geringeren Widerstand ihren Schulaufprüchen gegenüber als von den männlichen Lehrkräften.

Die preußische Volksschulstatistik vermeidet es, Vergleichungen mit den Unterrichtsverhältnissen anderer Länder anzustellen. Das kann man bedauern, denn erst

Digitized by Google

durch Vergleichungen, die sich auf den gegenwärtigen Stand und die jüngste Entwickelung der Unterrichtsanstalten anderer Staaten erstrecken, läßt sich die Fürsorge für das preußische Volksschulwesen richtig beurteilen. Es wird deswegen eine nützliche Aufgabe der bildungsfreundlichen Kreise sein, diesem Mangel in etwas abzuhelfen. Die meisten deutschen Staaten liefern leider keine ins Einzelne gehende Statistik. Das Königreich Sachsen hat die Ergebnisse einer Erhebung vom 1. Dezember 1894 veröffentlicht. Stellt man die Ziffern für Preußen und Sachsen gegenüber, so ergiebt sich, daß im Durchschnitt entfielen:

	in Preußen (1896)	in Sachsen (1894)
auf 100 Einwohner	16,44	16 31 Schulkinder
„ 1 Volksschule	145	272 „
„ 1 Unterrichtsklasse	57	43 „
„ 1 Lehrkraft	66	68 „
„ 1 Schulkind	38,50 Mk.	37,88 Mk. Schullasten
„ den Kopf der Bevölkerung	6,84 „	6,15 „ „

Der Fortschritt des Schulwesens war in beiden Staaten im letzten Jahrfünft im allgemeinen gleich groß. Ein Rückstand auf preußischer Seite ist besonders bedeutend beim Fortbildungsschulwesen. Während in Sachsen auf 1000 Einwohner im Durchschnitt 28 Fortbildungsschüler kommen, betragen in Preußen die Fortbildungsschüler noch nicht 7 aufs Tausend der Bevölkerung.

Von Interesse ist aber besonders ein Vergleich des preußischen Volksschulwesens mit dem französischen. Frankreich hatte 1885 in sämtlichen Volksschulen für 5585838 Kinder 130399 Klassen und 137000 Lehrkräfte. An den öffentlichen Volksschulen mit 4502059 Kindern, die in 96501 Klassen unterrichtet wurden, wirkten 97996 Lehrkräfte. Bis zum Jahre 1895 wurde der Lehrkörper auf 151563 Lehrer und Lehrerinnen vermehrt, wovon in den öffentlichen Schulen 105587 wirkten. Die Zahl der Klassen erhöhte sich auf 144893, trotzdem in diesem Jahrzehnt die Zahl der Schüler um 52000 sich verminderte (1895: 5533511). Die Aufwendungen für das öffentliche Volksschulwesen stiegen in Frankreich von 145 Millionen Frs. im Jahre 1885 auf 189 Millionen Frs. im Jahre 1895, trotzdem die öffentlichen Schulen in diesem Zeitraum über 300000 Schüler eingebüßt haben (1896: 4199727).

Diese Anstrengungen, die in unserm Nachbarlande gemacht worden sind, lassen erkennen, daß die preußischen Leistungen keineswegs als außergewöhnliche bezeichnet werden können, daß im Gegenteil dem vermehrten Bedürfnis gegenüber der Fortschritt ein verhältnismäßig geringer war und bei weitem nicht groß genug, um die früheren Rückstände zu beseitigen.

Noch erheblicher sind die Leistungen Englands auf dem Gebiet der Volksschulen in dem letzten Jahrzehnt.

Es will in der Gegenwart wenig besagen, wenn eine Unterrichtsverwaltung darzuthun vermag, daß an dem Zustande des Volksschulunterrichts etwas gebessert worden ist. Bei derartigen Darlegungen wird immer überseben, daß das Objekt des Volksunterrichts durch unsere jüngste politische und wirtschaftliche Entwickelung ein ganz anderes geworden ist. Der Volksunterricht war noch vor einem Menschenalter viel weniger ein allgemeines und unabweisbares Bedürfnis, als es heute der Fall ist, und Versäumnisse auf diesem Gebiete fielen für die Gesamtlage eines Staates weit weniger ins Gewicht als jetzt. Die Kreise, deren Kinder auf den Volksschulunterricht angewiesen sind, haben inzwischen eine geistige, politische und wirtschaftliche Stellung erlangt, in der eine Schmälerung des geistigen Brotes viel verhängnisvoller wirkt, als eine Benachteiligung in manchen anderen Dingen. Von dem Zustande, in welchem das Volksschulwesen sich befinden müßte, wenn es den gegenwärtigen Kulturbedürfnissen entsprechen sollte, sind wir noch ungeheuer weit entfernt!

Ein Maß für diese Abstände erhält man u. a. dadurch, daß man die Aufwendungen und Veranstaltungen, welche für das mittlere und höhere Schulwesen getroffen werden, mit denjenigen für das Volksschulwesen vergleicht. In den Vorschulen der höheren Lehranstalten Preußens kamen 1896 auf eine Klasse durchschnittlich 31 Schüler, auf eine vollbeschäftigte Lehrkraft 34 Schüler, in den mittleren Schulen auf eine Klasse 36 und auf eine Lehrkraft 34 Schüler, in den Volksschulen dagegen auf eine Klasse 57 und auf eine Lehrkraft 66 Schüler. Die Aufwendungen für die höheren Lehranstalten Preußens betragen nach dem Etat 1898/99 41376565 M., d. h. auf den Kopf des Schülers berechnet etwa 250 M., nach Abzug des Schulgeldes 150 M. Ein Volksschüler dagegen kostet 35,50 M. Zweifellos werden auch bei der vollkommensten Unterrichtsgestaltung große Unterschiede zwischen beiden Schulkategorieen bestehen bleiben, aber der jetzige Abstand ist zu groß und weist darauf hin, daß die Fürsorge für den Volksunterricht in dem nächsten Jahrzehnt noch erheblich gesteigert werden muß, wenn diese Veranstaltungen für unser Volk und damit für die Menschheit das leisten sollen, was sie zu leisten berufen sind.

Wie kann man Verbrechen verhüten?*)

Von Geh. San.-Rat Dr. Baer, Oberarzt der Strafanstalt Plötzensee.

Alle Maßnahmen, welche der Staat und die Gesellschaft in Anwendung bringen und bringen können, um die Zahl der Verbrechen zu vermindern und ihre Art zu beeinflussen, richten sich mehr gegen den Verbrecher als gegen das Verbrechen.

Man unterscheidet bekanntlich den Gelegenheitsverbrecher von dem Gewohnheitsverbrecher, d. h. diejenigen Verbrecher, welche unter zufälligen, eigentümlichen Umständen nur gelegentlich zum Begehen einer strafbaren That gelangen, von denjenigen, welche das Verbrechen gewohnheits- und berufsmäßig ausüben. Das Kriterium, das diese beiden Gruppen von Gesetzesübertretern weit von einander trennt, ist die verbrecherische Gesinnung, die Neigung zur verbrecherischen Thätigkeit. Während der Gelegenheitsverbrecher unter dem Einfluß eines Gemütsaffekts, einer Leidenschaft, unter dem Druck augenblicklicher Umstände die Widerstandskraft gegen den Anreiz zum Begehen der verbrecherischen That verliert, und diese in einem gewissen Sinne zwangsweise ausführt, so ist der Gewohnheitsverbrecher bei vollem Bewußtsein seines gesetzwidrigen Handelns immer geneigt Verbrechen von Neuem zu begehen. Während der erstere nach Verbüßung der ihm auferlegten Strafe in den allermeisten Fällen bemüht ist, sich den Satzungen der Gesellschaftsordnung zu fügen, und nicht selten thatsächlich auch ein nützliches Glied der Gesellschaft wird, bleibt der Letztere eine beständige Gefahr für den Gesellschaftskörper, ein gefährliches antisoziales Element.

Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf, wie es überhaupt kommt, daß dieser oder jener Mensch zum Verbrecher wird, welches die Ursache ist, die diesen oder jenen Menschen zum Verbrecher macht? Die Beantwortung dieser Frage ist für den Gegenstand unserer Betrachtung von ganz besonderer Wichtigkeit, um deshalb, weil das ursächliche Moment, das der Entstehung des Verbrechens zu Grunde liegt, einzig und allein bestimmend dafür ist, ob sich die Zahl der Verbrecher und der Verbrechen überhaupt vermindern läßt oder nicht. Nur wenn die Ursache, welche den Verbrecher zu einem solchen macht, durch geeignete Mittel beseitigt oder vermindert werden kann, kann an eine Verhütung, an eine Verminderung der Kriminalität gedacht werden.

*) Nach einem im sozialwissenschaftlichen Studentenverein hierselbst am 16. Dezember 1898 gehaltenen Vortrage.

Digitized by Google

Sieht man von den metaphysischen Anschauungen der Prädestinationslehren ab und stellt sich auf den Boden der naturwissenschaftlichen Beobachtungs- und Erklärungsweise, so findet man, daß zur Zeit zwei Lehrmeinungen über die Genese des Verbrechens vorherrschen, die soziologische und die anthropologische. Die erstere sieht die Ursache des Verbrechens lediglich und ausschließlich in den Einflüssen der Umgebung, in den individuellen und allgemeinen sozialen Lebensverhältnissen, deren Zusammenwirken den Verbrecher zur Gesetzesübertretung führt. Zu diesen Einflüssen der Umgebung kann möglich weise noch ein angeerbtes Moment, eine angeerbte Anlage mit in Betracht kommen, welche aber allein ohne die Begünstigung des Milieu die verbrecherische That nicht in die Erscheinung rufen kann. Ganz entgegengesetzt ist die zweite, die sogenannte anthropologische Lehre. Diese findet, daß der Verbrecher, und besonders der Gewohnheitsverbrecher, durch eine besondere individuelle körperliche und geistige Organisation zum Verbrechen bestimmt wird. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat Gall, der Schöpfer der Phrenologie, das Verbrechen von der individuellen Bildung des Gehirns und des Schädels abhängig gemacht. In neuerer Zeit hat die Ansicht, daß das Verbrechen eine Folge der morphologischen Organisation des Verbrechers sei, eine besondere Förderung und Verbreitung durch die eifrigen Forschungen von Lombroso, dem vielgenannten Irrenarzte in Turin, gefunden. Die von ihm ausgehende kriminalanthropologische Schule hat an dem Schädel, an dem Gehirn und an dem Körper des Verbrechers eine große Reihe von Abnormitäten, von Miß- und Hemmungsbildungen nachgewiesen, welche in ihrer Gesamtheit dem Träger dieser sogenannten Degradationszeichen ein besonderes Gepräge aufdrücken, so daß dem Verbrecher innerhalb seiner Rasse ein besonderer Typus, der sogenannte Verbrechertypus zukomme. Einige dieser Anomalien, welche bei niedrig stehenden Rassen, bei den Wilden, als normale Bildung vorkommen, sollen bei dem Verbrecher als Zeichen des Rückfalles, des Atavismus, in einem prähistorischen Zustand gelten, so daß der Verbrecher dem Wilden ähnlich sei und eine besondere Varietät des Menschengeschlechtes darstelle.

Neben dem Vorhandensein anderer biologischer Eigenschaften, dem Mangel aller Gemütsregungen u. s. w. sollen diese Anomalien den Beweis geben, daß die Organisation des Verbrechers eine spezifische, und daß der Verbrecher infolge dieses Umstandes als solcher geboren sei. Allein genaue zahlreiche Untersuchungen von anderer Seite und auch die von mir an 968 Verbrechern vorgenommenen Messungen und Betrachtungen haben andere Beobachter und auch mich überzeugt, daß ein Beweis für die wirkliche Existenz des Verbrechertypus ebensowenig erbracht ist, wie der für den geborenen Verbrecher. Von den bei den Verbrechern vorkommenden anatomischen Anomalien sind nur die allerwenigsten atavistischer, die allermeisten hingegen pathologischer Natur, bedingt durch Krankheiten der Erzeuger oder durch schlechte Ernährung im Mutterleibe oder nach der Geburt. Allerdings kommen diese Anomalien bei Verbrechern und thatsächlich sehr häufig bei Gewohnheitsverbrechern vor, allein keine einzige von ihnen ist nur dem Verbrecher eigentümlich, alle finden sich auch bei Nichtverbrechern, und ebenso bei Geisteskranken, Idioten, Epileptikern, Prostituierten. Viele und zuweilen die bösartigsten Verbrecher zeigen gar keine Bildungsanomalien, und wieder umgekehrt zeigen viele Nichtverbrecher nicht selten selbst viele und sehr auffällige dieser Stigmata. Nach langen, eingehenden Beobachtungen an jugendlichen und erwachsenen Verbrechern bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß es in der Organisation des Verbrechers keine Merkmale giebt, aus denen zu schließen die Möglichkeit und das Recht vorliegt, daß dieses oder jenes Individuum ein Verbrecher sein müsse. Die bei den Verbrechern vorkommenden Anomalien, von denen viele gar nicht angeboren, sondern durch individuelle, soziale Umstände erworben sind, weisen nur darauf hin, daß ihre Gesamtkonstitution eine minderwertige ist, wie sie bei Geisteskranken, Idioten, Epileptikern und bei allen sogenannten Degenerierten, Belasteten nachzuweisen ist. Sie ist zum großen Teil daran Schuld, daß unter der Verbrecherbevölkerung in der That eine auffallende Anzahl von Geisteskranken und Epileptikern nachweislich ist. Die allermeisten Verbrecher sind jedoch von allen Organisationsdefekten frei und werden lediglich durch die sozialen Verhältnisse zum Verbrecher. Es giebt keinen geborenen Verbrecher und somit auch nicht jenen Fatalismus, welcher unerbittlich und grausam den Menschen zum Verbrechen treibt. Der Verbrecher ist vielmehr in der Regel das Produkt der sozialen Verhältnisse. Staat und Gesellschaft sind verpflichtet und im Stande, durch Beseitigung sozialer Schäden die Zahl der Verbrecher zu vermindern.

Wenn das Verbrechen nicht angeboren, sondern anerworben ist, wenn die Entstehung des Verbrechens nicht endogen, sondern exogen ist, und wenn die Neigung zum Verbrechen erst anerworben wird durch die Einflüsse der Umgebung, so werden wir, um Verbrechen zu vermindern, gegen diese ankämpfen müssen und auch mit Erfolg ankämpfen können. So gut, meint sehr treffend Morrison, ein englischer Gefängnisgeistlicher, wie der Sohn eines Seiltänzers, eines berühmten Redners, eines Malers durchaus nicht die Eigenschaften erbt, ein Seiltänzer, ein Redner, ein Maler zu werden, weil diese Eigenschaften nicht die natürlichen, sondern die erworbenen Eigenschaften des Vaters sind, so wird der Sohn eines Gewohnheitsdiebes durchaus nicht ein Dieb dadurch, daß er auf dem Wege natürlicher Vererbung die verbrecherische Neigung des Vaters übernimmt, sondern daß er diese letztere in der Kindheit und später erwirbt. Es ist nicht Instinkt, sondern Imitation, was ihn zum Dieb ausbildet; würde er aus dem Einfluß des schlechten Beispiels entfernt, so hat er ebensowenig Wahrscheinlichkeit ein Dieb zu werden, als andere Menschen, wenigstens wird diese Wahrscheinlichkeit sehr ihn eine sehr viel geringere sein, als wenn er der Einwirkung verbrecherischer Umgebung ausgesetzt bleibt.

Es fragt sich nunmehr, auf welche Weise kann eine Verminderung der Kriminalität herbeigeführt werden? Man weiß, daß die Kriminalität sich in verschiedenen Ländern bei einzelnen Völkern, selbst in den einzelnen Regionen ein und desselben Landes der Menge und Art nach verschieden gestaltet, daß Rasseeigenschaften, klimatische Einflüsse, selbst die Jahreszeiten, Lebensgewohnheiten der Volksmassen einen Einfluß auf den Ablauf bestimmter krimineller Handlungen ausüben, daß sie bei der Gesetzmäßigkeit in den Erscheinungen der territorialen Kriminalität einen nicht unwesentlichen Faktor abgeben. Es ist festgestellt, daß das Verhältnis der Verbrechen gegen das Eigentum zu dem Verbrechen gegen die Person um so mehr zunimmt, je mehr wir uns dem Norden, daß das Verhältnis ein umgekehrtes wird, je mehr wir uns dem Süden nähern; es ist festgestellt, daß das Maximum der Verbrechen gegen die Person in die heißen Monate und das Verbrechen gegen das Eigentum in die Wintermonate fällt; es ist ebenso festgestellt, daß gewisse Eigenschaften des Volkstemperamentes, des Volkscharakters zu eigenartigen Aeußerungen der kriminalen Tendenz führen. Allein diese Faktoren der Kriminalität sind so sehr in der Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen selbst gelegen, sie sind so stabil, daß ihr Einfluß kaum eliminiert werden kann. Eine Verminderung der Kriminalität kann um so eher erreicht werden, je mehr die Maßnahmen zur Bekämpfung derselben im Stande sind, die Ursachen zu beseitigen oder abzuschwächen, welche das individuelle Leben des Menschen, seine persönliche Lebenslage und die Verhältnisse seiner Umgebung beeinflussen, insoweit sie verbrecherische Neigungen hervorrufen und zu fördern geeignet sind.

Digitized by Google

Diese Maßnahmen haben aus diesem Grunde ihr Ziel darauf zu richten, erstens, daß diejenigen, welche noch kein Verbrechen begangen haben, vor dem Begehen von Verbrechen behütet werden und zweitens, daß diej nigen, welche bereits ein Verbrechen begangen haben, von dem Verbrechen ablassen und nicht von neuem dem Verbrechen verfallen. Wie bei der Entstehung und dem Umsichgreifen von Volksseuchen und Volkskrankheiten die Vorbeugung und Verhütung diejenige Maßregel bildet, welche von größerer Bedeutung und von besseren Erfolgen begleitet ist, als die Anwendung selbst der besten Heilmittel, so hat auf dem Gebiete sittlicher Krankheiten die Verhütung, daß jemand zum Verbrecher wird, reichere Erfolge zu erwarten, als die zu Gebote stehende Methode den bereits fertigen Verbrecher zu heilen.

Vielfach wird geglaubt, daß ein Hauptfaktor für die Zunahme der Verbrechen in den ungleichen wirtschaftlichen Zuständen, in der Not und Armut einzelner Volksklassen läge. Allein es ist nicht erwiesen, daß die minder Bemittelten und die ärmeren Bevölkerungsklassen mehr an der Kriminalität beteiligt sind, als die Wohlhabenden und Reichen. Die Wohlhabenheit schützt, wie die Erfahrung lehrt, niemals vor Verbrechen, ebenso wie es unzählige Arme giebt, welche niemals eine gesetzwidrige Handlung begehen. In ärmeren Landesteilen und in der ärmeren Bevölkerung sind die Verbrechen gegen das Eigentum vorherrschend, in den reicheren hingegen Verbrechen anderer Art. In Zeiten von Missernten, von schlechten wirtschaftlichen Zuständen, von Verteuerung der notwendigen Lebensmittel, in Zeiten allgemeiner Arbeitslosigkeit und allgemeiner Notlage nimmt jedoch zweifellos die Zahl der Verbrechen in ganz so wie Nahrungsmangel und Not auch zu Zeiten allgemeiner Prosperität manchen Menschen zum Verbrechen treibt. Und von wohlbewährten Statistikern ist behauptet und erwiesen worden, daß mit dem Steigen der Lebensmittelpreise neben anderen ungünstigen Einwirkungen auf den Volksorganismus sich gleichzeitig eine Steigerung der Verbrecherfrequenz geltend macht, so daß ein unverkennbares gegenseitiges Verhältnis zwischen den Preisen für die notwendigsten Lebensmittel und der Verbrechenshäufigkeit bestehe. Alles was dazu beiträgt, Hungersnot und Teuerung zu verhüten, die Nahrungsmittel für die ärmeren Volksschichten billiger und besser herzustellen, kann daher mit Recht auch als ein allgemeines Vorbeugungsmittel gegen die Zunahme der Verbrechen dienen Große Anerkennung verdienen daher alle Wohlfahrtseinrichtungen, welche dazu dienen, gute Nahrung zu billigen Preisen den Unbemittelten zu verschaffen, die Hungernden und Darbenden vor Verzweiflung und Verbrechen zu schützen, wie es die Volksküchen und Volksspeiseanstalten, Arbeitsnachweisanstalten, Nachtherbergen für Obdachlose und andere Einrichtungen dieser Art bezwecken. Hunger und Not erwecken die schlimmsten Instinkte und ersticken jede bessere Neigung; um die Peinigung leiblichen Elends auch nur vorübergehend zu beseitigen, wird der Mensch zum Verbrecher. In ganzen Volksschichten werden durch den andauernden Druck der Armut und des leiblichen Elends die Keime der Unzufriedenheit, des Hasses, des Neides gegen die Wohlhabenden erzeugt und lange Zeit stumpf und unempfindlich ertragen, bis durch ein sonderliches Ereignis die Auflehnung gegen die bestehenden Zustände in Roheit und in wilder Wut plötzlich sich entlader und zügellos gegen die bestehende Ordnung wendet.

Mit der Verhütung der Verarmung und der Verbreitung des Wohlstandes in den untersten Volksschichten müssen die anzuziehenden Maßnahmen vereint sein, welche die Volksgesundheit zu fördern vermögen. Wenn die großen Massen in schlechten ungesunden Räumen sich unzureichend und schlecht nähren, da treten jene körperliche Gebrechen, Mißbildungen und Verbildungen der Organisation auf, welche wir in so mannigfacher Gestalt bei den ärmeren Volksklassen und auch bei den Verbrechern fanden. In einem geschwächten, minderwertigen, ungesunden Körper wird sich selten eine gefestigte Gesinnung und ein starker Wille entwickeln, der notwendig ist, den Versuchungen zum Verbrechen kräftigen Widerstand zu leisten. In einem aus materieller Not deprimirten Volkskörper sind die Bedingungen nicht vorhanden, welche zur Bethätigung einer höheren Sittlichkeit notwendig sind. Alle Fürsorge für die Herstellung gesundheitlicher Existenzbedingungen, alle Maßnahmen der öffentlichen Gesundheitspflege sind deshalb jedenfalls sehr wirksame Mittel zur Unterdrückung der Verbrechen.

(Schluß folgt.)

Thomas Hardy.

Von Dr. Philipp Arnstein.

Die Form der Litteratur, die in England die herrschende ist, ist trotz eines gewissen Aufschwunges des Dramas auch heute noch der Roman. In ihm ist die Produktion am größten — 800—1000 Romane erscheinen alljährlich, von denen natürlich die meisten nur Eintagsfliegen, Fabrikwaare sind — seiner bedienen sich aber auch die stärksten künstlerischen Individualitäten, wie zur Zeit Shakespeares und Ben Jonsons das Dramas. In erster Reihe unter den lebenden Meistern dieser Gattung steht Thomas Hardy.

Er ist im Jahre 1840 in einem Dorfe der Grafschaft Dorsetshire geboren, gehört also der älteren Generation an, der Generation von John Smart Mill, Charles Darwin, Tyndall, Huxley und Herbert Spencer, unter deren Einfluß auch sein Denken steht. Von seinem Leben wissen wir, daß er ursprünglich Architekt war, und mit einer Arbeit über Architektur im Jahre 1863 einen Preis errang. Dann wandte er sich der Kunstkritik zu, bis er im Jahre 1871 in der produktiven litterarischen Thätigkeit seinen eigentlichen Beruf fand. Seitdem hat er dreizehn größere Romane, eine Reihe von kleineren Erzählungen und kürzlich auch einen Band Gedichte veröffentlicht.

Alle seine Romane und Novellen spielen in seiner Heimat, dem alten Königreich Wessex und zwar besonders in der am Kanal gelegenen Grafschaft Dorsetshire. Als „Historiker von Wessex“ ist Hardy nicht mit Unrecht bezeichnet worden. Seine Kunst schlägt ihre tiefen Wurzeln in den Boden, dem er selbst entsprossen ist, und sein Name ist so eng damit verknüpft, wie der Walter Scotts mit den schottischen Hochlanden, der von Dickens mit London und der von George Eliot mit Warwickshire.

Hardy liebt das Land seiner Geburt und kennt nicht bloß seine Gegenwart, sondern auch seine reiche Vergangenheit. Sind doch seine Straßen, seine alten Städte und Ruinen gleichsam ein Palimpsest der ganzen Geschichte Englands von den Zeiten der heidnischen Kelten an! Es ist ein Land nicht sowohl der rasch putrierenden Gegenwart als der Vergangenheit. Eisenbahn und Telegraphen, politische Aufklärung und das allgemeine Wahlrecht sind zwar auch in die verborgenen Thäler und die Haide dieses Landes gedrungen, aber ihr Einfluß ist, wenn wir von der Küste absehen, doch nur oberflächlich geblieben. Auch die allgemeine Schulpflicht, die in England bekanntlich noch nicht ein Menschenalter alt ist, hat bis jetzt noch wenig gewirkt, und die Bauern und Tagelöhner, die Schäfer und Hausierer denken und fühlen heute noch, wie vor hundert Jahren. Selbst das Christentum ist nur auf der Oberfläche geblieben Die Leute gehen zwar in die Kirche, wenn auch selten, mehr aus Gewohnheit als aus innerer Ueberzeugung, aber wenn sie wirklich in geistiger Not sind, so suchen sie Hilfe bei dem Beschwörer und nicht bei dem Pfarrer Uralter Aberglauben mannigfacher Art aus heidnischer Vorzeit lebt noch fort, ebenso wie die uralten Sitten, die das Weihnachtsfest, das Maifest und andere Tage verherrlichen. Der wirkliche Glaube dieser Leute

Digitized by Google

ist heidnisch, eine instinktive Verehrung der Natur, mit der und durch die sie leben. Religionen und Dynastien sind geschwunden, aber heute noch wie vor tausend Jahren ist „der Schutz und die Erhaltung des Körpers durch das tägliche Brot ein Studium, eine Religion und ein Begehren." „Essen und Trinken," läßt Hardy einen Bauern sagen, „ist etwas Fröhliches und giebt den Kraftlosen Kraft Es ist sozusagen das Evangelium des Körpers, ohne das wir untergehen." Den zukünftigen Ereignissen, den Gefahren und Wirrnissen des Lebens gegenüber sind die'e Bauern Fatalisten. Im Angesichte und in beständigem Verkehr mit der ewigen großen Natur erscheint sich der Mensch und vor allem der menschliche Wille klein und unbedeutend. Hardy schildert diese Menschen mit ihrer Schwerfälligkeit und ihrer sorglosen Lustigkeit, ihrer ängstlichen Thorheit und ihrer tiefen aus dem engen, aber oft durchlaufenen Kreise der Erfahrung geschöpften Weisheit ohne Idealisierung und ohne Verspottung, wie sie sind. Er will seine Leser ebensowenig durch eine unwahre Darstellung ländlicher Unschuld erbauen, als durch Zerrbilder bäuerlicher Thorheiten erheitern. Er hält sich an die Wahrheit und stellt die Bauern bei der Arbeit wie bei dem Vergnügen, auf dem Felde wie in der Dorfschenke, in ihrem Denken und Fühlen dar. Diese Bevölkerung bildet den Chor, die Landschaft, deren Stimmungen Hardy in meisterhafter Weise schildert und poetisch verwertet, den Schauplatz der Dorfgeschichten des Dichters. Man kann seine Romane als idyllische, romantische und tragische bezeichnen, wenn natürlich auch die Gattungen sich nicht so scharf begrenzen lassen. Zu den ersteren gehören „Unter dem grünen Baum" und „Ein paar blaue Augen", zu den Romanzen „Die Hand Ethelberthas", „Der Stabstrompeter", „Eine Laodicäerin" und „Zwei auf einem Turme", zu den Tragödien „Fern von der tollen Menge", „Die Rückkehr des Landeskindes", „Der Bürgermeister von Casterbridge", „Die Waldbewohner" und die beiden letzten Werke, die zugleich Tendenzromane sind: „Teß von den d'Urbervilles" und „Juda der Unbekannte". Die kleineren Erzählungen sind unbedeutender. Hardys Talent kann sich offenbar in dem engen Rahmen der Novelle nicht entfalten.

Alle spielen in der Gegenwart mit Ausnahme des anmutigen Romans „Der Stabstrompeter", welcher uns in die Zeit der napoleonischen Kriege versetzt, in der das ganze südliche England in beständiger Aufregung und Furcht vor der Landung des „korsischen Ungeheuers" schwebte. Ihr Wert ist natürlich nicht gleich. Je weiter sich Hardy von dem Boden seiner Heimat und ihren Menschen entfernt, umsomehr verliert er die ihm eigentümliche Tiefe und Poesie, so daß manche seiner romantischen Erzählungen nicht besser sind, als die anderer Romanschriftsteller, die mäßige Erfindungen zur Unterhaltung des mäßigen Lesers mehr oder weniger kunstvoll verknüpfen. Reizend sind einige seiner Idyllen, so der Roman „Unter dem grünen Baum", der die Liebschaften der Dorfschullehrerin Fancy Dey schildert und in seinem Ton, in seinem frischen Duft von Wald und Feld und Wiesengrün an nichts so sehr erinnert, als an Shakespeares „Wie es Euch gefällt" und „Die lustigen Weiber von Windsor". Seine ganze Kraft entfaltet aber Hardy, wie Shakespeare, in seinen Tragödien, die uns ergreifen, wie „Macbeth" oder „König Lear".

Es würde zu weit führen und auch zwecklos sein, die Fabel der einzelnen Romane zu erzählen. Sie zeigt bei Hardy einen gewissen typischen Charakter, von dem er im einzelnen nur wenig abweicht. Von dem Chor der Bauern und Tagelöhner heben sich einige stärkere Individualitäten, die aber auch nach Erziehung und Abstammung zu derselben Klasse gehören, ab. Diese geraten in Berührung oder Konflikt mit einer anderen Klasse von Menschen, nach Bildung und oft auch gesellschaftlich höher stehend, aber ohne inneren Halt und Charakterstärke, Leute, die losgelöst sind von der Tradition und dem Glauben ihrer Heimat, ohne doch etwas anderes an die Stelle setzen zu können. Die Leidenschaft der Liebe ist es, die die Personen verknüpft. Auch unter den Frauen haben wir zwei Hauptklassen, das duldende, selbstverleugnende und das dämonische launenhafte Weib, das der Eingebung des Augenblicks und den Vorspiegelungen der Einbildungskraft folgt, und dessen Denken und Handeln jenseits von Gut und Böse liegt. Schuld und Verhältnisse verbinden sich, um die tragische Katastrophe herbeizuführen, und über dem Ganzen schwebt das Bewußtsein von der Macht des Schicksals und den unerbittlichen Verkettungen der Dinge, durch die oft ein furchtbares Ende an einen geringen, unbedeutenden Anfang geknüpft wird. Moralisch im Sinne der höheren Töchterschule sind Hardys Geschichten nicht. „Ich liebe Geschichten mit einer schlechten Moral," läßt er einen Hausierer sagen, „alle wahren Geschichten enthalten eine Moral oder eine schlechte Moral, verlaßt Euch darauf. Wenn die Erzähler Anstand und gute Moral aus wahren Geschichten hätten bekommen können, wer würde sich dann noch die Mühe gegeben haben, Gleichnisse zu erfinden?" Melancholie und Bitterkeit bilden den Grundzug von Hardys Weltanschauung. Ihm ist die Welt keineswegs die beste der Welten. Keine gütige Vorsehung regiert sie, sondern die eherne Notwendigkeit, die blind ihre Gaben austeilt, hier Gunst, dort Schmach, hier Liebkosungen, dort Schläge. Der Fatalismus seiner Bauern kehrt bei Hardy auf einer höheren Stufe als Determinismus wieder. Er sieht in den Geschicken der Menschen das unerbittliche Walten der Naturgesetze, denen das Leben und Glück des einzelnen nichts gilt, aber er betrachtet dies nicht mit dem Gleichmut des weltfremden Philosophen, sondern mit dem leidenschaftlichen Mitgefühl des Dichters.

Und immer bitterer und tragischer wird die Grundstimmung seiner Romane. Die älteren „Fern von der tollen Menge" (1874) und „Die Rückkehr des Landeskindes" (1878) haben doch noch einen versöhnenden Schluß, der ähnlich wie in Shakespeares Hamlet oder Lear einen Ausblick auf bessere Zeiten gewährt. In der ersteren belohnt die Heldin Bathseba nach einer verfehlten Ehe mit tragischem Ausgange doch schließlich ihren ersten treuesten Liebhaber mit ihrer Hand, in der zweiten bringen die harten Erfahrungen, der tragische Tod von Mutter und Gattin den edlen Clym Yeobright dazu, ein Feldprediger zu werden, sein Wissen und seine reiche innere Erfahrung in den Dienst des Volkes zu stellen, aus dem er hervorgegangen ist, während seine Cousine Thomasin nach dem Tode ihres ersten Gatten das Glück in der Vereinigung mit einem anderen treuen Verehrer findet. In seinen beiden letzten Romanen aber wirft sich Hardy zum Ankläger der modernen Gesellschaft auf. In einer schreienden Dissonanz klingen sie aus. Der eine, Teß von den d'Urbervilles (1891) führt den bezeichnenden Nebentitel „Ein reines Weib." Die Heldin, die Tochter eines heruntergekommenen Bauern aus einst berühmter Adelsfamilie, wird in ihrer Jugend das unschuldige Opfer eines rohen Verführers. Sie findet später die Liebe eines Pastorensohnes von scheinbar freien, vorurteilslosen Anschauungen, aber derselbe verläßt sie grausam gleich nach der Hochzeit, als er von ihrem Fehltritte hört. Unsägliche Leiden und das Elend ihrer Familie führen sie noch einmal dem ersten Verführer in die Arme. Da kehrt ihr Gatte zurück, seine Grausamkeit bereuend und bereit, sie in sein Heim zu führen. In der Verzweiflung über ihr vernichtetes Lebensglück tötet Teß ihren Verführer. Sie stirbt am Galgen. „Gerechtigkeit war geschehen und der Vorsehung der Unsterblichen (um mit Aeschylus zu reden) hatte sein Spiel mit Teß beendigt." So schließt dieser Roman, der ein Protest ist gegen die konventionelle Moral, die den Fehltritt eines Weibes, auch wenn er gegen ihren Willen

Digitized by Google

geschehen ist, niemals verzeiht. Die grausamen gesellschaftlichen Gesetze haben Tess, die bei aller Schuld rein bleibt, ins Elend, Verbrechen und schmachvollen Tod getrieben.

Noch schärfer tritt der Konflikt mit der gesellschaftlichen Moral hervor in Hardys letztem Werke: „Juda der Unbekannte" (1895). Der Roman heißt noch „Die Tragödie unerreichter Ziele." Juda, ein Bäckerlehrling, fühlt mächtig den Drang nach Wissen und Kunst in sich. Mit eisernem Fleiße studiert er Lateinisch, von dem glühenden Wunsche beseelt, nach dem uralten Sitze der Gelehrsamkeit, Oxford, zu gelangen. Er wird Steinhauer und arbeitet an Kirchen. Aber sein höheres Streben scheitert, einesteils an dem Kastengeiste der offiziellen engherzigen Gelehrsamkeit, anderenteils an seinen eigenen Leidenschaften. Zwei Frauen treten in seinen Weg. Die eine, Arabella, eine üppige Dorfkokette, lockert mit ihren Reizen und veranlaßt ihn, sie zu heiraten. Als er aber doch von seinen Büchern nicht ablassen will, verläßt sie ihn und geht nach Australien. In Oxford lernt er dann seine Kousine Ina kennen, eine Lehrerin, intelligent, witzig, von modernem Denken erfüllt, ganz Geist und Nerven. Sie liebt Juda, aber um ihm zu entgehen, der doch verheiratet ist, heiratet sie einen pedantischen älteren Schulmeister, den sie nicht lieben kann. Schließlich verläßt sie diesen aber und lebt mit Juda zusammen. Doch will sie, obgleich sie von ihrem ersten Gatten geschieden werden kann, keine neue Ehe eingehen, da die Liebe nicht durch einen Kontrakt gebunden werden solle. Doch traurige Schicksale, der Verlust von drei Kindern, brechen ihren heidnischen Trotz und ihre Spannkraft und ruhig kehrt sie zu ihrem ersten Gatten zurück. Auch Judas Frau ist inzwischen zurückgekehrt und hat den gutmütigen Mann von neuem in ihre Netze gelockt, um ihn dann in Krankheit und Elend zu verlassen. Von ergreifender Tragik ist der Tod Judas. Verlassen von den beiden Frauen, denen er sein Leben geopfert hat, liegt er auf dem einsamen Lager und während durch die geöffneten Fenster Jauchzen und Hurrahrufen hineinschallt — es ist das große jährliche Wohlthäterfest in Oxford — verflucht er in den Worten Hiobs den Tag seiner Geburt. Das Buch ist ein Angriff auf die Ehe, die als Karikatur und Fessel dargestellt wird, zugleich ein Angriff auf die ganze konventionelle Moral. Hardy geht in seinen Radikalismus weiter als irgend einer seiner Vorgänger und ebenso schlägt er hier einen naturalistischen Ton an, der Zola nichts nachgiebt. Aber anders wie Zola, der die Wirklichkeit, besonders das Verhältnis der Geschlechter, vom Standpunkte des Naturforschers, ohne Rücksicht auf Konvention und Sitte schildert, ist der englische Dichter auch hier Moralist, wenn auch ein moralischer Revolutionär, ein prosaischer Shelley, der eine Umwertung der geltenden Werte in der Moral erstrebt und nach neuen Idealen und Lebensmaximen ausschaut.

Mit diesem Romane, wenn wir von den Gedichten absehen, die ohne größere Bedeutung sind, ist Hardys Werk bis heute abgeschlossen. Wie man auch über die Tendenz seiner Romane urteilen mag, jedenfalls gehört Hardy zu den ersten Meistern der englischen Prosa. Sein Stil hat etwas plastisches, monumentales, was oft an die Antike erinnert. Eine großartige Einfachheit und herbe Anmut zeichnet ihn aus. Es spricht daraus zu uns eine originelle, geistvolle, denkende Persönlichkeit, etwas melancholisch und manchmal zu bitterem Cynismus und revolutionärem Groll neigend, aber die Probleme des Lebens tief erfassend und in sich durchkämpfend und gestaltend. Hoffentlich wird uns die Zukunft noch manches ausgereifte Werk von ihm bescheren.

Streiflichter.

Die sozial-ethische Reform der oberen Stände. Ueber dieses Thema hat der Großherzog von Baden sich dem Schriftsteller Gerhard von Amyntor gegenüber, wie dieser in seinem eben erschienenen Werke „Das Skizzenbuch meines Lebens" mitteilt, am 15 Dezember 1887 wie folgt ausgelassen:

Sie haben auch des Oefteren die soziale Frage berührt. Die Art und Weise, wie Sie dies thaten, hat Mich durchaus angesprochen; man muß bei der Besprechung dieser Frage auch den Mitten und Vornehmen derb die Wahrheit sagen. Nichts ist verkehrter, als den Sozialdemokraten bei Bekämpfung der Doktrinen nur als ihr hochmütiger und leidenschaftlicher Feind gegenüberzutreten. Man muß als ihr wohlwollender Helfer auftreten und kann dann um so wirksamer das Verkehrte ihrer Forderungen bekämpfen. Es sind Menschen wie wir, und sie wollen, wie wir, als Menschen leben, nur die Mittel, die sie zur Erreichung auch ihrer diskutierbaren Forderungen anwenden wollen, sind thöricht und verwerflich. Am verkehrtesten ist es aber, ihnen darin nachzuahmen, daß man im Kampf gegen sie auch jene Art von Agitation betreibt, die nur Haß und Feindschaft sät und in der ihre Wortführer geradezu Meister sind; ich begreife die Leute hier in Berlin nicht, die von solchem Vorgehen das Heil erwarten. Die soziale Frage wird nur durch die freien Köpfe und die reinen Herzen aus dem Volk selbst zu lösen sein. Sind da werden sich freilich auch unsere oberen Stände gewaltig ändern müssen. Hier in Berlin herrscht ein Luxus, ein Uebermut des Geldes, der uns mit schwerer Sorge wegen der Zukunft erfüllen kann; ich bitte Sie, sagen Sie fort, Ihre wohlmeinenden Ratschläge immer wieder an jene höheren Gesellschaftsschichten zu erteilen, die in kurzsichtigster Genußsucht für die Stürmzeichen unserer Tage gar kein Auge zu haben scheinen."

Trotz aller leicht erklärlichen Befangenheit, die auch hier noch das Urteil beeinflußt, berührt es wohlthuend, den Gedanken, daß die sozial-ethische Befreiung von diesen Notständen ebensowohl bei den oberen als den unteren Volksschichten einzusetzen habe, auch einen einem Monarchen vertreten zu sehen, der mit Recht im Rate der deutschen Fürsten durch seine Persönlichkeit ein so hohes Ansehen genießt. Um so erfreulicher ist diese Aeußerung, als vielen Patrioten, bei denen der Großherzog von Baden sich immer großer Sympathien erfreute, in den letzten Jahren oft der Schmerz bereitet wurde, zu bemerken, daß auch dieser Fürst öfter vor der Oeffentlichkeit zu einer Ueberspannung des Autoritäts- und Herrschaftsprinzips gelangte, welche für eine feinere und vertiefte Auffassung des sozialen Problems keinen Raum mehr übrig zu lassen schien.

Zeitschriftenschau.

1.

In Schmoller's Jahrbuch (1898, 1) giebt Rb. v. Wenckstern die folgende treffliche Charakteristik des Karl Marx.

Marx war kein Agitator im gewöhnlichen Sinne. Aber er war der eine einzige große Hintermann der Agitatoren, welche in Deutschland den Erfolg hatten, die jetzige sozialdemokratische Partei zu gründen. Er wählte ein Metall, welches der Anerkennung der Massen sicher war und sich leicht zu geeignet erwies, einzelne sogar der fähigsten Denker zu fassinieren. Er prägte die Münze, welche, aus diesem Metall geschlagen, kursfähig wurde in der ganzen Welt. Er wußte die Massen in eine Stimmung zu versetzen, in welcher sie im Stande waren, den Wert der Münze voll und schnell zu erkennen.

Das Metall ist seine Geschichtsauffassung, seine Weltanschauung. Ob sie sich auch, soweit sie universal und im strengsten Sinne philosophisch die ganze Welt umfpannt, den Grundzuge der Weltauffassung Schopenhauers nähert; obwohl sie der Fundamentalanschauung der Wirtschaft, wie sie von den sorgfältigsten Beobachtern, unter den Philosophen markant von Kant und Hegel vertreten wird, ähnelt: weist sie doch bestimmte Züge auf, welche es möglich machen, von einer Marx eigentümlichen Geschichtsauffassung zu sprechen. Er zog die Kritik, welche Schopenhauer an Universum übte, auf den greifbaren Boden der Erde; er verwandelte die Nirwanasehnsucht in die Sehnsucht nach einer eigentumslosen Zukunft der menschlichen Gesellschaft. Er erblickte das Prinzip der verderblichen Individuation nicht wie Schopenhauer in dem irdischen Dasein des Weltwillens in der Gestalt einzelner Willen, einzelner Personen, sondern in der sinnlichen Absonderung der Personen durch die „Sache", durch das Eigentum. Die Verneinung des Willens, das Aufgehen in den Weltwillen Schopenhauers nimmt bei Marx die Form der Verneinung des Einzel-, des Privateigentums an. . . .

Digitized by Google

Das Metall prägte er in eine Münze aus, welche der kumpfen Faust handlich, willkommen, und welche lähig ist, unter Umständen Universalgeltung zu erlangen: in seiner Lehre von der Ausbeutung, deren Kern die Theorie des Mehrwertes ist; in seiner Lehre vom Mehrwert, dem Raubteuer der Arbeit.

Das Mittel endlich, mit dem er die Herzen der Massen für seine Lehre vorbereitet, war die Entfesselung einer, wie er es selbst nennt, Denunziation alles Bestehenden, welche in ihrer Konsequenz und Rücksichtslosigkeit in der Weltgeschichte einzig dasteht.

Was aber Marx zuletzt erstrebte: eine Aenderung der Gesellschaftsformation und der Eigentumsverhältnisse — das könne, meint Wenckstern, erst dann eintreten, wenn die ganze Welt kapitalistisch organisiert ist. Und das werde eine Folge steigender Machtentfaltung sein. Deshalb sollten gerade die Sozialdemokraten, von ihrem Standpunkte aus, an denjenigen Faktoren mitarbeiten, welche Machtentfaltung bedeuten. Mit der politischen Macht Deutschlands werde sich dann die politische Macht der anderen Staaten ausdehnen, und der politischen die wirtschaftliche Entwicklung folgen.

Wenckstern wünscht schließlich: die monarchisch-bürgerlichen Parteien sollen dafür sorgen, daß die jetzt existierenden Eigentumsverhältnisse Entwicklungsformen der gesellschaftlichen Produktivkräfte bleiben — die sozialdemokratische Partei dafür, daß diese Kräfte in möglich energischem Tempo durch Umspannung der ganzen Welt mit dem System des Kapitalismus entwickelt werden. (Sgl. den Aufsatz: „Die Marx eigentümliche materialistische Geschichtsauffassung und Deutschland am Ende des XIX. Jahrhunderts.“) R. D.

2.

In der letzten Nummer der „Verschönung“ hat M. v. Egidy, der nun allzu früh Dahingeschiedene, in ehrlichem Wahrheitsdrange auch den Empfindungen vieler Tausende auf der Nächster des Kaisers von seiner Valutinarische Ausdruck gegeben. Er fragt: Was bringt der König uns mit? Und er antwortet u. a.:

„Mit welchen Gefühlen empfängt Preußens und Deutschlands Volk den Heimkehrenden? Scheich Abdullah Effendi, der Oberdürgermeister (Ulema) von Damaskus, hat den deutschen Kaiser „nicht nur der Dankbarkeit der Christen (Türken), sondern auch der begeisterten Liebe von dreihundert Millionen Mohamedanern“ versichert. Kann dem Könige, darf ihm, wird ihm diese Dreihundertmillionen-Liebe das ersetzen, was an der Fünfzigmillionen-Liebe immer mehr schwindet? Heute allerdings noch nicht; denn „entdeckt“ wird, weil ihm das Entschwinden noch nicht zum Bewußtsein gelangte: deshalb nicht, weil die Thatsache noch von Niemandem seiner Erkenntnis nahe gebracht wurde. Aber die Stunde kommt, da auch der König empfinden wird, was Millionen und Abermillionen im Volke heute schon wissen. Viele — und das ist das Beträbendste — ohne darüber Schmerz zu empfinden: Andere, denen darüber das Herz blutet. Die Thatsache, daß der reiche Schatz an Liebe, der den König umfing, als er sein schönes — zwar verantwortungsvolles, aber nicht schweres — Amt antrat, sich mehr und mehr verringert, wird heute von Jedem, buchstäblich von Jedem (denn zu nehmenden) im Volke anerkannt, wenn sich auch Zaunmerkseln finden, die es wagen, Gegenteiliges zu drucken. Jeder auch weiß, daß die oft geradezu widerliche Art, wie Einige den König ihrer (vermeintlichen) Liebe zu vergewissern versuchen, weder über Thatsachen forttäuschen, noch gar den Mangel an wirklicher Liebe zu ersetzen vermag.

Wen trifft die Schuld, daß die Liebe schwindet? Die Zunächstbeteiligten, das Volk und der König, sind gewiß nicht ohne Schuld; die weit größere Schuld aber haben Diejenigen, die den König vom Volke und das Volk vom König trennen, die sich zwischen Volk und König schieben, die aus dem Könige einen besonderen, nicht zum Volke gehörigen Menschen machen. Welches Unheil unsere fanatischen Entwicklungsgegner (Umsturzanhalter) im allgemeinen und die Handhaber des Majestätsbeleidigungsparagraphen im besonderen begehen, kann mit Worten nicht ausgedrückt werden. Es ist himmelschreiend, wie man sich an dem heiligsten des Menschen, an seinem Wachstums-, seinem Vervollkommnungsdrang versündigt, indem man bindwütig, kindisch, rah, gewaltprozessirt gegen das Allmachtsgesetz der Entwicklung ankämpft. Es ist zum weinen, wenn man sieht, wie dem, von Geburts- und Geschichtswegen seinem Könige und Kaiser mit besonderer Liebe zugethanen Preußen und Deutschen diese Liebe förmlich mit Gewalt aus dem Herzen gerissen wird. Bläßte man nicht, daß es nur irrende Blichterkenntnis ist, die einige unserer amtierenden Volksgenossen zu so bethörlichem Thun treibt, man müßte, wenn man an die Wirkung dieses Thuns denkt — teuflische Bosheit dahinter vermuten. Ein schwerer Irrtum indes wäre es, wollten wir lediglich die Handhabung dieses oder jenes Strafparagraphen mit der schwindenden Liebe in Verbindung bringen. Dunkert und mehr wichtigere und wirklichere Vorkommnisse haben gewirkt. Sie aufzuzählen ist unmöglich; gerade in diesem Augenblick aber darf zum Beispiel das Wort „Lippe“, und vielleicht auch „Braunschweig“, nicht unausgesprochen bleiben. Noch wissen wir wenig und nur umschreibt; es ist ungewendt, an diese beiden Worte heute schon eine Betrachtung knüpfen oder gar von Verschulden sprechen zu wollen; ehrliche Besorgnis aber und die rücksaltlose Gradheit, mit der wir allzeit den Dingen ins Auge schauen wollen, erfordert heute schon, zu sagen: diese beiden Worte bergen vielleicht verhängnisvolle Momente in sich, deren volle Entfaltung dem Volke und Kaiser abermals eine Anzahl von Herzen entfremden könnte; Herzen, die zu den besten gehören. Auch die Herzen Deutscher Fürsten zählen unter Umständen zu diesen besten; nicht zählen dazu die Herzen Derer, die in dieser hocherster Angelegenheit nur „eine Frage des Präsentierens und der Etiquette-Erteilerung“ zu erblicken vermögen.

Am **Donnerstag, den 5. Januar 1899**, Abends 8 Uhr, beginnen im Lesesaal der D. G. E. F., Jägerstr. 10-11, folgende Vorträge über **Ausgewählte Kapitel aus dem Wirtschaftsleben**, eingerichtet von den „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit“.

Inhalts-Verzeichnis:

5. 1. 1899. Die Organisation der Vereinsarbeit. Herr Geh. Rat v. Massow.
12. 1. 1899. Amerikanische Settlements. Herr Magistrats-Assessor Dr. Hergfeld.
19. 1. 1899. Berufsorganisation. Frau Jeannette Schwerin.
26. 1. 1899. Die Lage der Arbeiterinnen in der Wäschebranche. Herr Dr. J. Feig.
2. 2. 1899. Was ist eine Enquête? Fräulein Helene Simon.
9. 2. 1899. Das Bettlerwesen in Großstädten. Herr Stadtrat Dr. Münsterberg.
16. 2. 1899. Arbeiterwohnungsfrage. Herr Prof. Albrecht.
23. 2. 1899. Die nationalökonomische Bedeutung der Hygiene. Herr Dr. med. Sc. Mosse.

Honorar für den Gesamtkursus 5 Mk., für Einzelvorträge 1 Mk. Eintrittskarten sind bei Frl. Salomon, Schillstr. 10, sowie im Auditorium selbst zu haben.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Januarprogramm.

Sonnabend, den 7. Januar, Abends 8¼ Uhr, Ziegelstr. 10-11. Gruppe für ethische Bildung: Dr. L. Katzenstein: „Friedrich Theodor Vischer als Dichter.“ — Diskussion.

Freitag, den 13. Januar, Abends 8¼ Uhr, Ziegelstr. 10-11. Monatsversammlung. Prof. Mühlenhof: „Ueber die Nächstenliebe bei den Tieren.“ Diskussion.

Sonnabend, den 21. Januar, Abends 8¼ Uhr, Ziegelstr. 10-11. Soziale Gruppe: Dr. Paul Zürcher (Leipzig): „Die Arbeiterschutzgesetzgebung.“ — Diskussion.

Sonntag, den 8. Januar 1899, abends 7 Uhr
im großen Saale des Handwerkervereins, Sophienstr. 15:

Konzert

zum Besten der Gesellschaftlichen Lesehalle der D. G. E. F.

Mitwirkende: Frl. **Cl. Aschner** (Klavier), Frau Dr. **du Bois-Reymond** (Gesang), Frl. **Elfriede Mayn** vom Lessingtheater (Dekl.), Herr **Paul Herrmann** (Violine).

Karten zu 20 Pf. in der Lesehalle, Neue Schönhauserstr. 13, bei Siegel n. Schimmel, Königstr. 41 und Friedrichstr. 90. — Hilfsverein für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25. — G. Trams, Kranstr. 26a. — R. Dieter, Lübeckerstr. 52. — A. Träger, Jüstandstr. 8 und an der Abendkasse. — Für Vereine, Fabriken u. s. w. 100 Karten gegen Einsendung von Mk. 15 an Herrn Dr. H. Simon, Schaperstr. 37.

Soeben erschien:

Handbuch der humanen Ethik

von

F. Wyß, alt Schulinspektor.

Eine Sittenlehre mit wissenschaftlicher Begründung, ohne Theologie, für Eltern, Lehrer und Schüler.

Preis broschiert **Mk. 2.—**, hübsch in dauerhaftem Leinenband gbdn. **Mk. 2.60.**

Verlag von Schmid & Francke, Bern.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8881.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 14. Januar 1899. | Nr. 2.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Verärgerungspolitik. Von Epimetheus. — **Die Moral der Encyklopädisten.** Von Prof. L. Büchner. — **Wie kann man Verbrechen verhüten?** Von Geh. San.-Rat Dr. Baer. — **Streiflichter: Sozialisten und Anarchisten in Frankreich.** — **Litteratursperre für künftige Lehrer.** — **Aus der ethischen Bewegung.** — **Briefkasten.** — **Eingegangene Schriften.**

Verärgerungspolitik.

Von Epimetheus.

Wie hart man immer über die Bismarck'sche Politik, die nur mit Machtfaktoren rechnete, vom sittlichen Standpunkte aus urteilen mag, eine Eigentümlichkeit besaß sie, die eine gewisse Sympathie erwecken mußte: sie hatte einen großen Zug, sie war nie kleinlich. Wie die gewaltige Persönlichkeit Bismarcks selbst im Lieben und im Hassen von Personen und Zuständen immer in sich geschlossen, einig und von stahlharter Energie in der Verfolgung des Zieles oder des Feindes war, so litt auch seine Politik nie weder an zarter Rücksichtsnahme auf vielleicht an sich berechtigte Empfindlichkeiten, noch auch an jener kleinlichen Unentschlossenheit, die den Gegner, statt ihm mit dem Schwert in der Hand offen entgegenzutreten, mit giftigen Nadelstichen reizt und erbittert. Wohl fehlen — wie die Memoiren-Hochflut aus jener Zeit nun darthut — auch ihm als Menschen nicht kleinliche Charakterzüge, aber er nahm seine persönlichen Sympathieen und Antipathieen in scharfe Zucht und nur, wo ihm größere Gesichtspunkte vorzuwalten schienen, (vergl. Arnimprozeß, die Zeit des Deklarantentums der Kreuzzeitung, die Bismarckbeleidigungsprozesse u. ä.) gestattete er sich den Luxus, den Gegner auch mit kleinen Mitteln zu ärgern, wenn er ihn nicht sofort „an die Wand drücken" konnte. Das ist jetzt anders. An die Stelle der Vernichtung ist die Verärgerung der Gegner getreten und wo früher ehrliche und entschlossene Gegnerschaft waltete, da herrscht jetzt Unklarheit, Mißtrauen und jene Verdrossenheit, die überall die Folge heimlich gährender und unablässig neu genährter Unzufriedenheit ist. Man lege sich nur einmal die Frage vor, ob die Stimmung eines großen Teiles des Volkes damals erbitterter war, als ein strenges Gesetz die Anhänger einer politischen Partei zu Bürgern zweiter Klasse degradierte und doch nur zur Folge hatte, daß diese als Märtyrer ihrer besten Ueberzeugung das Haupt hoch trugen im Bewußtsein der unwillkürlichen Anerkennung ihrer Bedeutsamkeit, oder heute, wo trotz des Scheines der Rechtsgleichheit bald hier bald dort, einmal in Kriegervereinen u. dgl. bis zu kommunalen Körperschaften, ein andermal an Gerichtsstelle, wo die sozialdemokratische Tendenz als verdächtigend oder strafschärfend ins Gewicht fällt, der schöne Grundsatz proklamiert wird: Wenn zwei dasselbe thun, so ist das nicht dasselbe. Aehnlich, wenn der Arbeitgeber arbeitswillige Leute ruhig durch das an sie gestellte Ansinnen, für die Erwerbsmöglichkeit ihre politischen Rechte und ihre persönliche Freiheit zu opfern, auf die Straße werfen darf, der Arbeiter aber, der einen Kollegen durch die Erinnerung an ihre Interessengemeinschaft vom Streikbruch abzuhalten sucht, ins Gefängnis oder ins Zuchthaus wandern soll; wenn ein Antrag der Mehrheitsparteien Zeitungen, die amtliche Schriftstücke ohne Genehmigung veröffentlichen, strafrechtlich treffen will, wohl gemerkt aber nicht etwa halboffiziöse Blätter, denen die Gefälligkeit eines Ministerialsekretärs Stücke aus dem Etat zugehen läßt, sondern natürlich nur sozialdemokratische oder freisinnige Journale, denen die Unzufriedenheit der Beamten einmal einen „vertraulichen Erlaß" auf den Redaktionstisch bescheert. Wir meinen, schlimmer als die offene frische Kampfstimmung ist diese zähneknirschende und die Faust in der Tasche ballende Erbitterung, von der wir leider immer weitere Kreise des Volkes befallen sehen. Welche ärmliche Komödie der Hintertreppeneinwirkungen und schüchternen Einschüchterungsversuche z. B. in der Angelegenheit der Ehrung der Märzgefallenen! Warum denn nicht offenes Spiel, meine Herren Minister? Den Belagerungszustand für die unbotmäßige Stadt, die es wagt, die Gräber von „Rebellen" nach 50 Jahren noch zu schmücken! Statt dessen erst das Monument, dann die Inschrift, dann der Kranz, dann das Gitter verworfen und zuletzt die Verzögerung der Bestätigung des obersten Kommunalbeamten, da sich offenbar kein Minister traut, einen in langer tadelloser Amtsführung bewährten Mann für diesen Platz zu empfehlen, weil er pflichtmäßig auch dem Wunsche der Bürgerschaft ein Ohr geliehen hat. Oder hat das Organ des Bundes der Landwirte recht mit seiner für die Weisheit der Regierung fast noch beleidigenderen Unterstellung, es handle sich um eine Geduldsprobe. Den städtischen Körperschaften, insonderheit den Stadtverordneten solle damit nahegelegt werden, daß sie nicht thun und lassen können, was sie wollen, daß sie keine hohe Politik zu treiben und die Grenze der kommunalständischen Verfassung zu respektieren haben?" — Nadelstiche! — Die Aufhebung des Verbindungsverbotes politischer Vereine ist feierlich zugesagt worden. Aber der Gesetzentwurf kommt so mit „Kompensationen" bepackt, daß selbst der letzte Reichstag ihn ablehnen mußte und der Bundesrat vertagt die Beschlußfassung über den Mehrheitsantrag auf bedingungslose Erfüllung des Versprechens ad calendas graecas. — Nadelstiche! — Der Kultusminister preist mit

Digitized by Google

begeisterten Worten die Freiheit des Geistes in Universität und Presse — und Professoren werden vor den Disziplinargerichtshof geladen, um zu erfahren, daß ein mutiges Aussprechen der Ueberzeugung sie der Achtung und des Vertrauens unwürdig macht, die ihr Amt erfordert, und immer häufiger wandern angesehene Schriftsteller, Witzblattredakteure und Zeichner hinter Gefängnismauern, weil sie dem Ausdruck geben, was die anderen — — nur denken. — Nadelstiche! — Der ambulante Gerichtsstand der Presse, die Behandlung der Börse, die indirekte Begünstigung niederer Denunziationssucht durch harte Bestrafung von sog. Majestätsbeleidigungen, um nur zu nennen, was noch frisch im Gedächtnis ist, zuletzt noch die Behandlung unbescholtener Bürger als Verbrecher, weil sie sich Anarchisten nennen, deren anthropometrisches Signalement um der Sicherheit des Staates willen in den Polizeiregistern stehen muß — kein Tag, an dem nicht eine neue Saat von Verbitterung und Verärgerung ausgestreut wird. Zu welchem Zwecke? Niemand weiß es. Denn auch der verbohrteste Anhänger der Gewaltpolitik wird zugeben, daß mit solchen Mitteln keine Erfolge zu erzielen sind und er wird ebensowenig glauben, daß diese Nadelstichpolitik die Zufriedenheit des Volkes erhöhe, als Herr v. Köller etwa sich der Illusion hingeben kann, seine Ausweisungspolitik vertiefe bei den Schleswig-Holsteinern die Liebe zum preußischen Vaterlande. Ist das Vaterland wirklich in Gefahr, sei es durch Drohung eines äußeren oder „inneren" Feindes, dann wäre es Pflicht der Regierung, offen den Entscheidungskampf aufzunehmen, aber nicht durch derartige kleinliche Mittel die allgemeine Unzufriedenheit noch zu steigern. Am Aerger stirbt kein Mensch, keine Partei und auch kein Volksbewußtsein, aber Aerger veredelt auch nicht. Möchten die verantwortlichen Ratgeber der Krone endlich bedenken, daß, auch etymologisch genommen, eine Verärgerungspolitik eine Verschlechterung der Sittlichkeit des Volkes bedeutet. —

Die Moral der Encyklopädisten.

Von Prof. Dr. Ludwig Büchner (Darmstadt).

Unter den berühmten Männern der Feder, welche durch Wort und Schrift die große französische Revolution von 1789 vorbereiten halfen, und welche unter dem Sammelnamen der „Encyklopädisten" bekannt sind, ragt als einer der interessantesten der deutsche Baron Holbach hervor, welcher, in Heidelsheim in der Pfalz im Jahre 1723 geboren, schon als Knabe nach Paris gekommen war und daselbst vollkommen zum Franzosen wurde. Er ist der Verfasser des berühmten oder berüchtigten Système de la Nature, welches bei seinem Erscheinen den Namen eines, schon zehn Jahre vorher gestorbenen Sekretärs der Akademie Jean Baptiste Mirabeau als des Verfassers auf seinem Titel trug. Niemand ahnte damals den eigentlichen Autor. Man kannte ihn nur als liebenswürdigen Gesellschafter, als hilfreichen Freund und als Wohlthäter der Armen, dessen Humor, Wohlthätigkeit und Herzensgüte schlecht mit der Rolle eines Gelehrten und Schriftstellers von so ausgesprochenem Charakter zusammenzustimmen schienen. Unermeßlich, reich konnte Holbach seinem Hang zum Wohlthun freien Lauf lassen; auch machte er sein gastfreies Haus zum Mittelpunkt der damaligen gelehrten und philosophischen Kreise von Paris An seiner Tafel versammelten sich die leitenden Geister jener Zeit, wie Condorcet, Diderot, Diderot, Diderot

stechendsten Quellen des Verbrechens gegen Staat und Gesellschaft sind. Anstatt die Moral, wie es sein müßte, auf die wahrnehmbaren Beziehungen unter den Menschen zu gründen, hat sie die Religion auf die Beziehungen des Menschen zu unbekannten Mächten und zu den unzugänglichen Regionen eines erträumten Himmelreiches begründet. Aber nichts war jemals der menschlichen Moral so nachteilig, als ihre Vermengung mit der göttlichen Moral. Abergläubische Menschen und Völker glauben, daß ihnen alles erlaubt sei, wenn sie nur die äußeren Religionsübungen skrupulös erfüllen, welche die Religion vorschreibt; ja, das bekannte religiöse Dogma von der Sündenvergebung ladet gradezu zur Sünde ein. „Die Augen zum Himmel gerichtet halten, während sie doch auf der Erde wandeln, das heißt die Menschen die Unvorsichtigkeit jenes alten Philosophen nachahmen lassen, der, die Augen zu den Sternen gerichtet, in einen Brunnen fiel."

Die Moral ist auch nicht, wie so vielfach behauptet wird, angeboren. Wir bringen bei unserer Geburt die Begriffe von Laster und Tugend ebensowenig mit auf die Welt, wie diejenigen vom Kreis oder Dreieck, wenn auch die angeerbte Anlage, die moralischen Wahrheiten mit mehr oder weniger Leichtigkeit aufzufassen, gewissen Köpfen ebenso zu Statten kömmt, wie andern die Fähigkeit, physische oder geometrische Wahrheiten zu begreifen. Dagegen ist bei vielen Menschen das moralische Gefühl gleich Null, entweder weil dessen Keim weder gefäet noch gepflegt wurde, oder weil es von vornherein erstickt wurde. Die wahre Moral kann nur die Frucht der Reife an Erkenntnis bei den Individuen wie bei der Gesellschaft sein.

Daß die Moral nicht angeboren sein kann, beweist auch die außerordentlich große Verschiedenheit der moralischen Begriffe bei Einzelnen wie bei Völkern. Es giebt keine Tugend, welche nicht schon als Laster, kein Laster, welches nicht schon als Tugend eine Rolle gespielt hätte. Wilde, wie gebildete Nationen haben sich bereits der entsetzlichsten Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten schuldig gemacht und machen sich deren fortwährend schuldig.

„Man sieht da Völker, viel roher als die Tiere, beständig im Krieg leben und sich eine Ehre aus gegenseitigen Abschlachten machen. Wie viele Länder giebt es nicht in der Welt, wo die Meinung, die Gewohnheit, die Regierung und die Gesetze es sich zum Tagwerk gemacht haben, alle Ideen von Güte und Menschlichkeit, von Billigkeit und Vernunft umzustoßen! — Nur durch den Schaden, welchen die Thorheit sich zuzieht, lernt der Mensch verständiger zu werden; nur durch vieles Leiden werden die Völker die Roheit verspüren, Mißbräuche aufzugeben, deren Opfer sie sind."

Das Interesse mit der Pflicht zu vereinen ist eben die große Kunst der Moral und der Gesetzgebung, welche letztere das Interesse des Einzelnen mit den allgemeinen Bedürfnissen des menschlichen Geschlechts in Einklang zu bringen suchen muß. Das Interesse wird nur dann zum Uebel, wenn es sich von der Pflicht trennt und sich auf verachtenswerte Gegenstände wirft, oder wenn es zu verabscheuungswürdigen Handlungen führt; umgekehrt ist es groß, edel, erhaben und mit der Tugend gleichbedeutend, wenn es von Motiven bewegt wird, welche der Gesellschaft nützlich sind. Die Moral muß jedem Menschen zeigen, daß das, was er für die andern thut, für ihn selbst niemals verloren ist, und daß er bei den Opfern immer gewinnt, welche er für seines Gleichen bringt. Nicht die angeblichen Gebote einer Gottheit sind es, auf welche die Moral gegründet werden muß, sondern die Natur des Menschen selbst. Wer die Augen nur ein wenig offen halten will, wird sich leicht überzeugen, daß die Menschen im Allgemeinen viel mehr die Urteile ihrer Mitmenschen fürchten, deren sie gewiß sind, als die Urteile Gottes, an welchen sie oft zweifeln, und von welchen sie übrigens wissen, daß man ihnen geschickt ausweichen kann; ihre gegenwärtigen und erkannten Interessen berühren sie unendlich mehr als die zukünftigen, von welchen sie sich nicht sehr bestimmte Ideen bilden können. Die Meinung ist mächtiger als Könige und Götter. Wenn die Tugend ohnedies auf der Erde schon so selten ist, so würde sie noch weit seltener sein, wenn sie nur im Himmel belohnt werden dürfte. Denn diejenigen, welche den Lohn für ihre Handlungen nur in einer andern Welt erwarten, kümmern sich gemeiniglich sehr wenig um die Billigung der Menschen und thun nichts, um sie zu verdienen.

Wenn man sagt, daß man die Tugend um ihrer selbst willen lieben und ausüben solle, so ist dieses eine Redensart, welche nur dann einen Sinn bekommt, wenn man sie auf dasjenige bezieht, was zur Erhaltung und zum Wohlbefinden der Gattung oder zum Glück der menschlichen Gesellschaft beiträgt, ebenso wie wir die Gerechtigkeit nicht um ihrer selbst willen, sondern darum lieben, weil sie uns und der Gesellschaft nützlich ist. „Es ist die Aufrechthaltung der Gesellschaft, welche der Gerechtigkeit ihren Wert giebt." Im Grunde beruhen alle moralischen Tugenden mehr oder weniger auf dem Gerechtigkeitsgefühl und auf dem Bewußtsein, daß Gerechtigkeit die erste Pflicht und wahre Grundlage des sozialen Lebens bildet. Je mehr die Gesellschaft sich bildet, desto mehr begreifen die Glieder, welche sie zusammenziehen, was sie einander schulden Umgekehrt bedeutet Ungerechtigkeit den Umsturz des sozialen Lebens. „Jeder, der über die Ungerechtigkeit und über das Verbrechen nicht tief entrüstet ist, ist ein schlechter Bürger, welcher seine eigenen Interessen verkennt."

Ist die Gerechtigkeit die Grundlage moralischer Institutionen, so ist das Mitleiden die hervorstechendste Quelle moralischer Handlungen, indem wir uns in Gedanken an die Stelle des ungerecht Behandelten versetzen und uns die Frage vorlegen, wie es uns selbst in gleicher oder ähnlicher Lage zu Mute sein würde. Je physisch empfindlicher und geistig hochstehender ein Mensch ist, je größer seine Einbildungskraft ist, um so stärker macht sich auch in seiner Brust das Mitleid geltend. Es bringt in der Seele eines solchen Menschen einen Zustand peinlicher Unruhe hervor, welchem er möglichst schnell ein Ende zu machen sucht. „Einem Unglücklichen helfen heißt sich selbst erleichtern, heißt von unserm Geiste ein trauriges Bild abwenden, damit an dessen Stelle eine lachende Idee Platz nehme, welche sich infolge des Bewußtseins einstellt, einen Glücklichen gemacht zu haben." Leider ist das Gefühl des Mitleids bei einer großen Anzahl von Personen gleich Null. Krieger und große Eroberer sind in der Regel ohne Mitleid, wie denn überhaupt der Krieg die größte Satyre auf alle Moral und Menschlichkeit bildet. „Wenn der Mord eines einzigen Menschen schon eine haftenswerte Freveltat ist, welchen Schrecken muß nicht ein gemeiniglich sehr ungerechter Krieg hervorrufen, dessen Wirkung es ist, schreckliches Unglück über ganze Nationen zu verhängen und Millionen von Menschen in das Grab zu bringen!" Falscher Ehrbegriff und verletzte Eitelkeit treiben die Menschen zum Kampfe gegen einander, während die wahre Ehre ebenso wie die Tugend dauerhaft nur auf die Nützlichkeit gegründet werden kann. Sie ist nur ein leeres Phantom, wenn sie keine andere Stütze hat als Vorurteile, alberne Konventionen und die Launen der Mode. „Ein Mann von Ehre ist ein Mann, welcher gerecht und menschlich, der Achtung der Gesellschaft wahrhaft würdige Eigenschaften besitzt." Er besitzt jene Ruhe des Gewissens, jenen Frieden der Seele, ohne welche es keine dauerhafte Glückseligkeit geben kann, und welche durch die Achtung seiner selbst sowie der Andern bedingt wird. Denn das Gewissen ist nicht, wie so viele meinen, Produkt eines Instinktes oder eines angeborenen Gefühls, sondern der Erfahrung und der Reflexion. Ein gutes Gewissen ist die Gewißheit, daß unsere Handlungen von denjenigen gebilligt zu werden verdienen, welche ihre Folgen empfinden, während ein schlechtes Gewissen durch die Furcht oder die Gewißheit bedingt wird, daß wir durch unsere Aufführung den Haß und die Verachtung unserer Mitmenschen verdient haben.

Digitized by Google

Der Mensch ist ein Gesellschaftstier und kann nur mit der Gesellschaft und durch dieselbe die Zwecke seines Daseins und Glückseligkeit erreichen. Diese Glückseligkeit wird um so größer sein, je mehr sich der Mensch durch geordnete Gesellschaftszustände von dem rohen Naturzustand entfernt. Auch die menschliche Vernunft, welche ja das am meisten auszeichnende Merkmal der Menschheit ist und welche, um sich zu bilden und zu üben, mannigfacher und wiederholter Erfahrungen und Reflexionen bedarf, kann nur der Erfolg eines sozialen Lebens sein. Man hört oft behaupten, daß der Wilde ein viel glücklicheres Wesen sei, als der zivilisierte Mensch. Davon dürfte in den meisten Fällen das grade Gegenteil wahr sein. „Das wilde Leben oder der Naturzustand, zu welchem gräuliche Spekulanten*) die Menschen zurückführen wollten, und das von den Dichtern als das „goldne Zeitalter" so sehr gerühmt wird, sind in Wahrheit nur Zustände von Elend, geistiger Stumpfheit und Unvernunft. Uns einladen dorthin zurückzukehren, heißt verlangen, daß wir wieder in die Zustände der Kindheit zurückkehren sollen." Wenn wir die Geschichte befragen, so werden wir darin finden, daß in der Wiege der Nationen die Völker überall unwissender, abergläubischer, stürmischer, roher waren, als sie es jetzt sind, während die Rechte der Vernunft und der Wert der wahren Freiheit um so besser erkannt werden, je mehr sich die Nationen von dem Erde der Wildheit entfernen. Leider sind auch bei den gebildeten und gebildetsten Nationen noch gar viele Spuren jenes rohen Ur- und Naturzustandes oder des brutalen, grausamen, unmenschlichen Charakters der Wilden in Aberglauben und zahllosen Vorurteilen zurückgeblieben. Auch ist die Unwissenheit, Leichtgläubigkeit und Unselbständigkeit der großen Masse zum Teil kaum geringer, als ehedem, und gestattet ihren geistlichen und weltlichen Tyrannen, sie unter falschen Vorspiegelungen nach Belieben auszubeuten. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Menschen durch das *moralische* Übel noch weit mehr zu leiden haben, als durch das *physische*, so groß das letztere auch sein mag. Wenn die Seuchen, die Ueberschwemmungen, die Erdbeben u. s. w. harte Wirkungen hervorbringen, so sind sie doch nur vorübergehend, und die Thätigkeit der Menschen macht ihre Folgen bald wieder verschwinden. Aber das Unglück, das die Leidenschaften, die Launen, die Vorurteile, die falschen Ideen, die Unterdrückungen, die Ungerechtigkeiten, die fortwährenden Kriege aus den nichtigsten Anlässen über die Menschen bringen, schwindet nicht und läßt sie kaum zu Athem kommen. Die Religion und die Regierung scheinen sich verschworen zu haben, um das Ziel der menschlichen Assoziation zu durchkreuzen und dem Glücke der Nationen Hindernisse zu bereiten. Insbesondere sind es die zahlreichen Söldnerscharen, welche gegenwärtig alle Nationen unterhalten und welche der Freiheit und dem Wohlstand gleicherweise gefährlich sind. In allen Ländern gehört das Kriegsvolk nicht mehr zur Nation, sondern ist willenloses Werkzeug in der Hand seiner Führer. Ueberall ist der Soldat ein Automat, ein Sklave, ein Feind der Freiheit seiner Mitbürger, bereit über dieselben herzufallen, wenn der Gebieter es befiehlt. Aber diese willkürliche Macht verschafft weder Wohlbefinden, noch Ruhe, noch Mächtigkeit, noch Sicherheit. Der Despotismus ist ein tobendes Meer und von tausend Gefahren umringt, während gerechte Gesetze und die Liebe und Anhänglichkeit der Völker die solidesten Grundlagen der Mächtigkeit der Könige sind. Auch die Völker selbst werden erst gerecht und vernünftig sein, wenn sie von gerechten und vernünftigen Gebietern regiert sein werden. Eine kräftige Apostrophe an die Gewaltbaber schließt den zweiten Teil der Schrift mit den zwar sehr gut gemeinten, aber weniger mit den realen Verhältnissen rechnenden Worten:

„Souveräne der Welt! Man betrügt Euch, wenn man Euch sagt, daß Ihr Götter seid. Man betrügt Euch, wenn man Euch sagt, daß es Euer Interesse erfordere, Euren Völkern die Freiheit zu entreißen, ohne welche sie weder zu Eurem, noch zu ihrem Besten arbeiten können. Man betrügt Euch, wenn man Euch glauben macht, daß man Euch liebt, während Ihr nur durch den Schrecken herrscht. Man betrügt Euch endlich, wenn man Euch sagt, daß große Armeen und kaufliche Trabanten Euch Sicherheit zu gewähren im Stande sind. Sein gerecht! Gebt Euren Völkern die Freiheit und herrscht durch die Gesetze! Duldet nicht, daß man sich Eurem Namens bediene, um die Tyrannei auszuüben! Liebet Eure Unterthanen und beschäftigt Euch mit ihren Bedürfnissen! Hört auf ihre Klagen, setzet das Reich der Sitten ein, belohnt die Tugend und das Verdienst und verdammt das Laster aus Eurer Gegenwart! Züchtigt die Unterdrückung und das Verbrechen! Alsdann werdet Ihr in Wahrheit groß, reich und mächtig sein; alsdann werdet Ihr aufrichtig geliebt sein! In der Mitte eines zufriedenen Volks werdet Ihr Euch wahrhafter Sicherheit erfreuen, und Eure kostbaren Tage werden von der Liebe Eurer Völker besser behütet sein, als von feigherzigen Höflingen und gedungenen Soldaten, welche niemals eine aufrichtige Anhänglichkeit entwickeln können. Die Tugend allein hat das Recht, aufrichtig geliebt zu werden!"

Die politische Zerrüttung seines Adoptiv-Vaterlandes kurz vor der großen Revolution und namentlich die Verderbtheit des damaligen Hofes bildeten den deutlich erkennbaren Resonanzboden für die oben zitierten Auslassungen des großen Menschenfreundes, der das Ende dieser Wirtschaft mit Schrecken voraussehen zu haben scheint. Jedenfalls hat er den französischen National-Charakter, wie er sich noch in diesen Tagen deutlich offenbart, gründlich durchschaut, wenn er den Luxus, die Weiber und den militärischen Geist als die Hindernisse bezeichnet, die der politischen Entwicklung Frankreichs im Wege stehen.

Die Höfe sind ihm die Zentren, von wo aus die Korruption an der Peripherie sich geltend macht; „sie verleihen den schreiendsten Sittenlosigkeiten die Sanktion der Autorität und den Firnis des „guten Tons"." Ob er speziell die *französische* Nation im Auge gehabt hat, wenn er von einer Nation spricht, die aus „eitlen, frivolen und lasterhaften Wesen besteht, welche sich nur angesichts des Vergnügens und der Liederlichkeit mit einander verbinden" — mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls nimmt er die Rechte und Wohlfahrt des Volkes gegenüber seinen Herrschern und Ausbeutern sehr energisch in Schutz.

„Es ist viel wichtiger, daß ein ganzes Volk das tägliche Brot habe, als daß ein Monarch Paläste, Gemälde, Statuen u. dergl. habe. — Das Wohl einer Nation erfordert, daß nicht eine kleine Zahl der Glieder der Gesellschaft sich bereichere und im Ueberfluß schwelge, sondern daß die große Mehrheit des Wohlstandes sich erfreue oder wenigstens das Notwendige besitze. — Das Interesse einer Nation besteht darin, sich die zu ihrem Unterhalt notwendigen Lebensmittel reichlich zu verschaffen, weise regiert und durch treue Bürger verteidigt zu werden. — Ein Bürger, der von seinen nur zehn oder zwanzig Thalern einen Thaler dem Staate beahlt, ist unendlich mehr dereinrichtigt, als der Reiche, der von seiner Million Thaler ihm hundertlausend bezahlen würde. — Man beobachtet gemeiniglich, daß großer Reichtum, weit entfernt die Staten zu vergrößern und zu erweitern, sie verkleinert und verengt. Sie häufen sich die Reichtümer, statt der Gesellschaft Nutzen zu bringen, gewöhnlich in den Kisten der Reichen an, oder sie werden durch Verschwendung auf diejenigen der Bürger vertheut, deren Aufführung am wenigsten ermutigt zu werden verdient." —

Der Genius aber, der am meisten der Freiheit in politischer und materieller Hinsicht bedarf, geht dabei in der Regel leer aus oder ist genötigt, sich auf ein sehr verächtliche Gegenstände zu weisen. Und die Philosophie, welche nur Liebe zur Weisheit, zur Vernunft, zur Wahrheit ist oder sein soll, sieht sich den Verachtungen einer leichtsinnigen und zerstreuten Nation und dem schlechten Humor einer unbilligen Regierung ausgesetzt. Die Menschen aber sind durch langjährige Mißleitung derart an die Lüge gewöhnt, daß die Wahrheit ihnen in der Regel als die gefährlichste Neuerung erscheint. Und die Regierung kann eine Moral nicht gerne sehen, deren Vorschriften dazu geschaffen sind, um in gleicher Weise die Handlungen der Herrscher wie der Unterthanen zu regeln. Darum wendet sie auch nicht genug Aufmerksamkeit auf die *Erziehung*, welche allein imstande ist, die Men-

*) H. mag dabei an seinen Zeitgenossen Rousseau gedacht haben.

Digitized by Google

schen auf die Dauer von Aberglauben und Unwissenheit und von in der Kindheit und Jugend eingeimpften Irrtümern frei zu machen oder sie zum Nachdenken über sich und die Welt anzuregen.

„Je weniger ein Mensch weiß, um so mehr hält er an dem, was er zu wissen glaubt. Ein Unwissender zweifelt an nichts; der Zweifel ist immer der erste Schritt zur Wahrheit, welche leider mit so vielen äußeren und inneren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, daß nur sehr entschlossene und ihr sehr ergebene Geister öffentlich für sie zu kämpfen wagen. Liebe zur Wahrheit ist Liebe zum menschlichen Geschlecht und das untrügliche Zeichen einer echtlichen und aufrichtigen Seele. Derjenige, der sie verkündet, muß nicht bloß die Unwisse..heit der großen Menge, sondern auch die Grausamkeit der Tyrannen und die Verfolgungen ihrer Schergen fürchten. Dennoch ist der Keim der Wahrheit ewig, und nichts kann ihn vernichten. Weder die Anstrengungen der Tyrannen, noch die Sophismen des Betrugs werden ihn jemals ersticken. Der menschliche Geist ist nicht geschaffen, auf seine Schritte wieder zurückzukommen; sein Wesen ist, sich vervollkommnend fortzuschreiten. Die Schläge des Schicksals nötigen ihn manchmal lange Zeit stille zu stehen; aber er nimmt er seinen Gang wieder auf und entschädigt sich bald für die verlorene Zeit. — Die Irrtümer weehen vergehen, nur die Wahrheit wird immer bestehen, und derjenige, der sie verkündet, kann von der Zukunft auf ein Lob hoffen, das seine Zeitgenossen ihm versagen."

Hätte Holbach einige Jahre länger gelebt, so würde er Gelegenheit gehabt haben, den wenigstens teilweisen Sieg seiner für jene Zeit recht revolutionären Ideen zu erleben. Aber er würde sich auch überzeugt haben, daß dieser Sieg nicht so leicht erkauft wird, wie er sich vielleicht in seiner menschenfreundlichen Art zu denken und in seiner enthusiastischen Liebe zur Wahrheit vorgestellt haben mag. So bewahrte ihn die milde Hand des Todes vor jenen schmerzlichen Enttäuschungen, welche keinem Apostel der Wahrheit und Gerechtigkeit erspart bleiben!

Wie kann man Verbrechen verhüten?

Von G.h. San.-Rat Dr. Baer, Oberarzt der Strafanstalt Plötzensee.

II.

Wie der Pauperismus und die physische Misere einen Nährboden abgiebt, auf welchem Verbrechen reichlich emporschießen und fortwuchern, so wird die Entstehung von Verbrechern in einer Bevölkerung begünstigt, in welcher Unwissenheit, Aberglaube und Roheit die Lebensgewohnheiten beherrschen. Der Volkserziehung fällt die große Aufgabe zu, den geistigen Inhalt im Volkskörper auf eine Stufe sittlichen Bewußtseins zu fördern, welche ihm die Achtung und Aufrechterhaltung der göttlichen und weltlichen Gesetze zum Nutzen der Gesellschaftsordnung zur unbeugsamen Pflicht macht. Neben der Verbreitung elementarer und höherer Kenntnisse auf dem Gebiete des realen und humanitären Wissens gilt es, die moralischen Eigenschaften in allen Volksklassen zu bilden und zu erhöhen, durch die Einpflanzung eines reinen religiösen Empfindens, einer wahrhaften Nächsten- und Menschenliebe die Seele und das Gemüt des Menschen zu veredeln, ihn in der Erkenntnis der unverletzbaren Pflichten gegen sich und den Nebenmenschen zu einem sittlichen Wesen auszugestalten. Der Besitz von Wissen und von Kenntnissen allein schützt nicht vor Begehen von Verbrechen. Die Bildung erweitert den Gesichtskreis und die Urteilskraft, sie macht den Menschen frei von Vorurteilen und befähigt ihn, seine Fähigkeiten zu seinem und Anderer Nutzen besser zu entfalten und zu verwerten; aber erst mit der Erziehung zu einem sittlichen Charakter wird sie ein Schutzwall gegen verbrecherische Neigungen in sich selbst und gegen schlechte Einflüsse von Außen. Die Thatsachen lehren, daß bei Völkern auf einer niedrigen Stufe der Zivilisation die Kriminalität nicht selten eine niedrigere ist als bei ganz hoch zivilisierten Nationen. Die Zivilisation ruft selbst eigene Formen der Verbrechen hervor, sie zerstört die kriminelle Teudenz nicht, sie vermag höchstens bestimmte Kategorieen von Verbrechen, welche auf eine intensiv, rohe, boshafte und ehrlose Gesinnung hinweisen, zu modifizieren und abzuändern. Wissen vereint mit Erziehung auf wahrer religiöser und moralischer Basis geben dem Menschen erst diejenigen Grundsätze, welche sein Denken und Fühlen ausfüllen und den unverrückbaren Halt bilden, um allen Versuchungen und Anlockungen zum verbrecherischen Thun zu widerstehen. Diese Art von Erziehung kann allein die großen Volksmassen auf eine hohe Stufe der sozialen Sittlichkeit emporheben und reichlich dazu beitragen, die Kriminalität zu vermindern.

Eine sehr ergiebige Quelle für die Entstehung von Verbrechen liegt in dem unmäßigen Genuß der alkoholischen Getränke. Die Trunkenheit, wie die Trunksucht in weiten Volksklassen, führen zu vielen Schädigungen des sozialen Organismus und unter diesen ist die Steigerung der Kriminalität die verderblichste. In der Trunkenheit, d. h. in dem vorübergehenden und gelegentlichen Rauschzustande wird mit der Lähmung aller wichtigen Funktionen auch die Selbstbestimmung geschwächt. Unedle Triebe und Neigungen treten gebieterisch auf und können durch Ueberlegung und Selbstzucht nicht niedergehalten und unterdrückt werden; in gesteigerter Erregtheit und Empfindlichkeit führt Zanksucht und Rechthaberei, vermeintliche Beleidigung zu schnellem Handeln, zu Jähzorn und Rachwut. Im Rausche werden viele, sehr viele Verbrechen gegen die Person (Todtschlag, Mord, schwere Körperverletzungen) und schwere Vergehen und Verbrechen gegen die Sittlichkeit (Not- und Unzucht) verübt. Im Rauschzustande ist die Macht des eigenen Gewissens, die Mahnung strenger Pflichterfüllung, die Achtung vor dem Gesetz beseitigt. Und der gewohnheitsmäßige Trinker, welcher sowohl durch die Organisation als durch die erworbene krankhaft gewordene Neigung zum Trunke alles Gefühl für Ehre, Pflicht, Anstand und gute Sitte allmählich eingebüßt, wird in Müßiggang und Ratlosigkeit in ungeordnetem Leben zur Last und nicht selten Bettler, Landstreicher und Verbrecher. Mit der Zunahme des Alkoholkonsums in einem Lande hat man vielfach auch die Zahl der Verbrechen anwachsen sehen, und umgekehrt hat man mit der Abnahme des Alkoholkonsums auch ein Absinken der Kriminalität beobachtet. In allen Ländern ohne Ausnahme hat man, wenn auch nicht immer einen direkten Parallelismus zwischen Alkoholkonsum und Kriminalität, so doch die Thatsache erwiesen, daß der Alkohol unter den sozialen Bedingungen, welche die Verbrechen zu vermehren geeignet sind, eine der verderblichsten bildet, daß die Trunksucht in erschreckender Weise an der Kriminalität beteiligt ist. Nach einer 1876 unternommenen Enquete in 120 Gefangenenanstalten in allen Teilen des Deutschen Reiches konnte ich ermitteln: daß von 32837 Gefangenen 41,7 Proz. (13706) ihr Verbrechen unter dem Einfluß des Alkohols begangen hatten, und zwar war es unter den männlichen Zuchthäuslern 46,1 Pro. bei Mord, 63,2 bei Todtschlag, 68,8 Proz. beim Raub, 74 Proz. bei Körperverletzung, 60 Proz. bei Not- und Unzucht, 51,9 Proz. beim Diebstahl, 47,6 Proz. bei Brandstiftung, 26,6 Proz. beim Meineid; unter den männlichen Strafgefangenen waren es 76,5 Proz. bei Widerstand gegen die Staatsgewalt; 77,0 bei Vergehen gegen die Sittlichkeit; 63,4 Proz. bei Körperverletzungen; 58,8 Proz bei Raub; 54,2 Proz. bei Hausfriedensbruch; 52,9 Proz. bei Aufruhr und Landfriedensbruch; 48,0 Proz. bei Brandstiftung. Ermittelungen derselben Art sind in neuester Zeit in Frankreich, Belgien und Schweden gemacht und auch diese ergeben dieselben traurigen Thatsachen Unter 2178 wegen Körperverletzung und Todtschlag vernrteilten Gefangenen haben nach Pasior Schröters Untersuchungen 716 (32,4 Proz.) ihr Verbrechen am Sonntag, 1271 (58,4 Proz.) am Samstag Abend, Sonntag oder Montag und nur 907 (41,6 Proz) in den übrigen Wochentagen begangen. Allein 22,6 Proz. der

Digitized by Google

Verbrechen gegen die Sittlichkeit, 35 Proz. des Landfriedensbruchs und des Aufruhrs, waren am Sonntag verübt, ebenso 17,5 Proz. der Brandstiftungen und 20 Proz der Raubanfälle. Von den 18046 Insassen der preußischen Zuchthäuser am 1. April 1894 waren 3279 (3005 Männer und 274 Frauen) = 18,2 Proz. dem Trunke gewohnheitsmäßig ergeben und nachweislich haben 2815 (2752 Männer 83 Frauen) das Verbrechen, welches sie verübt, in der Trunkenheit begangen. Von den 1896/97 zugegangenen 5490 Zuchthäuslern waren 1110 Gewohnheitstrinker und 1258 von ihnen hatten ihre Verbrechen in der Trunkenheit begangen.

Die Trunksucht ist auch indirekt eine sehr ergiebige Quelle für die Vermehrung der Verbrecher und der Verbrechen, weil sie alle Momente, welche zum Verbrechen führen, die Einzel- und Massenarmut, den Müßiggang, unordentliches Leben in einem hohen Grade befördert und mitbedingt, weil sie die Konstitution der Nachkommenschaft geistig und körperlich degenerirt, weil sie die Wohlfahrt und das Glück der Familie vernichtet und ein sittliches Familienleben unmöglich macht. Viele von den jugendlichen Verbrechern und den verwahrlosten Kindern stammen von trunksüchtigen Eltern ab; die Knaben aus diesen Familien verfallen dem Müßiggang, der Liederlichkeit und dem Verbrechen, die Mädchen häufig der Prostitution.

Wer die Zunahme der Verbrechen verhüten will, muß die Verbreitung der Trunksucht im Volke verhüten. Je weniger Gesellschaft und Staat sich gegen ihre Zunahme auflehnen, desto mehr tragen sie selbst dazu bei, die Zahl der Verbrecher und der Verbrechen zu vermehren. Sie sind unmittelbar an der Steigerung der Kriminalität beteiligt, wenn sie die Unmäßigkeit begünstigen oder gar aus ihr einen Nutzen zu ziehen trachten.

Zu den allerwichtigsten Präventivmaßregeln zur Herabminderung der Kriminalität gehört unstreitig die Beseitigung aller der Umstände, welche die Entstehung und Verbreitung der kriminellen Bethätigung im Alter der jugendlichen Personen vom 13. bis 18. event. bis zum 20. Lebensjahr ermöglichen. Ein nicht geringer Teil der jugendlichen Gesetzesbrecher verfällt der Verbrecherlaufbahn und bildet ein Kontingent, aus welchem das professionelle Verbrechertum immer neue Kräfte heranzieht. Die Zunahme der Verbrecher unter der jugendlichen Bevölkerung ist eine tief betrübende Erscheinung, weil sie mehr als die Rückfälligkeit und die Zunahme der Verurteilten aus der erwachsenen Bevölkerung auf das Vorhandensein vieler demoralisierender Potenzen im Gesellschaftsorganismus hinweist.

Die Zahl der jugendlichen Verbrecher ist eine sehr beträchtliche. Die Zahl der verurteilten Jugendlichen betrug 1882 im Deutschen Reich 30719 und 1896: 44275. Sie ist von 1888 bis 1892 rapid gestiegen von 33069 auf 46496 und ging von da ab sich fast gleichbleibend langsam herunter. (1893: 43776; 1894: 45554; 1895: 44384; 1896: 44275; 1897: 45251.) Die Kriminalitätsziffer der Erwachsenen hat von 1883/87 bis 1894 um 17,6 %, die der Jugendlichen um 24,6 % zugenommen. Auf 100000 Personen der gleichaltrigen Civilbevölkerung kamen 1882: 568 jugendliche Verurteilte; 1883/87: 562; 1888/92: 634; 1893: 680; 1894: 700. Im Jahre 1883/87 war die Kriminalität der Jugendlichen noch nicht halb so groß wie die der Erwachsenen (48 Proz.), dahingegen 1894 mehr als halb so groß (51 Proz.).

Von den 44275 im Jahre 1896 verurteilten Jugendlichen waren verurteilt 1904 (1919 im Jahre 1895) wegen Verbrechen und Vergehen gegen den Staat, öffentliche Ordnung und Religion, 11173 gegen die Person (10883) (einfache Körperverletzung 1289, gefährliche Körperverletzung 6454, Un- und Notzucht 976, Beleidigung 1184 u. s. w.), 31174 (31568) gegen das Vermögen (Diebstahl 21492, Unterschlagung 2063, Hehlerei 1109. Betrug 1706 u. s. w.).

Die Rückfälligkeit der Jugendlichen hat in den letzten Jahren in absoluter Zahl etwas abgenommen, es sind 1894/95 von je 100 Verurteilten 81 ohne Vorbestrafung gewesen, mit 1 Vorbestrafung 11,1, mit 2: 4,1, mit 3—5: 3,1, mit 6 und mehr 0,4. Auf je 100000 Personen der jugendlichen Civilbevölkerung kamen im Durchschnitt erstmalige Verurteilungen 1889/93 572 und 1894: 570. Diese Ziffer ist sich demnach gleich geblieben. Dagegen ist die Ziffer der wiederholten Verurteilungen im Steigen begriffen von 113,6 im Durchschnitt 1889/93 auf 130,3 im Jahre 1894 und diese Steigerung ist verhältnismäßig größer bei den oft wiederholten Verurteilungen.

Diese Zahlen beweisen, daß die Kriminalität unter den Jugendlichen eine beträchtliche, daß die Rückfälligkeit, namentlich unter den bereits Vorbestraften, eine sehr große ist. Geht man den Ursachen nach, welche die Jugendlichen zum Verbrechen führen, so wird man diese in den allermeisten Fällen in einer vernachlässigten Erziehung, in den demoralisierenden Einflüssen der Umgebung, in der körperlichen, geistigen und sittlichen Verwahrlosung finden, in welcher sie in der Kindheit bis zum Alter der Strafmündigkeit und aufwärts aufwachsen. Viele dieser jugendlichen Verbrecher haben ein geordnetes Leben in der Familie niemals oder kaum kennen gelernt; Vater und Mutter sind, um die Ausgaben für die notwendigsten Lebensbedürfnisse zu erschwingen, häufig zur Arbeit außerhalb des Hauses gezwungen und die Kinder bringen den größten Teil des Tages auf der Straße, ohne Aufsicht, sich selbst und den schlechten Beispielen der Umgebung überlassen, zu. Schon frühzeitig werden sie angehalten, einen geringen Lohn zu verdienen; um zur Erhaltung des notwendigsten Lebensaufwandes beizutragen, müssen sie auf Kosten der leiblichen Gesundheit sich Anstrengungen unterziehen, denen sie nicht gewachsen sind. Den Einflüssen der Schule niemals recht zugänglich und ihnen früh entzogen, bleibt das Gemüt verödet, ohne den festen Boden religiöser und sittlicher Grundsätze, ohne die sichere Leitung des Gewissens, ohne die bestimmte Führung des Pflichtgefühls. Kaum dem kindlichen Alter entwachsen, treten viele von ihnen aus der elterlichen Zucht, um bald hier, bald dort zu arbeiten und mit dem verdienten Arbeitslohn selbständig zu wirtschaften. Dem Beispiele der Erwachsenen nachahmend und der Verführungskunst schlechter Genossen blindlings folgend, überlassen sie sich bald der ungezügelten Genußsucht, der Ausschweifung, dem Müßiggang, der Arbeitsscheu und schließlich auch dem Verbrechen. Arbeitsscheu, Roheit, Leichtsinn und Genußsucht sind zu allermeist die wirklichen Triebfedern, die die Jugendlichen zum Verbrechen führen. Nur selten ist es wirkliche Not, die sie zum Begehen eines Verbrechens treibt und sicher niemals in den Fällen, wo diese unreifen Uebelthäter bandenmäßig oder in Gemeinschaft Mehrerer ihre Schandthaten ausführen.

Unter 1014 jugendlichen Verbrechern, welche in beiden Jahren 1894/95—1895/96 in das Strafgefängnis zu Plötzensee eingeliefert und fast durchgängig in Berlin ortsangehörig sind, waren 90,81 Proz. (921) ehelich und 9,17 Proz (93) unehelich geboren. waren 28,50 Proz. (289) von Vater oder Mutter, 6,50 Proz. (66) von beiden verwaist, waren 94,67 Proz. (960) im elterlichen Hause, 5,33 Proz. im Waisenhause oder in fremder Familie, in Besserungsanstalten erzogen. Von den 1014 Verurteilten hatten 54, 63 Proz. (554) als Arbeitsburschen gelebt, 25,14 Proz. (255) ein Handwerk zu lernen begonnen; nur 38,06 Proz. (386) waren zum ersten Mal bestraft, 26,12 Proz. (265) zum zweiten Mal, 14,28 Proz. (145) zum dritten Mal, 19,72 Proz. (199) zum 4.—6. Mal und 1,87 Proz. (19) mehr als sechs Mal. Bei 639 (63,01 Proz.) war die Ursache ihrer Verurteilung der Diebstahl, bei 73 (7,19 Proz.)

Digitized by Google

Bettelei, bei 66 (6,50 Proz) Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit, bei 47 (4,63 Proz) Körperverletzung. Die Verhältnisse der jugendlichen Verbrecher, wie sie hier in Berlin sich gestalten, dürften in allen Großstädten und den reich bevölkerten Industriebezirken sich annähernd wiederfinden. Die 960 von 1040 jugendlichen Gefangenen, welche im elterlichen Hause erzogen waren und die 534 unter den 1014, welche als Arbeits- und Laufburschen beschäftigt waren, weisen unverkennbar darauf hin, daß in dem Mangel ein er geeigneten Erziehung, in den Einflüssen der Umgebung und in der Verwahrlosung im kindlichen und im späteren Alter der Hauptgrund für ihr zukünftiges Verbrecherleben zu suchen ist.

(Schluß folgt)

Streiflichter.

Sozialisten und Anarchisten in Frankreich. Der vorläufig letzten Nummer (s. unter „Aus der ethischen Bewegung") der von unserem Freunde Gustav Maier in Zürich herausgegebenen Beilage zu den Schweiz Blättern für Wirtschafts- und Sozialpolitik „Die ethische Bewegung" entnehmen wir folgende erfreuliche Betrachtung:

Auch in Frankreich gab es bisher keine erbitterte Feindschaft als diejenige zwischen den Sozialisten und den sogenannten Anarchisten. Im gemeinsamen Kampfe halten auch sie sich zusammengefunden. Jetzt aber erhöht aus den Reihen der Gegner der Sirenenruf, die Sozialisten und Bürgerlichen sollten sich wieder von den Anarchisten trennen, sich ja nicht durch eine bouvernde Verbindung kompromittieren. Und wie lautet die Antwort? „Die Dienste" — so sagt ein hervorragender Journalist — „die die Anarchisten der Sache der Gerechtigkeit erwiesen haben, sie haben gar viele Vorurteile begraben. Während die anderen Parteien sich feige versteckten, haben sich die Anarchisten mit kühner Propaganda zuvörderst in den Streit gestürzt. Frankreich ist heute vertraut geworden mit ihrem Namen: einstmals gleich den wilden Tieren gehetzt, haben sie sich jetzt das Bürgerrecht neben den Besten erworben. Wir werden sie nicht wieder verlassen." — Und Joseph Reinach, einer der Führer der faß nur noch in Frankreich lebenden reinen Manchesterschule, der schärfste Kämpfer gegen alles, was nach Sozialismus und Anarchismus riecht, verlangt energisch in einer Zuschrift an ein anarchistisches Blatt die Revision dieser klatgehabter politischer Urteile mit den Worten: „es giebt Menschen im Bagno, die nicht dort sein sollten und die herauskommen müssen."

* * *

Wahrlich, das sind erfreuliche Lichtblicke einer vordringenden Menschlichkeit aus grauenhaftem Dunkel heraus! Sie werden sicherlich auch auf das Leben und auf die politischen Sitten anderer Völker nicht ohne Einfluß bleiben.

* * *

Litteratursperre für künftige Lehrer. Durch die Zeitungen ging jüngst eine Notiz darüber, in welcher Weise in einzelnen Lehrerbildungsanstalten die Erziehung der angehenden Volksschullehrer gehandhabt wird. Die Mitteilungen aus der Hausordnung des Seminars zu Stade sind nun, wie das „Berl. Tageblatt" mitteilt, aus Lehrerkreisen dahin ergänzt worden, daß es in manchen anderen Seminaren eher noch schlimmer als besser bestellt sei, und es wird auf Einzelheiten verwiesen, die stark abstechen von dem, was man sonst bei der Erziehung von jungen Leuten im Alter von 18 bis 21 Jahren, die in einen verantwortungsreichen Beruf eintreten sollen, zu beobachten pflegt. Daß es sich in den preußischen Lehrerseminaren aber nicht nur um eine klösterliche Zucht und um eine engherzige Beaufsichtigung des äußeren Verhaltens handelt, sondern noch viel mehr um eine geistige Gängelung bedenklicher Art, zeigt folgender Absatz aus derselben Seminarordnung:

„Die vorgeschriebenen Bücher dürfen nur bei Buchhändlern der Stadt Stade gekauft werden. Der Ankauf anderer, als der eingeführten Lehr- und Lernbücher ist wohl gestattet, doch bedarf es hierzu der Empfehlung durch den betreffenden Fachlehrer sowie der Anzeige hierüber bei dem Direktor, und in Bezug auf solche Bücher, welche nicht direkt empfohlen sind, der ausdrücklichen Genehmigung d-s Direktors, welcher von Fall zu Fall prüft, ob eine solche außerordentliche Ausgabe gerechtfertigt erscheint, und ob dieselbe von dem Seminarzögling getragen werden kann. Für diesen Fall sind die Buchhändler des Orts von dem Direktor angewiesen, gegen einen von letzterem ausgestellten Erlaubnisschein die betreffenden Bücher zu verabfolgen."

Damit ist es indessen noch nicht genug. Die Bücherkontrole wird nach Mitteilung in der „Preuß. Lehrerzeitung" so weit ausgedehnt, daß geschenkte Bücher erst nach Genehmigung des Direktors in Besitz genommen werden dürfen. Wer ein nicht genehmigtes Buch besitzt, wird bestraft. Auf diese Art ist es allerdings möglich, nicht genehmen Geistern die Thore des Seminars zu verschließen und die Geisteskraft ganz nach Belieben zu regeln. Wenn man die Lehrpläne, die im Frühjahr dieses Jahres in den westfälischen Präparandenanstalten zur Einführung gelangt sind, in Betracht zieht und diese Bestimmungen dazu nimmt, dann erhält man ungefähr ein Bild von dem „schlichten" und „bescheidenen" Lehrerstande, der zur Zeit in den Seminaren ausgebildet wird, und dem die Jugend in dem neuen Jahrhundert zum Unterricht und zur Erziehung übergeben werden soll. Und das ist das Volk der Dichter und Denker! —

Aus der ethischen Bewegung.

Aus Zürich schreibt uns Herr Gustav Maier, der Herausgeber der „ethischen Correspondenz", die in den letzten Jahren als Beiblatt zu den Schweizerischen Blättern für Wirtschafts- und Sozialpolitik erschien: „Redaktionelle Aenderungen dieser Zeitschrift machen die Fortsetzung unserer Beilage unmöglich. Das ist mir leid, denn in drei Jahrgängen ist es mir eine wahre Freude gewesen, an dieser Stelle Gedanken aussprechen zu können, die fernab liegen von dem Parteitreiben des Tages, vielmehr im Gegensatz dazu der Erhebung und Annäherung der Geister dienen sollten. Es ist nicht ganz umsonst geschehen, manche Zustimmung und freundliche Anerkennung haben mir davon Zeugnis gegeben. Oftmals ist mir die Frage gestellt worden, ob nicht diese Blättchen, abgetrennt von der Zeitschrift, weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden könnten. Ich habe davon abgesehen, um nicht der Zeitschrift selbst dadurch zu schaden, zumal ich mir eines wirklichen Bedürfnisses dafür nicht bewußt geworden bin. Wozu ohne Notwendigkeit die litterarische Sintflut noch vermehren?

Nun halte ich es angesichts der veränderten Verhältnisse doch für meine Pflicht, wenigstens die Probe darauf zu machen, ob im seitherigen Leserkreise der Wunsch nach Fortsetzung dieser Mitteilungen besteht. Diejenigen Leser, welche die „Ethische Bewegung" wie seither alle 14 Tage in einem Blättchen von 4 Seiten zu einem jährlichen Preise von 2 Frcs. für die Schweiz und ca. 2 Mk. für das Ausland beziehen wollen, bitte ich, mir (G. Maier, Zürich V, Mittelstr. 12) davon durch Postkarte Mitteilung zu machen.

Wir würden es angesichts der Thatsache, daß noch lange keine Ueberproduktion in ethischer periodischer Litteratur besteht, für sehr bedauerlich halten, wenn sich nicht soviel Interesse fände, um die Weiterherausgabe des verdienstlichen Blättchens zu sichern.

Briefkasten.

Frau F. E. . . . . g. Kiel. Sie schreiben uns: „Wir lebten vom Jahre 1882 bis 1897 in Patagonien und zwar im Camp. Hier in der Einsamkeit, ganz und nur angewiesen von diesem Verkehr, den guten und schlechten Einflüssen der Menschheit entrückt, hatte ich Gelegenheit, mir meine eigene Weltanschauung zu bilden und nach dieser unseren kleinen Knaben bis zu seinem 9. Jahre zu erziehen. Nun dieß es in die Heimat zurückkehren, um ihn hier in die Schule zuschicken. Wir waren mit den verschiedenen Zwangsmaßregeln hierselbst nicht vertraut und hofften unser Kind von dem üblichen Religionsunterricht befreien zu können, mußten aber bald erfahren, daß seine Lehrer . . . nicht im Stande waren, unseren dringenden Herzenswunsch zu erfüllen. So stehen meinem Kinde wohl ähnliche Kämpfe bevor, wie ich sie habe durchmachen müssen bis ich mich endlich durchgerungen habe zu der Erkenntnis, welche mir das Leben lebenswert erscheinen läßt auch ohne den Ausblick auf ein einstiges Leben nach dem Tode. . . . Ich wolle mein Kind nach meinem Sinne erziehen und beweisen, daß meine Lebensanschauung gute Früchte trägt, auch ohne die Bibel und den üblichen Glauben. Jetzt kommt die Schule mit ihrem Zwange, der die Ausbildung des freien Gedankens verbietet, zieht der eigenen Mutter eine Zwangsjacke an und gebietet ihr zuzusehen, wie ihre Saat,

Digitized by Google

die mit Liebe und Vertrauen in die Seele des Kindes gelegt wurde, ausgerottet wird und an ihre Stelle Lehren treten, die nur zu Zweifel und Mißdeutung führen können. Und doch soll das Elternhaus mit der Schule Hand in Hand gehen!"

Wir können Ihren Schmerzensschrei sehr wohl verstehen und teilen Ihre Entrüstung über den brutalen Eingriff, den sich unser jetziges Kultusministerium, gestützt auf sehr anfechtbare juristische Deduktionen, aber im fraglosen Widerspruch zum Gerechtigkeitsgefühle der Mehrheit des Volkes und zur gesunden Vernunft, in die Gewissensfreiheit der Eltern erlaubt. Leider ist aber, wie die Sache liegt, auch falls beide Eltern offiziell aus der Kirchengemeinschaft ausgeschieden sind und die Kosten eines Prozesses nicht scheuen, wenig Aussicht auf einen glücklichen Ausgang desselben vorhanden. Die uns bekannt gewordenen Urteile in solchen Fällen sind häufig widersprechend. Zwar hat das Kgl. Landgericht in Cassel a. S. unter dem 25. Nov. 1893 dem Dissidenten ein gesetzlich begründetes Recht, seine Kinder von der Teilnahme am konfessionellen Religionsunterricht entbinden zu lassen, zugesprochen, ebenso zwei Kammergerichtsurteile vom 6. Dez. 1888 und vom 6. Februar 1890, aber das Kammergericht hat in einem dritten Urteil am 17. April 1893 auf dem Allg. Landrecht (§ 11, 11, 12) gefolgert, daß eine Erlaubnis zur Versäumnis des Religionsunterrichts der öffentlichen Schule nur erteilt werden dürfe, wenn der Nachweis geführt werde, daß das Kind in einer anderen Religion nach den Gesetzen des Staates erzogen werden soll. Endlich hat das Kammergericht in siebenter Instanz einen Dissidentenprozeß, der seit 1881 (!) spielte, damit beendet, daß es den gewissenstreuen Vater, der für seine Überzeugung und für das Wohl seiner Kinder unendliche Opfer an Zeit, Mühe und Geld gebracht, kraft Rechtens zu den „nachlässigen Eltern" im Sinne des § 48, 11, 12 des Allg. Landrechts rechnete! — Jeder Kommentar dazu wäre überflüssig. Bemerkt sei noch, daß die gerechte Verfügung des Ministeriums Falk vom 29. Februar 1872, in der die Dispensation von Dissidentenkindern vom Religionsunterricht ohne Weiteres bestimmt wurde, durch ein einfaches Reskript des Ministers Hobbi-Trützschler vom 16. Januar 1892 aufgehoben worden ist. Der jetzige Kultusminister Bosse hält dasselbe aufrecht, machte aber bei Zurückweisung einer Beschwerde selbst darauf aufmerksam, daß „gegen die Festsetzung von Schulversäumnisstrafen der Weg des gerichtlichen Verfahrens offen stehe" und daß man „hierdurch in der Lage sei, Zweifel gegen die Rechtsbeständigkeit des Erlasses vom 16. Januar 1892 richterlicher Prüfung und Entscheidung zu unterbreiten". Leider hat auch dies Mittel verlagt, denn das Kammergericht hat in dem erwähnten Urteil vom 17. April 1893 es ausdrücklich abgelehnt, die Rechtsbeständigkeit des Kultusministerialerlasses vom 16. Januar 1892 einer Prüfung zu unterziehen. Herr Bosse administriert also ruhig fort, da das Abgeordnetenhaus für den in der letzten Session eingebrachten Gesetzentwurf der Herren Rickert und Träger, wonach Dissidentenkinder am Religionsunterrichte der Schule nur dann teilnehmen, wenn die Eltern nicht das Gegenteil verlangen, keine Zeit gehabt hat! Wie wir hören, wird der Antrag in dieser Session von neuem gestellt werden und die hiesige humanistische Gemeinde wird in diesen Tagen eine darauf bezügliche Petition an den Landtag richten. Ueber den Erfolg geben wir uns freilich angesichts der Zusammensetzung des Hauses und der kultusministeriellen Interpretation des Freiheitsbegriffs keinen Illusionen hin.

Von einem Abdruck Ihres sonst dankenswerten Artikels über den Religionsunterricht glauben wir, da in unserem Leserkreise die dort ausgedrückten Empfindungen völlig geteilt werden, absehen zu dürfen.

Die Redaktion.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Die Tscherkessen. Roman. Von A. G. von Suttner. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Das Buch der Bücher. Populärwissenschaftlich dargestellt. Von Dr. S. Bernfeld. Berlin, Verlag von S. Cronbach.

Der Märchensucher Liebe. Zwei Erzählungen. Von Heinr. Ilgenstein. Berlin, Verlag von Schweitzer & Mohe.

Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der menschlichen Gesellschaft. Von Ludwig Woltmann, Dr. med. et phil. Düsseldorf, Hermann Michels Verlag.

Der Kinder-Spiegel. Ein Bilderbuch für Kinder von 4—8 Jahren. Von August Schuster. Zürich u. Leipzig, Verlag von Karl Henkell & Co.

System der Wertlehre. I. Band: Allgemeine Wertlehre, Psychologie des Begehrens. II. Band: Grundzüge einer Ethik. Von Dr. Christian v. Ehrenfels, Prof. der Philosophie in Prag. Leipzig, Verlag von O. R. Reisland.

Zur ethischen Bewegung. Der Weg zum Frieden. Von Dr. Eisler. Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Lao-Tse's Tao-Teh-King. Chinese-English. With introduction, transliteration and notes. By Dr. Paul Carus. Chicago, the open court publishing company.

Die Lösung der sozialen Frage. Erster Teil: Psychologie des geschlechtlichen Lebens. Herausg. von J. H. Franke. Zürich und Sachingen, Selbstverlag des Herausgebers.

The plan of an ethical Sunday School. By W. L. Sheldon. (Ethical Addresses). Philadelphia, S. Burns Weston.

Ein Beitrag zur neuen deutschen Staatsinquisition. Von Franz Schäfer, Luxemburg. Als Manuskript gedruckt.

Was in der Luft liegt. Zeitgemäßes. Von Leopold Katscher. Leipzig, Verlag von Freund und Pittig.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 1. Bändchen. Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Prof. Dr. H. Buchner. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.

Neue Gedichte. Von Arthur Pfungst. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

A new nation and a new duty. By William Salter. (Ethical addresses). Philadelphia, S. Burns Weston.

Kosmogonie und Religion. Von Prof. Dr. Günther-Thiele. Berlin, Verlag von Konrad Skopnik.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstr. 28.

Einbanddecken

für den Jahrgang **1898** sind durch die Expedition dieses Blattes zum Preise von **Mk. 1,20** inkl. Porto zu beziehen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Januarprogramm.

Freitag, den 13. Januar, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Monatsversammlung. Prof. Mühlenhof: „Ueber die Nächstenliebe bei den Tieren." Diskussion.

Sonnabend, den 21. Januar, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Soziale Gruppe: Dr. Paul Züricher (Leipzig): „Die Arbeiterschutzgesetzgebung." — Diskussion.

Gäste stets willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Die Buchhandlung von

Hugo Warschauski,

Berlin C., Roßstraße 5

empfiehlt sich zur

Lieferung der gesamten Litteratur des In- und Auslandes.

Zeitschriften, Journale und Lieferungswerke werden pünktlich expediert.

Versand nach allen Orten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9921.

Ethische Kultur

Inserate: Die briefspaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 21. Januar 1899. | Nr. 3

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Moral und öffentliches Recht. Von Philalethes. — Wie kann man Verbrechen verhüten? Von Geh. San.-Rat Dr. Baer. — Sittliche Begriffswandlungen. Von Dr. R. Penzig. — Wahrheit oder Interessendienst? Von Prof. Staudinger. — Streiflichter: Fiat justitia, pereat mundus! Verfassungsverletzung auf dem Verwaltungswege. — Aus der ethischen Bewegung.

Moral und öffentliches Recht.

Von Philalethes.

Wir leben in einem modernen Rechtsstaate. Das bedeutet: alle Beziehungen der Menschen unter einander in diesem Staate sind der subjektiven Laune und Willkür, also auch der Möglichkeit der Gewalt entzogen und unter allgemeine gesetzliche Bedingungen gestellt. Diese Gesetze aber sind wiederum ein Niederschlag sittlicher Anschauungen, soweit sie nicht eben bloßer politischer oder sozialer Zweckmäßigkeit dienen.

Nun ist es höchst merkwürdig zu beobachten, welch scharfer Gegensatz sich hierbei zwischen privatem und öffentlichem Recht geltend macht. Auf dem Gebiete des privaten Rechts giebt es keinen Unterschied in der Stellungnahme der verschiedenen Bevölkerungsklassen, auch nicht der Regierung, weder in der moralischen Beurteilung bestehender noch zu fordernder Rechtsbestimmungen. Auch in den Kreisen der Junker, der Agrarier, der deutschen Chauvins will niemand, daß der eine Bürger den anderen ungestraft töten, vergewaltigen, verleumden dürfe u. s. w. Und wo dem fortgeschrittenen und verfeinerten sittlichen Gefühle die vorhandenen Rechtsbestimmungen nicht mehr zu genügen scheinen, da werden entsprechende Ergänzungen und Erweiterungen durchgängig einstimmig gefordert. Das zeigte sich in interessanter Weise beispielsweise bei der Beratung des Gesetzentwurfs zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes und des Geheimnisverrats. Entschädigung unschuldig Verurteilter, gegen deren Prinzip wenigstens keinerlei Widerspruch laut wurde. Daß also im ersteren Falle der einzelne sich im Konkurrenzkampfe mit anderen solcher Mittel bediene, die nicht „gentlemanlike“ sind, setzen alle als ein moralisch verwerfliches und gesetzgeberisch soweit als möglich zu bekämpfendes Uebel an.

Ganz anders aber auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts, wenn das wirkliche oder vermeintliche Interesse des Staates in Frage kommt. Hier sollen die sittlichen Anschauungen eben nur insoweit Berücksichtigung verdienen, als eben dieses staatliche oder nationale Interesse es zuläßt. Man betrachte die jüngst erfolgten Ausweisungen fremder Unterthanen in verschiedenen preußischen Grenzgebieten. Man kann ganz von der Frage absehen, ob diese Ausweisungen wirklich durch irgend ein nationales Interesse gefordert waren — diese Frage ist natürlich entschieden zu verneinen —, man kann sogar absehen von der Rücksichtslosigkeit und Härte, mit der diese Ausweisungen vielfach in Szene gesetzt wurden: und dann bleibt immer noch ein schweres sittliches Vergehen bestehen. Denn eingestandenermaßen hat man mit der Ausweisung ruhiger und friedlicher Tagelöhner, Arbeiter, Knechte u. s. w., die sich keinerlei Ungesetzlichkeit haben zu schulden kommen lassen, nicht diese selbst, sondern die „nationalen Agitatoren“ treffen wollen, um eben die letzteren, denen man auf andere Weise nichts anhaben konnte, so auf einem Umwege zu strafen oder mindestens zu beunruhigen. Mit anderen Worten, man hat den allgemeinsten moralischen Grundsatz, den Kant so formuliert hat, man dürfe niemals einen Menschen als Mittel zum Zweck, sondern müsse ihn stets als Selbstzweck betrachten, in der flagrantesten Weise verletzt. Man treibt unschuldige Menschen ins Elend, um anderen, die man als politische Gegner ansieht, damit Abbruch zu thun. Was würde man zu einem Privatmann sagen, der in seinen bürgerlichen Beziehungen ein ähnliches Verfahren einschlagen würde, der beispielsweise gar nicht einmal mit Gewalt, sondern nur mit List, durch Versprechungen und Drohungen einem Konkurrenten, der ihm unbequem ist, da er ihm selbst nicht beikommen kann, seine Angestellten, Freunde u. s. w. zu verderben sucht? Und in dem einen Falle soll erlaubt sein, was in dem anderen Falle jedermann verwirft? Und das angebliche nationale Interesse soll diesen Unterschied begründen?

Es ist unschwer, zu erkennen, worauf dieser Zwiespalt zwischen privater und öffentlicher Moral sich gründet. Auch der modernste Rechtsstaat ist aus einer langen geschichtlichen Entwicklung hervorgegangen, in welcher nicht Moral und Recht, sondern die Gewalt wiederholt das entscheidende Wort sprach. Daher die ununterbrochene Tradition, daß mit Gewalt erhalten werden müsse, was durch Gewalt gewonnen wurde. So schiebt sich die alte Gewaltanschauung wie ein Keil in die sittliche und rechtliche Ordnung ein. Sie kann sicherlich nicht auf einmal, sondern nur im allmählichen Fortschreiten überwunden werden. Aber was haben damit diese Rückfälle in die Gewaltpolitik früherer barbarischer Zeiten gemein, wie wir sie jüngst erlebt haben? Solchen Versuchen, die sittliche Entwicklung auch auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes nicht nur aufzuhalten, sondern sie sogar rückwärts zu drängen, sollte der einmütige Widerstand aller Bevölkerungsschichten nachdrücklich entgegentreten.

Digitized by Google

Wie kann man Verbrechen verhüten?

Von Geh. San.-Rat Dr. Baer, Oberarzt der Strafanstalt Plötzensee.

III.

Die Rettung dieser jugendlichen Verbrecher kann nur geschehen, wenn sie der unlauteren Atmosphäre, in welcher sie geboren sind und aufwachsen, so früh als möglich entzogen werden, wenn Veranstaltungen vorhanden sind, welche sich dieser Kinder annehmen, sie vor körperlicher, geistiger und sittlicher Verkommenheit schützen und ihnen an den Segnungen der Erziehung, wenn auch nur teilweise, das ersetzen, was ihnen in der eigenen Familie to stiefmütterlich oder im gegenteiligen Sinne gewährt ist Krippen, Kinderheime, Kinderhorte, Kindergärten und Kinderschulen müssen die zarteste Jugend dieser Kinder überwachen, die Volks- und Fortbildungsschulen müssen sich dieser Pfleglinge besonders annehmen, um ihnen sittliche Kraft, Liebe zur Arbeit und zu treuer Pflichterfüllung einzuflößen.

Eine besondere Fürsorge muß allen denjenigen Kindern zu Teil werden, welche früh verwaist, der Schule entwachsen ohne ausreichende Aufsicht den Fährnissen des Lebens ausgesetzt sind. Große Anerkennung und Nachahmung verdient nach dieser Richtung die von allen Seiten unterstützte Thätigkeit des in jüngster Zeit von den Herren Herrfurth und Feilsch hier ins Leben gerufenen freiwilligen Erziehungsrats für schulentlassene Waisen, welcher sich die sittliche und wirtschaftliche Förderung der vater- und elternlosen, unehelichen und dauernd vom Vater verlassenen Kinder in den auf ihren Austritt aus der Schule folgenden Jahren zur Aufgabe macht, welcher diesen Pfleglingen eine geeignete Unterbringung bei zuverlässigen Lehrherren bezw. sonstigen Arbeitgebern, sowie eine tüchtige berufliche Ausbildung und sittliche Erziehung durch die stete Beaufsichtigung seitens einer großen Anzahl (1481) wohl- und edelgesinnter Pfleger und Pflegerinnen, sowie durch eine Beisteuer zu den Kosten der Unterhaltung gewährt.

Ein ebensolcher und vielleicht noch größerer fürsorglicher Schutz sollte denjenigen Kindern erwiesen werden, deren Eltern wegen eigener Verschuldung zur Verbüßung einer wider sie verhängten Strafe in dem Gefängnisse sich befinden. Diese unglücklichen Kinder sind neben der materiellen gar häufig einer noch schwereren sittlichen Not überlassen. Von den in die Zuchthäuser des preußischen Staates eingelieferten Strafgefangenen waren nach der amtlichen Feststellung zurückgeblieben 1894,95 eheliche Kinder 7435, uneheliche 344, 1895/96 6928 und 389, 1896/97 6683 und 338, in den 3 Jahren zusammen 21046 eheliche und 1081 uneheliche, zusammen 22127 oder jährlich 7376 Kinder. Wie viele dieser Kinder, welche zum Verbrechen scheinbar bestimmt sind, müssen der Verwahrlosung und dem Verbrechen anheimfallen, wenn ihnen nicht frühzeitig eine schützende Hand dargereicht wird?

Früher und häufiger als es jetzt geschieht, sollten in Erziehungsanstalten, in Rettungshäusern, wie sie nach dem Muster der Wichernschen Anstalten sich gebildet, oder wenn irgend möglich und anfährdar in ehrlichen guten Familien unter Beaufsichtigung von Schutzvereinen oder der staatlichen Behörden untergebracht werden alle Kinder, welche von den Eltern oder Angehörigen zum unredlichen Lebenswandel, zum Müßiggange oder zum Betteln angehalten werden, sowie alle die Kinder, welche nachweislich Zeichen einer Verwahrlosung darbieten oder ihr anheimzufallen Gefahr laufen.

Waren alle bisher aufgeführten Maßnahmen darauf berechnet, das kindliche und jugendliche Alter zu schützen, um es vor dem Begehen von Verbrechen zu hüten, so darf dieser Schutz auch dann nicht aufhören, wenn ein jugendlicher Uebelthäter wegen eines Verbrechens bestraft werden muß. Die Bestrafung der Jugendlichen kann am wirksamsten zur Vermeidung der Verbrechen beitragen, wenn sie in rationeller Weise ausgeführt wird. Bei der Bestrafung der Jugendlichen soll, wie allgemein anerkannt wird, mehr die erzielliche und bessernde Beeinflussung als die strafende erstrebt werden. Deshalb verlangt auch das Gesetz, daß die Strafe bei ihnen in eigens für sie bestimmten Anstalten oder Räumen vollzogen werde, damit sie vor jeder Berührung mit erwachsenen Verbrechern geschützt und vor jeder sittlichen Verschlechterung durch diese gesichert bleiben. Von vielen Seiten wird, und mit Recht, verlangt, daß der jugendliche Uebelthäter vor dem Eintritt in das Gefängnis so viel als möglich bewahrt würde, weil jede noch so kleine Gefängnisstrafe ihm als Schandmal, als Brandmahl für sein ganzes Leben zu seinem Schaden anhaftet, und was noch wichtiger ist, weil jede einmal überstandene Gefängnisstrafe das Gefühl der Schande, der Furcht vor dem Strafhause in dem Gemüt des kindlichen Verbrechers vermindert und jede abschreckende Wirkung verloren geht. Ist der jugendliche Missethäter erst einmal im Gefängnis gewesen, und hat dieses seine Schrecken für ihn verloren, dann kehrt er auch bald wieder in dasselbe zurück.

Aus diesem Grunde sind kurzzeitige Strafen bei Jugendlichen thatsächlich nicht selten mehr schädlich als nützlich und doch werden diese in überwiegend großer Anzahl gegen dieselben ausgesprochen und vollzogen.

Aber auch die langen Gefängnisstrafen sind ohne wirklich erzielichen Wert, weil der Zwang und die Zucht des Strafhauses jede Selbstentschließung, jede Willenskräftigung, jede Versuchung und Korrektur ausschließt, weil auf diese Weise die Bildung eines starken Willens, eines Charakters unmöglich wird.

Schon jetzt werden jugendliche Personen bei leichten Vergehungen vom Strafrichter mit einem Verweise anstatt mit einer Freiheitsstrafe bestraft und in der Freiheit belassen. Leider bleibt dieser Verweis in sehr vielen Fällen ohne Wirkung. Wirkungsvoller ist die Einrichtung der bedingten Verurteilung, welche, wie in vielen fremden und deutschen Staaten, auch bei uns durch Königl Erlaß vom 23. Oktober 1895 bei erstmalig verurteilten Jugendlichen zulässig ist. Die erkannte Gefängnisstrafe, die nicht länger als 6 Monate betragen darf, wird auf eine bestimmte Zeit festgesetzt, und nicht vollzogen, wenn der Verurteilte sich während der Probezeit gut geführt; sie wird vollstreckt, wenn der Uebelthäter sich der Begünstigung unwürdig zeigt. So ist es dem Verurteilten selbst anheimgestellt, sein Geschick durch sein eigenes Verhalten selbst zu gestalten. Und dieses Moment ist es, das von bedeutend selbsterziehlichem Werte ist und einen gewaltigen Einfluß auf die nachhaltige Besserung des Verurteilten auszuüben geeignet ist.

Der Vollzug der erkannten Freiheitsstrafe bei Jugendlichen muß, wie schon angedeutet, so ausgeführt werden, daß jede Verschlechterung derselben durch die Haft ausgeschlossen ist und das geschieht am besten in der Einzelhaft. Da aber eine zu lange Isolierung in ihrer schließlichen Einförmigkeit die geistige Entwicklung einseitig gestaltet, die sittliche Widerstandskraft nicht fördert, so ist es dringend erwünscht, daß nur ein kurzer Teil der Strafe in der Zelle und der andere nach der Art des progressiven Haftsystems vollzogen werde.

Bei allen Jugendlichen, welche im Rückfalle bestraft sind und besonders bei solchen, welche einen hohen Grad von Verwahrlosung, von Verkommenheit und verbrecherischer Gesinnung zu erkennen gehen, muß im Anschluß an die verbüßte Strafe eine mehrjährige Zwangserziehung eintreten in eigens eingerichteten Anstalten oder eine staatlich überwachte Unterbringung in einer geeigneten Familie.

Je größer die Fürsorge für die verlassene und verwahrloste Jugend ist, je früher und ausgiebiger sie auch bei der Behandlung der bestraften Jugendlichen in Anwendung kommt, desto sichtlicher ist der Erfolg auf die Abnahme der

Digitized by Google

Verbrecher unter den Jugendlichen und der Verbrecher im Allgemeinen. Am deutlichsten und am großartigsten zeigt sich diese Wirkung in England. Hier ist die philanthropische Gesellschaft und die staatliche Gesetzgebung seit einem Jahrhundert bemüht, für die Unterbringung und Erziehung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend zu sorgen. Hier hat Dr. Barnardo in London in 51 Anstalten die zerlumpten Kinder auf der Straße in den von ihm gegründeten Ragged-Schools gesammelt und bis 1895 8044 derselben nach Kanada in ehrbare Farmerfamilien geschickt, wo sie zu nützlichen Menschen herangebildet werden. Viele Tausende von Kindern werden von anderen Philanthropen (Miß Rye, Miß Macpherson u. a.) von Gesellschaften und Vereinen in ähnlicher Weise versorgt.

Ende 1891 gab es in England 227 Besserungsanstalten (Reformatories) unter diesen 8 Seemannsschulen, in welchen verwahrloste Knaben zu Seeleuten ausgebildet werden; die Zahl der Zöglinge in diesen war 5584 Von 1854—1891 waren hier 55 303 Kinder (45 192 Knaben und 10 111 Mädchen); die Zahl der Erziehungsanstalten (Industrial-schools) belief sich um dieselbe Zeit auf 141 mit 8 Seemannsschulen und die der Zöglinge auf 23688 (19292 Knaben und 4396 Mädchen). Die Zahl dieser Schulen ist von 41 im Jahre 1866 auf 153 im Jahre 1891 gewachsen. Außerdem giebt es auch andere Anstalten und Schulen (Day Industrial schools, Truant schools) die demselben Zweck dienen. Während die Zahl der bestraften Jugendlichen 1865 10 013 betrug, war sie 1894 bis auf 2950 heruntergegangen. In den Besserungsanstalten befanden sich 1865: 4508 Zöglinge und 1895: 4816, d. i. eine Zunahme von 6,8 Proz., während dieser Jahre hat jedoch die Gesamtbevölkerung um 30 Proz. zugenommen. Dafür waren 1865 in den Besserungsanstalten (Industrial schools) 1952 Kinder und 1895 34577. Von den aus den Erziehungsanstalten Entlassenen sind durchschnittlich nur 6 Proz. rückfällig geworden. Die Zahl der Gebesserten betrug 1881/1891 im Durchschnitt bei den Knaben 82,4 Proz. und bei den Mädchen 81,6 Proz. Mit der Zunahme der richterlichen Ueberweisung der jugendlichen Verbrecher unter 16 Jahren an die Besserungs- und Erziehungsanstalten nahm die Verurteilung zu Gefängnisstrafen in England gleichmäßig ab. Die Zahl der Letzteren nahm ab im Durchschnitt der 5jährigen Periode 1864—1868 von 8285 auf 1913 1889—1893 und die der ersteren stieg gleichzeitig von 2194 auf 8605

Weit eingeschränkter aber ebenso bedeutungsvoll als für den jugendlichen ist das Gebiet der prophylaktischen Thätigkeit für die erwachsenen Verbrecher. Was an allgemeinen und individuellen Maßnahmen geeignet ist, die Kriminalität zu verhüten, muß in gleichem und nicht selten in noch größerem Maße den Erwachsenen fürsorglich gewährt werden. Und war bei der Verwahrung jugendlicher Verbrecher das Hauptgewicht auf das erzieherische Moment gelegt, so muß bei der Bestrafung der Erwachsenen der präventive Erfolg in der Strafe, in der Strenge und in dem Ernst ihrer Ausführung gesucht und erwartet werden. Der Aufenthalt am Strafort soll den Bestraften zu einer Zeit tiefempfundener, seelischer und körperlicher Leiden werden, damit er zum Bewußtsein seiner eigenen Verschuldung gelange, damit er unter dem Zwang strenger Strafzucht dem Willen einer höheren und gerechten Gesellschaftsordnung sich unterwerfe und von neuem von der Gesetzesverletzung zurückgehalten werde. Das strafende Moment darf jedoch nicht allein in einer Zufügung von Pein, Qual und Schmerz bestehen, nicht in einer Strafknechtschaft, die jedes menschliche Empfinden bei dem Bestraften erstickt, ihm jede Selbstachtung und Menschenwürde raubt, und ihn dafür mit Erbitterung und Haß gegen die Gesellschaft erfüllt. Hunger, Prügel, schimpfliche Behandlung und schonungslose Zwangsarbeit waren immer die Mittel der Vergeltungs- und der Rachestrafen, welche nur abschreckend wirken sollten. Diese Strafmittel sind einer hochgesitteten und zivilisierten Gesellschaft unwürdig, sie sind auch zwecklos, weil der Bestrafte körperlich und seelisch vernichtet das Strafhaus für das gesellschaftliche Leben gefährlicher verläßt, als er es betreten. Die Strafe soll vielmehr die Gesinnung des Verbrechers ausgestalten, bessern, dadurch, daß sie neben dem Zwang und der Zucht das Selbstvertrauen und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in ihm zu erwecken sucht.

Diese wohlthätige und wirksame Strafreaktion sollte jedoch nur bei denjenigen gefördert werden, bei welchen eine Umgestaltung zum Bessern zu erhoffen ist. Bei erstmaligen und bei Gelegenheitsverbrechern sollte sowohl die bedingte Verurteilung mit langer Probezeit als auch die vorläufige Entlassung nach einer längern Strafzeit in reichem Maße in Anwendung kommen, nachdem sie Beweise einer gebesserten Gesinnung gegeben. Hingegen müssen die gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Verbrecher auf lange Zeit oder lebenslänglich in Gewahrsam gehalten und unschädlich gemacht werden, weil sie der Gesellschaftsordnung gefährlich, weil sie von der persönlichen Freiheit nicht den richtigen Gebrauch zu machen vermögen.

Eine große, ebenso erfolgreiche als dankenswerte Aufgabe für die Verhütung der Verbrechen fällt endlich noch der Gesellschaft zu darin, daß sie dem aus dem Strafhause entlassenen Gefangenen Beihülfe und Schutz gewährt, um ihn auf einen ordentlichen Lebensweg zu führen und ihn auf diesem zu erhalten. Verhängnisvoll ist, wie die Erfahrung vielfältig lehrt, für den entlassenen Gefangenen gerade die erste Zeit in seiner wiedererlangten Freiheit. Viele werden bald rückfällig, wenn sie gezwungen sind, in ihre frühere Umgebung, in die früheren Verhältnisse zurückzukehren. Und wieder andere werden rückfällig, wenn sie überall lieblos und mit Mißtrauen zurückgewiesen werden, nirgends eine Hand finden, welche ihnen bei der Bemühung um eine ehrliche Existenz helfend entgegengereicht wird. Es sollte eine heilige Pflicht eines jeden Wohl- und Ehrliebenden sein, einzeln oder in Schutz- und Fürsorgevereinen mitzuhelfen, es dem entlassenen Gefangenen möglich zu machen, wieder ein ordentliches Mitglied der Gesellschaft und seiner Familie zu werden und zu bleiben. Die Schutzfürsorge für die entlassenen Gefangenen ist eine hochherzige und dankenswerte Liebesthätigkeit, weil sie den Gefangenen selbst vor neuen Verbrechen schützt und zur Hebung der allgemeinen Sittlichkeit beiträgt.

Erst wenn neben den angeführten vorbeugenden Maßnahmen insbesondere die Fürsorge für die Erziehung der verwahrlosten und der verbrecherischen Jugend in ausgedehnter Weise in Anwendung kommt, wenn die dem Verbrecher auferlegte Strafe abschreckend und bessernd vollzogen wird, wenn endlich dem Gefangenen Hilfe und Beistand geboten wird, um ihn in seinem schweren Kampf nach erlangter Freiheit auf den Weg des Rechtes zu führen und auf diesem zu erhalten, erst dann ist eine andauernde und ausgiebige Verminderung der Kriminalität zu erwarten und zu erreichen.

Sittliche Begriffswandlungen.

Von Dr. R. Penzig (Charlottenburg).

Wenn der Volksmund von einem feinen Kopf behauptet, „er sehe oder höre das Gras wachsen", so bezeichnet er mit diesem Bilde sehr glücklich die höchstmögliche Vervollkommnung der Sinneswahrnehmung, nämlich die Beobachtung des Werdens, während sich die Durchschnittsbegabung des Forschers auf das Erkennen des Seienden beschränkt. In der That ist, obwohl ja im streng philosophischen Sinne alles Sein ein Werden ist, nichts so schwierig, als die unbefangene Beobachtung und Würdigung einer geschichtlichen

Digitized by Google

Entwicklung, so lange sie noch im Werden begriffen ist; davon wissen Kritiker, Aesthetiker und Politiker, die so unvorsichtig waren, prophezeien zu wollen, ein garstig Lied zu singen. Der Historiker, der „rückwärts gewandte Prophet" ist besser daran. Er hat doch wenigstens eine bestimmte Summe des Gewordenen vor sich; das Gras ist wirklich gewachsen und zum Heu geworden; die Hand des pflanzenkundigen Forschers hat nur die welken Halme und Blätter zu sondern, zu sortieren, zu bestimmen, und täuscht er sich auch einmal, so kommt ein besserer Botanikus und korrigiert den Irrtum; aber am Vorhandenen wird nichts weggenommen.

Wer aber selbst mitten in einer geistigen Bewegung steht, der er sich mit seinem Denken eben so wenig entziehen kann, als er sich etwa außerhalb des ihn umgebenden Luftkreises setzen könnte, der ist ein bedenklicher Beurteiler des Werdenden und seine Voraussagungen müssen das uralte Recht jeder Prophezeiung, gelegentlich einmal völlig falsch zu sein, in ganz besonderem Maße in Anspruch nehmen. Mit diesem Vorbehalte darf man wohl auch einmal einen Ausblick wagen auf das chaotische Meer sittlicher Begriffe, das in unseren Tagen nach langer Windstille wieder einmal in stürmische Bewegung geraten ist. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß auch jene Ruhe, jener Stillstand in der Entwicklung sittlichen Denkens, wie ihn zuletzt unsere Väter erlebt haben, nur scheinbar ist; die Geisteskräfte, sei es nun eines Individuums oder Volkes, schlummern ja nie und in der sittlichen Welt gilt gerade so wie in der natürlichen das Gesetz, daß es ein Beharren, einen Haltepunkt im Fluß der Entwicklung nicht geben kann. Aber, was in ruhigen Zeiten tief unten auf dem Grunde des Meeres arbeitete, was nur in einzelnen Köpfen sonderbare und der Masse unverständliche Ideen hervortrieb, das wühlt wieder in anderen Zeiten plötzlich die ganze Meeresfläche auf und wird ein Gemeingut, ein Schlagwort der Massen. So sehen wir heute, der Kulturhistoriker mit wissenschaftlich beobachtendem Interesse, der Anhänger des Alten mit Entrüstung, der Philister mit wundernder Aengstlichkeit, so ziemlich alle ererbten Begriffe von Sittlichkeit in Frage gestellt. Der Sturm ist da, wo früher die satte Ruhe einer dogmengestützten Katechismusmoral brütete. Die einen verneinen in dem gewaltigen Geistesbrausen den Herbststurm einer zerfallenden Kultur zu hören, den andern ist es der erlösende Frühlingsodem einer neuen Zeit, und dritte glauben gar das Brausen göttlichen Pfingstgeistes zur Erneuerung des religiösen Lebens zu verspüren. Hier jammert man über wahnwitzige Zerstörung aller feststehenden sittlichen Begriffe, da begrüßt man die Umwertung aller bisher geltenden Werte als Grundlegung einer neuen besseren Moral, und dort träumt man von einem dogmenlosen einigen Christentum, in dem Moral und Religion in Eins verschmolzen seien. Freilich gibt es auch immer Leute, denen es am bequemsten ist, die Entwicklung selbst zu leugnen, dieselben, die das Bedürfnis haben, an den Anfang der Dinge eine Schöpfung zu setzen, einen Begriff, der das kontraire Gegenteil der Entwicklung ist. Was ihnen die Schöpfung in der sinnenfälligen Welt leistet, das leistet in der geistigen Welt für sie der Begriff der Offenbarung.

Im Paradiese gab es vor dem Sündenfall keinen Kampf ums Dasein, also auch keine Entwicklung, die ja Werden und Vergehen einschließt; in der sittlichen Welt kann es seit der Offenbarung nichts Höheres mehr geben. Ist der Inhalt unserer sittlichen Begriffe ein für allemal durch einen Akt göttlicher Selbstentäußerung dem Menschen geschenkt worden, dann kann es freilich höchstens noch Abfall von der Wahrheit, Rückschritt und Sinken von der Höhe mehr geben; das Wort Entwicklung muß Auflösung gelesen werden. Doch auch nicht gerade in diesem strengen Sinne Offenbarungsgläubige, aber leicht und gutmütig mit Allem fertig werdende Beobachter meinen bisweilen, die Grundlage unserer sittlichen Begriffsbildung sei durch die Schule der Jahrhunderte so fest gelegt, daß man die meisten Forderungen der Ethik, wie sie beispielsweise in den zehn Geboten niedergelegt seien, als bleibende Errungenschaften des menschlichen Geistes betrachten könne. Besonders dem Ethiker gegenüber, der auf philosophische, nicht religiöse, Begründung seiner Wissenschaft drängt, werden diese Vertreter der gemütlichen Philistermoral nicht müde, zu wiederholen: das Beste, was ihr finden könnt, ist doch ein, vielleicht unbewußt übernommener Rest aus dem Schatze der alten durch Jahrtausende bewährten religiösen Moral. Das ist nun ein sonderbarer Irrtum.

Wie wenig sich in Wirklichkeit auch verhältnismäßig sehr einfache sittliche Begriffe heute, noch oder schon, einer allgemeingiltigen Würdigung erfreuen, dafür braucht der Kulturhistoriker wenigstens keines Beweises Auch kann man völlig davon absehen, etwa die Sittlichkeitsbegriffe fremder Völker und anderer Racen, oder auch Religionen zum Vergleich heranzuziehen. Unser kleines Europa, ja die geringe Minderzahl der wirklich Gebildeten unter den kultivierten Völkern zeigt eine ganz merkwürdige Unsicherheit in sehr elementaren Fragen der Ethik. So ist doch beispielsweise die Pflicht zur Schonung fremden Lebens, das fünfte Gebot, sicherlich ein scheinbar höchst einfaches Postulat. Und doch, welcher Rattenkönig von Fragen knüpft sich daran an, die fortwährend verschieden beantwortet werden. In der Schweiz schafft das souveräne Volk in den Kantonen die Todesstrafe bald ab, bald setzt es sie unter dem Eindruck irgend einer besonderen Greuelthat wieder ein; die allgemeine Frage also, ob die Allgemeinheit ein Recht über das Leben des Einzelnen habe, findet eine deutliche und vernunftgemäß begründete Antwort im Gewissen der Mehrzahl hochgebildeter Bürger nicht. Ein Moltke sieht im Kriege, d. h. in dem systematisierten Massenmorde, ein wichtiges und unentbehrliches Kulturmittel, die Friedensfreunde hoffen von der Unterdrückung desselben eine neue Aera ethischer Kultur; der Terrorist veranstaltet auf eigene Faust im Namen einer Idee Hekatombenopfer an harmlosen Mitmenschen — und alle glauben sich im Rechte und meinen als Diener wahrer Sittlichkeit zu handeln Man kann sogar den Kreis noch enger ziehen. Sollten nicht wenigstens diejenigen, die annähernd gleiche Bildung genossen haben, dieselben Ideen über die sittlichen Grenzen des fünften Gebotes haben? Nun suche man aber einmal in England, Deutschland, Frankreich und der Schweiz ein ungefähr gleichartiges Votum nur der akademischen Bürger über die Duellfrage herauszubekommen! Weiter: Unseren Vätern hatte noch, um Schillers Worte zu brauchen, „Demeter die Linien, die des Landmanns Eigentum scheiden, in den Teppich der Flur gewirkt"; heute gilt diese „freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes" einer großen Menge ernster und gedankentiefer Männer für den Fehdebrief, den menschliche Herrsch- und Habsucht der allgemeinen Wohlfahrt geschrieben; nur in der Auslöschung jener Linien, in der Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden sehen sie die Bedingungen wahrhaft menschlicher Kultur. Es sind nicht mehr spezielle Fragen aus der sittlichen Kasuistik, die von müßigen Querköpfen aufgeworfen und verschieden beantwortet werden, sondern die Grundprobleme menschlichen Gemeinschaftslebens erfahren heute überall eine Neuuntersuchung und der demokratische Zug unserer Zeit sorgt dafür, daß große Volkskreise sich gleichzeitig damit beschäftigen. Der Funke, der früher ein einsames Denkerhirn erleuchtete, wird nunmehr sofort zur Flamme, die, von dem Sturme der öffentlichen Meinung getragen, Veraltetes und vielleicht auch Erhaltungswürdiges in brausendem Wirbel verschlingt. Ganz absehen dürfen wir dabei noch von in gewissen Sinne krankhaften Erscheinungen unseres Geisteslebens, wie die Verbreitung der Herrenmoral Nietzsches oder die Tolstoische Predigt von der Rückkehr zu den Mönchsidealen der Armut, des leidenden Gehorsams und der Keuschheit. — Ein ethisches Chaos!

Digitized by Google

Was ist die Ursache dieser befremdenden Erscheinung? Denn befremden muß es in der That, besonders den Kulturhistoriker, zu sehen, wie ein beispiellos dastehender Aufschwung der Wissenschaften, speziell der technischen und naturgeschichtlichen Disziplinen, ein fast sprunghafter Fortschritt in der Besserung der sozialen Verhältnisse der großen Masse begleitet wird von einer Zersetzung der sittlichen Grundbegriffe nicht nur eines Volkes, sondern der ganzen Kulturmenschheit. Und doch ist der Vorgang nicht neu. Das perikleische Athen hallte wieder von den skeptischen Vorträgen eines Protagoras und Gorgias, das Zeitalter der ersten römischen Kaiser sah den Zerfall der alten katonischen Moral und die theoretische und praktische Verleugnung aller bisher geltenden Sittengesetze. Der schwarzseherische Vergleich unserer Kulturperiode mit jenen in der äußerlichen Blüte den nahen Verfall vorbereitenden Zeitepochen ist uns so häufig vorgeprediget worden, daß er anfängt trivial zu werden. Ja, man hat ein sonderbares Gesetz aufzuzeigen versucht, nach dem die mächtigste physische Bethätigung eines Organismus, die größte Kraftfülle in seiner äußerlichen Arbeitsleistung naturgemäß mit einer Schwächung seines intellektuellen und psychischen Vermögens verbunden sei, und der Deutsche läßt sich den Hinweis auf die Blütezeit unserer Litteratur während der staatlichen Ohnmacht und auf die geistige Leerheit der neuen deutschen Reichsgeschichte schwerlich entgehen. Schade nur, daß jene Beobachtung mit der physiologischen Wahrheit nicht ganz stimmen will. Wenigstens geht beim individuellen Organismus die physische Volkraft des Mannesalters gewiß mit dem höchsten intellektuellen und seelischen Leistungsvermögen Hand in Hand, wenn auch die abgeklärte Ruhe des Greisenalters häufig noch Spätsommerfrüchte von köstlichem Wohlgeschmack zu zeitigen vermag.

Nun, mit dem staatlichen Organismus ist es nicht anders. Die tiefste Ursache der neuen sittlichen Begriffswandlung ist nicht die Kraftlosigkeit und Ohnmacht unseres Volkskörpers, sondern sein Ueberschuß an gestaltender sittlicher Kraft. Nicht Verfall, nicht Auflösung und Zerstörung der sittlichen Begriffswelt ist die Signatur unserer Zeit, sondern Neugestaltung, Reform und Aufbau. Diejenigen, die am lautesten über den Verfall jammern, sind die Hüter der alten Tempel, die konservativen Wächter bei den Mumien der Vergangenheit. Von ihrem Standpunkt aus haben sie ja recht. Sie sehen wirklich nur Zusammenbruch alter Zinnen, die auf Ewigkeit gegründet zu sein schienen, ein frevelhaftes Einreißen von Tempelmauern, die ihr Heiligstes umschlossen und sie wähnen, daß nur freche Zerstörungswut den Arm der Arbeiter regiere, die die Spitzhacke an die Ruinen legen, um Platz und Material zu gewinnen zu einem Neubau. Wohl sehen auch sie, wie in dem Jahrhunderte alten Bau der religiös begründeten Sittlichkeit sich klaffende Risse gebildet haben, wie das Fundament erschüttert ist und zu bersten droht, aber sie tragen geschäftig Stützen herbei, aus demselben morschen Holz gezimmert, das da innen verfaulte und verfleben mit schwachem Mörtel die klaffenden Fugen, um das Auge über die Ruinenhaftigkeit ihrer Weltanschauung zu täuschen. Wiederbelebung des christlichen Sinnes im Volke, Rückkehr zu der dulbenden Demut früherer Zeiten, Wohlthat statt Recht, Anpassung der Theologie an das moderne Bewußtsein, Erneuerung mittelalterlicher Gebilde und Beschränkung der allgemeinen Zügellosigkeit, die der Liberalismus als Freiheit preist — das sind die Rezepte, mit denen sie dem kranken Volksgeist aufhelfen wollen. Viel ehrlicher, guter Wille und so herzlich wenig Einsicht!

Das religiöse Bewußtsein der weitesten Volkskreise ist irre geworden an der Wahrheit des Dogmas — da weisen sie begeistert auf die im Nährboden des Christentums erwachsene Moral hin und rufen: ein Baum, der solche Früchte gebracht hat, kann nicht abgestorben sein! Die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit unserer sittlichen Begriffswelt kommt ins Wanken — und dieselben Prediger in der Wüste rufen die Religion zu Hilfe und erwarten von ihrer Neubelebung auch die Heilung der sittlichen Zeitgebrechen! Bei diesem traurig-komischen Doppelspiel fällt keinem von ihnen das Wort ihres Meisters ein: Wie kann ein Blinder einem Lahmen den Weg weisen? Wahrlich, sie fallen beide in die Grube. Die einzigen, denen die Unterstützung der Moral durch die Religion und umgekehrt, wirklich einleuchtet, sind leider gerade die, die es nicht nötig haben. Ihnen ist religiöse Weltanschauung und nach religiösen Gesichtspunkten zugeschnittene Sittlichkeit selbstverständlich; wer aber den Glauben an die metaphysische Wahrheit des religiösen Weltbildes verloren hat, dem ist auch die Berechtigung der Moral, die daher erwuchs, mit zweifelhaft geworden — und umgekehrt: ein Denker, der z. B. über den kulturhistorischen Wert des Prinzips der Nächstenliebe nachgrübelt, kann nicht mehr in der Gestalt Jesu von Nazareth die menschewordene Liebe göttlich verehren. Auf diesem Wege ist aus dem Kreise nicht herauszukommen. Was morsch ist, muß stürzen, was tot ist, begraben werden, wenn neues Leben erblühen soll. Der Totengräber aber ist immer auch ein Säemann. Das wollen jene besorgten Seelen vergessen und sie verhüllen kleingläubig ihr Haupt vor der beginnenden sittlichen Verwüstung.

Wer dagegen mit dem Auge des Geschichtskundigen, und sehen wir hinzu, mit dem freudigen Vertrauen des Evolutionisten die Gährung der Geister in unserer Zeit ansieht, der erkennt leicht, daß gerade nur die stärkste geistige und seelische Kraft unserer Tage sich an das Problem dieser Reformation wagen konnte, gegen die jene des 16. Jahrhunderts zu einer einfachen Vorstufe verblaßt. Damals galt es die individuelle Glaubensgewißheit aus den Banden menschlichkirchlicher Autorität zu lösen und das Wort wurde unternommen im Namen der Religion und anfänglich ohne feindliche Spitze gegen die Kirche. Heute soll die Befreiung des Handelns aus den Vorschriften der Religion und der Metaphysik erfochten und die Sittlichkeit auf eigene Füße gestellt werden. „Da kann sie nicht stehen," rufen ängstlich oder höhnend die Gegner — gerade wie damals die Römischgesinnten den Glauben, der sich nicht auf die Autorität des heiligen Stuhles stützen wollte, bemitleideten oder verspotteten. Nun, Kinder können im Anfang auch nicht stehen, ohne daß der Mutterarm sie hält, aber wo ist die Thörin, die, um dem zarten Wesen Beulen und Schmerzen zu ersparen, es ewig in den Windeln lassen wollte? Muskeln und Sehnen müssen gebraucht werden, wenn sie nicht verkümmern sollen — und die zwei festen Füße, auf denen die Ethik einmal auftreten soll, sind, wir geben es gern zu, von der sorgsamen Pflegemutter Religion eifrig gekräftigt worden; sie heißen Selbstüberwindung und Erlösungssehnsucht mit ihren religiösen Namen, Wille und Vernunft nennt sie der Ethiker. „Aber woher in aller Welt soll der natürliche Mensch die Kraft nicht nur, nein auch den Anstoß nehmen, sein eigenes Selbst zu verleugnen, wenn ihm weder göttliches Verbot noch Verheißung mehr bleiben?" so fragen die Gläubigen. Und doch sehen sie täglich an ihren Kindern, wie bald Ruhe und Zuckerbrot für die Erziehung überflüssig werden, wie schnell ein normaler Mensch die äußerliche Zucht in Selbstzucht verwandeln kann.

Eine harte Schule der Selbstüberwindung, die gelegentlich wohl sogar zum Asketismus führte, hat den Willen der Menschheit stark gemacht, so daß heute die Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit, die Preisgabe des individuellen Wohls zu Gunsten der allgemeinen Wohlfahrt glücklicherweise bei allen normal denkenden Menschen zur fast unbewußten Regel geworden ist. Wenigstens im Prinzip — und darum handelt es sich hier. Was in der Nomadenhorde sozialer Instinkt war, nicht anders, als die Sammlung der

Digitized by Google

Roßberde um den Führerbengst, das ist im Laufe der Entwicklung zum vernünftigen Willen geworden und lehrt dank der Erblichkeit der Gehirnentwicklung über die Schwelle des Bewußtseins wieder zurück als eine innerliche Nötigung, nur dem Menschheitswillen den wirklichen Wert zuzumessen und den Einzelwillen darunter zu beugen. Der Verbrecher bildete jahrhundertelang die praktische Ausnahme von diesem Gesetz der Unterordnung; der Anarchie unserer Zeit, soweit sie überhaupt bewußtes Denken zur Grundlage hat, blieb es vorbehalten, die letzte theoretische Ausnahme vorzustellen. Es ist das letzte Aufflackern der Ichsucht im sozialen Leben, aber wer etwa fürchtet, daß der Staatsorganismus an dieser Krankheit zu Grunde gehen könnte, der könnte ebensogut meinen, ein vollkräftiger Mann könnte am Zahnwechsel sterben! Nein, der Wille des Einzelnen, für das Ganze zu leben, ist stark genug geworden, daß man darauf eine Moral gründen kann, auch wenn das Ganze nicht mehr in religiösem Gewande als Gottheit die Seele und das Gemüt an sich lockt zum Einswerden mit dem Vater. Denn der Jehova des auserwählten Volkes, der Gottvater der Christenheit, der Brahma der Indier — sie sind alle nur die poetische Gestaltung des begrifflichen Alls, das Ein und All der Eleaten, die Substanz Spinozas.

Und wo der Wille einmal schwach werden wollte, wo die alte Ichsucht sich trotzig gegen die ihr anerzogene Selbstüberwindung sträuben wollte, da tritt als zweites die Erlösungssehnsucht, der Glückshunger der Menschheit, die Vernunft ein. Der Einzelne vermag aus eigener Kraft nichts, die Natur hält ihn in kosmischen Banden, die Individuation in intellektueller Gebundenheit, die Sünde in moralischer Gefangenschaft. Und doch will er frei, vernünftig und glücklich sein. Das kann er wiederum nur im Anschluß an das Ganze — die Menschheit, nicht der Mensch, kann sich erlösen; die Herrschaft über die Natur, die allgemeine Begreiflichkeit der Welt, die sündenlose Reinheit sind die Ideale des Einzelnen wie der Gesamtheit; ihre Vereinigung das Glücksparadies der Hoffnung, oder in religiös-poetischer Form der Himmel der Seligen. Ist diese Sehnsucht heute schwächer geworden, etwa weil dieser Himmel nicht mehr wirklich über den Wolken im Aether schwebt oder weil der Glaube an ein individuelles Teilnehmen an der Herrlichkeit der Kinder Gottes in der Unkörperlichkeit verschwindet? Sie ist vielmehr, gereinigt von den Schlacken der Ichsucht und der Unvernunft stärker und mächtiger geworden. Nur, was du der Menschheit geleistet hast, bleibt unverloren — das ist die ernste Ueberzeugung von Millionen, mögen sie nun als Erfinder oder Handwerksleute, als bahnbrechende Geister oder simple Durchschnitts-Arbeiter, als Gelehrte oder dürftige Schulmeister, als sittliche Vorbilder oder einfache Pflichterfüller ihre Kräfte in den Dienst des Ganzen stellen.

Wahrlich, wer unsere Zeit arm an idealem Denken schilt, der hat sie nicht erkannt. Ist doch gerade die sozialistische Strömung, die das Denken aller unserer Zeitgenossen, Freunde oder Gegner, mit unentrinnbarer Stärke beherrscht, der beste Gegenbeweis. Daran ändert auch die Thatsache nichts, daß auch Ichsucht, auch Interessenvertretung, sich in die edle Bewegung mischt. Der glühende Lavastrom trägt nun einmal naturgemäß Schlacken und hat die Kraft, alles, was er berührt, entweder sich zu assimilieren oder als unbrauchbar in tote Asche zu verwandeln. Es mag demjenigen, der nicht in die Tiefe der Dinge zu schauen vermag, ein unerfreuliches Schauspiel sein, zu sehen, wie in den Parlamenten, auf dem Markte des öffentlichen Lebens und in der Stille des Hauses selbst der Egoismus unter der geborgten Maske der Sorge ums Allgemeinwohl seinen letzten Verzweiflungskampf kämpft. Wir aber brauchen uns nicht zu sorgen. Die sittliche Idee der Solidarität der Menschheit ist so unvergleichlich viel stärker als das wütendste Aufbäumen der Ichsucht, daß der Kampf bald entschieden sein muß. Und von allen Seiten strömen die Kämpfer für die gute Sache herbei. Gestehen wir es doch freudig zu: die kühnsten Erwartungen, die die Bahnbrecher der sozialen Bewegung an die sittliche Reife des sog. vierten Standes knüpfen mochten, sind übertroffen worden; man muß nur den Arbeiter nicht nach den Tantamschlägen seiner Kämpfenden, und darum häufig maßlosen Presse beurteilen, ihn nicht in der Volksversammlung, wo er in dem jungen und ungewohnten Bewußtsein, eine Macht zu repräsentieren, schweigt, auffuchen, sondern einen Blick thun in seine Arbeitskammer wo statt der früheren geistlosen Schundlitteratur ernst geschriebene wissenschaftliche Bücher ihren festen Platz erobert haben, in die Debattier- und Lesuklubs, wo auch der zungenlahmste Stotterer liebevolle Aufmerksamkeit und Unterweisung findet, in die zahllosen Arbeiterbildungsschulen und »Vereine. Es wird nicht vergessen, das alte ewig wahre Wort, daß vor die Tugend die Götter den Schweiß gesetzt haben, wenn auch auf dem öffentlichen Markt die Stimme der vorlauten Schreier und „Männer eines Buches“ noch dominiert. Und was die bisher „herrschende“ Klasse betrifft, so gehört eben das absichtlich verblendete Auge des berufsmäßigen fanatischen Vorkämpfers der Partei dazu, um die tiefgehende sittliche Bewegung, die auch diese „träge Masse“ erfaßt hat, zu leugnen oder als Angstprodukt zu verspotten. Der satte Bourgeois-Philister ist beinahe schon eben so schemenhaft geworden, wie das rote Gespenst des teufungsfüchtigen Petroleurs. In allen Berufsklassen taucht sie auf, zahlreich und zielbewußt, die allen Phantasterein abholden ernsten Männer und Frauen, die die Pflicht begriffen haben, die das kommende Jahrhundert unserer Generation auferlegt.

Und wenn auch augenblicklich Regierung und Parlament, nach vielversprechenden Anläufen zur Mitarbeit an der sozialen Versöhnungsarbeit, sich wiederum entschieden auf die Seite der Reformationsgegner geschlagen haben, wenn sich der frische Zug, der bereits in manchen Kommunalverbänden zur Beseitigung der Mißbräuche der Klassenherrschaft bemerkbar wurde, zur Zeit auch in eine Windstille verwandelt zu haben scheint — unter der Oberfläche arbeiten die auflösenden und neuaufbauenden Kräfte unermüdlich weiter. Von den ökumenischen Konzilien hat auch kein Verständiger die Durchführung der kirchlichen Reformation erwartet. Und sie kam doch. Ein neues Werden der sittlichen Begriffe geht durch die Welt. Wie das vergangene Jahrhundert uns nach vielen Irrungen und Wirrungen die Lösung der Frage nach dem deutschen Vaterland im Wesentlichen gebracht hat, so wird das kommende Jahrhundert den Völkern Europas die Ausgleichung der sozialen Gegensätze und damit einen Neubau der Ethik bringen. Sorgen wir dafür, daß die junge Generation nicht zu klein erfunden werde für die große Zeit, für das Zeitalter der sittlichen Reformation Wir rufen mit Ulrich von Hutten, gerade im Blick auf die sich sammelnden Heerfäulen der Reaktion, auf den bevorstehenden Entscheidungskampf: es ist eine Lust zu leben!

Wahrheit oder Interessendienst?

Von Prof. F. Staudinger (Worms).

Es giebt Leute, die niemals eine eigne Meinung haben, sondern sie erst bekommen, wenn sie wissen, daß der gnädige Herr oder die „gute“ Gesellschaft so oder so denkt. Dann aber haben sie, wie ein früherer Aufsatz in d. Bl. über die „Mode im Denken“, darlegte, sofort eine Ansicht, und zwar so bestimmt, daß kein Widerspruch möglich ist, sie verteidigen sie mit einem Raffinement, das einer besseren Sache würdig wäre. Ohne Lügner im landläufigen Sinne des Wortes zu sein, ist doch ihr ganzes Gedankenleben eine innere Lüge; denn ihr innerstes Streben ist nie darauf gerichtet, Wahrheit zu finden, gleichviel wem sie lieb oder leid sein möge, son-

Digitized by Google

dern zu beweisen, wovon man wünscht, daß es als wahr *gelten* möge. Das ist Verdunmungspolitik. Und wir stehen nicht an zu bekennen, daß solche Leute in allen Parteien zu finden sind.

Dieses Verfahren ist ein tiefer Schaden für die Wahrheit selbst und für ihre Erforschung. Denn wenn wir auch stets die Wahrheit nur Schritt um Schritt erforschen und Stück um Stück erkennen können, so können wir diese kleinen Schritte doch nie vorwärts thun, wenn wir unser Streben nicht rein und ausschließlich auf Wahrheit gerichtet haben. Wir dürfen nichts anders finden wollen als Wahrheit ohne Rücksicht darauf, ob das Ergebnis uns zunächst angenehm oder unangenehm sein wird. Nur wer ganz wahrhaftig in sich ist, dem ergiebt sich auch die Wahrheit, und auf dem immer größeren Erwerb der Wahrheit beruht wesentlich aller menschliche Fortschritt. Unsere großen Forscher und Denker in den Naturwissenschaften haben nur darum etwas leisten können, weil sie ernst und streng nach wissenschaftlichen Methoden weiterbauten. Und was hier gilt, gilt auch auf politischem und sozialem Gebiete Freilich haben wir da vielfach noch keine so sicheren allgemein anerkannten Grundlagen, wie in der Naturwissenschaft. Aber daran, daß wir in politischer und sozialer Hinsicht noch erheblich zurückgeblieben sind, ist ganz wesentlich der Umstand schuld, daß hier weit mehr als bei naturwissenschaftlicher Untersuchung das persönliche, das gesellschaftliche, das Parteiinteresse und — die liebe Bequemlichkeit und Gewohnheit sich der Erforschung der Wahrheit hindernd in den Weg stellen.

Das sind die Feinde, die wir vor allem bekämpfen müssen mit der ganzen Kraft unseres sittlichen Wollens. Haben wir die ungeheure Tragweite reinen Wahrheitsstrebens für den Fortschritt der Menschheit und die bösen Wirkungen jener widerstrebenden Interessen einmal erkannt, so werden wir verstehen, daß alle sonstigen Sünden, die oft mit großer Härte gerügt werden, nicht entfernt so verwüstend auf die sittliche Gemeinschaft wirken, als wenn ein Volk sich gewöhnt, die Wahrheit um irgend eines Interesses willen zu verkennen und zu beugen. Wir verstehen dann erst völlig, warum schon die Bibel die Sünde wider den heiligen Geist — und das ist ja bei ihr der Geist der Wahrheit — als der Sünden größte bezeichnet.

Nur auf dem Boden reinen Wahrheitsstrebens ist aber auch jene *ruhige sachliche Erörterung* zwischen widerstreitenden Ansichten möglich, welche die Wahrheit in der Gemeinschaft fördert. Welche Freude ist es, wenn Menschen zusammenkommen, deren jeder vom anderen die feste Ueberzeugung hat, daß es ihm ernstlich um Erforschung der Wahrheit zu thun sei. Derartige Menschen hören die der ihrigen entgegengesetzte Ansicht mit ganz andern Gesinnungen, als solche, die sich misstrauen müssen; jeder sucht vom Anderen zu lernen, er nimmt dessen Einwände zum Anlaß, seine eigene Ansicht nochmals zu prüfen und keiner wird in den Eigendünkel verfallen, seine Ansicht um jeden Preis als unfehlbar auszugeben.

Ganz anders da, wo dem besser Belehrten gegenüber blöder Unverstand drauflosredet, ohne sich die tieferen Gründe der Dinge klar gemacht zu haben, oder wo man merkt, daß der Gegner seine Ansicht verteidigt, bloß weil er recht behalten oder seinem Herrn oder seiner Partei zu liebe reden will. Da bedarf es großer Geduld, um nicht in Unwillen zu geraten; und wo die unechte Grundlage des Denkens beweisbar zu Tage tritt, und man nicht davor zurückschenen darf, dies Thun zu brandmarken, da erfordert es Weisheit, daß dies stets in ruhiger sachlicher Weise geschehe.

Wo aber derart Leute *untereinander* streiten, da entsteht keine Erörterung mehr; da giebt es erbitterten Zank; da will keiner den Gegner auch nur hören, geschweige denn seine Gründe erwägen; da werden dessen Ansichten nur verdonnert, verunglimpft, für nichtswürdig ausgegeben, und wenn der Streit nicht gar in Thätlichkeiten ausartet, so ist doch Verblendung und Fanatismus, Haß und Verachtung die Folge, während Gegner, welche beiderseits aneinander und miteinander Wahrheit suchen, mit dem Gefühle gesteigerter Achtung zu scheiden pflegen, selbst dann, wenn sie sich nicht einigen konnten.

Aber leider, wie selten trifft man auf letztere Erscheinung! Wie gewöhnlich ist dagegen der leere, haßerzeugende Zank. Besonders häufig aber ist er in der politischen Presse. Mancher persönlich sonst wackre Mann sucht, wenn er die Feder ergreift, förmlich seine Stärke darin, den Gegner recht herabwürdigen, selbst wenn kein Beweis vorhanden ist, daß dieser es verdient; und nicht zu häufig trifft man halbwegs sachliche Erörterungen, welche in ruhiger Kritik den Leser zur Erforschung der Wahrheit zu leiten suchen. Dies weist auf tiefe Schäden in den Organen hin, die heute in erster Linie das Publikum aufzuklären berufen sind. Unwissenheit, üble Gewohnheit und leider nur zu oft berechtigtes Mißtrauen in die Absichten des Gegners sind die Ursachen davon.

Aber diese Art der Polemik hemmt den Erwerb der Wahrheit; und eine gebildete Journalistik sollte sie selbst dann vermeiden, wenn sie Grund hat, Mißtrauen in die Aufrichtigkeit des Gegners zu setzen, denn sie hat die Pflicht, das intellektuelle und sittliche Unterscheidungsvermögen der Leser zu schärfen. Gleichwie aber der an allzugewürzte Speisen gewöhnte Mensch das Vermögen verliert, die Güte der Nahrung mit der Zunge zu prüfen, so verliert auch der an grobe und rohe Zermalmung des Gegners gewöhnte Geist schließlich die Fähigkeit, den eigentlichen Inhalt des Dargebotenen sorgsam auf seine Wahrheit hin zu untersuchen.

Wir glauben, etwas, wenn auch wenig besser sei es darin geworden in deutschen Landen gegen früher. Möge das neue Jahr darin weitere Besserung bringen. Anhige, stets erneute Darbietung sachlicher Gründe bricht der Wahrheit endlich Bahn; dem Poltern und Schelten gegenüber aber behält der unwahrhaftige Interessendiener stets die Oberhand, denn das kann er stets besser, als der wahrhaftige Mensch.

Streiflichter.

Fiat justitia, pereat mundus! In welchen scharfen Gegensatz sich die formale Rechtspflege nach dem Buchstaben des Gesetzes zu dem Gerechtigkeitsgefühl des Volkes in politisch bewegten Zeiten setzen kann, davon giebt heute fast jeder Tag Kunde. Aus einer einzigen Zeitungsnummer (Volkszeitung v. 12. d. M.) heben wir folgende Verurteilungen heraus:

„Gerechtes Aufsehen erregt das Urteil, das dieser Tage über den Redakteur Müller in Magdeburg wegen Majestätsbeleidigung verhängt worden ist. Länger als vier Jahre muß der Verurteilte im Kerker zubringen; eine Strafe, wie sie sonst nur für schwere Verbrechen verhängt zu werden pflegt. Nahezu ein halbes Hundert Monate im Gefängnis — das bedeutet ein Auslöschen des fünfzehnten Teils eines auf 60 Jahre angenommenen Menschenlebens aus dem dürftigsten Dasein — —

Redakteur Müller behauptete, an der Herstellung der inkriminierten Nummer nicht beteiligt gewesen zu sein, da er sich in damaliger Zeit auf Urlaub in Wernigerode befunden, und am Tage der Herstellg fraglicher Nummer zwar infolge eines Termins in Magdeburg zu thun gehabt habe, aber nur einige Minuten in der Redaktion sich aufgehalten hatte. Diese Behauptung versuchte Müller durch Beweise zu erhärten. Die als Zeugen geladenen Personen bestätigten Müllers Aussagen; einer erklärte positiv, daß Müller nicht den geringsten Anteil an der Herstellung inkriminierter Nummer habe, sowie daß keinerlei Vereinbarungen wegen Aufnahme des Artikels oder Zeichnung der inkriminierten Nummer stattgefunden haben.

Die Zeugen sind nicht vereidigt worden.

Das Gericht nahm an, Müller habe den Beweis für seine Behauptungen nicht erbracht, habe also nicht nachgewiesen, an der Herstellung inkriminierter Nummer nicht beteiligt gewesen zu sein.“

Digitized by Google

Auch der schärfste politische Gegner der Sozialdemokratie müßte, wenn er sich menschliches Mitgefühl bewahrt hat und seine Phantasie stark genug ist, eine vierjährige Existenz in Sträflingskleidung und bei geisttötender mechanischer Beschäftigung in ihrer Bedeutung zu erfassen, stutzig werden über die starke Mischung von Grausamkeit, die sich noch in unserer Strafrechtspflege vorfindet. Schlimmer noch liegt folgender Fall:

Das „Darmstädter Amtsblatt" veröffentlicht folgende Bekanntmachung:

„Im Gemäßheit des § 198 der Militär-Strafgerichtsordnung wird bekannt gegeben, daß die Reservisten (folgen die Namen von zwei 25jährigen, einem 27jährigen Manne) sämtlich vom Landwehrbezirk I Darmstadt, wegen militärischen Aufruhrs unter gleichzeitiger Begehung von Gewalttätigkeiten gegen einen Vorgesetzten, M. auch wegen Widerstandes gegen einen in der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes sich befindlichen Beamten, mit Entfernung aus dem Heere und B..... mit sechs Jahren, B... mit fünf Jahren sechs Monaten und M..... mit fünf Jahren einem Monat Zuchthaus durch rechtskräftiges kriegsgerichtliches Erkenntnis vom 21. d. M. bestraft worden sind.

Darmstadt, 31. Dezember 1898.

Gericht der Großherzoglich Hessischen (25.) Division.

Auf der Rückseite von der Kontrollversammlung hatten die Berurteilten allerlei Possen getrieben. Ein Leutnant wies sie zurecht. Die Reservisten, die wohl nicht daran dachten, daß sie am Tage der Kontrollversammlung als Mitternacht als im Dienst befindlich angesehen werden, vermerkten das übel. Es kam zu Thätlichkeiten, bei denen auch ein Gendarm angegriffen wurde. Die Leute sind sämtlich Familienväter. —

Wir verkennen keinen Augenblick die ethische Bedeutsamkeit einer strengen Aufrechterhaltung der Autorität im Heere, das als Werkzeug der Gewalt auch nur durch äußerlichen, wie Tolstoi sagt, fetischen Gehorsam zusammengehalten werden muß und wir geben zu, daß solange das Volksgewissen das Heer will, es auch die strenge militärische Disziplin wollen muß. Aber ob nicht auch hier das Mißverhältnis des Vergehens zur Strafe so auffallend ist, daß selbst die Freunde des Militarismus nachdenklich werden sollten?

* * *

Verfassungsverletzung auf dem Verwaltungswege. Der preußische Kultusminister hat jetzt eine allgemeine Verfügung erlassen, wonach der Wahl von Personen, die der sozialdemokratischen Partei angehören oder sich als Förderer dieser Partei bethätigen, zu Mitgliedern von Schulvorständen oder städtischen Schuldeputationen von Aufsichts wegen die Bestätigung grundsätzlich zu versagen ist. Praktisch bedeutet dieser Erlaß, daß dadurch viele tüchtige, kenntnisreiche, sich für die Volksschule aufrichtig interessierende Männer verhindert werden, an der Förderung unseres Volksschulwesens mitzuarbeiten, obwohl es einer Förderung durch volksfreundliche, aufgeklärte und vorurteilslose Kräfte dringend bedarf. Grundsätzlich bedeutet der Erlaß, daß „im Verwaltungswege" für die Anhänger der größten Partei in Deutschland ein Ausnahmezustand herbeigeführt wird, von dem die Verfassung nichts weiß. Oder gilt die Verfassung nur für das niedere steuerzahlende Volk, nicht aber für die ihre Bestätigung nach eigener Erlenchtung versagende oder erteilende Regierung?

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Breslau. Die Reihe der öffentlichen Vorträge im letzten Quartal wurde von Dr. Foerster (Zürich) eröffnet. Seine Ausführungen berührten die Pole menschheitlichen Zusammenlebens: in dem ersten Vortrag (Machtpolitik und internationale Ethik) erörterte er, vom Jaromanismus ausgehend, die Grundsätze, welche die Staaten im Verkehre mit einander ebenso wie bei Behandlung ihrer Angehörigen zu befolgen hätten, um den Forderungen ethischer Kultur zu genügen, und wies insbesondere die angebliche Notwendigkeit einer doppelten Moral als unheilvoll und unsittlich zurück; der zweite Vortrag (die Dienstbodenfrage und die Hausfrauen) machte das Kleinleben zum Gegenstand der Betrachtung, indem er in einer Gemüt und Geist gleich befriedigenden Weise die Grundsätze entwickelte, welche die Dienstherrschaften den Dienenden gegenüber zu befolgen hätten, um das drückende Gefühl äußerer Ungleichheit durch die lebendige Anerkennung von natürlicher Gleichheit und wechselseitiger Ergänzungsbedürftigkeit zu ersetzen.

Im Monat November sprach Dr. Kurella über „Häuslichkeit und Sittlichkeit". An ein auf Grund statistischer Erfahrungen entrolltes Bild der Wohnungsverhältnisse in den großen Städten schlossen sich Vorschläge für ein wirksames Eingreifen der Kommunen, dieser „ewigen Verbände" an, das sich in erster Reihe auf eine rücksichtslose Bekämpfung der Auswüchse des ausschließlich privaten Bodenbesitzes, der Bodenspekulationen, des Bodenwuchers richten müßte. — Sonderbarer Weise betrachtete der hiesige Grundbesitzerverein den Vortrag als einen Angriff und hielt es für nötig, eigens eine Protestversammlung zu veranstalten mit der Tagesordnung: „Der Grundbesitz und sein neuster Gegner."

Im Monat Dezember sprach Frau M. Stritt-Dresden über: „Die Friedensbestrebungen und die Frauen". Der mit bekannter Wärme erfolgte Hinweis auf die Bedeutung der Frauenarbeit im Dienste des Friedens machte sichtlich tiefen Eindruck auf die Hörerschaft.

Neben den öffentlichen Vorträgen gelangen regelmäßige Diskussionsabende einher, in denen auf der Grundlage bemerkenswerter Aufsätze in uns nahestehenden Wochenschriften ethische Probleme zwanglos erörtert wurden.

An sozialer Hilfsarbeit hat leider nicht vieles geleistet werden können. Wir mußten uns, wie in den Vorjahren, auf die Versorgung armer Schulkinder mit warmem Frühstück und auf anderweitige Unterstützung humanitärer Bestrebungen beschränken. Unseren Sammlungen, für welche wir bekanntlich Genehmigung nachsuchen zu müssen glauben („öffentliche Kollekte"), wurde eine solche überraschender Weise nicht erteilt, in erster Linie deshalb, weil, wie der Oberpräsident meinte, dieselben nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit unseren Satzungen ständen. —

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstr. 28.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Januarprogramm.

Sonnabend, den 21. Januar, Abends 8¼ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Soziale Gruppe: Dr. Paul Zürcher (Leipzig): „Die Arbeiterschutzgesetzgebung." — Diskussion.

Gäste stets willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Graphologie (Handschriftenbeurteilung).
Prospekt frei. Das Urteil 1 Mk. Prospekt frei.
Elisabeth Braun, Berlin C., Rathausstraße 1.

Die Buchhandlung von
Hugo Warschauski,
Berlin C., Roßstraße 5
empfiehlt sich zur
Lieferung der gesamten Litteratur des In- und Auslandes.
Zeitschriften, Journale und Lieferungswerke werden pünktlich expediert.
Versand nach allen Orten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, Post-Zeitungsliste Nr. 2883.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 28. Januar 1899. | Nr. 4

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Das Volksgewissen. Von Philalethes. — Zur Psychologie und Soziologie der Lüge. Von Dr. G. Simmel. — Arthur Müllbergers „Proudhon". Von G. Maier. — Ethische Probleme und dichterische Stimmungen. Von Dr. M. Kronenberg. — Streiflichter: Menschenbehandlung vom himmlischen Standpunkte. — Aus der ethischen Bewegung: Frankfurt a. M. Straßburg. Leipzig. — Bücherschau.

Das Volksgewissen.

Von Philalethes.

Man hat schon früher oft genug behauptet, daß die grundlegenden psychologischen Erscheinungen des Individuums sich auch bei dem Individuum im großen, d. h. also dem Volksganzen wiederfinden. Das kann man nur mit einem Vorbehalt als richtig anerkennen, nur dann und insoweit nämlich, als ein wirklich einheitliches geschlossenes Volksganze vorhanden ist, nicht ein bloßes Aggregat von Völkern, Volksstämmen oder Volkssetzen, eine wirkliche nationale Individualität, nicht blos die staatliche Form einer solchen. Frankreich ist nun wirklich eine solche nationale Individualität, nicht im vollkommenen Sinne, aber doch zweifellos mehr als irgend eine andere Nation der Welt, weil seine verschiedenen Bestandteile sich schon außerordentlich früh, durch zahlreiche glückliche Umstände der geschichtlichen Entwicklung begünstigt, zu einer Einheit verschmolzen haben.

Viele schöngeistige Schriftsteller haben schon wiederholt von einer „Seele" des französischen Volkes gesprochen. Man pflegt solchen Ausdruck, namentlich bei uns, meist nur als eines der hochtönenden, phrasenhaften Worte zu behandeln, an denen die Franzosen bei ihrer Hinneigung zum rhetorischen Ausschmücken des Stils so reich sind. Aber man kann wirklich sagen, daß es so etwas in Frankreich giebt, daß hier sicher weit eher als anderswo davon mit gutem Grunde gesprochen werden kann, nur daß eben die mannigfachen seelischen Funktionen und Richtungen, die sich bei einem Individuum vereinigt finden, hier an viele Gruppen von Individuen verteilt sind. Wer den frappierenden Beweis dafür haben will, der braucht nur die bisherige Entwicklung der Dreyfus-Angelegenheit zu überblicken.

Vor allem merkwürdig zeigt sich das nach der ethischen Seite hin. Es ist ganz unleugbar, daß das wunderbare Phänomen des Gewissens sich ganz ebenso wie in der Seele des einzelnen Menschen auch in der französischen Volksseele zeigt. Was man dort beobachten kann, tritt auch hier zu Tage: die französische Volksseele ist sich einer schlimmen That bewußt, die im Dunkeln verübt wurde, und nun wälzt es sich, von Gewissensbissen unaufhörlich gefoltert, wie im Fiebertraume umher. Und die ganze Skala der widerstreitenden Empfindungen, die solche Gewissensfolter zu begleiten pflegen, zeigt sich auch hier: da ertönt die Stimme des Warnens und Mahnens, umzukehren und durch aufrichtige Reue und Sühne des Frevels die Qual zu beendigen, wobei die einen nur die Sühne dieses einen Unrechts, die anderen Weiterblickenden eine Wiedergeburt der ganzen französischen Volksseele fordern; gegen solche Mahnrufe aber erhebt sich die Aufforderung, mutig bis ans Ende zu gehen, die Errungenschaft der einen Uebelthat zu sichern durch andere, und wäre es auch, daß man immer stärker Frevel auf Frevel häufen müßte und zwischendurch ertönt die Stimme, welche nach Selbstbetäubung verlangt, welche das Gewissen nicht befriedigen will, sondern zu beschwichtigen hofft, indem man seine Mahnungen unterdrückt, gewaltsam überhört — „Laßt uns endlich diesem Lärm der Dreyfus-Leute ein Ende machen, wenn nicht anders, dann mit Gewalt, durch ihre Vernichtung," so hat noch jüngst ein Vertreter dieser Opportunität des Gewissens sich geäußert.

Was diese Gewissensqual des französischen Volkes so überaus verschärft, ist der Umstand, daß ihm gerade für diese Gewissensnöte ein fester Halt völlig fehlt. Bei der großen Mehrzahl der Individuen pflegt in solchen Fällen die Kirche wirksam in Funktion zu treten und das erlösende Wort zu sprechen; sie hat in früheren Jahrhunderten, in den Zeiten ihrer Blüte, auch ganzen Völkern gegenüber oft in dieser Richtung ihre Kraft bewährt. Aber Frankreich ist heute wohl noch wie ein anderer zivilisierter Staat der Kirche zum größten Teil entfremdet, und soweit ihre Stimme zur Geltung kommt, geschieht es in der Richtung des bösen Gewissens oder höchstens der Gewissensbetäubung, während die eigentliche Gewissensmahnung von Männern, die der Kirche völlig entfremdet und Vertreter der rein weltlichen Ethik sind, ausgeht — ein naturalistischer Dichter, der aus seiner direkten Feindschaft gegenüber der Kirche nie ein Hehl gemacht hat, ist ihr Hauptwortführer geworden. Diese weltliche Ethik mit ihren Konsequenzen lebt bereits in vielen, aber noch bei weitem nicht in allen und vor allem nur bei einer verhältnismäßig kleinen Schaar in derjenigen Ueberzeugungsstärke, mit derjenigen inneren Wärme und Kraft, welche zur Ueberwindung eines so gewaltigen Gewissenskonfliktes erforderlich sind.

Vielleicht aber ersetzt diese relativ kleine Schar durch die Intensität ihres sittlichen Wollens und Empfindens, was ihr an numerischer Kraft abgeht. Davon allein, von solcher Möglichkeit, wird der glückliche Ausgang dieser ethischen Krisis, die Frankreich in seinen Tiefen erschüttert, abhängen.

Digitized by Google

Denn man kann vielleicht den zufälligen Anlaß, der diese Krisis zu Tage treten ließ, mit allerlei Mitteln beseitigen, aber es ist ganz unmöglich, das einmal erwachte Gewissen zu betäuben, so wenig bei einer Volksseele als bei der Seele des einzelnen Menschen.

Zur Psychologie und Soziologie der Lüge.

Von Dr. G. Simmel (Berlin).

Sittliche Vorschriften verdanken ihre Eindringlichkeit und ihren Rang keineswegs nur ihrem Verhältnis zu dem rein sittlichen Ideal, keineswegs nur dem Maße rein sittlicher Güter, deren Formel sie aussprechen. Es können ihnen vielmehr Qualitäten eigen sein, die an sich ganz anderen Interessensprovinzen entstammen und dennoch ihre ethische Bedeutung erhöhend oder erniedrigend beeinflußen. Ob etwa die Anwendbarkeit eines moralischen Imperativs in allen Lebenslagen mit Sicherheit festzustellen ist, oder ob die Verwirklichungen dieser das Recht seines Anspruchs häufig verdunkeln; ob die durchschnittlichen Daseinsbedingungen seine Ausführbarkeit gewährleisten, oder ob selbst der beste Wille ihm nur in Ausnahmefällen genügen kann; ob er im Umkreis unserer praktischen Interessen eine isolierte Stellung einnimmt, oder mit vielen derselben in Verbindung steht und an ihnen innere und äußere Hülfen seiner Verwirklichung findet — diese Fragen alle haben ersichtlich mit der Würde, dem Pflichtcharakter, der Bedeutung des Imperativs für die objektive Stufenfolge unserer Ideale garnichts zu thun; aber der Wert seiner praktischen Rolle hängt sehr erheblich von ihnen ab. So ist es ganz unvermeidlich, daß die Erkennbarkeit, die Eindeutigkeit, die Erfüllungschance einer Vorschrift dem Gefühle von ihrer inneren Bedeutung zu gute komme, daß ihr Inhalt als sittlich wertvoller oder wertloser gelte, je nach dem Charakter solcher Accidenzen, die ihr eigentlich von ganz andern Beziehungsrichtungen her kommen.

Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß der Wahrhaftigkeit die bedeutsame Rolle, die sie unter unsern Pflichten spielt, zum teil aus gewissen außer-ethischen Zügen und Vorzügen vor anderen Imperativen stammt, die rein ethisch betrachtet nicht ebenso hinter ihr zurückstehen. Vor allem aus der Unzweideutigkeit, mit der sie in jedem einzelnen Falle ihre Forderung geltend macht. Ob Mitleid und Wohlthätigkeit da, wo sie angerufen werden, auch am Platze sind, ist oft genug zweifelhaft; ob in einer gegebenen Situation die Tugend der Rücksicht oder der Mut der Rücksichtslosigkeit angebracht ist, wissen wir manchmal nicht zu entscheiden; zwischen der nahen, aber unbedeutenderen und der entfernteren, aber bedeutsameren Pflicht stehen wir oft in der peinlichsten Unkenntnis des rechten Weges. Dagegen in dem Augenblick, wo von uns eine Aussage verlangt wird, wissen wir so gut wie ausnahmslos, was die Moral von uns verlangt: Wahrhaftigkeit. Dazu kommt, gleichsam als Fortsetzung dieser Qualität, daß alle anderen Tugenden Grade haben, an deren ins Unendliche möglicher Steigerung jede erreichte Stufe als Unvollkommenheit erscheint; es giebt keinen Grad des praktischen Altruismus, noch der Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit, noch der religiösen Hingabe, über dem nicht ein noch höherer denkbar wäre. Das Ideal der subjektiven Wahrhaftigkeit dagegen kann unbedingt und restlos erreicht werden. Fast allein hier — von den Fällen selbstquälerischer Pedanterie abgesehen — kann der Mensch sich sagen, daß er seine Pflicht erfüllt habe, ohne ein noch höheres Maß ihrer Erfüllung übrig gelassen zu haben. Ihrer ethischen Bedeutsamkeit steht ferner ihre logische zur Seite. Die Richtigkeit und Widerspruchslosigkeit des Weltbildes, mit allen ihren intellektuellen und ästhetischen Reizen, wird zum großen Teil durch die Wahrhaftigkeit subjektiver Aussagen getragen und gewährleistet; aus den Gebieten dieser Werte strahlen selbst da, wo sie sich nicht mit dem ethischen decken, auf das Wahrhaftigkeitsgebot Lichter über, die dessen Glanz leuchtender machen. Endlich: die Struktur dieses Ideals gestattet die unbedingte Kontrolle des subjektiven Verhaltens an seinem objektiven Ergebnis und den unmittelbaren Zusammenhang beider, die uns auf anderen ethischen Gebieten oft fehlen. Von der besten Absicht, Andere glücklich zu machen, wissen wir dennoch oft nicht, ob sie ihr Ziel erreicht hat; alle religiöse Bemühung ist nicht im stande, uns des Heiles unserer Seele aber bloßes Hoffen und Glauben hinaus sicher zu machen; die Kräfte, die das Gute wollen, schaffen unzählige Male das Böse, weil ihr Erfolg von Bedingungen außerhalb ihres eigenen Thuns abhängt. Dagegen, unseren eigenen Aussagen gegenüber ist der Wille zur Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seines Erfolges sicher, weil sich hier keine fremden Instanzen zwischen beide schieben, sondern die ungehemmte Absicht der Wahrhaftigkeit auch schon unmittelbar ihre restlose Verwirklichung ist. So fließen diesem Ideale Kräfte und Begünstigungen noch aus anderen Quellen, als seiner rein sittlichen Bedeutung zu und vereinigen sich mit dieser, ohne die Verschiedenheit ihres Ursprungs in das Bewußtsein hineinzutragen zu der eigentlich unvergleichbaren Würde, die die Forderung der Wahrhaftigkeit innerhalb der sittlichen Welt besitzt.

Kein Punkt derselben vielleicht scheint sich eines so beweisbaren Rechtes zu erfreuen; an keinem scheint das Zuwiderhandeln gegen das sittliche Gebot zugleich eine solche Selbstaufhebung in sich zu schließen. Kein Frevel, Grausamkeit, Ausschweifung widerspricht so unmittelbar wie die Lüge den Voraussetzungen nicht nur alles menschlichen Gemeinschaftslebens, sondern des Lügenden selbst: denn die Lüge würde zwecklos sein, wenn die Aussage nicht bestimmte Vorstellungen durch eine strikte Verbindung hervorriefe, die der Lügner gerade zerstört, indem er sie benennt. So ist die Lüge oft als die absoluteste aller Sünden erschienen, die Wahrhaftigkeit, nach Kants Ausdruck als „ein heiliges, unbedingt gebietendes, durch keine Konventionen einzuschränkendes Vernunftgebot," von dem aller Wert des Menschen abhängt, so daß es, selbst wenn Tod und Verderben seine Folge sind, erfüllt werden muß. Nun ist es aber sehr merkwürdig, daß diese sittlich-absolute Bedeutung der Wahrhaftigkeit in ihrer geschichtlich-sozialen Rolle keineswegs zu durchgehendem Ausdruck kommt. Als sittliches Gebot macht sie sich erst auf einer ziemlich späten Entwicklungsstufe der Gesellschaft geltend und zwar — wie namentlich durch Jhering einleuchtend gemacht worden ist — in dem Maße, in dem die praktische Nötigung dazu vorlag. Jch bin zwar nicht der Meinung Jherings, daß das Ursprüngliche der menschlichen Aussagen überhaupt nicht die Wahrheit, sondern die Lüge gewesen sei, wofür er auf die jüdischen Erzväter, die griechischen Götter und Heroen, die mythischen Gestalten der Germanen hinweist, die ebenso und mit ebenso gutem Gewissen lügen und betrügen wie heute noch die Neger und die Südseeinsulaner. Jch glaube vielmehr, daß der primitive Geist diesen Unterschied in seiner Schärfe garnicht kennt. Wie wir von ihm wissen, daß er zwischen Wirklichkeit und Phantasiegebilde, zwischen logisch-konkretem und rein abergläubischem Vorstellen keinerlei Wertunterschied macht, so werden wohl auch seine Aeußerungen die gleiche Undifferenziertheit zeigen, das heißt, er wird Erklärungen so abgeben und Sachlagen so darstellen, wie das Jnteresse des Augenblicks ihn bewegt, ohne sich einer objektiven Wahrheit, die übereinstimmend oder widersprechend jenseits seiner Aussage steht, bewußt zu sein. Diese Verfassung reicht vielfach noch in unsere jetzige Entwicklungsstufe hinein. Mit der Beschuldigung der Lüge thun wir insbesondere Kindern oft Unrecht: sie acceptieren und äußern die Vorstellungen, wie sie ihnen nach psychologischer Verknüpfung, nach dem momentanen Anschein, nach dem Diktat des Jnteresses kommen, in einem

Digitized by Google

naiven Indifferenzzustande, der überhaupt noch jenseits von Wahr und Falsch steht, auf den diese kritischen Kategorien noch keine Anwendung gefunden haben. Die Lüge fordert immer zwei Vorstellungsreihen: eine, die der Lügner selbst für die wahre hält, und eine davon abweichende, die er im Bewußtsein des Belogenen erzeugen will. Wir verkennen die Dumpfheit des primitiven Geistes, wenn wir ihn auf die Voraussetzung solcher Scheidungen hin verurteilen, die logisch zwar völlig scharf sind, für die er aber noch nicht die psychologische Schärfe besitzt. Die Epoche, in der die bewußte Lüge ganz und gäbe war, ohne doch moralisch verurteilt zu werden, gehört deshalb schon einer höheren Entwicklung an. Es ist offenbar diejenige, in der das „Faustrecht" in jedem Sinne noch galt, d. h. in der noch kein äußeres oder inneres Gesetz dem Stärkeren verwehrte, sich mit jedem überhaupt anwendbaren Mittel durchzusetzen. Ob die Vergewaltigung eine physische, den körperlich Schwächeren gegenüber, war oder eine intellektuelle, durch Lüge und Betrug, den Unintelligenteren gegenüber, das begründet keinen Unterschied. Beides ist, vom Standpunkt sozialer Zweckmäßigkeit, in Zeiten zulässig, wo es sich um eine erste Organisierung der Gesellschaft handelt, die als Unterwerfung der Schwachen unter den Starken geschehen wird. Solange noch kein objektives Recht, über den Individuen stehend, die Einheit und Organisierung des Ganzen mit der Freiheit und Gleichberechtigung Aller vereinbar macht, wird die Vergewaltigung der Schwächeren durch die körperlich und geistig Ueberlegenen die Gruppe zunächst einmal zentralisieren, innerlich zangieren, ihr eine vorläufige Formung geben. Dieser Zustand braucht übrigens keineswegs immer der zeitlich erste zu sein, sondern kann sich oft am Ausgang einer ganz anders charakterisierten Epoche als Uebergang zu einer weiteren Entwicklungsstufe einstellen. Die Lüge, die sich durchsetzt, d. h. nicht durchschaut wird, ist zweifellos ein, wenngleich rohes Mittel, geistige Ueberlegenheit zum Ausdruck zu bringen und zur Lenkung, Unterdrückung und Ausbeutung der weniger Schlauen zu verwenden. Wo die soziale Kultur derartige Herrschaftsverhältnisse zweckmäßig macht — sei es als eine Selektion zur Züchtung der Kraft und Intelligenz, sei es, um einigen Wenigen, für die nun andere arbeiten, die Muße zur Produktion höherer Kulturgüter zu schaffen, sei es um den Gruppenkräften zur Abwehr innerer und äußerer Feinde einen Anführer zu geben — da werden auch Lug und Betrug, als Herrschaftsmittel des Klügeren, an ihrer Stelle sein — ungefähr wie wir uns doch auch jetzt nicht scheuen, gegen Tiere, deren Körpersubstanz oder Kräfte wir begehren, List anzuwenden. Je mehr die Gesellschaft lernt, jene Zwecke mit Mitteln zu erreichen, die weniger unerwünschte Nebenwirkungen haben, also einen geringeren Abzug von ihrem Nützlichkeitsquantum erleiden, um so weniger wird sie der Lüge bedürfen und um so freier muß der Raum für das Bewußtsein ihrer ethischen Bedenklichkeit werden. Ja, wahrscheinlich wird diese moralische Betonung den logischen Begriff der Lüge geklärt und verschärft haben. Und dieser Prozeß ist noch keineswegs abgeschlossen; z. B., vielerlei Arten, Waren anzupreisen, die heute als rechtlich und moralisch unbedenklich gelten, aber logisch betrachtet zweifellos Lügen sind, werden voraussichtlich als solche erst dann bewußt werden, wenn Aenderungen in den kaufmännischen Verhältnissen, der Konkurrenz, dem Verkehr mit dem Publikum u. s. w. dieselben praktisch entbehrlich machen.

Es kommt ein Umstand hinzu, der der Lüge überhaupt in vorgeschrittenen Zeiten eine viel verderblichere Bedeutung giebt, als sie sie in primitiven besitzt. Jene unterscheiden sich von diesen durch die Vielheit der Elemente, in deren wechselnden Zusammenfassungen das Leben verläuft. Von aller Qualität der Bedürfnisse, Interessen und Kenntnisse abgesehen, giebt schon die Vielheit und Komplikation derselben der Existenz des Kulturmenschen eine fundamental neue Färbung. Die Folge davon ist nämlich, daß von den vollständigen Reihen jener Elemente, in denen er sich bewegt, der Einzelne fast nur Bruchstücke selbst erleben und erfahren kann. Der primitive Mensch, in einer kleinen gesellschaftlichen Gruppe lebend, seine Bedürfnisse entweder durch Eigenproduktion oder durch unmittelbare Kooperation beschaffend, seine geistigen Interessen auf die engen Kreise eigner Erfahrbarkeit oder einfacher Tradition beschränkend, überseht und kontrolliert das Material seines Daseins sehr viel vollständiger, als der Mensch höherer Kulturen, dessen äußeres und inneres Leben auf tausend Voraussetzungen steht, der durch Verbindungen mit unübersehbar vielen Nahe- und Fernstehenden die Inhalte desselben erhält und Unzähliges, das ihm ganz fernliegt, das er garnicht prüfen kann und das ihm doch von vitaler Bedeutung ist, auf Treu und Glauben hinnehmen muß. Daß die entwickelte Wirtschaft mehr und mehr Kreditwirtschaft wird, ist nichts als eine Seite der allgemeinen Thatsache, daß das Kulturleben immer mehr — und in viel weiterem Umfange, als man es sich klar zu machen pflegt — auf Treu und Glauben gestellt ist; sogar gerade die Vielheit der modernen Rechtssicherheiten und Garantieen ist ein Beweis dafür, denn ein Lebensstil, der seine Inhalte unvermittelter, kontrollierbarer, und in ihren einzelnen Richtungen gleichsam kompletter dem Individuum darbietet, bedarf so vielfachen Schutzes gegen Fälschung und Betrug nicht. Diese Verhältnisse also machen die Lüge in modernen Verhältnissen zu etwas viel verheerenderem, die Grundlagen des Lebens viel mehr in Frage stellendem, als es früher der Fall war. Wir bauen unsere wichtigsten Entschlüsse auf ein kompliziertes System von Vorstellungen, von denen wir immer nur einen ganz geringen Teil selbst feststellen oder prüfen können, deren Mehrzahl auf dem Vertrauen, daß wir nicht belogen worden sind, ruht. Wenn die Lüge noch heute als eine so lässliche Sünde erscheine wie früher, wenn nicht äußerste Strenge des Moralgebots von ihr zurückschreckte, so wäre ein Aufbau des Lebens, wie wir ihn jetzt vor uns sehen, schlechthin unmöglich.

Zu diesem Zwecke hat die soziale Nützlichkeit eine auch sonst erprobte Empfindungsweise der Lüge gegenüber gezüchtet. Als das tiefste Motiv ihrer ethischen Verhorreszierung wird nämlich nicht der Schaden, den sie andern thut, sondern die persönliche Entwürdigung vorgestellt, die der Lügner sich selbst anthut. Der eigentlich altruistische Gesichtspunkt tritt hinter die auf das Subjekt selbst zurückschlagende Bedeutung der Lüge; an dieser selbst, als subjektiven That, und nicht erst an ihren Folgen haftet die ethische Verwerflichkeit; so daß es eigentlich der Ton eines unmittelbaren Eigeninteresses ist, mit dem sie sich dem Subjekte verbietet. Aehnlich verhält es sich mit der Bewahrung der Ehre: die Handlungen und Unterlassungen, die diese vorschreibt, dienen immer, wie sich nachweisen läßt, der Selbsterhaltung bestimmter sozialer Kreise, und doch ist sie mit einem Gefühlston ausgestattet, der sie als das Eigenste und Persönlichste des Menschen kennzeichnet, als etwas, dessen Verletzung als hauptsächlichste und schlimmste Konsequenz seine Entwertung in seinen eignen Augen mit sich bringt. Auch religiöse Imperative verhalten sich oft nicht anders; in ihrer reineren Form stellen sie die Pflicht gegen Gott als Pflicht des Menschen gegen sich selbst dar, ihre Erfüllung als das Höchste, was man im eigenen Interesse thun kann. Diese Deutung der Wahrhaftigkeit als eines Erfordernisses der Selbstachtung — eine ungehenre Verstärkung ihrer Triebfedern! — macht es verständlich, daß sie als grundlegendes Ideal erst in der Zeit eines hoch ausgebildeten Individualismus aufgetreten ist. Kant und insbesondere Fichte, äußerste Verkörperungen des Individualismus des 18. Jahrhunderts, für die das moralische Gesetz in einer Selbstgesetzgebung des vernünftigen Menschen besteht, die alles ethische Thun als Gehorsam gegen unser tiefstes und eigentliches Ich

Digitized by Google

verstehen — sind deshalb die leidenschaftlichsten Feinde jeder Lüge. Dazu bewegen sie nicht die verderblichen Folgen derselben, ja, sie lassen sie selbst dann nicht zu, wenn durch sie, wie in den Fällen von „frommer Lüge", Unheil abgewendet und Menschenleben gerettet werden können. Denn viel mehr als auch außen ist sie nach innen destruktiv, sie zerstört die Achtung des Menschen vor sich selbst, durch die die Mannigfaltigkeit seiner Bestrebungen und Interessen in ein einheitlich gerichtetes Lebensgefühl übergeleitet und zu einem in sich und auf sich ruhenden Ich zusammengeschlossen wird. Thatsächlich liegt auch der ungeheure psychologische Wert der Wahrhaftigkeit in der Ungebrochenheit der Kraft, die der Ehrliche bei seinem Handeln einzusetzen hat: er glaubt an sich selbst, indem in der ganzen Sphäre der Aeußerungen, die von ihm ausgehen, kein Punkt ist, an den er nicht selbst glaubte. In dem höchst gesteigerten Abscheu vor der Lüge, wie die Ausbildung des Individualismus ihn hervorgebracht hatte, hat die Wandlung der Wahrhaftigkeit aus einer sozialen Pflicht in eine Pflicht gegen uns selbst ihren höchsten Bewußtseinswert gewonnen.

(Schluß folgt.)

Arthur Mülberger's „Proudhon".

Von Gustav Maier (Zürich).

Man kann bei einer litterar-historischen Thätigkeit verschiedene Wege einschlagen. Der neuerdings am meisten betretene ist der, daß man einen kleinen Teil des von einem Schriftsteller dargebotenen flüssigen Gedankenmaterials gewissermaßen in gasförmigen Zustand umsetzt, ihm dadurch ein größeres Volumen verleiht; der andere Weg geht darauf hinaus, jene Gedanken in ihrer Gesamtheit gleichsam zu destillieren und sie in einem gedrängten Auszug darzubieten, in dem kein wesentliches Aroma fehlt. Das erstere Verfahren gestattet leinen Jüngern, eine gewaltige Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen, indem die Gründlichkeit der Forschung durch einen Urwald von Citaten belegt wird, in den sich zwar niemand hineintraut, der aber eine um so größere respektvolle Scheu erregt. Die „Destillation" dagegen macht um so geringeren Effekt, je mehr Arbeit sie gekostet hat. Der gelehrte Dampferzeuger hat meistens zunächst seinen eigenen Ruhm im Auge, der bescheidene Destillateur den seines Helden; der eine schafft mehr für sich selbst, der andere mehr für das Publikum. Der eine schreibt einen dicken Band über einen kleinen Aufsatz, den andere giebt den wesentlichen Inhalt von 50 Bänden in einem dünnen Buche. Die letztere Methode ist entschieden die nützlichere, zumal in unserer viel umworbenen Zeit, nur die liebe, süße Gewohnheit und die süße, liebe Gedankenlosigkeit machen es erklärlich, daß die erstere immer noch die häufigere, und wohl auch die besser bezahlte ist.

Das neue Buch Arthur Mülberger's *) nun ist ein Muster knapper, anschaulicher Darstellung. Man fühlt ordentlich auf Schritt und Tritt den Mediziner, der auf Grund tiefer Studien und Erfahrungen, aber ohne jede Prätention, die Diagnose stellt. Ist es eigentlich ein bloßer Zufall, daß sich so manchmal die Jünger der menschlichen Heilkunde auf das Feld der sozialen Studien werfen? — Wohl kaum, sicherlich sind nahe Zusammenhänge vorhanden, die einen Quesnay oder einen Mülberger auf dieses Gebiet drängen. Zweifellos ist es die Erkenntnis einer starken Aehnlichkeit des sozialen Körpers mit dem individuellen, welche die Aerzte zu Studien über die sozialen Entwicklungen und die gesellschaftlichen Krankheiten vornehmlich anreizt. Der Mediziner, dessen Denken sich ständig mit dem menschlichen Organismus befassen muß, kann wohl unter allen Naturforschern am wenigsten vergessen, daß alle menschliche Wissenschaft am letzten Ende nur auf den Menschen selbst abzielt. So hat vielleicht auch Schäffle die Anregung zu seinen Grundgedanken des „sozialen Körpers" von einem Arzte empfangen.

Es ist schön und, wenigstens innerlich, unendlich dankbar, sich dergestalt in den Ideenkreis eines hervorragenden Denkers zu versenken, daß derselbe zu unserem Eigentum wird. Das hat Mülberger mit Proudhon seit lange gethan, und darum ist Mülberger auch sozusagen der deutsche Proudhon geworden, aber nicht nur sein Dolmetscher, sondern auch der thatkräftige Förderer seiner Bestrebungen. Das aber unterscheidet den ernsten Sozialreformer vom seichten Sozialschwätzer. Von dieser Sorte haben wir heutzutage die schwere Menge, aufrichtige wie unaufrichtige, die andere ist gar dünn gesät. Einem Mülberger wäre die zielbewußte Durchführung eines einzigen großen Proudhon'schen Gedankens tausendmal lieber, als die größte Berühmtheit seiner eigenen Schriftstellerei. Und das eben ist es, was die letztere wertvoll macht.

Ein klares Buch über Proudhon war ein wirkliches Bedürfnis. Denn kaum ist ein Schriftsteller und Agitator in allen Lagern so sehr verurtheilfähigt und verkannt worden, als er. Der moderne Sozialismus, der sich so vielfach die Proudhon'sche Kritik zu eigen gemacht hat, ist sein erbitterter, prinzipieller Gegner, weil Proudhon das kollektive Eigentum entschieden verneint. Daher stammt die schiefe Bezeichnung Proudhon's als eines „Kleinbürgers". Auf die Bourgeoisie aber wirkte Proudhon vom ersten Augenblick seines Auftretens an wie ein rotes Tuch, weil er das Feuerwort in die Welt geschleudert hat: „La propriété c'est le vol!" (Eigentum ist Diebstahl!) Je unbequemer dieser Ruf war, desto weniger hat man sich von jeher Mühe gegeben, ihn richtig zu verstehen. Nun sind wohl in der jüngsten Zeit einige Werke über Proudhon erschienen, aber sie wurzeln entweder gänzlich auf französischem Boden und Denken, oder sie sind, wie die sehr verdienstlichen Arbeiten von Diehl, so sehr fachwissenschaftlicher, kritischer Natur, daß sie das Laienpublikum nicht recht anzuziehen vermögen. Da ist denn ein Führer hochwillkommen, der uns an kundiger Hand liebevoll durch das ganze reiche Leben des Denkers hindurchführt und uns auf diesem Wege seine Gedanken so entwickelt, sie gleichsam vor unserer eigenen Seele so entstehen läßt, daß sie auch unser Eigentum werden, wie sie das seinige schon sind.

Es soll nach meiner Auffassung nicht die Aufgabe einer Besprechung sein, den Leser als eine Art von „Faulenzer" des eigenen Studiums zu entbinden, so wenig wie der Bäcker dazu bestimmt ist, Aeifen im Zimmer zu ermöglichen. Aus 51 Banden 15 Bogen zu destillieren, so daß der Leser auch einen wirklichen vollständigen Extrakt hat, ist schon der Aufgabe genug; wozu denn aus diesen wenigen 15 Bogen nochmals ein paar Seiten herausziehen, die doch nur einen ganz unvollkommenen Einblick gewähren können? — Der geneigte Leser die er Zeilen schaffe sich also schleunig das Mülberger'sche Buch in natura an und durchstiege mit Hilfe der jahrelangen, angestrengten Arbeit des Verfassers in wenigen dankbaren Stunden die geistreichen Anschauungen seines Helden nicht bloß in wirtschaftlicher, sondern auch in philosophischer, religiöser, politischer und vielen anderen Beziehungen.

Denn auch darin ist Proudhon ganz ungenügend bekannt, daß er ein universeller Geist ist, im wirtschaftlichen Wissen keineswegs aufgeht, was um so merkwürdiger erscheint, als er sein ganzes Wissen nicht den Schulen, sondern der eigenen autodidaktischen Thätigkeit und der Erfahrung im praktischen Leben verdankt. Daher thut Mülberger vielleicht nicht immer ganz recht, wenn er ihn wieder und wieder mit seinem sozialpolitischen Antipoden Karl Marx in Parallele

*) Arthur Mülberger, P. J. Proudhon's Leben und Werke. Stuttgart 1899, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff) 240 Seiten, Preis 2,80 Mark.

Digitized by Google

stellt. Das ist vielleicht der einzige berechtigte Einwand, welchen man dem verdienstlichen Buche machen könnte. Der kleine Mangel wurzelt in einem großen Vorzuge: in der leidenschaftlichen, liebevollen Hingebung an den Gegenstand, im Temperament. Bei der Würdigung widerstreitender Persönlichkeiten und Charaktere liegt uns die Antithese noch gar zu sehr im Blute und in der Gewohnheit. Durch das Aufsuchen der Synthese der Uebereinstimmungen, würden wir uns oftmals ein größeres Verdienst erwerben. Diese Uebereinstimmungen sind, wenn auch meist den Trägern unbewußt, immer vorhanden. Um so mehr Ursache hätten wir als Kritiker, sie überall aufzusuchen.

Ich habe selbst unlängst an anderer Stelle*) eine Parallele zu ziehen versucht zwischen Proudhon und Marx, und ich will einen kurzen Auszug daraus hierhersetzen, nicht etwa als ein Muster, sondern lediglich als eine Verdeutlichung meines Gedankens solcher synthetischer Behandlung:

„Man kann unmöglich von Proudhon reden, ohne seiner Beziehungen zu dem Manne zu gedenken, der der modernen Arbeiterbewegung die Richtung gegeben hat. Das Auftreten beider Männer ist merkwürdigerweise ein beinahe gleichzeitiges. Karl Marx hatte anfangs den Sturmlauf Proudhons gegen das Eigentum mit Wärme begrüßt, aber schon nach wenigen Jahren änderte sich das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden. Auf das 1846 erschienene Hauptwerk Proudhons „Contradictions économiques ou philosophie de la misère" antwortete Marx mit der beißenden Satyre „La misère de la philosophie". Der Gegensatz erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß Marx damals in seiner revolutionären Anfangsperiode stand, die zwei Jahre später im „Kommunistischen Manifest" ihren Höhepunkt finden sollte; da mußten ihm die philosophisch-reformatorischen Gedanken seines Gesinnungsgenossen freilich in tiefster Seele zuwider sein. Der Bruch der beiden Männer aber blieb fürs Leben. Die Verschiedenheit ihrer Auffassung verschärft sich noch dadurch, daß Marx hauptsächlich von der Betrachtung der großindustriellen englischen Verhältnisse und derjenigen des damaligen englischen Proletariats ausging, in deren Mitte er stand. Die englische Chartistenbewegung der vierziger Jahre konnte, in Verbindung mit dem geteigerten Elend der Arbeiterklasse, wohl dem Gedanken Raum geben, daß nur auf dem Wege der Revolution eine Besserung zu schaffen sei. Proudhon aber ist das Kind der französischen sozialen Bewegung, die von ganz anderen Elementen getragen ward . . . Die praktischen, weit vorgeschrittenen Assoziationsbestrebungen der französischen Arbeiter konnten einem Denker wie Proudhon wohl den Mut verleihen, zu einer Lösung der sozialen Frage auf dem Wege der freien Vereinigung voranzugehen, an deren Möglichkeit Karl Marx angesichts der damaligen Lage des englischen Proletariats verzweifeln mußte. Marx ist der deutsche streng wissenschaftliche Denker, der das private Kapital zu Gunsten des kollektiven beseitigen will, Proudhon der französische begeisterte Menschenfreund, der sich vermißt, ‚zwischen Privateigentum und Gemeinwirtschaft eine Welt aufzubauen.'

„Das letzte Ziel ist im Grunde beiden gemeinsam: vollendete Einrichtung der Produktion unter Beseitigung störender Einzelinteressen, mit alleiniger Rücksicht auf den höchsten Vorteil der Gesellschaft. Denn auch Proudhon kennzeichnet sich besonders dadurch als konsequenten Sozialisten, daß er in der Verschiedenheit der Menschen nicht den Grund verschiedener Entlohnung ihrer Arbeit sieht und für alle den gleichen Lohn verlangt. — Nur der Weg ist verschieden: Marx will, daß durch die Ueberführung der Produktionsmittel in den Besitz der Gesellschaft die Verteilung sich von selbst regele; Proudhon will durch die Organisation von Konsumtion und Produktion in freien Vereinigungen die Arbeit vom Tribute an das Kapital befreien und so ebenfalls den idealen Zustand einer rein für die Interessen der Gesellschaft eingerichteten Produktion erreichen. Im Grunde können beide Richtungen neben einander hergehen und sich gegenseitig ergänzen; während die Menschen durch das Streben nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel in einander bekämpfende Klassen gespalten werden, führt die Organisation des Konsums, die ja alle berührt, zu einer gemeinsamen Thätigkeit wieder zusammen."

„In einem wichtigen Grundsatze stimmen schließlich Marx und Proudhon überein: beide sind sie durchdrungen von der Ueberzeugung, daß nicht auf dem Wege gewaltsamer Umwälzung, sondern nur auf dem der ruhigen organischen Umbildung ein wirklicher Fortschritt der wirtschaftlichen Zustände zu erreichen ist."

Ich wollte durch dieses eigene Citat, das gleichzeitig den Kernpunkt der wichtigsten Proudhonschen Theorie berührt, lediglich ein, wie ich mir bewußt bin, recht unvollkommenes Beispiel geben, wie ich mir die Behandlung so widerstreitender Personen und Prinzipien in der Praxis denke, wobei ich zugleich dankbar bekenne, daß ich wesentliche Einsichten über die Bedeutung und den Gedankengang Proudhons gerade dem Mühbergerschen Werke verschulde. Ich wünsche dem tapferen deutschen Vertreter des geläuterten, leider in der Gegenwart so viel verzerrten und verkannten „Anarchismus" noch eine recht lange und fruchtbare litterarische Thätigkeit und das freudige Erleben einer vollen Blüte deutschen Genossenschaftswesens im Sinne Proudhonscher Gedanken, zunächst aber seinem jüngsten schriftstellerischen Kinde diejenige weite Bekanntschaft, die es in so vollem Maße verdient.

*) Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Leipzig, 1898. Verlag von B. G. Teubner.

Ethische Probleme und dichterische Stimmungen.

Von Dr. M. Kronenberg.

In einer Zeit wie der unsrigen, wo die vielfach verwickelten ethisch-sozialen Probleme immer drängender hervortreten, ist es natürlich, daß an ihrer Behandlung und Lösung nicht bloß die Philosophierenden und Forschenden, sondern auch die Dichter vor allem sich beteiligen. Und die ersteren können dabei mit einem Gefühl des Neides auf die letzteren blicken: denn dem Dichter ist es möglich, wenn auch nur in einem begrenzten Umfeld, uns die volle Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens zu geben, während der Forscher und Denker zwar unendlich viel weitere Gebiete umspannen kann, aber auch bei der treuesten Hingabe an das Wirkliche außer Stande ist, es mit seinen Begriffen, Kategorien, Gesetzen jemals ganz zu fassen.

Auch der Dichter trifft freilich bei seiner Behandlung und seinen Lösungsversuchen ethischer Probleme auf vielerlei Hindernisse und Schwierigkeiten, die für alle Talente zweiten und dritten Ranges ebenso viele Gefahren bedeuten. Ich will hier nur auf einen solchen Punkt hinweisen, der mir für die moderne Dichtung besonders wichtig und auch charakteristisch zu sein scheint: auf die vielfach zu beobachtende starke Inkongruenz zwischen dem ergriffenen ethischen Problem und der dichterischen Stimmung, in der und mit der es zur Darstellung gebracht werden soll. Das gilt namentlich von der Novelle, die vor Roman und Drama, welche beiden Kunstgattungen für die Behandlung ethischer Probleme noch in Frage kommen, vermöge ihres engeren Rahmens gerade den besonderen Vorzug hat, daß in ihr am ehesten Problemführung und dichterische Stimmung sich wechselseitig ganz zur künstlerischen Einheit durchdringen können.

Dabei ist es nicht uninteressant, festzustellen, daß, während in den novellistischen Dichtungen der älteren Schule oft das ethische Problem zu stark und gedankenschwer

Digitized by Google

hervortritt, logische Operationen die dichterische Stimmung überwuchern und in ihrer Einheit stören — man denke z B. an manche sonst vortreffliche Novellen Konrad Ferdinand Meyer's, die hierunter leiden, — innerhalb der modernen Dichtung das Umgekehrte am häufigsten sich zeigt: die Erwartung des Lesers wird häufig gleich am Anfang durch Vorführung bedeutungsvoller Lebensfragen gespannt, aber sehr bald sind diese ganz in bloßer Stimmung verflüchtigt, bleiben als schwerer Bodensatz zurück und dienen oft nur dazu, wenigstens den notdürftigen Anschein einer inneren Einheit von Stimmungen, die doch bloß äußerlich aneinandergereiht sind, festzuhalten. Wäre bloß ein Stimmungsbild gegeben, so könnte auch eine reine künstlerische Wirkung erzielt werden, die nun unmöglich ist. Es wäre freilich besser, solche in ungebundener Form vorgeführten der reinen Lyrik verwandten Dichtungen nicht mehr Novelle, sondern, wie es manche auch thun, Stimmungsbild, Skizze, Gedichte in Prosa u. dergl. zu nennen — indessen, wie dem auch sein mag, sie haben sicherlich als Gattung ihre volle künstlerische Berechtigung, nicht aber jenes Zwitterding von Problemdichtung und Stimmungsdichtung, bei dem keines von beiden zu seinem Rechte kommt.

Zu solchen Reflexionen haben mir ein paar novellistische Schriften der jüngsten Zeit Anlaß gegeben, die natürlich im wesentlichen nur der Zufall zusammen gebracht hat, — denn wer, und sei er auch der rüstigste litterarische Schwimmer, könnte wohl das Meer der modernen schönen Litteratur systematisch überblicken? Da ist zuerst eine Sammlung von Novelletten, die Arthur Schnitzler unter dem Titel „Die Frau des Weisen" (Berlin, S. Fischers Verlag) hat erscheinen lassen. Der Autor der „Liebelei" ist auch als Bühnendichter vorzugsweise durch die Feinheit seiner psychologischen Analyse und durch realistisch-gegenständliche Darstellung intimerer Seelenstimmungen ausgezeichnet. Dieselben Vorzüge zeigen auch die hier vereinigten novellistischen Studien, ja sie treten hier noch in demselben Maße deutlicher und wirksamer hervor, als die Novelle ja der eindringlichen Seelenanalyse reichere Kunstmittel und besseren Spielraum bietet als ein auf gröbere Effekte angewiesenes Bühnenstück. So wird man auch diese Novellen Schnitzlers mit hohem Genuß lesen, und dieser Genuß wird selbst ein reiner sein, — wenn man im Stande ist, von der Forderung der Einheit des Kunstwerks zu abstrahieren. Denn an dieser fehlt es durchgängig und zwar aus den Gründen, die oben schon dargelegt wurden. Schnitzler weiß immer in ausgezeichneter Weise mit ein paar Strichen uns in ein Milieu hineinzuführen und hier das engere Gebiet der Seelenkonflikte, die er schildern will zu umgrenzen; sehr rasch taucht dabei das beherrschende ethische Problem auf, aber nicht nun entwickelt und — natürlich nur im poetischen Sinne gemeint — aufgelöst zu werden, sondern um bald da bald dort wieder hervorzutreten oder auch wohl ganz zu verschwinden. Dabei zeigt Schnitzler noch die Eigentümlichkeit — gerade in der letzten und besten der fünf Novellen, „Die Toten schweigen", tritt dies drastisch hervor, — die volle Schärfe der Lebensfrage, die er berührt, zuletzt noch einmal recht hervortreten, dann aber den Leser gleichsam stehen zu lassen, als wenn er ihm sagen wollte, er, der Dichter, breche nun hier, an diesem willkürlich gewählten Punkte, einfach ab und sei entschlossen, allen weiteren noch so brennenden Fragen aus dem Wege zu gehen. So kann eine reine Kunstwirkung nicht zu Stande kommen. Statt eines innerlich geschlossenen Kunstwerks haben wir nur aneinandergereihte Fragmente von Stimmungsbildern vor uns, statt einer Novelle höchstens Probestücke zu einer solchen, statt daß wir einen Seelenkündiger, als welcher der echte Dichter zu gelten hat, gehört hätten, sind wir doch nur einem Virtuosen der Stimmungsmalerei gefolgt, und dabei kann selbst die zuletzt wachgerufene Stimmung nicht, wie sie doch sollte, ausklingen, sie wird mit dem Ganzen wie durch einen Ruck gleichsam abgeschnitten. Solcherlei kritische Einwürfe machen, wird man einwerfen, heißt aber, ein Werk gleich an den höchsten Kunstforderungen messen. Gewiß. Aber ich meine, daß das bei einem Dichter wie Schnitzler wohl berechtigt ist, der, wie mir scheint, nach vorheißungsvollen Anfängen sich stetig in aufsteigender Richtung bewegt.

Unter dem Gesichtspunkt der größtmöglichen Kongruenz von Problem und Stimmung betrachtet, nehmen sicher die Novellen, welche Adele Gerhard unter dem Titel „Beichte" (Berlin, Rosenbaum und Hart) kürzlich hat erscheinen lassen, einen höheren Rang ein als die von Schnitzler, wenn sie auch von letzteren öfter durch die Feinheit der psychologischen Analyse übertroffen werden. Die Verfasserin ist den Lesern der „Eth. Kultur" keine Unbekannte, sie hat an dieser Stelle wie in selbständigen Schriften wiederholt wertvolle sozialwissenschaftliche Studien veröffentlicht. Und wer die vorliegenden Novellen liest, bemerkt leicht, daß es sich hier nicht um einen äußerlichen Uebergang von einem Gebiete geistiger Thätigkeit zu einem anderen ganz entfernt liegenden handelt, sondern um eine wohlmotivierte innerliche Verknüpfung beider, die immer geistig vorhanden war, auch wenn sie nicht nach außen hin zu tage trat. Diese Verbindung ist vor allem gegeben durch die ausrichtige Teilnahme an allem Menschlichen und sodann durch das Ergriffensein von sozialem Weltschmerz, das sie ja mit vielen der besten unter den Freunden der ethischen Bewegung teilt. Gegenüber dem sozialen Pessimismus hat sich dabei wohl schon früh der sozialen Optimismus durchgesetzt. Die vorliegenden Novellen zeigen ein lebhaftes inneres Ankämpfen der Verfasserin, um auch individuell den Optimismus, die Lebensbejahung im weitesten Bereiche der eigenen Persönlichkeit zu erringen. Freilich zeigen sich erst die Anfänge dieser Entwicklung: noch lagert über diesen Novellen, die wie der Titel schon andeutet, auch wirkliche Beichten sind, eine stark schwermütige Stimmung, die nur zuweilen — namentlich am Schluß der Novelle „Gebt mir goldene Tageshelle" — entschieden durchbrochen wird.

Vielleicht hat eben diese Stimmung lebhafter innerer Hoffnungen, wie sie grade den Beginn eines neuen Stadiums persönlicher Entwicklung bezeichnet, viel dazu beigetragen, daß in diesen Erstlings-Dichtungen schon so viel dichterisches Können hervorgetreten ist. Denn sie scheinen mir zu dem Besten zu gehören, was die letzte Zeit an novellistischen Darbietungen hervorgebracht hat. Ich rechne dahin namentlich die Novelle „Die Ebbe". Hier ist jene Einheit von Problem und Stimmung, von der eben die Rede war, ausgezeichnet festgehalten, und selbst das Milieu ist der Besonderheit seelischer Verwicklungen angepaßt und dabei den feineren Seelenregungen so liebevoll nachgegangen und selbst die Frage so sorgfältig abgetönt, daß das Ganze eine reine künstlerische Wirkung hervorbringt. In Bezug auf die Formung und Darstellung im Einzelnen steht vielleicht die letzte Novelle „Zu Ring an meinem Finger" hie und da noch höher, aber hier fallen eben auch Problem und Stimmung auseinander, und das Ganze erscheint wie ein Stück aus lauter Stücken, bei dem ebensowohl Einheit wie innerlich motivierter Abschluß fehlt. Indessen wird der empfängliche Leser keine dieser Novellen ohne die lebhafte und tiefere Anteilnahme zu Ende lesen, welche immer nur durch echte poetische Einwirkung erzeugt wird.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang noch ein kürzlich erschienener Roman von Helene Böhlau, „Der Rangierbahnhof" (Berlin, F. Fontane u. Ko.). Trotz der weiteren Ausführung wäre die Bezeichnung „Novelle" angemessener gewesen als „Roman", weil alles sich findet, was die erstere gegenüber dem letzteren charakterisiert: der engere Rahmen für die Handlung, die einfachere Durchführung, das stärkere Hervortreten innerer Konflikte gegenüber äußeren Verwicklungen u. s. w. Auch diese Dichtung ist ausgezeichnet durch vortreffliche psychologische Analyse und

Digitized by Google

sein abgetönte Stimmung, aber auch hier geht im Laufe der Handlung die Einheit des Ganzen, welche durch das aufgestellte ethische Problem gefordert und ermöglicht war, verloren, wenn auch nicht in so starkem Maße, als es bei Schnitzler der Fall ist. Indessen verspürt man auch in diesem Werke von Helene Böhlau überall den Hauch eines echten und gestaltungsfähigen dichterischen Geistes. Und wie viel bedeutet das angesichts so zahlloser litterarischer Produkte, die jahrein, jahraus immer wieder den Namen „Dichtung“ usurpieren wollen!

Streiflichter.

Menschenbehandlung vom himmlischen Standpunkte.

In den jüngsten Tagen hat man sich in der deutschen Presse viel mit den Zuständen im katholischen Studenten-Konvikt in Bonn beschäftigt. Sie sind allerdings so schlimm, daß sie die schärfste Remedur verlangen. Gleichzeitig sind sie aber auch geeignet, die Thatsache zu illustrieren, in wie geringem Maße die lediglich von Jenseitshoffnungen und kirchlichen Voraussetzungen inspirierte Ethik imstande ist, den modernen Anforderungen an Menschenwürde und Menschenrecht zu entsprechen. Aus dem ersten, in der „Köln. Zeitung“ erschienenen Notizen eines Konviktsinsassen seien nur nachfolgende Stellen herausgehoben. Nach eingehender Schilderung vieler inhumaner Bestimmungen der Hausordnung heißt es weiter:

„Nach dem Essen, welches im allgemeinen das Präsidat „gut“ verdient, findet der für jeden obligatorische Spaziergang statt und zwar von 2—3 (zur Sommerzeit von 7—8). Keineswegs ist es aber gestattet, sich für diesen Spaziergang seinen Begleiter auszuwählen; vielmehr ist die Sozietordnung wird von der Direktion bestimmt und immer ein erstes, ein drittes und ein fünftes, bezw. zweites, viertes und sechstes Semester zum Spaziergang vereinigt, welche Sektion ein jeder unter Strafe einzuhalten verpflichtet ist. „Das ist eine nützliche Einrichtung“ wird vielleicht mancher Leser sagen. Und in der That, auch wir wollen die gute Seite dieser Einrichtung durchaus nicht verkennen. Man beabsichtigt doch offenbar den Verkehr zwischen allen Konviktsoristen zu einem gleich freundschaftlichen, brüderlichen zu gestalten. Aber wer wird an den Erfolg dieser Absicht glauben, der bedenkt, daß diese Theologen im Kollegium Albertinum sich bestreben, deren Haltung und Benehmen nicht vor ihren zukommenden Bildungsstufe entspricht und mit denen ein auch sein äußeres Auftreten etwa respektierender Theologe durch die Strafe zu wandern, sich schämen muß! Und wie hart muß es außerdem dem Jüngling sein, sich auch sogar in diesen Punkte, in der Wahl seines Verkehrs, was doch das erste und heiligste Recht eines jeden Menschen sein sollte, der Freiheit beraubt zu sehen! Zu anderer Zeit mit seinen näheren Bekannten zu verkehren, giebt es nicht viele Gelegenheit, da ein Besuch der einzelnen untereinander im Albertinum aufs strengste verboten ist, und die Uebertretung dieses Verbotes eine öffentliche Rüge und die Verbannung des eigenen Zimmers, bezw. die Degradation zu einem Schlaf- und Studiersaal zur Folge hat. Hierbei besteht noch der äußerst eigentümliche, um nicht zu sagen, ungerechte Brauch, daß weniger den Besuchenden als den Besuchs Empfangenden die Strafe trifft. Bei diesem Punkte möchten wir einen effektamen Fall anführen, der diese Bestimmung recht charakterisiert. Einer der Studiosen hatte Sonntags nachmittags Besuch von seinen Angehörigen, bei welcher Gelegenheit auszugehen, freilich auch nur unter großer Bedrängnis, worauf wir noch zurückkommen, gestattet ist. Einige Gäste Vier aber Bein, die er mit seinen Angehörigen an diesem Nachmittage genoß, machten ihn etwas angeheitert, und er hatte bei seiner Rückkehr in s Kollegium nichts eiligeres zu thun, als seinen Freunden aufzulachen, und ihm, wahrscheinlich gern unter vier Augen, einige Privatangelegenheiten mitzuteilen. Plötzlicherweise wurde eine große Revision seitens der Direktion in allen Zimmern abgehalten, und bei dieser Revision wurde dann der betreffende Studiosus bei dem Zimmerbesuche ertappt. Statt daß nun dieser, der Besucher, eine Strafe erhielt, wenn man schließlich in diesem Besuche des Studiosus eine so große Begehen erblicken will, wurde auch der andere Studiosus, der den Besuch seines Freundes zu empfangen ja gezwungen war, mit derselben Strafe belegt, trotz seiner Verteidigung und wiederholtigen Versicherung, es könne ihn keine Schuld treffen, da er seinen Freund verschiedene Male aufgefordert, ihn zu verlassen, und obwohl dieser der Direktion gegenüber auf Ehre bekräftigte, daß auf ihn ganz allein die Schuld falle und sein Freund schuldlos sei. Bei einem solchen Vorkommnis, dem man doch nicht mehr das Epitheton „gerecht“ beilegen kann, darf man sich nicht wundern über die tiefe Mißstimmung, die bei einem Hacken Teile der Theologen Platz gegriffen hat.

Die bisher dargestellte äußere Hausordnung ließe sich schließlich mit Mühe ertragen. Aber drückend und leider nicht zu umgehen ist der Geist, der in mancher Beziehung im Kollegium Albertinum herrscht. Wie mancher kam mit idealen Vorstellungen von den Zuständen, die dort herrschen, und sah sich arg enttäuscht! Er glaubte ein System des Vertrauens und der Liebe zu finden und gewahrte statt dessen Mißtrauen und argwöhnische Beobachtung bei der Leitung wie bei seinen Kostumnen. Verschiedene Male ist bereits von der Direktion betont worden, daß es Bande der Liebe wären, die die Theologie-Studierenden mit dem Vorstande verknüpften. Schade nur, daß so wenig davon zu merken ist. Denn überall und jederzeit, selbst wenn man hinausschreitet zum Predigtstuhle, die Augen ihnen über die Schar der Untergebenen schweifen zu lassen, meint nicht für wie ein Ausfluß der Liebe und des Vertrauens an. Noch weitere Worte über das sogenannte „Spitzy-System“, das sich offenbar allein auf Argwohn gründet, hinzuzufügen, würde hier zu weit führen.

Das Mißtrauen von seiten der Kostumnen äußert sich in der außerordentlich häufigen Denunziation. Freilich können wir nicht behaupten, daß von dem Vorstande irgendwelche Konviktorisien als Subspohanten angestellt sind; aber dafür haben wir Beweise, daß Theologen vorhanden sind, die sich noch ihrem eigenen Ausdrucke „im Gewissen verpflichtet fühlen“, Aeußerungen der Hausordnung an maßgebender Stelle anzuzeigen, was übrigens gegen jede Moral ist, und daß dieses „im Gewissen sich verpflicht et fühlen“ von der Direktion gefördert wird. Der Beweis für diese Förderung der Denunziation liegt einerseits darin, daß auf Grund einer Anzeige der Beschuldigte bestraft wird, ohne überhaupt seinen Ankläger kennen zu können; andererseits darin, daß in der jeden Sonntag vom Direktor der Anstalt abgehaltenen Konferenz verschiedene Male in verblümten Worten und einmal, wie wir sicher wissen, ganz offen Anregungen zum Denunzieren gegeben worden sind. Ob freilich unter dem „sich verpflichtet fühlen“ oft ganz andere Triebfedern verborgen sind, wollen wir hier unerörtert lassen. Jedenfalls läßt sich mit Recht behaupten, daß ein solches Verfahren geeignet ist, Charakterlosigkeit und Heuchelei groß zu ziehen, wie es denn auch sehr auffallend erfahren, daß diejenigen Konviktoristen, die bei jeder Gelegenheit ihre „fromme Demut“ zur Schau tragen zu müssen glauben, denen aber dabei jedes irgendwie freie Auftreten mangelt, indem sie sich überall einer gewissen Kaudiatur befleißigen, im Bonner Konvikt bei der Direktion personae gratae sind. Ueberhaupt sch int der ganze Geist, den man den Theologen einflößen will, der der Roduzität zu sein. So sind sich denn auch die sehr katholischen Geistlichen zur Erklärung der Einrichtung eines Hauses wie des Kollegium Albertinum geäußert, die früheren Kleriker, die nicht im Konvikt erzogen worden, seien nicht klabut genug gewesen.“

Diese Schilderungen lassen deutlich erkennen, wie der Geist kirchlicher Zucht und die daraus resultierende Ethik unaufhörlich mit der vielseitigen, auf menschlicher Grundlage ruhenden Ethik in Konflikt gerät und hierbei die Sittlichkeit immer wieder vergewaltigt wird, vergewaltigt werden muß, wobei man keinesweges immer an bösen Willen zu denken braucht. Ebensowenig sind die hier zu Tage tretenden Mißstände und ethischen Verirrungen, wie manche kulturkämpferische Blätter glauben machen wollten, bloß im Charakter der katholischen Kirche begründet. Man lese nur nachfolgende Schilderung, die unter der Ueberschrift „Beiträge zur pastoralen Psychiatrie“ im „Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie“ von Dr. Willms veröffentlicht wird, der bis zum 15. August v. J. an der Privatirrenanstalt des (orthodox-protestantischen) Pastors Paulsen zu Kropp im Holsteinischen als Arzt thätig war. Dr. Willms schreibt u. a.:

„Ohne sich im geringsten an die Regierungsbestimmungen zu halten, wie dem leitenden Arzt ein bestimmtes Gebiet in der Krankenbehandlung vorbehalten, greift der Besitzer und geistliche Leiter der Anstalt P. Paulsen unmittelbar in das ärztliche Gebiet ein, indem er seine psychiatrische Behandlung darauf stützt, daß die Irrsinnigen, die für ihn auf derselben Stufe wie die Kinder stehen, durch solche teils mit Liebe, teils mit Prügel, je nach den Umständen, behandelt werden müssen. Wenn thatsächlich wenig Prügelszenen in Kropp vorkämen, so liege es weniger an dem geistlichen Leiter als an seiner Furcht vor der Oeffentlichkeit und den Aerzten, die ein scharfes Auge auf diese Art von Krankenbehandlung haben. Die einzige Aufgabe der Aerzte in Kropp sei das Verschreiben von Arzneimitteln. Alles andere, die Aufsicht über das Personal, das Verlegen und Isolieren der Geisteskranken, die Kontrolle über das Essen werde häufig allein von dem P. Paulsen und seiner Oberin ausgeübt; trotzdem vor allem der leitende Arzt durch einen Ministerialerlaß hierzu berechtigt ist. Wenn die Aerzte grobe Mißstände tadelten, so liefen sie Gefahr, auf das schroffste abgewiesen zu werden. Eine schriftliche Beschwerde der Aerzte über das den Kranken verabreichte Essen sei von P. Paulsen mit den Worten zurückgewiesen worden: „Das Essen auf der Anstalt unterbleibt in seiner Weise der Anordnung der Aerzte, weil sie nichts davon verstehen.“ Was die Behandlung der Geisteskranken anbetrifft, so berichtet Dr. Willms, daß die Zellen teilweise in einem überaus

Digitized by Google

traurigen Zustande seien, feuchte Berliese, mit dünnen Fenstern, an denen sich die Kranken die Hände zerschneiden, wenn sie toben, dagegen schlagen. Durch die ungenügende Ventilation mancher Zellen entstehe ein scheußlicher Geruch. Einige Zellen liegen tiefer als der Erdboden entgegen den Regierungsbestimmungen und werden häufig trotz ihrer Feuchtigkeit belegt. Als die Staatsirrenanstalt in Schleswig überfüllt war, wurden etwa 70 Kranke nach Kropp überführt und in kaum fertige Häuser gesteckt, den feuchten Lehmfußboden konnte man noch nach Wochen mit den Fingern von der Wand wischen. Die Schwestern des Pflegerpersonals seien ohne jegliche Schulung und ungenügend für ihren schweren Beruf ausgebildet, die Stunden, die ihnen vom zweiten Arzt gegeben wurden, mußte dieser aus Mangel an Schülerinnen aufgeben. Die Aufsicht, welche die Diakonenalpirantinnen auf die Kranken ausübten, sei vollkommen unzureichend."

Ist das System der Menschenbehandlung hier, beim orthodox-protestantischen Pastor ein anderes als beim katholischen Konvikts-Oberen? In beiden Fällen handelt es sich in erster Linie um Präparierung von Seelen für's Himmelreich, wenn auch im einen Falle Seelen von Erwachsenen, die sogar später zu Führenden berufen sind, im anderen Falle Kinderseelen, als welche die Irren gelten, in Frage kommen. Solchem einzig maßgebenden Zwecke entspricht naturgemäß das durchgeführte System mit seiner Mischung von Liebe und Prügel, entspricht die Mischung aller Pädagogik auf der einen, aller medizinischen Wissenschaft auf der anderen Seite, entspricht vor allem die Mischung elementarster sittlicher Forderungen. Und es hilft nichts, gegen einzelne so hervortretende Erscheinungen zu eifern: es darf überhaupt keine pastorale Pädagogik und keine pastorale Psychiatrie mehr geben, beides widerspricht dem wissenschaftlichen und dem humanitären Geiste unserer Zeit. Also fort mit allen pastoralen Irrenanstalten, in welchen Menschen leiber vom Standpunkte himmlischer medizinischer Wissenschaft, und fort mit allen Konvikten, in welchen Menschen seelen vom Standpunkte himmlischer Pädagogik verdorben und vernichtet werden.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. Main. Am 29. November sprach Herr Pfarrer Sänger über **Wohltätigkeitsprinzip** im Saale des Culmbacherhofs, der bis auf den letzten Platz gefüllt war. Der Redner führte u. a. Folgendes aus:

„Die Wohltätigkeit, d. h. das Eintreten der Bestenden für die Bestlosen, zeige sich schon frühzeitig, einmal aus egoistischen Gründen, um die armen, die durch die Not ihrer am wander geleitet werden, zu verführen, dann aber auch aus reiner Nächstenliebe. Tagtraten reitgiöse Motive, die den Wert der Gabe herabsetzen, weil sie erfolgte, um dem Geber die Gnade Gottes zu erringen. Diese Wohltätigkeit ist kalt, herz- und tiebtos, sie ist ein äußerlicher Akt eingelernter Religionsübung. Nach altem jüdischen Gesetz sollte ein Zehntel des Einkommens den Armen gehören, und dieser Brauch wird, wie der Redner aus Erfahrung weiß, noch heutzutage von vielen Juden gepflegt, die im übrigen sich nicht an die Vorschriften ihrer Religion halten. Maßgebend sollen uns die Worte der Bergpredigt sein, die darin gipfeln, seine Taten nicht in vor Welt kommen zu posaunen und die eine Hand nicht wissen zu lassen, was die andere tut. Im Mittelalter benutzte die Kirche die „Entsündigung", um durch diesen Hinweis zu ihrem Besten den wohltätigen Sinn der Menschen auszubeuten. Die Kirche gab freimütig, solange Naturalleistungen erfolgten; als diese durch die kapitalistische Wirtschaft abgelöst wurden, mußte sie meistens zum Geben durch den Staat gezwungen werden. Am Schluß dieser Ausführungen wurde der Redner aktueller. Geld in Frankfurt zu bekommen, wenn man mit der Sammelbüchse herumgeht, ist am Rhein nicht schwer; schwer aber ist es, die Geschenkgeber zur praktischen Tätigkeit heranzuziehen. Wenn man Musterung hält, bleiben immer nur wenige bis fünfzig Leute übrig, die gleichsam mitten in der Wohltätigkeitsbewegung stehen, und zwar Leute, die sonst noch einen arbeitsreichen Beruf ausüben. Auch ist die Wohltätigkeit häufig im Gegensatz zu der Vergangenheit vielseitiger geworden. Während früher die Gaben meistens nur für Witwen und Waisen, für Kranke und Gebrechliche gegeben wurden, sind jetzt die Gaben für Kinderhorte, Ferienkolonien, Suppenanstalten, Volksbäder, Volksbibliotheken, Volksunterhaltungsabende, Volksvorlesungen, Volksbelustigungen, Volksfeste, Volksspeisungen, Volkswohnungen, Volksheilstät

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,20 M. Wird abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 3093.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 4. Februar 1899. | Nr. 5.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Der „Eiertanz" um das „Schreckgespenst". Von Epimetheus — **Eine humane Ethik.** Von Prof. F. Oetker. — **Zur Psychologie und Soziologie der Lüge.** Von Dr. G. Simmel. — **Die erste deutsche Hochschule für Frauen.** Von A. Bousset. — **Streiflichter: Reaktionäre aller Schattierungen vereinigt euch! — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung München.**

Der „Eiertanz" um das „Schreckgespenst".

Von Epimetheus.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Kgl. preußischen Konstitutionalismus sind wir wieder um eine Erfahrung reicher geworden. Um die Erfahrung nämlich, daß die grobkörnige deutsche Sprache Lutherscher Faktur und Göthescher Politur mit ihrem drastischen Bilderreichtum und verwegenen Auf die Sache-Losgehen für unsere Staatsmänner, einschließlich der Landtags- und Reichstagspräsidenten, zu unhöflich ist. Graf Posadowsky warnte jüngst vor dem „nervösen Dilettantismus" gewisser Volkskreise; wir erkennen neidlos seinen Kreisen die „virtuose Nervosität" zu. Das Wort „unhöflich", d. h. was man bei Hofe nicht sagen (aber wohl denken) kann, wird jetzt mit „unparlamentarisch" übersetzt, offenbar weil häufig das Parlament, der Ausschuß der Kreise von Besitz und Bildung, nur ein Vorhof des eigentlichen Hofes geworden ist. Wer freilich als Vertreter des Volkes in Kriegsknechtsuniform oder in der Lakaientracht von Kniehosen und Badenstrümpfen zu antichambrieren gedenkt, der muß auch seine Zunge höfisch zu formen verstehen. Wie darf da ein simpler Abgeordneter, selbst wenn er nur wiederholt, was ministerieller Mund ihm vorgeworfen, von einem „Eiertanz" eines Kgl. preußischen Ministers reden? Ja, wenn es noch Fackeltanz gewesen wäre! Und welche bodenlose Verworfenheit gehört dazu, eine völlig „authentisch" noch nicht bekannt gewordene, aber als autokratisch genügend charakterisierte Regierungsvorlage als ein „Schreckgespenst" zu bezeichnen! Das muß ja allen Knieböschen, Kindern und Höflingen, das Gruseln beibringen. Nein, wir müssen höflicher werden: was uns nicht von oben, mit dem offiziellen Stempel reichsanzeigerlicher Autorität gnädigst präsentiert wird, darüber haben wir keine Meinung zu haben oder wenigstens zu äußern, denn ein Parlament ist ja nicht etwa ein Ort, wo der Bürger aussprechen kann, was ihn drückt, sondern es ist eine ziemlich komplizierte, darum mit Vorsicht zu behandelnde Bewilligungsmaschine. Ein Druck von oben — und unten kommen die Millionen für die Regierungszwecke heraus. Je weniger die Maschine dabei knarrt, desto besser funktioniert sie.

Als in Art. 30 der Reichsverfassung und Art. 84 der preußischen Verfassungsurkunde festgesetzt wurde, daß die Mitglieder der Parlamente für ihre ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb des Hauses auf Grund der Geschäftsordnung zur Rechenschaft gezogen werden könnten, da glaubte man noch hoffnungsfreudig an eine Leitung der verfassungsmäßigen Körperschaften, die es nie vergessen würde, daß hier der Ort und das Asyl für das freie Wort der Kritik, Maßnahmen der Krone und der Regierung gegenüber, gegeben sei. Man hielt es für undenkbar, daß der Leiter einer das Volk vertretenden Versammlung jemals der Redefreiheit andere Schranken ziehen würde, als die unter gebildeten Männern selbstverständlichen einer auf Verständigung, nicht auf Beleidigung ausgehenden Sprache es sind. Der Gesetzentwurf zur Beschränkung der Redefreiheit vom Jahre 1879 wurde mit Entrüstung zurückgewiesen. Es geht aber auch so. Es brauchen nur die richtigen Männer an den Vorstandstisch zu gelangen, Männer, die da wissen, was ein Eiertanz ist, ein vorsichtiges sich Herumdrehen um sehr zart empfindliche Stellen, und denen ein Schreckgespenst, das Gespenst der Regierungsunfähigkeit ihrer Partei oder des Verlustes der Hoffähigkeit, oder gar des Beifalls von oben, schlimme Stunden bereitet. Dann verraten sie, fast möchte man sagen unbewußt, daß auch ihnen jene choreographische Leistung und diese schreckhafte Gesinnung nicht gerade Vorzüge eines charakterfesten Mannes bedeuten. In diesem Sinne ist die Verweisung der beiden unschuldigen Wörter aus dem parlamentarischen Wörterbuch ein Sieg des ethischen Bewußtseins über die eigene Schwachheit. Zunächst wollen wir auch damit zufrieden sein. Vielleicht empfindet man endlich auch im Berliner roten Hause, daß der Eiertanz der Kommunalfreisinnigen um das Schreckgespenst der verschiedenen Nichtbestätigungen eigentlich auch nicht gerade parlamentarisch ist.

Jede Körperschaft genießt das Ansehen, das sie verdient. Und zwar „verdient" hier im eminent ethischen Sinne. Das Maß der Ueberzeugungstreue und der weder nach unten, noch nach oben, weder rechts noch links schielenden Charakterfestigkeit ist auch das Maß ihres politischen Einflusses. Aber das Gleiten und Schmiegen, sich Winden und Beugen, das jeden Anstoß, wie den an ein rohes Ei, vermeidet, und die Hypnotisierung der Blicke auf das Schreckgespenst allerhöchster Ungnade sollten die Volksvertreter wirklich — Leuten überlassen, die derlei berufsmäßig nötig haben.

Digitized by Google

Eine humane Ethik.

Von Prof. Ferd. Vetter (Bern).

Im Jahr 1895 schrieb die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur einen Preis aus für ein Handbuch der Ethik, das Eltern und Erziehern den Stoff liefern sollte für einen von kirchlich-religiösen Vorstellungen freien Moralunterricht. Der Preis konnte nicht erteilt werden, da keine der eingegangenen Arbeiten den Anforderungen des Preisgerichts ganz entsprach. Die Notwendigkeit einer gemeinverständlichen Zusammenfassung der weltlichen Sittenlehre hatte man offenbar auf dieser Seite tiefer als anderswo empfunden; aber die zahlreich vorgelegten Versuche dieser Art scheinen den Veranlassern derselben nur die Schwierigkeiten bewiesen zu haben, die einer solchen Popularisierung der neuen Sittenlehre entgegenstehen.

Den Eindruck, wie notwendig solch ein neuer Katechismus, und zugleich wie schwierig er herzustellen ist, hinterläßt auch ein im Oktober 1898 in Bern bei Schmid und Franke („1899") erschienenes Büchlein „Handbuch der humanen Ethik für Eltern und Erzieher, wie auch für Schüler der Oberstufe der Volksschule. Von Friedrich Wyß, Schulinspektor a. D.*)

Notwendig vor allem und dankender Anerkennung wert ist es, wenn man, wie hier geschehen ist, auch in einem Schul- und Hausbuch endlich einmal aufräumt mit allen transzendentalen, d. h. aus der Welt der Vernunft und des Gesetzes, wo wir sonst alle wohnen, in die der Phantasie hinübergreifenden Voraussetzungen für die menschliche Moral; wenn man also die Begriffe Gott, Wunder, Unsterblichkeit aus unserm Sittenkodex eliminiert, indem man sie entweder geradezu bekämpft oder als für den denkenden Leser und Schüler unhaltbar auf sich beruhen läßt. Die Bekämpfung des herkömmlichen persönlichen Gottesbegriffs freilich ist in einem Schulbuch naturgemäß eine indirekte; für die Ableitung der Sittengesetze beschränkt sie sich sogar auf ein „nicht nur — sondern auch": die sittlichen Forderungen soll der heutige Erzieher nicht nur als Gebote einer Gottheit darstellen, sondern auch (im Buche selbst geschieht dies nicht „auch", sondern ausschließlich) als Ergebnisse des Denkens und des allgemeinen, bei sich und bei den andern als berechtigt anerkannten Glückseligkeitsbetriebes. „Mit dem Himmel," sagt der Verfasser anderswo, „sind die Engel und mit der Hölle ist der Teufel weggefallen" und überläßt es dem Leser, für den Himmel das entsprechende persönliche Wesen, das dort wegfällt, einzusetzen. Aber gleich darauf zitiert er nach v. Gizycki: „Gott ist das Gute in uns," und später: „Die Moral ist von der Theologie unabhängig ... auch ist es nicht gut, auf etwas zu bauen, was man nicht weiß." Daraus, daß viele wertvolle Bestandteile des sittlichen Bewußtseins aus religiösen Quellen stammen, folgt ihm, gleich J. Stuart Mill, nicht, „daß sie nur in religiösem Gewande fortbestehen können." „Der Glaube an Wunder," sagt der Verfasser mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, „spricht allen Naturgesetzen Hohn, nährt den Aberglauben und die Unduldsamkeit und lähmt das Streben nach Erkenntnis." Wer also z. B. heutzutage noch an die biblische Schöpfungsgeschichte glaubt, „muß von den Fortschritten der Erd- und Altertumswissenschaft keine Ahnung besitzen." Der denkende Lehrer wie der denkende Schüler werden von selbst die Anwendung dieses Urteils auf die Vorstellungen vom Aufhören des Lebens, vom Weltgericht und von der Unsterblichkeit machen. Uebrigens zitiert der Verfasser in Sperrschrift den Ausspruch Schillers: „Die Rücksicht auf eine belohnende Zukunft (d. h. auf eine künftige Seligkeit) schließt die Liebe aus" (weil die wahre Liebe ohne Eigennutz sein muß).

Also schon das ist ein Verdienst, daß hier einmal für das Kind und für die Schule, wie das für den Erwachsenen und fürs Leben schon längst geschehen ist, die Sittenlehre nicht mehr auf diese als unhaltbar erkannten und hingestellten Glaubensartikel aufgebaut ist, sondern auf den Menschen selbst und seine Erkenntnis. „Die höchste Offenbarung ist in unserer Vernunft." „Alle Pflichten sind Gebote der Vernunft." „Das gebietet Gewissen ist unsere Autorität." So lauten einige der Hauptsätze am Schlusse dieser Pflichtenlehre. Indem aus jener höchsten Offenbarung, die in der Erkenntnis der Wahrheit, d. h. aller menschlichen und außermenschlichen Dinge, besteht, alle unsere Pflichten sich erst ergeben, wird die Pflichtenlehre, die Ethik, zum Zentralfach bei allem Lehren und Lernen; alles Wissen wird Vorbedingung und Grundlage für sie, alles Thun ist praktische Bethätigung derselben. Diese zentrale Stellung der humanen Ethik hat auch dem Verfasser jedenfalls als Ideal der Erziehung vorgeschwebt.

Die Durchführung dieses Ideals, das ist nun aber die eigentliche Aufgabe des heutigen Erziehers, und darin hat er es unendlich viel schwerer, als der herkömmliche Religionslehrer, der das Gebäude seiner Offenbarungen und Pflichten einfach auf den unzerstörbaren Goldgrund der Phantasie und tausendjähriger Vorstellungen malt, wo es unberührt von den Erkenntnissen und Forderungen der Neuzeit fort und fort den Gläubigen zur Verehrung und Erbauung offen steht. Wie viel leichter ist solch ein himmlisches Jerusalem zu bauen aus den Perlen und Krystallen der einfachen Sittenlehre einer kindlichen Zeit, in denen sich die edelsten Thaten vieler Jahrhunderte spiegeln, als auch nur den Plan zu entwerfen zu jenem künftigen Heiligtum der Menschlichkeit, das, auf dem breiten festen Grunde all unseres Wissens und Könnens, aus den teilweise noch rohen Steinen der sittlichen Errungenschaften aller Kulturnationen emporgetürmt, der geeinten Menschheit im edelsten Aufbau des Stoffes und im kühnsten Schwung der Linien all ihr gemeinsames Sehnen, Suchen und Streben verkörpern soll! Da muß es eben vielfach noch bei bloßen Andeutungen, bei notdürftig über rauhen Boden ausgesteckten Grundrissen, bei kühn in leere Luft hinaufgezeichneten Profile bleiben.

Vollends in einem Schul- und Kinderbuch wird von dem Hoffen und Ahnen der Besten unserer Zeit nur das Allgemeinste und das Handgreiflichste, der Umriß des neuen Baues und diese und jene bereits etwas weiter gediehene Vorhalle oder Ausbaute zu brauchen sein. Die Gedanken einer Solidarität der Kulturmenschheit, des Weltfriedens, der Tierfreundlichkeit sind vom Verfasser aus dem künftigen Sittlichkeitskodex herausgenommen und mit Glück an manchen Stellen grundlegend verwendet worden. Der ungeheure Stoff, der zur Bildung unserer neuen sittlichen Ideale in unserer Erkenntnis von der Entwicklung der Arten, von der Erhaltung der Kraft, von der Unermeßlichkeit des Raumes und der Zeit, von den Bedingungen des Völker- und des Einzellebens, von dem Verhältnis zwischen Produktion und Konsumtion, von der Gesetzmäßigkeit des Verbrechens liegt — um nur weniges zu nennen — dieser fast unübersehbare Stoff der künftigen menschlichen Moral ist fast ganz unbenutzt geblieben. Die Vernunft, aus der das Sittengesetz abgeleitet wird, ist im Wesentlichen noch die, welche die große Revolution vom Ende des vorigen Jahrhunderts verehrte, nicht die vom Ende des unsrigen, die mit dem Telegraphen um die Welt fliegt, mit den Röntgenstrahlen Herz und Nieren prüft, und durch neue Völkerwanderungen die soziale Frage zu lösen oder auf dem großen Weltschlachtfeld auszufechten sich anschickt. So sind denn auch die Begründungen und Beispiele für die vorgetragenen Lehren fast ausschließlich aus der Vorzeit oder aus den noch vom christlichen Ideal der Nächstenliebe beherrschten Gedankenkreisen hergenommen und mußten es sein, sofern die sittliche Kraft des Kindes an persönlichen Begründungen und Beispielen lernt und sich bildet, und das

*) Preis 2 Fr. 50 Rp., in Ganzleinen gebunden 3 Fr. 25 Rp. 2 Mk. 60 Pf. — XV und 288 S. kl. 8°.

Digitized by Google

soziale, das Volks- und Wohlleben, das die Gegenwart und die Zukunft gestaltet, ein unpersönliches ist. Aber vielleicht konnten doch neben den „allgemeinen Menschenpflichten": „Errette gefährdetes Leben!" (mit dem Beispiel H. Dunant's), „Stehe den Bedürftigen bei!" (Pestalozzi, Fellenberg, Barnardo, Owen), „Erheitere die Traurigen!" (W. Haldimann), „Bessere die Gefallenen!" (Th. Wright) u. s. w. noch einige allgemeine Menschengefühle dem Kinde zum Bewußtsein gebracht und eingeprägt werden, die im höchsten Grade sittigend zu wirken geeignet sind, z. B. die Ehrfurcht vor den Naturgesetzen, die Ahnung von der Größe der Welt und der Kleinheit, aber auch der Bedeutung des einzelnen Menschen, die Ueberzeugung von der Notwendigkeit alles Geschehens neben der Verantwortlichkeit des Handelnden, die Achtung vor der Gesellschaft neben dem Selbstgefühl der Einzelperson u. s. w. Die dahergen Hinweisungen auf die unendliche Natur, auf die Vielgestaltigkeit des Menschenlebens, auch die Abhängigkeit der einzelnen Handlung und des Allgemeinschicksals von der Anlage und der sittlichen Zucht des Individuums — derlei erst der modernen Weltbetrachtung sich erschließende Bilder der Wirklichkeit dürften auch am ehesten Ersatz bieten für die großartigen Phantasiegebilde und Idealgestalten eines naiven Fabelzeitalters, die durch die Kunst und Dichtung der Jahrtausende zu konkreten Wesen geworden sind. Das Leben und Sterben in der Sternenwelt, der Kreislauf der Jahreszeiten, die Entwicklung der höhern aus den niedrigern Lebewesen sind Vorstellungen, die wohl schon jetzt, und vollends wenn sie einst von den Künsten verklärt sein werden, mit denjenigen der Schöpfung, des Weltgerichts, der Erlösung an erhebender und rührender Gewalt es aufnehmen dürften. Den persönlichen Gestalten des alten Glaubens werden wir in unserm hellen historisch-kritischen Zeitalter nicht leicht entsprechende Figuren aus der Geschichte oder dem heutigen Leben entgegenzustellen haben. Wyß hat es versucht: er eröffnet seine Pflichtenlehre mit Cornaro und Gladstone und schließt sie mit Jesus und Kant; den Abschnitt von den „Kinderpflichten" erläutert als Beispiel „ein Schweizermädchen" von 1795: „Anna Engelberger giebt uns ein schönes Beispiel kindlicher Liebe und Dankbarkeit." — Ja, wer ist uns Anna Engelberger? Und wer ist Tobias, wer ist Joseph, wer ist Isaak, wer ist Jesus? — Ja auch ein Kant, ein Gladstone, ein Epaminondas, ein Mark Aurel, was werden sie in hundert oder gar in zweitausend Jahren dem Volke sein im Vergleich mit Christus oder Petrus oder Abraham oder auch mit Wilhelm Tell? Obgleich sich unser sicheres historisches Wissen von jenen zu dem von diesen verhält wie zehn zu eins oder zu Null? Das ist der ungeheure Vorteil, den die mythischen Figuren vor den historischen haben und auch als Beispiel für die Ethik stets haben werden.

Besser als mit dem persönlichen steht es mit dem litterarischen Zeugenmaterial. Für schöne und volksmäßige Denksprüche und Denkverse haben die Denker und Dichter aller Zeiten reichlich gesorgt; die unfrige vollends hat ihre ethischen Gedanken mit viel mehr Eifer und Glück im Wort als im Bild und im Mythus ausgeprägt. Aber diese Blüten des Denkens und Dichtens zu wählen und zu sammeln zu einem Strauße, der dem Volke, dem Kinde, die einfachen Wald- und Wiesenblumen der bisherigen Erbauungsbücher ersetzen könnte, ist wenigstens heute noch fast unmöglich und erfordert jedenfalls den allerfeinsten litterarischen und moralischen Geschmack, und zwar gerade nicht jenen, den der Dichter des vorigen Jahrhunderts anrief: „Dir, dir sind alle meine Lieder, moralischer Geschmack, geweiht!" An diesen moralischen Geschmack erinnern in der That zahlreiche „poetische" Belegstellen unserer „Humanen Ethik", die teilweise sogar mehrfach vorkommen, z. B.:

„Wahrheit, Liebe und Selbstachtung
Sind das Ganze des Sittengesetzes.
Gefühl und Erkenntnis sind seine Grundlagen
Und die Vollkommenheit sein Ziel." (S. 212 und 221.)

„Ausschließlich moralischer Lebenswandel
Führt mich sicher zur Erlösung." (S. 56 und 221.)

„Pflege der leiblichen und sittlichen Gesundheit
Ist für alle eine heilige Pflicht."
„Strengste Enthaltsamkeit und Reinheit
Bewahren die Kraft und die Gesundheit."
„Nur in der sittlichen Gesinnung
Findest Du Deine wahre Bestimmung."

Diese Verse sind als „Gedanken zur täglichen ethischen Erbauung" ausdrücklich „zum Memorieren" bestimmt!

Ja, wie ganz anders sprechen da auch nur so einfältige Worte zum Gemüte wie der Anfang des alten Heidelbergers: „Was ist deine Hoffnung und dein Trost in diesem zeitlichen Leben?" „Daß ich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines treuen Heilandes Jesu Christi Eigentum bin, welcher" u. s. w. Denn da klingen zu nicht bloß diese Worte allein, es klingen alle jene lang verstummten Obertöne mit, die einst in der Jugend und in unsern Vorfahren bei jenen Vorstellungen zum vollen Akkord sich vereinigten: die Glocken, die zur Kirche und die zum Christbaum riefen; das Lied, das am Feiertag-Nachmittag vom Hügel erklang; das Rauschen der Waldbäume am Karfreitag-Abend, — und es erfaßt uns jenes Sehnen, für das die Klage Fausts nach seinem Selbstmordversuch „Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß ..." wohl noch vielen Geschlechtern, solange ihnen nicht neue religionspoetische Vorstellungen von ähnlicher Kraft gegönnt sind, den klassischen Ausdruck bilden wird

Es ist ja nicht damit gethan, daß man in einem solchen modernen Katechismus für biblische Worte und Personen einfach weltliche einsetzt oder jenen Worten und Personen modernen Sinn oder moderne Gesinnung unterschiebt, wie dies die Reformerei der Sechziger- und Siebzigerjahre, die auf Seite des Staats in dem altkatholischen Abenteuer gipfelte und heute in Wolfgang Kirchbach einen verspäteten Nachtreter findet, so wohl verstanden hat (nach Wyß S. 35 betrachtete Jesus die Wissenschaft als Grundlage der Sittenlehre!); es handelt sich darum, ein großes altes Ideal durch ein großes neues zu ersetzen und nicht blos den Verstand, sondern Auge, Ohr und Gemüt des modernen Menschen damit zu erfüllen: Das ist die dankbare, aber gewaltige Aufgabe der neuen Ethik!

Bei allen diesen Schwächen, die teilweise in der Natur und Schwierigkeit des ganzen Unternehmens begründet sind, ist das Wyßsche Buch voll guter Belehrungen und Anregungen und kann in den Händen eines wirklichen Lehrers, der sich mehr an die zum größten Teile gut ausgewählten Beispiele, als an die oft gar zu schulmeisterlich vorgetragenen und begründeten Moralregeln und schriftlichen Aufgaben hält, gewiß recht fruchtbar wirken Es graut uns freilich einigermaßen bei dem Gedanken, was ein Schulpedant aus den an die Dankbarkeit der Mark Aurel gegen seine Erzieher angeknüpften Lehren machen könnte: „Durch seine Dankbarkeit erhöhte er auch seine eigene Selbstachtung und Würde. Durch Dankbarkeit und Ehrerbietung erhöhte er auch das eigene Seelenglück. Er befolgte in seiner Dankbarkeit die Stimme der Vernunft" oder welches Blech die „Schüler der Oberstufe der Volksschule" über das Thema: „Wie kann die Schule in den Kindern das Gefühl für Menschenwohl und Menschenwürde pflegen?" zu Tage fördern würden. Aber daß solch eine neue Sittenlehre auch neue Lehrer verlangt — ganze Männer an Verstand und ganze Kinder am Herzen — das ist ja sicher.

Gut und warm geschrieben scheinen uns vor allem die Abschnitte über Vaterlandsliebe und bürgerliche Rechte, über Solidarität der Völker und den Krieg, über das Rechtswesen, über das Verbrechen Der Abschnitt über Eigentum und Arbeit zeigt das anerkennenswerte Streben, den sozialen Forderungen der Gegenwart gerecht zu werden, obwohl der Sozialismus des Verfassers noch sehr zahm und gut kapital-

Digitized by Google

fromm ist. Boß bezeichnet das Kapital, das wohlerworbene Eigentum, als „aufgehäufte Arbeit". Die einfache Frage „wessen?" und ihre richtige Beantwortung dürfte freilich diese Definition als eine extrem sozialistische erscheinen lassen. Zweierlei hat der Verfasser unseres Büchleins ohne Zweifel jedem gezeigt und d e s h a l b besonders wünschen wir seiner „Humanen Ethik" weiteste Verbreitung und zahlreiche noch vollkommenere Nachfolger: einmal, daß die bisherige Begründung der Moral im Schulunterricht unhaltbar, und sodann, daß eine rein menschliche Begründung derselben möglich und notwendig ist. Die Notwendigkeit eines Moralunterrichts ist kürzlich im „Sonntagsblatt des ‚Bund'" mit sehr scheinbaren Gründen bestritten worden.*) Das Beispiel und das eigene Urteil seien zur Bildung des sittlichen Menschen völlig ausreichend. Aber wie vielen Tausenden von Kindern fehlt beides! Und sollten nicht schöne Beispiele, wie sie unser Verfasser zu bieten wenigstens versucht, und große Anschauungen von Natur und Kunst und Menschenleben auch d m Kinde, das in günstiger Umgebung aufwächst, ein besserer Grund der Sittlichkeit sein als die selbst im besten „Religionsunterricht" gegebene überweltliche Begründung der Moral es für den denkenden Menschen ist? Es ist ein stolzes Wort F. Th. Vischers: „Das Moralische versteht sich immer von selbst!" Gut, aber versteht es sich für alle Menschen von selbst? Und auch das Moralische im Kleinen: Das Rechte, das Billige, das Geeignete im täglichen Umgang, in der Behandlung der Schwachen und Fehlbaren und Unmündigen? Woher dann die viele Unfreundlichkeit, Erkaltung, Erstarrung, wo Zusammenarbeiten und gegenseitige warme Förderung herrschen sollte? Ist es da nicht der Mühe wert, wieder nach einem sittlichen Ideal zu suchen, das für alle verbindlich ist und im Ausblick zu welchem die Uebung der eigentlichen Kardinaltugend: der Toleranz gegen alles wahrhaft Menschliche, verbunden mit der Intoleranz gegen alles Menschenunwürdige und Unwahre, zur zweiten Natur wird?

Wir möchten diese etwas weitläufig gewordene Besprechung des uns symptomatisch erscheinenden Büchleins Buches mit einer persönlichen Erinnerung beschließen. Im Sommer 1877 leitete der heutige Verfasser der „Humanen Ethik" als Vorsitzender eine Diskussion des in der Heiligeistkirche zu Bern versammelten Schweizerischen Lehrervereins über den „konfessionslosen Religionsunterricht". Man hatte schöne Reden gehört über das allen Bekenntnissen Gemeinsame, was künftig in den Schulen statt des Religionsunterrichtes geboten werden und diesen sachte verdrängen sollte: Ueber die Begriffe von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Erlösung, Sittlichkeit, die statt der veralteten Glaubenssätze und fabelhaften Erzählungen künftig den protestantischen und katholischen Kindern gemeinsam zu lehren, und als Grundlage der sittlichen Lehren einzuprägen seien. Eine Rede, die wir selbst halten wollten über die Verschwommenheit jener Begriffe und die Notwendigkeit, zu festeren Normen der Moral zu gelangen, blieb uns im Halse stecken, als S a l o m o n V ö g e l i n in einer glänzenden Aufsprache die Schnle warnte, ihren dringendsten Beruf, den der Geistesbildung, zu gefährden durch Eingehen eines Kampfes, in dem sie gegenüber den konkreten Gestalten der positiven Religionen notwendig den Kürzern ziehen müsse. Die Abstimmung in der gedrängt vollen Kirche erfolgte durch ein gewaltiges Rauschen der für den „konfessionslosen Religionsunterricht" sich stürmisch erhebenden Scharen; beim „Gegenmehr" standen nnr unter wenige auf; und „V e r s c h w i n d e n d e M i n d e r h e i t!" erklärte in schneidendem Tone, die ausgestreckte Linke mit der Gebärde des Siegers über unsere gedemütigten Häupter hin bewegend, vom Taufstein her der Vorsitzende Boß. — Seither ist durch das Mißlingen des Kulturkampfes und durch die Ablehnung der als religionslos verschrieenen Bundesvolksschule der mit Begeisterung beschlossene konfessionslose Religionsunterricht etwas in den Hintergrund getreten; er hat sich als Wasser in einem Sieb oder als Wein ohne Alkohol erzeigt, und die konkreten Gestalten der „positiven" Religionen haben sich in Form von frommen Gründungen aller Art und in vollen Kirchen neueren und neuesten Datums vor aller Augen kräftig erwiesen. Und heute schreibt ein einstiger Hauptvertreter dieses konfessionslosen Religionsunterrichts einen Leitfaden der Sittenlehre, worin alle jene „gemeinsamen", interkonfessionellen Vorstellungen fallen gelassen sind und den angeblich „positiven" Religionen der einzige wirkliche Positivismus, der Positivismus der ehemaligen „verschwindenden Minderheit", der Positivismus der Erfahrung und der Thatsache, gegenübergestellt wird. So ist's recht: Die Ideen marschieren; dem konfessionellen Aberglauben vermag keine die Gegensätze verschleiernde Halbheit, der alten Kirche kein den Dienst der Vernunft ersetzender Kultus des „höchsten Wesens" die Spitze zu bieten, sondern nur der rückhaltlose Bruch mit allem Uebermenschlichen, die Ausstellung neuer rein menschlicher Ideale. Wird diesen neuen Idealen einst noch die verklärende Einkleidung der Kunst und Dichtung zu teil, die jetzt noch die Wesenlosigkeit der alten so wirksam verhüllt, so kann der Sieg der „humanen Ethik", der rein menschlich begründeten Sittlichkeit, in Schule und Leben nicht zweifelhaft sein.

*) Durch Prof. A. Reichel gegenüber den Ausführungen Dr. F. W. Försters über Moralunterricht.

Zur Psychologie und Soziologie der Lüge.

Von Dr. G. Simmel (Berlin).

(Schluß.)

Diese besondere Beziehung der Wahrhaftigkeit zum Ichgefühl wird sozusagen technisch noch durch die psychologische Struktur der Lüge getragen, die ich vorhin betonte. Der Lügner muß in jedem Augenblick zwei inhaltlich durchaus verschiedene Vorstellungsreihen in seinem Bewußtsein haben: seine eigene wirkliche Meinung und diejenige, die er nach außen repräsentiert, um andere daran glauben zu machen. Er spaltet seine Persönlichkeit also, und zwar gerade in seinen eigenen Augen, in zwei Parteien, von denen die eine bejaht, was die andere verneint. Sehr einheitliche Naturen können das von vornherein nicht ertragen, sie fühlen den Widerspruch i n n e r h a l b ihrer Persönlichkeit als einen Widerspruch g e g e n ihre Persönlichkeit und gerade solche sind es, die sogar die konventionellen und durch ihren sozialen Charakter das individuelle Gewissen entlastenden Lügen nicht mitmachen, sondern alle daraus resultierenden äußeren Nachteile für gering achten gegenüber der Rettung ihres einheitlichen, ungebrochenen Ichs. Nun ist aber andererseits nicht zu leugnen, daß der garnicht diskutabeln Bedeutung der Wahrhaftigkeit, nicht nur für das objektiv-sittliche Ideal, sondern für den noch über die Sittlichkeit hinausliegenden absoluten Wert der Persönlichkeit — eine eigentümliche Bedeutsamkeit gerade der Lüge für die intellektuelle Verfassung des Lügners gegenübersteht. Jene Doppelheit der Vorstellungsreihen nämlich, die das psychologische Bild der Lüge charakterisiert, fordert eine besondere Beweglichkeit und Geschicklichkeit des Geistes, damit sich der Lügner nicht sogleich in Selbstwiderspruch verwickle und infolgedessen seinen Zweck verfehle. Denn von jener Reihe der objektiven Wahrheit, die der Lügner für sich behält, sind doch gewisse Teile, Grundlagen oder Folgen auch dem Geiste des zu Belügenden gegenwärtig. Der Lügner darf keine absolut neue Welt vor diesem aufbauen wollen, sondern muß seine zweite Reihe in Einklang mit den logischen Normen, den allgemein feststehenden und den dem andern speziell bekannten Thatsachen des fraglichen Gebietes halten; er muß diese nur so anzuordnen und abzuschleifen wissen, daß sie einen Inhalt in sich scheinbar widerspruchslos aufnehmen, dem sie doch ihrem Wesen nach wider-

Digitized by Google

streben. Die erdichtete Vorstellung muß sich in den Zusammenhang thatsächlich wahrer einfügen, sie darf keine bemerkbare Ablenkung der letzteren fordern, sondern muß sich selbst vielmehr absolut biegsam erhalten und gleichsam in jedes Loch schlüpfen können, das die Ordnung der richtigen Vorstellungen ihr läßt. Jedem Einwand, der aus dieser stammt, muß der Lügner sogleich durch eine Modifikation der falschen Vorstellungen begegnen, die aber doch genau nur soviel zugiebt, wie sich mit dem Zweck seiner Lüge noch verträgt. Die Bedingung, diesen zu erreichen, und zwar angesichts der Verwebung von Wahrem und Falschem, in der selbst die erdichtete Reihe besteht — ist also eine völlig scharfe Sonderung der beiden Reihen im Bewußtsein des Lügners und eine außerordentlich leichte Beweglichkeit und Schlagfertigkeit, um dieses sachlich Getrennte doch dem Belogenen als Einheit erscheinen zu lassen. Wenn die populäre Spruchweisheit meint: „Wer einmal lügt, muß siebenmal zu lügen sich bequemen — denn sieben Lügen brauchts, um eine zu bekönnen" — so bezeichnet sie sehr treffend die innere Konsequenz, die die Lüge ausbilden muß; sie baut ganze Welten auf, die mit der wirklichen, von jenen sehr abweichenden Welt dennoch die mannigfaltigsten Beziehungen haben — worin die Erdichtung ihre Verwandtschaft mit der Dichtung zeigt. Dies setzt nicht nur eine psychologische Kenntnis und Kunst voraus, die eine der wesentlichsten Waffen im Arsenal des Lügners ist, sondern es fordert und erzeugt offenbar eine Erfindungsgabe in materieller Hinsicht und eine Konsequenz in formeller, eine Objektivität, die beherrschend über den Dingen und den eigenen Impulsen steht, und macht dadurch — wenn wir nicht nur die vereinzelte Gelegenheitslüge, sondern die umfassenden, so viele Existenzen überhaupt fundamentierenden Lügensysteme in Betracht ziehen — den Geist so unsichtig und vorsichtig, so raffiniert und konzentriert, wie er in vielen Fällen nie geworden wäre, wenn sein Vorstellen immer nur geradlinig und sozusagen einreihig an der Wahrheit entlang fortschritte.

Diese intellektuelle Steigerung, die die Lüge züchtet und deren Abzüge wir erst nachher kennen lernen werden, ist nur ein Fall der allgemeinen Schärfung der Intelligenz, ohne die die Unsittlichkeit überhaupt in sehr vielen Fällen nicht auskommt. Es liegt durchaus im ethischen Interesse, sich hierüber nicht durch den wohlwollenden Glauben täuschen zu lassen, als müßten die höchsten menschlichen Interessen und Fähigkeiten auf jeder Stufe ihrer Ausbildung miteinander harmonieren. Man würde durch diese Weichlichkeit der Weltauffassung nicht nur das Ideal rücksichtsloser Wahrhaftigkeit schädigen, dem man gerade dadurch seine Würde retten wollte, sondern auch das der Sittlichkeit überhaupt, das seine eigentümliche Größe gerade durch seine Vereinbarkeit mit allen Graden der Intellektualität bewährt. Ja, die Ausbildung der Intelligenz als Hülfsmittel der Unsittlichkeit beweist, daß der menschliche Verkehr im allgemeinen auf eine überwiegende Sittlichkeit begründet ist. Denn das Motiv für sie ist, daß der Unsittliche gegen den Strom schwimmt und deshalb, unter sonst gleichen Umständen, mehr Kräfte und Gewandtheiten braucht, als der Sittliche, d. h. also, als derjenige, der sich in der Richtung des allgemeinen Lebens bewegt und von dessen Strömung getragen wird. Man kann direkt sagen, daß die sittlichen Ordnungen um so höhere Kräfte erweisen, je stärkere erforderlich sind, um sie zu bekämpfen oder sich ihnen zu entziehen. Das Aufrechterhalten einer Ausnahmestellung erfordert stets einen entsprechend gesteigerten intellektuellen Aufwand, weil es dazu anderer Mittel bedarf, als die typische Lebensform sie von selbst darbietet; und der Unsittliche nimmt eine Ausnahmestellung ein — nicht als ob Unsittlichkeit überhaupt etwas Seltenes wäre, sondern nur so, daß jede einzelne ihrem speziellen Inhalte nach nur in der Opposition gegen eine ungeheure Anzahl entgegengesetzt gerichteter Bewegungen ihr Wesen hat. Der Unsittliche durchbricht die normale Ordnung der Dinge, die aber doch auf Schritt und Tritt seine Wege kreuzt; sie ist das widerstrebende Material, an dem er schließlich allein seine Absichten durchführen kann, denn wenn Alle in der gleichen Art unsittlich wären, so würde der Einzelne keine besonderen Vorteile mehr dadurch gewinnen. Um deshalb nicht von jener sittlichtypischen Ordnung beim ersten Schritt überwältigt zu werden, muß der Unsittliche die Handhaben erspähen, die sie ihm bietet, die Lücken, die sie ihm läßt, die spezifischen Kräfte, mit denen er sie angreifen und mit denen er sich gegen sie verteidigen kann. Der gefährlichste, ja der eigentlich typische Schurke ist deshalb der Kluge; der Hexenhammer von 1487 hebt besonders hervor, daß die Teufel von ausgezeichnetem Scharfsinn seien, und der „dumme Teufel" ist eine humoristische Figur wegen des Selbstwiderspruches, der in ihm liegt: die Teufelei bedarf so sehr der Schlauheit, daß sie sich durch den Mangel derselben selbst aufhebt. Schon der alte Varro empfiehlt, auf dem Sklavenmarkt Verbrecher und ähnliches billiges Material zu kaufen, da diese die intelligenteren seien.*). Und wenn man meint, daß ehrlich am längsten währt, so bedeutet dies nur, daß in der Regel die intellektuellen und sonstigen Mittel der Unsittlichkeit nicht zureichen, um jene Ausnahmestellung dauernd aufrecht zu erhalten; aber es enthält zugleich die Voraussetzung, daß die Unehrlichkeit dieser Mittel beseitige, um über Wasser zu bleiben, was die Ehrlichkeit von selbst thut, sofern nicht anderweitige Kräfte ihr entgegenwirken. Daß diese Lehre von der Ausnahmestellung der Unsittlichkeit, an der ihre ganze Bedeutung für die Intellektualität hängt, als Optimismus erscheint, liegt einerseits daran, daß das Oppositionelle und das Verderbliche einen soviel schärferen Eindruck macht, als das Normale, und daraufhin, durch ein ebenso begreifliches wie falsches Kausalurteil, den Anschein viel größerer quantitativer Bedeutung gewinnt; andererseits daran, daß man, hier ganz irrtümlich, als den Gegensatz des Unmoralischen das positive sittliche Verdienst, die als Tugend bewährte Vortrefflichkeit zu verstehen pflegt, während es sich doch nur um die normalen, sozial gefesteten, die Breite des Lebens selbstverständlich beherrschenden Ordnungen handelt. Diesen gegenüber kann die Unsittlichkeit nur als eine relative Seltenheit ihren Inhalt und Zweck finden, aber eben deshalb muß sie sich die Klugheit anzüchten, als eine so wichtige Waffe, wie diese es — im Gegensatz zu den mehr instinktiven und gefühlsmäßigen Kräften — für alle Minoritäten und alle sehr individualistischen Tendenzen ist. Wo Unsittlichkeit mit Dummheit gepaart ist, pflegt sie sich in höheren, mehr auf den Geist als auf die Muskelkraft gestellten Verhältnissen nicht lange durchzusetzen, sondern offenbart durch die mangelhafte Berechnung ihrer Mittel und ihrer Folgen bald ihren Konflikt mit der sozialen Sittlichkeit in einer für sie verhängnisvollen Weise.

Die Intelligenz nun, die die Lebensbedingung der Lüge ist, erfährt in gewissen Erscheinungen derselben gerade eine bemerkenswerte Herabsetzung. Die Zweiheit jener Vorstellungsreihen bei der Lüge nämlich, deren Auseinanderhalten die Schärfe, Beweglichkeit und Objektivität des Geistes fordert und fördert, kann zu den entgegengesetzten Erfolgen führen, sobald sie aus irgend welchen Ursachen im Bewußtsein des Lügenden durcheinanderlaufen und ihre Trennung nicht mehr gelingt. Das wird in der Regel nicht bei Lügen der Fall sein, die auf eine bestimmte Gelegenheit und einen bestimmten Zweck beschränkt sind, wohl aber sehr häufig bei jenen durchgehenden, die sich viel weniger in Worten vollziehen, als in der gesamten Lebenshaltung, in der Meinung, die die Persönlichkeit als ganze von sich erweckt, in der Stellung, die sie einnimmt. Diese Lebenslügen sind es, die, ursprünglich wie jede andere nach außen gerichtet, schließlich oft zurückschlagen, die erlogenen Lebensinhalte in die Reihe, die

*) velocior est animus hominum improborum.

Digitized by Google

der Betreffende selbst für die Wahrheit hält, hineinwachsen lassen und ihn zu dem betrogenen Betrüger machen, der selbst nicht mehr weiß, was eigentlich richtig und was falsch ist. Für den äußeren Erfolg der Lüge ist diese Metempsychose ihrer ja sehr zweckmäßig, denn sicher kann man andere niemals besser überzeugen, als wenn man selber überzeugt ist; vermöge der äußerst merkwürdigen und folgenreichen Fähigkeit des Ich, sich selbst in zwei Parteien zu spalten und sich selbst so wie Dritten gegenüberzustehen, wirkt die Energie, mit der man anderen eine bestimmte Vorstellung beibringen will, schließlich auf das Subjekt in gleichem Sinne und der Glaube, in den man so sich selbst hineingeredet hat, stärkt nun wechselwirkend wieder die Fähigkeit, ihn Anderen zu suggerieren. Die eigene Ueberzeugtheit gehört zu den Mitteln, die die Lüge, insbesondere in jenen fundamentalen und banernden Formen sich beschafft. Zu dem gleichen Ergebnis wirkt der Umstand, daß die Lüge vielfach für den Lügner selbst unverträglich wäre, wenn er ihr nicht diesen Unterbau des eignen Glaubens an sie errichtete: er rettet sich dadurch vor Selbstverachtung und Selbstvernichtung. Wie man die Lüge in der Form der Heuchelei als eine Huldigung an die Tugend bezeichnet hat, so ist sie in der Form des Selbstbetruges eine Huldigung an das Wahrheitsbedürfnis. Jene Einheitlichkeit und Ungebrochenheit, die die Wahrhaftigkeit dem Menschen verschafft und die die Lüge durch die Zweiheit ihrer Vorstellungsreihen zerspalten hatte, findet der Selbstbetrüger nun so auf dem Boden der erlogenen Reihe wieder; es ist gleichsam die Form subjektiver Wahrhaftigkeit, die der erlogene Inhalt sich anbildet und die wenigstens einen Teil ihrer psychologischen Reflexe: Mut, gutes Gewissen, Gefühl innerer Einheit und Konsequenz auch so gewinnt. Ja, unter Umständen nicht nur mehr als einen Teil, sondern sogar mehr als das Ganze: denn gerade der sehr ehrliche Mensch wird oft von Skrupeln und Zweifeln der Gewissenhaftigkeit erschüttert und unsicher gemacht, die sich an die Sieghaftigkeit des Selbstbetruges nicht heranwagen. Nur die stärksten Naturen vertragen die volle Klarheit über die äußere Lebenslüge, ja sogar — das logisch Widerspruchsvolle und eigentlich Unmögliche dennoch psychologisch verwirklichend — über die innere: es giebt thatsächlich einen Selbstbetrug, mit allen geschilderten Konsequenzen desselben, über den dennoch, gleichsam in einer anderen Schicht des Bewußtseins, völlige Klarheit stattfindet. Weniger starke Naturen gehen über fundamentalen, vitalen Lügen zu Grunde oder sie flüchten sich in die dumpfe Unklarheit des Selbstbetruges.

Wo das nun aber der Fall ist — und es ist thatsächlich sehr viel häufiger der Fall, als die oberflächliche Beobachtung zeigt —, da wandelt sich die intellektuelle Steigerung durch die Lüge in ihr Gegenteil. Es ist ohne weiteres ersichtlich, wie das Verschmelzen beider Reihen nur subjektiv unbestimmte und objektiv unrichtige Vorstellungsbilder übrig lassen kann. In dem Augenblick, wo man an die Lüge selbst glaubt, geht nicht nur ihre formale Bedeutung für die Schärfung der Intelligenz verloren, sondern es beginnt eine verhängnisvolle Trübung derselben, ein Verrücken aller Kriterien, ein Durchkreuzen aller sachlichen Zusammenhänge des Denkens durch zügellos gewordene subjektive Interessen und Impulse. Es ist das tragische — und eben dadurch ethisch verföhnende — Entwicklungsschicksal der chronischen Lüge gegen andere, in Lüge gegen sich selbst überzugehen und damit der Intellektualität mehr zu nehmen, als die bewußte Lüge ihr geben konnte.

Die erste deutsche Hochschule für Frauen.

Von Alice Bousset (Friedenau).

Die Frauenbewegung hat, wie jede im Werdegang geschichtlicher Entwicklung auftretende Erscheinung, ihre Vorläufer gehabt. Wer es einmal unternimmt, ihre bis jetzt nur in Bruchstücken vorhandene Geschichte zu schreiben, wird jenen Nachweis zu führen und die Fäden aufzudecken haben, welche z. T. in eine ferne Vergangenheit zurückreichen. An dieser Stelle soll nur auf den ersten bedeutungsvollen Versuch hingewiesen werden, der um die Mitte des Jahrhunderts gemacht wurde, eine auf ganz neue, vertiefte Basis gestellte Bildungsanstalt für das weibliche Geschlecht zu schaffen, deren Begründer, Carl Fröbel, damals in Hamburg den geeigneten Boden für solches Unternehmen fand. — Die drei Kardinalpunkte, um welche die heutige Frauenbewegung sich dreht: größere Ausbreitung der Erwerbsthätigkeit der Frauen, gründliche Vorbildung dazu, die Entfaltung der Frau zur freien Persönlichkeit und ihre Mitwirkung im sozialen Leben, — existierten damals, wenn auch von Einzelnen schon ins Auge gefaßt, für die Allgemeinheit noch nicht. Allerdings zielte die angestrebte höhere Bildung darauf ab, das reine volle Menschentum in der Frau zur Entfaltung zu bringen, weil man es als das höchste Interesse der Gesellschaft erkannte, die Ausbildung des Geistes in jedem seiner Glieder zu fördern, aber es handelte sich in erster Linie um die innerlich befreiende Macht der Bildung, nicht um die äußerlich freiere rechtliche Stellung der Frau, welche in der Gegenwart unter veränderten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen als zielbewußte Forderung aufgestellt wird.

Carl Fröbel, ein Neffe des großen Pädagogen Friedrich Fröbel, und seine Gattin hatten, ehe der Ruf nach Hamburg an sie erging, den Versuch gemacht, in Zürich eine Hochschule für Frauen ins Leben zu rufen, aber die damaligen Zustände in der Schweiz waren dem Unternehmen nicht günstig. Um so bereitwilliger folgte das Ehepaar, dessen Reformbestrebungen auf dem Gebiete weiblichen Erziehungswesens mit denen des Hamburger „Bildungsvereins deutscher Frauen" parallel gingen, der Aufforderung, die erste Hochschule für das weibliche Geschlecht gründen zu helfen.

Diese Anstalt, welche vornehmlich ein Werk von Frauen war, obwohl Männer demselben ihre Mitwirkung liehen, erhielt ein ihrer Bestimmung völlig angepaßtes Gepräge. Man verfolgte das Ziel, „alles Bildende des Familienlebens in ihr derart vernunftgemäß zu verbinden, daß sie das Ideal einer großen Familie darstellte, deren höchster Zweck gegenseitige Ausbildung und Veredlung ihrer Glieder war." Demzufolge mußte die Hochschule aus mehreren Teilanstalten sich zusammensetzen, denn „der beschränkte Kreis einer Erziehungsanstalt kann so wenig wie die enge natürliche Familie den Raum zu einer Bekanntschaft mit den wirklichen Verhältnissen des Lebens gewähren, welche wir als eine Hauptbedingung der Erziehung, insbesondere der weiblichen, betrachten," heißt es in dem von Fran Johanna Fröbel aufgestellten grundlegenden Programm. In einem Briefe an die bekannte Philanthropin Amalie Sieveking hat sie den Gedanken noch weiter ausgeführt: „Unsere Anstalt soll nach Gestaltung eines idealen Familienkreises ringen und die reinsten wirksamsten Bildungselemente dazu in sich aufnehmen; die Religion, als Pflege des Göttlichen im Menschen, ohne Rücksicht auf Dogmen und konfessionelle Unterschiede, — die Kunst, als Kultus des Erhabenen und Schönen im Leben, — die Wissenschaft als vernünftige Theorie zu allen praktischen weiblichen Thätigkeiten, sowie als Stütze der Ansichten vom menschlichen Wesen, aus denen unsere Handlungen fließen."

Die Anstalt, welche der besonderen Leitung eines vom Hamburger Bildungsverein gewählten Verwaltungsausschusses unterstellt war, wurde am 1. Januar 1850 eröffnet. Sie sollte erwachsenen Mädchen nach vollendetem Schulkursus eine weitere Ausbildung gewähren, die alles umfaßte, was das praktische, gesellige und geistige Leben in seinen höchsten Sphären von gebildeten Frauen verlangen kann. Für die eigentlichen Schülerinnen waren Pensionshäuser eingerichtet, keins nahm mehr als 20 Mädchen auf, die daselbst in mög-

Digitized by Google

lichst zweckmäßiger Weise mit den Haushaltungsgeschäften und der dazu nötigen Buchführung bekannt gemacht wurden. In dem zur Anstalt gehörenden Kindergarten lehrte man sie die erziehende Beschäftigung und naturgemäße Behandlung der Kinder kennen und ausüben. Der wissenschaftliche Unterricht wurde in halbjährliche Lehrkurse eingeteilt, und sowohl in Vorträgen gehalten, als auch an Uebungen geknüpft. Frauen und Mädchen außerhalb der Anstalt fanden Zutritt als Hörerinnen und zur Beteiligung an den Lehrkursen mit praktischer Beschäftigung. Die Mittel zur Bestreitung der Unkosten bestanden in den Honoraren für die Pension, für die Beteiligung an den Kursen und für den Besuch des Kindergartens, ferner aus den Beiträgen der Mitglieder und anderer Frauenvereine, aus Aktienbeiträgen, Schenkungen und Vermächtnissen. Die Mehrzahl der Aktionäre bestand aus Frauen und Familienmüttern. Der Lehrplan umfaßte: Erziehungslehre, Einleitung in die Geschichte der Philosophie, Geschichte der Religionen, Sprachlehre, Formenlehre, Mathematik, Physik, Botanik, populäre Astronomie, Litteratur, Geschichte, Geographie, Zeichnen, Gesang. Die Abendstunden widmete man der englischen und französischen Unterhaltung mit Bezug auf Lektüre und der Beschäftigung mit Musik. — Eine erweiterte Geselligkeit, die mit in den Plan der Anstalt aufgenommen war, bot sich den Schülerinnen in den Kreisen ihrer Beschützerinnen, der Damen des Frauenbildungsvereins. Die jungen Mädchen sollten die feinen Formen geselligen Lebens, „insoweit sie Ausdruck wahrer Geistesbildung und wohlwollender Gesinnung sind" kennen lernen. — Dies genügte indessen einer so weitblickenden und vorurteilsfreien Frau, wie Johanna Fröbel, noch nicht; sie erstrebte auch die Teilnahme ihrer Schülerinnen an den Sitzungen des Frauenvereins, „wo die höchsten Angelegenheiten der Menschen beraten werden, die, in parlamentarischer Form gehalten, ein wesentliches, bisher vernachlässigtes Bildungsmittel für Frauen gewähren," sowie eine angemessene Beteiligung an den gemeinnützigen und wohlthätigen Unternehmungen der Vereine. —

In Hamburg, wie in vielen anderen deutschen Städten hatte der Gedanke der Emanzipation der Frau infolge der freien Bewegung auf kirchlichem Gebiete sich entwickelt. Die freien Gemeinden, welche zuerst von der katholischen, dann auch von der protestantischen Kirche unter dem Namen „Deutsch-Katholiken", „Lichtfreunde" u. s. w. sich trennten, hatten seit 1848 einen mächtigen Aufschwung genommen. Die an ihrer Spitze stehenden Männer waren mehr oder minder bedeutend, ihr Einfluß machte sich im öffentlichen Leben vielfach geltend; geistvolle hochgebildete Frauen gehörten gleichfalls dieser Gemeinschaft an. Es ist bezeichnend, daß aus ihrer Mitte die Hamburger Hochschule hervorgegangen, daß sie von dem idealen Geiste der freien Gemeinden erfüllt und getragen wurde.

Eine der wertvollsten und zuverlässigsten Zeugnisse dafür, daß die Anstalt ihre Aufgabe während der wenigen Jahre ihres Bestehens aufs beste gelöst hat, findet sich in den „Memoiren einer Idealistin" von Malvida v. Meysenbug. Diese eigenartige bedeutende Schriftstellerin, welche später als politischer Flüchtling die Heimat verlassen mußte, trat in gereiftem Alter als Schülerin in die Hochschule ein und wirkte in der Folge auch als Lehrerin daselbst. Sie war mit den leitenden Persönlichkeiten, mit allen innern und äußeren Verhältnissen sehr vertraut, ihre darauf bezüglichen Schilderungen sind ebenso anschaulich als fesselnd und aus ihrem Urteil spricht eindringendes Verständnis sowie reinste Begeisterung für die Sache. — Von den Lehrern, die mit geringen Erwartungen herangetreten waren, heißt es, „daß sie immer begeisterter für ihre Aufgabe wurden, da sie unter dem weiblichen Auditorium eine viel regere Aufmerksamkeit fanden, als sie unter dem männlichen je gefunden hatten". Ferner: „mehr als eine Mutter erkannte dankbar an, wie viel harmonischer und edler ihre Tochter wurde." — „Der Gedanke, die Frau zur völligen Freiheit der geistigen Entwicklung und zur ökonomischen Unabhängigkeit zu führen, war in die Bahn der Verwirklichung getreten; dieser Gedanke konnte nicht wieder sterben."

Die Zeit der dauernden Verwirklichung solcher Ideale aber war noch nicht gekommen; die reaktionäre Strömung im staatlichen und kirchlichen Leben gewann von neuem die Oberhand, ihre Umtriebe richteten sich auch gegen die Hochschule und untergruben allmählich deren Existenz. Die Zuschüsse wurden spärlicher und da man von der vorgezeichneten Bahn nicht abweichen, keine Zugeständnisse machen, auch nicht um Hülfe betteln wollte, so wurde der Beschluß gefaßt, freiwillig zu enden, in der höchsten Blüte der moralischen Erfolge.

„Wenn diese erste Hochschule für das weibliche Geschlecht bewiesen haben wird, was sie zu leisten imstande ist, werden die Regierungen Deutschlands selbst solche Anstalten gründen und schützen müssen, wollen sie nicht die lebenskräftigsten Elemente der Zeit verkennen und hemmend auf die gesunde Grundlage jedes Staates, ein schönes und glückliches Familienleben, wirken." — Diese zuversichtlichen Worte Johanna Fröbels warten heute, nach nahezu 50 Jahren, nach der Erfüllung, — ein Versäumnis, das sich selbst zur Genüge richtet! —

Die neu erwachte und im letzten Dezennium des Jahrhunderts unaufhaltsam fortschreitende Frauenbewegung hat das Werk wieder aufgenommen, welches jene edlen Vorkämpferinnen mutig begonnen, und die Erfahrung hat längst bestätigt, daß es „keine Wahrheit giebt, die Frauen nicht begreifen, keine Schönheit, die sie nicht fühlen, kein Gut, für das sie nicht mit Begeisterung sich opfern könnten," — daher wird der endliche Sieg ihrer gerechten Sache nicht fehlen!

Streiflichter.

Reaktionäre aller Schattierungen vereinigt Euch! So könnte die Devise lauten, unter der heute im Staatserhaltenden Sinne bei uns „Sammelpolitik" getrieben wird. Die neueste Phase darin bezeichnet die Einsammlung der legitimistischen Elemente, die noch grollend bei Seite standen. Es geschieht vorerst noch etwas zaghaft, aber man wird die Sache bald verstehen lernen. Was ist Legitimismus? Die Anschauung, daß die vor langen Zeiten — ob auf rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise, durch List oder Gewalt, durch Rechtsbruch oder Faustrecht — erworbene Macht durch sich selbst geheiligt und allen Erwägungen der Vernunft, allen Forderungen der Sittlichkeit gegenüber gefeit ist.

Und hat nicht der reaktionär-chauvinistische Geist, der jetzt immer stärker hervortritt, dieselbe Grundlage? Und nicht ebenso auch der Geist Stummscher Repressionspolitik gegenüber allen „staatsfeindlichen" (lies: den Machthabern feindlichen) Elementen und nicht ebenso der Klerikalismus, einerlei, ob er protestantisch oder katholisch ist? Es ist überall die Anschauung des absoluten Egoismus gegenüber dem Altruismus, die Proklamierung der Herrschaft der Macht gegenüber Vernunft und Sittlichkeit — der nationalen Macht gegenüber den Ansprüchen ohnmächtiger nationaler Volkssplitter auf Freiheit und Menschenrechte, der Staatsmacht, d. h. der Macht der herrschenden Kreise, gegenüber dem Streben der „unteren" Volksschichten nach Freiheit und Menschenwürde, der geistigen Macht der organisierten Kirchen gegenüber den Ansprüchen auf geistige Freiheit. Wie entwickelt doch Max Stirner, der Philosoph des Anarchismus, diesen sittlichkeitsfeindlichen Geist des reinen Machtstrebens:

„Frage nicht, was oder wer dir das Recht giebt: was du zu sein die Macht hast, dazu hast du ein Recht. Ich leite alles Recht und alle Berechtigung aus mir her: ich bin zu allem berechtigt, wozu ich mächtig bin. So weit meine Gewalt langt, das ist mein. . . .

Digitized by Google

Recht ist nur ein Sparren, ein Gift, ein Unwirtliches, ein Hirngespinnst, ähnlich wie Menschheit, Menschentum und dergleichen."

Ist nicht in diesen Worten das Programm für alle legitimistische und klerikale Politik, für alles nationale Kraftmeiertum und alle soziale Gewaltpolitik enthalten? Und da wundert man sich, daß solchem Anarchismus von oben gegenüber sich auch ein Anarchismus von unten her entwickelt?

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung München. Die Herbstsaison wurde mit zwei Vorträgen des Herrn Dr. F. W. Foerster eröffnet: „Wissenskampf im Lichte ethischer Kultur" und „Wie kann ein Moralunterricht unabhängig von Religion und Konfession erteilt werden"? Ferner sprachen Professor Dr. Ouidde über „Die Aufgabe und den Wert des Geschichtsunterrichts", Mr. Ducoudert aus Paris über „die ethische Idee in Frankreich", Herr Verlagsbuchhändler Staegmeyr über Prof. Raubers Schrift: „Die Lehren von Victor Hugo, Leo Tolstoi und Emile Zola über die Aufgaben des Lebens vom biologischen Standpunkte", endlich Frau Marie Stritt (Dresden) über „Die ethische Bewegung und die Frauenfrage". Es sei uns gestattet, vorläufig über zwei der genannten Vorträge das Urteil der Münchner freien Presse wiederzugeben. Sie schrieb: „Herr Dr. Ouidde führte aus, daß zwar die Fachmänner alle darin einig seien, daß der Geschichtsunterricht nicht lehrhaft sei, sondern streng objektiv sein dürfe. Nichts destoweniger werde tatsächlich ein sehr Subjektiver Geschichtsunterricht die Pflege des Patriotismus gefordert. Dadurch komme aber der Geschichtsunterricht in Konflikt mit der historischen Wahrheit. Für den Forscher könne nur eine Darstellung in Frage kommen, die der historischen Wahrheit. Jede andere Darstellung ist tendenziös, einseitig, unwahr, mit einem Worte: nicht ethisch. Die verhängnisvolle Wirkung einer solchen objektiv unwahren Darstellung wird sich in der Untergrabung der Autorität des Lehrers, in Zweifeln an seiner Wahrhaftigkeit bei den Schülern zeigen, denn früher oder später wird den letzteren das Unwahre der Darstellung zum Bewußtsein kommen. Ebenso verderblich und vom ethischen Standpunkt aus verwerflich ist das weitere, dem Geschichtsunterricht vielfach gerechte Ziel, die Pflege der „Treue gegen das angestammte Herrscherhaus". Auch dieses Ziel wird auf Kosten der historischen Wahrheit verfolgt. Nicht minder verwerflich vom ethischen Standpunkt ist es, wenn, wie gewöhnlich, als Ziel des Geschichtsunterrichts die Pflege religiöser Gesinnung gefordert wird. Diese Pflege kann nur erfolgen unter Verletzung der Gefühle der Andersgläubigen, und der so erteilte Geschichtsunterricht wird uns in eine Pflege von Unfriedfertigkeit und Unduldsamkeit. Das einzige, was vom Geschichtsunterricht gefordert werden kann, ist die Pflege des ethischen Gefühls. Der in den Dienst bestimmter Weltanschauungen oder gar politischer Parteirichtungen gestellte Geschichtsunterricht ist immer tendenziös. Der Redner ging dann zur Beantwortung der Fragen: „Was soll der Geschichtsunterricht lehren? und: Warum studieren wir Geschichte? über. Die Geschichte, bezw. der Geschichtsunterricht soll uns Antwort geben auf die Fragen: Wie ist das geworden, worin wir leben? Wie sind die staatlichen, die sozialen, die wirtschaftlichen Zustände entstanden? Die Geschichte soll uns eine Darstellung der Entwicklung des Bestehenden. Daraus ergiebt sich von selbst die Forderung strengster Objektivität. Die weitere Frage: Kann die Geschichte eine Prophetin sein? ist zu verneinen. Die Geschichte wurzelt in der Vergangenheit, dieser ist ihr Hauptfeld zugewandt. Daraus ergiebt sich auch die etwaige Aufgabe des Geschichtsunterrichts, des Geschichtsstudiums. Die Geschichte kann uns nur lehren, wie das geworden ist, was war und ist, sie zeigt die Bedingtheit, die Bedingsamkeit auch hen Zusammenhang alles Jetzigen und Jetzt und zwei große Wahrheiten, nämlich die eine: Nichts ist unveränderlich, ja alles ist mit Notwendigkeit veränderlich; alles fließt! und die andere: Wir können nichts willkürlich ändern. Die Anpassungen daraus ist, daß wir jetzt die Bedingungen des geschichtlichen Daseins berücksichtigen müssen. Zum Schluß beantwortete der Redner noch die Frage: Ist das Ergebnis der geschichtlichen Forschung ein optimistisches oder ein pessimistisches? Er kam zu dem Resultat, daß es eine ununterbrochene Vorwärtsbewegung in der Geschichte nicht gebe, daß Perioden des Fortschritts abwechseln mit Perioden rückläufiger Entwicklung, daß die Entwicklung der Menschheit die Wellenbewegung zu vergleichen sei, wo auf einen Wellenberg immer wieder ein Wellenthal folgt. Diese Entwicklung in möglichst objektiver Darstellung dem Schüler vor Augen zu führen, das allein ist die Aufgabe des Geschichtsunterrichts und darin liegt seine ethische Bedeutung."

Allgemeine Bedeutung hatte auch der Vortrag des Herrn Ducouchet über die ethische Idee in Frankreich, ihre augenblicklichen Tendenzen und bedeutendsten Vertreter, besonders im Hinblick auf die freidenkerischen Strömungen, die in Frankreich sich sichtbar machen. „Man ist in Frankreich nicht weiter in der ethischen Entwicklung vorgeschritten, als in den übrigen europäischen Kulturländern, aber die vollkommene Gewissens- und Redefreiheit macht es leichter, die ethischen Ideen zum Ausdruck zu bringen, wodurch die Verfolgung ihrer Ausbreitung eine leichtere ist. Diese Freiheit war zur Zeit des 2. Kaiserreiches arg unterbrochen, war doch von 1852—1860 die Losung: Thron und Altar müssen zusammenhalten um gegen die freidenkerischen Unterwühlungen einzuschreiten. Es schien als ob alle Bestrebungen nach Gedankenfreiheit, wie sie vom Jahre 1789 überkommen waren, gänzlich abgetötet wären. Der Umschwung hierin machte den Sturz der kaiserlichen Regierung nicht nur zu einem politischen, sondern auch ethischen Ereignis. Zwar sei die Konstitution von 1875 noch stark reaktionäre. Aber die damaligen Regierenden konnten sich nur unter Anerkennung der Ideen halten, welche die Philosophen des 18. Jahrhunderts verbreitet hatten. Seit dieser Zeit ist die positivistische Philosophie der Positivismus, d. h. alle übernatürlichen Dinge sind, als der menschlichen Vernunft unzugänglich, kein Stoff für menschlich wissenschaftliche Erörterungen. Die Begriffe Gut und Böse können ebenso wenig auf einem offenbarten Glauben beruhen, müssen vielmehr als auf der Erfahrung der Jahrhunderte beruhende Werte betrachtet werden. Diese Anerkennung aller moralischen Thatsachen teilt der Positivismus ebenso mit der ethischen Idee, wie die Ueberzeugung der religiösen Empfindungen als ein ästhetisch für viele nicht abzuleugnendes Gefühl an den Einzelnen. Gegen diese Richtung setzt in schroffem Widerspruch der Dogmatismus des liberalen Katholizismus, dessen Hauptvertreter Brunetière ist. Diesen beiden Richtungen gegenüber, von denen die erste wegen ihrer harten trockenen Form, die zweite wegen ihrer Gewissenslosigkeit sie nicht befriedigte, fanden einige weiche, träumerische, phantastische Seelen in einer schwärmerisch umflaren, phantastisch aufgestalteten Philosophie ihren Halt; ihre Fahne trug Théodorede Banville voran, der Gründer der école de l'art pour l'art, die sich durch ihr Absehen von allem Moralsteren auszeichnet. Vollkommen frei von aller Parteihaine und jeder Propaganda hielt sich der Dilettantismus oder Skeptizismus. Er wird verkörpert durch einige geistig besonders hochstehende Männer, die, mißtrauisch und leicht verletzlich von Natur oder durch Erfahrungen zurückgeschreckt, sich jeder thätigen Teilnahme am öffentlichen, namentlich politischen Leben entschieden, in dem eine roh praktisch wütende Demagogie den Ton angab, und sich auf eine einsame Höhe zurückgezogen, auf der sie denen, welche ihnen folgen konnten, eine geistig aristokratische Moral verkündeten, die die breiten Massen niemals vertragen konnten. Der Wille dazu war ihnen, zu den sie mit ungeübterer Verehrung aufblicken, ist Ernest Renan, der größte Dichter der Décadence latine. Die ethische Idee wird praktisch aufs mutigste vertreten von den jetzt viel genannten Intellektuellen: Zola, Ladoit, Clémenceau, Mirbeau, Victor Montier, Séverine, Ducland, Pressensé, Jaurès u. a. Sie kämpfen mit Energie für ihre Ideen einer neuen Generation gegen eine alte von Vorurteilen zerfressene. Jene gewinnt von Tag zu Tag an Boden und das unerträgliche Beispiel der neu hereinbrechenden Aera in Frankreichs Geistesleben sieht der Redner in der Möglichkeit, daß in der letzten Zeit frei von einem Bündnis mit Deutschland, ja von dem Verzicht auf Elsaß und den Umkreis Lothringens gesprochen werden konnte. Er verliest aus dem „Figaro" eine Erklärung Jules Lemaitre's, der sagt: er habe auf diesen Vorschlag nur einige wenige Antworten erhalten, die gegen diese Idee sich aussprachen, dagegen vielleicht zufriedene noch, daß die französischen Frauen die deutschen zum Beitritt zu ihrer Ligue für die internationale Abrüstung auffordern konnten und deren Anschluß in einer Menge von Blättern mit Freuden begrüßt wurde — wie denn überhaupt die Friedensfreunde in Frankreich viel zahlreicher seien, als die Kriegslustigen — das beweise treffer als alle sonstigen Beweis der Fortschritte der allgemein humanitären ethischen Entwicklung. Auch würden die 200,000 Frauen, welche seiner Liga angehören, falls sie ihr Ziel erreichen, eines der praktisch wichtigsten ethischen Ziele verwirklichen. Ihr Ziel aber sei durch gegnerische Verbindungen die Völker dem Gedanken der Abrüstung und dem Ausbau eines wirklichen Völkerrechtes näher zu bringen. Die Intellektuellen könnten als die praktischen Vertreter der internen, die Frauen und Männer der Liga als die der internationalen ethischen Strömung bezeichnet werden.

Berichtigung.

In Nr. 4 hat sich in den Artikel „Ethische Probleme und dichterische Stimmungen" ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Auf S. 30 Zeile 21 von unten muß es dort heißen: „Die Sprache ist so sorgfaltig abgetönt" (nicht: Frage).

Der Wanderrednerfonds

hatte im vorigen Jahre (i. Nr. 50 d. Z.) mit 1923,80 Mk. Einnahme abgeschlossen. Ausgegeben wurden vom 1. Oktober 1898 bis 1. Jan. 1899 Mk. 657,75. Von drei Wanderrednern wurden 16 Vorträge gehalten, und zwar in Berlin, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, Magdeburg, München, Rothhausen, Straßburg i. E., Ulm, Wiesbaden, z. T. wiederholt.

Es verblieb also pro 1899 ein Rest von Mk. 596,05. Dazu im Januar: Frl. Blum (Spandau) Mk. 3. H. Stade (Nordhausen) Mk. 2. Frl. Cl. Krause Mk. 2. E. Junker (Sanoraya) Mk. 20. Frau Alexander (Breslau) Mk. 10. In Summa 633,05. — Um weitere freundliche Spenden bittet Das Bureau der D. G. E. E. Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8883.

Ethische Kultur

Inserate: Die beigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 11. Februar 1899. | Nr. 6.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ein Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre. Von Prof. F. Jodl. — Leonardo da Vinci als Philosoph. Von W. Schlüter. — Erinnerungen aus der Kindheit von Ernest Renan. — Jesus und die Arbeiterkinder. Von Prof. Fr. W. Foerster. — Streiflichter: Eine konservative Diagnose der Zeitkrankheit. — Sprechsaal.

Ein Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre.

Von Professor Fr. Jodl (Wien).

Fünf Jahre sind vergangen, seit die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur das Preisausschreiben erließ, welches zur „Abfassung eines volkstümlichen Handbuches der humanen Ethik auf wissenschaftlicher Grundlage" einlud, in der, wie es damals scheinen konnte, nicht unbegründeten Hoffnung, manche treffliche pädagogische und schriftstellerische Kraft im deutschen Volke auf ein Ziel hinzuleiten, welches aller Mühe wert war. Freilich lockte in Deutschland keine Aussicht auf eine unmittelbare pädagogische Wirksamkeit im größten Kreise der Volksschule, wie sie sich in Frankreich vor all denen aufthat, welche sich auf Grund der Schulgesetzgebung der dritten Republik an die Aufgabe machten, Hilfsmittel für die Instruction morale et civique abzufassen. Aber der ausgesetzte Preis von 4000 Mk. bot ein für solche Arbeiten ungewöhnlich hohes Honorar, und darüber hinaus mußte für jeden ernsten Freund freierer Gesittung die Aussicht verlockend wirken, mit einer wohlgelungenen Lösung der Preisaufgabe wenigstens eines der Bedenken aus der Welt zu schaffen, welche der Lockerung des engen Bandes zwischen Religions- und Moralunterricht in der Schule entgegenzustehen schienen. Die Hoffnungen des Preisausschreibens haben sich bekanntlich nicht erfüllt. Nach der reiflichsten Prüfung der in großer Zahl eingegangenen Arbeiten vermochten die Preisrichter von keiner derselben zu sagen, daß sie den gestellten Anforderungen vollständig entspreche. Aeußere Umstände, die Zurückziehung eines Teils der für den Preis zur Verfügung stehenden Summe durch den Donator haben, wie der Hauptvorstand im Oktober 1892 mitteilte, eine Wiederholung des Preisausschreibens verwehrt.

Zweifellos hat dieses Ergebnis eines Gedankens, welcher aus der frischen Begeisterung des Eisenacher Tages herausgeboren wurde, und in so engem Zusammenhange mit den Grundtendenzen der D. G. E. K. steht, nach außen etwas Auffallendes, ja ich darf vielleicht sagen, etwas Beschämendes gehabt. Allein wenn man näher zusieht, so wird der einsichtige und wohlwollende Beurteiler alsbald erkennen, daß der Mißerfolg der Konkurrenz wohl für die Schwierigkeit, aber nicht für die Unmöglichkeit der Sache spricht. Die Gründe für diese Schwierigkeit lagen zum Teil in den Gesichtspunkten von denen das Preisausschreiben ausging. Verlangt war ein „volkstümliches", d. h.: jedermann von einiger intellektueller Bildung zugängliches, Handbuch der humanen Ethik auf „wissenschaftlicher" Grundlage, und zwar ausdrücklich zu dem Zwecke, um Lehrer und Eltern anzuleiten, einen rein ethischen Unterricht zu erteilen. Man kann ruhig sagen, daß auch die außerdeutsche Litteratur kein Buch besitzt, welches den Forderungen des Preisausschreibens vollkommen entspräche, und diese eine Erwägung genügt vielleicht schon, um der Thatsache, daß die Preiskonkurrenz erfolglos geblieben ist, allen Stachel zu nehmen.

Niemand wird einer Anzahl der für die französische Staatsschule verfaßten Katechismen großes pädagogisches Geschick absprechen. Aber es ist zu berücksichtigen, daß diese Bücher ausnahmslos für die Hand der Schüler selbst bestimmt sind, und heute schon werden von französischen Pädagogen und Staatsmännern die nicht befriedigenden Erfolge des Moralunterrichts auf den Umstand geschoben, daß die Lehrerschaft für denselben nicht genügend vorgebildet sei — was angesichts der Schulpolitik des zweiten Kaiserreichs und der Unterklassungsfünden der akademischen Philosophie Frankreichs nur zu begreiflich ist. Dazu kommt noch, daß vermöge gesetzlicher Bestimmungen diese französischen Schulbücher den ethischen Unterricht in eine gewisse farblose Natur- oder Vernunftreligion ausmünden lassen. Nebuliches gilt von einigen für italienische und schweizerische Schulen verfaßten Büchern In den Kreisen der anglo-amerikanischen Kultur, aus welcher dort die ethische Bewegung herausgewachsen ist, findet das Umgekehrte statt wie in Frankreich. Dort wird der ethische Unterricht getragen von einzelnen hochstehenden Persönlichkeiten, welche die geistigen Führer von geschlossenen Gemeinden sind, und philosophische Einsicht und starke moralische Ueberzeugungen als selbsterrungenen Besitz in den ethischen Unterricht hineinlegen; dort tritt naturgemäß das Buch und das Interesse an ihm zurück hinter die lebendige Persönlichkeit, und daher die auf den ersten Blick befremdliche Erscheinung, daß aus dem Moralunterricht, wie er von den Societies for ethical Culture erteilt wird, trotz der reichen Erfahrungen, die bei ihm gesammelt worden sein müssen, deunoch keine lehrhafte Darstellung im Sinne des von der D. G. E. K. geforderten Handbuchs hervorgegangen ist. Als einen Niederschlag solcher persönlicher Erfahrungen wird man wohl Felix Adlers wertvolles Buch „The Moral Instruction of Children" (deutsch von Gizycki 1894) be-

Digitized by Google

trachten dürfen. Es enthält eine Reihe trefflicher pädagogischer Winke in Bezug auf die Grundsätze, von welchen ein solcher Unterricht geleitet werden sollte und der Materialien, deren er sich zu bedienen hätte. Adlers Schrift hat eine sehr wertvolle Frucht auf deutschem Boden gezeitigt: Rudolf Penzigs köstliches Buch: „Ernste Antworten auf Kinderfragen — ausgewählte Kapitel aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus" (Berlin 1897), das vielfach so recht aus der Seele des Kindes heraus gedacht ist, und neben manchem, was sich auf die theoretische Unterweisung des Kindes, auf seine Begriffe von Welt und Natur bezieht, sein Augenmerk hauptsächlich der ethischen Erziehung zuwendet. Beide Bücher aber, die in aller Erzieher Hand sein sollten, setzen Vertrautheit mit der ethischen Theorie und einen gewissen Ueberblick über das Gesamtgebiet des sittlichen Lebens voraus. Durch eindringlichen Ernst der Belehrung und durch die herzbewegende Kraft der vorgeführten Erzählungen übertrifft Edmondo de Amicis „Cuore" — „Herz" (deutsch von Richard Wälser) alle mir bekannt gewordenen Moralbücher. Es ist nicht blos ein Moralist, sondern ein Dichter, ein großer Meister der erzählenden Kunst, der hier zu uns spricht und ich kann mir kaum einen wirksamen ethischen Unterricht denken, der nicht aus diesem trefflichen Buche Wärme und Begeisterung schöpfte. Aber dies Buch, für dessen hohen Wert schon sein phänomenaler Erfolg in und außerhalb Italiens zeugt, bleibt doch auch wieder ganz bei dem Erlebenlassen und Einprägen der einzelnen ethischen Wahrheit stehen; auch feine paränetischen Partien haben keinen eigentlichen systematischen Zusammenhang — von einzelnen Gebrechen, einer da und dort zum Vorschein kommenden sentimentalen Religiosität und einem gewissen überspannten Naturalismus und Chauvinismus zu geschweigen.

An die Reihe dieser und ähnlicher Arbeiten schließt sich nun neuerdings ein Buch von Prof Dr. A. Döring, welches nicht nur wegen der wissenschaftlichen Verdienste des Verfassers und seiner Stellung als Vorsitzenden des Hauptvorstandes der D. G. E. K., sondern auch um seines inneren Wertes willen die ernsteste Beachtung verdient. *)

Das Buch bezeichnet sich auf dem Untertitel ausdrücklich als „ein Versuch im Sinne der von der D. G. E. K. gestellten Aufgabe" und es ist darum eine billige Bemerkung desselben von den in jenem Preisausschreiben gestellten Forderungen nicht zu trennen. Schon hier darf ausgesprochen werden, daß Dörings Buch diese Forderungen in ihrem ganzen Umfange richtig erfaßt hat und mit großem Verständnis zur Durchführung zu bringen bestrebt ist. Was der Verfasser bietet, soll durchaus kein Buch für die heranwachsende Jugend sein, ihr auch gar nicht in die Hand gegeben werden. Es ist gedacht als ein Hilfsmittel, um Eltern und Lehrer in gemeinverständlicher Weise mit den Grundsätzen einer menschlich-natürlichen Sittenlehre bekannt zu machen, und ihnen die leitenden Gesichtspunkte sowie das Material für die pädagogische Verwertung der gewonnenen Einsicht zu gewähren. Also eine doppelte Vermittlung: der wissenschaftlichen Ethik mit weiteren Volkskreisen, und der ethischen Einsicht mit der Pädagogik.

Das Buch besteht demgemäß aus drei sich scharf gegenseitander abhebenden Teilen. An der Spitze steht ein systematischer Teil, welcher eine kurz gefaßte Prinzipien- und Wichtenlehre bietet und gewissermaßen das Grundgerüst des Ganzen bildet. Er enthält den Stoff für dasjenige, was der Verf. „den ethischen Unterricht" nennt, und erst auf höheren Stufen der Entwicklung eintreten lassen will. Dieser Unterricht bezieht sich ganz und gar auf die sittliche Lebensführung Erwachsener, und hat keine einleitende oder vorbereitende Absicht, sondern muß nach der Meinung des Verf. eine ähnliche Stellung einnehmen, wie etwa gegenwärtig der Religionsunterricht vor der Einsegnung. Dem ethischen Unterricht stellt Döring die sittliche Erziehung als eine vorbereitende, mit dem Eintritt ins Leben beginnende und etwa bis zum zwölften Lebensjahre reichende Stufe gegenüber, und ihr sind (S. 283 ff.) nicht nur wichtige und theoretische Erörterungen gewidmet, sondern es sind dieselben zugleich mit einem reichen Material für dasjenige durchwoben, was Döring den ethischen Anschauungsunterricht nennt: Fabeln, Erzählungen, Gedichte, Balladen, historische Begebenheiten, welche dazu geeignet sind, den sittlichen Sinn des Kindes zu schärfen und sittliche Begriffe einzuprägen. Zwischen diesen beiden Teilen, welche das Material für Unterricht und Erziehung enthalten, steht ein dritter psychologisch-technischer. Dieser ist vorzugsweise zur Vertiefung der ethischen Anschauungen derer bestimmt, die Unterricht und Erziehung zu leiten haben und behandelt in zwei Abschnitten einige „unzureichende Erklärungen für das Zustandekommen des Sittlichen" und den wahren Weg zur Verwirklichung des Sittlichen.

(Schluß folgt.)

*) **Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher von A. Döring. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag 1899. XVI und 415 S. 8°. 4 Mark.**

Leonardo da Vinci als Philosoph.

Von W. Schlüter (Düsseldorf).

Man lernt heute mehr und mehr das künstlerische Prinzip in großen Philosophen verschätzen. Vielleicht kommt auch die Zeit, in der man sich fragt, inwiefern die großen Künstler Philosophen gewesen seien. Vielleicht gelangt man alsdann zu ganz neuen Erkenntnissen über den Zusammenhang der Kunst mit der Philosophie und alsdann ist wohl auch die Zeit nicht mehr fern, in der man das Individuum, die Gesellschaft und vor allem das gesamte Geistesleben der Menschheit mit neuen Wechselwirkungen und mannigfaltigen Perspektiven künstlerisch erfassen wird.

Bis jetzt haben wir eigentlich nur recht unzulängliche Werke über die Entwicklungsgeschichte der Philosophie. Gewiß, sie stehen vor uns da, die Weltauseinanderlegungen aller Zeiten, sorgfältig sondiert, wie auf Fleischen gezogen. Die Vorarbeiten zur großen künstlerischen Synthese sind gethan. Aber nun lerne man auch zwischen den Zeilen lesen, man lerne einfehen, wie wenig ein System die Quintessenz der Gedankenarbeit eines großen Denkers sein kann. Und vor allem: man lerne mehr als bisher die Systeme als kulturgeschichtliche Dokumente betrachten, die zwar auf den Reichtum des geistigen Lebens einer Zeit schließen lassen, die aber noch mehr darauf hinweisen, was nicht von dem Berufsphilosophen ausgesprochen und was doch gedacht, gemutmaßt, geahnt wurde. Man mache Streifzüge in die Schriften der Künstler, Pädagogen, Ethiker, Litteraten, ja wohl auch in die schriftstellerischen Versuche der Autodidakten. Vielleicht lernen wir erst dann den menschlichen Geist recht verstehen, vielleicht erhalten wir erst dann ein richtiges Bild von der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens und Fühlens.

Kann überhaupt ein Künstler ohne philosophischen Ueberblick, Weitblick Großes schaffen? Ich glaube: nein. In Leonardo da Vinci, von dem ich jetzt reden will, lassen sich die großen Züge eines echten Philosophen ohne Mühe nachweisen. Wer seinen Trattato della pittura gelesen, wird in dieser Behauptung nichts Befremdliches erblicken. Aber diese Schrift ist bei all ihrer kunstgeschichtlichen Berühmtheit ihrem Inhalte nach nur verhältnismäßig wenigen bekannt. Ein Anderes nimmt sich ein fleißiger Akademiker, ein Anderes ein nach der Wahrheit strebender Selbstdenker aus einem solchen Buche. Sehen wir daher zu, ob der große Künstler auch dem, der nicht vorzugsweise von künstlerischem Interessen geleitet wird, etwas zu bieten vermag.

Digitized by Google

Wollten wir es dabei bewenden lassen, die allgemeinen Fortschritte der Erkenntnis zur Zeit der Renaissance bei Leonardo aufzudecken, wir hätten leichtes Spiel. Doch wir können weitergreifen. Leonardo nahm nicht nur die Erkenntnisse seiner Zeit in sich auf, er war auch ein Philosoph in dem Sinne, daß er seine eigenen philosophischen Theorien hatte, Theorien, auf die bedeutende Denker der heutigen Zeit zurückgekommen sind. Das ist der Beachtung wert. Derselbe Geist, dessen Größe auf dem Gebiete der Malerei uns fast unfaßbar erscheint, der sich als Bildhauer, Architekt, Geograph, Mathematiker, Anatom auszeichnete, wird auch zum spekulativen Philosophen, wenn er sich sonderbare, noch nicht erklärte Erscheinungen zurechtlegen will. Wem nur die Schöpfer großer Systeme vollgültige Philosophen sind, dem wird diese Behauptung recht unglaubhaft erscheinen. Wir können jedoch die Thatsachen reden lassen. Wir wollen kein allzu großes Gewicht darauf legen, daß schon Leonardo mit Bewußtsein der Empirie einen viel größeren Wert beimaß als den metaphysischen Systemen. Er läßt sich zwar in dieser Beziehung deutlich genug aus. Im ersten Teil seines Trattato ruft er den Metaphysikern zu, die in der Erfahrungserkenntnis nur etwas Mechanisches sehen wollen:

„Wir aber scheint, es sei alles Wissen eitel und voller Irrtümer, das nicht von der Erfahrung, der Mutter aller Gewißheit, zur Welt gebracht wird und nicht im wahrgenommenen Versuch abschließt, d. h. (dasjenige, welches so beschaffen ist,) daß sein Ursprung, seine Mitte oder sein Ende durch keinen der fünf Sinne hindurchgeht. Und wenn wir schon an der Gewißheit eines jeden Dinges zweifeln, das durch die Sinne wirklich hindurch passiert, um wie viel mehr müssen und die Dinge zweifelhaft sein, die sich gegen diese Sinne auflehnen, wie z. B. die Wesenheit Gottes und der Seele, um die man ohne Ende disputiert und streitet, und bei denen es wirklich zutrifft, daß jederzeit, wo Vernunftgründe und klares Recht fehlen, Geschrei deren Stelle vertritt; bei sicheren Dingen kommt das aber nicht vor."

Deutlicher hätte selbst ein Baco seinen Standpunkt nicht bezeichnen können. Man könnte aber diese Wertschätzung der Erfahrung auf den realistischen Grundzug zurückführen, der in vielen Geistern der Renaissance hervortritt. Bemerkenswerter sind schon die Gedanken, welche er denen, die „den schmähen, der an Feiltagen zeichnet und die Werke Gottes erforscht", entgegenhält. Er nennt sie „ipocriti", „Henchler" und weist darauf hin, daß man Gott wegen der Vollkommenheit seiner Werke lieben solle und daß die Wissenschaft, die Gottes Werke erforscht, heilig sei. „Liebst du aber Gott," so sagt er hinzu, „um der Gutthat willen, die du dir von ihm erwartest, und nicht um seine höchste Tugend und Kraft, so thust du wie ein Hund, der mit dem Schweif wedelt und mit Ehrenbezeugung und Jubel an dem in die Höhe springt, der ihm einen Knochen reichen könnte." Diese echt philosophische Auffassung Gottes zeugt von einer Klarheit des Denkens, welche den Theismus vieler sehr gelehrter und hochangesehener Männer unserer Tage beschämt. Doch auch darauf möchte ich nicht das Hauptgewicht legen. Das Bedeutsamste, was Leonardo da Vinci als Philosoph geäußert hat, scheint mir in folgenden Ausführungen zu liegen.

Im zweiten Teile seines Werkes über die Malerei spricht er von dem größten Gebrechen der Maler und gelangt zu folgendem Gedankengang:

„Es ist ein sehr großer Fehler an den Malern, wenn sie die nämlichen Bewegungen, Gesichter und Gewandfalte in einer und derselben Historie wiederholen. Ich habe öfters über die Ursache eines solchen Mangels nachgedacht, und mir scheint, man müsse schließen, daß die nämliche lebendige Seele, die jeden Körper lenkt und regiert, wohl dasjenige sei, was unser Urteil macht, ehe und bevor dieses zu unserem eigenen Urteil wird. Sie hat also die gesamte Gestalt des Menschen herangebildet, wie ihr für ihn nach ihrem Urteil gut dünkte, sei es mit langer oder kurzer oder gebildeter Nase, und so stellte sie ihm seine Größe und Figur fest. Darauf ist nun dieses Urteil von solcher Mächtigkeit, daß es dem Maler die Hand führt und ihn sich selbst wiederholen läßt, indem es selbiger Seele scheint, daß sei die wahre Art und Weise, einen Menschen zu gestalten, und wer es nicht so mache, wie sie, der sei im Irrtum."

In diesen Worten liegt für den, der zwischen den Zeilen lesen und von der Blüte eines Gedankens auf seine Wurzel zurückzugehen weiß, schon das angedeutet, was Schopenhauer als die Suprematie des Willens, Eduard von Hartmann als die Macht des Unbewußten bezeichnet. Hier finden wir zum ersten Mal die Theorie von der unbewußten Geistesthätigkeit, als deren Schöpfer Leibniz gilt. Die „Seele" urteilt, ehe das Urteil zu unserem „eigenen", ehe es zu einem bewußten Urteile wird; denn bewußten Gedanken geht der unbewußte voraus. Oder wie Friedrich Nietzsche sagt: „Werk und Spielzeug sind Sinn und Geist: hinter ihnen liegt noch das Selbst." Und noch ein fruchtbarer Gedanke läßt sich aus diesen Worten herausschälen: Die Theorie der Identität des organisierenden und des denkenden Prinzips, der Grundgedanke des modernen Monismus. Sind meine Schlußfolgerungen richtig, dann müßten wir Leonardo in die Reihe der bedeutendsten Philosophen rücken. Zwar kommen ihm die angeführten Gedanken nur beiläufig, er dachte nicht im entferntesten daran, sie zu einem System auszubauen. Doch soll das wirklich ewig der Maßstab für den Wert eines Gedankens sein, ob er zum System verknüpft ist? Ich halte die Gewohnheit mancher Berufsphilosophen, die Systematiker anderen Menschen, denen philosophische Einsichten gekommen sind, „prinzipiell" vorzuziehen, für den Ausdruck einer unerquicklichen Anmaßung, für eine barbarische Rückständigkeit. Auch in dieser Beziehung müssen wir umlernen.

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die Menschheit unendlich reicher an guten Gedanken und Theorien ist, als sich aus den bisherigen Versuchen, die Entwicklungsgeschichte der Philosophie darzustellen, entnehmen läßt. Irre ich, so irre ich mir. Sollte aber meine Meinung auf wahrer Erkenntnis basieren, dann würde man auch ohne Prophet zu sein, eine Zeit der großen Abrechnung und Umwertung voraussagen können. Die Konsequenzen aus gegebenen Thatsachen vollziehen sich unerbittlich, selbst wenn diejenigen, welche sie fürchten, sich die Augen austrissen. Was sagte noch Leonardo von dem Mann, der sich wirklich die Augen austriß, um die Störungen seiner „subtilen geistigen Erkenntnis" nicht mehr zu sehen? „Riß sich jener Philosoph die Augen aus, um das Hindernis seiner Diskurse aus dem Wege zu räumen, so denke du nur, daß solche That zum Hirn und den Diskursen treflich paßte; denn es war alles zusammen Narrheit. — Närrisch war der Mann, und verrückt der Diskurs, und sehr thöricht war es, sich die Augen auszureißen."

Erinnerungen aus der Kindheit von Ernest Renan.

(Gest. 2. Oktober 1892 in Paris.)

Der Flachsbrecher.*)

Trégnier, meine Vaterstadt, wurde, wie die Sage geht, im 5. Jahrhundert von einem heiligen Tudwal oder Thal gegründet. Dieser, der Anführer einer religiösen Genossenschaft, kam mit seinen Freunden nach der Halbinsel Armorica, der spätern Bretagne, und erbaute an der Stelle des heutigen Trégnier ein Kloster. Von ihm aus wurde im Laufe der Jahre nicht nur das Christentum weiter verbreitet, sondern es entstanden auch neue Ansiedelungen, welche die Grundlagen zu bedeutenden Städten wurden.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstand in meiner Vaterstadt ein prächtiger Dom; — dieser, das alte Kloster, später bischöfliches Palais, — einige Häuser der canonici, ein paar Herbergen für Seeleute in der Nähe des unbedeutenden Hafens, waren aber auch die einzigen ansehnlichen Bauwerke Trégniers. — Kurze Zeit vor der Revolution siedelten sich etliche Familien des benachbarten kleinen Adels

*) Aus dem Französischen von M. Hesse.

Digitized by Google

in der Nähe der bischöflichen Residenz an; ihres Bleibens war aber nicht lange; denn Tod und Verderben hatte man in Paris den „Priester- und Mönchsnestern" der Bretagne geschworen und so zerstreuten sich jene neuen Ankömmlinge wieder. Der letzte Bischof von Tréguier rettete sich eines Abends durch die Gartenthüre und entkam nach England. Das Konkordat unterdrückte natürlich alles, was zu der früheren Ablei in Beziehung stand; aber kaum war die Ruhe im Lande wieder hergestellt, da bevölkerten sich die weiten Hallen des Klosters von neuem und es entstand ein vielgerühmtes geistliches Seminar in Tréguier. Kurz, das, was Thal seinerzeit aus demselben hatte machen wollen: eine große klösterliche Herrschaft, fremd der fortschreitenden Industrie und allen Handelsbestrebungen, abgesondert von dem Getriebe der Welt — einen Ort, wo „Eitelkeit" genannt wurde, was andere Menschen gierig verfolgten, wo als einzige Wahrheit das hoch erhalten wird, was dem Laien außerhalb wie Chimäre erschien — das war Tréguier jetzt geworden.

Hier verbrachte ich also meine Jugend, die selbstverständlich von der herrschenden Geistesrichtung stark beeinflußt war. Gegen das Bürger- und Strebertum empfand ich früh schon eine instinktive Abneigung, welche die Vernunft erst später bekämpfen mußte. Verkehr mit andersgesinnten Menschen hatte ich kaum; zwar besuchte ich hin und wieder Verwandte in Guingamp, einem etwas aufgeklärteren Nachbarsorte; aber ich war stets glücklich, wenn ich wieder heimwärts zog, der alten, dunklen Stadt zu, die von ihrem großen Dome erdrückt zu werden schien. Dort haßte man alles Gemeine, Banale und nach den unlauteren Berührung mit der Welt da draußen flüchtete ich stets erleichtert in die Klosterhallen zu den Grabsteinen der Mönche, der alten Ritter und ihrer Damen, die, ein Windspiel zu den Füßen, eine steinerne Leuchte in der Hand, uns besonderer Gunst ihre letzte Ruhestätte in jenen gewölbten Gängen gefunden.

Die ganze nächste Umgebung von Tréguier trug denselben religiösen, idealen Charakter wie die Stadt; ihr gegenüber, auf der andern Seite des kleinen Flusses, breitete sich ein liebliches Thal aus, in dem sich eine Wundercapelle befand. Neben ihr erhob sich eine Kapelle, der hl. Jungfrau gewidmet; sie brannte 1828 nieder, wurde aber bald wieder aufgebaut und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit so recht die naive, oft gerührte Treue der Bretonen. An Stelle der alten Statue der Patronin war nämlich eine neue, schönere gekommen; aber sie erhielt fast keine Gaben der Verehrung und Dankbarkeit — sie alle gingen zu dem kleinen Schrein, in dem die verkohlten Reste der früheren Statue aufbewahrt wurden. Man hätte sich der Untreue angeklagt, wenn man über der neuen Madonna die alte vergessen.

Noch populärer als die eben erwähnte Kapelle war jene zu Saint-Yves, dem Verteidiger der Bedrückten, Armen, Witwen und Waisen gewidmet. Zu ihr brachte mich auch meine Mutter nach des Vaters Tode und erbat Segen und Schutz für mich — Ob St. Yves dieses Gebet im Sinne meiner Mutter erfüllte, weiß ich nicht; jedenfalls hat er, der Hort der Wahrheit, mir Zufriedenheit und ein frohes Gemüt bescheert, Gaben, die besser sind als Reichtum und Ehre.

Den Jugendunterricht erhielt ich von den würdigen Priestern des Klosters und ihnen verdanke ich unstreitig, was in mir Gutes ist. — Ihrem Worte glaubte ich wie einem Orakel und bis zu meinem 16. Jahre, wo ich nach Paris kam, wäre es mir unerhört vorgekommen, an der Wahrheit ihrer Aussagen zu zweifeln. — Seither belehrten mich Meister, glänzender in der Rede, scharfsinniger im Denken, tiefer im Wissen — aber keine, die mir ehrwürdiger erschienen; — dies ist ein oft erörterter Streitpunkt zwischen mir und meinen Freunden. — Ich hatte das Glück, eine selbstsuchtlose Tugend kennen zu lernen; ich wußte, was „glauben" heißt und wenn ich auch in späteren Jahren vieles als heilige Illusion auffah, so fühlte ich doch im Grunde, daß mein Leben von einem Glauben beherrscht war, — den ich nicht mehr besaß! — Das ist eben seine Eigentümlichkeit: selbst entschwunden, wirkt er noch auf uns ein.

Am strengsten wachten die guten Mönche über unsere sittliche Ausbildung, gaben übrigens durch ihr tadelloses Leben das beste Beispiel. — Die Ermahnungen, welche ihre Predigten in Bezug auf jenen Punkt enthielten, prägten sich tief meinem kindlichen Gemüte ein, obwohl ich offen gestanden die angeführten ermunternden oder abschreckenden Exempel nicht immer verstand. Wie war es möglich, daß Jonathas starb, weil er Honig gegessen — oder warum sagt Jeremias: mors ascendit per fenestras — „der Tod dringt ein durch die Fenster" — hatte er denn Flügel wie die Schmetterlinge? — Was mir aber wohl am meisten Kopfzerbrechen verursachte, war jene Stelle aus der Lebensbeschreibung eines Heiligen des 17. Jahrhunderts, in der die Frau einer Feuerwaffe verglichen wurde, die aus der Ferne verwundet. Die sonderbarsten Hypothesen brachte ich auf, um mir den Vergleich klar zu machen; es gelang mir aber nicht und noch heute mit den Erfahrungen von mehr als 50 Jahren bin ich äußerst zurückhaltend — wohl eine Nachwirkung jener Warnung vor den weiblichen Feuerwaffen! — Jedenfalls hat diese Zurückhaltung mich bewahrt vor verleumderischen Zungen, die den Wechsel meiner Ideen, meines einmal erwählten Standes sonst gerne andern Ursachen zugeschrieben hätten, als jenen, die ich aus dem Studium des Hebräischen und der Philologie schöpfte. — Der Gemeinspruch: „oü est la femme?" klingt fade und erzwingt nur ein mitleidiges Lächeln, wenn man die Welt von einem andern Standpunkte, als dem des Genusses betrachtet. —

Um noch einmal auf meine Studien zurück zu kommen, sei erwähnt, daß sie so wenig literarisch als möglich waren. Lateinische Verse produzierte man im Ueberfluß; dagegen wollte man von den französischen Dichtern nicht viel wissen Lamartine nannte man nur mit Achselzucken; Viktor Hugo war im Kloster unbekannt — überhaupt sah man das Dichten in der Muttersprache als einen verderblichen Zeitvertreib an. Naturwissenschaft und Geschichte betrieb man höchst oberflächlich; dagegen war Mathematik sehr begünstigt und ich insbesondere hatte eine wahre Passion für diese abstrakte Wissenschaft, deren Kombinationen mich Tag und Nacht beschäftigten — Mein Freund Guyomar und ich waren aber auch die Lieblingsschüler des vortrefflichen Abbé Duchesne, der es nicht für Unrecht hielt, selbst außer der Klasse mit uns beiden zu debattieren. — Hatten wir uns dann länger als gewöhnlich im Kloster aufgehalten, dann wählten wir den kürzeren Heimweg an der Rückseite des großen Krankenhauses vorbei, dessen stets geschlossene Thore uns nebenbei die beste Gelegenheit boten, unsere Figuren und Berechnungen mit Kreide nieder zu schreiben. —

Dieses Krankenhaus war ein weitläufiges Gebäude, konnte aber in seiner alten, unpraktischen Bauart wenig Menschen beherbergen. — Vor der Eingangsthüre breitete sich ein Schirmdach aus, unter dem sich bei gutem Wetter die Rekonvaleszenten und auch Gesunde aufhielten. Denn das Hospital nahm nicht nur Kranke an, sondern auch öffentliche Arme, Altersschwache, kurz, Pensionäre, die für verhältnismäßig kleinen Entgelt dort ihr Leben kärglich aber sorglos verbrachten. —

Von diesen regelmäßig unter dem Schirmdach versammelten Personen erregte eine stets unser erneuertes Interesse. Es war eine alte Jungfer von etwa 40 Jahren; ihren Kopf bedeckte eine enorme Haube, deren Form man unmöglich einer bestimmten Zeitepoche oder einer Landestracht zurechnen konnte. Zogen Guyomar und ich am Hospital vorbei, so wurden die Augen der alten Jungfer lebhaft und sie verfolgte uns damit teils freundlich, sanft und wehmütig

Digitized by Google

uns anblickend, teils mit barem, fast wildem Ausdruck. — Natürlich ließen auch wir sie nicht aus den Augen; denn offen gestanden flößte sie uns Furcht ein. — Sie galt für verrückt, sprach mit Niemanden, es kümmerte sich aber auch kein Mensch näher um sie. In Trégnier war übrigens ein Verrückter nichts Seltenes: die Bretonen unserer Küste neigen zum Träumen und stillen Verfolgen eines Ideals; ist eine solche Anlage nicht durch einen energischen Willen in Schach gehalten, so verfällt die Rasse entweder dem Trunke oder der geistigen Abnormität. — Man begegnete dergleichen unsichändlichen Verrückten überall, lachte wohl gutmütig über sie, behandelte sie aber freundlich und ließ sie eben in Frieden. —

Das Schicksal der vorhin erwähnten Persönlichkeit beschäftigte meine Gedanken aber lange Zeit und eines Tages — wir waren schon seit mehr als einem Jahre in Paris — brachte ich bei meiner Mutter das Gespräch auf jene Geisteskranke unter dem Schirmdach des Hospitals. Meine Mutter überlegte einen Augenblick, um sich klar zu sein, wen ich meine, dann sagte sie lebhaft:

„O, ich weiß jetzt, — das war die Tochter des Flachsbrechers."

„Welches Flachsbrechers?"

„Ich habe Dir, mein Sohn, nie jene Geschichte erzählt, weil Du ersilich zu jung warst, und jetzt, seitdem wir in Paris sind, wage ich oft nicht, gewisse Sachen zu besprechen. Man kennt und achtet ja nur, was in Paris vorgeht und lebt — im Grunde eine dornierte Auffassung — und so von unserer Heimat redend, würden die Leute ja nicht begreifen, wenn ich die Stellung schilderte, welche unsere alten Landadeligen einnahmen, wie sie geachtet waren — trotz ihrer oft großen Armut" —

Einen Augenblick hielt meine Mutter inne, dann fuhr sie fort. —

„Erinnerst Du Dich noch des kleinen Ortes Trebarzec, dessen Kirchturm man von unserem Hause aus sehen konnte? Ungefähr eine halbe Meile von dem Dorfe entfernt erhob sich der Wohnsitz der Familie Kermelle. Zu Grunde war es nur ein Gut, wie viele andere in der Gegend; eine hohe Mauer umschloß das Gehöft, zu welchem ein großes gewölbtes Thor Eintritt gewährte; an dem Wohnhause deutete nur der Turm und zwei oder drei hohe Fenster, ähnlich denen in der Kirche, an, daß es ein Herrensitz sei, einst jener alten Rastelle, die vor der Revolution von einem Schlag Leute bewohnt waren, deren Charakter und Sitte man sich heute kaum mehr vorstellen kann. — Obwohl jene Landadligen eigentlich nur Bauern waren, so beherrschten sie dieselben doch, bildeten die bürgerliche Obrigkeit, wie der Pfarrer die geistliche und dementsprechend war auch die Achtung, die man ihnen zollte. — Der Besitzer von Kermelle, von dem ich Dir erzählen will, war ein ehrwürdiger Patriarch, groß und kräftig, mit offenem treuen Gesicht. Die ganze Gegend ehrte und liebte ihn. — Sein Anzug war noch nach der Mode des vorigen Jahrhunderts; die Haare ließ er lang wachsen, steckte sie aber mit einem Kamme auf, den er nur abnahm, wenn er Sonntags zur Kirche ging. Ich sehe ihn noch mit seinem ernsten, etwas traurigen Gesicht in der ihn freigehaltenen ersten Reihe der Kirchenbänke Platz nehmen. — Gab der Ministrant das Zeichen zur Kommunion, so legte er seine langen Handschuhe, die fast bis zum Ellenbogen reichten, vor sich hin und schritt langsam und würdevoll über den Chor. Niemand hätte gewagt, sich dem Altare zu nähern, bevor er nicht an seinen Platz zurückgekehrt war. — Daß er arm sei, wußte Jeder; seine Eigenschaft als Adliger verbot ihm aber selbst sein Feld zu bebauen und so blieb er den ganzen Tag zu Hause, sich dort mit einer Arbeit beschäftigend, die er nicht im Freien vorzunehmen brauchte. Wenn der Flachs geröstet ist, so unterwirft man ihn einer Abschälung, welche nur die zum Spinnen sich eignende Faser übrig läßt. Diese Behandlung übernahm der alte Karmelle und da man ihn nie dabei sah, so war ja die Standesehre gerettet. Man wußte aber wohl um diese Beschäftigung, die ihm den Spitznamen „der Flachsbrecher" eingetragen, welcher mit der Zeit den wirklichen Namen Kermelle verdrängte.

Die Leute der Umgegend schrieben dem alten Patriarchen anderdem besondere Heilkräfte zu, deren Besitz ihrer Ansicht nach auch nur mit altem Adelsblut in Verbindung stand. — Mangelte einem Kinde der richtige Gebrauch der Arme oder Beine, so brachte man es nach Trebarzec zum Flachsbrecher. Er benetzte seine Finger, rieb damit die Hüften, Seiten, Arme des Kindes — alles mit ernstem, feierlichen Gesichtsausdruck und — man glaubte fest an Besserung! Für nichts auf der Welt hätte der Alte Bezahlung angenommen, auch waren die Leute ja selbst zu arm, ihm solche zu bieten. Dafür aber brachten sie ihm in Dankbarkeit ein Dutzend Eier, ein Stück Speck, ein Büschel Flachs, ein Körbchen mit Butter, Kartoffeln oder Früchten. — Das nahm er an.

Als die Revolution ausbrach, flüchtete Kermelle nach Jersey; warum, weiß man nicht; denn Niemand hätte ihm etwas zu Leid gethan. Aber die Stadtadligen von Trégnier hielten ihm vor, daß der König es so wolle — und er schloß sich ihnen an. — Bei der Rückkehr aus dem freiwilligen Exil fand er sein Haus unverändert. Keiner hatte darin wohnen wollen, weil es in so schlechtem Zustande war. Und als nun später der Staat eine Entschädigungssumme anbot für die in der Revolutionszeit exilirte Unbill oder Einbuße am Besitztum, da versuchte man auch Karmelle einzureden, daß er Schaden gelitten und einen Ersatz beanspruchen müßte. Seine Ehrlichkeit und Bescheidenheit sträubte sich aber gegen eine nicht wahrheitsgemäße Deklaration: „Ich habe nichts besessen, folglich konnte ich nichts verlieren!" war stets seine Antwort — und so blieb er arm wie zuvor.

Kermelles Frau war, soviel ich weiß, in Jersey gestorben, wie man sagte, geisteskrank; er hatte aber eine Tochter, die im Exil geboren wurde. Es war ein hübsches, kräftiges Mädchen — Du, mein Kind, hast sie nur alt und krank gesehen — mit rosigem Teint und voller Gesundheit. Schade, daß sie sich nicht früh verheiraten konnte; aber sie war ja arm und die Stadtadligen erachteten sie darum für ihre Söhne nicht gut genug. Einem Bauern wollte hinwieder der Vater sie nicht geben, aus Pflichttreue; obwohl das Mädchen eine gute Wirtschafterin und Hausfrau geworden wäre. — Die Söhne der Landleute wagten ihrerseits auch keine Annäherung und so blieb die Arme in völliger Abgeschlossenheit. Nur ein Knabe von 12 oder 13 Jahren, Neffe Kermelles, der ihn aus Mitleid aufgenommen, lebte noch mit im Herrenhause. Den Unterricht gab ihm der Pfarrer von Trebarzec, ein guter einfacher nicht mehr junger Priester, der, soweit es seine Pflichten erlaubten, ein gern gesehener Gast in Kermelle war. Auch er hatte bei angeuehmem Aeußern, guten Manieren etwas sehr Ernstes, Zurückhaltendes; mit der Tochter des Flachsbrechers sprach er selten oder nur Oberflächliches; dagegen empfand sie eine stets größer werdende Verehrung für den Hausfreund. Du kennst ja den Einfluß, den einige unserer guten bretonischen Geistlichen ausüben: die Männer betrachten sie als Ratgeber, Freunde, — die Frauen wie einen Bruder, der, um Gutes zu thun, auf die Lebensfreuden verzichtet hat. Aus dieser Auffassung entsteht das Gefühl des Vertrauens, Mitleids, Bedauerns und der Dankbarkeit. Kurz, das junge Mädchen nährte mehr und mehr eine schwärmerische Verehrung für den Geistlichen, der ja der einzige Mann ihres Standes war, den sie näher kannte. — Ihr ganzes Bestreben ging dahin, ihm nützlich sein, Dienste erweisen zu können; während er anscheinend von ihren Gedanken nichts merkte, ernst, höflich, zurückhaltend und kalt wie eine Eiswand blieb. So verliefen Wochen und Monate; ihre

Digitized by Google

freie Zeit benutzte das Mädchen dazu, Leinwand zu säumen und herzurichten, erst in der Idee, sie dem Krankenhause, dem der Pfarrer vorstand, zu übergeben, dann aber mit der Absicht, selbe seinem Privathaushalte zu vermachen. Die Initialen seines Namens wurden hineingeflickt und über dieser Arbeit saß sie Stunde um Stunde, stets mit ihrem Traum beschäftigt. Es fragte sich nur, wie es möglich machen, den Geistlichen zur Annahme jener Gaben zu zwingen und ihm so Erkenntlichkeit als Pflicht aufzuerlegen.

Man war in der Weihnachtszeit und gewohnheitsgemäß gab der Pfarrer nach der Mitternachtsmesse dem Vorstand des Ortes eine Kollation. Das Presbyterium stieß direkt an die Kirche, hatte außer dem Haupteingang auf dem großen Platze noch zwei Ausgänge: einen in die Sakristei und einen vom Garten aus direkt auf die Felder. In dieser Thüre besaß der Neffe Kermelles einen Schlüssel, damit er auf näherem Feldwege vom Herrenhause zur Pfarrei käme, wo er seine Stunden nahm. Das Mädchen bemächtigte sich nun dieses Schlüssels und schlich sich während der Mitternachtsmesse in das Pfarrhaus. Die Dienerin hatte, um dem Gottesdienste beiwohnen zu können, den Tisch bereits vorher gedeckt und so nahm die arme Verrückte schnell die Wäsche fort und versteckte sie im Herrnhause; die Aufregung war natürlich groß als der Pfarrer sich mit seinen Gästen zur Tafel setzen wollte und Tischtuch und Servietten verschwunden waren. Selbstverständlich wünschte er nicht, seine Gäste ohne Imbiß nach Hause zu schicken und als man noch eifrige Debatte über die sonderbare Art des Diebstahls führte, — es war natürlich nichts anderes verschwunden als das Leinen — sieht da erschien die Tochter Kermelles unter irgend einem Vorwande. Sich an den Pfarrer wendend sagte sie: „Diesmal werden Sie meine Hülfe nicht zurückweisen; in einer Viertelstunde wird Gebeck aus dem Herrnhause hier sein" — und da der alte Kermelle sich den Bitten des Mädchens anschloß, so gab der Pfarrer nach. Es konnte ja auch niemand den Verdacht des raffinierten Betruges auf Kermelles Tochter werfen, — zumal man sie eher für borniert als schlau hielt. Am nächsten Morgen war natürlich der rätselhafte Diebstahl das allgemeine Gespräch. — Keine Spur des Thäters konnte entdeckt werden; die Haupthüre des Presbyteriums war unversehrt, die Gartenthüre desgleichen; — daß man sich jenes, Kermelle übergebenen Schlüssels hätte bedienen können, kam niemandem in den Sinn. Folglich blieb nur die aus der Sakristei ins Pfarrhaus führende Thüre zur Berücksichtigung übrig.

Der Sakristan war während des Gottesdienstes stets in der Kirche gewesen; dagegen hatte seine Frau vom Herde der Pfarrei Kohlen für die Weihrauchbecken geholt, war überhaupt nicht immer in Sicht geblieben; — somit richtete sich der Verdacht gegen sie. Zwar kannte Jeder sie als eine unbescholtene, vortreffliche Frau, so daß es höchst unwahrscheinlich erschien, daß sie sich jenes Diebstahls schuldig gemacht habe; — aber was ließ sich gegen so augenscheinliche Verdachtgründe vorbringen? —

Damals huldigte man noch der Auffassung, daß ein jedes Verbrechen — auch wenn es noch nicht bewiesen war — eine direkte Gefangennahme des Angeklagten zur Folge haben müßte. Dies sollte eine hohe Idee von der Spitzfindigkeit der Justiz, der Schnelligkeit und Sicherheit, mit der sie ihre Maßregeln traf, geben. So führte man denn auch die arme Frau zwischen zwei Gendarmen zur Stadt. Ihre Freunde und Nachbarn klagten und weinten; sie allein blieb ruhig und betheuerte ihre Unschuld, die ja bald aus Tageslicht kommen müsse. — Und in Wahrheit, nach 1—2 Tagen erkannte man die völlige Hinfälligkeit der Anklage; — nach zwei weiteren Tagen raunten sich die Leute in Trébarzec schon leise zu, daß nur der Gartenthorschlüssel, der dem Flachsbrecher übergeben war, zum Einschleichen hätte dienen können. Selbst der gute Pfarrer mußte sich der Ansicht unterwerfen. Bisher hatte er das gelehene Tischzeug nicht näher betrachtet; jetzt fielen seine Augen auf die Initialen, die in auffälliger Weise nicht den Namenzug der Familie Kermelle, sondern seinen eignen bildeten. In Nachdenken über diese Sonderlichkeit versunken, sah er den alten Flachsbrecher eintreten, bleich wie der Tod. Einen Augenblick stand er ruhig vor dem Freunde, dann brach er in Thränen aus und sagte: „Sie war es, die Unglückliche; sie hat es gestanden! — ich hätte sie besser überwachen sollen, ihrer traurig ererbten Anlage mehr Rechenschaft tragen müssen; aber sie war stets so fügsam, still, ja melancholisch, daß ich an solche Verirrungen nicht denken konnte." — So war also das Geheimnis des Diebstahls bald aufgeklärt und noch in derselben Stunde wanderte das neue Leinen wieder ins Herrenhaus, das alte in die Pfarrei. —

Wäre die Justiz, wie vorhin bemerkt, nun nicht so voreilig gewesen, so hätte die Sache um des alten Kermelle willen unterdrückt und mit der Zeit wohl vergessen werden können. Die Gefangennahme der Sakristanin machte dies aber unmöglich. Das unglückliche Mädchen verfiel seither einem unheilvollen Hinbrüten, zumal der Gegenstand ihrer großen Verehrung eindruckslos gegenüber ihrer Opferwilligkeit geblieben war.

Was sollte nun geschehen, um der Gerechtigkeit genug zu thun? — Daß eine geistige Abnormität bei der Tochter des Flachsbrechers vorlag, ließ sich vermuten — und doch auch wieder hätte niemand vor jenem Ereignis es gewagt, sie für verrückt zu erklären. Folglich blieb die Thatsache, daß sie wissentlich die Sakristanin gefangen nehmen ließ, ohne durch öffentliches Bekenntnis einen Schritt zu ihrer Befreiung zu thun, unverzeihlich. — So wurde denn die Unglückliche eines Tages nach Saint-Brieuc vor die Assisen geführt; dort stand sie wie in einem Traum, wie jemand, der nicht mehr zu der Welt gehört. Fügsam ließ sie alles mit sich geschehen, blieb nur stumm auf alle Fragen und als nun Aerzte ihren Zustand prüften, da war das einstimmige Urteil, daß das Mädchen nicht zurechnungsfähig sei — Da sie bei ihrem hartnäckigen Schweigen blieb, so ließ man den Vater zur Vernehmung rufen. — Mit festem, würdevollem Schritt betrat er den Saal, näherte sich der Tribüne, legte seine Handschuhe, das Ordenskreuz des hl. Ludwig und seine Schärpe ab. „Meine Herren," sagte er, „nur wenn Sie es befehlen, nehme ich jene mir teuren Zuflüchten wieder auf — meine Ehre liegt in Ihrer Hand. Meine unglückliche Tochter hat das Unrecht gethan, dessen man sie angeklagt — und doch ist sie keine Diebin — sie ist krank."

Der arme Mann brach in Thränen aus und mitleidig rief man ihm zu: „Genug, genug, — wir wissen Alles!" — Der Gerichtshof zeigte sich edel und ließ die Sache fallen. Als das Urteil gesprochen, nahm der Flachsbrecher die Zeichen seiner Würden wieder auf, zog sich schnell aus dem Saale zurück, seine Tochter mit sich führend und bei Nacht erst kehrten die Beiden nach Kermelle zurück.

Seit jener Zeit sah man den Flachsbrecher fast nie mehr; das Herrenhaus war wie ein Grab, ans dem kein Lebenszeichen erscholl. Zwar wohnte der Alte noch ein paar Jahre dort; er ging auch noch zur Kirche, aber nicht mehr an seinen gewohnten Platz: — sonst sahen ihn nur die hohen Linden, welche das Herrenhaus beschatteten. Der Pfarrer mied Kermelle und erst als der Flachsbrecher seinem Ende entgegen ging, da suchte er ihn wieder auf, ermunterte, tröstete ihn und drückte ihm die Augen zu. —

Nach Kermelles Tode stand das unglückliche Mädchen allein und war ohne Mittel zum Leben. So beschloß man, sie dem Hospital zu übergeben, — wo Du sie gesehen hast. — Jetzt ist sie wohl längst gestorben und ein Anderer nimmt ihren Platz im Krankenhause ein."

Digitized by Google

Jesus und die Arbeiterkinder.

(Eine Ansprache an Arbeiterkinder, bei der Weihnachtsbescheerung des Arbeiterinnenvereins von Zürich-Außersihl, von Dr. Fr. W. Foerster.)

Vor alten Zeiten gab es einmal einen mächtigen König, der zog aus mit Heeresmacht in fremde Länder und brannte Dörfer und Städte nieder und schleppte die Einwohner in Gefangenschaft. Seine Thaten ließ er in Felsen einmeißeln und als er sein Ende herannahen fühlte, da ließ er sich aus gewaltigen Steinen einen Grabespalast errichten und seinen Leichnam ließ er in köstliche Salbe legen, damit der Tod ihm nichts anhaben könne.

Aber sein Name ist nicht lebendig unter uns, unser Gesicht leuchtet nicht und unsere Herzen klopfen nicht, wenn wir von ihm hören. Und kommen wird der Tag, wo Sturm und Regen den letzten Stein seines Denkmals zerstört haben werden und wo der Sand der Wüste dahinweht über seine Spur, als ob er nie gelebt hätte.

Vor alten Zeiten lebte aber auch ein Mann, der hatte keine Soldaten und vergoß kein Blut und brannte keine Häuser nieder. Er grub seinen Namen nicht in die Felsen, sondern in die Herzen der Menschen. Er reichte den Sündern die Hand, er strich den Kranken milde über die heiße Stirn, er leuchtete mit dem Licht des Erbarmens in die Not der Armen und beharrte bis ans Kreuz in Verzeihung und Geduld. Die ihn am härtesten verfolgten, denen schenkte er sein tiefstes Mitleid und sehnte sich danach, sie durch sein Beispiel von ihrer Wildheit zu erlösen.

Er hante sich kein Grabeshaus wie die alten Könige — und doch seht Ihr überall in den großen Städten wie im kleinsten Dorfe ein Haus, seinem Andenken geweiht, in den Himmel ragen, ja selbst hoch über den menschlichen Wohnungen, nahe dem ewigen Schnee, läutet die Kapelle zur Erinnerung an sein Liebeswerk — und heute feiert man auf der ganzen Erde seinen Geburtstag.

Seht: die Macht der Güte ist größer und ewiger als aller Kriegslärm dieser Welt. Sie lockt den Irrenden wie das Licht des Vaterhauses im dunklen Wald. Fürchtet niemals, daß Güte und Herzlichkeit verschwendet sei. Jedes milde Wort und jeder freundliche Blick ist unsterblich, liegt über Hohn und Spott und wird still gefeiert in verlassenen Herzen.

Wie werdet Ihr den Geburtstag Jesu feiern? Dadurch, daß Ihr nun Euren Kuchen eßt und Eure Geschenke auf den Arm nehmt? Nein — indem Ihr ein Herz habt für die Menschen, wie er. Jedes Geschenk soll Euch ein Andenken sein an die Menschen, die es gearbeitet haben. In allen Ländern arbeiten Tausende von Händen Tag und Nacht und tausend Köpfe zersinnen sich, weit übers Meer senden Euch Eure Brüder ihr Werk — drum fasset in Gedanken dankbar ihre Hand und gelobt Treue und Hilfe, wenn Ihr einmal Erwachsene seid und vernehmt, daß Eure Brüder in anderen Ländern in Not sind. Hättet Ihr heute Weihnachten gehabt, wenn nicht Eure Mütter und Schwestern sich verbunden hätten zum Arbeiterinnenverein und mit vereinter Liebeskraft dies schöne Fest für Euch geschaffen? Darum sollt Ihr schon früh als treue Freunde und Freundinnen Eure Hände fassen und zusammenhalten, damit der Lichterbaum der Brüderliebe in Eurem Leben entzündet werde Tag und Nacht. Denkt einmal, wenn alle Mütter in Außersihl im Arbeiterinnenverein wären, dann gäbe es kein Kind hier ohne Weihnachtsfreude. — Darum gehet zu Eueren Kameraden und sagt ihnen, sie sollten ihre Mütter und Schwestern doch täglich bitten, daß sie in den Arbeiterinnenverein eintreten. Und verbreitet Ihr selbst durch Euer Beispiel in Euerer Schule und beim Spiel den Geist der Friedfertigkeit — damit Ihr Euch dereinst auch im Leben herzlich zu einander findet! Habt Ihr einmal gesehen, wie die Leute zum Sonnenaufgang auf die Schneeberge steigen? Da sind Alle mit einem Seil an einander gekettet, und wenn einer stürzt, so halten ihn die Anderen. So kämpfen sie sich durch gegenseitige Hilfe zum goldenen Licht empor. So möget auch Ihr zusammenhalten, damit einst die Stunde kommt, wo das volle Sonnenlicht in jede Arbeiterwohnung hineinstrahlt. Faßt Euere Hände zum Zeichen, daß eins ins andere helfen will mit Güte und Geduld, damit Ihr einst alle den Sonnenaufgang erlebt! (Die Kinder reichen einander die Hände.)

Sagt einmal, Kinder, habt Ihr gehört von dem Stern, der über der Wiege des Christkindes in Bethlehem stand? Stand über Euerem Hause kein Stern, als Ihr geboren wurdet? (Einige antworten „Nein“.) Wirklich nicht? O geht nur einmal Abends hinaus, wenn der Himmel klar ist und tausend und abertausend Lichter flimmern. Es sind so viel Sterne am reichen Himmel, daß über jedem Hause ein Licht zittert, wo ein kleiner Mensch geboren wird. Auch über Euerem Hause stand ein Stern, als Ihr zum Leben erwachtet — denn auch Ihr sollt nicht blos schlafen und essen und trinken, sondern helfen, die Welt zu erlösen: Auch Ihr seid Christkinder, alle miteinander! Auch in Euere Wiege ward die Himmelsgabe gelegt, daß Ihr durch das Beispiel der Liebe und der Bescheidenheit Euere Mitmenschen vom Schlechten erlöset.

Glaubt Ihr das nicht? Wer von Euch hat ein kleines Brüderchen oder Schwesterchen? Sieht es in der Wiege nicht so rein und lieblich aus, wie das Christkindchen auf dem Bilde? Da liegt in der Kinderknospe alles Gute verborgen — aber wir gewöhnen uns Alle bald an grobe Worte, an trotzige Mienen, an harte Gedanken — und da stirbt das Christkind in uns.

Jede Nacht, in der Ihr aufwacht und denkt: O wie unfreundlich und kalt war ich bisher, wie roh und trotzig — jede solche Nacht ist eine stille Nacht, eine heilige Nacht, in ihr wird ein Christkind neu geboren und ein Jubel des Friedens geht durchs stille Land. Jede Nacht, in die Ihr mit guten Vorsätzen hinüberschlummert, ist eine Weihenacht — jeder Tag, an dem Ihr erwacht mit dem Willen der Liebe, ist ein Weihetag!

Streiflichter.

Eine konservative Diagnose der Zeitkrankheit. Daß die konservative bezw. freikonservative Partei emsig bemüht ist, den kultusministeriellen Unguade verfallenen Prof. Delbrück von ihren Rockschößen abzuschütteln, ist bedauerlich. Selbstständig denkende Männer, die sich nicht von der Weisheit der Parteiführer den Mund verbieten lassen, sind nicht nur in den rechtsstehenden Parteien unbequem, und man thut gut, sie bei Zeiten als nicht voll zu nehmende Querköpfe zu diskreditieren. Aber ihre politische Gesinnung wird durch solche parteiopportunistische Verleugnung nicht geändert. Bekanntlich existiert auch Graf Posadowsky keinerlei Grund zur Reichsverdrossenheit. Ohne Grund ärgert sich aber kein Vernünftiger. Wie vergnügt und zufrieden müssen also wohl alle linksstehenden Parteien mit dem jetzigen Kurse sein, wenn sich ein konservativer Mann, eben Delbrück, wie folgt, äußert:

„Ich bekenne offen, daß kaum eine Hoffnung besteht, daß unsere Politik in absehbarer Zeit eine bessere werde. Zwei der allerstärksten Faktoren des heutigen Lebens wirken zusammen, und hier immer weiter auf der verhängnisvollen Bahn vorwärts zu treiben: der nationale Fanatismus und die bureaukratische Regierungsstufe. Von der großen Menge ist nicht zu verlangen, daß sie sich das dämische oder politische Problem in seinen Einzelheiten klar macht und erwägt, ob die angewandten Mittel zweckmäßig oder zweckwidrig sind. Sie hat nur die Empfindung: hier steht auf dem Boden unseres Staates ein uns feindliches Element, also, schließt man, muß es auch bekämpft werden, je energischer, desto besser und wer dem widerspricht, hat keine nationale Gesinnung. Ganz ebenso glaubt der richtige strenge

Digitized by Google

preußische Beamte, eine gute Verwaltung könne alles, also auch Polen in Deutsche verwandeln, und der Gedanke, daß die Wehrheit einmal in der Zurückhaltung der Behörden bestehen könne, schmeckt ihm nach Umsturz und Revolution. . . .

Es handelt sich nicht bloß um den Schaden, den die falsche Politik in unseren Grenzmarken anrichtet; dieserhalb würde ich nicht immer wieder auf die Frage zurückkommen. So bedauerlich es ist, daß hier statt der Deutschen die Undeutschen gefördert werden, daß das böse Beispiel außerhalb des deutschen Reichs allenthalben, wo die deutschen Minoritäten bedrängt werden, gegen sie ausgenützt und daß das moralische Ansehen unseres Staates unter dem Vorhalten beeinträchtigt wird, das Alles erscheint geringfügig und nebensächlich, wenn man die treibenden Kräfte und ihren Charakter ins Auge faßt. Nationales Empfinden in den Massen und die Regierung durch ein intelligentes Beamtentum sind die Grundsäulen unseres politischen Daseins. Das hohe Ideal unserer Väter war, daß der deutsche Nationalstaat einmal entstehen solle, ohne daß der Deutsche in die Gehässigkeit und Exklusivität verfalle, die wir bei anderen Nationen als Chauvinismus, Jingoism, Moskowiterei brandmarken. Eine feste Staatsautorität sollte sich vereinigen mit freier Entfaltung der Individualität, die für kein Volk unentbehrlicher ist, weil keines damit so reich begnadet ist, als das unsere. Dieses Ideal droht uns verloren zu gehen. Die edleren Geister beginnen mit Schreck n auf die Formen zu sehen, in denen sich heute das nationale Gefühl bewegt und auf die Sorte von Menschen, die sich edrängen, in nationalen Fragen die Führung zu übernehmen. Die Staatsautorität erscheint als Bietregiererei und Polizeiwillkür. Das naturgemäße Vorwalten der Besitzenden artet aus in die Klassenherrschaft, und alle diese bösen Mächte schließen sich zusammen, um den freien Geist des deutschen Volkes in die Schranken zu bannen, die sie ihm vorschreiben. Noch ist das alles in den Anfängen, aber die Anfänge sind da; es gilt zu sorgen, daß rechtzeitig Einhalt gethan werde, und deshalb muß gewarnt und dem deutschen Volk ebenso wie nach außen „mehr Ehr' nach innen „mehr Licht" zugerufen werden.

Wozu man einem Volke, das in seinem inneren politischen Leben so rückständig und unsertig ist, nach Außen ein „mehr dich!" zurufen sollte, wissen wir nicht. Gerade bei dieser rücksichtslosen Mehrungsarbeit kommt jene Sorte von nationalen Gewaltmenschen obenauf, auf welche „die edleren Geister mit Schrecken zu sehen beginnen." Wir hätten jede Intelligenz und jedes Paar Arme bitter nötig im engern Vaterlande, wenn nur erst statt der bureaukratischen Bietregiererei das Volk selbst sein Geschick in seine eigenen Hände nehmen wollte.

Sprechsaal.

In seinem Artikel über Machiavelli und den Imperialismus sagt Dr. Forster in einer der letzten Nummern der „Ethischen Kultur": „Jede Gewaltanwendung, mag sie auch noch so edlen Absichten entspringen, entsittlicht in der Psyche des Einzelnen, wie eines ganzen Volkes, eine ganze Reihe unberechenbarer Hemmnisse und Leidenschaften, lähmt und entwertet seine höchsten Energien und macht unfähig für sittlich aufbauenden Werk."

Ich kann diese Schlußfolgerung nur auf der Basis Tolstoischer Prinzipien verstehen. Ohne Zweifel ist jede Ausübung von Gewalt zu bedauern, wie sie auch stets unheilvolle Wirkungen im Gefolge hat. Herrschaft als solche ist ein Uebel. Eine freie menschliche Vereinigung, die sich nicht gesetzlichen, sondern nur moralischen Einschränkungen unterwirft (übrigens das Ideal des Anarchismus) ist ein höherer Gesellschaftstypus als einer, in dem Gesetze und Polizei eine Rolle spielen.

Es bleibt nur die Frage, ob unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen das Aufhören der Autorität nicht das größere Uebel bedeute. Nur unter diesem Gesichtspunkt hat die Herrschaft nach meinem Dafürhalten ihre Berechtigung zu existieren. Ebenso der Krieg. Auch er läßt sich nicht anders rechtfertigen, auch er ist ein Uebel. Aber zuweilen würden sich ohne Kriege schlimmere Dinge ereignen, als mit ihnen. Gewiß hat unser eigener Unabhängigkeitskrieg mit England, unser Bürgerkrieg, viel Edle Folgen gehabt, aber nicht so schlimme, wie die dauernde Unterwerfung unter England, oder gar die Spaltung der Union gewesen wären. Dasselbe läßt sich von unserem letzten Kriege mit Spanien sagen. Ohne Zweifel hat er unser Volk nach mancher Richtung geschädigt. Jeder Gewaltakt erniedrigt in irgend einer Weise die Persönlichkeit, die ihn begeht. Verwandt mit Ueberzeugung sind die einzigen ursprünglich berechtigten Kundgebungen der Menschennatur. Aber zuzulassen, daß Kuba weiter in der Lage verblieb, die es vor dem Kriege hatte, wäre schlimmer als der Krieg gewesen. So zu empfinden, war von unserer Seite nur ehrenhaft; hätten wir die Sachlage früher erkannt, so wäre unser Mitgefühl früher erwacht. Auch wir wurden die Augen dafür sehr spät geöffnet. Erst Senator Proctors Rede brachte es dazu. Unzähligen Anderen ging es wie mir. Der Krieg war traurig, aber der spanischen Mißwirtschaft sein Ende zu machen, wäre weit trauriger. Was uns zum Kriege trieb, war nicht Uebelies, vom Uebel sind nur die bösen Folgen, die jeder Krieg nach sich zieht.

Ohne Zweifel regt sich bei uns die Lust nach Eroberungen. Aber diesen Trieb hat nicht der Krieg geschaffen oder hervorgerufen, er gab nur die Gelegenheit, ein Gefühl zu entwickeln, das in der menschlich n Natur tief begründet ist, gleichviel ob es sich um Amerikaner, Engländer oder Deutsche handelt. Wären wir durch Ländergier zu dem Kriege angestachelt worden, läge der Fall anders. Wir sehen unsere Aufgabe nur darin, einfach die Thatsache, die sich dort so breit macht, zu bekämpfen, wie wir es bei jeder andern Gelegenheit auch thun würden. Und obwohl unser Volk, augenblicklich von seinen Erfolgen erfüllt, an Gebietserweiterungen denkt, ist noch nichts darin entschieden. Eine große einflußreiche Partei erklärt sich gegen jeden neuen Ländererwerb. Noch ist nicht sicher, daß wir die Philippinen behalten, wir haben nur die Ansprüche darauf den Spaniern abgekauft. Aber ob wir der Bevölkerung übertrafen, sich selbst zu regieren, wie wir es auch in Kuba vorgeschlagen haben, ist eine noch zu erledigende Frage. Unser Präsident hat zu dem Zweck eine Kommission ernannt, die an Ort und Stelle die ganze Frage eingehend zu prüfen bestimmt ist.

Möchten unsere Brüder jenseits des Oceans uns nicht von vorn herein für niedrig und selbstsüchtig halten, solche Beurteilung könnte dazu beitragen, uns sittlich herab zu würdigen.

Spoten Sie nicht unser, wie es sogar in der Ethischen Kultur geschehen (die gelegentlich eine Neigung zu uns zu bekunden scheint), sondern bezeugen Sie uns, daß wir mitten im Kampfe dafür stehen, ob das Gemeine oder das Edle unter uns den Sieg behaupte; wünschen, ja erwarten Sie, daß wir uns der edlen Seite zuwenden!

Chicago, 17. Januar 1898. William M. Salter.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstr. 28.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Februarprogramm.

Mittwoch, den 15. Februar, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10 11. Monatssitzung und Diskussionsabend. Referent Dr. M. Penzig: „Ueber religiöse Erziehungseinflüsse."

Dienstag, den 21. Februar, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10 11. Gruppe für ethische Bildung. Vortrag Dr. Seligsohn: „Die freie Arztwahl bei den Krankenkassen." Eine ethische Bewegung. Diskussion.

Sonntag, den 26. Februar, Abends 7 Uhr, im Schultheiß Restaurant, Neue Jakobstr. 24/25. Geselliger Abend. Rezitation von Herrn G. Cabanis.

Gäste stets willkommen. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Die **Buchhandlung** von

Hugo Warschauski,

Berlin C., Roßstraße 5

empfiehlt sich zur

Lieferung der gesamten Litteratur des In- und Auslandes.

Zeitschriften, Journale und Lieferungswerke werden pünktlich expediert.

Versand nach allen Orten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2881.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 18. Februar 1899. | Nr. 7.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ein Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre. Von Prof. Jodl. — Zum sozialen Frieden. Von E. Zimmermann. — Streiflichter: Unsere Schwurgerichte. — Zur Lesehallen-Bewegung: Englische Volksbibliotheken. Von Dr. Pfungst. — Darmstadt. — Königsberg i. Pr. — Mainz. — Freiburg i. B. — Düsseldorf. — Notizen.

Ein Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre.

Von Professor Fr. Jodl (Wien).

(Schluß.)

Soll nun an die Prüfung des Einzelnen herangetreten werden, so dürfte naturgemäß in erster Linie die Art Interesse erregen, wie der Verf. die wissenschaftlichen Grundlagen der Ethik für sein Buch nutzbar zu machen verstanden hat. In bezug auf einen entscheidenden Punkt, das Verhältnis der Ethik zur Metaphysik und Religion, befindet sich Döring völlig in Einklang mit den prinzipiellen Forderungen des Preisausschreibens, wie mit den Gedanken, welche innerhalb der ethischen Bewegung von jeher maßgebend gewesen sind. Dörings Grundlegung der Ethik ist in keiner Weise von metaphysischen Theorien durchsetzt. Der Inhalt der sittlichen Forderung wird lediglich aus dem Begriff des Menschen als Vernunftwesen und der Thatsache des Gemeinschaftslebens entwickelt. Dasselbe gilt von der Religion. Nirgends wird von religiösen Vorstellungen und Gedanken, nicht einmal von den Begriffen Gott und Unsterblichkeit, ein konstruktiver Gebrauch gemacht. Im Gegenteil: der zweite und dritte Abschnitt der Einleitung („Das religiöse und das politische Vorurteil" — nämlich gegen die rein humane Ethik —) enthalten eine zutreffende und den Bedürfnissen des Lehrbuches wohl angemessene Kritik der religiösen Sittenlehre und ihrer angeblichen Unentbehrlichkeit, welche dann im Folgenden (S. 219 ff.) durch die Behandlung der Begriffe Erbsünde und Gewissen wesentlich vervollständigt wird. Ja es wäre umgekehrt für die Zwecke des Handbuches vielleicht dienlich gewesen, wenn wenigstens S. 235 etwas ausführlicher von den propädeutischen Diensten gehandelt worden wäre, welche die Religion der ethischen Erziehung des menschlichen Geschlechts geleistet hat, was nicht ausgeschlossen haben würde, damit die zahlreichen ethisch-bedenklichen Einwirkungen zu kontrastieren, welche der religiöse Glaube ausgeübt hat. Und ebenso wäre es S. 237 ff. vielleicht zweckmäßig gewesen, im Gegensatze zu der dort verlangten „Sittlichkeit aus Vernunftüberzeugung" den Typus einer „Sittlichkeit aus Gehorsam", also den Gegensatz zwischen autonomer und heteronomer Ethik zu kennzeichnen, und darauf hinzuweisen, daß die religiöse Ethik gerade in ihren höchsten Formen, in welchen sie die Gottheit als das ideale Vorbild für den menschlichen Willen hinstellt, sich der autonomen Vernunftethik bis auf eine schmale Grenzlinie annähert. Es will mir scheinen, daß unter den heutigen Verhältnissen von denjenigen, welche unter Benutzung eines derartigen Handbuches ethischen Unterricht erteilen, volle Klarheit in Bezug auf Wert und Unwert der Religion und möglichst unparteiliche Würdigung ihrer Eigenschaften erwartet werden muß.

Was nun die prinzipielle Grundlegung des ethischen Unterrichts angeht, so möchte ich bedauern, daß der Verf., allerdings gestützt auf Lehren, welche von ihm in seiner „Philosophischen Güterlehre" ausführlich entwickelt worden sind, sich von gewissen grundlegenden Anschauungen der neueren Ethik mehrfach getrennt oder sie doch wenigstens für seine Arbeit nicht genügend nutzbar gemacht hat. Ich vermisse in diesem prinzipiellen Teile vor allem eine Benutzung der gerade für die ethische Pädagogik und die Klärung der Begriffe so wichtigen Unterscheidung des objektiven oder sozialen und des subjektiven oder persönlichen Moments im Sittlichen, oder des Kriteriums und des Motivs — eine Unterscheidung, in welcher Ethiker wie Höffding, Gizycki, Paulsen zusammentreffen, und auf welche auch des Ref. Geschichte der Ethik das größte Gewicht gelegt hat.

Es schiene mir ferner wünschenswert, daß an Stelle der etwas ärmlichen und wohl nur für die allererste begriffliche Unterweisung ausreichenden Bestimmungen der allgemeinsten ethischen Norm, wie sie S. 33 u. S. 202 gegeben werden, darauf hingewiesen worden wäre, wie der Sozialwert jeder Handlung bestimmt wird durch das, was sie für eine möglichst unparteiische und umsichtige Erwägung in der Gesamtheit der menschlichen Zwecke bedeutet. Und im Zusammenhang damit müßte auch die Abstufung der Zwecke, ihr Verhältnis zu Stellung und Beruf der Individuen, sowie der in allem konkreten ethischen Handeln immerfort zu lösende Konflikt von Zwecken, welche verschiedenen Wertstufen angehören, endlich die Bedeutung des Heroischen und Tragischen im sittlichen Leben eingehender erörtert werden. Was S. 34 über das Verhältnis von Individual- und Sozialzwecken gesagt wird, ist unzureichend und kaum sogar Anlaß zu dem Mißverständnisse geben, es seien Individualzwecke als solche für die Ethik bedeutsam, während doch der Wert jeder sittlich bedeutsamen Handlung und Gesinnung darin besteht, daß sie eben nicht nur nach zufälliger Lagerung der Verhältnisse einem bestimmten Individuum, sondern einer unbestimmbar großen Zahl und auf unbestimmbar lange Zeit zu Gute kommen.

Digitized by Google

Auch bei der Begründung der sittlichen Forderung erscheint mir das soziale Element wenig berücksichtigt. Es ist zwar gewiß ein beachtenswerter Gedanke, und von großer pädagogischer Bedeutung, wenn in dem Abschnitt, der von der „Verwirklichung" des Sittlichen handelt (S. 237 ff.) der Ansatz des sittlichen Lebens im höheren Sinne auf einen einheitlichen und vernunftmäßig begründeten Entschluß zurückgeführt wird — gewissermaßen in Analogie zu dem Begriff der Bekehrung oder Rechtfertigung in der religiösen Ethik. Allein ungenügend will es mir erscheinen, wenn nun im Folgenden (S. 260 ff.) als wahrer und ausschlaggebender Beweggrund des Entschlusses zum Sittlichen das recht verstandene Bedürfnis der Selbstschätzung bezeichnet wird. Dies kontrastiert doch zu stark mit der ethischen Grundregel: „Mache dein ganzes Verhalten der Wohlfahrt der Anderen dienstbar." Der Inhalt der sittlichen Forderung ist bei Döring ganz altruistisch, die Motivierung völlig egoistisch.

Sicherlich bildet dasjenige, was Döring das recht verstandene Selbstschätzungsbedürfnis nennt, andere Ethiker, wie Cöit und Gizycki, die Sanktion der inneren Ehre oder der Gewissensruhe, ein beachtenswertes Moment im sittlichen Motivationsprozesse. Man braucht ja nur auszunehmen, Gutes zu wirken, die Pflicht erfüllen, soziale Zwecke fördern, würde uns innerlich unglücklich und elend machen, Reue bereiten, um das vollkommen klar zu sehen. Und sicherlich beruht die letzte Triebkraft jedes sittlichen Entschlusses darauf, daß der Handelnde ein anderes Thun als mit sich, mit seinem Wesen unvereinbar ansieht, daß er sich selber untreu werden, von sich selber abfallen müßte, wenn er anders handeln wollte. Dem Menschen also, der bereits ethisch ist, wird der Imperativ: „Sei dir selber treu" oder „Handle stets aus recht verstandenem Selbstschätzungsbedürfnis heraus" genügen; genauer gesagt: er wird die selbstverständliche Regel seines Verhaltens ausdrücken. Aber wie soll man von da aus den Menschen, der erst ethisch werden soll, zu jenem Entschlusse bewegen, ein ethisches Leben zu beginnen? Wäre es nicht besser, von dem auszugehen, was schon Aristoteles als die natürliche eudämonologische Grundlage des Sittlichen erkannt hat, der Ausbildung der eigenen Kräfte und Fähigkeiten, der Vervollkommnung der Person, aber in einem solchen Sinne, daß die Persönlichkeit in zugleich immer höherem Grade für den Sozialzweck brauchbar wird? So wenig die Ethik den Altruismus entbehren kann — eine rein altruistische Ethik hat, namentlich jugendlichen Gemütern gegenüber, etwas Mißliches, zum Widerspruch Reizendes und Unwahres —, so muß doch andererseits gefragt werden: Weshalb sollte man zur Begründung eines den Kultur- und Sozialzwecken angemessenen Lebens, welches von Döring S. 243 geradezu ein Opferleben genannt wird, auf den ganzen Komplex altruistischer und sympathetischer Gefühle verzichten, welche — gleichviel, ob ursprünglich oder erworben — heute zur Mitgift der Natur gehören; verzichten auf Anschauung und Begriff der menschlichen Solidarität, des organischen Zusammenhangs zwischen den Geschlechtern, des objektiven Geistes; verzichten auf die tiefste und wirksamste Einprägung der Wahrheit, daß die Geschichte, im Großen wie im Kleinen, das Gericht ist?

An den Abschnitt „Ueber das Wesen des Sittlichen" schließt sich ein solgender „Die Arten des Sittlichen" welcher dasjenige enthält, was in den meisten Darstellungen als Lehre von den Tugenden und Pflichten vorgetragen wird. Beide Gesichtspunkte erscheinen hier verbunden. An die Stelle des Begriffes der Pflicht gegen sich selbst, welchen Döring ablehnt, setzt er den Begriff der indirekten Tugend oder der Tugend der Leistungsfähigkeit. Die Pflichten gegen Andere erscheinen, konform mit Dörings Grundbestimmung, als das „direkt Sittliche", und dieses wieder in zwei Formen, als Pflichten der Gerechtigkeit und Pflichten der Güte. In diesem Schema hat die auf S. 169 ff. behandelte „Weisheit" keinen Platz, obwohl S. 202 Pflichten der Gerechtigkeit, des Berufes, der Güte, der Leistungsfähigkeit und der Weisheit unterschieden werden. Die Weisheit bedeutet nicht einen besonderen Pflichtkreis oder ein spezielles Pflichtgebiet neben den übrigen, sondern sie bedeutet die einheitliche Regelung der möglichen Verhaltungsweisen nach teleologischen Erwägungen. Es zeigt sich hier, daß die Begriffe Tugend und Pflicht doch nicht äquivalent sind und daß es zweckmäßiger gewesen wäre, in dem Begriff des ethischen Menschen (S. 198) ein Bild derjenigen Eigenschaften zu entwerfen, welche für uns die vollkommene sittliche Tüchtigkeit ausmachen, und die unter der Ueberschrift „Weisheit" zusammengefaßten Erörterungen unter den Begriff der Pflichtenkollision zu bringen. Es ist vollkommen zutreffend, wenn in diesem Abschnitt (S. 169 ff.) das sachliche Wertverhältnis der Pflichten und die Unterschiede der persönlichen Begabung und Leistungsfähigkeit unterschieden werden; aber was zur Erläuterung angeführt wird, reicht, wie ich glaube, nicht aus, um dem Benutzer des Buches zum Bewußtsein zu bringen, daß die sachlich und persönlich korrekte Lösung des Widerstreits verschiedener Pflichtanforderungen dem ethischen Menschen die allerschwierigsten Aufgaben stellt, daß hier die größten und erhabensten Schaufpiele des gesamten geschichtlichen Lebens ihre Quelle haben, und daß für die vollendete und ethisch vorbildliche Lösung solcher Kollisionen reif zu werden eigentlich das höchste Ziel für die persönliche Lebensführung ist.

Die Anordnung dieses Teils stellt die direkten Pflichten, d. h. Pflichten der Gerechtigkeit und der Berufstreue, sowie die Pflichten der Güte den indirekten voran, und stellt zwischen die Erörterung der Weisheit und des Begriffes des ethischen Menschen zwei Abschnitte, welche die Ethik des geschlechtlichen Verkehrs und den Genuß geistiger Getränke behandeln. Die Einbuße an strengerer Systematik wird hier reichlich aufgewogen durch das Gewicht, welches diese beiden, gerade für die Unterweisung der Jugend so wichtigen Punkte, durch eine derartige Sonderstellung bekommen. Der Standpunkt, welchen Döring einnimmt, scheint mir hier, wie an anderen Stellen dieses Abschnitts (z. B. auch bei der Erörterung des Begriffs der Lüge (S. 63—67) der Vergeltung (S. 96—97) der Notwehr (S. 99—101) der duldenden Güte (S. 140 ff.) die richtige Mitte zu halten zwischen einer übertriebenen, asketischen Strenge der sittlichen Anforderung und einer allzu laxen Auffassung. Und wenn manchem vielleicht sogar seine Anforderungen an Enthaltsamkeit in Bezug auf Geschlechtsgenuß und Alkohol etwas übertrieben erscheinen, so möge nicht vergessen werden, daß der Ethiker im heutigen Deutschland nicht gerade gegen das Vorwalten einer mönchischen Askese zu kämpfen hat, und daß es zweifellos der Jugend gegenüber vor allem wichtig ist, den Wert und die Würde der Enthaltsamkeit mit dem größten Nachdruck einzuprägen.

Im Ganzen wird man diese Darstellung der Arten des Sittlichen, welche naturgemäß den Hauptstoff für die ethische Belehrung enthalten muß, als wohlgelungen bezeichnen dürfen. Reichhaltig, ohne breit zu sein, befindet er sich wohl mit den meisten seiner Bestimmungen im Einklang mit den heute geltenden Humanitäts-Begriffen. Und wenn man auch im Einzelnen wohl noch da und dort eine wärmere Darstellung, und namentlich bei der Schilderung der Pflichten der Güte (S. 140 ff.) ein liebevolleres Eingehen auf konkrete Lebensverhältnisse wünschen möchte, so bietet D. doch alle wesentlichen Gesichtspunkte, um zu einer ernsten und ethisch gehobenen Lebensführung anzuleiten.

Gegen den 2. Teil des I. Hauptteils: „Das Zustandekommen des Sittlichen" (S. 203 ff.) habe ich bereits in allgemeinerem Zusammenhange einzelne Bedenken geäußert. Um so entschiedener aber möchte ich nun auch das große Verdienst hervorheben, welches sich Döring gerade durch diese beiden Abschnitte (S. 204 –283) erworben hat. Obwohl diese Abschnitte in dem abschließenden ethischen Unter

Digitized by Google

nicht nicht direkt verwendbar sind, so scheinen sie mir im Zusammenhang des Ganzen sehr wohl geeignet, um ein ersprießliches Bildungswerk an denen zu leisten, welche berufen sind, einen solchen Unterricht zu erteilen. Der eine mehr in negativem Sinne, indem er gewisse Surrogate der ethischen Kultur kritisch erörtert und die in der Naturanlage des Menschen gegebenen Hilfskräfte des Sittlichen aufweist; der andere in positivem Sinne, indem er mit Nachdruck dazu anleitet, das ethische Leben auf Vernunftüberzeugungen zu stützen, wobei allerdings auch einige Pseudoformen der Vernunftmoral abgewiesen werden.

Der II. Hauptteil endlich schildert die dem ethischen Unterricht vorangehende Erziehung, wobei er in sehr glücklicher Weise die theoretische Erörterung der einzuschlagenden Methode mit der Beischaffung eines reichhaltigen Materials an Beispielen und Erzählungen zu verknüpfen weiß. Sinn und Erfahrung des gewiegten Pädagogen sind hier nirgends zu verkennen; dem Nachdruck, mit welchem hier ein möglichst zeitiger Beginn der Willensbildung, die Umfassung der ganzen Pflichtenlehre in Erlebnisse des Kindes und das Eintreten der vollen Persönlichkeit des Lehrenden gefordert wird, muß volle Zustimmung gegeben werden.

Höchst zweckmäßig wäre es, gerade bei der Bestimmung des Buches für Lehrer und Erzieher, gewesen, wenn es sich hier wie an andern Stellen nicht so unbedingt auf sich selbst beschränkt, sondern aus der ethischen Litteratur geeignete Hilfsmittel zur Erweiterung und Vertiefung des Gebotenen namhaft gemacht hätte. Wie man hier einen Hinweis auf de Amicis „Herz", auf R. Penzig's „Ernste Antworten auf Kinderfragen" auf Adlers „Moralunterricht" u. a. ungern vermissen wird, so hätten auch anderen Partien des Buches gelegentliche Anführungen aus Höffding, Gizycki, Paulsen, Ziegler, (neuerdings hat sich diesen Autoren auch Lipps mit seinen sehr beachtenswerten „Grundfragen der Ethik" beigesellt) nicht zum Schaden gereicht.

So dürfte sich denn das Döring'sche Buch als Ganzes betrachtet, trotz der Einwendungen, welche gegen einzelne Partien erhoben werden mußten, doch als eine sehr wertvolle Bereicherung der ethisch-pädagogischen Litteratur darstellen. Es ist in der Gesamtanordnung vollständiger als irgend eine der bisher versuchten Darstellungen und wenn es von manchen, was die Vorzüge der einen oder andern bildet, übertroffen wird, so stellt es sich jedenfalls als eine Arbeit von ausgeprägter Eigenart würdig neben sie. Es ist vielleicht nicht das Handbuch der humanen Ethik, auf welches manche eine Art Messiashoffnung gesetzt haben, aber jedenfalls ein Buch, welches der ernstesten Beachtung aller derer empfohlen werden darf, die sich für das pädagogische Problem eines reinen Moralunterrichts interessieren und sich selbst mit der geistigen Ausrüstung versehen wollen, um einen solchen Unterricht zu erteilen.

Ueber die Zweckmäßigkeit des Einzelnen ist es schwer sich am Studientische ein ganz zutreffendes Urteil zu bilden: darüber kann nur die pädagogische Erfahrung entscheiden. Eine wirklich vollkommene Gestalt kann ein solches Buch wohl nur in Wechselwirkung mit der Praxis empfangen. Und auch das beste Buch kann ja immer nur eine Stütze und ein Behelf sein, niemals aber die lebendige Persönlichkeit des Lehrers ersetzen. Eben darum könnte auch Döring's Buch von denen, welche sich für die Sache interessieren, kein besserer Dienst erwiesen werden, als wenn sie, dasselbe zunächst acceptierend wie es ist, sich zu Mitarbeitern an seiner künftigen Gestaltung machen und dem Verf. die beim Gebrauch gemachten Beobachtungen zur Verfügung stellen würden, gleichwie ich selbst die kritischen Bemerkungen dieser Anzeige als ein Mitarbeiten an der theoretischen Grundlegung dieses Handbuches aufgefaßt haben möchte.

Zum sozialen Frieden.

Von Emil Zimmermann (Berlin).

Ein Reich des Friedens diese Erde, gewiß ist das ein schöner Traum, der nie in Erfüllung gehen wird; aber doch sehnen wir uns alle hinaus aus den Zuständen, in denen wir zu leben gezwungen sind, aus all diesem Hasten, diesem nervenzerrüttenden Jagen, dem lärmenden Kampfgetöse, mit dem widerstreitende Gruppen von Interessenten unsere Zeit erfüllen; wir hoffen, daß endlich einmal eine Beruhigung eintreten werde, die auch dem weniger Bemittelten gestatten wird, mit jenem seelischen Gleichgewicht an seine Thätigkeit zu gehen, das vor unsern Tagen noch den Grundzug germanischen Wesens bildete. Ernste Ruhe und Gründlichkeit, das waren die Haupttugenden des Germanen, und doppelt unglücklich muß er sich fühlen in einer Ordnung der Dinge, wo die Oberflächlichkeit und Fixigkeit allein den Erfolg verbürgen, wenigstens den Erfolg, der sich in klingender Münze ausdrückt, und daher der große Anklang, welchen die sozialdemokratische Lehre in Deutschland gefunden hat und nicht bei den Schlechtesten findet.

Welches nun sind die Anzeichen dafür, was verbürgt uns, daß auf die jetzt auf allen Gebieten herrschende Unsicherheit eine Sicherheit folgen soll, nach dem nervösen Hasten des Probierens die Ruhe der zielbewußten Arbeit?

Dieser Anzeichen sind mancherlei.

Das wichtigste ist wohl das, daß die Einsicht, das System der freien Konkurrenz dürfe ebensowenig als eine für die Ewigkeit bestimmte Wirtschaftsverfassung angesehen werden wie die Gesellschaftsordnungen, welche ihm vorausgegangen sind, immer mehr an Boden gewinnt auch in Kreisen, in denen man sich dieser Einsicht bislang sorgfältig verschloß. Das System der freien Konkurrenz war vielleicht die geeignetste Form für das wirtschaftliche Zusammenwirken der Menschen, solange es sich um Einführung technischer Fortschritte handelte, solange auf technischem Gebiete eine Umwälzung der andern folgte; nun aber langen auch die Unternehmer an zu erkennen, daß die freie Konkurrenz nicht nur dem Mittellosen, sondern auch dem Kapital auf die Dauer gefährlich wird, und sie suchen dieselbe aufzuheben, an Stelle der anarchischen Produktionsweise der modernen Volkswirtschaft eine planmäßige, dem Bedarf angepaßte Erzeugung zu setzen, und sobald das gelungen ist, wird auch die Ueberproduktion verschwunden sein mit all ihren verderblichen Folgen.

Schon aus den sechziger Jahren her datieren die Versuche der Kartellierung von Unternehmungen, welche Kartellierung zunächst nur den Vorteil des Einzelindividuums bezweckte; im letzten Grunde laufen solche Gründungen aber darauf hinaus, daß eine Summe von Unternehmungen sich gegenseitig die Existenz garantiert, und deshalb müssen diese Unternehmungen einen ganzen Produktionszweig in ihre Hand zu bekommen suchen; sie müssen danach streben, den Markt in ihrem Produktionsartikel zu beherrschen.

So lange freilich die technischen Umwälzungen in dem Tempo wie bisher fortgehn, sind solche Organisationen nicht möglich, da sie schon einen gewissen relativen Beharrungszustand der Technik voraussetzen. Der muß aber um so schneller eintreten, je schneller die Erfindungen auf einander folgen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Zeit nicht fern ist, wo große technische Revolutionen nicht mehr zu erwarten sind. In vielen Branchen der Großindustrie ist dieser Zeitpunkt schon da, deshalb macht sich auch in den letzten Jahren das Bestreben nach Kartellierung in immer verstärktem Maße bemerkbar

Ueber die Kartelle der gewerblichen Unternehmer herrschen zumeist noch ganz irrige Vorstellungen, weil das große Publikum nur von ihren Auswüchsen geört hat, und deshalb denkt es bei der Vorstellung des Kartells zugleich an Ausbeutung der Völker von skrupellosen Unternehmern, an

Digitized by Google

Gaunereien und Spitzbübereien. Das ist stark übertrieben! Die Kartelle verdanken ihre Entstehung nicht in erster Linie der Sucht nach hohen Profiten, sondern der Selbsterhaltungstrieb war es, der die Unternehmer zusammenband. Denn nicht gar leicht fügt sich der Unternehmer in ein Kartell ein. Ein Kartell, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, muß von dem einzelnen Mitgliede unbedingte Unterwerfung unter den Willen der Gesamtheit fordern, es nimmt denselben die Funktionen der Organisation und der Leitung der Produktion und des Absatzes und drückt sie zu Beamten oder Beauftragten der Vereinigung herab; von seiner Selbständigkeit bleibt dem Einzelunternehmer im Kartell garnichts.

Die einzige Aussicht nun auf einen einige Prozent höheren Profit wird keinen Unternehmer dazu bringen, sich so aller Rechte zu entäußern, das vermag nur Eins, das ist die Sorge um die Existenz!

Kartelle freilich, welche fast einen ganzen Produktionszweig umfassen, besitzen eine ungeheure Macht, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn sie versucht werden, dieselbe zu mißbrauchen; aber wie Dr. L. Pohle in seinem äußerst lesenswerten Werke „Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer, eine Studie*) ausführt, handelt es sich da immer nur um Kinderkrankheiten der Kartelle, und das wirkliche Leben sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Abgesehen von dieser Tendenz bilden die Kartelle nun zum mindesten ein Suchen nach neuen, vollkommeneren Wirtschaftsformen, in ihnen drückt sich aufs stärkste das Verlangen nach einer gesunden und geregelten Produktion aus, mit eine der Hauptbedingungen für die Gesundung unserer öffentlichen Zustände.

Damit ist auch der Weg gegeben, welchen wir zu gehen haben, der Weg, der zum sozialen Frieden führt: der Staat muß die Kartellbewegung feinerseits kräftigt zu fördern suchen und muß zugleich in einer Berufsschichtung des Kartellwesens die Garantien dafür bieten, daß solche Institutionen nicht zu Handhaben für die Ausbeutung des Ganzen werden, sondern vielmehr zu segenstreichen Einrichtungen, zu starken Beruhigungszentren, von denen aus eine Umwandlung unseres auf die wildeste Anarchie aufgebauten Wirtschaftslebens sich vollzieht.

Man kann nur unterschreiben, was Dr. Pohle in seinem bereits angezogenen Werke sagt:

„Gerade auf großindustriellem Gebiete werden wir vielleicht Einrichtungen wieder erstehen sehen, die denen der Zunftverfassung des Mittelalters in vielen Stücken nachgebildet sind. Auf den einst den alten Zunfthandwerken angehörigen Arbeitsgebieten giebt es allerdings jetzt fast nirgends mehr feststehende Grenzen; hier ist gegenwärtig alles im Flusse begriffen und entdeckt geregelter Grenzverhältnisse. Anders schon vielfach bei der Großindustrie; hier beginnt sich bei vielen Gewerben eine gewisse Konsolidierung der Arbeitsgebiete, unter scharfer Abgrenzung von verwandten Produktionszweigen, herauszukristallisieren; es bedarf vielfach nur noch der Fassung des schon thatsächlich erreichten Zustandes in rechtliche Normen."

Der Staat hat diese Fassung zu geben, er muß also ein aufmerksames Auge auf die Kartellbewegung haben, und was weiter zu beachten ist: er darf nicht nur einseitig die Kartelle der Unternehmer zu fördern suchen, sondern er muß sich auch die der Arbeiter angelegen sein lassen. Jede gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter ist auch ein Kartell, welches den Zweck verfolgt, für seine Mitglieder bessere Arbeitsbedingungen, für die Ware Arbeitskraft einen höheren Preis zu erringen. Diese Kartelle sind ebenso berechtigt wie die der Unternehmer, und es wäre ein nur wünschenswerter Zustand, wenn die kartellierten Unternehmer sich immer kartellierten Arbeitern gegenüber fänden.

Wieviel das zur Beruhigung beiträgt, kann man an den Vorgängen im Buchdruckergewerbe ersehen. Die bestorganisierte Arbeiterschaft Deutschlands sah sich hier einer hochentwickelten Arbeitgeber-Organisation gegenüber; es kam zu schweren Kämpfen, bis beide Teile einsahen, daß sie auf einander angewiesen wären, und bis ein Friedenszustand Platz griff, der nichts zu wünschen übrig läßt. Kann es einen größeren Fortschritt geben als den Uebergang einer Arbeiterschaft von der Taktik des Kampfes in Permanenz zu der der feststehenden Verträge? Denn was ist der Versuch, bei jeder Gelegenheit zu streiken weiter Anderes als der ständige, immerwährende Kampf mit all seinen Wechselfällen, seinen Opfern, seinen Aufregungen? Und Arbeitern und Unternehmern legt er gleichzeitig schwere Lasten auf. Das wohlverstandene Interesse beider weist auf genau denselben Weg, den die Buchdrucker beschritten haben, und die letzten Vorgänge in diesem Gewerbe sind ein weiteres Anzeichen dafür, daß die Zeit der Beruhigung nicht mehr fern ist.

Ich glaube, daß künftig Unternehmer und Arbeiter auf die Preise ihrer Produkte bestimmend einwirken werden, daß beide weiter in ihrem eigenen Interesse eine ordentliche Konsumtionsstatistik verlangen und nach derselben die Produktion einrichten werden, vor allem auch die Produktion von Arbeitskräften für einen bestimmten Berufszweig. Denn genau so wie dem kartellierten Arbeiter muß auch dem kartellierten Unternehmer schließlich daran liegen, daß die Arbeiterreserve in seiner Branche nicht zu groß wird, weil durch sie ein neues Moment der Beunruhigung hineingetragen wird, welches dem Arbeitgeber nicht passen kann. Industrieen auf einer gewissen Stufe der Entwicklung verlangen Ruhe und nicht den Kampf; die Streiks und Zwistigkeiten zwischen Arbeit und Kapital gedeihen nur da, wo geregelte Zustände noch nicht eingetreten sind, wo noch alles im Fluß begriffen ist und neue Erfindungen und Vervollkommnungen in der Technik immer neue Verwirrung stiften. Denn das darf nicht vergessen werden, was wir schon sagten, daß eine gewisse Ruhe in der weiteren technischen Entwicklung Vorbedingung für den geordneten Zustand ist, den wir alle ersehnen. Diese Vorbedingung scheint gegeben; es wird nun Aufgabe aller Beteiligten, vor allem erst der Arbeiter und Unternehmer und dann nicht in letzter Linie der Gesamtheit sein, die nötigen Schritte zu unternehmen.

*) Dr. L. Pohle, Privatdozent an der Universität Leipzig: Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer, eine Studie über die großindustriellen Organisationsformen der Gegenwart. Leipzig 1898. Verlag von Veit u. Komp. Preis 3,20 Mark.

Streiflichter.

Aeußere Schwurgerichte, die früher bei dem entschiedenen Liberalismus als die eigentlichen Organe der Rechtsprechung durch das Volk in hohem Ansehen standen, haben in der letzten Zeit viel davon eingebüßt. Daß Laienrichter trotz der Rechtsbelehrung des Vorsitzenden gelegentlich einmal im juristischen Sinne einen Fehlspruch machen, kam auch früher vor; schlimmer ist es, wenn sie sich in scharfen Gegensatz zu dem ungeschriebenen Rechtsbewußtsein des Volkes setzen. So erging vor Jahren jenes unheilvolle Urteil in Essen, das auf Grund eines Vorurteils gegen die sittlichen Grundsätze einer politischen Partei nach unserer Meinung Unschuldige zu langjähriger Zuchthausstrafe verurteilte; so ist auch jetzt wieder in Dresden ein Verdikt gefällt worden, das durch den Ausschluß der Oeffentlichkeit von der Verhandlung einerseits, durch die maßlose Härte der verhängten Strafen andererseits dem Gerechtigkeitsgefühl der weitesten Volkskreise ins Gesicht schlägt. Auf die Anregung eines Zentrumsblattes, die königliche Begnadigung möge diese unbillige Strenge korrigieren, schrieb die Berliner Volkszeitung:

„Eine Milderung und zwar eine erhebliche Milderung der Strafen wird natürlich den Verurteilten jeder Unbefangene gönnen. Aber an der Thatsache der Verurteilung selbst und ihrer symptomatischen Bedeutung würde dadurch nichts geändert. Die Thatsache, daß die Geschworenen das Vorhandensein mildernder Umstände verneint haben, bleibt bestehen. Sie beweist, wie wenig es die Geschworenen

Digitized by Google

verstanden haben, sich in die Seele der Arbeiter hineinzuversetzen und aus den Anschauungen und Auffassungen der Arbeiter heraus sich die Situation zu erklären. Die oft beklagte völlige Entfremdung der Anschauungen der bestimmten Klassen von der Denk- und Gefühlsweise der Arbeiter, von ihren Bedürfnissen, ihren Bestrebungen 2c., die tiefe Kluft, die sich unter der Mitwirkung der Scharfmacherpresse zwischen den beiden Weiten der Besitzenden und der Besitzlosen mehr und mehr aufgethan hat, sie wird auch durch die Dulung des Dreidrittel-Geschworenengerichts mit unheimlicher Schärfe beleuchtet. Hätte in diesem Geschworenengericht, das aus einem Rittergutsbesitzer, drei Rentiers, drei Apothekern, zwei Oberförstern, zwei Kaufleuten und einem Regierungsrat a. D. bestand, nur ein einziger Arbeiter gesessen, so wäre es ihm vielleicht gelungen, aus der Serie der Beschuldigungen heraus einer milderen Beurteilung ihrer Vergehungen mit Erfolg das Wort zu reden; so wäre es ihm vielleicht vergönnt gewesen, den Geschworenen überzeugend klar zu machen, wie die Arbeiter aufs äußerste gereizt gewesen waren u. s. w. u. s. w. Er hätte es diesen Herren nähere gebracht, was es für arme Arbeiterfamilien, die von der Hand in den Mund leben, bedeutet, auf lange Jahre ihres Ernährers beraubt zu sein; daß die Ehrloserklärung auch für ehrliebende Arbeiter eine furchtbare Strafe sei; daß der Arbeiter für Handlungen, die er im Affekt begeht, in höherem Grade eine nachsichtige Beurteilung verdiene, als Leute von „Bildung und Besitz" die mehr gewöhnt sind, sich zu beherrschen."

Damit ist der Finger auf eine Wunde gelegt, an der in der That die sonst segensreiche Einrichtung einer Mitwirkung der Laien an der Urteilsfindung seit langem krankt. Es ist dies die Auswahl der Geschworenen, die jetzt durch das Landgericht nach Grundsätzen erfolgt, die sich dem öffentlichen Urteil entziehen. Da nun die Ausübung dieser Ehrenpflicht recht erhebliche Opfer an Zeit und Geld in Anspruch nimmt, so ist von vornherein wahrscheinlich, daß auf die Geschworenen-Jahresliste, auch ohne daß man eine unbewußte Beeinflussung der Auswahl durch den Landrichter annehmen müßte, vorherrschend nur Angehörige einer bestimmten Stufe von Besitz und Bildung gelangen. Bei der unheilvollen Verschärfung der Klassengegensätze, wie sie aber leider besteht, verkehrt sich dadurch leicht der erhoffte Segen einer Teilnahme des Volkes an der Rechtsfindung in Unheil. Ob aber der Vorschlag der „Volkszeitung", den als Geschworene oder Schöffen einberufenen Bürgern eine Entschädigung für entgangenen Arbeitsverdienst oder nachweisbar gehabten Aufwand zu gewähren, praktisch durchführbar oder auch erspießlich ist, bezweifeln wir. Das Ansehen eines Ehrenamtes wächst in dem Maße, als es auch persönliche Opfer erheischt und sich von jedem, auch dem blassesten Schein einer Vergütung fern hält. Aber wir meinen, daß wenigstens für mittlere und große Städte stets, auch jetzt, aus den verschiedensten Ständen eine Fülle von Personen vorhanden ist, die dieses Opfer zu bringen gewillt und durch das Vertrauen ihrer Mitbürger zu solchem Ehrenamt hervorragend geeignet sind. Anstatt daß jetzt das unkontrollierbare Ermessen des Landgerichts die Jahresliste zusammenstellt, sollten alle gesetzlich zu Geschworenen qualifizierten Personen zu der Erklärung aufgefordert werden, ob sie in der Lage und willens seien, das Amt anzunehmen. Aus einer so erhaltenen Freiwilligen-Liste hätte dann das Landgericht nach pflichtmäßigem Ermessen und unter möglichster Berücksichtigung alter Stände und Berufsarten die Geschworenen-Jahresliste zusammenzustellen, aus der dann die Spruchliste und Geschworenenbank, wie bisher, ausgelost werden mögen.

Das unbedingte Vertrauen zur Rechtsprechung ist ein allzu kostbares Gut eines jeden Staates, als daß es noch weiterhin so bedenklichen Proben ausgesetzt werden dürfte, wie in den letzten Jahren. —

Zur Lesehallen-Bewegung.

Englische Volksbibliotheken.

Von Dr. Arthur Pfungst (Frankfurt a. M.).

Vor kurzem hat Dr. Ernst Schultze eine Broschüre „Englische Volksbibliotheken" veröffentlicht*), welche in Deutschland besondere Beachtung finden sollte, weil sie sich eingehend mit einem Bildungsmittel beschäftigt, in dessen Verwendung wir rückständig sind. Jeder, der sich für das Volksbibliothekenwesen interessiert, wird aus dieser Publikation reiche Anregung und Belehrung schöpfen können. Der Verfasser hat die englischen Volksbibliotheken auf einer Studienreise im vergangenen Sommer kennen gelernt und selbst derjenige, welcher das fragliche Gebiet bereits kennt, wird anerkennen müssen, daß sehr viel Interessantes in Dr. Schultzes Buch zu finden ist.

Der Verfasser giebt zunächst eine fesselnde Darstellung von der Geschichte der englischen Volksbibliotheken, aus welcher als besonders bemerkenswert zu entnehmen ist, daß ihre Entwicklung ursprünglich auf die Anregung zurückzuführen ist, welche einigen Freunden der Volksbildung in England durch die Verhältnisse fremder Länder gegeben wurde. Schultze berichtet darüber:

„Mr. Edward Edwards hatte gegen Ende der 40er Jahre in verschiedenen Zeitschriften einige Artikel über öffentliche Bibliotheken in London und Paris veröffentlicht, die einem der eifrigsten Vorkämpfer der Volksbildung im englischen Parlament, dem verdienten William Ewart, im Jahre 1849 die Veranlassung gaben, im Unterhause die Einsetzung eines besonderen Komitees zum Zwecke der Untersuchung der Verhältnisse der Volksbibliotheken zu beantragen. Der Bericht dieser Kommission erschien am 23. Juli 1849 und stellte fest, daß, während auf dem Festlande im Ganzen etwa 250 öffentliche Bibliotheken existierten, die „dem Armen, wie dem Reichen, dem Ausländer, wie dem Eingeborenen" leicht zugänglich wären, nur eine in gleicher Weise zugängliche free library in Großbritannien bestände: die von Humphrey Chetham in Manchester gegründete Bibliothek."

Auf Grund dieses Berichtes ging sofort ein Gesetz durch, das den Stadtverwaltungen die Möglichkeit gab, Volksbibliotheken einzurichten. Das ist der Anfang jener großartigen Entwicklung gewesen, deren Früchte wir heute mit Staunen in England reifen sehen. Nach der Schätzung eines der tüchtigsten englischen Bibliothekare, J. J. Dale's von der Bootle Free Library bestehen z. Zt. in England in ungefähr 300 Städten und Ortschaften 600—700 Bibliotheken, die zusammen einen Bücherbestand von 5 Millionen Bänden besitzen, die jährlich etwa 25—30 Million mal ausgeliehen werden. Zur Erhaltung dieser Bibliotheken dient die Bibliothekfteuer, welche über 16 Millionen Mark jährlich einbringt. Die außerordentliche Abnahme der Zahl der Verbrechen in England wird mit in erster Linie auf die Volksbibliotheken zurückgeführt. Sir John Lubbock hat auf die Beziehungen zwischen der Zunahme der Bildung und der Abnahme der Verbrechen aufmerksam gemacht und Dr. Schultze giebt höchst interessante Daten über diesen Punkt (S. 30ff.).

Wichtig ist es, daß jede englische Volksbibliothek ihren Zeitungslesesaal besitzt. Der Verfasser sagt darüber:

„Tritt man in eines der englischen Volksbibliotheksgebäude, so gelangt man zunächst in den Zeitungslesesaal. Die Zeitungen sind hier auf schrägen Pulten befestigt, die an der Wand entlang laufen und auch die Mitte des Saales, soweit es irgend angeht, ausfüllen. Sie sind in einer Höhe angebracht, daß ein erwachsener Mensch sie stehend bequem lesen kann. Man kann sich dabei auf die Pulte aufstützen. Sitze giebt es in diesem Raume nicht. . . . . Besucht man einen dieser news rooms zur Mittags- und namentlich zur Abendzeit, so findet man ihn gedrängt voll von eifrig lesenden Menschen. Häufig kann man beobachten, daß eine Zeitung gleichzeitig von mehreren Leuten gelesen wird: hinter dem eigentlichen Leser stehen dann noch einer oder zwei, die über seine Schulter hinweg die Zeitungen mitzulesen suchen." —

*) Englische Volksbibliotheken von Dr. Ernst Schultze. Berlin, Verlag der Abegg-Stiftung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. NW. Lübecker Straße 6. 1898.

Digitized by Google

Ein solcher Lesesaal enthält selten weniger als 30–40 Zeitungen. —

Der Verfasser unterläßt es, die Anwendung aus der von ihm beobachteten Einrichtung der Volksbibliotheken in England auf deutsche Verhältnisse zu ziehen, plädiert jedoch energisch dafür, daß die deutschen Volksbibliotheken (und Lesehallen) endlich auch von der Gesamtheit der Bürger unterhalten werden und nicht mehr auf milde Beiträge Einzelner angewiesen sein sollen. „. . . . eine Volksbibliothek soll eben keine Anstalt sein, die aus den milden Beiträgen Einzelner unterhalten wird, sie darf überhaupt nicht den geringsten Anklang an eine Wohlthätigkeitsanstalt bieten, sondern sie muß eine gemeinnützige Anstalt sein, von der Gesamtheit unterhalten und für die Gesamtheit bestimmt, die für jede Schenkung dankbar sein wird, aber nicht bei den Buchhandlungen um unentgeltliche Zuwendung von Büchern und bei den Redaktionen um ein Freiexemplar bittet." —

Es liegt naturgemäß nahe, die englischen Erfahrungen auf Deutschland zu übertragen und ein Gesetz zu verlangen, welches den Kommunen das Recht giebt, auf Wunsch der Stadtverordneten-Versammlung eine Abstimmung darüber zu veranlassen, ob eine „Bibliothekssteuer" erhoben werden darf. (In England beträgt diese Steuer nach der Ewart-Bill $1/_2$ Penny auf das Pfund Sterling gezahlter Steuern.) Wenn wir der Ansicht sind, daß ein solches Gesetz einstweilen in Deutschland nicht angebracht sein würde, so haben wir triftige Gründe für unsere Ansicht ins Feld zu führen.

Die politische Freiheit, welche schon so lange Zeit in England herrscht, hat das Volk in einer Weise erzogen, daß man ihm Kulturaufgaben stellen kann, die man auf Nationen mit rückständiger freiheitlicher Entwicklung nicht ohne weiteres übertragen darf. In Deutschland ist der Gedanke noch nicht durchgedrungen, daß jeder Steuerzahler gleiche Rechte besitzt. Viele Erfahrungen sprechen dafür, daß unsere Stadtverwaltungen — je nach ihrer Zusammensetzung — den Freibibliotheken und Lesehallen eine tendenziöse Färbung geben würden. Aber jede Tendenz ist das Grab von Institutionen, welche den Gesamtwillen der Gesamtheit zum Ausdruck bringen sollen. Eine ultramontane Kommunalverwaltung würde in Deutschland jeden antiklerikalen Lesestoff aus der Bibliothek und der Lesehalle verbannen — wie wir es beispielsweise in der kommunalen Lesehalle in Düsseldorf konstatieren konnten; eine gouvernementale würde sozialdemokratische Blätter streng verpönen, eine konservativ-antisemitische würde alle Bücher von Juden (mit Ausnahme des Alten Testaments) ausschließen — kurz wir bekämen in Deutschland eine Reihe von Tendenz-Instituten, die aus den Mitteln der Steuerzahler unterhalten würden, und die vergewaltigten Minderheiten der Bevölkerung würden zähneknirschend solche Institute meiden und ihr ganzes Bestreben darauf richten, tendenzfreie Volksbibliotheken und Lesehallen zu errichten. Als Beweis hierfür möchten wir wiederum die Stadt Düsseldorf heranziehen, wo sich der Bildungsverein genötigt sah, eine allgemeine Freie Bibliothek zu errichten, weil die kommunale Bibliothek ein ausschließlich klerikales Institut ist.

Für Deutschland giebt es einstweilen nur die eine Möglichkeit zur Förderung des Freibibliotheken- und Lesehallen-Wesens, daß hochsinnige Bürger und Vereine die Mittel aufbringen, um unabhängige Institute zu schaffen. Das werden dann echte Volksbibliotheken sein. Die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur", die ja auf diesem Gebiete in Deutschland bahnbrechend gewesen ist, hat durch praktische Thaten gezeigt, daß Erfolge zu erzielen sind, wenn freigesinnte Kreise die Mühe und die Mittel nicht scheuen, um solche Bildungsstätten zu schaffen. Die Freien Bibliotheken und Lesehallen in Freiburg, Frankfurt a. M., Berlin, Jena, Ulm sprechen eine beredte Sprache. Daß sich Kommunen finden, welche sich von jeder Tendenz freizuhalten wissen, das beweisen die Zuschüsse, welche einigen Instituten der D. G. E. K. bereits jetzt gewährt werden. Im allgemeinen werden aber die Kommunen für diese Aufgaben noch nicht reif sein. Daß es mit einem Gesetze allein nicht gemacht ist, beweist Schottland, wo nach der interessanten Schilderung von Dr. Schulze die Ewart-Bill nur mit unsagbaren Schwierigkeiten einige karge Erfolge erzielen konnte. — Mit Gesetzen kann man eben Erfolge da nicht erzwingen, wo nicht die Willensbeschaffenheit der Menschen einen guten Boden für Kulturarbeit abgiebt. — In einer Zeit wie der unseren kann und muß die Kultur vor allem durch die Initiative der Bürger gefördert werden und auch auf dem Gebiete der Volksbibliotheksbewegung wird sie uns aus allen Nöten zu befreien wissen.

Oeffentliche Lese- und Bücherhalle in Darmstadt.

Angeregt durch den großen Erfolg, den die Freie Bibliothek und Lesehalle zu Frankfurt a. M. erzielt hatte, riefen in Darmstadt im Anfang des vergangenen Jahres einige Volksfreunde namentlich aus Lehrerkreisen zusammen um eine Freie Lesehalle zu begründen. Die Bemühungen waren von Erfolg gekrönt und am 6. März 1897 konnte die öffentliche „Lese- und Bücherhalle" eröffnet werden. Der erste Bericht über dieses Institut liegt bereits vor und wir entnehmen ihm die folgenden Daten:

Bei der Eröffnung lagen bereits 29 Zeitungen und 44 Zeitschriften für Unterhaltung und Belehrung auf. Diese Zahl hat sich auf 84 Zeitungen und 61 Zeitschriften erhöht. Zur Ergänzung der Zeitschriften dient eine kleine Handbibliothek von 328 Bänden, welche vorwiegend aus Nachschlagewerken besteht. Da die Darmstädter Lesehalle nur über ganz geringe Mittel verfügt, hat sie eine Einrichtung getroffen, welche sich sehr bewährt hat und die auch für andere Lesehallen an kleinen Städten nachahmenswert erscheint. Es wurden nämlich Freunde der Anstalt dazu bewogen zeitweilig wertvolle Werke leihweise zu überlassen. Diese Bücher standen natürlich unter der besonderen Obhut des Buchwartes und wurden auf das Sorgfältigste geschont. Der Bericht betont, daß der Lesehalle ganz von selbst eine neue wichtige Aufgabe zugefallen sei, indem sie gewissermaßen zu einer Arbeitsbörse für weite Volkskreise geworden. Die große Anzahl der in den ausliegenden Zeitungen und vor allem in den Fachblättern enthaltenen Stellengesuche von Nah und Fern, die Jedermann leicht zugänglich sind, haben sich als überaus wertvoll erwiesen. Auf diese Seite des Nutzens, welche jede öffentliche Lesehalle gewährt, ist gewiß noch viel zu wenig hingewiesen worden. Es wäre wünschenswert, wenn auch andere Lesehallen über ähnliche Erfahrungen berichtet würde. In der Darmstädter Lesehalle werden auch die Zusammenstellungen der Zentralstelle für Arbeitsnachweis angeschlagen.

Die mit der Lesehalle verbundene Bibliothek umfaßte am Schlusse des ersten Verwaltungsjahres 2656 Buchbinderbände. Im ersten Betriebsjahr wurden insgesamt an 102 Ausleihe-Abenden an 1200 Leser und Leserinnen 15 458 Bände verliehen, oder durchschnittlich an jedem Abend 152 Bände. Die zur Verfügung stehenden Mittel waren so sparsamvoll gering, daß zum Ankauf neuer Werke nur die Summe von 18 Mark verwendet werden konnte. — Von den Lesern waren 481/2 % Handwerker und Arbeiter, 20 % Kaufleute (Lehrlinge, Handlungsgehilfen), 15½ % Beamte und Lehrer, 16 % Schüler über 14 Jahr, Studenten u. s. w.

Die Darmstädter öffentliche Lese- und Bücherhalle steht unter der hingebenden Leitung des Bibliothekars Noack und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.

Oeffentliche Lesehalle zu Königsberg i. Pr.

Dem uns vorliegenden zweiten Jahresberichte entnehmen wir Folgendes:

Beim Abschluß des zweiten (des ersten vollen) Geschäftsjahres der Oeffentlichen Lesehalle dürfen wir mit Genugthuung feststellen, daß sich die Anstalt nicht nur auf ihrer bisherigen Höhe gehalten, sondern sich auch sehr erfreulich weiter entwickelt hat. Als größter Fortschritt ist zu verzeichnen, daß die Lesehalle seit dem 1. März 1898 an den Wochentagen, Vormittags von 10—1 Uhr und Nachmittags 4—9 Uhr (statt bisher nur Nachmittags 5–9), offen gehalten wird. Diese Vermehrung der Oeffnungszeit von 3 auf 8 Stunden hat nicht nur den Andrang der Benutzer, dem die Räume früher nicht immer gewachsen waren, etwas verteilt, sondern auch den Besuch wesentlich gesteigert. Obgleich die Erweiterung erst nach Ablauf der Wintermonate eingeführt worden ist, kommt doch ihre Wirkung in der nachstehenden Tabelle deutlich zum Ausdruck.

Digitized by Google

Benutzung der Lesehalle vom 1. Juli 1897/98.

	Besuch überhaupt			Besuch an Sonn- und Feiertagen			Bücher in die Lesehalle verabfolgt
	Zahl der Oeffnungstage	Gesamtzahl der Besucher (somit. Bes. in Klamm.)	Täglicher Durchschnitt	Zahl der öffentl. Sonn- u. Feiertage	Gesamtzahl der Besucher	Sonntäglicher Durchschnitt	
Juli	31	956 (82)	31	4	77	19	15
August	31	987 (105)	32	5	104	21	27
September	30	1131 (97)	38	4	127	32	42
Oktober	31	1509 (175)	49	5	304	61	75
November	30	1840 (293)	61	4	223	56	44
Dezember	29	1748 (295)	60	4	319	80	29
Januar	31	2191 (460)	71	6	495	82	300
Februar	28	2189 (351)	78	4	380	95	282
März	31	3375 (485)	109	4	351	88	144
April	28	2468 (304)	88	4	204	51	101
Mai	29	2009 (185)	69	4	118	29	31
Juni	30	1982 (196)	66	4	191	25	33
Summa	360	22385 (3028)	Juli/Febr. 52 März/Juli 83	52	2803	54	1123

Während im Vorjahre die Besucherzahl im Februar und März noch ziemlich gleich blieb, um dann bis zum Juni auf einen täglichen Durchschnitt von 25 herabzusinken, ist sie in diesem Jahre im März rapid in die Höhe gestiegen und auch in der besseren Jahreszeit nicht unter 66 herunter gegangen. Die volle Wirkung wird sich natürlich erst in den kommenden Wintermonaten zeigen. Die Oeffnungszeit an Sonn- und Feiertagen ist vorläufig unverändert geblieben (Nachmittags 4—8 Uhr).

Der Lesestoff war im großen und ganzen derselbe wie im Vorjahre. Das Verzeichnis weist 121 Zeitschriften und Zeitungen nach, davon 69 allgemeinen, unterhaltenden und belehrenden Inhalts, 21 Fachblätter und 31 politische Zeitungen. Ein großer Teil davon wurde uns auch in diesem Jahre noch gratis oder zu ermäßigtem Preise überlassen, doch mußten wir, schon um die Regelmäßigkeit der Lieferung zu sichern, in größerem Umfang zum Kaufe übergehen. Es wurden einige Zeitschriften als neu gekauft, andere aus einem Lesezirkel bezogen, nachdem sie dort die ersten Serien der Abonnenten durchlaufen haben. Sehr erfreulich ist ein mit dem hiesigen Zweigverein der Deutschen Kolonialgesellschaft getroffenes Abkommen, wonach dieser unter Leistung eines Beitrags zu den Verwaltungskosten die ihm zugehenden Zeitschriften und sonstigen Druckſachen in der Lesehalle auslegt. Ohne Zweifel wird es möglich sein, auf diesem Wege noch weiteren Lesestoff zu gewinnen und zugleich den Vereinen zu einer besseren Benutzbarkeit der von ihnen gehaltenen Zeitschriften zu verhelfen, doch verdienten leider die beschränkten Räume der Lesehalle bis jetzt, mit dieser Frage an die Königsberger Vereine herantreten.

Außer den Zeitschriften fand den Lesern wie bisher die Volksbibliothek I und die eigene Bibliothek der Lesehalle zur Verfügung, welche letztere durch Geschenke auf ca. 350 Nummern angewachsen ist. Indessen wurden Bücher in der Lesehalle selbst nur in beschränktem Umfange benutzt (1123 Bände). Die Ausleihungen aus der Volksbibliothek I beliefen sich auf 26 647 Bände.

Um den unzulänglichen Geldmitteln der Lesehalle aufzuhelfen, wurde mit Genehmigung des Ausschusses ein erneuter Appell an die Freigebigkeit unserer Mitbürger versucht, leider nicht mit so großem Erfolge, daß die dringend wünschenswerte Erweiterung der Thätigkeit und namentlich die Erwerbung eines größeren Lokals hätte unternommen werden können. Doch konnten, allerdings bei größter Sparsamkeit, diesmal wenigstens noch die Ausgaben durch die laufenden Einnahmen gedeckt werden. Für den nächsten Etat, der infolge der durch die längere Oeffnungszeit entstehenden Mehrkosten auf 2950 Mk. veranschlagt ist (bisher 2412,48 Mk.) hat schon ein erheblicher Zuschuß aus dem kleinen Kapitalfonds in Aussicht genommen werden müssen. Ein Vergrößerung der Räumlichkeiten aber und sonstige Erweiterung des Unternehmens ist nicht ohne einen jährlichen Aufwand von 4—5000 Mk. durchzuführen. Im vergangenen Jahre ist die Gründung eines Lesezimmers für Damen angeregt worden, aber an der Höhe der Kosten gescheitert, welche das Unternehmen in solcher Vereinzelung erfordert hätte. In einer großen öffentlichen Lesehalle, wie sie die Stadt Königsberg haben sollte und wie sie viele auch kleinere Städte jetzt bereits haben, würde auch diesem Bedürfnis ohne weiteres Genüge geleistet sein.

Freie Lesehalle in Mainz

(Emerans-Straße 41).

Ueber die Mainzer Lesehalle, welche am 2. Oktober 1895 eröffnet worden ist, liegt uns ein Bericht vor, welchem wir folgende Daten entnehmen:

Die freie Lesehalle in Mainz ist eine Stiftung des Ingenieurs Käufer, welcher am 6. Juni 1897 leider gestorben ist. Der Stifter Paul Käufer war am 24. September 1857 in Dresden als Sohn eines Hofpredigers geboren. Mit einer gründlichen Schuldildung ausgestattet, machte er zunächst eine praktische Lehrzeit in einer großen Maschinenfabrik Dresdens durch und besuchte darauf das Polytechnikum seiner Vaterstadt und die technische Hochschule in Karlsruhe. Zu seiner weiteren Ausbildung im Ingenieurfache ging er später nach Paris, wohin er auch nach einem kürzeren Aufenthalte in Deutschland zurückkehrte. In Folge des deutsch-französischen Krieges mußte er sein Geschäft nach England verlegen. Hier fand er Gelegenheit, seine vielseitigen Kenntnisse speziell auf dem Gebiete des Heizungswesens zu vertiefen. In London lernte er auch den Segen der öffentlichen Lesehallen und Volksbibliotheken kennen. Im Jahre 1874 fehlte Käufer nach Deutschland zurück und übernahm als Oberingenieur beim Eisenwerk in Kaiserslautern die Leitung der Abteilung für Heizungs- und Lüftungseinrichtungen, ein Gebiet, auf dem er auch vielfach litterarisch hervorgetreten ist. Sein im Jahre 1879 in Leipzig gegründetes Geschäft vereinigte er zwei Jahre später mit der Firma Heckmann u. Zehenter in Mainz und wußte der nunmehrigen Firma Käufer u. Co. durch rastlose Thätigkeit eine hochangesehene Stellung zu erwerben und zu sichern. Als einer der Pioniere des Ingenieurwesens ist Käufer nach seinem Tode in den Fachblättern gefeiert worden.

Diese Mitteilungen sind dem Nachrufe entnommen, welchen der jetzige Verwalter der Mainzer Freien Lesehalle, Herr Oberbibliothekar Professor Dr. Betten dem Gründer des Instituts gewidmet hat.

Die Freie Lesehalle in Mainz prosperiert sehr. Gegen 17979 Besucher im Jahre 1896 stieg diese Zahl auf 24 163 im Jahre 1897; bei 322 Lesetagen betrug der Besuch im Jahresdurchschnitt 75 Personen täglich, im Wintermonat sogar 99 Personen. Die stärkste Besuchsziffer weist der Januar mit 3239, die kleinste der Juli mit 1335 auf. Für Leserinnen ist ein besonderes Zimmer eingerichtet.

Die „Allgemeine Volksbibliothek" in Freiburg i. B.

Seitdem von Seiten der „V. G. G. K." die erste deutsche Volksbibliothek mit freier Lesehalle im Jahre 1893 in Freiburg i. B. errichtet wurde, hat die Lesehallen-Bewegung in Deutschland einen großen Aufschwung genommen. Es ist interessant zu sehen, wie vortrefflich sich das Freiburger Institut entwickelt hat in den ersten fünf Jahren seines Bestehens, trotz der kärglichen Mittel, welche ihm zur Verfügung stehen. An Büchern hat die Freiburger „Allgemeine Volksbibliothek" in den sieben letzten Monaten des Jahres 1893 20 396 Bände ausgeliehen. Im Jahre 1894 31 473 Bände. Im Jahre 1895 31 452 Bände trotz des Umzuges in ein abgelegenes Lokal. In Folge dessen hat der Besuch nicht wieder zugenommen bis im Juli 1897 die günstiger gelegenen Räume Gerberau 9 bezogen werden konnten. Im Jahre 1897 wurden 29 023 Bände (ungerechnet der Leihfristverlängerungen) ausgeliehen auf 2379 Leihkarten. In dem neuen Heime stehen der Anstalt 2 große Säle

Digitized by Google

mit je 3 Fenstern nach der Front zur Verfügung, von welchen das eine zur Aufstellung des Bücherbestandes und als Ausleihezimmer, das andere als Lesezimmer benutzt wird. Das Lesezimmer ist von 10 Uhr Vormittags bis 9 Uhr Abends geöffnet und für Männer und Frauen unentgeltlich zugänglich.

Der Bücherbestand der „Allgemeinen Volksbibliothek" betrug am Ende des Jahres 1897 4395 Bände, 695 Bände wurden neu eingestellt, worüber ein neuerer Zettelkatalog dem Publikum Auskunft giebt. Fast alle Bücher waren Geschenke, denn für Anschaffungen konnte nur die geringe Summe von 57,30 Mk. ausgegeben werden; ja aus Mangel an Geld konnten viele Bücher gar nicht gebunden werden. Finanzielle Hülfe wurde dem Institute durch eine Zuweisung von unbekannter Seite in Höhe von 1000 Mark zu Teil. Die Stadt Freiburg gewährte einen Zuschuß von ebenfalls 1000 Mark. An Mitgliedsbeiträgen und anderen Zuwendungen gingen 1632,77 Mark ein. Einnahmen und Ausgaben balancieren mit etwa 4400 Mark. Was das Freiburger Institut mit diesen geringen Geldmitteln leistet, ist daraus zu ersehen, daß Freiburg's „Allgemeine Volksbibliothek" an erster Stelle von 25 größeren Städten steht in Bezug auf die Leistungen der Bibliotheken, indem es auf 10 000 Einwohner 5965 Bände und auf 100 Bände des Bücherbestandes 1165 Entleihungen zu verzeichnen hat (die Statistik bezieht sich auf Angaben, welche das statistische Jahrbuch deutscher Städte von 1897 für das Jahr 1895 macht.)

In einem Jahresberichte der Freiburger „Allgemeinen Volksbibliothek und Lesehalle" wird darauf hingewiesen, wie wenig in Deutschland für die öffentlichen Bibliotheken und Lesehallen getan wird, wenn man die gewaltige Summe in Betracht zieht, welche in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika für diesen Zweck aufgewendet wird. Alle ächten Volksfreunde sollten dazu beitragen, daß diese nur allzu berechtigte Klage bald verstumme.

Die öffentliche Lesehalle des Bildungsvereins in Düsseldorf.

In Düsseldorf bestehen 2 Bücher- und Lesehallen, nämlich die städtische (Bleichstraße 12) und die des Düsseldorfer Bildungsvereins (Kaiser Wilhelmstraße 15). Ueber das Institut der städtischen Bücher- und Lesehalle ist wenig günstiges zu berichten. Dieselbe steht vollkommen unter der Zensur der ultramontanen Stadtverwaltung und leistet darum fast nichts für wahre Volksbildung und Volksaufklärung. Politische Blätter werden überhaupt nicht ausgelegt und von Zeitschriften liegen nur einige wenige Familienblätter auf — ist doch der Aufsichtsbehörde sogar die Gartenlaube nicht harmlos genug, um sie aufzulegen!

Unter diesen Umständen ist es ein wahrer Segen für die Bevölkerung der kunstliebenden Stadt Düsseldorf, daß der Bildungsverein, welcher privater Initiative seine Entstehung verdankt, eine öffentliche Lesehalle eingerichtet hat, welche auf der Höhe der Zeit steht. Der Vorsitzende des Vorstandes des Bildungsvereins Herr Dr. E. v. d. Steinen widmet sich der Einrichtung der neugegründeten Lesehalle mit großer Hingabe und obwohl die Lesehalle erst ein Jahr besteht, liegen doch schon 61 Zeitschriften auf und der Bücherbestand zählt bereits 3500 Bände. Das Institut wird von den Sympathieen des bildungsfreundlichen Teiles des Bevölkerung getragen und geht allem Anschein nach einer schönen Zukunft entgegen. Bibliothekarin ist Fräulein Jolles, die mit großer Sachkenntnis ihres Amtes waltet.

Notizen.

Im Laufe des Januars hat sich in der Freien Bibliothek und Lesehalle zu Jena der 6000. Leser eingetragen.

* * *

Die Stadt Frankfurt a. M. hat 6000 Mark in das Budget für 1899 als Beitrag für die „Freie Bibliothek und Lesehalle" eingestellt.

* * *

Der Bericht über das 25. Vereinsjahr des Düsseldorfer Bildungsvereins ist soeben erschienen, woraus zu entnehmen ist, daß sich die öffentliche Lesehalle, die der Bildungsverein begründet hat, vortrefflich weiter entwickelt. Im Berichtsjahre wurde die Lesehalle von 34 894 Personen besucht, die Bibliothek wurde von 8416 Mitgliedern benutzt, die 32 248 Bände entliehen. Die Zahl der Zeitschriften ist auf 68 gestiegen. Außer den illustrierten Zeitschriften werden vornehmlich diejenigen gefordert, die sich auf Elektrotechnik und Maschinenwesen beziehen. Die Zahl der Bücher hat sich um 562 Bände vermehrt. Die kostenlose Benutzung des in der Lesehalle zur Verfügung stehenden Schreibmaterials wurde von 2018 Besuchern in Anspruch genommen.

* * *

In Stockholm wurde am 10. November vergangenen Jahres eine öffentliche Lesehalle (Läsestuga) auf Kungsholmen errichtet. Einstweilen liegen nur Zeitschriften auf und eine Bibliothek von ca. 1000 Bänden steht den Besuchern zur Verfügung. Die günstige Aufnahme, welche dieser erste Versuch gefunden hat, wird Veranlassung bieten, auch in anderen Stadtteilen Stockholms solche Lesehallen zu eröffnen.

* * *

In Turin hat sich ein Komitee von Personen gebildet, welche mit der ethischen Bewegung sympathisieren, um eine Lesehalle zu begründen. Cesare Lombroso und Guglielmo Ferraro sind Hauptförderer des Unternehmens.

* * *

Die Einrichtung unentgeltlicher öffentlicher Lesesäle ist wohl in keiner Stadt auf dem europäischen Kontinent zu einer solchen Entwickelung gelangt, wie in Zürich durch die Bemühungen der erst vor zwei Jahren gegründeten Pestalozzigesellschaft. Bei nur etwa 150 000 Einwohnern zählt man unsere Stadt 9 öffentliche Lesesäle in den verschiedenen Quartieren. Ende November v. J. ist im Zentrum der Stadt ein großer Saal eröffnet worden, der eine Zierde derselben bildet. In einem prächtigen alten Saal des Zunfthauses zum Rüden, 120 qm groß, von der Eigentümerin des Hauses, der Stadt Zürich, mit einem Aufwand von etwa 3000 Francs neu hergerichtet, finden bei Tag und Nacht gleich vorzügticher Beleuchtung etwa 150 Personen Platz. Ueber 100 Zeitungen des In- und Auslandes, 30—40 Zeitschriften, wie eine gut eingerichtete Handbibliothek bilden Lesestoff; für Gelegenheit zum Schreiben ist ebenfalls ausreichend gesorgt. Der gut geheizte und bemittlirte, durchaus einfach, aber behaglich eingerichtete Raum steht mit Unterbrechung der Mittagsstunde, von morgens 9 bis abends 9 Uhr dem Publikum offen, er wird jetzt bereits täglich von durchschnittlich 300 Personen besucht.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstr. 28.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Februarprogramm.

Dienstag, den 21. Februar, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Gruppe für ethische Bildung. Vortrag Dr. Seligsohn: „Die freie Arztwahl bei den Krankenkassen." Eine ethische Bewegung. Diskussion.

Sonntag, den 26. Februar, Abends 7 Uhr, im Schultheiß Restaurant, Neue Jakobstr. 24/25. Geselliger Abend. Rezitation von Herrn G. Cabanis.

Gäste stets willkommen. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Graphologie (Handschriftenbeurteilung).
Prospekt frei. — Das Urteil 1 Mk. — Prospekt frei.
Elisabeth Braun, Berlin C., Rathausstraße 1.

Die **Buchhandlung** von

Hugo Wanschaniski,

Berlin C., Roßstraße 8

empfiehlt sich zur

Lieferung der gesamten Litteratur des In- und Auslandes.

Zeitschriften, Journale und Lieferungswerke werden pünktlich expediert.

Versand nach allen Orten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8883.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 25. Februar 1899. | Nr. 8.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ethik und Arbeiterorganisation. Von Dr. Foerster. — **Wie kann die deutsche Mäßigkeitsbewegung Erfolge erzielen?** Von E. Zimmermann. — **Kapitalbildung.** Von Dr. Katzenstein. — **Streiflichter: Das Dresdner Urteil. Verantwortlichkeit.** — **Prolog.** Von A. Pfungst. — **Sprechsaal.**

Ethik und Arbeiterorganisation.

Auch ein Wort zum Löbtauer Geschworenenurteil.

Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).

Vor Kurzem erschien eine Denkschrift des Hamburger Gewerkschaftlers Legien, in welcher er die Rechtsprechung gegenüber wirklichen oder vermeintlichen Streikdelikten gebührend charakterisiert und gegenüber dem Indifferentismus, mit dem die öffentliche Meinung diesen Zuständen gegenübersteht, in folgende Worte ausbricht:

„Sollte denn das Mitgefühl in den maßgebenden Schichten des Volkes schon völlig erstorben sein? Sollte sich dieses Gefühl nicht regen, wenn täglich berichtet wird, daß bisher unbescholtene Leute wegen oftmals vermeintlicher Vergehen zu Gefängnis verurteilt, auf Monate ihrer Familie entrissen, vielleicht für Lebenszeit unglücklich gemacht werden? Ist dieses Gefühl nicht vorhanden, nun gut, dann giebt es keine Gemeinschaft mehr zwischen Denen, die unter den heutigen Verhältnissen leiden, und Denen, welche dulden, daß den Unterdrückten und Schwachen fortgesetzt Unrecht gethan wird." — —

Was wird Legien nun erst gegenüber dem Löbtauer Geschworenenurteil sagen müssen, das neun Arbeiter, zum Teil Familienväter, zu insgesamt 53 Jahren Zuchthaus verurteilt, weil sie in angetrunkenem Zustande einen kleinen Krawall provoziert hatten!

Es ist in dieser Zeitschrift gewiß mehr als irgendwo ernst und nachdrücklich den Besitzenden und Gebildeten ins Gewissen geredet worden. Aber es ist an der Zeit, ebenso nachdrücklich auch auf die Versäumnisse auf der anderen Seite hinzuweisen.

Warum sind denn die Arbeiter in unserem großen Industriestaate immer noch „die Schwachen"? Weil die Arbeiterschaft immer noch in dem Wahn lebt, daß sie durch Eroberung von Sitzen im Parlament irgend welche wirkliche Besserung ihrer Lage und irgend welche Garantien der Gleichberechtigung erlangen könne. Geld, Begeisterung und Zeit werden auf diese Weise verschwendet, statt daß man alle Kräfte auf den Ausbau der Organisationen konzentriert. „Aber wir müssen diesen Organisationen doch erst die Bewegungsfreiheit erkämpfen — und das geschieht nur durch die politische Repräsentation." Ganz falsch. Die Organisationen der englischen Arbeiter waren einst ungleich stärker geknebelt als die deutschen; sie haben sich ohne jede politische Vertretung die Freiheit erkämpft — einfach weil die Regierung sah, daß sie trotz der Verfolgung immer zunahmen, und schließlich zu der Ansicht gelangte, daß die Bewegung weniger gesellschaftsgefährlich werde, wenn man ihr freie Bahn gebe. Auch hatte eine ganze Reihe von Unternehmern allmählich gemerkt, wieviel besser sich das Arbeitsverhältnis mit einer geordneten Vertretung der Arbeitnehmer gestalten ließe. Dieser Eindruck aber war nur durch eine wohlgeordnete und großartige Entwicklung des Organisationswesens zu erreichen. Unsere Arbeiter hätten sich schon längst zu einer größeren gesellschaftlichen Anerkennung durchgerungen und demgemäß auch Justiz und Verwaltungspraxis zur Berücksichtigung ihrer Interessen gezwungen, wenn sie ihre Kraft und ihr Nachdenken mehr den gewerkschaftlichen und konsumgenossenschaftlichen Organisationen zugewendet hätten. Was hat die Sozialdemokratie seit 30 Jahren wirklich für die Emanzipation der Massen gethan? Sie hat durch übermäßige Provokationen und maßloses Reden und Schreiben eine Unsumme von Haß und Erbitterung über der Arbeiterklasse zusammengezogen, ohne nun den Verfolgten irgend welchen Rückhalt bieten zu können. Bebels Reichstagsreden haben noch keinem Arbeiter Schutz gewährt gegenüber der Uebermacht des Kapitals. Das kann eben nur die Organisation.

In der deutschen Gewerkschaftsorganisation sind gewiß eine ganze Reihe tüchtiger und kenntnisreicher Agitatoren thätig. Aber die starke Inanspruchnahme der Arbeiterschaft durch den Kampf um die politische Macht hat leider auf diesem Gebiete die besten inneren Kräfte lahm gelegt. Es fehlt der deutschen Arbeiterbewegung durchaus die tiefere ethische Grundlage — und das ist die Hauptursache der Langsamkeit ihres Fortschrittes. In der sozialistischen Idee liegen viele fruchtbare Keime der moralischen Weckung — aber der Sozialismus der deutschen Arbeiterschaft ist eben der Sozialismus der politischen Agitation, die Fahne für den Kampf um die politische Gewalt; sein tieferer kultureller Gehalt wird nicht ausgeschöpft — dazu hat man gar keine Zeit. Der deutsche Gewerkschaftsagitator appelliert in seinen Reden vorzugsweise an das Selbstinteresse oder an das Klassenbewußtsein — ganz vereinzelt nur an die eigentlichen moralischen Kräfte. Wie sollte er auch an deren Bedeutung für den Befreiungskampf der Arbeiter glauben, da man ihm ja gelehrt hat, daß die Pflege der Ethik erst Sache des Zukunftsstaates sei? Mir kam kürzlich das Flugblatt einer englischen Gewerkschaft in die Hand, in dem es an erster Stelle hieß: „Warum soll ich der Gewerkschaft beitreten?" „Weil sie mich an meine Mitmenschen denken lehrt, und das

Digitized by Google

ist eine große und wichtige Sache, ohne die das Leben öde und unglücklich wäre". Für den deutschen Marxisten klingt das ganz „ideologisch" und sentimental — aber der praktische Engländer weiß nur zu gut, daß man elektrische Wagen nicht treiben kann ohne eine Stätte, an der die elektrische Kraft erzeugt wird und daß man die Menschen für praktische Dinge nicht in Bewegung setzen kann, wenn man nicht ihre inneren Kräfte zu erregen weiß. Der bloße Egoismus hat sich niemals fähig erwiesen, eine große Volksbewegung zu inspirieren — auch der Klassenegoismus nicht — umsoweniger, als der Arbeiter den Egoismus der oberen Klasse ja gerade als eine Hauptursache für das Elend und die Bedrückung der unteren Klasse empfindet und sich daher niemals recht für diese beschränkte Art des Fühlens wird erwärmen können. Robert Seidel, einer der wenigen Sozialdemokraten, welche die Bedeutung der ethischen Bewegung gerade für die Arbeiterschaft begriffen haben, sagt mit vollem Recht: „Ich halte die Moralwissenschaft für die soziale Bewegung nicht nur für ebenso wichtig wie die Wirtschaftswissenschaft, sondern sogar für wertvoller, weil ich erkannt habe, daß das Volk sich nicht durch die wissenschaftlichen Wahrheiten der Nationalökonomie, sondern durch die Wahrheiten der Moral bestimmen und bewegen läßt." Es giebt Leute, die gern einen Kultus mit dem Proletariat treiben und sich und anderen einreden wollen, daß die Arbeiterbewegung in ihrem ganzen Wesen schon eine ethische Bewegung sei und daß im Proletariate edleres Menschentum anzutreffen sei als in den anderen Klassen. Wer das Leben kennt, wird wissen, daß Edelsinn und Charakter in beiden Klassen ziemlich gleichmäßig ausgeteilt sind und daß die Unterdrückten wohl ihre besonderen „Tugenden" — aber ebenso auch ihre besonderen Entartungen haben — und er wird ferner wissen, daß die Arbeiterbewegung zunächst und in erster Linie eine Interessenbewegung ist und zu einer ethischen Bewegung im tieferen Sinn erst in dem Maße werden kann, als ihre Motive von einem konsequenteren Gerechtigkeitsgefühl und von einem geklärteren Bewußtsein menschlicher Zusammengehörigkeit durchdrungen werden und einer sittlichen Erneuerung *aller* menschlichen Beziehungen zustreben.

Wer heute die gewerkschaftliche Bewegung beobachtet, dem wird es bald auffallen, daß eine solche Organisation einem Taubenschlag zu vergleichen ist: Es giebt Zeiten großen Aufschwungs, wo die Mitgliederzahl plötzlich um viele Hunderte anschwillt — dann erfolgt bald wieder ebenso massenhafter Abfall. Die Agitation verstummt es eben, die Leute an ihren tiefsten inneren Bedürfnissen zu packen. Die Vorträge haben immer zum Thema: „Zweck und Nutzen der Organisation"; sie rechnen die Vorteile vor oder entflammen das Klassengefühl — aber sie ergreifen nicht den ganzen Menschen, das innere Leben. Ja sie schüren oft das bloße Klassengefühl auf Kosten der tieferen ethischen Instinkte und verstopfen damit gerade die lebendigsten Quellen der Begeisterung und treuen Hingebung. Je höher und empfindlicher die moralischen Bedürfnisse des Arbeiters sind, um so unerträglicher wird ihm die heutige Ordnung des sozialen Lebens werden. Lediglich aufgepeitschte Leute verlassen sofort die Organisation, sobald sie eine gute Futterkrippe gefunden haben. Sie kennen das nicht, was man „heilige" Unzufriedenheit nennt, in ihnen glüht kein hohes Ideal des persönlichen Lebens — darum werden sie nicht bedrängt durch die Zustände, die der Verwirklichung dieses persönlichen Idealbildes in den Weg treten. Dem Arbeiter sollte klar gemacht werden, daß er in die Organisation nicht blos deshalb geht, um mehr zu essen und zu trinken oder das Wohlgefühl des Heerdentrabes zu empfinden, sondern um sein inneres Leben zu heben und den Horizont seiner Menschlichkeit zu erweitern. Er soll seinen Fachverein betrachten wie der Gläubige seine Kirche, als eine Gemeinschaft, in der sich der Einzelne reinigt und teilnimmt an der ganzen Welt der höheren Gefühle, die den Menschen über das Maschinendasein erheben. Und wie der Gläubige betet: „dein Reich komme" so soll der Arbeiter Einkehr halten, daß das Reich Gottes erstehe im inwendigen Menschen und von dort aus die Welt erobere. Er soll im eigenen Innern alles bekämpfen, was verwandt ist mit der Zügellosigkeit und Roheit, die heute noch die Welt verheert. Aus solcher moralischen Belebung wird die soziale Bewegung neue ungeahnte Kräfte gewinnen und vor allem: sie wird weniger die rohe Erbitterung der machthabenden Klassen provozieren. Es ist gewiß wahr, daß jedes Bürgertum die Arbeiterbewegung hat, die es verdient — aber ebenso wahr ist es auch, daß jede Arbeiterschaft das Bürgertum hat, das sie verdient.

Die berufsmäßigen Agitatoren werden jene Aufgaben der „Seelsorge" kaum übernehmen können Nicht jeder hat die Begabung dazu. Aber die Arbeiterbewegung braucht dringend neben den ökonomischen Aufklärern auch Berater und Helfer ihres moralischen Lebens. Einer der begabtesten englischen Agitatoren, ein Freund von John Burns, Mr. W. Sanders ist kürzlich ganz in die ethische Bewegung übergetreten, um sich ganz dieser Aufgabe — deren Wichtigkeit für die Arbeiterorganisation man dort immer mehr erkennt — zu widmen und die nötige Vorbereitung dazu zu gewinnen. Wann wird in Deutschland der geistige Bann eines falsch interpretierten Marxismus gebrochen und die planmäßige Pflege ethischer Kräfte und Gedanken als eine Voraussetzung aller sozialen Organisation begriffen werden?

Wie kann die deutsche Mäßigkeitsbewegung Erfolge erzielen?

Von Emil Zimmermann (Berlin).

Die deutsche Mäßigkeitsbewegung ist kein Produkt unserer Tage, ebensowenig wie der ausgeprägte Alkoholismus der Jetztzeit in Deutschland etwas neues ist; unser Vaterland hat im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sein wahres Zechjahrhundert gehabt, und die Unmäßigkeit im Trinken, die zu jener Zeit herrschte, gab damals schon Veranlassung zu Versuchen, dem in der hohen und höchsten Gesellschaft jener Zeit um sich greifenden Uebel zu steuern. Kaiser Friedrich III. gründete einen Orden der Mäßigkeit, der Landgraf Moritz von Sachsen um 1600 einen „Temperenz"-orden, dessen Satzungen jedem Mäßigkeitsvereinler von heute Grauen einflößen müssen; aber erst im ersten Drittel dieses Jahrhunderts gelangte die Bewegung in Deutschland zu höchster Blüte.

Die Herstellung des billigen Kartoffelbranntweins, die napoleonischen Kriege und der Verfall der Bierbraukunst hatten dem Schnapsgenuß einen sehr günstigen Boden bereitet, und so kam es denn zu Anfang der dreißiger Jahre im Anschluß an die Temperenzbewegung in England auch zu einer deutschen Mäßigkeitsbewegung von ziemlicher Mächtigkeit. Im Jahre 1841 gab es im nördlichen Deutschland 302 Vereine mit ca. 20000 Mitgliedern, 1845 in Preußen 310 Vereine, Hannover 336, Oldenburg 64, 122 in den übrigen Staaten, im ganzen 832 Lokalvereine mit rund 70000 Mitgliedern. Außerdem bestanden unter ausschließlicher Leitung der Geistlichkeit etwa 400 Kirchspielvereine mit etwa 260000 Mitgliedern in Preußen. Die Gesamtzahl der in den deutschen Bundesstaaten in der damaligen Mäßigkeitsbewegung stehenden Männer, Frauen und Kinder wurde auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Personen geschätzt.

Ueber die Erfolge der Bewegung sei nur mitgeteilt, daß in Hannover, wo sie ihren Hauptsitz hatte, betrug

im Jahre	die Zahl der Vereine	Die Einnahme aus der Branntweinsteuer
1838	8	551,000 Thaler
1843	261	392 080 „
1847	400	263,527 „

Digitized by Google

Die Erfolge waren also garnicht zu verachten; trotz alledem ging die schöne Bewegung sang- und klanglos schon nach zwei Jahren zu Grunde, hauptsächlich deshalb, weil jedes Verständnis für die Ursachen des Spirituosengenusses fehlte!

Die Bewegung stand zumeist unter dem Einflusse der Geistlichkeit, welche vor allem die Arbeiterschaft bekehren wollte und dabei auch den leisesten Versuch unterließ, dort erzieherisch zu wirken, wo am ehesten Erfolg zu erwarten und wo am dringendsten der Hebel anzusetzen war, nämlich auf die Trinksitten der besseren Stände, und so verschloß sie sich einen Wirkungskreis, in dem Dauerndes zu erschaffen war und nahm die Augenblickserfolge in der Arbeiterschaft mit. Sowie nur einige Erkenntnis aber der sozialen Verhältnisse in die Menge kam, schmolz die auf die Furcht vor dem Teufel gegründete Mäßigkeitsbewegung zusammen wie Butter unter der Sonne, und dadurch, daß viele der Herren Geistlichen in ihrem übrigens sehr löblichen Eifer die zur Lächerlichkeit übertrieben hatten, hatten sie für immer die Sympathie des kleinen Mannes verloren.

Was soll man z. B. zu der Predigt sagen, welche der Pastor Deutschmann auf dem Kongreß für innere Mission in Wittenberg hielt!

„Alkohol ist der Kommunionwein des Satans," hieß es da, „das höllische Sakrament im Reiche der Finsternis. . . Indem der Teufel dies Gift mit Wasser verdünnt und, durch andere lockende Ingredienzien schmackhaft gemacht, den Menschen als ein gewöhnliches Getränk unter täuschendem Namen als Lebenswasser darreicht, hat er in versuchter Nachäffung des niedern und heiligen Geheimnisses des Christentums, des heiligen Sakrament des Altars, auch ein Sakrament, aber ein höllisches erfunden, . . . das ist das Grauenhafte im Alkoholgenuß. Im Branntwein feiert der Teufel mit allen Branntweintrinkern sein Abendmahl!"

Deutschmann und andere Leute, übrigens auch Nichtgeistliche, sorgten dafür, daß der Kampf gegen den Alkohol in eine Posse auslief, und mit ihr endete die so versprechend begonnene Bewegung.

Die Nutzanwendung aus dem vorstehend Mitgeteilten für unsere jetzige Mäßigkeitsbewegung liegt auf der Hand; es müssen von vornherein alle moralischen Deklamationen, alle Berufungen auf Gott oder den Teufel fortfallen; ökonomische und praktische Gründe müssen vor allen Dingen ins Treffen geführt werden.

Zudem beschäftigt sich auch die heutige deutsche Mäßigkeitsbewegung viel zu sehr mit dem Arbeiter. Man richtet Trinkhallen für Arbeiter ein, in denen Selters, Limonade, Milch und Thee an Stelle von Bier und Schnaps ausgeschänkt werden sollen; man hat verstanden, Fabrikanten dazu zu bringen, daß sie in ihren Etablissements Kaffee oder Thee umsonst verabreichen ließen; aber niemals hat man nach den Ursachen des Alkoholgenusses in der Arbeiterschaft gefragt; vor allem hat man auch in der heutigen Bewegung es durchaus an Eifer fehlen lassen in der Bekämpfung des unmäßigen Trinkens bei geselligen Zusammenkünften und jenes Biertrinkens, der eine wahre Landplage geworden ist.

Herkner*) sagt: „Erstens müssen die Freunde der Mäßigkeitsbestrebungen mit unerbittlicher Strenge alle Trinkunsitten, so schimmernd immer das Gewand sein mag, in das sie sich hüllen, aus den Kreisen der gebildeten Welt zu verbannen suchen; sie müssen sich immer und überall auf das Entschiedenste dagegen verwahren, daß reichliches und überreichliches Trinken nicht nur nicht anstößig sei, sondern sogar zu den Tugenden eines echten und rechten deutschen Patrioten gehöre, und in zweiter Linie müssen sie gegen alle sozialen Mißstände, gegen das soziale Elend, welches dem Alkoholismus einen so fruchtbaren Nährboden darbietet, ankämpfen," und Alfred Grotjahn, der in jüngster Zeit eine sehr inhaltvolle Schrift zur Alkoholfrage hat erscheinen lassen*), will die Mäßigkeitsbewegung überhaupt nur auf die Bekämpfung der Trinksitten verweisen. Er schreibt auf S. 232 seines Werkes:

„Es wäre der deutschen Mäßigkeitsbewegung zu empfehlen, diesem Punkte ihrer Bekämpfung der Ansicht, als wäre das Vieltrinken ein Zeichen von körperlicher Kraft, eine Ansicht, die in Deutschland fast allgemein verbreitet ist), an dem sie in wirksamster Weise durch Wort und Schrift den Hebel ansetzen kann, mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden und nicht an Aufgaben ihre Kraft zu zersplittern, denen sie, wie z. B. der Bekämpfung des Alkoholismus der Arbeiterklassen, nicht gewachsen ist und auch kaum jemals gewachsen sein wird."

Grotjahn versucht zum ersten Male eine sozialhygienische Darstellung; er stellt vor allem erst die Bedürfnisfrage und untersucht das Wesen des Alkoholismus.

Er findet, daß seit Alters her der Mensch das Bedürfnis fühlte, narkotische Stoffe zu sich zu nehmen und konstatiert daß die Neigung zum gewohnheitsmäßigen Genuß, weniger das Rauschbedürfnis, mit den Breitengraden zunimmt, namentlich die Neigung zum gewohnheitsmäßigen Alkoholgenuß, in dem sich bei den Westariern das Bedürfnis nach narkotischen Stoffen ausspricht. Diese Neigung zum Alkoholgenuß zeigt sich um so stärker, je kälter, namentlich je naßkälter ein Land ist. Es heißt bei Grotjahn:

„Der Grund hierfür ist einmal in der durch den Spirituosenkonsum ermöglichten Steigerung der subjektiven Wärmeempfindung, dann aber auch in der Eigenartigkeit des Genußlebens zu suchen, die den Nordländer von den Bewohnern südlicher Himmelsstriche wesentlich unterscheidet. Der schwerfällige Nordländer, der den größten Teil seiner Zeit im geschlossenen Raume oder unter einem unwirtlichen Himmel zubringen muß und nur wenig erfreuliche Eindrücke aus der ihn umgebenden Natur sammeln kann, hat ein größeres Bedürfnis, sich auf künstlichem Wege Euphorie zu verschaffen, als der in stetem Verkehr mit seinesgleichen unter freiem Himmel lebende Südländer, dessen leicht erregbares Gemüt nicht erst eines Stimulus bedarf, um in eine genußfrohe Stimmung zu kommen."

Wie sehr das Bedürfnis herrscht, durch gelegentliche Aufnahme narkotischer Stoffe sich in Stimmung zu versetzen, dafür ist der Umstand bezeichnend, daß kaum ein Volk angetroffen wird, das nicht dann und wann in seinen einzelnen Individuen zu stimulierenden Mitteln greift. Die Ostarier verschmähen zwar den Alkohol, sie haben dafür aber Opium, Haschisch und Betel; die fibrischen Völker gewinnen aus dem Saft des Fliegenpilzes einen berauschenden Stoff; Mongolen greifen zu Opium und dem beliebten Sanschu, einer aus gegorenem Reis gewonnenen Flüssigkeit, auch Neger, Polynesier und Indianer kannten berauschende Mittel; nirgends, zu keiner Zeit und an keinem Orte finden wir eine absolute Enthaltsamkeit.

Daraus zieht Grotjahn den Schluß, daß ein Bedürfnis, berauschende Stoffe zu sich zu nehmen, im allgemeinen vorläge, er hat deshalb auch nichts gegen den mäßigen Alkoholgenuß bei uns Westariern, ganz entschieden verurteilt er aber das Zuviel und die gewohnheitsmäßige Aufnahme alkoholischer Getränke. So sehr er glaubt, daß eine kleine Gabe Alkohol gelegentlich für den Organismus nützlich sein kann, daß überhaupt der Alkohol in der Hand des erfahrenen Arztes ein wertvolles Heilmittel darstellt, ebenso sehr ist er davon überzeugt, daß Alkohol in zu großen Mengen oder gewohnheitsmäßig genossen ein Gift darstellt, das unfehlbar auch den stärksten Organismus verwüsten muß.

Dafür führt Grotjahn schlagende Beweise an.

Nicht nur, daß nach ihm der Alkoholgenuß die Kriminalität und die Selbstmordstatistik beeinflußt, die Trunksucht als solche ist nach ihm auch imstande, bei den Nachkommen selbständig eine psychische und somatische Minderwertigkeit hervorzurufen. Von 31 Kindern aus 6 Trinkerfamilien starben

*) Herkner, Die Arbeiterfrage, zweite Auflage, 1897. Seite 282.

*) Alfred Grotjahn, Der Alkoholismus nach Wesen Wirkung und Verbreitung, Leipzig, Georg H. Wigand's Verlag. 1898.

Digitized by Google

8 bald nach der Geburt an allgemeiner Lebensschwäche, 7 während der ersten Monate, 3 zeigten angeborene Mißbildungen, 3 waren blödsinnig, 2 lernten das Sprechen spät und schlecht, 2 zeigten Zwergwuchs, 3 litten an epileptischen Krämpfen, und nur 3 Kinder waren normal. Demgegenüber waren von 61 Kindern aus 10 nicht alkoholisch belasteten Familien 50 normal, während nur 3 an allgemeiner Lebensschwäche, 2 an Erkrankungen des Magendarmkanals, 2 an Veitstanz starben, während 2 Kinder angeborene Mißbildungen zeigten und 2 in der geistigen Entwicklung zurückblieben.

So muß eigentlich auch Grotjahn zu dem Schluß kommen, daß der Alkoholismus in jeder Form und überall bekämpft werden müßte; doch muß er leider eingestehen, daß die Bekämpfung des Alkoholismus bei der Arbeiterschaft nicht eher möglich ist, als bis diese Arbeiterschaft in günstigere Lebensbedingungen gekommen ist.

Der Schnapsgenuß tritt heute in einer Form auf, wie ihn vergangene Jahrhunderte nicht kannten, er soll einmal eine chronische Unterernährung ausgleichen und dann tritt er auf als Schnapsgenuß in den Arbeitspausen mit dem ausgesprochenen Zwecke, den schon ermüdeten Körper zu neuer Kraftabgabe anzuregen! So hat das Trinken der Arbeiter eine wesentlich andere Bedeutung als das Trinken der gut genährten höheren Stände, und es hat lange Zeit gedauert, bis sich diese Auffassung von der ausschlaggebenden Bedeutung der sozialen Lage der arbeitenden Klasse Bahn brach, ja, das geschieht eigentlich erst in jüngster Zeit, seitdem sich der Egoismus nicht mehr so hervorwagt, von welchem Rodbertus klagt, daß er, gehüllt in das Gewand der Moral, nur zu oft als die Ursachen des Pauperismus die Untugenden der Arbeiter anklagt, und daß er ihrer angeblichen Ungenügsamkeit und Unwirtschaftlichkeit aufbürdet, was übermächtige Thatsachen an ihnen verbrochen —

Der Alkohol kann niemals ein plastisches Nährmittel sein, d. h. ein solches, welches zum Ersatz und Aufbau organischen Gewebes dient; aber außer jenem braucht der Organismus auch „respiratorische", d. i. solche, welche durch ihre Oxydation im Körper lebendige Kraft erzeugen, die dann als Körperwärme und Muskelarbeit erscheint. Zu den respiratorischen Nährmitteln gehören in erster Linie die Fette und die Kohlehydrate; da aber auch der Alkohol im Körper mit hoher Verbrennungswärme verbrennt, so stellt er seiner chemischen Beschaffenheit nach in der That ein respiratorisches Nährmittel dar, das an Stelle von mangelnden Fetten oder Kohlehydraten treten kann!

Für unsere Volksernährung, bei der die teuren Fette keine große Rolle spielen dürfen, sind Brot und Kartoffeln mit ihrem Reichtum an Kohlehydraten respiratorische gute Nährmittel, zudem sind sie weit billiger als Schnaps, aber man bedenke, was es heißt, Tag für Tag die nötige Menge, gegen 1000 g Schwarzbrot oder 2000 g Kartoffeln, zu verzehren! Derjenige, der nun nur $^1/_{10}$ l Schnaps trinkt, hat sich damit das Verzehren von 122 g Schwarzbrot oder 288 g Kartoffeln erspart, und das will viel sagen angesichts der reizlosen Kost, die Tag für Tag bei dem Arbeiter auf dem Tische steht.

Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß die wohlfeilsten stärkemehlhaltigen Nahrungsmittel wie Kartoffeln und Brot in großen Quantitäten, ohne Ueberdruß zu erwecken, nur genossen werden können, wenn Reizmittel dazu gegeben werden; diese Reizmittel sind für den Arbeiter nun entweder der Schnaps oder — der Kaffee! Von dem Kaffee aber sagt Grotjahn (S. 132):

„Wenn wir auch dem Kaffee den großen Vorzug vor dem Alkohol einräumen müssen, daß sein regelmäßiger Genuß keine unmittelbaren krankmachenden Folgen nach sich zieht, so können wir ihn doch nicht ohne Einschränkung als Ersatzmittel empfehlen, da er in demselben Maße wie der Alkohol das Verlangen nach Ruhe und kräftiger Nahrung zurückdrängt, ohne für den Stoffwechsel gleichzeitig das beachtenswerte Aequivalent zu gewähren, das der Alkohol thatsächlich bietet. Der Kaffee gehört zu den Mitteln, die jenen Zustand der Unterernährung ermöglichen, die heute bei einem großen Teile des städtischen und ländlichen Proletariats anzutreffen ist. Die Ausbreitung des Kaffeegenusses hat denn auch nirgends den Einfluß gehabt, die Verbreitung des Branntweintrinkens zu hindern."

Die letztere Beobachtung wird mehrfach bestätigt, aufs nachdrücklichste namentlich von dem eidgenössischen Gewerbeinspektor Schuler*). In den Kantonen Genf, Waadt und Neuenburg, wo der Ernährungsstand ein günstiger ist (über 70 kg Fleisch jährlich auf den Kopf) wird wenig Branntwein und Kaffee, dagegen mehr leichter Wein getrunken. Aber von den Kantonen Bern und Luzern berichtet Schuler:

„Die Nahrung, namentlich im Emmenthal, ist sehr fade und geschmacklos; Rüben, Kohl, Kartoffeln, Brockinsuppe und Milch bilden die Hauptnahrung; der Verbrauch von Pferdefleisch und minderwertigen Würsten ist stark, die gesamte Ernährung leidet an einem auffallenden Mangel an Eiweiß und Fett. Getrunken wird viel schlechter Kaffee und außerordentlich viel Branntwein, sogar von den Kindern!"

Vom Kanton Aargau heißt es:

„Getrunken wird viel Branntwein, Most wenig, Wein fast garnicht, außerdem wird zuweilen den ganzen Tag lang, Bier aber zu den Kartoffelmahlzeiten ein dünner, schlechter Kaffee genossen."

Das vorstehend Mitgeteilte dürfte wohl zur Genüge den thatsächlichen Instand darthun, daß es bei dem Alkoholgenuß der arbeitenden Klasse sich zum großen Teile nicht um Befriedigung des Bedürfnisses nach narkotischen Stoffen handelt, daß wir hier es nicht hauptsächlich mit dem geselligen Trinken zu thun haben, das nach und nach in das gewohnheitsmäßige Trinken ausartete: Nein, die große Masse der Arbeiter trinkt, weil sie trinken muß, weil mangelnde Nahrung und Ueberarbeit zum Schnapstrinken zwingen!

Diese Form des Trinkens, die in den sozialen Verhältnissen begründet ist, wird aber keine Mäßigkeitsbewegung der Welt verschwinden machen und mögen auf ihre Anregung noch so viele Thee- und Kaffeehäuser gegründet werden, dieses Trinken bei der Arbeit und als Ersatz zu einer reizlosen Kost wird so lange bleiben, bis die Ernährung eine andere geworden ist

Was einzig sich bekämpfen läßt, das ist das gesellige Trinken, das in Deutschland die krassesten Formen angenommen hat und sich auch in der Arbeiterschaft stark verbreitet findet, weil es ein allgemeines Uebel ist, beinahe möchte man sagen, eine wahre Pest, von der die germanischen Länder verschont sind: aber dies gesellige Trinken muß nicht bei der Arbeiterschaft, sondern gerade bei den höheren Ständen bekämpft werden**), wenn der Kampf einen Zweck haben soll. Werden die höhern Stände sich Maß auflegen, wird vor allem der geradezu ekelhafte Bierpatriotismus aufhören, dann werden sicher auch die Arbeiter dem Beispiel folgen, wird jenes Kneipwesen fortfallen, ohne das sich Fremde Deutschland eigentlich garnicht mehr vorstellen können. Von dem Arbeiter mit seinem ungefunden, engen und trüben Heim läßt sich übrigens auch noch verstehen, weshalb er die Kneipe aufsucht; niemals aber begreife ich das bei dem gutsituierten Bürger, dem ganz andre Genüsse zu Gebote stehen.

*) Schuler. Ueber die Ernährungsweise der arbeitenden Klassen in der Schweiz und die dadurch bedingte Ausbreitung des Alkoholismus, 1884.

**) Die Mäßigkeitsbewegung scheint damit beginnen zu wollen: Auf dem letzten Kongreß in Heidelberg hielt Herr Otto v. Leixner einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über „Die Trinksitten der höheren Stände"; aber von Herrn Leixner abgesehen, der sehr kräftig gegen dieses Uebel Front macht, hat man noch wenig von den Wirkungen der Kongreßberatungen gespürt!

Digitized by Google

Wenn wir nun noch einmal zusammenfassen, so würde folgendes von einer zweckmäßig geleiteten deutschen Mäßigkeitsbewegung, welche dringend nötig ist, zu fordern sein:

1) Strengste Bekämpfung des geselligen Trinkens besonders in den höheren Ständen und namentlich des ekelerregenden Bierpatriotismus in jeder Gestalt;

2) Was eigentlich zu dem ersten gehört: Bekämpfung der albernen Ansichtung, daß das „Biervertragen" im Trinken ein Zeichen von männlicher Kraft, das Maßhalten aber von Schwäche sei;

3) Weiteste Ausbreitung der Gedanken, daß ungesunde und unzureichende Kost, schlechte Wohnung und Uebe arbeit den Nährboden für den Alkoholismus in der Arbeiterklasse abgeben;

4) Der Versuch, die Gesetzgebung dahin zu beeinflussen, daß für die Verbilligung des Bieres unter gleichzeitiger starker Erhöhung der Branntweinsteuer gesorgt wird;

5) Strengste Enthaltung von allen Deklamationen und Lamentationen; Verbreitung zweckdienlicher aufklärender Schriften unter absoluter Vernichtung der bis jetzt herausgegebenen, die sämtlich im Traktätchenstile gehalten sind, so daß sie entweder abstoßend oder lächerlich wirken müssen;

6) Offene Anerkennung eines bestehenden berechtigten Bedürfnisses, narkotische Stoffe zu genießen, das schließlich nicht ganz auszurotten sein wird, unter gleichzeitiger stärkster Betonung der absoluten Schädlichkeit fortgesetzten gewohnheitsmäßigen Alkoholgenusses.

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister! heißt ein wahres Wort; möchte sich die Alkoholgegnerbewegung auf das Notwendige und Erreichbare beschränken, die heilsamen Folgen würden auch in Deutschland nicht ausbleiben.

Jedes Zuviel aber ist wie immer so auch hier vom Uebel, — es tötet.

Kapitalbildung.

Von Dr. L. Kapenstein (Charlottenburg).

In dem ganzen Kulturbereich der menschlichen Gesellschaft giebt es keine Einrichtung und keine Erfindung, die, wenn sie ihren Ursprung und Zweck im Menschen haben, nicht auch mit den elementarsten Gesetzen ihres inneren und äußeren Wesens in der Natur des Menschen wurzelten. Wie alle wirtschaftlichen und sozialen Institutionen einem Keime entsprungen sind, der in irgend einer Furche der Menschennatur ruht, so lassen sie sich niemals ganz von diesem Mutterboden trennen, selbst wenn sie so gewachsen sind, daß sie mit ihrer Krone weit in die Unendlichkeit der Zeit und des Raumes hineinragen.

Will man diese Einrichtungen und Erfindungen zu verstehen suchen, so darf man ihren Ursprung nicht vergessen, und wenn man sieht, wie sie dem menschlichen Organismus entsprießen, wenn man sieht, wie innig sie mit allem, was Mensch ist, verwachsen sind, so wird man nicht nur die Notwendigkeit ihrer Existenz begreifen, es wird auch auf alles Zweifelhafte und Unbegreifliche in ihrem Wesen, das uns mit seinen Problemen quält, ein klärender Lichtstrahl fallen. Aus diesem Grund wäre es zu wünschen, wenn der Nationalökonom immer auch ein feinsinniger Kenner des menschlichen Organismus und der menschlichen Seele wäre; denn diese müssen ihm als Führer zur Wahrheit dienen, die er niemals aus dem Auge verlieren darf. Er darf niemals vergessen, daß alle wirtschaftlichen und sozialen Institutionen durch den Menschen und wegen des Menschen da sind. So einfach und klar dieses Verhältnis erscheint, so oft wird es übersehen; denn das Einfache ist natürlich dasjenige, worauf der Forscher immer zuletzt als Erklärungsgrund schwieriger Probleme verfällt. Dem Wissensdrang des Menschen haben die Sterne und ihre Gesetze von jeher näher gelegen, als die Erkenntnis des eigenen Wesens.

Die einfachen Werkzeuge, die der primitive Mensch als Hilfsmittel seiner Arbeit vorfand oder herstellte, lassen durch ihre Form erkennen, daß sie in Nachahmung menschlicher Organe gebildet wurden. Bedeutet doch Organon im Griechischen sowohl Körperglied wie Werkzeug.

Der Vorderarm mit zur Faust geballter Hand ist das Urbild des Hammers, der sich dann weiter zum Beil und zur Axt entwickelt; „der gestreckte Zeigefinger mit seiner Nagelschärfe wird in technischer Nachbildung zum Bohrer; die einfache Zahnreihe findet sich wieder an Feile und Säge, während die greifende Hand und das Doppelgebiß in dem Kopf der Zange und in den Backen des Schraubstockes zum Ausdruck gelangt."

„So quillt ein Reichtum von Schöpfungen des Kunsttriebes aus Hand, Arm und Gebiß. Der gekrümmte Finger wird zum Haken, die hohle Hand wird zur Schale; im Schwert, im Speer, im Ruder, in der Schaufel, im Rechen, im Pflug, im Dreizack hat man die mancherlei Richtungen des Armes, der Hand und ihrer Finger, deren Anpassung auf die Jagd-, Fischfang-, Garten- und Feldgeräte sich ohne besondere Schwierigkeiten verfolgen läßt. Wie der Griffel ein verlängerter Finger, so ist die Lanze eine Verlängerung des Armes, dessen Kraftwirkung sie steigert, indem sie mit der Distanzverkürzung die Erreichbarkeit des Zieles erhöht, ein Vorteil, der durch Freigebung des Speeres im Wurf sich noch vervielfacht.*)"

So erscheinen die ersten Werkzeuge als eine Verlängerung, Verstärkung und Verschärfung leiblicher Organe.

Sie deuten an, was als Ziel aller technischen und wirtschaftlichen Entwickelung zu betrachten ist, nämlich: die Vervielfachung der Kraft, mit der die menschlichen Organe ihre Bewegungen ausführen, die Vergrößerung ihrer Wirkung in Zeit und Raum. Es giebt keine Maschine, und sei sie das kunstvollste Produkt moderner Technik, die nicht ihr Urbild in der Technik des menschlichen Körperbaus hätte, und die nicht als eine unbewußte Nachahmung und Ergänzung eines menschlichen Organes angesehen werden könnte. Die feinsten Instrumente der Optik und Akustik sind nach denselben technischen Prinzipien hergestellt, die dann später in dem Bau des Auges und des Ohres entdeckt wurden.

So erscheint schließlich alles, was im Dienste des Menschen arbeitet, als eine Erweiterung seiner Persönlichkeit, als eine objektive Wiederholung seines eigenen Wesens. Der Schöpfergeist des Menschen reproduziert im Werkzeuge, in der Maschine und in den wirtschaftlichen Vorgängen sein äußeres und inneres Sein.

Er vervielfältigt damit seine Kraft und seine Geschicklichkeit, um dadurch die elementaren Gewalten der Außenwelt überwinden zu können. Je vollkommener er nun seine eigenen Organe und seine ganze Persönlichkeit ausbildet, um so vollkommener und großartiger werden auch die Hilfsmittel, die er in unbewußter Nachahmung derselben schafft, und um so sicherer kann er den elementaren Gewalten gegenübertreten, die seiner Kraft Schranken setzen und seine Existenz beständig bedrohen.

Wie jede wirtschaftliche Erscheinung, so wurzelt auch der Kapitalisationsprozeß tief im Innern der menschlichen Natur.

Der Kapitalisationsprozeß besteht in der Bildung von Kapitalien, in der Entwickelung der Produktionskräfte, in der Sammlung überschüssiger Werte, um durch ihre Verwendung die Ergiebigkeit der wirtschaftlichen Betriebe zu steigern.

Jeder von uns hat wohl schon die peinliche Erfahrung gemacht, wie hilflos wir erscheinen, wenn wir die ersten Versuche in der Erlernung irgend einer Kunstfertigkeit machen

*) Ernst Kapp, Grundlinien einer Philosophie der Technik, Braunschweig 1877. S. 43, 45.

Digitized by Google

wollen. Es macht den Eindruck, als ob nicht ein Organ unseres Körpers dem Befehl unseres Willen gehorchen wolle, als ob die Schwierigkeiten unüberwindlich seien. Nehmen wir als einfaches Beispiel das Klavierspiel.

Mit angespanntester Aufmerksamkeit muß derjenige, der zum ersten Male seine Finger auf die Tasten setzt, jeder Bewegung derselben folgen. Man beobachte nur, wieviel Zeit und Sammlung der Lernende aufwendet, bis er sicher ist, welche Bewegung er zur Wiedergabe einer Note ausführen soll, und wie er sie dann mit der ganzen Wucht seiner Muskelkräfte vollzieht. Erleichtert atmet er auf, nachdem er dieses große Werk vollbracht hat, nur um bei dem Spiel der nächsten Note wieder ganz dieselbe Mühseligkeit zu durchleben. Der Ton klingt hart und stumpf, der Takt scheint in eine wilde Wüstenei sämmtlicher Zeitmaße aufgelöst zu sein — all das kümmert den Spieler nicht, der froh ist, wenn es ihm glückt, den richtigen Ton zu treffen. Nach einer kurzen Uebung empfindet er so heftige Muskelschmerzen, fühlt er sich so matt, als ob er die schwerste körperliche Arbeit vollbracht hätte. Der Fortschritt geht nun in der Weise vor sich, daß die Muskeln sich lösen und geschmeidig werden, daß die Finger ihre Bewegungen selbständig und unwillkürlich ausführen, ohne daß der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen wird, daß die geistige und körperliche Spannung und Anstrengung, die die Technik des Spiels erfordert, immer mehr nachläßt. In dieser Weise wird der Geist frei, sich in die Schönheit der Komposition zu versenken und sie im Ton und Tempo zu immer vollendeterem Ausdruck zu bringen. Im letzten Grunde beruht alles geistige Leben auf der Virtuosität der Bewegung — wenn man auch den Kausalzusammenhang zwischen Denken und Nervenbewegung ebensowenig begreifen wird, wie den Zusammenhang zwischen der duftigen, sonnengetränkten Blüte und der im Dunkel der Erde sich bergenden Wurzel. Bei der Erlernung jeder anderen Kunstfertigkeit wiederholt sich ungefähr immer dieselbe Erfahrung, die wir beim Klavierspiel gemacht haben. Es ist damit der Prozeß der Kapitalisation gekennzeichnet wie er in der Seele des Menschen vor sich geht. Von den ersten unbeholfenen Handgriffen des Anfängers bis zur vollendetsten Kunstleistung des Meisters führt eine Entwicklungsreihe, die uns zeigt, wie der Mensch durch ständige, regelmäßige Uebung in dem Gebrauche bestimmter Organe den Grad der Virtuosität erreicht. Je höher er in dieser Entwicklungsreihe steigt, je unwillkürlicher die Bewegungen werden, um so mehr bethätigt sich seine Kapitalisationskraft. Schließlich überschreitet sie die Schwelle des menschlichen Bewußtseins, sie tritt aus dem Innern des Menschen heraus, um sich in einem Werkzeug, einer Maschine zu verkörpern, die das Bewegungsideal verwirklicht. So erscheint der äußere Kapitalisationsprozeß als eine direkte Fortsetzung desjenigen, der sich im Menschen selbst vollzieht. In der Aneignung und Entwickelung von Fähigkeiten erlangt der Mensch ein Kapital, aus dessen Erträge er die Kosten seines Lebens bestreitet und das Leben seiner Mitmenschen bereichert. Die Möglichkeit dieser Kapitalisation ist die Voraussetzung jedes Fortschritts, ohne sie findet der Mensch in seiner Arbeit keine Befriedigung, ohne sie hat sein Wohlbefinden keine sichere Grundlage und bietet ihm die Zukunft und das arbeitsunfähige Alter eine trostlose Aussicht. Er muß empfinden, wie mit jeder Uebung, mit jeder Arbeit seine Kräfte wachsen, seine Fähigkeiten sich entwickeln, und der Ertrag seiner Thätigkeit zunimmt.

Man sieht, wie sehr das Wohlbefinden, die Zufriedenheit und das Glück des Menschen von der Bethätigung seiner Kapitalisationskraft abhängig ist.

Die ganze Geschichte der Zivilisation ist ein immer weiter schreitender Kapitalisationsprozeß; denn von Geschlecht zu Geschlecht vererbt sich ein steigendes Kapital an Fähigkeiten, Erkenntnissen, Erfindungen, an Instrumenten, Institutionen, an allerlei Kulturerrungenschaften, wodurch das erbende Geschlecht zu immer höheren und vollkommeneren Leistungen ausgerüstet wird. Der Geist der Menschheit wird immer freier und immer mächtiger in der Ueberwindung elementarer Gewalten.

So liegt in dem Kapitalisationsprozeß das Gesetz jeder menschlichen Entwicklung begründet.

In der Volkswirtschaft kommt es vor allem darauf an, daß jedem Einzelnen die Gelegenheit geboten wird, seine Kapitalisationskraft uneingeschränkt zu bethätigen und zum höchsten Ausdruck zu bringen; denn darauf beruht die steigende Ertragsfähigkeit der Wirtschaft, ohne die eine wachsende Bevölkerung nicht leben kann. Die Voraussetzung hierfür ist aber, daß in der Volkswirtschaft die Arbeitsteilung und die auswärts steigende soziale Klassenbewegung durchgeführt ist und ungehemmt vor sich gehen kann. Die Arbeitsteilung ermöglicht es allein, daß jeder sich nach Talent und Neigung einem Berufe widmen kann, in dem er durch fortgesetzte Uebung und gewissenhafte Erfüllung der täglichen Pflichten seine Kapitalisationskraft bethätigt, um schließlich mit einem Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen bei Ausübung seiner besonderen Anlagen den höchsten Grad seiner persönlichen Leistungsfähigkeit zu erreichen. Seiner Leistungsfähigkeit muß aber auch der wirtschaftliche Ertrag seiner Arbeit und die soziale Schätzung und Würdigung, die ihm zu Teil wird, entsprechen. Er muß in demselben Grade, in dem sein persönlicher Kapitalisationsprozeß fortschreitet, auf der sozialen Stufenleiter emporklimmen, um die Früchte dieses Prozesses pflücken zu können. Daher darf die aufwärts steigende soziale Klassenbewegung in keiner Weise gehemmt sein. Weil indessen zu keiner Zeit die Arbeitsteilung völlig durchgeführt ist, weil die individuelle Berufswahl niemals ganz frei ist und weil die Klassenbewegung durch rechtliche und soziale Schranken immer vielfach unterbrochen wird, so wird auch der Kapitalisationsprozeß selten ohne Störung verlaufen und häufig ein vorzeitiges Ende erreichen. Da aber, wie ich gezeigt habe, die Bethätigung der Kapitalisationskraft einem tiefbegründeten Bedürfnis der menschlichen Natur entspricht, so wird seine Nichtbefriedigung immer eine schwere Schädigung der individuellen Persönlichkeit und des sozialen Organismus herbeiführen. Es ist der letzte Grund, woraus in jedem Jahrhundert aufs Neue die soziale Frage entsteht: daß ein großer Teil der Bevölkerung seine Kapitalisationskraft nicht bethätigen kann. Der Einzelne muß die Gelegenheit haben, durch seine Arbeit seine Fähigkeiten immer mehr zu entwickeln, seine Arbeitsleistung zu immer höherer Vollkommenheit zu bringen, in gleichem Verhältnis den Ertrag seiner Arbeit zu steigern und seine Stellung in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung zu verbessern. Fehlt dem Arbeiter diese Gelegenheit, kann er sein Kapitalisationsbedürfnis nicht befriedigen, so schleicht sich die Unzufriedenheit in sein Herz, die als soziale Frage den Bestand der Gesellschaft bedroht. Man verkennt durchaus das eigentliche Wesen der sozialen Frage, wenn man glaubt, daß sie in der Ungleichheit des Besitzes ihren Ursprung habe. Daraus kann sie nun und nimmermehr entstehen; denn diese Ungleichheit entspricht ja nur der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der individuellen Kräfte, wodurch die Arbeitsteilung möglich und notwendig wird, wodurch das Leben so mannigfach an Reiz, Schönheit und Reichtum gewinnt. Nein, nicht aus der Ungleichheit des Besitzes entspringt die soziale Frage, sondern daraus, daß einem großen Teil des Volkes und besonders den Arbeitern jede Möglichkeit entzogen ist, ihre Kapitalisationskraft zu bethätigen oder die Früchte derselben zu ernten. Die soziale Frage hat keinem Jahrhundert gefehlt, in unserer Zeit tritt sie aber aus dem Grunde mit besonderer Gewalt auf, weil der größte Teil der Bevölkerung durch die Ausdehnung der Großindustrie heute in den Arbeiterstand hineingedrängt wird, ohne irgend welche Aussicht zu haben, jemals darüber hinaus-

Digitized by Google

ansteigen. Der Arbeiter hat häufig seinen persönlichen Kapitalisationsprozeß schon mit dem 20. oder höchstens 25. Lebensjahre beendet. Ehe er die volle Kraft und Blüte seines Mannesalters erreicht hat, ist für ihn die Entwicklung schon abgeschlossen. Da er nicht hoffen kann, seine wirtschaftliche und soziale Stellung zu erhöhen, fehlt ihm jede Veranlassung und jeder Reiz, seine Fähigkeiten weiter auszubilden.

Und selbst die spärlichen Früchte, die er schon geerntet hat, werden ihm oft genug durch Unterbrechungen seines Kapitalisationsprozesses, die durch Krankheit, Unfall, Arbeitsmangel veranlaßt werden, noch geraubt. Wie trostlos dürftig und traurig erscheint aber das spätere Leben und besonders das Alter demjenigen, der seinen Kapitalisationsprozeß schon in so jungen Jahren und in so unvollkommener Weise abschließen muß, wie muß ihn das Bewußtsein niederdrücken, daß es für ihn keine Zukunft giebt und wie leicht kann ihn die Verzweiflung zum verderblichen Feinde der Gesellschaft werden lassen!

Darin liegt der eigentliche, wraltte Kern der sozialen Frage und daraus ergiebt sich auch ihre Lösung. Sie kann nur in der Weise erfolgen, daß Staat und Gesellschaft diejenigen Veranstaltungen in immer größerer Vervollkommnung herstellen, die es selbst der untersten Schicht der Bevölkerung ermöglichen, das persönliche Kapitalisationsbedürfnis bis zur vollen Entfaltung der individuellen Anlagen zu befriedigen.

Man hört so häufig, daß der Sozialismus das Kapital bekämpfe und daß Kapital und Arbeit natürliche Gegensätze und ewige Feinde seien. Das ist natürlich Unsinn; denn wäre der Sozialismus wirklich so unvernünftig, was nicht der Fall ist, das Kapital aus der Welt schaffen zu wollen, so müßte er zunächst das Kapitalisationsbedürfnis aus der Seele des Menschen ausrotten. Gelänge ihm das, so hätte er damit zugleich die Vernichtung aller menschlichen Existenz und ihrer Entwicklung erreicht und dann wäre es auch mit dem Sozialismus und seinem Siegungsmarsch in den Zukunftsstaat vorbei. Kein, Kapital und Arbeit sind keine Gegensätze oder sollten wenigstens keine sein; ist doch die Kapitalisation das wesentliche und unterscheidende Merkmal aller menschlichen Arbeit. Es kann daher nicht das Endziel der sozialen Bewegung sein, solche Gegensätze künstlich zu schaffen, oder sie dort, wo sie leider schon bestehen, noch zu erweitern; nein, sie kann nur das e i n e Ziel verfolgen, aller Arbeit, die heute noch nicht kapitalbildend ist, die Kapitalisation zu ermöglichen.

Je mehr die Volkswirtschaft kapitalisiert, um so größer wird die Produktivität der Arbeit, und um so mehr Kräfte werden frei für die Bethätigung des Menschen auf allen Gebieten höherer Kultur. Auch in der Volkswirtschaft wie im einzelnen Menschen wird der Geist durch den Kapitalisationsprozeß entbunden. Er schafft Raum, Freiheit und Kraft für die höheren Aufgaben der Menschheit. Die Idee des Genies wird in der Form des Kapitals verkörpert und trägt für alle Zukunft Zins- und Zinseszins. Das Kapital ist es allein, das in der Volkswirtschaft der geistigen Arbeit ewige Dauer verbürgt. Das Kapital bietet allen die Möglichkeit, daß die Erwerbungen des einen Geschlechts von dem folgenden vermehrt werden; es sichert die Kontinuität und den Fortschritt der Entwicklung. Diesem Umstand verdanken wir es, daß wir heute mit den Kapitalien, die wir von ungezählten Generationen ererbt haben, Riesenwerke vollbringen können.

Streiflichter.

Das Dresdener Urteil in dem Löbtauer Krawallprozeß ist jetzt von dem amtlichen „Dresdener Journal" mit der Urteilsbegründung veröffentlicht worden. Warum die Oeffentlichkeit bei der Verhandlung ausgeschlossen wurde, ist danach noch immer nicht zu verstehen, wohl aber beweist die nachgeholte nachträgliche Veröffentlichung der Begründung, wie schwer sich alle Geheimniskrämerei in solchen Fällen rächt. Wer nämlich nun Einblick in die Vorgänge erlangt, die zu der schweren Verurteilung geführt haben, der wird allerdings zugeben müssen, daß die Geschworenen leicht zu einem Schuldig unter Ausschließung mildernder Umstände kommen konnten (und wir stehen nicht an, unsere Ansführungen über einen wahrscheinlichen „Fehlspruch" der Geschworenen in Nr. 7 der Zeitschrift an dieser Stelle entsprechend zu korrigieren), und er wird auch die Höhe des Strafmaßes zwar beklagen, aber doch begreiflich finden. Im Interesse des Ansehens der Rechtspflege ist es indessen sehr zu bedauern, daß einerseits überhaupt durch das anfängliche Verstockspiel eine agitatorische Fruktifizierung des Urteils ermöglicht wurde, und daß ferner die Anwendung des höchsten Strafmaßes nebst der Verfagung mildernder Umstände mit berührender Regelmäßigkeit gegenüber Arbeitern zu Tage tritt, während Polizeibeamte, wie in Eisleben, und Gefängnisaufseher, wie zuletzt in Stettin, wegen ähnlicher empörender Mißhandlungen mit geringen Geld- oder Gefängnisstrafen davonzukommen pflegen. Der Vorwurf einer „Klassenjustiz" ist ein so mäßiglich schwerer, daß die sorgfältigste Vermeidung auch des flüchtigsten Scheines davon zu den vornehmsten Pflichten der Justizverwaltung gehören sollte.

* * *

Verantwortlichkeit. Zu wie hohem Maße der wahre Wert politischer Einrichtungen von der sittlichen Bildung der Persönlichkeiten abhängt, die sie anzuwenden berufen sind, dafür giebt uns die jüngste Zeit immer neue Proben. Vor kurzem erst wiesen wir auf die merkwürdige Anslegung hin, die der Präsident des deutschen Reichstages der verfassungsmäßig garantierten Redefreiheit der Volksvertreter zu Teil werden ließ. Danach dürften hochwichtige Reden und Worte, deren Widerhall bis in die entlegenste Hütte eines deutschen Gebirgsörthens oder Fischerdorfes dringt, die von Alt und Jung, Hoch und Niedrig vernommen und in vertrautem Kreise nachhaltlos besprochen werden, nur an einer einzigen Stelle nicht zum Gegenstande einer Besprechung gemacht werden — und diese einzige Stelle sei eben die Tribüne der deutschen Volksvertretung! Heute verdanken wir wiederum einem Minister, dem Freiherrn von der Recke, eine neue Belehrung, und zwar über den Sinn der Ministerverantwortlichkeit. Offenbar herrschen in den Köpfen des niederen Volks noch sehr „ungeklärte Vorstellungen" davon. Wir glauben stets die ethische hohe Bedeutung der Ministerverantwortlichkeit darin erblicken zu müssen, daß nicht nur die Person des Königs aus dem Streite der Parteien ferngehalten und durch seine „Diener" gedeckt werden sollte, sondern daß diese Diener, die ja gewissermaßen doch auch Diener des Volkes sein sollten, auch dem Volke Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen geben müßten. Freilich hat der preußische laudenlahme Konstitutionalismus es bisher weder zu einem Einfluß auf die Ministerernennungen und Verabschiedungen, noch zu einem wirklichen Ministerverantwortlichkeitsgesetz gebracht. Da ist es denn kein Wunder, wenn sich die Interpellationen aus dem „hohen Hause" zu einem sehr kindlichen Frage und Antwortspiel entwickelt haben. Der Herr Minister läßt sich beispielsweise fragen, warum er nichts zur Beschleunigung der Berliner Oberbürgeranlegenheit thue, warum ein so merkwürdiger neuer Schießerlaß nötig geworden wäre — dann erhebt er sich und erklärt den auf hochpolitische Offenbarungen lauschenden Volksvertretern: „Ich antworte. Hört ihr nicht, wie ich antworte? Ich bin wirklich der einzige Verantwortliche in dieser Sache. Geändert wird natürlich nicht ein Titelchen. Aber ich bin mit meiner konstitutionellen Pflicht der Verantwortlichkeit voll bewußt. Das ist meine Antwort." Sprichts und setzt sich auf seinen

Digitized by Google

alten Platz. Und wir Thoren hatten geglaubt, daß eine Antwort auf die Sache eingehen müßte! Volksvertreter haben eben nichts zu fragen, und die Regierung hat nichts zu sagen. Wir aber halten diese Auffassung der Verantwortlichkeit für — unverantwortlich.

Prolog

von Arthur Pfungst

(gesprochen bei der Trauerfeier für Moritz von Egidy am 5. Februar in Hamburg).

Dem Wand'rer gleich, der seine Straße zieht,
Durch Wiesen, Wald und das Gestänb' der Heide,
Und der nicht weiß, daß Alles um ihn flieht —
So ziehen sorglos wir durch unser Leben.
Dem Wand'rer gleich, der in Gewitternacht
Die Eiche fallen sieht im Sturmeswe'n
Und bebend schreckt zurück vor jener Macht,
Die auch das Herrlichste läßt unterged'n —
So hemmen wir die Schritte tief bekümmert,
Wenn das Geschick ein Herrliches zertrümmert.

Wir alle hemmen heute uns're Schritte,
Auf uns'rer Seele lastet schwer ein Bann,
Riß doch mit rauher Hand aus uns'rer Mitte
Das bräu'nde Schicksal unsern besten Mann;
Ihn, der nach eig'nen Sternen blickte auf,
Weil er nach neuem Glanz Verlangen trug.
Der stolz sich baute auf ein neues Haus,
Nachdem sein altes er in Trümmer schlug.
Wir denken sein — doch ach, wer kann ermessen
Was wir, was unser Volk an ihm besessen?

In eine Zeit gestellt, wo ängstlich, scheu
So viele steh'n vor selbstgeschaffnen Schranken,
Hat er voll Wahrheitsmut, sich selber treu,
Verkündet seine lodernden Gedanken.
Er hat gesprochen, wo so Viele schwiegen,
Denn ihn erbarmte der Gewissen Not
Er wollte unter neuen Zeichen siegen,
Von neuer Sehnsucht war sein Herz durchloht —
Ihn trieb's im Kampf mit feindlichen Gewalten
Ein bess'res Reich auf Erden zu gestalten.

So mancher dünkt sich klug, wenn er verhüllt
Sein Denken sorglam vor der großen Menge,
Wenn er die Wahrheit, die sein Herz erfüllt,
Verschließt in seines eig'nen Busens Enge.
Weich' traurig Schicksal in dem kurzen Leben,
Der uns verlieh'n kurzen Spanne Zeit
Das höchste Gut auf Erden hinzugeben
Für ird'sche Güter von Vergänglichkeit!
Der edle Kämpfer, den wir jäh verloren,
Er hat sich and're Güter auserkoren!

Sein Ohr vernahm das Weh'n der neuen Zeit,
Das Tausende zu deuten nicht verstanden,
Es fand ihn hoffnungsreich und kampfbereit
— Im Geist sah er gelöst der Menschheit Banden.
Er war die Memnonssäule, die erklang,
Als ihn des neuen Morgens Strahl berührte —

So kam's, daß er vom Völkerfrühling sang,
Daß er in Nacht und Eis sein Wehen spürte,
Daß er mit treuem Auge unter'm Schnee
Die Veilchen keimen sah und grünen Klee.

Das treue Aug' erlosch für immerdar,
Das mitleidvoll sah auf das Weltgetriebe,
Und nicht mehr schlägt das Herz, das selig war
Im Glauben an das Reich der Menschenliebe.
Doch ist der edle Held im Kampf gefallen
Eh' er gesch'n das neue Reich hinleben
— Es sind so Viele, die begeistert wallen
Dorthin, wo er gesucht der Menschheit Frieden. —
Er ruft uns zu: „Kommt, wartet meiner Saaten,
Wer mich geliebt, der ehre mich durch Thaten."

Sprechsaal.

Erlauben Sie mir eine kurze Antwort auf die Worte Mr. Salters in Nr. 6 der E. K.:

Wenn ich mich gegen die Gewaltpolitik gewendet habe, so wollte ich damit nicht die Frage der Kasuistiken oder gesetzlichen Autorität in die Diskussion ziehen, sondern ich besprach nur diejenige Gewalt, welche die menschlichen Angelegenheiten durch das Recht der Faust entscheidet. Ich maße mir nicht an, ein Urteil zu fällen über die Motive, welche das amerikanische Volk zu dieser Art von Gewaltpolitik getrieben haben; persönlich bin ich mit Mr. Salter überzeugt, daß in ihr hohem Maße ideelle Beweggründe mitgewirkt haben.

Es handelt sich aber in unserer Meinungsverschiedenheit viel weniger um eine Frage der sittlichen Beweggründe, als vielmehr um ein sozialwissenschaftliches Problem: Können wir wirklich das Recht des Schwächeren dauerhaft sicherstellen, daß wir zu seinen Gunsten das Recht des Stärkeren proklamieren und auf diese Weise der Methode der Vergewaltigung aufs neue eine Art moralischer Weihe geben?

Es scheint mir höchst gefährlich, zu sagen: „Gewiß, der Krieg ist schlecht, aber diesmal ging es nicht anders." Wir Deutsche haben leider eine größere Erfahrung in der ganzen Tragödie der idealistischen Gewaltpolitik als das amerikanische Volk. Und wir sagen ihnen aus unserer tiefsten eigenen Not heraus: Woher wißt Ihr, daß es nicht anders ging? Habt Ihr denn wirklich mit ganzer Energie und Umsicht alle anderen Wege versucht? Hat Eure Diplomatie wirklich konsequent im Sinne der höheren Kultur gerebet und gehandelt??

Was wollen wir denn überhaupt noch in dieser Welt des Mißtrauens und der Gewalt, wenn wir uns auf die Seite derer stellen, die unserm ganzen eigenen Wirken ihren Zweifel an der menschlichen Natur entgegenhalten?

Wenn ich im Ernst glaubte, daß in irgend einer menschlichen Streitfrage durch Vernunft, edle Hilfe und leidenschaftslosen Zuspruch nichts auszurichten sei und nur die blutige Gewalt übrig bliebe — dann würde ich überhaupt an der tiefsten Mission der ethischen Bestrebungen verzweifeln und eine Stelle in der Armee oder in der Flotte annehmen. Aber ich glaube vielmehr: Wenn in irgend einem Falle die fragliche Methode nicht zu wirken scheint, so liegt das am Ergieher und nicht an dem, welcher erzogen werden soll. Und je näher der Stock dem Erzieher liegt, je mehr wird er verlucht sein, nach diesem Augenblicksmittel zu greifen, statt die Methoden seiner geistigen und sittlichen Einwirkung einer Revision zu unterziehen.

Das alles gilt gerade für „die gegenwärtigen Lebensbedingungen." Großmut und Güte fanden niemals einen so fruchtbaren Boden, als es die furchtbare Not und Verwicklung der Gegenwart ist.

Fr. W. Foerster, Zürich.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Februarprogramm.

Sonntag, den 26. Februar, Abends 7 Uhr, im Schultheiß Restaurant, Neue Jakobstr. 24/25. Geselliger Abend. Rezitation von Herrn G. Cabanis.

Gäste stets willkommen. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Graphologie (Handschriftenbeurteilung).

Prospekt frei. Das Urteil 1 Mk. Prospekt frei.

Elisabeth Braun, Berlin C., Rathausstraße 1.

Vortragszyklus.

Ueber

„Praktische Sozialpolitik unter ethischen Gesichtspunkten"

wird Herr **Privatdozent Dr. Jastrow** im März drei Vorträge halten, und zwar am **Donnerstag, den 16., Dienstag, den 21.** und **Dienstag, den 28. März,** Abends 8½ Uhr im Lesesaale der D. G. E. K., Berlin N., Zirgelstr. 10/11, 2. Tr. r.

Bestellungen auf Eintrittskarten für den ganzen Zyklus: Mitglieder der D. G. E. K. 1 Mk., Nichtmitglieder 1,50 Mk. werden schon jetzt vom Unterzeichneten, sowie in der Buchhandlung von Schweitzer und Mohr, Poldamerstr. 42, entgegengenommen.

Bureau der D. G. E. K., N., Zirgelstr. 10/11.

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9993.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 4. März 1899. | Nr. 9.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

„Humanität und Zivilisation". Von Prof. Bolin. — Friedrich Spielhagen. Von Dr. Houben. — Zur Erwerbsfähigkeit der Dame. Von Anna Hellmann. — Streiflichter: Die Entwicklung des preußischen Volksschulwesens. Kolonialsystem und Militarismus. — Bücherschau. — Eingegangene Schriften.

„Humanität und Zivilisation".*)

Von Prof. W. Bolin (Helsingfors).

Anläßlich der vor kurzem veröffentlichten „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß dieses Buch, bestimmt von der Jugend verschlungen zu werden, nachteilig auf deren sittliche Gesinnung wirken könnte, weil die Worte „Humanität" und „Zivilisation", wo sie vorkommen, nie anders als im Sinne der unbedingten Verspottung und der hohlen Phraseologie erwähnt werden. Hierdurch könnte, meint man, dem fragwürdigen Ideal der soldatischen „Schneidigkeit" mit allen seinen Auswüchsen ein bedenkliches Uebergewicht als Ausdruck des Nationalcharakters zufallen, was schwerlich als wünschenswert anzusehen wäre. Mit dem Verhalten des erlauchten Autors zu jenen inhaltsschweren Worten hat es seine Richtigkeit; daß aber die Wirkung davon die befürchtete sein müsse, läßt sich dem Zusammenhange, worin jene Anführungen stattfinden, nicht unbedingt entnehmen. Die Ironie, womit vorliegendenfalls die Ansprüche der Humanität und Zivilisation als unabweisbare bezweifelt werden, ist hier nicht nur Ausdruck einer „von sich selbst durchdrungenen, kraftstrotzenden Persönlichkeit", die bei ihrem Wirken und Denken, sich „Jenseits von Gut und Böse" bewegt; es zeigt sich darin auch eine tiefe Wahrheit, die als solche zu erkennen dem jugendlichen Sinne bei richtiger Urteilsfähigkeit nur förderlich sein kann.

Die hierauf bezügliche Hauptstelle findet sich im zweiten Bande des Werkes (S. 102 ff.), wo es sich um die Frage handelt, ob der exfolgreiche Krieg gegen Frankreich durch entschiedenes Vorgehen gegen Paris und dessen eventuelle Beschießung zu einem raschen Abschlusse zu führen, oder dieses, „aus humanitären Gründen" zu vermeiden und eine freiwillige Kapitulation der Hauptstadt abzuwarten sei. Jede Bevorzugung eines Verhaltens im letztgenannten Sinne steht aber unter der Herrschaft eines Gefühlseinflusses, der den Thatsachen und dem mittels des Krieges zu erreichenden Zwecke gegenüber keinerlei Berechtigung hat. Wo die Waffen das Wort führen, haben nicht nur die Gesetze, sondern auch die Gemütseingebungen der Ethik zu schweigen, wenn anders, wie es ja die betreffende Sachlage damals mit sich gebracht, die Entscheidung obschwebender Fragen der Waffengewalt anheimgestellt worden. Ward der Krieg solcherart gutgeheißen, so ist alle Einmischung eines „Besseren" als ein ihm Feindliches zurückzuweisen, so zweifellos es auch sein mag, daß Humanität „besser" ist als Krieg und dieser, von ihrem Standpunkte aus, allemal als ein Uebel zu bezeichnen sein wird. In diesem unabwendbaren Widerspruche wurzelt die Ironie, womit Bismarck die „humanitären" Gegenforderungen abwehrt, und mit welchem Recht er dies thut, wird aus seiner Darstellung in belehrendster und überzeugendster Weise ersichtlich.

Es war ihm einzig darum zu thun, die Vorteile der deutschen Waffenerfolge nicht dem durch sie heraufbeschworenen Neid der übrigen Mächte die sich zu Friedensvermittlungen zwischen den Kämpfenden erboten, nutzlos preiszugeben. „Eine Einmischung konnte nur die Tendenz haben", heißt es sehr richtig, „uns Deutschen den Siegespreis vermittels eines Kongresses zu schmälern." Daß Bismarck die hierbei stattgehabte Berufung auf die „Interessen der Zivilisation" unter Hinweis auf eine dem Feinde gegenüber zu übende Schonung als „menschenfreundliche Heuchelei" seitens der Kongreßlustigen bezeichnet, entspricht zweifellos eben so genau der Wahrheit wie seine Auffassung, daß „die Gefühle der Franzosen über die erlittene Niederlage keineswegs weniger bitter sein würden", wenn ihnen die von den Neutralen geforderte Rücksicht geschenkt worden wäre. Was auch die Ethik gegen den Krieg und die damit zusammenhängenden Gräuel einzuwenden haben mag, sie wird dem vorliegendenfalls befolgten Verhalten des Kanzlers, auf Beschleunigung eines entscheidenden Vorgehens gegen Paris zu dringen, ihre Zustimmung nicht versagen dürfen. Besser als die vom Humanitätsgerede der Neutralen mehr oder weniger Bethörten, die mit einem wohlfeilen Edelmut seine Verfügungen zu meistern sich erlaubten, vertrat er damit wahrhaft humanitäre Interessen von unmittelbar thatsächlicher Bedeutung. Gegen die nur „scheinbarer Menschenliebe" entstammende Befürwortung eines geduldigen Abwartens der freiwilligen Uebergabe der französischen Hauptstadt machte er nämlich, neben der Bedrohung der Siegeserfolge durch einen Friedenskongreß, die Gefahren für den Gesundheitszustand des deutschen Heeres unter den Beschwerden eines sich ungewöhnlich hart anlassenden Winters geltend und knüpfte hieran mit Recht die Frage, ob das Herbeiführen der Uebergabe von Paris durch Hunger statt durch Geschütze als „der menschlichere Weg" zu be-

*) Zur Ergänzung der nachfolgenden Ausführungen sei auf die beiden Artikel über Bismarck in Nr. 32 und 40 der E. K. hingewiesen.

Digitized by Google

trachten sei. Diese zwei Punkte ins Auge gefaßt zu haben, wird die Ethik dem Kanzler hoch anrechnen müssen.

Allerdings war der Kanzler bei diesen Erwägungen vorwiegend von der den echten Staatsmann auszeichnenden Voraussicht geleitet, welche bei ihm, wie der Erfolg zeigte, eine durchweg überlegene war, unbeirrt von bloßen Gefühlsregungen zu Gunsten imaginärer, den thatsächlichen Verhältnissen in keiner Weise gerecht werdender Vorzüge. Jedem unbefangenen Gemüt wird hierbei unbedingt einleuchten, um wieviel „anbächtig schwärmen" leichter ist, als im Bereich der Wirklichkeit das richtige Thun zu erfassen und durchzusetzen. Ueber die wahrhafte und wandellose Bedeutung von „Humanität und Zivilisation" zu belehren, konnte füglich nicht die Aufgabe jener Aufzeichnungen sein; auf den Mißbrauch dieser Schlagwörter hingewiesen zu haben, kann aber doch wohl nicht gut als erzieherisch nachteilig beanstandet werden. Zudem fehlt es dem Buche nicht an bedeutsamen Ausführungen, wo der geniale Realpolitiker mit seinem ganzen Verhalten durchaus auf seiten echter „Humanität und Zivilisation" steht, freilich ohne sich ausdrücklich auf sie zu berufen.

In glänzendster Weise bewährte sich das im Kriege 1866, Gegen seinen König und die ihn beeinflussende Militärpartei hielt Bismarck unentwegt an der äußersten Schonung Oesterreichs fest. Statt diesem ein dauerndes Revanchebedürfnis zu hinterlassen, wie solches bei den seitens der Siegerpartei demselben zugedachten Demütigungen unfehlbar sich eingestellt hätte, drang er vielmehr darauf, daß der Sieger sich die Möglichkeit einer baldigen Aussöhnung mit dem Gegner wahre Für Deutschlands Zukunft erwies sich auch die von ihm empfohlene Mäßigung als durchaus heilsam, weil jede andere Behandlung Oesterreichs dasselbe zur Bundesgenossenschaft mit Frankreich wie auch mit jedem andern Gegner Deutschlands genötigt haben würde. Die Ethik kann sicherlich nur ihre volle Zustimmung geben zu dem gewichtigen Einwand, den der Kanzler bei dieser Gelegenheit den Annexionsgelüsten des Königs entgegenstellte. Er sei'nerseits hatte behauptet: der Hauptschuldige könne doch nicht ungestraft ausgehen, die Verführten dagegen möge man leichter davon kommen lassen. Groß und wahr erinnerte Bismarck hiergegen: „Wir haben nicht eines Richteramts zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben; Oesterreichs Rivalitätskampf gegen uns ist nicht strafbarer als der unsere gegen Oesterreich, unsere Aufgabe aber ist Herstellung oder Anbahnung deutschnationaler Einheit unter Leitung des Königs von Preußen." Nicht minder ethisch bedeutsam ist Bismarcks entschieden ablehnendes Verhalten gegen einen um Mitte der siebziger Jahre innerhalb militärischer Kreise in Anregung gebrachten Ueberfallskrieg gegen Frankreich, angeblich „zur Sicherung" der in vorhergegangenen Feldzuge erworbenen Vorteile. Wie damals die Verlogenheit der humanitären Phraseologie anläßlich der nötig gewordenen Bezwingung von Paris, bekämpfte er hier den siegestrunkenen Chauvinismus der deutschen Militärpartei, allerdings zunächst im Interesse einer gesunden Politik, womit er aber zugleich den Anforderungen echter Humanität vollen Genüge that: was im großen und umfassenden Sinne nützlich und recht, ist ja zugleich auch gut.

Schließlich ward das Buch selbst im Hinblick auf die höchsten Ideale der Gesittung verfaßt. Diese mußte Bismarck vor Augen haben, wenn er sein Wirken und Thun am Maßstabe der Geschichte gemessen sehen wollte, der ja mit den Anforderungen der Humanität und Zivilisation durchaus zusammenfällt. Nicht als „Uebermenschs", der eine eigene Herrenmoral für sich beanspruchte, tritt er hier entgegen, sondern als Einer, der sein Wollen und Vollbringen als das richtige und das größte Heil bewirkend angesehen haben möchte. Daß er hierauf den größten Nachdruck legt, und die bisweilen anfechtbaren Mittel, die dabei in Anwendung gekommen, verschweigt, statt seine berufsich oft bewährte Dialektik zur Rechtfertigung und rechtshaberischen Umdeutung dessen zu verwenden, was die objektive Geschichtsforschung seinen eigenen Darlegungen ergänzend und berichtigend wird entgegenstellen müssen, darf wohl auch als ein ethisch zu billigendes Verhalten bezeichnet werden. In der Weise, wie er sein Ich und seine Thaten fortan aufgefaßt sehen wollte, liegt, scheint es uns, das Bestreben ausgedrückt, sich der großen Liebe und Anerkennung würdig zu zeigen, die ihm namentlich nach seinem Rücktritt so reichlich zuteil geworden. Und diese Liebe wurzelt in „Humanität und Zivilisation", sonst hätte sie keinen Sinn. Wenn die heute allerdings mehr als wünschenswert gehegte und gehätschelte „Schneidigkeit" nur sonst nicht auf Kosten der Humanität und Zivilisation dem heranwachsenden Geschlecht beigebracht wird, sind diese Ideale seitens des großartigen Werkes, womit die Weltlitteratur in unseren Tagen bereichert worden, sicherlich keiner Gefährdung ausgesetzt.

Friedrich Spielhagen.

Von Dr. Heinr. Houben.

So ein siebzigster Schriftstellergeburtstag ist nicht in jeder Beziehung erfreulich. Denn unter den zahlreichen Gratulanten, die bei dieser Gelegenheit ihre Karten in Gestalt von Feuilletons und Leitartikeln abgeben zu müssen glauben, sind immer eine ganze Anzahl, denen es geht wie Reuchen im „Freischütz", daß sie statt eines Myrthen- einen Rosmarinkranz bringen; die Glückwunschadresse wird ihnen unter der Hand zum Nekrolog, um nur ja nicht den Irrtum aufkommen zu lassen, als ob ein hohes Alter auch ein hohes Verdienst verbürge. In solchen Dilemma ist dann die Technik des Tischredners noch immer die beste, der, um dem Vorwurf der Liebediennerei zu entgehen, sich einen einzelnen Zug des Gefeierten bei Seite nimmt, von dem sich wirklich manches Gute sagen läßt.

Friedrich Spielhagen ist einer von den Dichtern, die schon dem Schüler durch einen regelmäßigen Zufall in die Hände kommen und einen ganz bestimmten Reiz auf ihn ausüben. Die große Welt tritt hier dem Knaben oft zum ersten Male entgegen, eine ungeahnte Weite des Blicks thut sich vor ihm auf, und eine Fülle hoher Gedanken, mächtiger Probleme strömt auf ihn ein. Ich möchte fast behaupten, daß die Lektüre Spielhagenscher Romane die Berufswahl manches Gymnasiasten bewußt oder mehr noch unbewußt entschieden hat. Dieser erzieherische Einfluß unseres Schriftstellers entstammt dem sozialen Grundzug aller seiner Werke, sozial im weitesten Sinne des Wortes und es ist nicht ohne Interesse, dieses auch für die Wertschätzung Spielhagens hochwichtige Motiv in seiner Entwicklung heranreifen zu sehen.

Spielhagen wird in diesen Tagen vielfach mit Karl Gutzkow zusammen genannt werden und gewiß nicht mit Unrecht. Durch Gutzkow wurde er wie so viele andere junge Dichter in die Litteratur eingeführt. Zwar war die Veröffentlichung seines Romeranfsatzes in den „Unterhaltungen" noch kein nennenswerter Schritt zum Parnaß, aber jeder junge Schriftsteller weiß, wie die Feder zur Schwinge wird augenblicksschnell, sobald sie ein auch nur schwaches Lüftchen wohlwollenden Entgegenkommens zu greifen glaubt. Und für Spielhagen hatte, wie er selbst erzählt, Gutzkows Bereitwilligkeit noch die tiefere Bedeutung, daß sie in letzter Stunde den Glauben des Vaters an die Zukunft des aufgegebenen Sohnes wieder aufgerichtet hat.

Spielhagen wehrt sich dagegen, ein Nachahmer Gutzkows genannt zu werden, da er zu der Zeit, als er die „Problematischen Naturen" schrieb, die Werke seines Vorgängers fast noch gar nicht gekannt habe. Aber beide haben dieselben

Digitized by Google

Ziele gehabt und darin hat sich dieser mit jenem eins gewußt. Das zeigt sich schon in dem ganz äußerlichen Umstand, daß Spielhagen einer der wenigen war, die den Mut besaßen, zu Gunsten Gutzkows gegen die Grenzbotenklique Freytag-Schmidt aufzutreten und andererseits vielleicht der einzige ist, der meines Wissens von Gutzkow nie angegriffen wurde, wenigstens nicht in seinen Schriften. Und das will viel heißen. Selbst in der letzten Schrift „Dionysius Longinus", wo Gutzkow mit der mütenden Gereiztheit kränkelnden Alters so ziemlich alle lebenden Schriftsteller über die Klinge springen ließ, sie alle auf einen großen Inder setzte, wird der Name Spielhagen nicht genannt.

Zweckos ist es von Nachahmung zu sprechen, wo eine Erscheinung gleichsam in der Luft liegt. Der Zeitroman ist keine Kunstform, die sich aus sich selbst gebiert; sie wächst organisch heraus aus dem, wovon sie den Namen trägt. In Zeiten des Uebergangs, der allgemeinen Auflösung, wo alle Kräfte des Volkes und des Einzelmenschen in einem sozialen, ethischen und politischen Chaos hin und herwogen, wie dies in der Mitte des Jahrhunderts der Fall war, da sind es, wie Gutzkow sagt, „die Missionare der Freiheit und des Glaubens an die Zeit ihren Gemeinden schuldig, ihnen zu zeigen, wie die ganze Fülle des Lebens von ihrem neuen Lichte beschienen sein kann und wie es sich noch mit den alten Lungen athmen lasse, überall, in jedem Winkel Gottes, den der neue Lustzug der Idee, der Pfingstzeit neues Windeswehen bestreicht." Als eine Pflicht empfinden sie das Bedürfnis, prüfend die Summe der waltenden Kräfte zu ziehen, wie der Kaufmann, der sein Vermögen in große Unternehmungen gesteckt hat, seine Bilanz zieht, um den Ausgang berechnen zu können. Und siehe da, es entstand ein allerdings einfeitiger Roman „Soll und Haben"; die Zeit war selbst eine problematische, keiner Lage gewachsen und in keiner ihr Genüge findend, und es entstanden die „Problematischen Naturen". All diesen wogenden Kräften ihr Geheimnis abzulauschen, sie in ein einziges Strombett zu lenken, das allerdings in einen noch unbekannten Ozean sich ergießen sollte — 18?? ist das Schlußkapitel des „Zauberers von Rom" überschrieben — schuf Gutzkow seine „Ritter vom Geist", mehr dem Trieb des Propheten und Reformators als dem des Künstlers folgend. Diese Brüder Wildungen, dieser Prinz Egon von Hohenberg sind problematische Naturen, sie waren in der Zeit gegeben, und dem, der die Zeit studierte, mußten sie sich loslösen aus der großen Masse, ohne daß man von Nachahmung im strengen Sinne reden kann. Und Spielhagen studierte die Zeit wie einer, und diese Vertiefung in die großen Erscheinungen des Lebens weckte in ihm wie in Gutzkow das Bestreben, der Poesie eine gewaltigere Aufgabe zuzuführen, als die Sorge für die Form. Mit Geringschätzung sah Gutzkow auf den Dichter herab, der seine Gedanken in lyrischen Gedichten ausspielte. In der Hoffnung, daß sich aus dem fruchtbaren Samen die Blüte schon von selbst entwickeln werde, streute er seine reiche Gedankenfaat aus und schuf mit der fieberhaften Rastlosigkeit, die seinem Wesen eigen war. Wer im Aufsteigen die Leiter erst bauen muß, vermag noch nicht auf der Sprosse zu stehen, die er zuletzt eingefügt.

Das gewaltige Problem des Zeitromans künstlerischer gefaßt zu haben, ist das Verdienst Spielhagens. Er schuf mit einem gelänterteren Formsinn, den er durch Jahre hindurch allmählich ausgebildet, Homer und Goethe ständig vor Augen, ehe er das fließende Erz in die Form goß. Gutzkow hatte schon seit seinem zwanzigsten Jahre in erschöpfender Fülle aus dem Schacht seines Geistes Erz und Schlacken zu Tage gefördert, als er die „Ritter vom Geist" schrieb. Spielhagen hatte, einer innern Mahnung folgend, den Strom lange Jahre aufgestaut, bis er schließlich gewaltsam die Dämme durchbrach.

In der Technik ist Spielhagen seine eigenen Wege gegangen. Der Roman des „Nebeneinander", für den sich Gutzkow vom Professor Gervinus ein „literarhistorisches Patent" erzwingen wollte, widerstrebte dem jüngern Künstler. Aber der großen Aufgabe, die Gutzkow für den Roman in Anspruch nahm, hat er sich mit Begeisterung geweiht.

Worin bestand nun diese Aufgabe? In der Vorrede zu den „Rittern vom Geist" entwickelt uns Gutzkow sein Programm. Er wußte wohl, „es giebt Dichter, die mit einem Wassertropfen die Welt abspiegeln; und noch mehr solche, die glauben, diesen Wassertropfen zu besitzen. Er ging auch hinaus vor's Thor und nahm von der Flur einen Thautropfen, der glänzte in der Sonne — grün — aber die Welt ist blau. Ein anderer glänzte blau — aber die Welt ist rot. Ein dritter glänzte gelb und grün, und die Welt schillert jetzt in allen Farben. Es ist nichts mehr mit dem Thautropfen, dachte er. Es muß mehr sein und etwas Anderes." Und so ging er hin und schrieb für diejenigen, die da sagen: „Eine Nacht, um ein zweckloses Märchen zu hören, die hab' ich nicht, aber tausend und eine Nacht, die hätt' ich und schenke sie dem, der sie im Scherze lehrend auszufüllen versteht!"

Ein Teil der modernsten Litteratur ist wieder zu jenem Thautropfen zurückgekehrt, ja sie behütet ihn eifersüchtig vor den Strahlen, die sich aus der umgebenden Welt in ihm brechen wollen, und begnügt sich damit, an diesen kleinen Atomen die Gesetze der Flüssigkeit und der Schwere zu studieren Mit einem fast statistischen Eifer stürzt sie sich auf das Individuum, je kleiner, je besser, und jedes Bestreben, dem literarischen Schaffen eine breitere Grundlage zu geben, wird abgethan mit dem Verdammungsurteil: Tendenz! Tendenz! Der Tod aller Kunst! Die reflgnierte Mahnung Uriel Acostas „Ueberhöre die Fragen, die das Leben an Dich stellt", ist ihr zur Losung geworden. Das Evangelium l'art pour l'art erstickt jede künstlerische Wirksamkeit im großen Stile, während doch das oft zitierte Schillersche Wort „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten" geradezu wie eine Aufforderung zur Tendenz klingt.

Da ist denn freilich Spielhagens Programm ein anderes. In der modernen Stizzenlitteratur begegnet man so oft dem Auge, das „nach innen zu blicken scheint." Das ist ein charakteristisches Bild für ihre ganze Richtung. Aber dem Romandichter imponiert mehr das freiblickende Auge, das mit einem einzigen Aufschlag der Wimpern bis zum Horizonte schweift „Es ist nicht wahr," ruft Spielhagen, „daß der Roman das Volk nur bei der Arbeit aufzusuchen hat; das Leben besteht nicht blos aus Arbeit, jedenfalls ist sie nicht blos in den Komptoiren eines Kaufhauses oder dem Studierzimmer des Gelehrten zu finden. Es ist nicht wahr, daß der Roman vor der Politik Halt machen muß, weil es nicht möglich sei, in der politischen Sphäre die dichterische Objektivität zu bewahren." Ueber das ganze Leben will Spielhagen das goldne Netz der Poesie ausbreiten, eine Weltanschauung soll sie offenbaren, genau das, was Gutzkow mit seinen „Rittern vom Geist" gewollt hat.

Spielhagens ganze Entwicklung, wie er sie uns selbst in seinem Buche „Finder und Erfinder" zerlegt, hat diesen Zug ins Große, diese Neigung zur Tiefe. Mit vier Jahren schon ein nachdenklicher Frager, der mit seinem Wissenwollen seine Umgebung zur Verzweiflung brachte, war der Formtrieb in dem heranreifenden Jüngling nicht stark genug, sich an den zahlreichen Originalen, die das Stralfunder Philisterleben bot, nachschaffend zu versuchen. Der Mangel jeder geistigen Regsamkeit, die Beschränktheit ihres Gesichtskreises, das völlige Fehlen jedes sozialen Gemeinsamkeitsgefühls, jeder Spur von Weltanschauung machte dem Knaben schon diese allein in ihrem physischen Dasein aufgehenden Biedermänner reizlos. Die Abneigung des Vaters gegen alle Poesie erklärt der Sohn aus dem Bewußtsein, „daß man Werke der Kunst

Digitized by Google

nicht nur nicht produzieren, sondern auch nicht genießen und würdigen kann, wenn man nicht mit dem vollen Strom der Zeit schwimmt" und um den Preis, auf die große Weltbühne zu verzichten, hätte er die stille Klause des Dichters nicht eingetauscht. Opponiert er doch selbst gegen das Wort seines Goethe: „Es bildet ein Talent sich in der Stille." „Auch das Talent", sagt Spielhagen, „muß aus dem Strom der Welt in vollen Zügen schöpfen dürfen, oder es wird in sich selbst verkümmern, anderenfalls, wenn es dazu zu kräftig ist, doch erst auf einem weiteren Umwege zu seinem Ziele kommen."

Diese fortwährende Probe auf den geistigen Gehalt der Erscheinungen trübte ihm sogar die Harmlosigkeit der Studentenjahre. Er hatte schon zu tief „in die Breite des Menschentreibens" schauen dürfen, als daß er sich darin behaglich auszuleben gemagt hätte. Auch an der Revolutionspolitik der vierziger Jahre beteiligte er sich nicht, obgleich Karl Schurz ihm nahe stand und er Lassalle bewunderte; sie war ihm zu wenig — wissenschaftlich. „Jeder that mit, der ein Verlangen nach solcher Motion spürte. Von einem theoretischen Studium und praktischer Durcharbeitung war keine Rede." Von der Revolution selbst wurde er wohl innerlich ergriffen, aber sie vermochte ihn nicht fortzureißen, sie schien ihm nicht tief und ernst genug, ein „Flackerfeuer". Form und Inhalt stimmten ihm nicht zusammen. Zu Freiligrath und Heine zog ihn allerdings der „Duft des Modernen, des Aktuellen," obgleich er die eigentliche politische Lyrik noch nicht verstand, und als er zum ersten Male Bulwer las, fühlte er instinktiv, daß die Gesellschaft, die der Engländer schilderte, aus demselben Boden erwachsen war, dem er später einmal den Stoff für seine Phantasiegebilde fast ausschließlich entnehmen würde. Was der in drei Fakultäten umherirrende Student erstrebt, war ein Erfassen und Begreifen des ganzen modernen Lebens, ehe er sich an die poetische Wiedergabe wagte. Alles in sich aufnehmen und lernen, denselben Trieb sehen wir bei Gutzkow in fast eigensinniger Weise ausgebildet.

So trieb er eine Art literarischer Sammelpolitik und glückliche Zufälle erleichterten ihm die Erfüllung des Spinozaschen Satzes „Suum esse conservare". Nicht zu unterschätzen ist die materielle Sorglosigkeit der Jugend, ohne die auch Goethe nicht der erhabene Olympier geworden wäre, und man muß sich wohl hüten, das Glück des Zufalls zu einem Grundsatz umschaffen zu wollen. Auch Spielhagen hat ein gütiges Geschick gewährt, mit Muße sein Sein, seine Kraft, die Summe aller Fähigkeiten und jede einzelne Fähigkeit bis zu der erreichbaren Grenze auszudehnen, aber er hat sich der Gunst Fortunas würdig erwiesen, indem er das Recht dieser inneren Ausbildung mit der Gewissenhaftigkeit der Pflicht ausübte.

Aus dieser seiner universellen Entwicklung heraus erklärt sich dann Spielhagens Abneigung gegen den „Fanatismus des Details". Er begrüßt die Erweiterung des Stoffgebietes in der modernen Litteratur durch die Aufnahme des vierten Standes, nachdem solange fast nur die obern Zehntausend litteraturfähig gewesen. „Es soll willkommen sein, wer immer den Horizont, den der Roman bis jetzt umspannte, ausdehnt, wie er zurückgewiesen werden muß, der ihn uns einzuschränken versucht." Aber die einseitige Bevorzugung der neuen Stoffe, die Vorliebe an der Naturgeschichte dieser einzelnen Erscheinungen, losgelöst aus ihrer Umgebung, widerstrebt ihm. „Jedes Ereignis, auch das kleinste, ist die Wirkung einer unzähligen Menge von Ursachen," sagt er in seiner ersten Novelle „Clara Vere", und deshalb reizt es ihn, das Entstehen seiner Probleme und Charaktere aus Lebensbedingungen herzuleiten, aus allgemeinen Kulturzuständen. Er betrachtet den Einzelnen auf der großen Folie der Gesamtheit, generell, nicht individuell, „als aus dem fortwährenden und sich im Laufe der Zeit stets vervielfältigenden Kontakt mit seinesgleichen zu stande gekommenes Produkt." Die Menschheit gilt ihm als ein Wesen, das Spinozas Forderung „Suum esse conservare", den Grundsatz seiner eigenen Selbsterziehung, befolgt, jede Kraft spielen läßt und im Spiel und Widerspiel dieser Kräfte bis an die äußerste Peripherie ihrer Machtsphäre zu dringen versucht. Deshalb verurteilt er die moderne Sucht zu individualisieren, weil sie sich nicht in den Dienst der Sache stellt, die „recht betrachtet und recht geübt, eine höchste der Menschheit ist," der Unterordnung des Individuellen unter das Generelle. So wurde er Typist statt Individualist, und in der „mikroskopischen Kunst" der Gegenwart sieht er „den hippokratischen Zug einer beworstehenden Auflösung deutlich ausgeprägt.

Man kann mit Spielhagen über die Verbindung seiner Weltanschauung mit seiner künstlerischen Technik gewiß streiten. Aber bei der Beurteilung eines Dichters kommt es zunächst nicht auf das Was an, sondern auf das Wie. Zweifellos hat die Schriftstellerei Spielhagens ebenso wie die Gutzkows etwas Lehrhaftes. Er stimmt Horaz bei, der das prodesse über das delectare stellt, und so wird er Moralist. Er verweigert dem Dichter nicht das Recht, Unmoralität und Niedertracht zu schildern, wenn er die dadurch erzeugte abstoßende Wirkung auf andere Weise zu „kompensieren" versteht, „indem er darauf hinweist daß „in dem Systeme der menschlichen Dinge der Sieg nicht den guten, wohl aber unzweigerlich dem Guten gehöre." Die Berechtigung dieser ethischen Momente der Dichtung steht bei ihm so fest, daß er auch in seinen Werken sich stets bemühte, die „Sache so zu wenden", daß der „Glauben an das unablässige Fortschreiten der Menschheit zu höherer Entfaltung ihrer Kräfte auch in Sitte und Sittlichkeit" nicht verloren gehe.

Eine weitere Folge dieses sozialen Zuges in Spielhagens Entwicklung aber ist das Bedürfnis nach einem Publikum. Die Rolle des einsamen Dichters, mit der so viele Modernen kokettieren, gefällt ihm nicht; „wer etwas zu erzählen hat, muß Menschen haben, denen er erzählt; und kommen sie nicht von selbst, muß er sie suchen gehen.

Zu Spielhagen sind sie von selbst gekommen, mit einem Schlage pilgerten sie plötzlich zu ihm hin wie zu einer Wunderquelle, und dieser Beifall der Menge, der nicht so ganz zu verachten ist, wie manche glauben machen wollen, mag dem Dichter selbst das Bewußtsein seines inneren Wertes retten. Die Form verwelkt, aber der Geist geht auf als ein Atom in der großen Entwicklung der menschlichen Erkenntnis. Und wohl dem, der sich rühmen kann „von der großen Schuld der Zeiten" nur ein Sandkorn abgetragen zu haben.

Zur Erwerbsfähigkeit der Dame.

Von Anna Hellmann (Danzig).

Es war etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als ein französischer Arzt die Forderung aufstellte: es sei das Recht der Arbeit als ein freies Recht und unveräußerbares Eigentum jedes Menschen zu betrachten. Ein Jahrhundert verging, da ertönte dieselbe Forderung wieder, auf die an Zahl größere, die weibliche Hälfte der Menschheit beschränkt. „Die Arbeit, die Grundlage der ganzen neuen Gesellschaft ist die Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechtes", so lautete die erste Kundgebung des ersten deutschen Frauentages, Oktober 1865. „Wir nehmen das Recht der Arbeit in Anspruch und halten es für notwendig, daß alle der weiblichen Arbeit im Wege stehenden Hindernisse beseitigt werden."

Ein Kampfeswort war gesprochen worden. Kampf um bessere Arbeitsbedingungen für die Frau, Kampf auch um das Recht aller Frauen auf lohnbringende Arbeit ging daraus hervor.

Digitized by Google

Weite Kreise wollten es der „Dame“ streitig machen. Je deutlicher sich Freund und Feind der Wichtigkeit des angezweifelten Rechtes und seiner Folgen für das wirtschaftliche Leben der Gemeinschaft bewußt wurden, desto heftiger entbrannte die Fehde, in welcher der Standpunkt, der das Gerichtsfeld bedingt, die Gegner scheidet. Die Einen, im gelehrten Rüsteug, sehen gleichsam aus der Höhe auf den Schauplatz der Arbeit herniedet; dort, wo sich mit jedem Schritt der Blick weitet und das Entfernte näherrückt, wo das Kleine verschwindet und das Große sich zu einem Gesamtbilde von erhebender Wirkung eint, ist ihr Bereich. Die Anderen, denen nicht die Wissenschaft, sondern die Erfahrung die Waffen zureicht, haben festen Fuß im flachen Lande des Alltags gefaßt, dort, wo sich dem Auge alles aufdrängt, was ihm doch oben die wohlthätige Ferne verschleiert. Es nimmt in der Nähe das Enge, Kleine, Herzbedrückende wahr, die Zwerge, die eigentlich Riesen sind; es sieht die gegebenen Verhältnisse, wie die Praxis sie nur allzu oft in der Wirklichkeit ausprägt: sei es, im scharfen Gegensatz zur Theorie, sei es, indem sie verzerrt zur Darstellung bringt, was rein und schön gedacht war.

Theorie und Praxis, sie sind es, die sich bei der Frage, ob die Dame erwerbsthätig sein dürfe, hart bekriegen. Die Anhänger der ersteren stützen sich auf den Grundsatz, daß „jede Beschränkung des weiblichen Arbeitsangebots die Konkurrenznot der Frauen steigere, während jede Ausdehnung und Erweiterung ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit sie mildere.“*) Die andere Partei läßt die nächterne Thatsache reden, daß in der Gegenwart und auf absehbare Zeit hinaus der Arbeitsmarkt der gebildeten Frau nur eine kleine Insel im weiten Gebiet der Erwerbsthätigkeit darstellt. Und sie fügt mit Nachdruck hinzu, daß, solange der vorhandene Raum bei weitem nicht für die besitzlose Tochter des Mittelstandes ausreiche, eine Vermehrung des Arbeitsangebotes durch die wohlbehauste Konkurrentin grundsätzlich zu verwerfen sei.

Es ist der soziale Abstand zwischen Wohlhabenheit und Mittellosigkeit bei durchschnittlich gleichem Bildungsgrade, der hierbei in Frage kommt. Er fällt weniger ins Auge als die Kluft zwischen Reich und Arm, zwischen Bildung und Unwissenheit, aber er ist in seinen Wirkungen nicht zu verkennen. Wohlstand hat auf sicherem Boden neben dem Reichtum gebaut, so dicht, die Gärten stoßen aneinander. Mittellosigkeit dagegen ist nicht so weit von der Armut entfernt, daß sie nicht immer unter sich in der Tiefe ihre Wasser rauschen hörte, aber sie ist in dem hier angedeuteten Sinne nicht gleichbedeutend mit Armut selbst.

Als wohlhabend erscheint darnach, wer in der Gegenwart in geschertem Behagen lebt und — nach menschlichem Ermessen — einer nach allen Seiten vor Daseinsfragen geschützten Zukunft entgegengeht. Es sind die Leute, die, wie der Volksmund es nennt, mit dem silbernen Löffel im Munde geboren werden und gegründete Aussicht haben, in solcher intimen Beziehung zu dem schätzbaren Inventarstück bis an ihr Lebensende zu bleiben. Mittellos dagegen ist, wer sich aufs äußerste zu schaffendem Fleiß und strenger Sparsamkeit genötigt sieht, falls er sich den bescheidenen Anstand der Lebenshaltung sichern will, der für den Gebildeten so notwendig ist, wie Licht und Luft. Die Leute sind's, die den Groschen ein paarmal umdrehen müssen, ehe sie ihn ausgeben, sie, die seit ihrer Jugend an das nachdenkliche Wort gewöhnt sind: „Unsere Verhältnisse erlauben das nicht.“

Unsere Verhältnisse! fürwahr, ein fester Zaun um einen engen Garten. Aber kein Trauerlied ist auf sie angestimmt, im Gegenteil. Unschließt doch der Zaun — wenn der Boden gut ist — das Glück in der Beschränkung, das Glück treuer Zusammengehörigkeit der Familienglieder. Hier ist's, wo die Freude am Kleinen gedeiht und neidlose Genügsamkeit; hier ist das helle Lachen zu Hause und das fröhliche Singen bei der Arbeit. Denn die Arbeit, die steht als das Selbstverständliche inmitten des kleinen Flecks Erde, sie ist der Baum, der Frucht und Schatten giebt, der Baum, auf dessen Zweigen die Vögel singen, von Hoffnung klingt's und — von Sorge. Von Hoffnung, nicht auf goldene Zeit, nur auf einen friedlichen Lebensabend in anständig dem gewohnten Rahmen — auf ein Alter ohne Verzweiflung, ohne die Not ums Brot. Doch es mischt sich in die frohe Botschaft ein zitternder Klang: Und wenn es anders wird? wenn alles Mühen nicht zum Ziele führt, wie dann?

Als Sorgenbrecher hat die Berufsarbeit feste Wurzeln im Leben des Mittellosen geschlagen, aber wie eine graue Flechtenrinde klammert sich die Sorge an Stamm und Aeste. Sorge vor Krankheit, die vor der Zeit erwerbsunfähig macht, Sorge vor Arbeitslosigkeit, die fleißige Hände wider deren Willen lahmlegt, Sorge vor Lohndruck, der die Einnahme schmälert, so daß sie nicht weiter als für die Gegenwart reicht.

Aber das Zittern und Zagen vor drohenden Möglichkeiten „wendet kein Elend“. Ein besseres Mittel dazu ist, das Seine für die Zukunft zu thun, indem man, so lange es noch Tag ist, rüstig schafft und spart und als das Kapital, das solche Zinsen trägt, dem jungen Nachwuchs schon früh die Arbeit übergiebt, und zwar den Mädchen wie den Buben. „Unsere Verhältnisse“ haben auf eigene Hand Frauenfrage getrieben, lange ehe diese in den Vordergrund des öffentlichen Interesses trat. Man sagte den Töchtern nicht: „Ihr werdet heiraten,“ sondern: „Wenn ihr erst groß sein werdet, so müßt ihr euch euren Lebensunterhalt selbst verdienen.“ Und so wuchsen sie, ohne daß ihre Jugendlust dadurch verkümmert ward, in dem einfachen Pflichtbewußtsein heran: „Sobald wir aus der Schule sind, werden wir einen Beruf erlernen.“

Die Wahl beschränkte sich auf die üblichen Fächer, denen sich die überwiegende Mehrheit der gebildeten mittellosen Mädchen noch heute mit Vorliebe zuwendet. Die Zahl dieser Berufe war gering und es zeigte sich bald innerhalb ihrer Grenzen ein steigendes Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage.

Diese unleugbare Notlage wurde bekanntlich der Kernpunkt, aus dem die Frauenfrage hervorging. Sie hat aus „unseren Verhältnissen“ ihren Ursprung genommen. Um der Tochter des besitzlosen Mittelstandes Brot zu verschaffen, ward zuerst der Ruf erhoben, daß dem weiblichen Geschlecht die Arbeit freigegeben werde.

Die fortschreitende Entwickelung der Frauenfrage hat im Lauf der Zeit die innere Bedeutung dieser Forderung verändert. Sie galt allmählich nicht allein mehr der um ihre Existenz ringenden Frau; das Ziel wurde menschlicher, schöner — es wurde weiter gesteckt „Arbeit für alle, die arbeiten wollen“, hieß es fortan und: „Eine jede soll arbeiten.“

Aber ach! Der Adler nahm den Zaunkönig nicht auf seine Schwingen. Die Theorie rief die Geister und das praktische Leben gab den freien Spielraum für sie nicht her. Was thun? Warten, bis die auf bessere Arbeitsbedingungen gerichteten Bestrebungen endlich durchdringen und die Gebiete der Arbeit dem Menschen ohne Unterschied des Geschlechts freistehen werden?

Cunctators-Weisheit! Man ist ihr im Zeitalter des Velocipeds nicht hold. Anstatt auszuharren, pflanzte man die Fahne der Zukunft auf die Schranken des jetzigen Marktes für weibliche Arbeit und verkündete laut: „Allen Frauen, auch den begüterten, ist der Zugang eröffnet.“

Seltsam! Bewegungsfreiheit wollte man der gebildeten und mittellosen Berufsarbeiterin schaffen und ver-

*) „Darf die Dame erwerbsthätig sein?“ von Dr. L. Katzenstein. Novemberheft 1898 der „Frau.“

Digitized by Google

engte ihr den Raum. Man wollte ihre Last erleichtern und vermehrte statt dessen den Druck. Welch ein Widerspruch!

Der Versuch, ihn zu klären, leitet zunächst auf eine Erscheinung hin, die im sozialen Kampf eine weit größere Rolle spielt, als ihr gemeinhin zuerkannt wird. Es ist das Nichtwissen um die Lage des Andern, das irrtümlich vielfach als Härte oder gar Gewissenlosigkeit gedeutet wird, während es im Grunde oft genug auf ein Nichtkönnen zurückzuführen ist: auf einen Mangel an Anpassungsfähigkeit der Gedanken, weil das eigene millieu zu der Hand geworden ist, von der es heißt, daß niemand aus ihr herauskam.

So fällt es erfahrungsgemäß der mit Glücksgütern gesegneten Frau im Allgemeinen schwer, sich den richtigen Begriff von der Lebensweise der Armut zu bilden, die im anständigen Kleide geht; mehr noch, für die feineren Abstufungen, die der Unterschied an Besitz in den gebildeten Klassen hervorbringt, versagt ihr Erfassen oftmals ganz. Sie überschätzt die Mittellosigkeit entweder nach der Seite der Armut oder unterschätzt sie nach der ihrer eigenen Lebenshaltung hin.

Ein beredtes Zeugnis für dies Nichtwissen giebt, um ein Beispiel anzuführen, die große Schaar der darbenden invaliden Heimarbeiterinnen, die als Näherin, Schneiderin, Putzmacherin oder dgl. während langer Jahre der Familie und dem Hause treu gedient haben, ohne sich durch ihre rastlose Arbeit einen anderen rechtlichen Anspruch als auf Tagelohn zu erwerben. „Wüßten" die begüterten Frauen, so würden sie nicht anders können, als sich von Ort zu Ort die Hand zu einem Bund der Altersfürsorge für diese Unglücklichen zu reichen, deren alte Tage so ungeschützt vor Mangel sind, wie die kahlen Aeste eines Baums auf freiem Felde gegen den Winterstrom. Nach oben fehlt, so lange die Frauenwelt nicht aller Orten zu dem Ehrenamt der städtischen Armenpflege herangezogen wird, der großen Mehrzahl die Gelegenheit zu dem intimen Einblick in derartige Verhältnisse, der es den Vielen unerträglich machen würde, das Alterselend braver, um das Haus verdienter Arbeiterinnen noch länger in ihrem Umkreis zu dulden.

Das soziale Nichtwissen der begüterten Frau kommt noch in anderer Weise die Entwicklung ihres Solidaritätsgefühls. Wie es sie einerseits, angesichts der Armut im anständigen Kleide, zu einem Unterlassen führt, so veranlaßt es sie andererseits, der gebildeten mittellosen Geschlechtsgenossin gegenüber, auf dem Gebiet der Erwerbsthätigkeit zu einem Handeln; es läßt sie, die zur Arbeitsgeberin berufen ist, ohne Scheu in die dicht gedrängten Reihen der Arbeitsnehmerinnen treten.

Weshalb thut sie es?

Die Frauenfrage giebt die Antwort darauf. Sie will brachliegende Kräfte zum Segen der Einzelnen und der Gemeinschaft freimachen und sie erkennt als den Weg dazu die Schulung durch streng geregelte Arbeit. Sie sieht die Unbeständigkeit des Schicksals und fordert, daß jede Frau ohne Unterschied einen Beruf erlerne, um in sich gefestet und ruhig dem Walten unfaßbarer Mächte gegenüberzustehen. Elise Orzeszko, die polnische Dichterin, hat in ergreifender Weise die Notlage der bisher versorgten Frau geschildert, der das Schicksal die Existenzmittel entzieht und sie zwingt, für sich und ihre Kinder Brot zu schaffen, ohne daß sie dieser Aufgabe durch einen in der Jugend erworbenen Beruf gewachsen ist. Die Töne, die sie in ihrer Erzählung „Ein Frauenschicksal" anschlug, mahnten unabweisbar an die Elternpflicht, den Töchtern ein tüchtiges Können ins Leben mitzugeben — als Wehr und Waffen gegen ein feindliches Geschick, als Stab, der sie stützt, wenn der Weg rauh für sie wird, als Kapital, das stand hält, wenn Geld und Gut zerstiebt.

Wahrlich, der Ruf war nicht zu überhören! Er wurde, wie recht und billig, von einsichtigen Eltern befolgt. Gleich dem jungen Mädchen des Mittelstandes unterzieht sich heutzutage auch die junge Dame vielfach der Berufsausbildung. Falls die Neigung sie nicht zum Studium führt oder ein großes Talent ihr den Freibrief zur Kunst giebt, widmet sie sich den gebräuchlichen Fächern, die für die Töchter aus „unseren Verhältnissen" am meisten in Frage kommen. Sie lernt, mit gesammelter Energie, angestrengt auf ein Ziel hinarbeiten; erreicht sie es, indem sie alle damit verknüpften Bedingungen erfüllt, so hat sie zugleich zweifellos das Recht erlangt, in ihrem Beruf erwerbsthätig zu sein. Das Kapital, das zuverlässiger ist als Geld und Gut, es ist ihr Eigentum geworden, Wehr und Waffen zum etwaigen Kampf gegen das Schicksal sind geschmiedet.

Doch sieh! Das Schicksal bleibt aus.

An dieser Stelle ist der verhängnisvolle Kreuzungspunkt, wo sich von der bisherigen geraden Straße ein viel betretener, weit vom eigentlichen Ziele führender Seitenweg abzweigt. Die Betrachtung stellt sich ein, daß ein Kapital, das keine Zinsen trägt, tot daliege. Weshalb nicht ernten, wo man redlich gesäet hat? Ist doch ein jeder Arbeiter seines Lohnes wert.

Und so, in dem Bewußtsein, daß es ihr gutes Recht sei, Geld durch ihren Beruf zu verdienen, greift die junge Dame aus wohlhabendem Hause wohlgemut nach dem Stab, der dazu dienen sollte, sie auf rauhen Lebenspfaden zu stützen und benützt ihn auf ebener Bahn. Voll freudigen Stolzes auf ihre errungene Selbständigkeit it, tritt sie in die engen Schranken, die das Feld der weiblichen Arbeit einschließen — tritt sie in die Schranken mit der Unbemittelten, die sich, auf ihre Erwerbsthätigkeit angewiesen, gleich ihr etwa dem Lehrfach auf irgend einem Gebiete oder dem Kunstgewerbe in einem seiner verschiedenen Zweige gewidmet hat. Gleiche Kenntnisse und Leistungen vorausgesetzt — wer von den beiden hat mehr Aussicht, Nachfrage für ihr Arbeitsangebot zu finden: die eine, die selbst innerhalb der arbeitgebenden Kreise steht und durch zahlreiche Fäden mit ihnen verknüpft ist? Oder die andere, die weder einen in der Gesellschaft bekannten Namen trägt, noch einflußreiche Gönner in ihr besitzt?

Nicht immer sind die Voraussetzungen gleich; in vielen Fällen senkt sich die Wagschale auch darin zu Gunsten der Dame. Sie kann mehr Zeit und Kosten für ihre Ausbildung anlegen, sie ist im Stande, wertvolles Material und technische Hilfsmittel zu verwenden, die für die mittellose Konkurrentin unerschwinglich sind. Sie hat auf weiten Reisen, durch Vergleichen und Kennenlernen ihren Kunstgeschmack läutern können, es stehen ihr Bücher zum Studium, Vorbilder für ihr Schaffen zu Gebote, die der andern nur dem Hörensagen nach bekannt sind. So tritt die Dame besser gerüstet in die Konkurrenz ein und kann sich trotzdem mit einem geringeren Entgelt für ihre Arbeit begnügen.

Es geht hierbei alles durchaus folgerichtig zu, aber die Thatsache steht fest: alle Vorteile sind auf der Seite der wirtschaftlich Starken.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

Die Entwicklung des preußischen Volksschulwesens in dem Jahrzehnt 1886/96 wird von J. Tews im 10. Hefte der Sammlung pädagogischer Vorträge, herausgegeben von W. Meyer-Markau an der Hand der amtlichen Statistik einer ausführlichen Erörterung unterzogen. Von dem reichen Zahlenmaterial sei hier nur dasjenige, was von allgemeinem Interesse ist, kurz hervorgehoben. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder ist entsprechend der Steigerung der Bevölkerungsziffer von 4³/₄ Millionen 1886 auf 5¹/₂ Millionen 1896 gestiegen. Entsprechend hat sich die Zahl der Schulen im gleichen Jahrzehnt um 2122, die Zahl der Unterrichtsklassen um 16 904,

Digitized by Google

die Zahl der Stellen für vollbeschäftigte Lehrkräfte aber nur um 14681, die der Klassenräume sogar nur um 13771 erhöht. Dabei ist die Verteilung der Vermehrung auf die einzelnen Provinzen sehr ungleich. „Die Zahl der Schulen," heißt es, „wird augenscheinlich nicht nur vergrößert, um dem vermehrten Unterrichtsbedürfnis zu entsprechen, sondern z T aus ganz andern Gründen. In den Provinzen mit konfessionell gemischter Bevölkerung (Westpreußen, Posen, Westfalen, Rheinlande) hat man in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht, für die Minderheiten besondere Schulanstalten zu beschaffen." Immer wieder dieser unglückliche Konfessionalismus, auf dem Wege zur Volksbildung das größte Hindernis! Aber was Wunder, wenn wir ein Kultusministerium statt eines Kulturministeriums haben! — Daß für jede Unterrichtsklasse eine besondere Lehrkraft vorhanden sein müßte, ist eine Forderung, die auch der Nichtpädagoge, der einfache Verstand des gemeinen Mannes, erhebt. Wir kennen die ganze Litanei der Opportunitätsgründe, die einer solchen „ideologischen" Forderung gegenüber aus Kultus- und Finanz-Ministerium her ertönt. Aber wir billigen nicht einen einzigen. Für das Jahr 1896 hatten wir in Preußen nicht weniger als **12574** Schulklassen ohne besondere Lehrkraft. Macht auf 92001 überhaupt vorhandene Klassen also mehr als den siebenten Teil. Nun vergegenwärtige man sich den unheimlich düsteren Gesichtsausdruck des Kriegsministers, wenn er in der Budgetkommission mitteilen müßte, ein Siebentel der Unteroffizierstellen wäre unbesetzt! — Klassenräume fehlten nur 13570; davon in Schlesien allein 3594. Dort haben in Breslau (Land) auch je 100 Lehrer 166, in Liegnitz (Land) 100 Lehrer 172 Klassen zu versorgen! Auf je einen Lehrer entfielen im Durchschnitt des ganzen preußischen Staates 1886 67 städtische, 79 ländliche Schüler, 1896 59 städtische und 70 ländliche Schüler. Vergleicht man damit die Zahlen von 1882 (64 städtische, 76 ländliche Schüler), so muß man dem Autor beispflichten, wenn er in den „großen Fortschritten, die für das letzte Jahrzehnt nachgewiesen werden, zum Teil nichts weiter sieht, als eine Beseitigung der Rückschritte, die insbesondere von 1882—1886 eingetreten waren." Hinzugefügt muß werden, daß nach rein pädagogischen Grundsätzen schon eine Klasse mit über 50 Schülern als übersüllt gelten muß. Aber auch nach den sehr viel weitherzigeren Begriffen des statistischen Amtes, das die Grenze auf 70 Schüler setzt, „blieben noch 17165 Schulklassen, in denen 1390525 Kinder unterrichtet wurden stark überfüllt." Was die Familiensprache der Volksschüler betrifft, so gelangt die Statistik „zu dem wenig erfreulichen Ergebnis, daß sich in denjenigen Bezirken, in denen das Deutschtum mit dem Polentum im Kampfe liegt, die Zahl der deutsch sprechenden Kinder nicht unerheblich vermindert hat." Uns überrascht das nicht im Geringsten. Das sind die natürlichen Früchte nationalistischer Gewaltpolitik. — Interessant sind ferner die persönlichen und sozialen Verhältnisse der Lehrer und Lehrerinnen im Lichte der Statistik, doch müssen wir da auf die Broschüre selbst verweisen. Der Autor schließt seine Zusammenstellung mit den beherzigenswerten Worten:

„In dem gedachten Zeitraume hat die preußische Volksschule manche tote Strecke in ihrer Entwicklung aufzuweisen, ja, es sind Perioden vorhanden, in denen ein offenbarer Rückschritt zu verzeichnen ist. Das Letztere gilt insbesondere von den ersten 80er Jahren. Hoffentlich gelangt in den maßgebenden Kreisen die Ueberzeugung immer mehr zum Durchbruch, daß Preußen auf seinem Gebiete so dringende Aufgaben zu erfüllen hat, als auf dem des Volksschulunterrichtes. Das deutsche Vaterland schüttet seinen Bewohnern nicht unerschöpfliche natürliche Segnungen in den Schoß. Unser Volk muß das, was es sein Eigen nennen will, mit schwerer und harter Arbeit erringen. Nach dem heutigen Stande unserer Kultur und der Dichtigkeit unserer Bevölkerung kann hierbei aber die rohe körperliche Kraft nur noch verhältnismäßig wenig leisten. Das wichtigste Arbeitsmittel ist heute der an der Maschine schaffende und Neues erfindende Geist, der unsere Industrie in wenigen Jahrzehnten zu einer der ersten emporgehoben hat. Nicht die wenigen Könige im Reiche des Geistes und der Technik können unserem Volke eine Achtung gebietende Stelle im Reigen der Völker verschaffen und seine wirtschaftliche Entwicklung bestimmen, das kann nur die große Masse der Bevölkerung, die in den Schulen für diese ihre Aufgabe erzogen und herangebildet ist. In leichten politischen Unterhaltungen wird die Schule wohl zu den unproduktiven Institutionen gezählt. Eine lächerliche Auffassung der wirtschaftlichen Verhältnisse! Es giebt nichts Produktiveres als eine Schule, die die jungen Staatsbürger wohl gerüstet auf den Arbeitsmarkt stellt, ganz abgesehen davon, daß die Schule heute diejenige Anstalt ist, die in erster Linie den Fortbestand und die weitere Entwicklung unserer gekommen geistigen und sittlichen Kultur verbürgt, also derjenigen Faktoren, auf denen die Bedeutung eines Volkes in der Geschichte der Menschheit in erster Linie beruht."

* * *

Kolonialsystem und Militarismus. In der „Aurore" schildert Urbain Gohier die Behandlung, welche der Insel Madagaskar und ihren Bewohnern seitens der französischen Kolonialverwaltung zu teil wird. Das System, welches dabei befolgt wird, ist kein anderes als das der reinen Satrapen- und Paschawirtschaft, ja schlimmer als diese, weil die Suprematie der Gewalt gegenüber allen Ansprüchen von Recht und Billigkeit ungescheut überall proklamirt wird. So ist es gekommen, daß die Hovas, ein friedliches Völkchen ohne sonderliche Energie, zu Ausbrüchen der Verzweiflung getrieben worden sind. Welche Grausamkeiten müssen die Eroberer aufgehäuft haben, Gewaltthaten, Ungerechtigkeiten, so fragt Gohier, um Völkerschaften zum Aufstand zu treiben, die sich beim ersten Kanonenschuß unterworfen hatten. Und wie in Madagaskar, so steht es ähnlich auch in den französischen Kolonien am Kongo, im Sudan und anderwärts.

Indessen existirt nicht der engste Zusammenhang zwischen dem militaristischen System in den Kolonien und dem im Heimatlande? Ist es nicht derselbe Geist, der in Madagaskar wie in Paris in den Exzessen des Militarismus zur Erscheinung kommt, dort die grausame, brutale Machtpolitik gegenüber einem wehrlosen Volke, hier die gewaltsame Erstickung von Recht und Gerechtigkeit durch die Fälscher des Generalstabs? Treffend weist Urbain Gohier auf den engen Zusammenhang von Schuld und Sühne hin, der hier dem Weiterblickenden sich zeigt:

„Es ist gewiß zunächst unerträglich, daß Frankreich solche Schandthaten mit seinem Namen deckt. Es ist aber weiter auch unendlich geschändet, daß die militärischen Führer und Soldaten den Infamen einer solchen sittlichen Entartung fernerer ausgesetzt bleiben. Wenn diese Verbrechen, nachdem sie so schlimmen Mißbräuchen der Gewalt beigewohnt oder an ihnen teilgenommen haben, in unsere Mitte zurückkehren, so verbreiten sie in der nationalen Armee Vorstellungen, Laster, Leidenschaften, welche nicht mehr mit unserer Zivilisation übereinstimmen. Sie bekennen und verkünden die Verachtung des menschlichen Lebens und erkennen kein anderes Recht an als das des Säbels. Sie sind bereit, die französischen Bürger so zu behandeln, wie sie die Neger behandelten und Paris ebenso, wie Tananarivo und Sikasso. Alle Schuld rächt sich; wir werden vielleicht bei uns daheim diejenige büßen, welche wir weit hinten in Madagaskar begehen lassen."

Bücherschau.

Ernst Reinhold Jahn, Zwerchfelltuper. Lustige Geschichten. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1898. 3 Mark.

Kein Volk hat bekanntlich eine so ausgedehnte periodische Litteratur, die sich „humoristisch" nennt, wie das deutsche. Leider beweist dies aber nicht etwa, daß wir auch recht mit Humoristen gesegnet wären, sondern es ist das nur ein Zeichen, wie stark bei uns die Nachfrage nach diesem echten Lebenselixir ist. Das Angebot ist so überaus beschieden, daß große Volkskreise sich fortwährend mit recht jämmerlichen Surrogaten abspeisen lassen müssen. Es folgt daraus eine Verflachung des ästhetischen Geschmacks, die für die germanische Volksseele nicht unbedenklich ist. Wenn jemand heute im Kaffeehause vor einem humoristischen Blatt — ich will nicht einmal sagen unwillkürlich laut ausfacht, sondern nur behaglich schmunzelt, so sehen sich die andern Gäste beinahe verstört nach ihm um und er gerät in den Verdacht einer leichten Schädigung seines kritischen Vermögens durch alkoholische Intoxikation. Es war daher ein überaus gewagter hypothetischer Satz, den der Autor in seinem launigen Einführungsgedichtchen aufsprach: „Es liegt ein Held, sobald er lacht — die Waffe aus den Händen — Und wenn dies Buch Euch lachen macht — Seid menschlich, Regenten!" Aber

Digitized by Google

das Unerwartete ist eingetroffen. Das charakterverderbende hinterstellige Leben mit dem kritischen Rotstift in Griffweite verwandelte sich mir in fröhliches Genießen des anspruchslos und gesittet Dargebotenen. Es giebt freundlich dickende fahrende Gesellen, denen überall die Herzen zufliegen und selbst der böseste Kettenhund der Kritik zuwedelt, statt sie ob ihres Mangels an Gepäck und ordentlicher Kleidung beruflosen in die Waden zu beißen. Zu ihnen gehört unser Humorist. Er hat den Kopf voll lustiger Einfälle, versteht sie anmutig und geschickt vorzutragen, wird nirgends banal oder gar vossenhaft und hat am Ende stets die Lacher auf seiner Seite. Einige seiner Skizzen erinnern an Heinrich Seidel („Dorfkirchen-Idyllen als Impresario", „Die Apotheose der Tänzerin", „Abenteuer des Rentners Bändchen"), andere wieder an Dr. Wiles-Frohner („Exodes riciuus", „Neuwaldismus" u. a.). Vortrefflich ist auch „der heilige Nikolaus". Nur einige wenige Geschichten sind minder gelungen und streifen eine Neigung zum Tiefstand der in Wiehlätten zweiten und dritten Ranges schwelgenden Humoreske („Professor Fald im Biwak", „Der russische Schularzt", „Die verwechselten Briefe"). Besonders hervorzuheben ist noch, daß der Autor den billigen Appell an die Erotik völlig verschmäht. Er hat das glücklicherweise auch nicht nötig. Wir hoffen, dem liebenswürdigen Autor auf dem Büchermarkt noch öfter begegnen zu können.

—nz—

* * *

Alfred H. Fried, „Was kann die Petersburger Friedenskonferenz erreichen?" Ein Vorschlag zur Erreichung der vom Zaren angestrebten Ziele. E. Pierson, Dresden 1899. —

Es giebt Menschen, die so ängstlich bemüht sind, nur ja eigene Wege zu gehen, daß es ihnen nicht darauf ankommt, auch gelegentlich in eine Sackgasse oder auf Irrwege zu geraten, wenn sie nur glücklich die große Heerstraße der öffentlichen Meinung vermieden haben. Zu ihnen scheint mir der Autor der vorliegenden Schrift zu gehören. Von dem Redakteur der Monatsschrift „Die Waffen nieder" und Herausgeber der „Monatlichen Friedenskorrespondenz" sollte man billiger Weise doch wenigstens Verständnis für den ethischen Grundgedanken der internationalen Friedensbewegung erwarten. Die vorliegende Schrift zeigt leider nicht die geringste Spur davon. Die Beiorgnis, zu den „Idealogen" gezählt zu werden und der heiße Wunsch, praktische Realpolitik zu treiben haben dem Autor offenbar die Feder geführt und dabei ist ihm nur das Unglück passiert, sich so in die Anschauungen der Verfechter der Gewalt einzuleben, daß man ein Pamphlet gegen die Abrüstungs- und Friedensidee zu lesen glaubt. „Wenn das Innehalten im Rüsten zum schematisierten Abrüsten führen soll", sagt der Verfasser auf S. 12, „so muß ich, wenn ich im Gedankengange der Männer mich bewege, die die Konferenz besuchen werden und im Gedankengange ihrer Auftraggeber, jener militarischen, gewaltgewöhnten und sich souverain fühlenden modernen Regierungen, so muß ich diese Abrüstung zunächst für nicht wünschenswert und zum weiteren, abgesehen von der Möglichkeit einer Abrüstung, als nicht dem Zwecke einer Pazifikation der europäischen Völker entsprechend bezeichnen." Man könnte nun meinen, der Autor bewege sich nur darum im Gedankengange der Gewaltverteter, um diesen Gedankengang dann von höherer Warte aus zu widerlegen. Aber weitgefehlt. Er acceptiert alle ihre Gründe und macht sie zu den seinigen; er hält „eine plötzliche Schwächung dieser vorläufig noch immer an Gewalt gewöhnten Staaten mit ihren an solche Gewalt gewöhnten Bürgern im Interesse der Kultur für gefährlich und gewagt", er leugnet, daß die Kulturwelt „zu einem so plötzlichen Sprung ins kalte Wasser schon reif" (sic!) sei und fragt beklommert: „Haben wir wirklich schon soviel für die Ausbreitung von Sittlichkeit und Rechtsbewußtsein gethan, daß wir uns vor uns selber nicht zu fürchten brauchen, wenn wir auf einmal die Bajonette los werden?" Ja, wenn ein Friedensfreund so fragt, so thut er am besten, sich schleunigst ein solches Bajonett in die Hand drücken zu lassen und als Ordnungshüter im liebenden Herr seinem Pflug zu suchen. Dann brauchen man sich auch nicht mehr, wenn man auf die Skipe klopt: „Die Gegner des Schiedsgerichtsgedankens bleiben der Thatsache nach in der Macht, und wer in der Macht ist, ist praktisch im Recht" (S. 20.) oder „Nur materielle Interessen verwägen Kulturfortschritte zu zeitigen und über das Feingefühl der Moralisten hinweg schreitet im Siegesschritt der Selbsterhaltungstrieb der plumpen Materie" (S. 24.) Dem entsprechend ist denn auch der „praktische" Vorschlag, den Herr Fried der internationalen Konferenz macht. Er fordert die „Vereinigten Staaten Europas" auf, sich doch über die künftige Verteilung der Kolonialbeute zu einigen; mit dürren Worten: er verlangt eine feierliche Sanktionierung der Raubtierpolitik durch einen Vertrag der Kulturstaaten, der jedem „sein Recht" (soll heißen: seine Beute) sichert, ohne daß er sich darum „zu bolgen" braucht. Das ist in der That berührend einfach. Die dummen Chinesen, Afrikaner und andere „tief unten stehende Völker" (S. 33) werden natürlich nicht gefragt, ob ihnen diese Kulturmission der europäischen Großstaaten zusagt. „An China müßte das Exempel statuiert werden. Das ganze chinesische Reich müßte von den Europäern unter Vormundschaft gestellt werden. Eine ständige Kommission der Mächte in Bern und Peking leitet die Angelegenheiten des Landes." (S 34.) Und von dieser europäischen Kolonialunion verspricht sich der Autor, sie werde „das Wettrüsten zeitigen und dessen Vorteile in der Presse erweisen!" — Gott bewahre uns vor unsern Freunden! —

—nz—

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Gedichte. Von Karl Henckell. Zürich und Leipzig, Henckell & Co.

Der Siegfried des Geistes. Ein neues Menschheitsideal. Von Siegfried Magnus. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Wilhelm Maier. (Aus Natur und Geist Bwelt 2). Leipzig, B. G. Teubner.

Sie wollen nicht. Zeitroman von A. Gumbercow von Suttner. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Die Vivisektion in ihrer wahren Gestalt. Von Hermann Steng. Berlin, Verlag: Weltbund zur Bekämpfung der Vivisektion.

Pferdekrippen und ihre hygienische Bedeutung. Von Prof. Dr. Hagenbach-Burckhardt. Jena, Gustav Fischer.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Märzprogramm.

Donnerstag, den 9. März, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Abteilungstag. Tagesordnung: 1) Jahresbericht des Vorstandes, Bericht der Revisoren. 2) Jahresbericht der Auskunftstelle. 3) Jahresbericht der Lesehalle. 4) Neuwahl des Vorstandes und der Revisoren. 5) Wahl der Delegierten für den Gesellschaftstag.

Dienstag, den 14. März, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Vortrag Dr. Bergemann (Jena): „Nietzsche als Erzieher." Diskussion.

Donnerstag, den 16. März } Vortragszyklus von Privatdoz. Dr. Jastrow:
Dienstag, den 21. „ } Prakt. Sozialpolitik unter ethischen Gesichtspunkten, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11.
Dienstag, den 28. „ } Mitglieder M. 1,—, Nichtmitgl. M. 1,50.

Sonntag, den 26. März, Abends 7½ Uhr, im Schultheiß-Restaurant, Neue Jakobstraße 24/25, Geselliger Abend. Musikalisch-deklamatorische Vorträge.

Gäste stets willkommen. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Vortragszyklus.

Ueber

„Praktische Sozialpolitik unter ethischen Gesichtspunkten"

wird Herr **Privatdozent Dr. Jastrow** im März drei Vorträge halten, und zwar am **Donnerstag, den 16., Dienstag, den 21.** und **Dienstag, den 28. März, Abends 8½ Uhr** im Lesesaale der D. G. E. K., Berlin N., Ziegelstr. 10/11, 2. Tr. r.

Eintrittskarten für den ganzen Zyklus: Mitglieder der D. G. E. K. 1 Mk., Nichtmitglieder 1,50 Mk. sind beim Unterzeichneten, sowie in den Buchhandlungen von Schweiger und Mohr, Potsdamerstr. 42, Walter und Apolant, Markgrafenstr. 60, Trautwein, Leipzigerstr. 8, zu haben.

Bureau der D. G. E. K., N., Ziegelstr. 10/11.
Dr. Penzig.

In **Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart** ist soeben erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen **Sittenlehre** für Eltern und Erzieher. Von Direktor **Dr. A. Döring.** 3. Aufl. M. 8.—. Eleg. geb. Mk. 9.—.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Buchhandlung von W. Friedrich in Leipzig: „Kolonialblüthen" bei.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 3301.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 11. März 1899. | Nr. 10.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Nationalismus, Klerikalismus, Protektionismus. Von Philalethes. — Zur Erwerbsfähigkeit der Dame. Von A. Hellmann. — Ein Grundton aus der „Symphonie in Versen". Von K. Stellmacher. — Puvis de Chavannes. — Streiflichter: Zwischen Scylla und Charybdis. Römische Geistesfreiheit. — Aus der ethischen Bewegung: Frankfurt a. M. Wien — Briefkasten. — Eingegangene Schriften.

Nationalismus, Klerikalismus, Protektionismus.

Von Philalethes.

Im Verlaufe der Entwickelung der Dreyfus-Affaire ist an dieser Stelle wiederholt darauf hingewiesen worden, daß Deutschland keinen Anlaß habe, pharisäisch auf die sittliche Verwilderung in Frankreich hinzuweisen, daß die Ursachen dafür genau ebenso bei uns beständen und nur noch nicht in so akuter Form zu Tage getreten wären. Für alle Zweifelnden konnten die letzten Parlamentsverhandlungen den Gegenbeweis erbringen. Nicht nur daß in ganz derselben Weise wie in Frankreich das Uebergewicht der Gewalt gegenüber der Sittlichkeit feierlich als Staatsraison proklamiert wurde, selbst die Koalition von nationalistischen, klerikalen und militaristischen Elementen, welche in Frankreich fortgesetzt Recht und Sittlichkeit mit Füßen tritt, fand sich ebenso im deutschen Parlament zusammen.

Es war bei Gelegenheit der Interpellation über die schleswigschen Ausweisungen, als das nationale Jakobinertum im deutschen Reichsparlament seine Triumphe feierte. Seine Devise hat am zutreffendsten Fürst Herbert Bismarck mit den Worten ausgesprochen: right or wrong, my country! d. h. wo das Interesse meines Landes oder das, was ich dafür halte, in Frage kommt, da darf die Untersuchung, ob etwas recht oder unrecht sei, n i c h t in Frage kommen. Und wer eine solche Untersuchung auch nur anstellt, ist eben nicht national, ist vaterlandslos und „reichsfeindlich". Ist nicht die Analogie mit den französischen Parlamentsverhandlungen eine vollständige? Man denke sich den verstorbenen Ministerpräsidenten Méline vor dem Reichstage eine seiner berühmten Reden über das Thema „Es giebt keine Dreyfusaffaire" halten. Würde er nicht, wofern die „Affaire" auf deutschem Boden spielte und überall statt „patrie française" „deutsches Vaterland" eingesetzt würde, bei u n s e r e n nationalen Jakobinern genau denselben lärmenden Erfolg gehabt haben, wie bei den seinigen im Palais Bourbon? Selbst verschiedene bezeichnende Varianten kehren hier wie dort in den Reden wieder. Wie kann man nur so viel Lärm machen wegen eines einzelnen Menschen, der sogar „nur" ein Jude ist — so ertönte es immer wieder in den nationalistischen Reihen in Frankreich; und, wie kann man sich so ereifern wegen einer ungerechten Behandlung von „nur" ein paar hundert Dänen, die meistens sogar „nur" Tagelöhner und Mägde sind, — so hallte es im Reichstage wieder. Und hier wie dort zeigten sich die Wortführer des nationalen Jakobinertums sogar mißmutig über die kläglich geringe Zahl der Opfer, welche ihrem heißhungrigen Fanatismus dargeboten wurden und erklärten sich bereit, durch Beugung von Recht und Gerechtigkeit das nationale Interesse noch ganz anders zu schützen, — ganz so wie die Jakobiner aus der terroristischen Zeit der französischen Revolution oft genug ihrem Mißvergnügen Ausdruck gaben, daß ihnen nur so Wenige als „Feinde der Freiheit" denunziert und zur Opferung auf der Guillotine bestimmt worden waren.

Nicht ohne inneren Zusammenhang mit diesen „nationalen" Debatten des deutschen Reichstages ist die vor kurzem unter Führung des Abgeordneten Paasche stattgehabte Rüttlscene aller Klerikalen. Herr Paasche beklagte, daß der Glaube an die „seligmachende Kirche" untergraben würde und rief Alle auf zum gemeinsamen Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung. Seine Rede, die der ultramontane Abgeordnete Gröber ebensowie der Konservative Klinkowström „herzerquickend" fand, war das Signal für eine vorerst nur in Reden zum Ausdruck kommende Sammlungspolitik aller klerikalen Elemente. Denn der Klerikalismus ist ja keine spezifische Eigentümlichkeit der katholischen Kirche, er findet sich ebensogut auf protestantischem Boden, er ist überall da vorhanden, wo unter Förderung der Religion die Förderung der Machtposition der Kirche gemeint ist. So aber war es auch hier gemeint. Und so wie in den Worten des Herrn Paasche unter „Religion" die Kirchenherrschaft verstanden ist, so unter „Sitte" d i e Anschauungsweise und Sitte, welche der bestehenden Machtposition der herrschenden Klassen zu Gute kommt, unter „Ordnung", diejenige Staatsorganisation, welche sie aufrechterhält.

Es ist kein Zufall, daß die Verfechter des nationalen Jakobinertums wie des Klerikalismus, bei uns so gut wie in Frankreich, zugleich zum allergrößten Teil Vertreter des rücksichtslosesten wirtschaftlichen Protektionismus sind; daß die Méline ebensogut wie die Paasche und Herbert Bismarck die Aufrechterhaltung des Agrarstaates quand même wollen, und die ausgleichende Gerechtigkeit und Toleranz auf wirtschaftlichem Boden ebensowenig kennen, als auf dem Gebiete der nationalen, religiösen, sittlichen Fragen. Es findet sich hier im Nationalismus, Klerikalismus, Protektionismus, — es giebt bezeichnenderweise für diese unnatürlichen Dinge auch nur künstlich geformte fremdländische Worte — ein gemeinschaftlicher Koeffizient, der leicht zu erkennen ist.

Digitized by Google

Ueberall handelt es sich um den starren Egoismus unter möglichstem Anschluß altruistischer Erwägungen, um Aufrechterhaltung und Stabilisierung von Machtpositionen gegenüber fortschreitender Vernunfteinsicht, um die Ausspielung von Macht und Gewalt gegenüber Gedanke und Sittlichkeit, um eigensüchtiges Verharren des mannigfaltig sozial bedingten Menschen in seiner engsten Begrenzung statt des Herantretens aus ihr zur freien Vereinigung mit allen Menschen auf dem alten gemeinsamen Boden vernunftgemäßen Fortschritts und höherer Gesittung.

Wer unser öffentliches Leben aufmerksam verfolgt, kann kaum im Zweifel sein, daß sich allmählich ein immer engerer Zusammenschluß aller reaktionären Elemente im Sinne des Klerikalismus, des nationalen Jakobinertums, des Protektionismus und Militarismus vollzieht und daß sehr bald diese Reaktion selbst noch schärfere Formen annehmen wird als in Frankreich. Um so mehr sollten, wie dort, so auch bei uns die gegnerischen Elemente sich möglichst aneinanderschließen und, unbeschadet aller sonstigen Differenzen, sich zum gemeinsamen Kulturkampf rüsten. Denn um einen solchen Kulturkampf wird es sich handeln, dessen Kernfragen vor allem ethischer Natur sind, um einen Kampf für den Durchbruch geläuterter und verfeinerter Anschauungen einer weltlichen Ethik gegenüber den unzureichenden Auffassungen des herrschenden Kirchenglaubens. Alle Not der Gegenwart und ihre innere Zerrüttung ist in diesem Gegensatze beschlossen: an dem Fortschritte unserer Zeit nehmen alle teil, nur vom sittlichen Fortschritt sind die meisten noch unberührt geblieben; sie sind noch nicht wesentlich hinausgekommen über die Auffassungen, welche vor 2000 Jahren von einem Hirten- und Ackerbauvolk in Galiläa entwickelt wurden. So weit vorgeschritten und in manchen Punkten sogar unübertroffen auch viele dieser Anschauungen sind, was wußten jene Zeit und jenes Volk von Nationalismus und Klerikalismus, von dem Verhältnis von Agrarstaat und Industriestaat, von den Beziehungen geistiger Freiheit zur Kirchenherrschaft, vom Militarismus und all den tausendfach verwickelten Problemen, welche unsere Zeit erfüllen und bewegen?

Zur Erwerbsfähigkeit der Dame.

Von Anna Heftmann (Danzig).

(Schluß.)

Angesichts des ungleichen Kampfes entsteht die Frage, was der Erwerb im Leben der beiden Konkurrentinnen bedeute. Für die wirtschaftlich Starke ist er das Wünschenswerte: ein Mögen, für die wirtschaftlich Schwache das Notwendige: ein Muß. Für die erstere dient er zur Erhöhung des Lebensgenusses, für die andere gehört er zum Leben — es ist nicht Schmuck, nicht Ausbau — er ermöglicht es ihr. Sie arbeitet für ihren Lebensunterhalt und spart für ihr Alter; ihr Beruf ist ihr Ernährer, sie hat keinen anderen. Denken wir uns den Erwerb aus ihrem Leben hinweg, so ist ihr der Boden unter den Füßen entzogen, der sie von den Wassern der Armut trennt. Aber sie ahnt, daß Armut, außer den anderen Schrecken, die sie in sich birgt, für den Gebildeten einem täglichen Spießrutenlaufen der Seele gleichkommen kann und so klammert sie sich mit aller Kraft an die Erwerbsthätigkeit, um oben zu bleiben. Dies ist ihr Beruf für sie: eine Lebensfrage, eine Frage der Selbstachtung.

Keine Notwendigkeit, wohl aber eine Frage der Selbstachtung ist er auch für die Dame, deren Zeit und Kraft unausgefüllt ist. Wer, der zweckloses Frauendasein in der Nähe gesehen hat, könnte daran zweifeln? Nicht zum Spiel greift die moderne begüterte Frau nach Erwerbsthätigkeit; es geschieht aus einem tief empfundenen Mangel heraus, in dem Verlangen, sich zu einem vollwertigen Menschen auszugestalten, der seine Kräfte nützlich bethätigt. Längs des Weges, daher sie kam, liegen die vielen Opfer an vergeudeter, reicher Kraft und sie findet, daß es der verfehlten weiblichen Leben genug sei, die zum Segen für Viele hätten werden können und nutzlos wie ein Quell im Sande verrannen.

Auch dies Frauenschauspiel hat seine beredte Vertreterin in der Dichtung gefunden. In „Aus guter Familie" schildert Gabriele Reuter seine Symptome an einem besonders schweren Fall. Nichts Befreiendes ist in der Erzählung, kein starker Flügelschlag, der in die Höhe dringt — „allen Gewalten zum Trotz". Aus den bis zum Zerreißen gespannten Saiten klingt das Lied von der Frau, die keine Persönlichkeit ist.

Um einen Menschen in eine Persönlichkeit umzuwandeln, ist Berufsausbildung jedoch nur ein Weg, nicht der Weg schlechthin. Wie gäbe es sonst unter männlichen und weiblichen Berufsarbeitern die Vielen, die keine Persönlichkeiten sind, die nur „den Namen haben, daß sie leben und sind tot"?

Berufsausbildung bringt im besten Fall nur einseitige Persönlichkeiten hervor. Um sie vollwertig zu machen, muß noch die innere That der Selbstüberwindung hinzukommen, die sich im Kampf des Ich mit den „Gewalten" vollzieht.

Sicherlich, sie fehlen nirgends, so wenig in „unseren Verhältnissen" wie in der „guten Familie". Sie tragen nur ein anderes Gewand, aber die Aufgabe, die sie stellen, ist gleich, hier wie dort Kraftmesser sind sie. Wer sich vor ihnen fürchtet, den bezwingen sie; wer mit ihnen ringt, Brust an Brust, der bildet sich an ihnen zur Persönlichkeit aus. Seine Lebensverhältnisse sind ihm nichts als Stoff, er will's nicht dulden, daß sie über ihn Meister werden. Zehnmal niedergeworfen, richtet er sich abermals in die Höhe, streicht sich das Haar aus der Stirn, trocknet sich die Thräne vom Aug' und stellt sich von neuem zum guten Kampf.

In diesem Kampf kühlen sich die Kräfte. Sein Preis ist jedoch nicht rücksichtslose Selbstbehauptung, wie sie unter dem Schlagwort von dem Recht der Persönlichkeit unserer Zeit gepredigt wird: Der Preis steht höher, er ist schwerer zu erreichen. Es gilt für den Kämpfenden, sich die Welt der Pflichten zu erobern, in die das Schicksal ihn hineingestellt hat. Er leidet unter seiner Lebenssphäre nur, so lange er sie als etwas ihm durch den Zufall der Geburt oder der Verhältnisse Aufgedrungenes empfindet. Bleibt er im harten Streit, durch Selbstbescheidung, Sieger, so vermag er ihre Bedingungen gleich'am aus freiem Entschluß von neuem auf sich zu nehmen. Er leistet ihr fortan, was sie von ihm fordert, nicht mehr in der schmählichen oder ingrimmigen Resignation des Unterdrückten, sondern als ein Freier, nach eigener Selbstbestimmung.

Die Kraft, „in Freiwilligkeit und unter Verantwortung" zu handeln, ist das Kennzeichen des zur Persönlichkeit gewordenen Menschen. In solchem Handeln sucht die Frauenfrage das weibliche Geschlecht durch eine Reihe charakterbildender Momente, über die sie verfügt, zu erziehen. Sie braucht Menschen, deren Charakterentwicklung nicht zurückbleibt, während ihr Geist fortschreitet: sie braucht vollwertige Persönlichkeiten, nicht nur als Träger ihrer Ideen, sondern um diese zweckmäßig in die gegebenen Verhältnisse der Wirklichkeit hineinzubauen.

Jede große geistige Bewegung ist in ihrem Wesen von der Art der Sonnen, so auch die Frauenbewegung. Daß sie Licht der Bildung verbreite und das Eis des Vorurteils schmelze, daß sie Leben des Geistes aus öder Fläche hervorrufe und Keime der Menschenliebe zum Wachsen bringe, ist ihre Sonnenaufgabe; ohne Ansehen der Person zu scheinen, ihr Sonnenrecht und -Brauch. Sie muß die logischen Folgerungen der Gedanken mit denen sie sich beschäftigt, bis ans Ende ziehen, unbekümmert um Wohl oder Wehe der Einzelnen. Die dabei unvermeidlich hervortretenden Härten zu mildern und auszugleichen, überläßt sie der Gerechtigkeit und Einsicht derer, die auf ihrem Boden stehen.

Digitized by Google

In dies Licht gerückt, erhellt sich der Widerspruch, der zuvor befremdete. Die Frauenfrage fordert für alle Frauen das Recht auf Erwerbsthätigkeit, weil Arbeit „die Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechtes ist“; doch sie stellt neben das Haben ein Soll: „das Bewußtsein der Mitverantwortlichkeit für das Wohl und Wehe der Anderen.“*) Wie aber könnte sich diese Mitverantwortlichkeit, auf das Gebiet der Konkurrenzarbeit angewandt, in erster Linie anders bewähren, als indem sie der begüterten Frau auferlegt, sich innerhalb der überfüllten Berufszweige weiblicher Arbeit freiwillig ihres Rechtes auf Erwerbsthätigkeit zu begeben?

Es ist die alte, uralte sittliche Forderung „ein Recht zu haben, als hätte man es nicht“, die mitten in das moderne Frauenleben hineinklingt. Wie wird sie aufgenommen? Viele überhören sie, weil sie, tief im sozialen Nichtwissen befangen, nicht im Stande sind, sie zu vernehmen. Eine nicht minder große Zahl setzt ihr ein bewußtes Nein entgegen. Die Uebrigen beantworten sie, indem sie den erlernten Beruf nicht als Erwerbsquelle ausnützen. Sie erbringen durch ihren freiwilligen Verzicht zu Gunsten Anderer zugleich den Befähigungsnachweis für einen Beruf, der tiefere Lebensquellen frei macht, höhere Ansprüche an die besten Kräfte des Ich stellt, zum vollen Menschsein verhilft, als Erwerbsthätigkeit: für den Beruf der sozialen Hilfe.

Durch die Ausbildung zu einem Beruf sollte, wie wir gesehen haben, die wohlhabende Frau nicht nur Fachkenntnisse erwerben; der höhere Zweck ward erstrebt, daß sie lerne, sich zu konzentrieren, ihren Willen durch Ueberwindung von Hindernissen zu stählen und ein Ziel fest im Auge zu behalten. Soziale Hilfe, falls sie nicht klägliches Dilettantenwerk bleiben soll, erfordert alle diese erworbenen Fähigkeiten, sie beansprucht, mit dem Eifer und der Pflichttreue ausgeübt zu werden, die für jede Erwerbsthätigkeit unerläßlich sind. Soziale Arbeit, als Beruf aufgefaßt, eröffnet ein Arbeitsfeld für brachliegende Kräfte, auf dem es keine Schranken giebt und die Nachfrage größer ist als das Angebot; auf dem die Konkurrenz keine Schrecken hat und alle Kenntnisse und Gaben ihre Verwendung finden.

Dies Arbeitsfeld erstreckt sich viel weiter als auf die Armen-, Kranken- und Waisenpflege. Es ist überall dort vorhanden, wo der wirtschaftlich Starke dem wirtschaftlich Schwachen zu Hilfe kommen kann, nicht nur mit seinen Gütern — sie sind die geringere Leistung — sondern mit Einsetzung seiner Persönlichkeit: durch seine Intelligenz, sein Wissen und Können, durch vorbildliche Leistungen auf kunstgewerblichem Gebiete, die den Stempel Unverkäuflich tragen, durch freiwilligen Unterricht derer, die nicht zahlen können, durch Wegräumen von Schranken und Verschaffen von Arbeit. Helfer zu sein, ist die Lösung.

Wenn Erwerbsthätigkeit zweifellos ein Recht „der Dame“ ist, so ist Hilfsthätigkeit mehr: ihr beneidenswertes Vorrecht, denn sie birgt mehr Freudenkeime in sich als die greifbar gewertete — sie hilft der Helfenden. Nicht an der Arbeit fehl's. So mach to do, so little done, klingt es auf Schritt und Tritt in der sozialen Welt ans Ohr des Hörenden. Wenn eine moderne Frau, im Besitz ihrer körperlichen und geistigen Kräfte, heutzutage unter der Last eines maußgefüllten Lebens zu Grunde geht — wer trägt die Schuld?

Freiwillige Helferarbeit leisten die berufenen Trägerinnen der Frauenbewegung, indem sie ihrem Geschlecht den freien Boden der Arbeit zu erringen suchen. Aber auch dies erstrebenswerte Ziel ist nur eine Stufe im großen Bau der Gerechtigkeit. Wenn es erreicht ist, wird der Kampf um das Recht auf Erwerbsthätigkeit Aller, der beitragt, das Friedensgebiet der Arbeit zu entwickeln, nicht aufhören; er wird vielmehr, auf eine breitere Grundlage übertragen, mit verdoppelter Heftigkeit entbrennen. Es sei denn, daß mittlerweile das Trennende im Werte sinkt und sich die Parteien, aller Streitfragen ungeachtet, zu gemeinsamem Wirken verbinden, um gesündere Lebensbedingungen für die Gesamtheit zu schaffen: Wirtschaftliche Verhältnisse, in denen das Recht des Wohlhabenden, Arbeitnehmer zu sein, nicht mehr bestritten wird, einfach deshalb, weil der Berufsarbeiter aus Notwendigkeit durch ausreichenden Erwerb und angemessene Altersheime vor Nahrungs- und Altersorgen geschützt ist.

*) Flugblatt des deutschen Frauentages in Hamburg, Oktober 1898.

Ein Grundton aus der „Symphonie in Versen“.

Von A. Stellmacher (Elbing).

Eine „Symphonie in Versen“ hat jemand „Die drei Reiherfedern“ Hermann Sudermanns genannt. Wir können ihm nur dankbar sein für dies treffende Wort.

Eine Symphonie — — — Wer hätte vor zwei oder drei Jahren gedacht, daß der stürmische Gedankenkämpfer, der in allen früheren Dramen — nicht zum wenigsten dem letzten jener Zeit, dem „Glück im Winkel“ — wie klangvoll und taktfest, wie ergreifend und sieghaft, doch fast ausschließlich mit dem kräftig herben Ton der Hörner und Trompeten sprach, uns über ein Kleines ein Werk bescheeren werde, das den Vergleich mit der umfassendsten, vornehmsten, die Gewalt der Kontrabäße mit der edelsten Weichheit der Violinen verschmelzenden Art einer Tonschöpfung aushalten kann!

Und doch — wer ihn kennt, vom Anfangs- bis zum vorläufigen Endpunkt seines Schaffens ganz und voll kennt, den echten Ostpreußen mit der starken Faust, der harten Stirn und — dem scheu hinter der letzteren verborgen gehaltenen träumerischen Zartgefühl, warum sollte dem nicht zuweilen die Ahnung gekommen sein, daß so etwas möglich sei?

Aus weiter Ferne, aus den „grauen, verschleierten“ Tagen der „Frau Sorge“ herüber klingt ein Ton . . . . ein wundersamer Ton, den niemals ein hartes Instrument zu spielen vermocht . . . . . Das ist das „Pfeifen“ Paul Menzhöfers, der im Mondglanz neben dem Wachholderbusch zu Füßen seiner blonden Elsbet liegt . . . . Süß und klar, doch fragend, stockend zuweilen, durchzittert er die einsame Sommernacht. Nun hat unter ihren bergenden Hüllen die geheimnisvolle Urkraft ihn wachen und schwellen lassen, und in der geschlossenen Werkstatt des Genies ist er gestärkt, gereift, vollendet worden, um endlich als Grundton eines ganzen gewaltigen Werkes über die lauschende Menge zu rauschen. —

Diese aber zerbricht sich — merkwürdig genug — den Kopf darüber, was dieser Ton — außer seinem eigenen Klange noch — bedeuten solle . . . . .

Soviel ist schon und soviel wird noch geschrieben und gesprochen werden über die Symbolik, die Märchenart, die aus der umhüllenden Form herauszuschälenden Gedanken dieser Versmelodie . . . . .

Ich kann mich irren — aber mir ist, als sähe ich den Dichter, mit halbem Ohr lauschend, darüber lächeln: Was quält ihr euch? hört, was gesagt wird — mehr braucht es nicht. Den „Johannes“ bietet ihr wegen seines Kamelhaarkleides anfangs für lang- und zeitfremd. Nun habt ihr euch besonnen. Hier bin ich noch viel moderner! So modern in dieser Königshalle wie nur je in einer Hof-, Schulmeister- oder Oberstleutnantsstube. . . . . .

Es ist Emerson, welcher in seinem Essay über Shakespeare sagt: „Ein Dichter ist nicht etwa ein unruhiger Kopf, in dem es wirbelt, und der das ausspricht, was dabei auf die Zunge kommt . . . . sondern ein Herz, das mit seiner Zeit und seinem Lande völlig eins geworden ist . . . . Er steht an einem Punkte, wo alle Leute nach einer Seite schauen und alle Hände in der Richtung ausstrecken, in welcher er gehen muß.“ . . . . .

Digitized by Google

Wenn auf irgend einen, so paßt dies Wort auf Sudermann. Mehr oder weniger in allen seinen Werken, vielleicht zu allermeist in diesem letzten.

Das Märchenkleid, das es trägt ist kein steifes Brokatgewand irgend einer ältlichen Phantasieprinzessin. Ein schmiegsamer Flor, läßt es, nur zart verhüllend und verschönend, jede Bewegung der Psyche, die darin webt und wandelt, frei. Aber auch diese Psyche — oder das, was im ersten Moment sie zu bilden scheint! — der Gedanke der Sehnsucht, der ewig ungestillten, blinden, tastenden, wilden, das nahe Erfüllsein übersehenden — auch dieser Sehnsuchtsgedanke ist vielleicht nicht die Hauptsache an dem Werk.

Noch greifbarer scheint mir die letztere — noch näher liegt sie uns. Daß dies Werk der zagenden, fragenden, verlangenden, erkenntnislosen Zeit sagen und zeigen kann, was ihre Sehnsucht ist — das giebt ihm wohl seinen tiefsten und eigenartigsten Wert. —

Viele vereinzelte Wünsche steigen zum Himmel, viel einsamer Händeringen, viele Sondergebete. Aber von Zeit zu Zeit geht, aufgespart durch Jahrzehnte, unhörbar nur für die — Blinden, vernehmlich nur für die — Sehenden, ein flehendes Begehren aus Aller Herzen von Aller Lippen

Auch jene Einzelwünsche haben poetische Schöpfer besungen, nicht zum Schaden der Kunst und der Menschheit. Aber Sudermann wäre nicht Sudermann, wenn er dabei verweilte. Auf jenes wachsende, schwellende Flehen der Menge lauscht er, jenen großen stummen Schrei der Tausende fängt er auf. Er fühlt ihn in den brennenden Augen der handwerksmüde nach Hause eilenden Männer und Frauen; er liest ihn von den Sternen der Goldkrämer und der Künstler, der Ruhmgekrönten und der Gedemütigten, der Kirchgänger und Vergnügungsjäger, der Gesellen und Meister; er sieht ihn über den gepreßten Lippen der Diplomaten schweben und in den Wangenfältchen des Geck. Alles was aus den Portalen oder Thüren der Holzwände und Steinmauern hinaus auf die Straßen tritt, was über das Pflaster und durch die Thore der Großstadt hin und zurück, hinein oder hinaus über die neuerbauten Brücken bis in die entlegenen Provinzen dem neuen Jahrhundert entgegenwandert oder -fährt, Alles und Alle tragen heute deutlicher, als die jeder andern, die Marke einer Sehnsucht — ergeben oder widerwillig, wissend oder ahnungslos; und diese Sehnsucht trägt einen Namen, um dessen Gebilde die Weisesten aller Zeiten ihre feinsten Sinnfäden spannen, die großen Meister, unter deren Einfluß wir leben, ihre herrlichsten Geistesgewänder webten: „Das Ideal der Körper- und Seelengemeinschaft zwischen Mann und Weib".

Aber Hermann Sudermann spinnt und webt nicht um Namen oder Begriffe, und wären sie noch so bedeutsam. „Jenes geheimste Wesen," wie der amerikanische Philosoph es nennt, „mit dem er sich besprochen, aus dem er geschöpft hat," zwingt ihn, stets etwas Greifbares festzuhalten, gleichsam als sichtbaren Beweis der Möglichkeiten, welche von anderen in tausend Behauptungen aufgestellt wurden.

Das folgende soll nicht größer als irgend ein sonstiges Lob, das dem Dichter gebührt, und soll ganz gewiß kein Tadel für die in anderer Art schaffenden Meister unserer Zeit sein — aber es kommt mir immer vor, als wäre an den Worten Sudermanns etwas von der Art, mit welcher der kühne Genueser über die heißen Köpfe der grübelnden Räte hin nach dem berühmten Ovai griff, um es mit der bekannten sanft-kecken Bewegung auf den Tisch zu stoßen: „Da steht's!"

Greift er nicht auch hier über die Häupter der Größten und die Köpfe der Kleinen nach dem in unzähligen Kreisen rollenden scheinbar Unfixierbaren, und stellt es auf Mark und Bein in Fleisch und Blut vor die staunenden Augen auf die weltbedeutende Szene: das Menschenpaar, nach dem das intimste Wesen der verflossenen Jahrhunderthälfte so sehnend verlangte: den Mann, welcher zu dem Weibe, das Weib, welches zu dem Manne der kommenden Jahrzehnte paßt . . . .

Um es hier gleich — oder nochmals — zu sagen — Sudermann giebt in diesem Werke etwas, das er — sicherlich mit vollem Bewußtsein — uns lange schuldig blieb: — die Frau mit der reinen Seele. Aber — wie jemand der den geduldigen Gläubiger am Ende so reichlich als möglich zu entschädigen sucht, fügte er nun Geschenke von gleichem Wert wie das Debet zu der abzutragenden Summe.

Nicht nur die ungetrübte Seele — auch die maßvolle, die starke, überwindende, alles verzeihende, weil alles verstehende, mit einem Wort die Frauenseele und die ganze Frau giebt er uns, welche die hochgespannte Phantasie eines Gotlandprinzen möglicherweise ersinnen und übersehen, die auf dem Thron einer alten Welt als Wundererscheinung stehen — welche aber erst das innerste Herz des neunzehnten Jahrhunderts als Wahrheitsgestalt mitten in der Allgemeinheit erzeugen konnte . . . . .

Allerdings scheint es mir fast unmöglich, diese Maria von Samland in einer Besprechung beweisführend zu charakterisieren . . . . Es liegt ein Schmelz über ihr, an den zu tasten gefährlich ist. Es lassen sich schwerlich Seitenzeichen aus ihrer Rede herausgreifen, an denen der Reichtum ihrer inneren Thaten erkenntlich wäre. Wenn sie sagt:

„Nun aber bitt' ich, Fremdling: Gehe nicht!"

liegt diesem einfachen Wort allein ein Mut, nicht kleiner als der irgend einer antiken Selbstüberwindung, zu Grunde; und doch derselbe, dessen Zeichen die edelsten unserer Zeitgenossinnen auf ihre Fahne geschrieben haben, der Mut: das vor dem heiligsten Wesen als recht Erkannte über alle hergebrachten und eben nur „hergebrachten" Begriffe von Frauenwürde und Frauentugend hinweg auszuführen. Sie wagt die Werbung nun den erkenntnislos an ihr vorüberbebenden Prinzen, fühlend — was das Ende bewrift —: wir gehören zusammen. Die Irrtümer, die sich dazwischen häufen, geben ihr Gelegenheit, zu zeigen, was sie ist. Aber sie thut dies auf eine so stille, innerliche Art, daß stets nur der Zusammenhang mit dem Vorangegangenen die vornehme Bedeutung ihrer Worte klar legt. Ihr tiefstes Wesen scheint aus ihr herauszuwachsen in jener hohen Sanftmut, mit welcher sie dem in seinem Traume und Zornfieber bis zur höchsten Ungerechtigkeit, faß bis zur Roheit sich ihr gegenüber vergessenden Gatten nichts als seinen Namen und immer wieder nur in zornlosem Schmerz seinen Namen entgegenruft; und kaum mehr, als wir nach diesem von ihr erarteten, ist es, wenn sie in der Folge, all ihr Recht und all ihre Wünsche opfernd, sagt:

„Doch nun geb' ich Dir gern von allen Gaben
Die einzige, die mir zu geben blieb:
Die Freiheit . . . . ."

Wenn sie in die Halle, die des Gatten Treulosigkeit entweihte, tritt, nur um sein armes Spielzeug, die goldhaarige Dienerin, mitleidig aufzuheben, nur um in unzerstörbarem Glauben an sein Bestes ihm das Königsschwert noch einmal in die Hand zu zwingen — wenn sie — während er die stolze Siegesstunde mit der bittersten Enttäuschung für sie und ihr Volk, seinem Scheiden, beschließt — nicht nur zum zweiten Mal klaglos in die Trennung willigt, sondern von der Schuld, die er sich beimißt, ihren Teil in der Ursache, ihr Stück Last im Bewußtsein mittragen will:

„So nahen wir uns scheidend heute
Und tauschen lächelnd — Schuld um — Schuld" —

wenn sie endlich bei der Rückkehr nach fünfzehn Jahren dem mit Schande Beladenen das Lächeln der ersten Liebe, die Süßigkeit des Trostes entgegenbringt:

„So laß mich die Stirne berühren
Mit meiner heilkrosten Hand . . . . ."

Digitized by Google

dann überwältigt uns die Höhe und Tiefe dieser Menschenseele, aber sie überrascht oder verwundert uns nie und nirgend. Wer ein wenig Freude daran hatte, der Charakterentwicklung unserer Zeit bis zu einer gewissen Tiefe nachzuspüren, der wird sogar mit leisem Frohlocken auf die Szene blicken in der erquicklichen Ueberzeugung, daß das Maß von Größe und Eigenart, welches dort unter dem märchenhaften Königsdach agirt, recht gut heute oder morgen in seinem festgefügten Nachbarhause, hinter dem eigenen Treppenflur in Erscheinung treten könnte.

Freilich nur unter gleicher oder ähnlicher Vorbedingung. Das heißt: es braucht eben dieser Mann zu eben dieser Frau. . . . .

Der Sage nach zogen die Heldinnen der alten Zeit gern dem liebenswertesten Besiegten den rohesten Sieger vor, wenn sie sich nur seines Ruhmes mitrühmen durften. So wäre der Beweis des — Gegentells von dieser Samlandkönigin etwas Außergewöhnliches. . . . . Für das moderne Weib — oder die Einzelgestalt, welche dessen ideales Wesen verkörpern könnte — wäre er — das einzig Natürliche. Die moderne Frau verabscheut die Siege des Gatten, wenn ihnen Brutalität zu Grunde liegt; sie fühlt es nicht nur, sie hat es längst gelernt, daß in dem totwund Gemachten himbermal der Edlere am Boden liegt. Aber auch in jeder andern Beziehung braucht das geistig gereifte Weib unserer Zeit nicht mehr und nicht weniger, ersehnt es genau das in dem Gatten, was Maria von Samland bedarf, um ihre Größe neben ihm zu entwickeln.

Wir müssen annehmen, daß in jenen geheimnisvollen Zeichen, welche ein intensives Feingefühl zu lesen versteht, die innere Eigenart seines Wesens der äußeren Erscheinung des Prinzen Witte aufgeprägt war; sonst hätte die Königin ihn nicht ohne Weiteres als das erkennen können, was er war und ihr werden sollte. Nun wohl, so wird vor allem eben jene Sehnsucht auf seiner Stirn gestanden haben, um die es sich handelt, die ihm zu ihr und wieder von ihr fort führt, ihn mutlos macht, verblendet, und die ihn dennoch über Jeden auf ihrem Wege erhebt, ihm das Gepräge einer höheren Gesinnung, einer höheren Gesinnung giebt, so tief und unverlierbar, daß sie ihn auch da noch ihrer Liebe, Vergebung und eigenen Sehnsucht wert sein läßt, wo er auf jener Höhe strauchelt und fällt; die Sehnsucht, um derentwillen er das Leben wagte, für die er sein heißestes Ringen einsetzte, deren Erfüllung er der Begräbnisfrau so stürmisch abverlangt:

„Doch was ich fordere, ist das Weib, das eine,
Nach dem im Trinken meine Sehnsucht dürstet,
In dem ich selber, hochgestürstet,
Als Herold alles Großen mir erscheine; —

Nach dessen Worten meine Seele bardi,
Sitz' ich zu Rate mit der Menschheit Besten,
In dem des Daseins ausklenden Gebresten
Zu froher Ueberschau vermarbt; —

Das Weib, vor dem ich, fragestoll,
In zager Scheu die steifen Knie bruge,
Und das erröhend mir bezeuge,
Wie sich die Lust in Reinheit bergen soll; —

Das Weib, das will in höchster Not
Mit mir am Kreuzweg bettelnd stehn,
Und dessen Liebe selbst den Tod
Bezwingt, an mir vorbeizugehn: —

Dies Weib, dies Feldwerk, diese stille Welt,
In der verloren ich mich nie verliere,
Wo selbst ein Unrecht noch sein Recht behält,
Mein Weib — das fordr' ich nun von Dir. . . . ."

Darin liegt alles. Nicht nur der Kernpunkt des Stückes. Das ist selbstverständlich. In dieser Sehnsucht liegt auch alles, was die heutige Frau an dem heutigen Mann erfüllt sehen will. Ein Mann, der fähig ist, solches von ihr zu wollen, sie nach solchen Werten zu messen, kann garnicht anders, als ihrer Liebe und Sehnsucht wert sein und — wert bleiben. Er kann in seinen sichtbaren Anstrengungen ermatten, aber nie sein verborgenes Höherstreben verlieren, er kann sich äußerlich von ihr trennen, aber niemals ihr im innersten Wesen entfremdet werden; und wenn er ungerecht, wenn er tief schuldig an ihr, an ihren heiligsten Rechten wird — fühlt und bekennt er — wie König Witte, als die Königin in das Gemach seines Vergehens tritt — jenes ehrfürchtige Grauen, ihre Reinheit auch nur durch einen Hauch jener Niedrigkeiten berühren zu lassen —

„Herrin Du? Du kamst hierher? . . . . .
. . . . Die Fenster stoßt entzwei!
Mit seinen Harzen räuchert . . . .
Ruf, daß ihr Atem dieses Ortes Dunst
Nicht spüre! . . . . ."

so ist diese Schuld — wenn nicht gesühnt — doch entschuldbar geworden.

Denn — nicht auf dem völlig makellosen Gatten besteht — obgleich ihr sehnlichster Wunsch dahin gehen mag! — die höchststehende Gattin unserer Zeit; unerbittlich aber verlangt sie den, welcher seine Schuld erkennt und sie in voller Ehrlichkeit als das, was sie ist, neben den idealen Maßstab ihrer — der Gattin — Wertschätzung legt.

Ich glaube wohl, daß der Dichter bei der Charakterentwicklung seiner Frauengestalt gerade dieses Verlangen vollbewußt berücksichtigt hat. Jedenfalls wäre die erstere ohne Erfüllung des letzteren unmöglich gewesen.

Ueber den Sehnsuchtsgedanken an sich, seine Entwicklung und tragischen Ausgang zu sprechen, liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes. Viel wunderbare Schönheit umklingt dieses Motiv, wie jede der zarter dazwischen tönenden Weisen. Die Hoffnungen, welche Hermann Sudermann uns mit dem „Johannes" gab, sind erfüllt. Nicht das schnell verbrausende Geschrei des lauten Beifalls, aber der dauernde Nachhall der erweckten und stetig wachsenden Sympathieen wird den Zweiflern des vorigen Jahres zeigen, wie recht der Dichter that, auf jenen „Höhenwegen" zu bleiben, die er damals einschlug. Auch allerlei Mängel hat man längst und wird man immer noch an den „drei Federn" so entdecken wissen. Glücklicherweise drauch sich nicht jeder die treffliche Ganzheit durch das Herausklügeln der ersteren stören zu lassen. Und davon steht auf anderen Blättern.

Ich wollte nur diesen einen Grundton heraushören, welcher, wie mir scheint, mit kraftvollstem Klange trotz seines idealen Schwunges in unser stillstes, naheliegendstes Alltagsleben tönt.

„Wenn der Geist durch seine (des Menschen) Neigungen strömt, ist er Liebe," sagt der große Amerikaner. Meine Zeit, glaube ich, hat sich so brennend danach gesehnt, diesen „Geist" in die Neigungen der Ehe strömen zu machen. Und darum greift dies Werk Sudermanns — unabsichtlich wie jede echte Dichtung selbstverständlich, aber darum um so sicherer — mitten in das tiefste Problem unserer Tage, das wir die Frauenfrage — das wir ebensogut auch die Männerfrage nennen können.

Aus des großen Norwegers Puppenheim sind einst die Millionen Strahlenflammen und -Flämmchen der Erkenntnis dessen, was nicht sein soll, bis durch die verschlossensten Schloßfenster geblitzt. Aus dieser samländischen Königshalle wird ein Aufleuchten des Glaubens an das, was schon ist, der Hoffnung auf das, was noch werden kann, des stillen Nachstrebens im Größten oder Kleinsten bis in manche entlegene Dorfkammer, in Tausende und Abertausende von Herzen gehen. Und wenn auch das eine Viertel der letzteren nicht weiß, woher es kommt, das zweite es nicht zugeben will, das dritte es für unmöglich hält — dennoch geschieht

Digitized by Google

es allen. Das sinkt wie der Tau auf die Flur, das steigt wie der Blumenschaft aus der Erde — man sieht darin, man schaut ihm zu — aber es geht so leise, leise — man merkt es nicht. . . . .

Puvis de Chavannes.*)

Puvis de Chavannes war von Anbeginn ein Freund unserer Bestrebungen, ja, er wurde sogar unser Mitarbeiter. Lange ist es sein Traum gewesen, wie wir oft aus seinem Munde gehört, die Wände von Schulhäusern und einfachen Wohnungen ausschmücken zu können. Von den braven Leuten, die von der Kunst Belehrung für ihr Leben erwarten, wollte er anerkannt werden. Oft dankte er, daß wir ihm die Annäherung an das Volk vermittelt haben. Mit welcher Jugendfrische drückte er uns seine Zustimmung aus, wenn wir ihm von unseren Plänen für das allgemeine Wohl sprachen. Seine hohe Gestalt in ein weißes Gewand gehüllt, im Atelier lebhaft auf- und abschreitend, entwickelte er seine Zukunftsgedanken, die er schnell auf herumliegenden Stückchen Papier oder auf Bücherdeckeln mit kurzen Strichen illustrierte. Nach ihm sollte jeder Wohnraum, sei er zur Arbeit, Mahlzeit oder Erholung bestimmt, künstlerischen Schmuck haben. In jeder dieser alltäglichen Episoden hätte er Anlaß zu einem Kunstwerk gefunden, das zu mäßigem Preis in Lithographien vervielfältigt werden sollte, um so die einfachsten Dinge zu verklären. Gern hätte er auch ein früher begonnenes Werk vollendet, Lamartines schönste Dichtungen für eine Volksausgabe mit Bildern zu schmücken.

Als der Bildercyklus der heiligen Genoveva unter seiner persönlichen Leitung vollendet war (er widerspräche sich dem Versuch, die Farben der Original-Malerei wiederzugeben), wollte er das Werk in voller Oeffentlichkeit an viel gesehener Stelle zur Schau stellen. Als seinem Verlangen entsprochen war, überzeugte er sich persönlich davon, welche Verwunderung seine Art der Malerei zuerst beim Beschauer erregte. Wie ein junger Anfänger lächelte und errötete er aus Vergnügen darüber. Ganz harmlos rechnete er auf die unfehlbare Wirkung eines erhabenen Kunstwerks, das den Augen geboten würde, auch wenn die große Masse nicht dafür vorgebildet wäre. Das Unternehmen schien ihm von antikem Geiste diktiert, in der Darbietung der reinen Schönheit und daß man dieselbe zum Gemeingut des ganzen Volkes machen wollte. Das sagte ihm zu, da war er ganz in seinem Element.

Mit ähnlichen Absichten trug er sich bis an sein Lebensende. Da er uns anvertraut hatte, daß er weiter in unserm Geist arbeiten wollte, bedeutet sein Hinscheiden für uns einen schweren Verlust. Sein Lebenslauf wie sein Lebenswerk beweisen, daß er für uns, in unserem Bestrebungen gelebt hat.

Vor allem war er ganz auf sich gestellt. Wie sehr ihm auch ein Meister zusagte, wie entzückt er von einem Werk war, er hütete sich vor jeder Nachahmung. Sie schien ihm Mangel an Selbstbewußtsein, armseliges Schmarotzertum. Niemals erliegt er solcher Versuchung, nie hätte er sich dazu verstehen können. Nur was er selbst gesehen oder empfunden, ob es gut oder schlecht ausfiel, hatte Wert für ihn, reizte ihn zum Schaffen. Ehe er aus einer Reminiszenz Gewinn zog, erschien er lieber unzulänglich. Deshalb gewinnen die Schüler, die ihm nachzuahmen trachten, keinen Anteil an unserer Bewunderung für ihren hehren Meister, denn wir bewundern gerade an ihm, daß er nichts fremdes zwischen der Natur und seinem Geist duldete. Gegenwärtig nach Puvis de Chavannes Hintergründe oder Figuren zu entwerfen, heißt sein Werk nicht fortsetzen, sondern verkennen. Ihm war es nur möglich, seinen Eingebungen nachzuschaffen. Zuerst fand er kein Verständnis, man glaubte an Absichtlichkeit, er wurde für anmaßend, für wunderlich gehalten, weil er Neues brachte. Inmitten der Schmähungen und Beleidigungen arbeitete er ruhig weiter in seiner Weise. In stiller Beharrlichkeit ging er seinen Lebensweg, als wäre er allein auf der Welt, nur darauf bedacht, sich zu vervollkommnen, auf daß seine Farbendichtungen sein Schönheitsideal immer reiner wiederspiegelten.

Mit der Zeit wandelten sich die Ansichten, und als Puvis dem Alter nahe war, begann man ihm gerecht zu werden. Die Anerkennung der jungen Generation brachte ihm, dem innerlich jung Gebliebenen, den Ruhm. Plötzlich entstand eine ganze Litteratur zu seinen Gunsten. Aber unbeirrt davon vollendet er sein Lebenswerk. Der Ruhm fand keinen Eingang bei ihm, er entwirft und malt weiter wie vordem, eher noch gewissenhafter. Ohne eine neue Aesthetik zu predigen, arbeitet er stolz im Verborgenen, eben so unbeeinflußt durch seine Bewunderer, wie vorher durch die, die ihn verlästerten. Mit seinem Lebenswerk brachte er nicht dem Publikum seine Opfergabe, von dem es ihm gleichgiltig war, ob es sie annahm oder verwarf, sondern seinem Gotte, und es genügte ihm, daß sie frei blieb von niedrigen Zugeständnissen.

Seine Kunstausübung haben wir als einen Akt der Wohlthätigkeit anzusehen. Andere verkaufen ihre Gemälde oder Bilder zu hohen Preisen, die Werke gehen dann in den Besitz einiger Weniger über und verbleiben darin. Puvis de Chavannes Werke sind fast alle für große Versammlungsorte geschaffen und dem Volke gewidmet, wie in den großen Kunstepochen von Athen und Florenz, wo erhabene Kunst sich mit großer Lebensauffassung begegnete. In unserm Besitz ist das Bois Sacré, die heilige Genoveva, die jungen Ricardisten u. s. w. Man hat nichts zu entrichten, um sich Erhebung und Sammlung bei ihrem Anblick zu verschaffen; solche offene Tempel sind heitere Tempel!

Aber die große Bedeutung des Künstlers für sein Volk besteht weniger in dem, was er hervorbringt, als in dem, was er offenbart. Er ist der Mittler zwischen den zerstreuten, kurzsichtigen, ruhelosen Menschen und der schönen unerschöpflich reich spendenden, freigebigen Mutter Natur, deren sie nicht achten. Er unterrichtet seine Mitmenschen in dem Geheimnis, wie sie genießen können, ohne Erniedrigung ihrer Persönlichkeit; durch ihn leuchten Erde, Wasser und die umgebende Luft. Puvis de Chavannes danken wir es, wenn wir bei Allem mehr Freude und Dank empfinden, wenn uns die schönen Konturen des Ufers entzücken, daß wir die großartigen Berglinien, die ebenmäßigen und edlen Abstände der Bäume im Hain, den sprießenden Eichbaum, das Buschwerk des Ginsters bewundern; daß wir ein Auge haben für die wohlthuende Ordnung gemeinsamer Thätigkeit. Das Melken der Kühe, das Einsichehen des Brotes, das Brennen des Thons, die Heuernte die Schiffahrt, das Ausruhen von der Arbeit in freier Luft, alles erregt jetzt unsere Aufmerksamkeit. Nur weil er das Alles vereinfacht hat, ist es uns offenbar geworden. Das Ueberwuchernde hat er entfernt, ohne etwas hinzuzufügen, das Ueberflüssige ausgeschieden, so daß ein Kind selbst, wenn es bis dahin an dem ungeheuren Reichtum der vorhandenen Wunder irre wurde, sich jetzt zurechtfinden und sich in dieser Natur, weil sie wieder kindlich und menschlich geworden, wohl fühlen kann. Was uns ursprünglich frei gespendet war, hat uns der treffliche Puvis de Chavannes aufs neue mit Verehrung betrachten gelehrt; so hat er uns ein friedvolles Vermächtnis hinterlassen.

*) Deutsch von Jenny Jaffé. — Wir entnehmen diese Charakteristik des vor wenigen Monaten verstorbenen großen Künstlers der „Union pour l'action morale" vom 15. November 1898.

Digitized by Google

Streiflichter.

Zwischen Scylla und Charybdis. Unter diesem Titel sagt der Norweger Collins, Professor an der Universität Christiania in der „Ethical World" folgendes:

„Die ethische Bewegung wird wohl kaum diejenigen zu fesseln im Stande sein, welche mit der Lektüre von Sensationsromanen aufgewachsen sind. Es fehlt ihr der Trommelschlag und das gellende Kriegsgeschrei der buntzerzausten Heilsarmee. Und es fehlt ihr auch der haut-goût und der bittere Beigeschmack der höckelgen Defadenz-Litteratur. Die Bewegung muß solchen, die tägliche Reizmittel gewöhnt sind, recht nüchtern und zahm vorkommen. — Die Worte ihrer Botschaft brennen nicht, sie sind dem, der prickelnde Weine trinkt, wie Milch auf der Zunge. Milch ist nicht feurig, und doch, wer sie trinkt, dem erweist sie die Lebenskräfte. Milch enthammt nicht das Blut zu jäher Hitze; noch entzieht sie, wie künstliche Glut, wenn sie verraucht ist, dem Körper einen Teil der natürlichen Lebenswärme.

Die ethische Bewegung ist wohl nicht darnach angethan, in großen Lettern an den Anschlagsäulen noch in den Inhaltsangaben der großen Zeitungen zu erscheinen. Für Zeitungen, denen es uns tagtäglische Berührungsmittel zu thun ist, giebt's nichts abzudrucken aus der ethischen Bewegung. Skandale oder Unfälle sind geeigneter, die Verdauung anzuregen.

Diese Thatsache dünkt mir ein großer Vorteil der ethischen Bewegung; sie wird kaum Gefahr laufen, als Betäubungs- oder Reizmittel verwendet zu werden. Sie wird wenig Verlockendes haben für hysterische und aufgeregte Gemüter. Für die nicht-Helden werden uns bisterns verabscheuen oder uns zu den Philistern werfen.

Aber dies ist nur eine Seite der Sache. Wenn wir unser Schiffe.n auch glücklich an einer Untiefe vorbeisteuern, so können wir es doch leichtlich auf einer anderen festrennen. — Flache Poesa und eine alles Streben erstickende Fortschrittlung sind ebenso wenig ethisch zu nennen als sensationelle Ueberstreibung. Der Mensch ist nun einmal ein romantisches Tier. Im Laude Gosen der flachen und matten Mittelmäßigkeit wird er sich nie auf die Dauer niederlassen. Die ethische Bewegung, soweit ich sie verstehe, muß kühn und immer kühner streben, je mehr sie ihre Schwingen erstarken fühlt. Ihr Ziel ist nichts geringeres, als eine Erneuerung menschlichen Lebens von Grund auf. Wie züchten Prachtexemplare von Hunden und Pferden und sollten nicht im Stande sein, den Menschen, das vollkommenste Lebewesen, zu etwas noch Höherem zu gestalten? Den Enthüllungen der Wissenschaft zufolge ist die Erschaffung der Welt vorer ym uns noch in uns abgeschlossen Wir Modernen werden von späteren Geschlechtern der grauen Vorzeit angereiht werden. Die Welt ist noch jung und mit ihr unser Hoffen. Unsere Bewegung ist eine Entdeckungsreise zu unerforschten Inseln. . . ."

Der eben erschienene neue Bericht Nr. 5 über die eth. Bewegung (im Auftrage des eth. Bundes herausg. von Dr. F. W. Förster,) dessen Lektüre wir unseren Lesern angelegentlich empfehlen, bemerkt zu den vorstehenden Ausführungen zutreffend:

Mr. Collins hat sehr recht. Trockene Moral könnte der Tod unserer Bewegung sein. Unser Ziel ist die Entdeckung des Menschen in der ganzen Fülle seiner Lebensbeziehungen und Lebensbedingungen. Giebt es etwas Lebendigeres als das Studium der Beziehung von Mensch zu Mensch? Und wie wenig wissen wir noch von diesem Geheimnis! Auf das reichere Wissen vom Menschen soll das tiefere Gewissen, soll die Erneuerung menschlicher Gemeinschaft, soll die volle Rettung der Persönlichkeit gegründet werden —

* * *

Römische Geistesfreiheit. Mit dem fortwährend noch wachsenden Einfluß der Zentrumspartei auf das politische Leben des deutschen Volkes in auffälligem Widerspruch steht die beinahe absolute Einflußlosigkeit der s. g. katholischen Wissenschaft auf die geistige Welt der Forscher und Denker. Mit einem wahren Erschrecken erwacht man von Zeit zu Zeit zu dem Bewußtsein, daß mehr als ein Drittel unserer Volksgenossen nicht nur ohne jede Kenntnis bleibt von dem Werden und Wachsen neuer Gedanken und von den Fortschritten der Wissenschaft, sondern daß sie absichtlich mit verbundenen Augen und verstopften Ohren abseits stehen in einem Gedankenkreise, der uns völlig mittelalterlich erscheint. Voraussichtlich wird in kurzer Zeit wieder der Freudenruf: „habemus papam" an unser Ohr tönen; das wahrhaft Schmerzliche dabei ist, daß wir — bei aller Toleranz gegen die religiöse Innenwelt unserer Brüder — fast gar nicht mehr verstehen können, was ihnen dabei erfreulich sein kann, daß ein neuer italienischer Kardinal als der künftighin unfehlbare Richter über religiöse und wissenschaftliche Gewissensfragen den Stuhl Petri besetzt. Wohl vermögen wir uns zur Not hineinzuversetzen in das fromme Abhängigkeitsgefühl, das in der jahrtausende alten Kirche, auch in ihrer sichtbaren Gestalt mit dem Nachfolger Petri an der Spitze, die anschließliche Heilsanstalt betrachtet; es ist uns bis zu einem gewissen Grade verständlich, daß jemand für alle rein religiösen Fragen dem Oberhaupt seiner Kirche, das er von besonderer göttlicher Erleuchtung begnadigt vorstellt, die endgültige Entscheidung überträgt, aber wir sind, offen gesagt, völlig außer Stande, die Zweispältigkeit in dem Wesen eines Wahrheitsforschers zu begreifen, der, wie soeben Professor Schell in Würzburg, gegenüber der Verdammung seines Lebenswerkes durch die päpstliche Inderkongregation unter Thränen betenert, er werde nie aufhören, der Wahrheit zu dienen und der Tags darauf seine löbliche Unterwerfung unter das Urteil der unwissenden römischen Monsignori erklärt. Der Universitätslehrer Hermann Schell hat ein aufrichtig empfundenes Werk geschrieben, in dem er den „Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes" zu erweisen sucht und ist vor Erscheinen der päpstlichen Verurteilung eben um dieser seiner That willen von der katholischen Presse als „einer der geistesgewaltigsten Vertreter des modernen Katholizismus" gefeiert worden. Dies Werk zu lesen ist fortan für den ersten Katholiken eine schwere Sünde, und der Autor ist einfach vor die Wahl gestellt, die von ihm gefundene „Wahrheit" ohne weitere Nachprüfung einfach der Autorität zum Opfer zu bringen, oder er hat die Exkommunikation zu gewärtigen. Sollte hier nicht der tiefste Grund liegen für die prinzipielle Unmöglichkeit einer Wissenschaft, die eben nicht erste wissenschaftliche Ueberzeugung, sondern den Autoritätsglauben als letzte Instanz anerkennt? Von autoritativer Stelle ist also nun der Beweis erbracht, daß der Katholizismus eben kein Prinzip des Fortschritts ist, und daß Geistesfreiheit in Rom wenigstens keine Stelle findet. Freilich, es führen nicht nur viele Wege nach Rom, sondern Rom hat auch eine ganze Anzahl Filialen, — unter anderem in Berlin, Unter den Linden 1, auch ehe der neue katholische Unterstaatssekretär dort seinen Einzug halten wird. —

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. Main. Am Sonntag d. 22. Januar hielt der „Rauf auß für Volksunterhaltung", welcher von der hiesigen Abteilung der D. G. E. V. und vom Arbeiter-Bildungsverein gegründet worden ist, seinen dritten diesjährigen großen Volksunterhaltungsabend ab. — Die Presse hat der Veranstaltung wieder begeistertes Lob gespendet. Der Bericht des „Frankfurter Intelligenzblattes" möge hiervon Zeugnis ablegen: „Welch liebe Sehnsucht nach wahrer Kunst im Volke eingewurzelt liegt und mit welcher Begierde und Verständnis es Darbietungen aufnimmt, die jenem Verlangen entgegenkommen, das beweisen die Volksunterhaltungsabende, die man gegenwärtig im Saalbau eingerichtet hat. Es giebt wohl keine andere Gelegenheit, bei welcher man den weiten Raum des Saales in allen seinen Ecken bis hinauf in die obersten Galerien von einer still und fast feierlich lauschenden Menge gleich angefüllt sehen kann, wie gerade an diesen Abenden. Ueber 1920 Plätze waren vorgesehen abgegeben worden und immer noch mußte man diejenigen abweisen, deren Eintritt das gefüllte Haus verwehrte. Doch wie auf der einen Seite das Publikum die Darbietungen mit gespanntestem Interesse verfolgt und mit entfusiastischem Beifall seinen Dank quittiert, so entspricht auch das, was vom Podium herunter ihm vorgeführt wurde, den Anforderungen, die selbst der Verwöhnte an einen künstlerisch vornehmen Abend stellt. Wie gewöhnlich, so vereinigt man es in glücklicher Weise auch vorgetragen, durch zu schwer verständliche Kunst die Aufmerksamkeit zu ermüden oder durch nur musikalische Vorträge dieselbe allzusehr anzuspannen und so wirkte es erfrischend, daß der Abend, der durch eine Rezitation von ernster Stimmung durch Fräulein Poßner nach einem eröffnenden Chor eingeleitet wurde, gegen das Ende zu schelmischlustige, ferngelende Gedichtchen in oberbayrischem Dialekt brachte, die dieselbe Dame mit packendem Erfassen seelischer Momente und lebendiger, dramatisch gestaltender Rezitierkunst vortrug. Sonst wog gegen das

Digitized by Google

letzte Mal der musikalische Teil vor. Frau Dr. Drill-Ordbe sang mit ergreifender Ein achheit einige Lieder Brahms und Schumanns, bei welchen ihr glockenklarer Mezzosopran den ganzen Zauber ausstrahlte, der in den Kompositionen dieser beiden Meister liegt. Den gleichen Beifall lösten die Lieder aus, welche Fräulein v. Zuktzmańska mit reinem, voll und groß klingendem Sopran und sein abwiegender Ausdrucksfähigkeit vortrug. Herr Paul Greef sang „eines Spielmanns Leben" von Lorleberg — ein Spielmann, der mit frischer Lebensfröhlichkeit aus steht und dem ein Mägdelein das Herz bricht — mit der warmen Stimmungsschilderung, die ihm sein prächtiges Organ möglich macht. Zwischen all diesen Nummern, deren sich noch die virtuosen Waldhornsoli des Herrn Preuße zugesellten, die in wunderbarer Weiche sich wie Orgelton der Klavierbegleitung des Herrn Kapellmeister Horz anschmiegten, sogen sich gleichsam wundervoll die Chöre des Schulerchen Männerchors, die auch vorgeführt wieder die exakte Einheit und den Wohllaut hatten, für den sie sonst bekannt sind.

Sonntag, den 26. März, findet der letzte diesjährige Volksunterhaltungsabend statt.

* * *

Aus der Wiener ethischen Gesellschaft wird uns geschrieben: „Den Manen M. v. Egidys". Der „Ethische Gesellschaft" und die „Gesellschaft der ihrer Friedensfreunde" (Wien) veranstalteten am 5. Februar d. J. eine gemeinsame Gedächtnisfeier dem hingegangenen großen Deutschen. Nachdem Baron Gundacar Suttner durch einige einleitende Worte das Andenken Egidys — das zahlreiche Auditorium erhob sich zum Zeichen der Trauer von den Sitzen — gefeiert hatte, erteilte er das Wort zu einem Nekrologe dem Wiener Schriftsteller Stephan Großmann. In einem durchgeistigten Vortrage schilderte der Sprecher Egidy als den edelsten Repräsentanten unter den Deutschen, der sin der Öffentlichkeit sich so zu geben wagte, wie andere nur als Privatmenschen. Seine Vorträge waren eher Gespräche mit den Erschienenen; ein herzlicher Kontakt befand zwischen Egidy und seinen Hörern. Seine Offenheit, seine Geradheit — er that nichts, was nicht in der Richtung seines Ideals lag — sein überzeugender Ernst und seine ernste Ueberzeugung brachten ihn uns näher. Er war menschenfreundlich nach Buddhas Ausspruch, daß ein Künstler mit Bewußtsein Mensch ist". — Großmann verstand es, in glänzender Manier Egidys Auffassung von Religion, sein Verhältnis zu ihr — das Motto der „Versöhnung" — seine Stellung zur Sozialdemokratie und seine einzig richtige Definition von „Volk" mit schönem Verständnis und echter Wärme darzustellen. „Unser teurer Toter", sagte Großmann, „war als Politiker ein lebendiger, sich entwickelnder Organismus, eine Persönlichkeit, die niemand und nirgends Konzessionen machte. Er war ein Dilettant, wird man mir einwenden. Gut; aber ein Genie im Dilettantismus, ein intuitiver Dilettant." Der Vortragende behauptete, nach seiner Ueberzeugung sei die Lücke, die der Tod Egidys gelassen, absolut unausfüllbar. „Sein Leben war noch nicht abgeschlossen, sein heroischer Moment war noch nicht gekommen, aber er hätte kommen müssen. Weil Egidy alle geistigen Strömungen seiner Zeit in sich vereinigte, wäre er der beste Arzt Deutschlands geworden, ja selbst der beste Ratgeber des deutschen Kaisers. Moriz von Egidy war der einzige wirkliche Repräsentant Deutschlands: Offizier, Adeliger, Journalist, Priester, Arbeiter zugleich. „Im politischen Leben" — mit diesen Worten schloß Stephan Großmann seinen tiefen herzlichen Nachruf unter starkem echtem Beifall der Anwesenden — „hat es in Deutschland keine größere, keine weitere und edlere Seele gegeben als Moriz v. Egidy." — Frau Bertha v. Suttner dankte als persönliche Freundin des Verstorbenen dem Redner und brachte durch Vorlesung eines Gedichtes, von einer Verehrerin Egidys verfaßt, den Manen des großen Toten ihre Huldigung dar. Damit schloß der schöne, erhebende Abend im Kreise Gleichfühlender, allen das Wirken und Streben Egidys im Bewußtsein als leuchtendes Vorbild hinterlassend.

Briefkasten.

Fritz in Dresden. Zu unserem Bedauern nach Form und Inhalt ungeeignet.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Kinderbibliotheken in England und Amerika. Von Dr. Ernst Schulze. (Aus „Deutsche Schule", 12. Heft).

Ein Blick hinter die Koulissen der sozialitären Bewegung. Offener Brief an Herrn Dr. Eugen Dühring. Von Georg Himmelserd. Berlin, Selbstverlag.

Unheilbar gemeingefährlich geisteskrank. Von H. Kellermann. Berlin, Selbstverlag.

Religionsgeschichtliche Bibliothek: I. Die Religionsforderung und das historische Prinzip. II. Was ist Religion? Von Heinrich Tannenberg, Berlin-Friedrichshagen. C. Teßtter & Sie.

Das Recht zu leben oder der Völkerfrühling. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Von Dr. jur. O. Rommel. München, A. Schupp. 1899.

Oedipus oder das Rätsel des Lebens. Von **G. Prellwitz.** Freiburg i. B., E. Fehsenfeld. 1898.

Ein sächsisches Wahlrecht und die Landes-Synode. Von J. Göpfert. Dresden, Gilly. 1896.

Die Entwickelung des preußischen Schulwesens 1886/96. Von J. Tews. Bonn, F. Soennecken. (Samml. pädag. Vorträge herausg. von W. Meyer-Markau XI, 10.)

Zeitschrift für pädagogische Psychologie, herausg. von Dr. F. Kemsies. Jahrgang 1, Heft 1. Berlin. H. Walther. 1899.

Der Wert der Sozialdemokratie für die Arbeiterschaft. Erlebnisse eines in der Partei thätig gewesenen Genossen. Von Ernst Fischer. Berlin, H. Walther.

Zum Kampf mit den Führern der Sozialdemokratie. Ein offenes Wort von Ernst Fischer. Berlin 1898, H. Walther.

Der Siegfried des Geistes. Ein neues Menschheitsideal. Von Viktor Magnus. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1899.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension die stumme Bücher und dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Bendlerstr. 28.

Zum Wanderrednerfonds

gingen im Februar ein: Prof. Stanbinger (Worms) Mk. 8. — Apotheker F Walther (Straßburg i. E.) Mk. 20. Zusammen mit den in Nr. 5 d. J. quittierten Mk 635.05 in Summa: Mk 661.05. Weitere frdl. Spenden nimmt dankend entgegen

Das Bureau der D. G. E. K. Dr. Penzig.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Märzprogramm.

Dienstag, den 14. März, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Vortrag Dr. Bergemann (Jena): „Nietzsche als Erzieher." Diskussion.

Donnerstag, den 16. März,
Dienstag, den 21. „
Dienstag, den 28. „

Vortragszyklus von Privatdoz. Dr Jastrow: Prakt Sozialpolitik unter ethischen Gesichtspunkten. Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11, Mitglieder M. 1,—, Nichtmitgl. M. 1,50.

Sonntag, den 26. März, Abends 7½ Uhr, im Schultheiß-Restaurant, Neue Jakobstr. 24/25, Geselliger Abend. Musikalische deklamatorische Vorträge.

Gäste stets willkommen.

Dr. Penzig.

Vortragszyklus.

Ueber

„Praktische Sozialpolitik unter ethischen Gesichtspunkten"

wird Herr **Privatdozent Dr. Jastrow** im März drei Vorträge halten, und zwar am **Donnerstag, den 16., Dienstag, den 21.** und **Dienstag, den 28. März,** Abends 8½ Uhr im Lesesaale der D. G. E. K., Berlin N., Ziegelstr. 10/11, 2. Tr. r.

Eintrittskarten für den ganzen Zyklus: Mitglieder der D. G. E. K. 1 Mk., Nichtmitglieder 1,50 Mk. sind beim Unterzeichneten, sowie in den Buchhandlungen von Schweiger und Mohr, Poldamerstr. 42, Walter und Apolant, Markgrafenstr. 60, Trautwein, Leipzigerstr. 8, zu haben.

Bureau der D. G. E. K., N., Ziegelstr. 10/11.

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9883.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annoncen in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 18. März 1899. | Nr. 11.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Fürst Bismarck. Von Prof. W. Foerster. — Streiflichter: Ist Religion Volkssache? Ueber den Speisen- und Getränke-Luxus. — Für Lesehallen-Bewegung: Sind kommunale Volksbibliotheken nicht wünschenswert? Von Dr. E. Schulze. — Erwiderung. Von Dr. A. Pfungst. — Volksbibliotheken in Braunschweig. — Die Bonner Bücher- und Lesehalle. — Aus der ethischen Bewegung: Abt. Berlin.

Fürst Bismarck.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Mit den unter dem Titel „Humanität und Zivilisation" von Herrn Prof. W. Bolin (Helsingfors) in Nr. 9 der E. K. gegebenen Darlegungen betreffend den Fürsten Bismarck und seine „Gedanken und Erinnerungen" vermag ich in einigen wesentlichen Punkten nicht übereinzustimmen und bitte, diese Meinungsverschiedenheiten zum Ausgangspunkte einiger allgemeinen Betrachtungen und einiger Mitteilungen von persönlichen Eindrücken aus jener bewegten Zeit machen zu dürfen.

Mit unserm verehrten Freunde Bolin bin ich zunächst darin völlig einverstanden, daß Bismarcks Leben und auch sein Buch keineswegs arm an sehr bedeutsamen und vorbildlichen Bethätigungen echt ethischen Denkens ist. Sein Blick für die Nebenwirkungen und Nachwirkungen, für die moralischen Zusammenhänge und die psychologischen Momente im Staats- und Völkerleben war von einer eminenten Weite und Schärfe. Er war in dieser Hinsicht seinem großen Helfer, dem Grafen Moltke, der ihm vielfach auch zum Gegner wurde, charakterlich überlegen. Die höchsten Gaben des letzteren gehörten mehr dem Gebiete des exakten, mathematischen Denkens an; es fehlten ihm auf den Höhen seines Lebens durchaus die weiten Horizonte des großen Staatsmannes. Ursprünglich eine sehr feine Seele, sogar philosophischer und künstlerischer Vertiefung fähig, war Moltke, der Schlachtendenker, einer der engsten „Realpolitiker" geworden, dessen staatsmännisches Urteil ganz von strategischen Gesichtspunkten beherrscht wurde, und der hierdurch mehrmals in scharfen Widerstreit trat zu dem viel umfassenderen politisch-ethischen Denken Bismarcks und dem edlen menschenfreundlichen Idealismus des Kronprinzen.

In dem von Prof. Bolin mit Recht hervorgehobenen, von echter Staatsweisheit und hoher sittlicher Energie durchdrungenen Auftreten Bismarcks gegen die kurzsichtigen Forderungen seines Königs bei den Friedensschlüsse von Nikolsburg war Moltke keinesfalls eine Stütze für Bismarck, und nur dem warmen Eintreten des Kronprinzen für Bismarcks Politik ist es zu danken gewesen, daß damals einigermaßen das Rechte geschah.

Weniger deutlich tritt der ethische Großsinn, dessen Bismarck fähig war, zu Tage bei den Meinungsverschiedenheiten, welche vor dem Friedensschlusse mit Frankreich zur Erörterung kamen. Bismarck und der Kronprinz wollten wiederum in den Annexionen nicht so weit gehen, wie der Kaiser und Moltke, welcher letztere aus strategischen Gründen auch Lothringen mit Metz unbedingt verlangte, während Bismarck der Ansicht war, daß dem Vorteil dieser stärkeren strategischen Sicherung das größere Uebel einer dauernderen und tieferen Verbitterung Frankreichs entgegenstehen würde. In diesem Falle siegte Bismarck's tiefere Staatsweisheit nicht. Wir haben es Alle bereits erfahren, wie richtig er urteilte.

Aber hinter Moltke und dem Kaiser stand fast einmütig die öffentliche Meinung von ganz Deutschland. Sei es mir gestattet, von der damaligen Entwicklung dieser öffentlichen Meinung aus meiner Erinnerung einige Mitteilungen hinzuzufügen, welche auch einen Beitrag liefern können zu der Erklärung von Bismarcks Nachgehen in diesem Falle.

Es war bald nach den siegreichen Schlachten der ersten August-Woche von 1870, als sich zuerst in Deutschland der Ruf erhob, wir müßten Straßburg und den Elsaß wieder haben. Bis dahin hatte wohl Niemand bei uns daran gedacht, durch Aeußerung deutscher Eroberungsgelüste Frankreich gegenüber sich auf das niedrige Niveau der damaligen französischen Raubpolitik zu stellen. Auch jetzt fanden jene vereinzelten Rufe noch wenig Widerhall. Ich erinnere mich sehr genau, daß ich damals brieflich einige Freunde in verschiedenen Gegenden Deutschlands befragte, ob man nicht eine ernste Gegenbewegung organisieren solle, um jene Gelüste zu brandmarken, die ich als eine für die Zukunft der deutschen und der europäischen Kultur äußerst gefährliche Verirrung bezeichnete. Man antwortete fast einstimmig, es sei nicht zu befürchten, daß solche Projekte in Deutschland Wurzel fassen könnten. Wenige Wochen nachher, nach den großen Siegen, war jener Ruf allgemein, und auch nicht wenige jener Freunde waren begeisterte Anhänger jener Forderung geworden. In Süd- und Westdeutschland ersehnte man die Angliederung des Elsaß als eine Verwehrung des Schutzes gegen französische Einbrüche, die man aus der Vergangenheit in allzu bitterer Erinnerung hatte.

Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß Bismarck selber, so gelegen diese Bewegung für die Einordnung Süddeutschlands in das Reich kam, darin doch eine Einschränkung seiner überlegenen staatsmännischen Aktion fühlte, einer Aktion, die er bis dahin unabhängig von der Tagesstimmung

Digitized by Google

des Volkes gehalten hatte. Zweifellos hatten ihm, der auch Deutschlands Bedrohung von Osten her würdigte, anfangs auch bezüglich Frankreichs ähnliche weiterblickende Erwägungen vorgeschwebt, wie bei dem Frieden mit Oesterreich. Er gab diesmal der Volksstimme und Moltkes strategischen Forderungen nach.

Der Kronprinz ging, trotz aller Siegesfreude, mit seinen kummervollen Bedenken weiter. Als ich, nach der Rückkehr von einer längeren Anwesenheit in Paris, im Sommer 1875 eine eingehende Unterredung mit ihm haben durfte, sprach er mit tiefstem sittlichen Ernst von den besonderen Pflichten, die Deutschland durch jene nicht mehr rückgängig zu machende Gewalt-Aktion auf sich genommen habe, zumal im Sinne der ferneren zartesten Behandlung Frankreichs. Unser jetziger Kaiser hat vielleicht diesen letzteren Gedanken seines Vaters als Erbteil übernommen. Jedenfalls handelt er entsprechend.

Auch bei dem Fürsten Bismarck haben wohl ähnliche Regungen einen Anteil gehabt an dem von Prof. Bolin mit Recht gerühmten Widerstand, den er aus den höchsten staatsmännischen Gesichtspunkten, nämlich aus Gerechtigkeit und Großmut, dem Andringen entgegengesetzte, mit welchem Graf Moltke und die andern Vertreter der strategischen Staatskunst schon vom Jahre 1867 ab und nachher in den 70er und 80er Jahren wehrmals einen Krieg mit Frankreich vom Zaune zu brechen rieten, um den französischen Rüstungen zuvorzukommen oder dieselben in der Entwicklung niederzutreten

Bis hierher habe ich eigentlich nur die Darlegungen des Herrn Prof. Bolin bestätigt. Ich mußte Wert darauf legen, meinen nachfolgenden erheblichen Abweichungen von andern Punkten seiner Auffassung die obige gemeinsame Grundlage zu geben, aus welcher hervorgehen wird, wie weit ich von kritteldser Ungerechtigkeit gegen Bismarck entfernt bin.

Schon während der Entwicklung und des Fortganges des französischen Krieges und bei den Friedensverhandlungen tritt eine Wandlung hervor in der Sicherheit der obersten Leitung, die Bismarck, trotz vielfachen, auch manchmal sehr berechtigten Hinderung durch den königlichen Herrn, in der Aktion von 1866 und ganz besonders in dem glänzenden Schachspiel der Aktion gegen Dänemark und für die Angliederung von Schleswig-Holstein an Preußen bewiesen hatte. Die Wucht der jetzt an der Bewegung beteiligten Massen und Kräfte, die Größe der Ziele und die Vielartigkeit der Mittel und Wege war so überwältigend geworden, daß auch die kraftvollste Menschenseele nicht mehr die Forderungen ihres tiefsten eigenen Denkens und Wollens zum Gesetz des Geschehens machen konnte, wie es dieser ungewöhnliche Mann vorher in gewissem Umfange erreicht und weiterhin noch mehrmals versucht hat.

Schon in den vorangegangenen Aktionen mit Dänemark und Oesterreich war es ihm, wie jetzt zweifellos erwiesen werden kann, nicht ohne Aufopferung der eigenen Gewissensstrenge möglich gewesen, das Geschehen fest in der Hand zu behalten.

Kleinliche Leute und kleinliche Interessen, aber nicht selten auch ernstere und berechtigtere Widerstände, wurden mit kleinen Mitteln abgethan. Die persönliche und die publizistische Lüge begann emporzuwachsen neben einer grandiosen Aufrichtigkeit und Stetigkeit in den großen Dingen.

Aber seit der Zeit des französischen Krieges begann sich auch in den großen Aktionen der eminente bon sens und die weitschauende Klugheit, welche den Augenblicks-Regungen der Massen und der obersten Schichten Trotz geboten hatte, immer öfter unter die nächsten Opportunitäten zu beugen und zugleich dem persönlichen Erfolge und dem in den gewaltigen Erfolgen mächtig entwickelten Selbstgefühl, verbunden mit einer Steigerung seines Hassens aller Gegnerschaften, allzugroßen Einfluß auf die Entschließungen einzuräumen.

Wesentliche Mitschuld an diesen Trübungen trug die übermäßige und kritiklose Bewunderung, welche ihm aus dem Volke der Denker und Dichter zuströmte, am meisten von Solchen, die von „der Blässe des Gedankens angekränkelt" gewesen waren, die wirkliche Welt nicht kannten und nun dieser eisernen Willenskraft gegenüber, die ihnen als die Fleischwerdung des staatsmännischen Ideals erschien, alles Maß des sittlichen Urteils verloren.

Wie Napoleon die ihm Widerstrebenden als „Ideologen" abthat, so wurden auch jetzt alle Bedenken, alle Einsprüche, die zum Teil aus Neid und Feindschaft, zum Teil aber auch aus dem redlichsten Volksgewissen hervorgingen, als unpraktischer Idealismus, als Humanitäts-Phrase u. s. w. geringschätzig abgelehnt.

Es ist ja ganz richtig, was Herr Prof. Bolin sagt, daß es unter Umständen viel inhumaner, viel grausamer sein kann, mitten in dem Drange großer Gewalt-Aktionen ein planvolles entscheidendes Vorgehen durch Mitleids-Aufwallungen hemmen oder unterbrechen zu lassen und dadurch auch die eigenen Volksgenossen noch größeren Leiden und Gefahren auszusetzen. Etwas ganz anderes wäre es gewesen und gerade für einen Bismarck eine Aufgabe, der er gewachsen war, und eine staatsmännischrethische Leistung ersten Ranges, wenn er im französischen Kriege einen Wendepunkt der Aktion rechtzeitig gefunden hätte, um der Friedensverhandlung eine andere, echt humane und dabei auch schließlich die allerklügste und in hohem Sinne vorteilhafteste Entwicklung zu geben. Hier wendet sich der Leser unmutig ab und sagt: Ob, diese Kleinmeisterei! Wie lächerlich, große geschichtliche Vorgänge nachträglich korrigieren zu wollen. Ja, was hätte Alles anders werden können, wenn die Schöpfung der Welt ein klein wenig anders eingerichtet worden wäre!

Und doch ist diese unnutige Einwendung ungerecht. Wir können die Vergangenheit nicht aus der Welt schaffen, aber wir können dazu beitragen, die Zukunft in dem Sinne reineren, folgerichtigeren und störungsfreieren Denkens auf Grund einer strengeren und vollständigeren Prüfung und Verwertung vergangenen und gegenwärtigen Erfahrens weiser und glücklicher zu gestalten, und davon soll uns keinerlei Freude am enthusiastischen Bewundern, keinerlei Schwelgen in dankbaren Empfindungen abhalten. Wenn man näher zusieht und schärfer, freier von Herzenswallungen urteilt, empfängt man übrigens, nach einer kurzen Krisis des Unbehagens, den herrlichen Lohn der Wahrheit und der Gerechtigkeit auch darin, daß das Bild des großen Menschen uns in allen seinen menschlichen Schwächen, Irrungen und Leidenschaften noch viel teurer wird, als der eingebildete Halbgott, zu welchem ihn die kritiklose Bewunderung machte.

Herr Prof. Bolin gehört nicht zu den kritiklosen Bewunderern, aber er unterschätzt die Gefahren, welche für die nächste Zukunft des Menschengeschlechtes — die fernere Zukunft wird mit dem falschen, übertriebenen Kultus schon aus eigenen Nöten ein Ende machen — daraus entstehen, daß Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", ohne durch Kommentare voll geschichtlichen ethischen Ernstes ergänzt zu werden, dem werdenden Geschlechte zu einem „Erbauungsbuche" dienen oder gar dazu empfohlen werden.

Ich möchte in dem Sinne dieser Warnung bitten, noch einige allgemeine Worte über das Verhalten von uns kleinen Leuten gegenüber den großen Menschen sagen zu dürfen.

Ich bin überzeugt, daß solche Männer, wie Bismarck (bei Napoleon I. und Friedrich dem Großen sind deutliche Anzeichen dafür vorhanden), in den Tiefen ihrer Seele ein unaussprechliches Bedürfnis nach der Stimme eines Volks-

Digitized by Google

gewissens gehabt haben, das ihnen in ihrer nutzlich schweren Belastung mit Verantwortung einen Teil der Last abnehmen konnte. Die Stimme der feindseligen Kritik stärkte ihnen nur den Nacken, nicht die Seele, die Stimme der überschwänglichen Bewunderung stärkte nur ihre Menschenverachtung und versteifte ihr Selbstgefühl.

In alten Zeiten suchten große Helden und Könige wohl den Rat eines Sehers, eines Propheten, eines Priesters, eines Orakels, später bis zum Beginne der Neuzeit fragten sie mit Inbrunst nach dem Rate der Gestirne. Auf solche Weise kam ihnen die mahnende Stimme weiterer Menschenkreise manchmal zu Gehör, meistens aber wohl enge oder gar berufsmäßige Interessenten-Weisheit, die sie oft in schmähliches Unrecht oder Unglück stürzte. Jetzt haben die Großen fast keinen Weg mehr, auf dem, mit einer gewissen Macht ausgerüstet, ein reines, weises Urteil zu ihnen dringt. Sie wenden sich deshalb, wie auch Bismarck that, an ihren Gott. Wenn sie den nicht hätten, würden sie „verzweifeln". Aber dieser Gott ist doch nur die Resonanz ihres eigenen Wesens in der Tiefe des Bewußtseins, der beste Freund des Menschen, nur sehr selten ein strafender Mahner.

Die Freundesstimme des Gewissens der Gemeinschaft fehlt aber allen diesen vereinsamten großen oder hochgestellten Leuten deshalb, weil wir Kleinen eine zu geringe Meinung von unserm Recht und von unserer Pflicht haben, den Großen ordentliche Kenntnis zu geben von unserm unabhängigeren, schlichteren, störungsfreieren Denken oder von einem Denken, das wenigstens von den eigenartigen auf jenen Lebenshöhen lastenden Trübungen und Irrungen freier ist, und weil sie in den für den Ausdruck der Volksstimme berufenen Einrichtungen nach deren ganzem Gebahren nur enges und vielartiges Interessententum zu erkennen glauben.

„Die Größe der Kleinen ist die Treue," aber keine bündnisse, sklavische Treue, die die Großen blos anwedelt, sondern die Treue, die zugleich Selbsttreue, Treue zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit ist. Diese Treue wird die Stimme der Kleinen mächtig machen im Rate der Großen. Auch Bismarck hat diese Stimmen allzuwenig vernommen, und auch jetzt kommen sie ihm gegenüber noch lange nicht mit vollstem und aufrichtigstem Ernst zu Worte.

Herr Prof. W. Bolin rechnet es ihm hoch an, daß er bei der Abfassung seines Buches die höchsten Ideale der Gesittung vor Augen gehabt habe, indem er „sein Wirken und Thun am Maßstabe der Geschichte gemessen sehen wollte, der ja mit den Anforderungen der Humanität und Zivilisation durchaus zusammenfällt." Nicht als „Uebermensch" sei er uns hier entgegengetreten, der seine eigene Herren-Moral für sich beanspruchte, sondern als Einer, der sein Wollen und Vollbringen als das richtige und das größte Heil bewirkend angesehen haben möchte.

Was zunächst den „Uebermenschen" betrifft, so erkenne ich kein besonderes Wert-Attribut Bismarcks darin, daß dieser Narren-Typus für ihn nicht existierte. Dazu stand er zu sehr inmitten der vollen Aufgaben des Gemeinschaftslebens. Jener Typus hat doch nur eine krankhafte Existenz bei Gelehrten und Künstlern, die sich in Abstraktionen oder Visionen über jedes gesunde Gemeinschaftsgefühl hinaus verstiegen haben, höchstens noch bei religiösen Fanatikern und in der Einbildung bei unreifen Studenten.

Aber einer „Herren-Moral" schmählicher Art hat der eiserne Kanzler doch in nicht wenigen seiner großen und kleinen Aktionen gefrönt, und sein Buch enthält keinerlei Anstrengung, das in Abrede zu stellen oder meuchlicher zu erklären. Es wird eben als selbstverständlich behandelt, daß unter solchen Umständen so gehandelt werden muß.

Und das ist das Unheilvolle des Buches besonders für unsere Jugend. Das Gefühl der Ueberlegenheit, welches darin vorwaltet, wirkt um so ansteckender, je unreifer und je beschränkter ein Intellekt ist. Wir haben die Wirkungen des Tones gesehen, den Schopenhauer und den Nietzsche anschlug. Nicht die arbeitsame und feinsinnige Mehrheit der Jugend unserer Hochschulen wurde davon in Mitleidenschaft gezogen, aber derjenige Teil derselben, der prahlhansig und schneidig disponiert und dabei gedankenleer ist, im wesentlichen aber die Kandidaten für die Organe unserer Staatsverwaltung u. s. w. enthält. Das Buch Bismarcks wird aber auch einen großen Theil der solideren Jugend an den feineren Grundlagen der Lebens- und Staatsweisheit irre machen, wenn nicht sehr ernstliche Gegenwirkung erfolgt, und wenn nicht Bismarcks ganze Aktion bald einen Geschichtsschreiber findet, der sich nicht mehr blenden läßt von dem ganzen Gepränge der Macht und des Sieges, sondern hindurchschaut bis zu all' dem sittlichen Elend, was in diesen Entwicklungen enthalten ist, weil ihre Großthaten allzusehr der Treue zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit entbehren, und weil daraus eine Abwendung von den sittlichen Idealen in alle Volksschichten eindringt.

Strategische Gesichtspunkte der Staatsweisheit hatte Bismarck eine Zeit lang bei seiner Aktion nach Außen gebührend eingeschränkt. Gesichtspunkte einer höheren „Kulturpolitik" (ich meine nicht den verunglückten „Kulturkampf") waren ihm nicht fremd gewesen. Aber bei seiner inneren Politik überwog immer mehr eine gewisse Strategie des Interessenkampfes, welche auch die Volksvertretungen zeitweise zu einer Art von Börse für das Markten um Zugeständnisse machte, mit viel schlimmeren sittlichen Schäden, als in der Fonds- oder Getreide-Börse jemals zu Tage getreten sind.

In mißverständlicher Erweiterung des Kampfes gegen ein krankhaftes Mordgefellentum wurde den unteren Volksklassen durch jahrelange mitleidlose Drangsal rechtloser Polizeiwirtschaft ein Mißtrauen eingepflanzt, welches den Wirkungen einer sonst menschenfreundlich gedachten Fürsorge des Staats noch immer Abbruch thut, während andererseits in den oberen Stellen die Aeußerungen jener Erbitterung noch immer zur Mißkennung des berechtigten Kernes der Volksbewegungen und zu sterilen Verwehmungen derselben führen.

Alles in allem wurden die Härten autoritären Auftretens und der Machtpolitik immer mehr gesteigert, bis der gewaltige Staatsmann selber den Konsequenzen der eigenen Lehren und Mahnungen unterliegen mußte.

Und doch! Habt Ihr Kritiker denn gar kein Organ für die Würdigung dieses ganzen Lebensbildes, auch der Tragik seiner letzten Zeit? Wo bleiben denn die großen Männer der Geschichte und die belebenden Wirkungen, mit denen der Glanz ihrer Thaten die Seelen der Jugend schwellt, wenn Ihr überall eine Konduiten-Liste aller der Irrtümer und Verfehlungen anhängen wollt, die ihnen und auch zugleich ihrer Zeit und den Mitlebenden zur Last fallen?

Gemach, gemach! Hier liegt die Sache denn doch anders. Wir sind nicht in der glücklichen Lage, Bismarck und sein Lebenswerk in ähnlicher Weise betrachten zu dürfen, wie das Leben Cäsars oder Alexanders. Wir stecken noch mitten drin in den Nöten der gährenden Zeit, in der er ein Vertreter gewisser Mächte und gewisser Grundsätze war. Das deutsche Reich, das er auf diese begründet hat, kracht noch in allen Fugen des Neubaues, und es ist eine noch durchaus offene Frage, ob es so weiter gehen kann. Da sind wir nicht nur berechtigt, sondern heilig verpflichtet, endlich einmal mit vollstem Ernste diese ganze Staatskunst der Vergangenheit und mit ihr Bismarcks ganzes Thun einer gründlichen Betrachtung zu unterziehen und uns inmitten der völlig neuen Verkehrs- und Lebensbedingungen der Menschenwelt mit der sorgfältigsten, ruhigsten Kritik, unberührt von leidenschaftlicher Bewunderung und leidenschaftlichem Haß, der Frage zu widmen, was lehrt uns dieses Leben und die Gesamtheit seiner Wirkungen auf die Mitwelt? Was lernen wir daraus für die Zukunft? Seinen Platz in der

Digitized by Google

Walhalla deutscher Heldengestalten werden wir ihm hierdurch nicht rauben, und um so reiner wird er dort erstrahlen, je mehr wir durch treues Arbeiten gegen die Nachwirkungen seiner Irrtümer sein Andenken vor dem Fluch der letzteren bewahren helfen.

Streiflichter.

Ist Religion Volkssache? „Der Satz der Sozialdemokratie, „Religion ist Privatsache" ist eine große Lüge und Unwahrheit. Religion ist Volkssache. Deshalb muß ihr in der Volksschule die erste Stelle eingeräumt werden." So sprach der Kultusminister unter lebhaftem Beifall von der rechten Seite in der 39. Sitzung des Abgeordnetenhauses. Er hatte sonst einen guten Tag. Einige Sätze derselben Rede, wie: „der Staat darf Eingriffe in die Gewissensfreiheit nicht dulden" oder „der Staat muß der Herr der Schule bleiben, er kann nicht mit der Kirche die Herrschaft teilen" hätten wohl auch Beifall auf der Linken entfesselt können, wenn man dort nicht schon trübe Erfahrungen mit dem Verhältnis so volltönender kultusministerieller Worte zu kultusministerieller Praxis gemacht hätte. Aber der erstangeführte Satz war keine Meisterleistung. Abgesehen davon, daß die Bezeichnung des sozialdemokratischen Satzes als „große Lüge" einer großen Partei den Vorwurf bewußter Unwahrhaftigkeit macht — was merkwürdiger Weise von dem sonst so empfindlichen Präsidium ungerügt blieb — so trägt die positive Ergänzung, Religion sei Volkssache, doch allzu deutlich den Charakter eines herzlich wenig bedeutenden Schlagworts. Der einzige Sinn, den das Wort haben kann, dürfte der sein, es liege im Interesse, vielleicht auch im Wunsche des Volkes, daß „Religion" ihm erhalten bleibe. Wir wollen uns ehrlich in die Denkweise des Herrn Bosse versetzen und weiter annehmen, es sei seine feste Ueberzeugung, daß das preußische Volk seine Kulturaufgabe nur dann erfüllen könne, wenn es religiös bleibe. Als Kultusminister eines paritätischen Staates mag Herr Bosse unter Religion auch an alle staatlich anerkannten Religionsgemeinschaften gedacht haben, nicht etwa nur an Protestantismus und Katholizismus. Aber da fällt zunächst auf, daß dann zwischen dem Satz der Sozialdemokratie und dem des Kultusministers gar kein wesentlicher Unterschied besteht. Jener behauptet, Religion liege in der Interessensphäre des Einzelnen, dieser, sie liege in der ihrer Summe. Denn im Ernst kann doch ein Mann, der die Kultusangelegenheiten von 29 Millionen Protestanten, 10 Millionen Katholiken, einer halben Million Juden ꝛc. beaufsichtigt, nicht an eine kgl. preußische Volksreligion gedacht haben. Da es eine solche nicht giebt, so bleibt eben nur übrig, die religiösen Ueberzeugungen der Einzelnen, mögen sie auch noch so verschieden sein, zunächst für den Einzelnen als wertvoll zu erklären (d. h. eben: Religion ist Privatsache, oder besser persönliche Gewissenssache) und dann ev. mit einem Additionsverfahren weiter zu folgern: was aber für die meisten Einzelnen wertvoll ist, das muß auch für ihre Summe seinen Wert behalten. Wie darf man dann aber den Satz: Religion ist Privatsache, als Unwahrheit bezeichnen?

Herr Bosse wird erwidern: Der Sozialdemokrat meine mit seinem Satz gar nicht: Religion ist wertvoll für den Einzelnen, sondern Religion sei gleichgiltig, es sei in das Belieben des Einzelnen gestellt, ob er solche haben wollte oder nicht und es bestehe kein öffentliches Interesse daran, ob die Mehrheit des Volkes religionslos sei oder nicht. Wir würden es für vorsichtiger halten, in einen Satz nicht mehr hineinzuinterpretieren, als darin liegt — wer z. B. sagt, Kapitalerwerb sei Privatsache, braucht diesen darum nicht für wertlos zu halten — aber sei es darum. Kann denn Herr Bosse das dort gelegnete öffentliche Interesse des Volkes an der Religiosität seiner Glieder aufzeigen? Wohl gemerkt: des Volkes, nicht etwa des eben bestehenden Staates. Daß die augenblickliche Staatsform ein Interesse an der Erhaltung der religiösen diesseitsfeindlichen und demütig machenden Gesinnung hat, wie sie in dem engen Bündnis von Thron und Altar zum Ausdruck kommt, das wissen wir. Gehören denn aber die Sozialdemokraten, die ungeheure Menge der religiös Gleichgiltigen, und endlich die Dissidenten nicht mehr zum Volke? Wie wäre es einmal mit einer Volksabstimmung darüber, ob die Sorge für die religiösen Bedürfnisse der Einzelnen dem Staatssäckel oder den Kirchengemeinschaften zu überlassen sei? Zum Vergleich stelle man sich vor, der Kultusminister hätte etwa gesagt: Bildung ist nicht Privat-, sondern Volkssache und er appellierte hierüber an das Volk. So sicher, wie in diesem Falle eine geradezu überwältigende Mehrheit diesen Satz gutheißen würde, so sicher würde die Antwort auf jene Frage auch heute schon verneinend ausfallen. Religion ist wirklich Sache, und zwar eine sehr ernste und würdige Sache für den Einzelnen; sie ist Sache der Kirchengemeinschaften, sie ist leider auch Sache einer feudal-patriarchalisch regierenden Klasse, aber sie ist wirklich nicht mehr Sache des Volkes, und wäre es auch dann nicht, wenn die Abstimmung mit Hilfe der ostelbischen, schlesischen und rheinländischen Bauernschaft etwa noch eine kleine Mehrheit für die Verquickung von Staats- und Kirchenaufgaben ergeben sollte.

Nein, Herr Bosse, Ihre Ueberzeugung in Ehren — aber von einem Minister sollte man etwas mehr Kenntnis, wenn auch nicht Berücksichtigung, dessen, was das Volk wirklich für seine Sache ansieht, erwarten dürfen.

* * *

Ueber den Speisen- und Getränke-Luxus hat Prof. Dr. Max Haushofer vor einiger Zeit in München in einem Vortrag über den Luxus folgendes gesagt:

„Auf dem Gebiete des Speisenluxus zeigt unsere Zeit eine Verödelung gegenüber früheren Jahrhunderten, belehrt durch deren Indizestionen. Dagegen ist der Luxus des Genusses geistiger Getränke ein Verlust von Nationalvermögen, der mit 12.500 Millionen Mark, die allein die deutsche Nation jährlich dafür ausgiebt, sich nicht deckt, denn dazu kommt die Schädigung der Arbeitskraft und Gesundheit. Vergebens sucht man den Alkoholluxus als notwendig zu rechtfertigen; Erfahrung und Wissenschaft zeigen, daß der Becher weder als Sorgenbrecher noch als Freudenbringer der Menschheit Durste leistet. Er verfacht nur die geistigen Ansprüche zu Gunsten des platten Witzes. Die feinsten geistigen Genüsse haben nichts mit dem Alkohol zu thun."

So richtig diese Ausführungen bezüglich des Alkoholgenusses sind, bemerkt dazu treffend die „Frankf. Ztg.", so wenig charakterisiren sie leider den heutigen Speisenluxus. Möge auch die Kochkunst sich verfeinert haben, die Schlemmerei, die über Bedürfnis und Gebühr gesteigerte Nahrungsaufnahme nimmt täglich größere Dimensionen an zum Nachteil der Einzelnen und des Staates.

Zur Lesehallen-Bewegung.

Sind kommunale Volksbibliotheken nicht wünschenswert?

Von Dr. Ernst Schultze (Berlin).

Herr Dr. Pfungst hat in seiner Besprechung meiner kleinen Schrift über englische Volksbibliotheken in Nr. 7 der „Ethischen Kultur" erwähnt, daß ich im allgemeinen es unterlassen hätte, aus den englischen Verhältnissen Schlüsse auf die deutschen zu ziehen, und nur die Ansicht aussprächе, daß es wünschenswert sei, daß auch in Deutschland von Seiten der Gemeinden Volksbibliotheken und Lesehallen eingerichtet würden; gegen diese letztere Auffassung hat er scharf polemisiert, da er meint, daß wir in der freiheitlichen

Digitized by Google

Entwicklung noch zu weit zurück wären, als daß man hoffen könnte, daß unsere Gemeinden diese Anstalten wirklich in tendenzfreier Weise verwalten würden. Vielleicht gestattet mir die Redaktion der „Ethischen Kultur", diese Anschauung des Herrn Dr. Pfungst, dem ich für seine freundliche Besprechung im übrigen bestens danke, hier zu bekämpfen, zumal sie auch sonst einige Verbreitung besitzt.

Ich habe in der erwähnten kleinen Schrift mit Absicht auf die deutschen Verhältnisse nur wenig Bezug genommen, da der mir zur Verfügung stehende Raum bei der Fülle des Materials eine Beschränkung notwendig machte und da ich außerdem der Ansicht war, daß die geschilderten Einrichtungen schon genug für sich selbst sprächen, um ihre Nachahmung wünschenswert erscheinen zu lassen. Nun geht aus der ganzen Geschichte der englischen Volksbibliotheken hervor, daß eine gedeihliche Entwicklung dieser Anstalten auf die Dauer nur dann erzielt werden kann, wenn die Gemeinden sich dazu entschließen, für dieselben jährlich bestimmte Aufwendungen zu machen. Wohl haben Philanthropen und gemeinnützige Gesellschaften in England die wunderbare Entwicklung der public libraries in der günstigsten Weise beeinflußt und gefördert — aber allein wären sie doch nie und nimmer im Stande gewesen, auch nur den zehnten Teil dieser Anstalten zu schaffen, die sich zu den deutschen Volksbibliotheken ungefähr verhalten, wie der erwachsene Mann zum Säugling. Und dabei ist doch die Möglichkeit für gemeinnützige Einrichtungen von privater Seite Geld zu erhalten in England eine bei weitem größere als in Deutschland.

Wie lange müßten wir Deutschen denn noch warten, um wirklich würdige und ausgedehnte freie Bibliotheken und Lesehallen zu erhalten, wenn wir uns auf den Edelsinn reicher Mitbürger verlassen sollten? Was ist denn in Deutschland bisher von privater Seite für solche Zwecke aufgewendet worden? Wir sind von größeren Schenkungen und Vermächtnissen*) [m ganzen großen deutschen Reiche bisher nur 3 (drei) bekannt, die zusammen noch nicht 50,000 Mk. betragen — also eine Summe, die von den kleinsten Städten in England allein zur Errichtung ihres Volksbibliotheks-Gebäudes aufgewendet wird!

Haben wir denn in Deutschland auch nur noch einen Tag Zeit, um mit aller Kraft, die wir daran setzen können, an den Versuch zu gehen, den kolossalen Vorsprung, den England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika vor uns voraushaben, einzuholen?

Ich kenne dazu kein anderes Mittel, als die Gemeinden auf ihre Verpflichtung hinzuweisen, in derselben Weise, wie sie Volksschulen, Bürgerschulen, Gymnasien, Fortbildungsschul n u. s. w. erhalten, auch für die Befriedigung des Lesebedürfnisses aller Volkskreise Sorge zu tragen. Eine solche Verpflichtung der Gemeinden wird auch Herr Dr. Pfungst nicht abstreiten wollen.

Bleibt noch seine Furcht vor der Möglichkeit, daß die Volksbibliotheken der Gemeinden tendenziös geleitet werden könnten. Er weist dafür auf das Beispiel Düsseldorfs hin, das allerdings in dieser Beziehung nicht gerade ermutigend wirken kann. Aber — so frage ich — sind denn bei uns in Deutschland alle Stadtverwaltungen klerikal? oder, wie Herr Dr. Pfungst sonst fürchtet, gouvernemental oder konservativ antiliberalistisch? Ich glaube doch nicht; und ich glaube noch weniger, daß alle diese Stadtverwaltungen oder auch nur die Mehrzahl von ihnen, soweit sie sich überhaupt entschließen, Volksbibliotheken und Lesehallen ins Leben zu rufen, darauf ausgehen würden, stets ihre politische Richtung in diesen Anstalten zur Geltung zu bringen. Wir haben ja bis jetzt in Deutschland noch garnicht so viel kommunale Lesehallen, daß man daraus die Befürchtung des Herrn Dr. Pfungst ableiten könnte; und wenn kleinste Städte wie Düsseldorf und Köln mit der Schaffung von Lesehallen den Anfang gemacht haben, so ist es eben sehr zu bedauern, daß die nächstkleinsten Städte ihnen das überlassen haben.

Aber wir haben ja ein Gebiet, auf dem man ungefähr sich ein Analogie-Urteil bilden kann: das ist das der Volksbibliotheken o h n e Lesehallen, die in einer ganzen Reihe von deutschen Städten schon seit Jahrzehnten bestehen. Ist Herrn Dr. Pfungst etwa bekannt, daß diese Volksbibliotheken sämtlich oder in ihrer Mehrzahl in tendenziöser Weise geleitet worden sind? Es mag hier und da vorgekommen sein — in der großen Mehrzahl der Fälle aber ist es nicht der Fall gewesen. Warum sollte also die Bevormundungssucht plötzlich bei der Errichtung von L e s e h a l l e n einsetzen? Ich kann diese Befürchtung nicht gerechtfertigt finden, denn wenn vielleicht auch hier und da der Wunsch auftauchen wird, wenigstens die sozialdemokratischen Blätter aus den Lesehallen auszuschließen, so wird man doch bald genug einsehen, daß man damit den beabsichtigten Zweck nicht erreicht und daß es einer gemeinnützigen Anstalt unwürdig ist, eine solche politische Kritik zu üben.

Die Vorteile aber, die durch eine Förderung der Volksbibliotheken durch die Gemeinden sich ergeben würden, wären außerordentlich große; denn wenn eine Gemeinde erst einmal den Anfang mit der Errichtung einer solchen Anstalt in eigener Verwaltung gemacht hat, wird sie bald genug auch durch die Erfolge, die von derselben erzielt werden, und durch die Anerkennung, die ihr in allen Kreisen der Bürgerschaft zu teil werden wird, dazu bewogen werden, ihren Etat zu erhöhen und dadurch immer größere Erfolge zu ermöglichen. Dieser Vorgang wird sich in den nächsten Jahren aller Voraussicht nach z. B. in Berlin abspielen — trotz allen passiven Widerstandes der Stadtverwaltung, die ja leider schon seit Jahren ein tieferes Interesse an der Entwicklung der Volksbibliotheken nicht nimmt. Die Errichtung einer ersten öffentlichen Lesehalle durch die D. G. E. K. im Jahre 1895 hat den Magistrat gezwungen, im Jahre darauf ebenfalls eine öffentliche Lesehalle zu errichten, die allerdings des beschränkten Raumes wegen noch keine Zeitungen auslegen konnte. Die Benutzung der mit dieser Lesehalle verbundenen Volksbibliothek, deren Ausleihezeit dabei von den Mittagsstunden auf die Abendstunden verlegt wurde, ist dabei so sehr gestiegen, daß sie sofort an die Spitze sämtlicher Berliner Volksbibliotheken trat. Das hat sich allerdings jetzt geändert, seitdem die Stadt noch eine zweite Lesehalle mit Volksbibliothek in einer weit günstigeren Gegend (Weddingplatz) geöffnet hat. Die Benutzungsziffern, die hier erzielt wurden, gehen so über alles Maß hinaus, daß es meiner Ansicht nach nur noch eine Frage der Zeit sein kann, wann eine weitere Umgestaltung der Berliner Volksbibliotheken in derselben Richtung und mit entsprechender Erhöhung des Etats stattfinden wird.

So wird es auch in anderen Städten g.hen, und es wäre doch höchst sonderbar, wenn nicht schon in den nächsten Jahren mehrere deutsche Stadtverwaltungen in wirklicher Einsicht von der Notwendigkeit der Sache eine ganze Reihe von Volksbibliotheken und Lesehallen ins Leben rufen würden, die weder allzu ärmlich dotiert, noch in tendenziöser Weise geleitet sein werden.*) Wenn erst mehrere solcher Anstalten entstehen (die Charlottenburger Volksbibliothek ist ja schon eine, nur daß hier noch die Auslegung von Zeitungen fehlt) so werden auch diejenigen unter ihnen, die in tendenziöser Weise verwaltet werden, ihre Prinzipien ändern müssen oder der allgemeinen Verachtung anheimfallen.

*) Abgesehen von den Schenkungen des „wissenschaftlichen Vereins" an die Stadt Berlin, deren erste Volksbibliotheken diesem Verein ihre Entstehung verdanken, und die noch heute ein ihr von dem Verein vermachtes eisernes Kapital besitzt, dessen Zinsen fortgesetzt den Volksbibliotheken zu gute kommen.

*) Ein besonderes Gesetz ist dazu bei uns gar nicht nötig.

Digitized by Google

Der jetzige Zustand jedenfalls ist unhaltbar, denn Herr Dr. Pfungst wird mir zugeben, daß selbst alles, was die Ethischen Gesellschaften in rühmlicher Weise und unter großen Anstrengungen geleistet haben, im Vergleich zu dem, was hier notwendig ist, weiter nichts als Flickwerk ist.

F. S. Soeben veröffentlicht das statistische Amt der Stadt Dortmund einen „Bericht über das Ergebnis einer Rundfrage bei 40 deutschen Städten, betreffend Volksbibliotheken und Lesehallen“ (23 Seiten, 4°), der über den gegenwärtigen Stand dieser Anstalten ein sehr klares und anschauliches Bild giebt. Es ist die erste statistische Arbeit über den Gegenstand, die sich auf deutsche Verhältnisse bezieht, und sie giebt, gerade weil sie diejenigen Städte herausgreift, die relativ am weitesten vorgeschritten sind, einen so eindringlichen und überzeugenden Einblick in die Armseligkeit, mit der den freien öffentlichen Bibliotheken in Deutschland die Mittel zugemessen werden, daß keine noch so eindringliche Erwiderung die Ausführungen Herrn Dr. Pfungsts besser widerlegen könnte, als diese Veröffentlichung. — Uebrigens möchte ich nicht versehlen, auf die im Jahre 1896 erschienene Aschrottsche Schrift „Volksbibliothek und Volkslesehalle, eine kommunale Veranstaltung!“ (Berlin: Liebmann, 66 Seiten, Preis 1 M) hinzuweisen, die recht empfehlenswert ist und ebenfalls für die Gründung und Unterhaltung dieser Anstalten durch die Gemeinden eintritt.

Erwiderung.

Von Dr. A. Pfungst (Frankfurt a. M.)

Die Redaktion dieses Blattes hat mir gütigst anheimgestellt, mich zu den vorstehenden Ausführungen des Herrn Dr. Schultze zu äußern und in Anbetracht der grundlegenden Bedeutung des Gegenstandes möchte ich den Anlaß benutzen, um meine Stellungnahme noch etwas eingehender zu verteidigen.

Herr Dr. Schultze vertritt die Anschauung, daß wir die Lesehallen-Bewegung in Deutschland nur dadurch ernsthaft fördern können, daß wir die Gemeinden dazu veranlassen, Lesehallen zu begründen. Ich bin der Meinung, daß wir auf diesem Wege lediglich eine Reihe von tendenziös geleiteten Instituten erhalten werden. Unter „tendenziös geleiteten“ verstehe ich solche Institute, welche es prinzipiell ablehnen, Blätter aller Richtungen aufzulegen. Herr Dr. Schultze stimmt mit mir in der Forderung überein, daß die allerstrengste Unparteilichkeit in der Auswahl der Blätter herrschen muß. Er hat dies auch in einer mir gerade vorliegenden sehr dankenswerten Publikation des Statistischen Amtes der Stadt Dortmund*) in deutlicher Weise wie folgt ausgesprochen: „Die religiöse oder politische Richtung eines Blattes oder eines Buches darf nie ein Grund sein, aus dem seine Anschaffung unterbleiben sollte. Jedermann sollte zu der Verwaltung einer solchen Anstalt das unbegrenzteste Vertrauen haben dürfen, denn wenn irgendwo die verschiedenen Richtungen, die unser öffentliches Leben entzweien, zusammen gebracht werden können, so ist es hier. Dann ist auch die Gelegenheit gegeben, daß der Eine vom Andern lernen und ihn zu verstehen verschulen kann — die erste Vorbedingung einer jeden Verständigung.“ —

Ich weiche also lediglich darin von Herrn Dr. Schultze ab, daß ich im Allgemeinen nicht solches Vertrauen in die politische und religiöse Unparteilichkeit der Gemeinden setze, wie er es ihnen entgegenbringt. Meine Gründe für diese Meinung sind die folgenden: Unsere Stadtverwaltungen sind — ganz allgemein gesprochen — freisinnig, gouvernemental (darunter verstehe ich die verschiedensten Abstufungen von linksnationalliberal bis stockkonservativ) oder ultramontan. Wenn ich zugeben will, daß unsere — übrigens nicht allzu zahlreichen — freisinnigen Stadtverwaltungen unparteiische Lesehallen begründen würden, kann ich es von den gouvernementalen und ultramontanen unter keinen Umständen voraussetzen. Die Auffassung der ultramontanen Kreise wird Herr Dr. Schultze am Besten aus einer in diesen Tagen erschienenen Broschüre erkennen*), aus der ich nur wenige Stellen anzuführen brauche, um einen Begriff von den Lesehallen der Zukunft zu geben, welche unsere ultramontan geleiteten Kommunen — und es ist eine große Anzahl! — dem Volke bieten würden. Dr. Huppert sagt (S. 17.) „Der Hamburger Volksschullehrer R. Roß stellt den Satz auf: „Jede Meinung hat ein Recht, gehört zu werden, keine Richtung, keine Partei darf ausgeschlossen sein. Irgend eine Schrift darum zurückweisen, weil die darin geltend gemachten politischen, religiösen oder sonstigen Anschauungen der herrschenden Meinung zuwiderlaufen, bedeutete eine Entmündigung des Volkes.““ Der Katholik denkt anders und muß anders denken, allein schon um der Gefahren willen, die aus unchristlicher Lektüre seinem Glauben drohen. Der Glaube ist das höchste Gut der Menschen. Er darf durch nichts in Gefahr gebracht werden. Den Besuchern der Lesehalle, die meistens nur die Volksschule besucht haben, darf daher nichts geboten werden, was den christlichen Glauben angreift . . . . . Allen Zeitschriften, welche den katholischen Glauben bekämpfen, oder in unchristlichem Geiste geschrieben sind, muß daher der Eintritt in unsere Lesehallen verweigert werden“ und S. 21: „Sozialdemokratische Zeitungen in den öffentlichen Lesehallen jedermann zugänglich zu machen, ist geradezu ein Verbrechen an unserem deutschen Volk. Mit Recht sind sie daher auch von einer Reihe bestehender Lesehallen ausgeschlossen. In einer religions- und autoritätslosen Zeit ist es Pflicht Aller, für Religion und Autorität zu kämpfen. Sozialdemokratische Zeitungen dürfen in unseren Lesehallen unter keiner Bedingung aufgelegt werden, auch nicht, wenn sie unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden.“ Und auf S. 22: „In katholischen Lesehallen können daher auch grundsätzlich nur Zeitungen liegen, welche in diesem Sinne katholische Politik vertreten. Diese katholische Politik, aufgebaut auf den Wahrheiten des Christentums, ist Wahrheit, und nur der Verbreitung der Wahrheit sollen die öffentlichen Lesehallen dienstbar sein. Prinzipiell dürfen daher in katholischen Lesehallen nur solche politische Blätter aufgenommen werden, die katholische Politik vertreten.“ — S. 23: „Uebrigens geht dem Volke dadurch nichts verloren, da unsere katholischen Blätter zu allen Fragen Stellung nehmen und alles Wissenswerte vermitteln, sowie über den Standpunkt der Gegner objektiv referieren.“ — Dr. Huppert giebt auf S. 83—85 auch ein Verzeichnis der Zeitungen, welche in ultramontanen Lesehallen aufzulegen sind. Wir erwähnen nur was er von in Berlin erscheinenden Zeitungen anlegen will: 1. Germania, 2. Katholische Volkszeitung, 3. Märkische Volkszeitung. — Schluß. —

Nichts wäre verfehlter, als diese Ausführungen etwa humoristisch zu nehmen. Die Ansichten des Verfassers werden in den klerikalen Stadtverwaltungen unbedingt geteilt, und wenn man die Huppert'sche Broschüre gelesen hat, kann man sich ein Bild von den herrlichen Lesehallen machen, die von ultramontanen Kommunen geschaffen werden würden. Die gouvernementalen Stadtverwaltungen werden ihrerseits bestrebt sein, alle sozialdemokratischen und freidenkerischen Blätter auszuschließen. In Bezug auf die Behandlung der Sozialdemokratie stehen ja die als gouvernemental zu bezeichnenden Volksteile auf dem gleichen Standpunkte, wie

*) Bericht über das Ergebnis einer Rundfrage bei 40 deutschen Städten betreffend Volksbibliotheken und Lesehallen.

*) Oeffentliche Lesehallen. Ihre Aufgabe, Geschichte und Einrichtung von Dr. Philipp Huppert Köln 1899. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Digitized by Google

die ultramontanen. Es sei nur kurz daran erinnert, welche Opposition das Aufleben sozialdemokratischer Blätter in Freiburg fand und zwar von seiten der nichtklerikalen Bürgerkreise. Es sei ferner daran erinnert, daß das sonst so vortreffliche Bonner Institut sich nicht dazu verstanden hat, Blätter aller Richtungen aufzulegen, und auch daran sei erinnert, daß man in manchem vorbereitenden Komitee überhaupt davor zurückgeschreckt ist, die Frage aufzuwerfen, ob sozialdemokratische Blätter aufgelegt werden sollen oder nicht — weil man befürchtete, durch diesen Ersatzfall das Zustandekommen des betr. Instituts in Frage zu stellen. Und die engherzigen Gesichtspunkte, die bei privaten Gründungen so häufig ins Gewicht gefallen sind, werden bei kommunalen Gründungen erst recht in den Vordergrund geschoben werden.

Nein, wir können englische Einrichtungen durchaus noch nicht ohne weiteres nach Deutschland verpflanzen! Daß einzelne Stadtverwaltungen durchaus auf der Höhe dieser Aufgaben stehen, soll keineswegs bestritten werden. Die Städte Berlin Frankfurt a. M., Freiburg u. a. haben ansehnliche Mittel für tendenzfreie Institute bewilligt und damit den Beweis geliefert, daß sie volles Verständnis für die Erfordernisse unserer Zeit besitzen.

Was nun den Einwand des Herrn Dr. Schultze anbelangt, daß wir in Deutschland noch lange warten könnten, bis von privater Seite würdige Freie Bibliotheken und Lesehallen gegründet werden würden — so kann nur darauf erwidert werden, daß die Lesehallen-Bewegung doch in überaus raschem Tempo vorwärtsschreitet. Im Jahre 1893 wurde in Deutschland — von Seiten der D. G. E. K. — die erste freie Lesehalle (in Freiburg) ins Leben gerufen, und in den 5 Jahren, die bis Ende 1898 verflossen waren, wurden nicht weniger als 34 begründet. Es ist nicht als sicher zu betrachten, daß wir heute schon 35 derartige Institute hätten, wenn im Jahre 1893 ein Gesetz wie die Ewart-Bill in Deutschland erlassen worden wäre. Gewiß, sehr große Schenkungen sind bisher kaum zu verzeichnen gewesen — aber man darf doch einstweilen damit zufrieden sein, daß es gelingt, die Jahresausgaben zu decken. Ist es nicht der Freien Bibliothek und Lesehalle in Frankfurt a. M. gelungen, sich eine Jahreseinnahme von 80000 Mark zu sichern, wozu jetzt noch 60000 Mark an Städtischem Zuschuß kommen Diese 80000 Mark entsprechen den Zinsen eines Kapitals von 2000000 Mk. — Aehnlich liegen die Verhältnisse in Berlin, Jena, Ulm, Freiburg u. s. w. — Das Interesse für öffentliche Lesehallen muß nur noch mehr geweckt werden, und die Mittel werden immer reichlicher zuströmen. Eine Bewegung, die auf 5 Jahre zurückblickt, kann doch kaum Vermächtnisse in größerem Umfang erhalten haben. Was Käufer in Mainz, was die Zeiß-Stiftung in Jena geleistet hat, zeigt, was wir hoffen dürfen. In Elberfeld wird jetzt von den Freunden M. v Egidys, in Hamburg wird von den Bürgern eine Lesehalle errichtet — kurz an den Mitteln wird es auf die Dauer nicht fehlen.

Schon häufig ist die Frage aufgeworfen worden, warum gerade die D. G. E. K. sich dazu veranlaßt gesehen hat, die Führung in der deutschen Lesehallen-Bewegung zu übernehmen. Man war an manchen Stellen geneigt, andere Vereine als geeigneter für diese Mission zu betrachten. Man hat eben anfangs übersehen, daß es nicht lediglich darauf ankam, den breitesten Volksschichten Lesestoff unentgeltlich zugänglich zu machen. Die Anhänger der ethischen Bewegung waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß hier eine Aufgabe vorliege, bei der es sich in erster Linie darum handle, praktische Gerechtigkeit zu üben, und zu zeigen, daß alle Volksgenossen gleichberechtigt sind in ihren politischen, religiösen, sozialpolitischen und künstlerischen Anschauungen, soweit sie sich im Rahmen des Sittengesetzes halten, und daß kein Organ, welches eine dieser Richtungen vertritt, in einer Lesehalle ausgeschlossen werden dürfe. Dieser Grundsatz erscheint mir so wichtig, daß ich meinerseits auf die Begründung einer jeden Lesehalle verzichten würde, die ihn nicht anerkennen will. Ein in unserem Sinne wirkendes Institut -- und möge es sein Dasein auch noch so kümmerlich fristen — ist wertvoller, als eine aus allgemeinen Mitteln erhaltene Prunk-Lesehalle, in welcher das Volk bevormundet wird in dem, was es lesen soll. Was unserer Zeit noch dringender Not thut, als Bildung, das ist eben — Gerechtigkeit.

Volksbibliotheken in Braunschweig.

Wie die „Volksbibliothek" (Beiblatt zum „Bildungs-Verein", der Zeitschrift der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung) mitteilt, hat das Braunschweigische Staatsministerium eine statistische Erhebung darüber angestellt, wieviele Volksbibliotheken in diesem Staate bestehen, wie sie sich über das Land verteilen, wie viele Bände sie enthalten, wie stark die Benutzung ist, welche Aufwendungen gemacht werden u. s. w. Es ist das ein außerordentlich erfreuliches Ereignis, nicht nur weil die Ergebnisse dieser Statistik, die vom Finanzrat Dr. Zimmermann verarbeitet worden sind, eine vortreffliche Uebersicht über den Stand der Volksbibliotheken in einem der deutschen Staaten ermöglichen, sondern auch namentlich deshalb, weil, wie wir hoffen, das Vorgehen der braunschweigischen Regierung für die anderen deutschen Staaten vorbildlich wirken wird.

Im Ganzen bestehen in Braunschweig 112 Volksbibliotheken, von denen auf die Stadt Braunschweig 6 entfallen. Die Einwohnerzahl beträgt dabei in der Stadt Braunschweig 115 000 und im ganzen Herzogtum 454 000. Wenn die, wie es scheinen könnte, verhältnismäßig große Zahl der angegebenen Bibliotheken jemanden, der die örtlichen Verhältnisse der deutschen Volksbibliotheken nicht kennt, vielleicht Anlaß zur Verwunderung giebt, so wird sie sich erniedrigen, wenn er hört, daß diese 112 Bibliotheken zusammen nur 52000 Bände enthalten, von denen allein 14 000 auf die Stadt Braunschweig entfallen, so daß auf jede der 106 übrigen Bibliotheken durchschnittlich nur 170 Bände kommen. Schon daraus kann man ersehen, daß diese Bibliotheken, die sich zum größten Teil auf dem Lande oder in ganz kleinen Städten befinden, in ihrer Wirksamkeit sehr gehemmt sein müssen; denn eine Bibliothek von etwa 150 Bänden, wie sie in einer sehr großen Zahl der betreffenden Ortschaften bestehen, kann weder den Ansprüchen der Leser noch Büchern noch genügen, oder die Bücher sind bereits in kurzer Zeit von allen Interessenten gelesen worden, so daß die ganze Bibliothek damit gewissermaßen auf einem toten Punkt angelangt ist. So ist es denn auch mit vielen der braunschweiger Volksbibliotheken gegangen, wie sich aus dem Bericht schließen läßt, der dieser Uebersicht beigefügt ist. Bei kleinen Büchereien nur dadurch aufhelfen, daß man sie zu „Wanderbibliotheken" macht — eine Einrichtung, die, wie so vieles Praktische auf dem Gebiete des Volksbibliotheks-wesens in England ihren Ursprung genommen hat, jetzt aber auch in Deutschland allmählich Aufnahme kommt; insbesondere zahlreiche der von der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" eingerichteten ländlichen Volksbibliotheken bringen sie in Anwendung.

Zur Unterhaltung der Bibliotheken haben die Gemeinden 794 Mark, die Kirche 50 M., die Schule 1490 M., die Kreise 945 M. und der Staat 6820 M. (wohlverstanden insgesamt! nicht etwa in jedem einzelnen Jahre) beigesteuert. Die verfügbaren Mittel sind zum großen Teil geradezu armselig: 53 Bibliotheken sind nur auf das von ihnen erhobene geringe Lesegeld angewiesen, nur 12 verfügen jährlich über 50 M oder mehr, 7 über 30—50 M., 9 über 20—30 M., 7 über 10—20 M., 5 über 5—10 M., 4 über 1—5 M., 10 über unbestimmte Mittel und 12 über gar keine.

In der erwähnten Besprechung des amtlichen braunschweiger Berichtes in der „Volksbibliothek" sagt der Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung sehr mit Recht: Es würde keine überflüssige Arbeit sein, wenn sämtliche Unterrichtsverwaltungen über das Volksbibliothekswesen in ganz derselben Weise regelmäßig berichteten, wie über das Schulwesen." In der That kann man diesen Wunsch nur auf das Lebhafteste unterstützen. Solange wir in Deutschland, wie bis vor ein paar Jahren fast allgemein, nur ganz embryonale Volksbibliotheken besaßen, hätte ein solches Verlangen wenig Zweck gehabt; jetzt aber, wo sich allenthalben die Erkenntnis durchzuringen beginnt, ein wie notwendiges und wertvolles Bildungsmittel die Volksbibliotheken darstellen, und daß die Schulen eigentlich nur halbe Arbeit thun können, wenn den Entwachsenen nicht Gelegenheit gegeben wird, die in der Schule erworbenen Kenntnisse zu üben, zu erweitern und zu vertiefen — jetzt könnten solche von Zeit zu Zeit zu wiederholenden amtlichen Veröffentlichungen den größten Nutzen stiften, weil sie einen Ueberblick über die Entwicklung eines wichtigen Zweiges des Bildungswesens gewähren und weil sie das Bewußtsein verschärfen würden, wie viel uns in Deutschland noch zu thun bleibt, um diesen Bildungszweig seiner Bedeutung entsprechend auszugestalten.

Digitized by Google

Die Bonner Bücher- und Lesehalle.

Herr Emil Strauß, II. Vorsitzender der Gesellschaft „Bonner Bücher- und Lesehalle“ teilt folgendes über dieses Institut mit:

„Die Bonner Bücher- und Lesehalle wurde am 15. Dezember 1897 eröffnet in den freundlichen Parterreräumen des Hauses Poppelsdorfer Allee 40 A. Es sind vorhanden 1 größeres Lesezimmer für Zeitungen, 1 etwas kleineres für Zeitschriften und die Handbibliothek, 1 Raum für die Bibliothek und ein mit Barrièreeinrichtung versehener Vorraum für die Bücherausgabe. Alles hell, lustig, freundlich nach der Allee hinaus gelegen. Das Lesezimmer ist von morgens 10 Uhr bis abends 9 Uhr in der Woche und mittags 12—1 Uhr, nachmittags 3—9 Uhr am Sonntag geöffnet. Die Bücherausgabe erfolgt von mittags 12—1 und abends 7—9 Uhr. Alles ist unentgeltlich. Die Bücher werden ohne Unterpfand an jeden, der seinen Namen angibt, ausgegeben. Die Geschäfte besorgt ein Bibliothekar, dem ein Diener (der zugleich Buchbinder ist) zur Seite steht. Der Bücherbestand ist z. Z. 4000 Bände. Die Anstalt verfügt über eine Jahreseinnahme von circa 5000 Mk., wobei 1000 Mk. Beitrag aus städtischen Mitteln, das übrige fast ganz freiwilligen Beiträgen zusammen.

In der Annahme, daß der Dezember etwa die gleichen Zahlen liefert wie der November, ergeben sich für die Benutzung der beiden Einrichtungen für das Jahr 1898 folgende Zahlen: Besuch des Lesezimmers 26 500 Personen darunter 2412 Frauen, Bücherverleihungen 41 141 Bände, also wurde der Bücherbestand durchschnittlich 10 mal verliehen.

Das Benehmen des Publikums in den Lesesälen und während der Bücherausgabe ist ein wohlanständiges und tadelloses, die Behandlung der Bücher eine schonungsvolle. Obwohl feinerlei Hinterlegung oder Bürgschaft gefordert wird und jedermann ohne weiteres ein Buch erhält, so sind auf 41 000 Verleihungen nur 15 Bände in Verlust geraten und diese meistens in den allerersten Tagen — in letzter Zeit faßt nicht mehr. Im Lesezimmer wurden aus einem Fache, wie es scheint auf einmal, mehrere Bände von einem Individuum entwendet.

Wir dürfen also konstatieren, daß ein weit umgreifendes Vertrauen durch das Verhalten des benutzenden Publikums gerechtfertigt wird.

Die Bonner Bücher- und Lesehalle hat ihren Zweck erreicht, sie ist dem minder bemittelten Publikum schon ein unentbehrliches Bedürfnis geworden. Der Samen des Guten und Schönen, den sie ausstreut, wird aufgehen, reifen und gute Früchte bringen.“

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Am 21. Februar sprach in der Gruppe für ethische Bildung Dr. med. Seeligsohn über „Die freie Arztwahl bei den Krankenkassen, eine ethische Bewegung“.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die soziale Gesetzgebung im allgemeinen, schilderte Redner in kurzen Zügen das Krankenkassengesetz und hob den großen Nutzen desselben nicht nur für die Arbeiter, sondern auch für das Allgemeinwohl hervor. Durch das gesetzliche Recht auf Krankengeld sei der Arbeiter imstande, für die ersten dreizehn Wochen vor der dringendsten Not geschützt, und durch die Verpflichtung der Krankenkassen, ihm freie ärztliche Behandlung und freie Arznei zu liefern, sei in dieser großen schweren Sorge in Krankheitsfällen überhoben. Der Nutzen für das Allgemeinwohl resultiere aus dem Gewinn an Gesundheit, den die ganze Nation dadurch davontrage, daß sie tausende von Familien in gesunderem Zustande erhalte als früher.

Ein Hauptfaktor für die Durchführung des Gesetzes sei die Aerzte, die einerseits die Kranken zu behandeln, andererseits die Anweisungen auf Krankengeld (Krankenscheine) abzuschreiben auszustellen haben. Für sie habe das Gesetz schwere Schädigungen in materieller und ethischer Beziehung gezeitigt. In materieller Beziehung insofern, als dasselbe über 8 Millionen Menschen der Praxis der Aerzte entzogen und einzelnen festangestellten Kassenärzten überwiesen habe, die für ihre schwere mühevolle Arbeit eine weit unter der Minimaltaxe stehende, ganz unzureichende Bezahlung erhielten. Noch schwerer aber sei der Schaden in ethischer Beziehung. Bei der Gewährung von Kassenarztstellen versuche man einesteils einen Druck auf die politische Gesinnung des Arztes auszuüben, andererseits gerate der Arzt nach Erlangung einer Kassenarztstelle in eine drückende Abhängigkeit von dem Kassenvorstande. Derselben pflegen vielfach ihre Macht aus nicht nur zum Herabdrücken des Honorars, sondern vor allem auch der sozialen Stellung des Arztes. Die Folgen davon seien daher oftmals Boykott und Streik der Aerzte (Remscheid und Barmen).

Bei dem großen ärztlichen Angebot und der geringen Zahl von Kassenarztstellen fänden unter den Aerzten selbst Unterbietungen statt. Intriguen, unlauterer Wettbewerb, kurz es liege die Gefahr vor, daß die Moral des gesamten Standes erheblich leide.

Auch die Arbeiter seien vielfach mit diesem System unzufrieden, da sie dadurch die Möglichkeit verlören, sich in Krankheitsfällen an den Arzt ihres Vertrauens zu wenden; die Wünsche der Aerzte und der Arbeiter ständen hier also im Gegensatz. Als Beispiel führt Redner die Zustände beim Berliner Gewerkskrankenverein im Jahre 1891 an.

Als einziges Mittel zur Abhilfe sieht die deutsche Aerztegesellschaft (Aerztetag in Weimar und Eisenach) die freie Arztwahl an. Darunter ist eine Einrichtung zu verstehen, die es jedem Arzte ermöglicht, bei einer Kasse unter bestimmten, vorher vereinbarten, den einzelnen Arzt vorschriftenden Bedingungen als Kassenarzt tätig zu sein, andererseits jedem Kassenmitgliede in jedem Krankheitsfall die Wahl unter diesen Aerzten freiläßt. Bei einer Reihe von Krankenkassen in Berlin sei die freie Arztwahl eingeführt, ebenso in Krippzig, Köln, München und noch vielen kleinen Städten und breite sich zwar langsam, aber sicher weiter aus. In Berlin schließe der Vorstand des Vereins der freigewählten Kassenärzte für seine 1400 Mitglieder sämtliche Verträge, die Disziplinierung der Aerzte findet nur durch ihn statt, er kontrolliere die Rezepte, die Krankenscheine, überhaupt die ganze Behandlung der Patienten durch die Aerzte. Damit fällt das ganze Demütigende der Bewerbung um die Kassenarztstellen fort, die Abhängigkeit von den Kassenvorständen, kurz die ganzen schweren ethischen Schädigungen des Standes. Der Arzt wird dadurch wieder ein Vertrauensmann des Volkes, der vom Arbeiter nicht widerwillig und gezwungen, sondern auf Grund seines Vertrauens aufgesucht wird, er wird wieder jener freie Mann, der nur seinem Gewissen und dem von ihm selbst gewählten Vorstande verantwortlich ist. Redner hält sich daher für berechtigt, die freie Arztwahl eine ethische Bewegung zu nennen.

(Bericht über die anschließende Diskussion in nächster Nummer.)

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Großmannstr. 15.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Märzprogramm.

Dienstag, den 14. März, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Vortrag Dr. Bergemann (Jena): „Nietzsche als Erzieher.“ Diskussion.

Donnerstag, den 16. März,
Dienstag, den 21. „
Dienstag, den 28. „

Vortragszyklus von Privatdoz. Dr Jastrow: Praktische Sozialpolitik unter ethischen Gesichtspunkten, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11, Mitglieder M. 1,—, Nichtmitgl. M. 1,50.

Sonntag, den 26. März, Abends 7½ Uhr, im Schultheiß-Restaurant, Neue Jakobstr. 24/25, Geselliger Abend. Musikalisch-deklamatorische Vorträge.

Gäste stets willkommen.

Dr. Penzig.

Vortragszyklus.

Ueber

„Praktische Sozialpolitik unter ethischen Gesichtspunkten“

wird Herr **Privatdozent Dr. Jastrow** im März drei Vorträge halten, und zwar am **Donnerstag, den 16.**, **Dienstag, den 21.** und **Dienstag, den 28. März,** Abends 8½ Uhr im Lesesaale der D. G. E. K., Berlin N., Ziegelstr. 10/11, 2. Tr. r.

Eintrittskarten für den ganzen Zyklus: Mitglieder der D. G. E. K. 1 Mk., Nichtmitglieder 1,50 Mk. sind beim Unterzeichneten, sowie in den Buchhandlungen von Schweiger und Mohr, Potsdamerstr. 42, Walter und Apolant, Markgrafenstr. 60, Trautwein, Leipzigerstr. 8, zu haben.

Bureau der D. G. E. K., N., Ziegelstr. 10/11.

Dr. Penzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8881.

Ethische Kultur

Insertate: Die vierspaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 25. März 1899. | Nr. 12.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die weltliche Ethik und die Kirche. Von Dr. F. W. Foerster. — Die Neger in den Vereinigten Staaten. Von Dr. P. Ernst. — Gottfried Kellers Selbstbekenntnis aus der Konfirmationszeit. — Streiflichter: Gegen die amerikanische Expansionspolitik. Religiöse und nationale Toleranz. — Aus der ethischen Bewegung: Abt. Berlin.

Die weltliche Ethik und die Kirche.

Aus Vorträgen, gehalten in den ethischen Gesellschaften Deutschlands

von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).

Wer heute noch daran glaubt, daß die Moral untrennbar mit der Bejahung der religiösen Tradition verkettet sei, der muß der modernen Kulturentwicklung mit schweren Befürchtungen entgegensehen. Denn unverkennbar lösen sich im Gefolge der großen technischen und wirtschaftlichen Revolution unserer Zeit immer weitere Volksschichten von den alten Symbolen der sittlichen Lebensordnung los. Wer die Möglichkeit einer Moral außerhalb der religiösen Tradition leugnet, für den muß diese ganze Entwicklung gleichbedeutend mit dem Verfall aller Gesittung sein: Unglaube und Unmoral gehören für ihn zusammen. Aber wir sehen, daß die Entwicklungsmächte, welche auf allen Gebieten die alten Gebundenheiten des Denkens und Lebens zersetzt haben, nicht nur Keime der Auflösung in sich tragen — sondern zugleich eine Fülle schöpferischer und sittlich aufbauender Tendenzen. So wie die Maschine nur scheinbar und übergangsweise das Elend verdoppelt, während sie in Wirklichkeit tausend neue Hilfsquellen für die Erhebung des Menschen aus tierischer Enge und Unsicherheit erschlossen hat — so hat auch die geistige Emanzipation des Individuums nur scheinbar die Schwierigkeiten menschlicher Gemeinschaft erhöht, in Wahrheit aber gerade der sittlichen Ordnung ganz neue und stärkere Bürgschaften gebracht. Hierfür einige Beispiele. Schon das achtzehnte Jahrhundert war keineswegs nur eine Epoche der Negation. Es schuf vielmehr die positive Idee der Menschenrechte, die nicht nur in dem Kampf für die Sklavenbefreiung die sittliche Wirksamkeit der Kirche beschämt, sondern auch auf allen anderen Lebensgebieten starke ideelle Antriebe gegeben hat. In unserem Jahrhundert ferner sehen wir gerade aus den Kreisen, welche der Kirche fern gerückt und Träger der Emanzipation geworden sind, eine ganze Fülle sittlicher Kräfte und Ideale emporsteigen. Beobachten wir z. B. die Arbeiterbewegung. Da sehen wir traditionslose Massen, angehäuft in den Industriezentren, fast aller kirchlichen Seelsorge entzogen, ergriffen von den Lehren der modernsten Aufklärung; in diesen Massen entwickelt sich ein neues Gefühl menschlicher Zusammengehörigkeit, ein neues Bewußtsein der Menschenwürde, und diese geistigen Mächte wirken nicht nur erhebend auf die Lebensführung der davon Ergriffenen, sondern — sie versittlichen auch die Kirche, wecken dort die Gewissen, erlösen verknöcherten Sinn, so daß wir hier unverkennbar beobachten können, wie keineswegs nur die Kirche die Hüterin ethischen Lebens ist, sondern wie das natürliche sittliche Bewußtsein ihr voraneilt und aus der unmittelbaren Offenbarung der gesellschaftlichen Not Inspirationen und Ideale gewinnt, welche die Kirche erst ganz allmählich und widerstrebend acceptiert und in der Interpretation ihrer Urkunden verwertet.

Nicht nur die Passionsgeschichte des Heilands, sondern auch die Passionsgeschichte der modernen Industrie mit ihren Dornenkronen, ihren Mutterschmerzen und ihrer Auferstehung ist voll ergreifender Offenbarung dessen, was not thut; Gott erscheint nicht nur im feurigen Busch, sondern auch im Feuer der Esse, im Sausen der Räder und erhabene Symbole menschlicher Verbrüderung finden sich nicht nur in den alten Büchern, sondern auch in dem wunderbaren Ineinanderwirken der Kräfte in einer modernen Fabrik. Nur zu oft lernen wir den Sinn der alten Offenbarungen erst begreifen, wenn wir die neuen zu lesen verstehen; nur aus dem Verständnis des eigenen Lebens und der Gegenwart gewinnen wir den Schlüssel für das Verständnis der Vergangenheit. Die Kirche vertrat noch die Almosenmoral, als in den glaubenslosen Massen schon ein höheres Ideal sozialer Ausgleichung lebendig war: Bedeutet also hier die Loslösung der Individuen von der Kirche zugleich sittliche Verwilderung?

Ein anderes Beispiel. Die modernen Frauenbestrebungen sind ebenfalls ein Ausfluß jener großen Emanzipationsbewegung, welche überall die alten Ordnungen des Zusammenlebens sprengt und eben durch diese Tendenz auch der kirchlichen Gedankenwelt entwachsen ist. „Hast du denn keine Religion mehr?“ — so wendet sich in dem bekannten Ibsenschen Drama Helmert an Nora; denn eben weil die Religion, ihrem konservativen Charakter gemäß, die sittlichen Vorstellungen längst vergangener Zeiten verteidigt mit sich trägt, so findet auch auf dem Gebiete der Familienbeziehungen die patriarchalische Auffassung der Frau ihren stärksten Rückhalt in den religiösen Urkunden. Kein Wunder, daß bei den Beratungen über das Familienrecht im deutschen Reichstag gerade die kirchlichen Parteien den Ausschlag gaben für Beibehaltung der alten Unmündigkeit, während die betreffenden Forderungen ihren stärksten Rückhalt bei den Vertretern der Arbeiterschaft fanden. Die Vertreter der Kirche sehen nicht, daß hier ebenfalls unabhängig von der religiösen

Digitized by Google

Tradition und den Tiefen des modernen Kulturverlangens eine feinere Art von Seelsorge für Weib und Mann erstrebt wird, als sie die patriarchalische Auffassung dieses Verhältnisses gewährleisten kann. Man beginnt zu fühlen erstens, daß die Frau nur dann ihre Würde wahren und im vollsten Sinne Weib werden kann, wenn sie rechtlich und geistig von der Bevormundung durch das andere Geschlecht befreit ist — und zweitens, daß der Mann das Gegengewicht einer ebenbürtigen und mündigen Persönlichkeit braucht, um nicht den schweren Versuchungen des Machtgefühls zu unterliegen und widerstandslos seinen Begehrlichkeiten preisgegeben zu sein — so wie uns das Blut aus Nase und Mund herausstürzt, wenn uns in dünner Höhenluft der Gegendruck der Atmosphäre verloren geht. In diesem Sinne also bedeutet die moderne Frauenbewegung gegenüber der patriarchalischen Familienethik des alten und neuen Testamentes durchaus nicht etwa sittliche Auflösung, sondern vielmehr eine viel nachdenklichere Fürsorge für das „Heil der Seele".

Ein letztes Beispiel: Gerade diejenigen Kreise der modernen Gesellschaft, welche vorzugsweise als die Träger der Zersetzung alter Lebensformen gelten, nämlich die Vertreter des Welthandels — auch sie beginnen gerade infolge ihrer Berührung mit den Lebensbedingungen des Verkehrs und der internationalen Gegenseitigkeit ebenfalls an dem Aufbau einer neuen „weltlichen Ethik" mitzuarbeiten. Mr. Wilson, der Herausgeber der englischen „Investors Review" und Lord Farrer, der Vorsitzende des Cobdenklubs haben beide kürzlich eine Reihe von Artikeln über Krieg und Weltwirtschaft erscheinen lassen, in denen die Grundzüge einer internationalen Ethik entworfen sind. Lord Farrer sucht durch eine Fülle von eindrucksvollen Ueberlegungen und Nachweisen darzuthun, daß die Lehren der Bergpredigt durchaus in Einklang stehen mit dem, was das natürliche Nachdenken als Lebensgesetz der weltwirtschaftlichen Beziehungen erkenne. Und das zu einer Zeit in der die Geistlichkeit der verschiedenen großen Kirchen auf die Seite des Militarismus tritt!

Aus diesen Beispielen geht klar hervor, daß die menschliche Gesittung durchaus nicht gefährdet ist dadurch, daß der Einfluß der kirchlichen Seelsorge in immer weiteren Kreisen an Intensität verliert. Die große Veränderung gesellschaftlicher Lebensbedingungen, in der wir stehen, wirkt eben mächtig erregend auf das Mitgefühl der Menschen, und läßt sie die Zusammengehörigkeit des Einzelnen mit dem gemeinsamen Leben spüren — nicht durch Zeichen und Wunder, sondern durch die schmerzliche Erkenntnis des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung. Und alles das schärft das Auge für jene neue Gesamtauffassung menschlicher Beziehungen und Pflichten, die herauszuarbeiten aus einer Fülle von Widersprüchen und Inkonsequenzen eben die Aufgabe der ethischen Bewegung ist. Wie in dem Tempel von Eleusis der Gläubige eingeweiht wurde in den mystischen Zusammenhang seiner Seele mit dem göttlichen Dasein, um aus diesem Einblick Licht und Heiligung für sein Leben zu gewinnen — so wollen wir ein Heiligtum der Menschheit erbauen, in dem das Mysterium menschlicher Lebensbeziehungen enthüllt wird, in dem der Einzelne eingeführt wird in die großen wirklichen Zusammenhänge des gesellschaftlichen Daseins und der unentrinnbaren Schicksalsverbindung zwischen Mensch und Mensch — damit dieses tiefere Wissen ihn erlöse von der Knechtschaft der Begehrlichkeit und der Leidenschaft.

Wer sich die ganze kulturelle Notwendigkeit dieser Aufgabe klar macht, der wird nicht begreifen können, warum die Kirche dieses Bestreben als etwas Religionsfeindliches bekämpft. Bestreiten wir das Bedürfnis des Menschen nach einer ahnungsvollen Antwort auf die letzten Rätsel des Daseins? Hindern wir ihn, nach einer überirdischen Deutung zu suchen für den tieferen Sinn seines Lebens und Leidens, wenn wir ihn in der Welt seiner wirklichen Beziehungen voller zu orientieren suchen? Wenn wir seine Selbstbesinnung wecken und seine Liebeskraft schüren dadurch, daß wir ihm die Blindheit nehmen gegenüber den Seelen und den Schicksalen seiner Brüder?

Noch fast nirgends setzt sich die Kirche ernsthaft auseinander mit der Thatsache, daß Tausende heute nicht mehr glauben wollen und können und ihre Menschenpflichten nicht mehr aus übernatürlichen Ahnungen und Vermutungen abzuleiten vermögen. Werden diese nun dadurch zu Feinden der Kirche, daß sie nicht bei der Negation stehen bleiben wollen, sondern ihre Stellung in der sittlichen Ordnung der menschlichen Beziehungen mit dem Lichte des natürlichen Denkens zu erkennen trachten? Oder sollen sie lieber moralisch unterzehen, weil die Kirche ihnen sagt, daß man auf die Dauer kein redlicher Mensch sein könne ohne den Glauben an die überirdischen Dinge? Die Kirche sieht nicht, daß sie ihre Seelsorge der gewaltigen Veränderung aller menschlichen Daseinsbedingungen anpassen müßte, wenn sie wirklich die alleinige Hüterin des sittlichen Lebens sein wollte. Sie müßte ihre ethische Lehre frei machen von allen übersinnlichen Einkleidungen und nur an diejenigen Gefühle und Gedanken appellieren, die den Anhängern der verschiedensten Weltanschauungen gemeinsam sind. Das aber ist unmöglich, denn sie will und soll ja gerade der Sehnsucht dienen, die über diese Welt hinausdrängt. Aber sie sollte dann auch konsequent sein und einsehen, daß dieses Eingehen auf ganz individuelle Bedürfnisse notwendig eine allgemeinmenschliche Mission ihrer sittlichen Wirkungen verhindert. Die Menschenwelt, die tausendfach zerrissene, sie braucht wieder eine gemeinsame Sprache für ihr Sehnen nach Gemeinschaft. Die Vorschaft, welche die Menschen zusammenführen und sie zum Bewußtsein ihrer Solidarität bringen soll, muß sie nicht ganz und gar gelöst sein von all dem, worüber man sich streitet und verfeindet? Das Mittelalter hatte eben in der allgemein anerkannten Religion eine solche gemeinsame geistige Grundlage; seit die Religion aufgehört hat, in diesem Sinne „katholisch" zu sein, hat auch die religiöse Ethik jedes innere Recht verloren, sich als ausschließliche Pflegerin der Gesittung hinzustellen und reinmenschliche Bestrebungen auf diesem Gebiete als überflüssig oder gar als religionsfeindlich zu bekämpfen.

Wir glauben, daß die Kirche ihre ablehnende Haltung gegenüber der weltlichen Ethik noch aus einem tieferen Grunde aufgeben muß: Die Gläubigen brauchen nämlich diese weltliche Ethik genau so notwendig wie die Ungläubigen. Es wäre ganz falsch, die ethische Bewegung als eine Kirche für die Entkirchlichten zu verstehen. Wir würden damit zugeben, daß die bisherige kirchliche Seelsorge wirklich im stande sei, wenigstens ihre eigenen Anhänger ethisch auszurüsten für die Konflikte der modernen Kultur. Das aber ist es gerade, was wir bestreiten. Nicht weil wir gering dächten von der Größe der sittlichen Weisheit, welche in den Urkunden des religiösen Lebens verborgen ist. Sondern weil es klar vor aller Augen liegt, daß die Vertreter der Kirche völlig ratlos sind in Bezug auf die praktische Anwendung jener Lehren auf die kulturellen Konflikte der Gegenwart. Und doch stehen Kirchengläubige, genau so wie Nichtkirchliche, mitten in diesen Konflikten, werden in ihrem Gewissen durch sie bedrängt und wissen nicht, wie sie „ihre Seele retten" sollen. Einige Beispiele mögen zeigen, wie wenig die Kirche der sittlichen Not der Gegenwart gewachsen ist. Einst wagte es ein Bischof, einem Kaiser den Weg in die Kirche zu verstellen, weil dieser in seinen weltlichen Angelegenheiten gegen das Gebot der Menschlichkeit gesündigt hatte — heute giebt es keine einzige ethische Kulturfrage, in welcher die Vertreter der Kirche ein führendes Wort zu sprechen wissen. Man denke an die Dreyfusfrage in Frank-

Digitized by Google

reich. Eine tiefernste Gewissensangelegenheit einer ganzen Nation, eine Frage der Seelsorge für zahlreiche verantwortliche Männer, die durch ein fluchwürdiges System täglich und stündlich der schwersten Versuchung ausgesetzt sind — und in dieser ganzen herzbewegenden Sache kein tapferes weises Wort von Seiten der Kirche, der Hüterin des sittlichen Lebens, die Kirche vielmehr auf Seite der Gewalt und der Heimlichkeit. Gesprochen hat allein Zola — der notorische Feind der Kirche, und nach ihm Pécaut, Buisson, Stapfer und andere „Intellektuelle" — alles Männer der Wissenschaft und Begründer des „religionslosen Moralunterrichts". Was soll demgegenüber noch das Gerede von der Kirche als der alleinigen Quelle der Gesittung?

In der protestantischen Kirche sieht es nicht besser aus. Auch sie hat sich mit dem Militarismus teils gleichgiltig abgefunden, teils offen verbündet. Die christlichsoziale Bewegung glaubt an die Kriegsmarine als ein Mittel zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden. Wie der Militarismus oben und unten Seelen und Charaktere zergröbert und vergiftet — dafür haben diese Seelsorger kein Auge. Sie kennen wohl die christliche Botschaft und Gottes Verkündigungen und alle Zeichen und Wunder der Tradition — aber sie sind blind gegen die tausend Zeichen der Gegenwart, sie sind nicht vertraut mit dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung im gesellschaftlichen Leben und so tappt ihre ganze Seelsorge im Dunkeln umher. Denn was hilft mir das Gebot der Nächstenliebe, wenn ich nicht weiß, *wie* ich meinem Nächsten helfen soll — ja wenn ich sogar nicht einmal sicher bin, ob dieses Gebot auch für alle menschlichen Beziehungen gilt? Wer diese Ratlosigkeit beobachtet, der wird zugeben müssen, daß niemand so sehr wie die Kirche eine weltliche Ethik braucht, die sie erlöst von ihrem Abfall von Jesus, von ihrem Unglauben an die Bergpredigt, indem sie aus der Betrachtung der Thatsachen und der Bedingungen sozialen Lebens die tiefe Gewißheit schöpft, daß auch die harte Notwendigkeit des menschlichen Daseinskampfes auf kein anderes Gebot hinweise als auf das der Liebe und Wahrheit.

Eine ähnliche Ratlosigkeit der Kirche beobachten wir gegenüber der sozialen Frage — gerade in Bezug auf die Probleme der Seelsorge, um die es sich da handelt. Die widerstreitendsten Auslegungen der Bibel kämpfen gegen einander; Almosenpolitik und Sozialismus, Bevormundung und Freiheit — alles wird mit Bibelstellen belegt, so daß die heutige Kirche thatsächlich nur ein Spiegelbild der ganzen Verworrenheit der Zeit ist — ganz abgesehen von der Bewegung des Pfarrers Naumann, der die Arbeiterfrage durch eine schneidige Machtpolitik nach außen lösen will und nicht sieht, daß das Elend nur durch eine sittliche Wiedergeburt aller menschlichen Beziehungen zu heilen ist. Soll nun etwa die Zahl der Bibelstellen entscheiden, wer Recht hat? Oder wer sieht nicht, daß die Kirche selbst hier den unabhängigen Maßstab einer weltlichen Sozialpolitik braucht, um sich in den Forderungen der Gegenwart zurechtzufinden? Wie kann z. B. ein sozialgesinnter Geistlicher seine Position verteidigen, wenn er nicht sozialwissenschaftlich zeigt, daß es keine ernsthafte individuelle Seelsorge ohne Erkenntnis und Berücksichtigung der sozialen Ursachen sittlicher Entartung giebt? Wie kann er die patriarchalische Auffassung des Arbeitsverhältnisses überwinden, wenn er nicht gründlich orientirt ist in allen geistigen und sozialen Lebensbedingungen der modernen Arbeit und daraus die sittlichen Forderungen der Gegenwart ableitet?

Das Gleiche gilt von der Frauenfrage. Auch hier ein sittliches Problem, das die ganze Zeit erregt und nicht nur in der Gesetzgebung, sondern gerade im Heiligtum der Familie alles antastet, was bisher als „göttliche Weltordnung" gegolten hat — und auch hier die Kirche ratlos, schlecht orientiert, ohne überzeugende Weisheit. Wir haben das oben schon angedeutet. Wir möchten aber diesen Punkt besonders hervorheben, weil nirgends so deutlich hervortritt, daß die Kirche keinen Anspruch mehr auf die sittliche Leitung der Kulturmenschheit machen kann. Keinem Problem ist die ethische Tradition der Kirche weniger gewachsen, als der Gemeinschaft von Mann und Weib. „Er soll dein Herr sein" klingt es aus den heiligen Büchern und giebt tausend Mißbräuchen und Vorurteilen des Egoismus und tausend nutzlosen Opfern der Selbsterniedrigung die Sanktion; „mulier taceat in ecclesia" schallt es dem Verlangen der Frau nach Mitbestimmung ihrer eigenen Angelegenheiten entgegen. Und alle die schweren Fragen der geschlechtlichen Ethik, die brennender werden von Tag zu Tag inmitten der hochgesteigerten Bedürfnisse und komplizierten Verhältnisse unserer Kultur — welche Hilfe wird ihnen zu teil in der heiligen Schrift? Ich frage ausdrücklich: „Welche Hilfe?" — Denn einzelne starre Gebote oder gelegentliche asketische Aussprüche sind keine Hilfe. Die Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse und der besonderen Umstände machen das allgemeine Gebot stets unwirksam. Erst die Auseinandersetzung mit den konkreten Lebensmächten macht die ethische Idee selbst zu einer Macht im Leben. So gehört eine volle Orientierung in den physiologischen Thatsachen und Zusammenhängen, eine Würdigung der Bedeutung der *erotischen* Kräfte für die *Hygiene* des Individuums und der Rasse, und endlich eine Beleuchtung der Beziehungen zwischen feruellem und sozialem Leben zu den Grundlagen jeder Ethik im Geschlechtsleben. Ferner die ergreifenden Thatsachen der Vererbung — alles Dinge, welche in den alten Urkunden nur gestreift werden und daher ohne ernsteren Eindruck bleiben auf den Menschen, der inmitten all der Verschungen und Bechöningungen des modernen Lebens emporwächst. Nirgends rächt sich die ausschließlich religiöse Begründung mehr, als gerade in jenem kritischen Jugendalter, in welchem die erwachende Selbständigkeit des Denkens die religiöse Autorität bei Seite schiebt, während gleichzeitig mächtige Triebe emporschießen und das ganze Seelenleben zu beherrschen suchen So fällt gerade die Zeit der größten moralischen Krisis zusammen mit der Erschütterung aller Grundlagen des Gewissens. Ist es da nicht von höchster Wichtigkeit, die sittlichen Mächte mit solchen Gedanken zu verbinden, die das Licht der Vernunft nicht zu scheuen haben, sondern um so ehrfurchtgebietender werden, je mehr sich ihnen das bewußte Denken zuwendet?

Alle diese Erwägungen sollen keinen Vorwurf gegen die Kirche begründen. Die geschilderte Unzulänglichkeit der Kirche auf dem Gebiete der ethischen Mirksamkeit ist durchaus begreiflich. Einmal aus der Thatsache, daß sowohl der Protestantismus wie der Katholizismus um ihre Machtstellung kämpfen und daher allen sittlichen Gefahren des Machtstrebens ausgesetzt sind. Und das ist von verhängnisvollster Bedeutung in einer Zeit, deren größte sittliche Not eben in dem allgemeinen Kultus der Macht beruht. Dazu kommt dann naturgemäß das Bestreben, sich mit der jeweilig bestehenden Macht zu alliieren, wodurch sich die Kirche die intimste Verbindung mit den auftrebenden Tendenzen der Zeit abschneidet und die Feinfühligkeit für den Fortschritt des Rechtsgefühls verliert. Alles das steigert immer mehr das allgemeine Bedürfnis nach freien Gemeinschaften zur Pflege der Gesittung und zur ethischen Beeinflussung der großen sozialen und nationalen Lebenskämpfe.

Es kommt aber ein noch wichtigeres Argument für die weltliche Ethik hinzu. Die Hauptaufgabe der Kirche liegt garnicht in der sittlichen Ordnung der diesseitigen Dinge. Sie hat es zu thun mit den übersinnlichen Bedürfnissen der Menschennatur. Sie giebt die Antwort auf die letzten Rätsel des Lebens. Sie verklärt die Schrecken des Todes und die Schauer der Ewigkeit und Unendlichkeit. Ihre ganze geistige Schulung ist in der Hauptsache dieser Aufgabe zugewendet.

Digitized by Google

Ihre Vertreter leben mehr in den ehrwürdigen Urkunden der Vergangenheit, als in den Problemen des Tages. Sie weilen in der Welt des Wunders und der frommen Legende. Aber so wenig uns der Wunderglaube hilft, die Kräfte der Natur zu erkennen und zu beherrschen, so wenig hilft er uns auch, die Welt der menschlichen Kräfte zu bemeistern und zu ordnen. Wer auf die Wirklichkeit wirken will, der muß den Zusammenhang von Ursache und Wirkung befragen und ihm entsprechend die Einwirkung lenken. Und hier eben liegt der Grund, weshalb die Kirche auf die Dauer ohne die Hilfe der weltlichen Ethik ihren eigensten ethischen Aufgaben nicht mehr gerecht werden kann. Und so wie heute bei einer wachsenden Anzahl von jungen Theologen die Ueberzeugung Wurzel zu fassen beginnt, daß ein gewisser Grad von nationalökonomischer Bildung für einen Geistlichen unerläßlich ist, so wird auch die Zeit kommen, wo die Kirche anerkennen wird, daß das Studium der weltlichen Ethik für den ernsthaften Seelsorger und Jugendlehrer garnicht zu umgehen ist.

Im Sinne dieser unserer Mission sollten wir aber auch in allen unseren Kundgebungen konsequent daran festhalten, daß wir keine neue Sekte sind, die etwa das moralische Leben zur Religion machen und damit die Kirche ersetzen will, sondern daß unser Ziel nichts ist, als die ethische Orientierung des Menschen in diesem Erdenleben — mag sein Verhältnis zu den ewigen Geheimnissen unseres Daseins im übrigen sein, wie es wolle. Gewiß ist unsere Bewegung zunächst entsprungen aus den Bedürfnissen derer, welche der Kirche entfremdet sind — aber ihrem ganzen Sinn und ihrer Aufgabe nach steht sie den Gläubigen ganz ebenso nahe wie den Ungläubigen — ja vielleicht ist ihre geistige Arbeit den ersteren noch notwendiger als den letzteren, weil die Ethik der religiösen Systeme stets durchsetzt ist von versteinerten Ueberbleibseln vergangener Sittenvorstellungen und dadurch leicht den Gläubigen verhindert, sich in den Konflikten der Gegenwart sittlich zurechtzufinden. —

Die allgemeine Anerkennung einer weltlichen Ethik und ihre Aufnahme in die Grundlagen aller Jugenderziehung wird für die religiöse Entwicklung selbst von größtem Segen sein. Der Wahn, daß die sittliche Lebenskraft in irgend welcher Beziehung zur Bejahung oder Verneinung bestimmter Glaubensvorstellungen stehe und daß es keine unabhängige Moral gebe. — Dieser Wahn lastet heute mit bleierner Angst auf der unbefangenen und ehrlichen Entfaltung religiösen Lebens. Er ist die eigentliche Ursache aller Ketzerriecherei. Er zwingt tausende von jungen Theologen, Kompromisse mit ihrem tieferen Gewissen zu machen. Kann man aber mit einem gebrochenen Wahrheitsgewissen ein Seelsorger für seine Mitmenschen werden?

Die Neger in den Vereinigten Staaten.

Von Dr. Paul Ernst (Charlottenburg).

Die „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt", ist ein Postulat, das man, auch wenn man die „Gleichheit" nur als eine Gleichheit der Möglichkeiten auffaßt, die innerhalb der Gesellschaft erstrebten Ziele zu erreichen, doch immer erst als nicht nur sittlich, sondern auch praktisch richtig erweisen muß. Sollten die Instinkte und Begabungen der Menschen, der Rassen oder Individuen, so weit voneinander gehen, daß bei Gleichheit der Möglichkeiten die Einen sicher zu grunde gingen, weil sie einen Zwang oder einen Halt brauchten, die Andern unter allen Umständen sich zu Herren aufschwängen und die Herrschaft selbstsüchtig ausbeuteten, weil bei ihnen gewisse, an sich vielleicht niedere Fähigkeiten stark entwickelt wären, die Dritten immer ausgebeutet würden, weil ihnen die eine oder andere, vielleicht gleichfalls nicht höhere Fähigkeit fehlte, etwa die Wirtschaftlichkeit, so wäre die Gleichheit offenbar nicht sittlich, wahrscheinlich auch nicht praktisch wünschenswert. Eine Institution, wie etwa die Sklaverei, an sich zu verwerfen, wäre eine große Thorheit; denn wenn Aristoteles recht haben sollte, daß der Sklave eben zum Dienen geboren sei, wie der Herr zum Herrschen, weil ihre Fähigkeiten hier seien, so wäre die Sklaverei offenbar das Richtigste von der Welt, und man würde nur in unzulässiger und sentimentaler Weise Empfindungen eines Herrn in die Seele eines Sklaven projizieren. Unzweifelhaft ist auf diese Weise manches Unheil angerichtet; so scheinen noch die Franzosen vor etwa zwei Jahren in Madagaskar durch Aufhebung der Sklaverei allen wirtschaftlichen und damit allen kulturellen Fortschritt der Eingeborenen unmöglich gemacht zu haben.

Nach dem amerikanischen Bürgerkriege und der Emanzipation der Sklaven in der Union mochte wohl mancher Unparteiische glauben, daß hier ein schlimmes Mittel angewendet sei, um die schutzzöllnerischen Bestrebungen der Nordstaaten durchzusetzen: die befreiten Neger bauten sich eine Hütte, pflanzten davor etwas Gemüse an und besorgten so viel Land, um allerhöchstens eine Kuh zu ernähren, arbeiteten ein paar Tage im Jahr um Lohn, um sich Manschetten und einen Zylinderhut kaufen zu können, und im übrigen faullenzten sie. Als rühmliches Vorbild erschien die Negerrepublik San Domingo, wo nach glaubwürdigen Berichten heute wieder die Menschenfresserei praktiziert wird. Um diese Erfolge zu erzielen, hatte man die aristokratische Bevölkerung wirtschaftlich ruiniert, welche doch einen guten Einschlag in die sich bildende Plutokratie der Nordstaaten geliefert hätte, einen besseren sicher, als die imitierten Adeligen, die man dann aus Paris bezog für die jungen Millionärinnen. Als dann in der Folge die Neger eine ganz spezifische Art von Gesindel für die Großstädte erzeugten, entwickelte sich aus der alten Verachtung der inferioren Rasse ein bitterer Haß.

Für die Neger wurde das Grund, ihre Verhältnisse zu studieren, um den Weißen zu zeigen, daß die Dinge doch anders seien, und auch der Staat bekam Veranlassung, diese Dinge zu untersuchen. So haben wir denn authentische Aktenstücke, aus denen mit der Sicherheit, welche solche amerikanischen Arbeiten gewähren, hervorgeht, ob die Emanzipation berechtigt war oder nicht, das heißt, ob Aussicht vorhanden ist, daß die Neger sich als thatsächlich gleiche Glieder in die moderne Gesellschaft einordnen. Die folgenden Notizen stammen teils aus einer Arbeit des Departments of Labor über die Neger in Farmville, einer in der Mitte von Virginia gelegenen kleinen Gouvernementsstadt, deren Verhältnisse man für besonders charakteristisch hielt; teils aus einer Schrift der Atalanta-Universität, welche von Negern besucht und unterhalten wird.

Farmville hatte 1850 599 weiße und 848 schwarze Bewohner, 1890 961 weiße und 1443 schwarze. Es ist eine kleine Landstadt, das Zentrum des Tabakshandels für einen Teil von Virginia, mit einigen Tabaksfabriken, den in den Landstädten üblichen Geschäften für die Landbevölkerung, und mit einer zum großen Teil dem Landbau obliegenden Einwohnerschaft.

Zur Zeit der Sklaverei fand die Heirat resp. das Konkubinat bei den Negern sehr frühe statt, und die erste Generation der Emanzipierten lebte noch genau so. Die zweite Generation indessen schiebt die Heirat auf aus ökonomischen Gründen. Der Prozentsatz unverheirateter Männer über 15 Jahre ist größer wie in Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Ungarn und Italien, und auch die betreffende Zahl für das weibliche Geschlecht ist höher, als man denken sollte. Inwieweit man sich auf dieses Resultat aus einer einzigen Stadt verlassen kann, wo örtliche Verhältnisse mitspielen können (Abwanderung u. s. w.), und ob eine ähnliche Zahl für kleinen Zahl, steht natürlich dahin. Der Berichterstatter giebt

Digitized by Google

selbst zu, daß die Folge die Prostitution und sonstiger unehelicher Geschlechtsumgang sei, hält das aber für eine Uebergangserscheinung. Die Geburtsrate ist groß, nimmt aber ab. Die illegitimen Kinder machen zur Zeit 15% aus und dieses Verhältnis soll, im Gegensatz zu dem Zugeständnis von vorhin, besser geworden sein. Die Hälfte oder ein Drittel der Neger hatte gemischtes Blut Von 172 männlichen Kindern von 6—15 Jahren besuchen 108 die Volksschule, und von 74 fünfzehn bis zwanzigjährigen 13. Bei den Mädchen sind die betreffenden Zahlen 175 und 97 und 71 und 21. Es können von den Männern, die über 10 Jahre alt sind, lesen und schreiben 200, nur lesen 86, weder lesen noch schreiben 162; bei den Frauen sind die entsprechenden Zahlen 186, 73, 201. In den früheren Generationen überwiegen die Analphabeten beim weiblichen, in den jüngeren beim männlichen Geschlecht, eine merkwürdige Anpassung an allgemein amerikanische Verhältnisse.

Nach ihrer sozialen Position teilt sich die farbige Bevölkerung Farmvilles, die über zehn Jahre alt ist, in selbständige Unternehmer 36, Arbeiter 350, Dienstboten 92, Tagelöhner 149, Unbefchäftigte und Familienmitglieder 259, Kommis und Angestellte 24. Die gelehrten Berufe werden repräsentiert durch zwei Prediger, von denen der Eine 480 Doll. und Mietsentschädigung, der Andere 600 Doll. jährlich bekommt. Sie sind auf theologischen Seminaren gewesen. Die Lehrer bekommen 100—250 Doll. jährlich und haben meistens Nebenbeschäftigung. Die interessanteste Klasse ist die der Unternehmer, denn wenn die Neger in diese aufsteigen können, so führen sie bei heutigen Verhältnissen den Beweis für ihre soziale Befähigung. Es sind zweiundbreißig Unternehmungen in den Händen Farbiger: Ziegelei, Krämergeschäft, Barbiergeschäft, Restauration, Haushaltungsgegenstände, Goldschmied, Uhrmacher, Schuster, Holzhändler, Peitschenmacher, Dampfwäscherei, Bauunternehmer, Maler, Grobschmied, Radmacher, Hotelbesitzer, Bauer. Es sind in den 32 Unternehmungen 36 Eigentümer und 40 Lohnarbeiter thätig. Von diesen ist der Ziegeleibesitzer ein größerer Unternehmer; er beschäftigt 15 Leute; der reichste Neger ist ein Barbier, den man auf 10 000 Doll. schätzt; die zwei Besitzern gehörige Dampfwäscherei macht im Januar eine wöchentliche Kasse von 100 Doll.

Als Arbeiter sind die Neger beschäftigt in der Tabakfabrikation, Böttcherei, Holzarbeiten, landwirtschaftlichen Arbeiten, bei der Eisenbahn und in der Ziegelei, Maler, Maurer, Schuster u. s. w. Als Dienstboten verpflichten sie sich nicht gern, weil sie das als degradierende Erinnerung an die Sklaverei betrachten.

Eine relativ große Menge von Verbummelten ist vorhanden. Zum teil ist daran die Unregelmäßigkeit in der Beschäftigung bei der Tabakindustrie schuld.

Von den 262 farbigen Familien der Stadt lebten, nach den kleinstädtischen Verhältnissen, 29 in Armut, mit weniger als dem Nötigen; 128 in mäßigen Verhältnissen; 63 sind besser situiert und 42 sogar gut.

Drei soziale Klassen sind zu unterscheiden. Die erste Klasse, etwa 40 Familien umfassend, setzt sich aus den Farmern, Lehrern, Krämern und selbständigen Handwerkern zusammen. Die meisten können lesen und schreiben, und Einige waren auf auswärtigen Schulen. Der Beobachter fand hier Nichts, was gegen den besten moralischen Ton verstoßen hätte. Bei Zusammenkünften findet man keine Betrunkenheit, keine zweideutigen Reden u. s. w. Drei Familien, die wegen ihres Einkommens zu diesem Kreis gehört hätten, wurden streng ausgeschlossen; in zwei Fällen waren uneheliche Kinder, im dritten anstößiges Betragen der Frau die Ursache.

Die unterste Klasse umfaßt 45—50 Familien. Sie leben „unterhalb der Linie gewöhnlicher Respektabilität", in lockern geschlechtlichen Verbindungen, haben die meisten unehelichen Kinder, sind die Hauptbesucher der zwei Schnapsläden und liefern ein halbes Dutzend Bagabunden und zahlreiche Spieler und Strolche. Diese Leute sind nicht eigentlich positiv lasterhaft, sondern nur haltlos und verkommen

Die restlichen etwa 170 Familien, die große Masse, stehen zwischen beiden Extremen, mit offenkundigen Tendenzen zu den besseren. Es sind Arbeiter, Dienstboten u. s. w., Leute von glücklichem Temperament, sympathisch, zutraulich und gesetzig, aber wenig energisch und gewandt und ohne Initiative. Offenkundig streben sie sozial in die Höhe. Keine Frau aus ihrem Kreis kann Konkubine eines Weißen werden, ohne alle Achtung zu verlieren, und ein Mädchen, das ein Kind bekommt, wird vom ersten Kreis ganz ausgeschlossen, und von den übrigen geringschätzig behandelt.

Alles in Allem: ein ziemlich großer Prozentsatz, der sich den heute geforderten Lebensbedingungen nicht anzupassen vermag, geht zu grunde; der weitaus größte Teil hält sich in proletarischen Positionen, und ein ganz guter Teil hat sich zum Kleinbürgertum aufgeschwungen. Immerhin ist das doch ein ganz gutes Resultat. Freilich darf man nicht vergessen, daß es sich um eine Landstadt handelt, wo schon die einfachen Verhältnisse den Leuten einen gewissen Halt geben, und wo vermutlich mancher Haltlose und Unruhige abgezogen ist, der anderswo die Zahl des Gesindels vergrößert. Fast alle Eigenschaften des Negers, seine guten wie seine schlechten, sind unter heutigen Verhältnissen gefährlich; niemand wird in ihnen eher zu grunde gehen, wie leichtsinnige und gutmütige Naturkinder.

Etwas wirklich Ueberzeugendes können wir natürlich erst erwarten, wenn noch ähnliche Erhebungen mindestens über andere Verhältnisse, etwa großstädtische vorliegen und wir die allgemeine Verteilung der Gesamtzahl der Neger in den Vereinigten Staaten übersehen können. Bis dahin mag aber interessant sein, wie die Leute überhaupt angefangen haben, sich anzupassen. Das weitaus wichtigste Moment war hier die Kirche, wie bei allen primitiven Organisationen und Menschen.

Aus dem afrikanischen Klauleben auf Grund der Blutsverwandtschaft wurde das Klauleben auf der Pflanzung, wie ja die Blutsverwandtschaftsorganisationen, wenn sie einmal ausgebildet sind, immer leicht künstlich nachgebildet werden auch von ganz zusammengewürfelten Menschen. Der religiöse Führer wurde das Haupt aller religiösen und sonstigen gemeinschaftlichen Handlungen der Sklaven. Ihre Monogamie, die keine gesetzliche Sanktion hatte, war wenig mehr, wie eine leicht verhüllte Polygamie. Nach der Emanzipation übernahm die Kirche noch mehr von den alten Funktionen des Stammeslebens, und der Priester bekam noch politische und wirtschaftliche Aufgaben zu den religiösen. Dann differenzierten sich bestimmte Organe neben der Kirche für die verschiedenen Thätigkeiten; Wohlthätigkeitsvereine und geheime Gesellschaften — Gesellschaften nach Art unserer Freimaurer, für die alle Amerikaner, namentlich auch die Arbeiter, einen besonderen Geschmack haben — übernahmen wirtschaftliche Aufgaben und besorgten wechselseitige Unterstützung. Schließlich entwickelten sich gemeinsam betriebene Geschäfte und Versicherungen. Das alles bildete sich selbständig heraus, da sich die Weißen infolge der Rassengegensätze um diese Dinge nicht kümmerten. Die Neger haben jetzt zusammen allein 23 000 Kirchen, die jährlich mindestens 10 Mill. Doll. ausgeben.

Der Verfasser der von der Atalanta-Universität herausgegebenen Schrift hebt die Organisationen, welche die Neger zu gegenseitiger Unterstützung und zur Hebung ihres allgemeinen Niveaus geschaffen haben, als das Bezeichnendste für ihren Fortschritt hervor. Mit sehr großer Berechtigung; allerdings darf man nicht vergessen, daß offenbar gerade dem Temperament der Neger und den primitiven Instinkten diese Dinge sehr nahe liegen. Es stimmt ganz mit allen

Digitized by Google

sonstigen Berichten, wenn der Autor erzählt, daß kaum ein andrer Teil des amerikanischen Volkes so viel Liebeswerke thut, wie die Farbigen; Kinder und Alte finden häufig Aufnahme bei ganz fremden Familien. Das sind Züge, die das Leben in den untersten Schichten der Gesellschaft erleichtern, aber keine Garantie für das Aufsteigen in die höheren geben. Rührend ist die Schilderung eines ihrer primitiven Unterstützungsvereine: Eine Anzahl Personen, die sich gegenseitig kennen, Mitglieder derselben Kirche oder Nachbarn, beschließen, wöchentlich 25 Cents oder mehr in eine gemeinsame Kasse zu thun. Wird ein Mitglied krank, so wird es aus der Kasse unterstützt, und außerdem pflegen ihn die andern. Stirbt eins, so wird eine Extrasteuer von meistens 25 Cents erhoben, um die Begräbniskosten zu erleichtern. Selbst in den Slums von New-York gehörten 15% der Männer und 52% der Frauen solchen Gesellschaften an. Diese Gesellschaften existierten schon während der Sklaverei; einige sind 50 Jahre alt, andere, die jetzt aufgelöst sind, stammten aus dem vorigen Jahrhundert. Immerhin ein merkwürdiges Zeichen von Konsolidation der Bevölkerung.

Zur Zeit der Emanzipation schrieb Robberrus, der doch gewiß ein warmes Herz hatte für alle Arbeitenden und Unterdrückten, aber auch Klugheit genug, um sich vor der sozialen Phrase zu hüten, es wäre besser gewesen, wenn man die Leute erst zu Leibeigenen gemacht hätte, wie doch auch bei uns in Europa die freien Arbeiter sich erst durch Jahrhunderte der Leibeigenschaft aus den Sklaven entwickelt haben. Nach dem, was wir hier, allerdings von sehr negerfreundlicher Seite, erfahren, scheint das Experiment im ganzen ja doch zu glücken. Ein großer Prozentsatz wird in Elend zu Grunde gehen, weil wirtschaftliche Voraussicht, Festigkeit des Charakters, Initiative u. s. f. fehlt; aber die Masse scheint sich in beschiedenerem Proletarierstellungen und sogar zum Teil im Kleinbürgertum zu halten; und das ehrliche Streben in die Höhe und die gegenseitige Hilfeleistung ist bei einer Menschenklasse, deren vorige Generation noch rechtlich als Vieh behandelt wurde, sicher ein schönes Zeichen für das Göttliche, das in allen Menschen schlummert und das zuletzt doch allein alle Menschen gleich macht.

Gottfried Kellers Selbstbekenntnis aus der Konfirmationszeit.

Was Millionen von jungen Seelen der Kulturwelt in der Konfirmationszeit schon seit mehreren Generationen bewegt und bedrückt, oft dauernd trübt und verfümmert, was aber unter diesen Millionen, sei es aus Bescheidenheit, sei es aus Ungeübtheit im Denken und Gestalten nur sehr wenige aussprechen, das haben die nachfolgenden Stellen aus dem „Grünen Heinrich" Gottfr. Kellers so einleuchtend, so schlicht und zugleich so allgemeingiltig zusammengefaßt, daß es uns ein Bedürfnis ist, einmal einen Abdruck davon zu bringen, um besonders auch der Lehrerwelt und den vielen guten und klugen Männern, denen die obere Leitung des Erziehungswesens unterstellt ist, das Gewissen zu schärfen und die Herzen zu bewegen über die Not und Verkrüppelung, welche die herrschende Pädagogik über zahllose junge Seelen bringt.

Vieles ist in diesen Bekenntnissen geeignet, im Gegensatz zu dem Jesuitismus, der weiche Kreise so eindrucksvoll mit den Waffen gefährlichster Ausprüche der Scheinweisheit ausrüstet, unsere ethischen Streiter in dem geistigen Kampfe für reine und nachdenkliche Menschenerziehung auf der Grundlage des folgerichtigsten und liebreichsten Denkens der Weisesten aller Zeiten, allmählich in reicherem Maße mit den Waffen treffender Beweiskraft und gewinnenden Humors versehen zu helfen. Julius.

„. . . . Nicht daß ich gänzlich unfähig war für irgend eine Disziplin, wenn ich einen notwendigen und vernünftigen Zweck einsah; denn als ich zwei Jahre später meiner Militärpflicht genügen und als Rekrut mich an bestimmten Tagen auf die Minute am Sammelplatze einfinden mußte, um mich nach dem Willen eines verwitterten Exerziermeisters sechs Stunden lang auf dem Absatze herumzudrehen, da that ich dies mit dem größten Eifer und war ängstlich bestrebt, mir das Lob des alten Kommißbarbiers zu erwerben. Allein hier galt es, sich zur Verteidigung des Vaterlandes und seiner Freiheit tüchtig zu machen; das Land war sichtbar, ich stand darauf und nährte mich von seiner Frucht. — Dort aber mußte ich mich gewaltsam aus Schlaf und Traum reißen, um in der düsteren Stube zwischen langen Reihen einer Schar anderer schlaftrunkener Jünglinge das allerjubelhafteste Traumleben zu führen unter dem eindringen Befehl eines geistlichen Ministers, mit dem ich sonst auf der Welt nichts zu schaffen hatte.

Was unter fernen östlichen Palmen vor Jahrtausenden teils sich begeben, teils von heiligen Träumern geträumt und niedergeschrieben worden war, ein Buch der Sage, das wurde hier als die höchste und ernsthafteste Lebensvorderung, als die erste Bedingung, Bürger zu sein, Wort für Wort durchgesprochen und der Glaube daran auf das genaueste reguliert. Die wunderbarsten Ausgeburten menschlicher Phantasie, bald heiter und reizend, bald finster, brennend und blutig, aber immer durch den Duft einer entlegenen Ferne gleichmäßig umschleiert, mußten als das gegenwärtigste und festeste Fundament unseres ganzen Daseins angesehen werden und wurden uns nun zum letzten Male und ohne allen Spaß bestimmt erklärt und erläutert, zu dem Zwecke, im Sinne jener Phantasien ein wenig Wein und ein wenig Brod um richtigsten genießen zu können. Und wenn dies nicht geschah, wenn uns dieser fremden und wunderlichen Disziplin nicht mit aller ohne Ueberzeugung unterwarfen, so waren wir unfähig im Stande . . . . Von Jahrhundert zu Jahrhundert war dies so geübt und die verschiedene Auslegung der symbolischen Vorstellung hatte schon ein Meer von Blut gekostet; der jetzige Umfang und Bestand unseres Staates war größtenteils eine Folge jener Kämpfe, so daß für uns die Welt des Traumes auf das engste mit der gegenwärtigen und greifbaren Wirklichkeit verbunden war. Wenn ich den widersprechenden Ernst sah, mit welchem ohne Mißverstand so fabelhafte behandelt wurde, so schien es mir, als ob von allen Leuten ein Kinderspiel mit Blumen getrieben würde, bei welchem jeder Fehler und jedes Lächeln Todesstrafe nach sich zieht. . . .

Das Erste, was uns der Lehrer als christliches Erfordernis bezeichnete und worauf er eine weitläufige Wissenschaft gründete, war das Erkennen und Bekennen der Sündhaftigkeit. Nun war die Aufrichtigkeit gegen sich selbst, die Kenntnis der eigenen Fehler und Unlaugbarkeit mit keinerlei Sache fremd, das Anderssein an der kindlichen Uebeltaten und moralischen Schuldbenenner noch so frisch, daß ich auf dem Grunde meines Bewußtseins sogar deutlich ein angebendes Sündenlein herumgehen sah, welches mir demütige Reue verursachte. Dennoch wollte mir das Wort nicht gefallen; es hatte einen zu handwerksmäßigen Anstrich, einen widerlich technischen Geruch wie von einer Leinweberet oder von dem säuerlich verdorbenen Schichtbrei eines Leinewebers. Daß die göttliche Manipulation mit dem Sündenfall in dem unsinnigen Wesen fortwüstete, kam mir damals nicht recht zum Verständnis, weil uns die letzten Feinheiten der theologischen Gemütlichkeit noch nicht zugänglich waren. So ließ ich die Sache ohne Hochmut und in dem Gefühle auf sich beruhen, daß es jedenfalls sich um einen schwierigen Punkt handle und es bedenklich wäre, gelegentlich etwa aus dem Kreise der Rechtschaffenen und Braven wegzufallen. Auch stimmten mir wohl der Übung und Fertigkeit, womit ich manchen Unordentlichkeiten ausgesetzt sei und jede derselben ihr eigenes Maß der Verantwortung in sich habe.

Nach der Lehre von der Sünde kam gleich die Lehre vom Glauben, als der Erlösung von jener, und auf sie wurde eigentlich das Hauptgewicht des ganzen Unterrichts gelegt; in alle Bestimmungen, wie daß auch gute Werke von nöten seien, blieb der Schlußsatz doch immer und allein: Der Glaube macht selig! und dies uns einleuchtend zu machen als herangewachsenen jungen Leuten, wandte der geistliche Mann die möglichst annehmliche und vernünftig scheinende Beredsamkeit auf. . . . .

Wer an eine Sache glaubt, kann ein guter Mann sein, wer nicht, ein ebenso guter. Wenn ich zweifle, ob zwei mal zwei vier seien, so sind es darum nicht minder vier, und wenn ich glaube, daß zwei mal zwei vier seien, so habe ich mir darauf garnichts einzubilden und kein Mensch wird mich darum loben. Wenn Gott eine Welt geschaffen und mit denkenden Wesen bevölkert hätte, alsdann sich in einen unbegreiflich dringlichen Schleier gehüllt, das geschaffene Geschlecht aber in Elend und Sünde verkommen lassen, hierauf einzelnen Menschen auf außerordentliche und wunderbare Weise sich offenbart, auch einen Erlöser geworben unter Umständen, welche nachher mit dem Verstande nicht mehr begriffen werden konnten — von dem Glauben daran aber die Rettung und Glückseligkeit aller Kreatur abhängig gemacht hätte, alles dieses nur, um das Vergnügen zu genießen, daß an Ihn geglaubt würde, Er, der seiner doch ziemlich hohes sein dürfte: so würde diese ganze Prozedur eine gemachte Komödie sein, welche für mich dem Dasein Gottes, der Welt und meiner selbst alles Tröstliche und Erfreuliche benähme. Glaube! O wie unsäglich blöde klingt mich dies

Digitized by Google

Wort an! Es ist die allerverzwickteste Erfindung, welche der Menschengeist machen konnte in einer zugespitzten Kammslaune! Wenn ich des Daseins Gottes und seiner Vorsehung bedürftig und gewiß bin, wie entfernt ist das Gefühl von dem, was man Glauben nennt! Wie sicher weiß ich, daß die Vorsehung über mir geht gleich einem Stern am Himmel, der seinen Gang thut, ob ich nach ihm sehe oder nicht nach ihm sehe. . . .

Ich kann nicht einmal bitten um Glauben, weil, was ich nicht einsehe, mir niemals wünschbar sein kann, weil ein klares Unglück, das ich begreife, noch immer noch eine lebendige Lust zum Atmen für mich ist, während eine Seligkeit, die ich nicht begriffe, Stickluft für meine Seele wäre.

Dennoch liegt in dem Worte: der Glaube macht selig! Etwas Tiefes und Wahres, insofern es das Gefühl anschadiger und naiver Zufriedenheit bezeichnet, welches alle Menschen umfängt, wenn sie gern und leicht an das Gute, Schöne und Merkwürdige glauben, gegenüber denjenigen, welche aus Dünkel und Verbissenheit oder aus Selbstsucht alles in Frage stellen und bemäkeln, was ihnen als gut, schön oder merkwürdig erzählt wird. Wo das religiöse Glauben bei mangelnder Ueberlegungskraft seinen Grund in jener liebenswürdigen und gutmütigen Leichtgläubigkeit hat, da sagt man mit Recht, es mache selig, und denjenigen Ungläubigen, welcher aus der anderen Quelle herführt, kann man billig unselig nennen. Allein mit der eigentlichen dogmatischen Lehre vom Glauben haben beide rein nichts zu thun; denn während es christlich Gläubige giebt, welche in allen anderen Dingen die unangreifbarsten Zweifler und Bemäkler sind, giebt es ebensowohl Ungläubige, sogar Atheisten, welche sonst an alles Hoffnungsvolle und Erfreuliche mit allbereiter Leichtfertigkeit glauben, und es ist ein beliebtes Argument der kirchlichen Polemiker, daß sie solchen höhnisch vorhalten, wie sie jeden auffallenden Quark als bare Münze annehmen und sich von Illusionen nähren, während sie nur das Große und Eine nicht glauben wollen. „Sehen wir das komische Schauspiel, wie Menschen sich der abstraktesten Ideologie hingeben, um nachher jeden, der an etwas erreichbar Gutes und Schönes glaubt, einen Ideologen zu nennen. Will man die Bedeutung des Glaubens kennen, so muß man nicht sowohl die orthodoxen Kirchenlente betrachten, bei denen alles über einen Kamm geschoren ist und das Eigentümliche daher zurücktritt, als vielmehr die undisziplinierten Wildlinge des Glaubens, welche außerhalb der Kirchenmauern frei umherschwärmen, sei es bei einzelnen Sekten, sei es bei einzelnen Personen. Hier treten die rechten Beweggründe und das Ursprüngliche im Schicksal und Charakter hervor und werfen Licht in das verwachsene und festgewordene Gebilde der großen geschichtlichen Masse.

Die dritte Hauptlehre, welche der Gesittung uns als christlich vortrug, handelte von der Liebe. Ich weiß ich nicht viel Worte zu machen; ich habe noch keine Liebe bethätigen können und doch fühle ich, daß solche in mir ist, daß ich aber auf Befehl und theoretisch nicht lieben kann. Schon die unmittelbare Rücksicht auf den lieben Gott ist mir gewissermaßen hinderlich und unbequem, wenn sich die natürliche Liebe in mir geltend machen will. Es ist mir begegnet, daß ich einen armen Mann auf der Straße abwies, weil ich, während ich ihm eben etwas geben wollte, zugleich an das Wohlgefallen Gottes dachte und nicht ans Eigennutz handeln mochte. Dann dauerte mich aber der Arme, ich lief zurück; allein während des Zurücklaufens dünkte mich gerade jener Bedauernswerte so gering, ich kehrte nochmals um, bis ich endlich auf den vernünftigen Gedanken kam: Möge dem sein, wie ihm wolle, der arme Mensch müsse jedenfalls zu seiner Sache kommen, das sei die erste Frage! Mnschmal kommt diese Gedanke aber zu spät und die Gabe bleibt ausgegeben. Daher treue ich mich immer, wo es geschieht, daß ich unbedacht eine gute Pflicht erfüllt habe und es mir erst nachträglich einfällt, daß das etwas Verdienstliches sein dürfte; ich pflege dann höchst vergnügt ein Schnippchen gegen den Himmel zu schlagen und zu rufen: Sieht da alter Papa! man bin ich die doch durchgespitzt! Das höchste Vergnügen erreiche ich aber, wenn ich mir in solchen Augenblicken denke, wie ich Ihm nun sehr komisch vorkommen müsse; denn da der liebe Gott alles versteht, so muß er auch Spaß verstehen, obgleich man auch wieder mit Recht sagen kann, der liebe Gott verstehe keinen Spaß!

Das Heiterste und Schönste war mir die Lehre vom Geiste, als welcher ewig ist und alles durchdringt. Freilich fürchte ich, daß ich die Lehre ein wenig mißverstand und nicht von dem rechten, geistlichen Geiste ergriffen war. Denn Gott schien mir nicht geistlich, sondern ein weltlicher Geist, weil er die Welt ist und die Welt in ihm; Gott strahlt von Weltlichkeit.

Alles in allem genommen, glaube ich doch, daß ich unter Menschen, welche in einem geistigen Christentum lebten, zu bestehen vermöchte. . . .

Wenn man mich aber, das Wunderbare und die Glaubenssragen einstweilen freisinnig beiseite setzend, aufforderte, das Christentum wenigstens dieser geistigen Bedeutung nach anzuerkennen und darauf zu hoffen, daß es in seiner wahren Reinheit erst noch erscheinen und seinen Namen bethaupten werde; etwas Besseres sei einmal nicht da, noch abzusehen, so erwiderte ich: Der Geist könne wohl durch einen Menschen leidlich schön gedüftet, niemals aber erfunden werden, da er von jeher und unendlich sei; daher die Bezeichnung der Wahrheit mit einem Menschennamen einem Raub am unendlichen Gemeingute gleichkomme, aus welchem der fortgesetzte Raub des Autoritätswesens aller Art entspringe.

Streiflichter.

Gegen die amerikanische Expansionspolitik

und den Imperialismus richtet der in Milwaukee erscheinende „Freidenker" eine ernste Mahnung. Im Anschluß an unseren Leitartikel vom N. 3 d. J., der vollständig wiedergegeben wird, führt das unseren Ideen sehr nahestehende Blatt fort:

„Sehen wir ab von den Vorgängen in Deutschland, resp. in Nord-Schleswig, welche „Philalethes" zu den vorstehenden Betrachtungen veranlaßten und lassen andere, noch viel schreiendere Gewaltmaßregeln in's Auge, welche uns näher berühren als die kleinliche Nörgelei preußischer Polizeibeamten. Betrachten wir die Vorgänge auf den Philippinen, wo die Eingeborenen auf ihrem angeborenen Selbstbestimmungsrecht bestehen, das durch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten allen Menschen gewährleistet wird, und dafür durch die Truppen der Vereinigten Staaten zu Tausenden abgeschlachtet werden; erinnern wir uns an die Besteuerungen unserer Regierung, daß der Krieg gegen Spanien kein Eroberungskrieg, sondern nur ein Mittel zur Befreiung unterdrückter Völker von tyrannischem Joch und zur Verbreitung von Humanität und Sittlichkeit sei; dann müssen wir zugestehen, daß auch die glorreiche Republik, die seit mehr als einem Jahrhundert als das Modell der Gerechtigkeit und Milde, als die Zuflucht der Unterdrückten und Verfolgten galt, von ihrem hohen Piedestal herabgestiegen ist, und die Humanität zur Fabel, die Gerechtigkeit zur Mythe gemacht, das Recht aber durch Willkür und Gewalt verdrängt hat.

Raum ein Jahr ist verflossen, seit die Explosion des Kriegsschiffes „Maine" im Hafen von Havana die Kriegsfackel entzündete. Damals war seine Rede von Imperialismus, von Militarismus und von Expansionspolitik. Es war nicht Rachsucht noch Ländergier, welche die Vereinigten Staaten veranlaßte, zum Schwert zu greifen. Den unterdrückten Kolonien die Freiheit von dem spanischen Joch zu sichern, war der Hauptimpuls, und heute sehen wir den Befreier in der Rolle des Unterdrückers Derjenigen, die an die Friedensmission der Republik glaubten und ihr Recht auf Selbstregierung fordern. Welche großen Gefahren für die Republik durch die neue Gewaltpolitik heraufbeschworen und welche schweren Opfer an Geld und Freiheit dem Volk auferlegt werden, das kann man, wie die „Westliche Post" in einem längeren völlig leidenschaftslos gehaltenen Artikel schreibt, an den Erfahrungen anderer Kolonialmächte ersehen. In dem betreffenden Artikel heißt es dann weiter: „In der französischen Deputirtenkammer wurde beispielsweise in den letzten Tagen konstatirt, daß Frankreich für die Verwaltung seiner Kolonien 92 Millionen Francs jährlich verausgabt. Dafür exportirt es für 118 Millionen Francs Waaren nach den Kolonien, die einen Profit von ungefähr 20 Prozent abwerfen, so daß sich eine Bilanz von 60 Millionen Francs im Jahre zu Ungunsten jener Kolonien ergiebt. Dazu kommen noch Ausgaben von 100 Millionen Francs jährlich für das Kolonialheer. Wenn man bei uns eine derartige Berechnung aufstellen wird, so kann man sich darauf verlassen, daß das Ergebnis ein noch viel ungünstigeres werden wird.

Die Kosten für das vergrößerte Heer allein werden auf 150 Millionen Dollars berechnet. Dazu kommen noch die unausbleiblichen Ausgaben für Vergrößerung der Flotte und die erhöhten Pensionsausgaben. Die großen Kapitalmächte aber, welche am eifrigsten die Expansionspolitik betreiben, in der Hoffnung, die neugeschaffene Situation zu ihrem persönlichen Vorteil ausnützen zu können, werden verhältnismäßig am wenigsten zu den hohen Kosten der Eroberungspolitik und Kolonialverwaltung beitragen. Gewöhnlich muß man ja schon froh sein, wenn dieselben sich nicht ganz um ihre Steuerpflichten herumdrücken.

Leider aber bilden die ungeheuren Kosten der Kolonialverwaltung nur einen Teil des schweren Schadens, den Expansionspolitik und Imperialismus zur Folge haben müssen. Zunächst werden unsere Arbeiter und kleinen Geschäftsleute am schwersten darunter zu leiden haben. Auf die Dauer aber muß unser gesamtes nationales Leben schwer dadurch benachteiligt werden. Der Niedergang der großen Republiken des Altertums und des Mittelalters bietet ein lehrreiches und warnendes Beispiel. Mit der Vergrößerung des Söldnerheeres pflegt der Niedergang der bürgerlichen Freiheit Hand in Hand zu gehen."

Das sind gewiß beherzigenswerte Worte, aber wir fürchten, sie werden an maßgebender Stelle kein Gehör finden und bei den bethörten Volksmassen verklingen, wie die Stimme des Predigers in der Wüste.

* * *

Digitized by Google

Religiöse und nationale Toleranz und materieller Wohlstand. Ueber dieses Thema spricht sich unser Mitarbeiter R. E. May in seiner Wirtschafts- und handelspolitischen Rundschau für das Jahr 1898 (Berlin, Verlag von Puttkammer und Mühlbrecht) u. a. folgendermaßen aus:

Wenn man die Minoritäten, statt ihnen dankbar zu sein, daß sie die qualvolle, für die Gerechtigkeitsliebe der Völker so wichtige Aufgabe erfüllen, die Einzelnen und mit ihnen die Völker an Duldsamkeit zu gewöhnen, aus dem Lande jagt — und die Wirkung ist natürlich dieselbe, ob es mit dem Schwert, mit Gesetzen oder mit Praktiken geschieht — so ist das allemal der Anfang vom Ende. Der Duldsamkeit entwöhnt werden die Völker nach und nach immer gewaltthätiger.

Die Gewöhnung zur Duldsamkeit erzeugt das Bestreben sich zu verständigen. Müssen die Kinder in der Schule, die Großen im täglichen Verkehr die Gelegenheit entbehren, duldsam gegen diejenigen zu sein, die für sie „andere" sind, dann tritt nach und nach an die Stelle des Bestrebens zur Verständigung das Bestreben, entgegengesetzte Anschauungen, die es immer und überall giebt — und auch da wo keine allgemein gekennzeichneten Minoritäten existiren — mit Gewalt durchzusetzen. Die Herrschenden und die Beherrschten kommen dann allmählich dazu, zwischen ihnen bestehende Interessengegensätze mit Gewalt zum Austrag zu bringen. Etwaige Kolonien werden von den wirthschaftlich Stärkeren ausgenutzt, die Rechte der Fremdgebornen von den Gewalthabern nicht geschützt und schließlich erzeugt die Gewaltherrschaft die gewaltthätige Auflehnung der Vergewaltigten. Im Mutterlande aber, wo die Machthaber der oft neuen Empörung gewachsen sind, entstehen Guerr las, welche politischen Abfall, oder nur Unabhängigkeit bestehen, ja selbst Privatkämpfe einzelner Guerrilleros durch maßlose Verwüstungen rächen, jene Kämpfe, in denen List und Gewandtheit der Schwächeren gegen die überlegene Macht der Stärkeren kämpfen, jene Kämpfe, die ihren treffenden Ausdruck in den Steigerzeichten gefunden haben.

Das ist in kurzen Zügen die Entwicklung Spaniens seit der Vertreibung der Andersgläubigen. Wo aber diese Vertriebenen Aufnahme fanden — Livorno, Amsterdam und von da in London und Hamburg —, da blühten Handel und Verkehr auf und da wissen uns dann die Geschichtsschreiber zu berichten, daß das eine Folge des fleißen, der Wächterntheit, der Intelligenz und des Geschäftssinnes der Vertriebenen gewesen sei. Es ist zum Mindesten eine starke Ueberschätzung, wenn man einer handvoll Zukömmlingen solche Wirkung zuschreibt. Die durch die Protestantenverfolgungen vertriebenen Franzosen haben, wo sie in Deutschland und anderwärts sich niederließen, genau so gewirkt. Sie haben dasselbe als Andersnationale bewirkt, was jene als Andersgläubige bewirkten: die Gewöhnung der Bevölkerung, unter die sie sich mischten, an Duldung gegenüber Anderen. Das hob den Gerechtigkeitssinn, dessen Ausbildung nicht zuletzt England seinen Aufschwung verdankt — es ist kein Zufall, daß das Land der zahlreichsten Sekten auch das Land der größten Freiheit und dadurch des größten Volksglückes geworden ist — das stärkte die richterliche Unparteilichkeit, die an den Erfolgen des deutschen Handels einen ganz wesentlichen Antheil hat. Und der Rückgang der Unparteilichkeit, der Gerechtigkeit, in Frankreich ist wiederum der stärkste Nagel zum Sarge seines Handels und Verkehrs.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Zu dem Vortrage des Hrn. Dr. Seeligsohn (cf. p. 88) nahm zunächst Herr Israel das Wort; derselbe bekennt sich als Gegner der freien Arztwahl. Nicht die „Arbeiteraristokratie" sei es, die die freie Arztwahl eingeführt habe, sondern die Aerzte. Die Arbeitgeber würden bei den Krankenkassen in unglaublicher Weise behandelt, was schon aus der Zusammensetzung des Vorstandes ꝛc. hervorgehe, da hierbei $^2/_3$ Arbeitnehmer und nur $^1/_3$ Arbeitgeber vertreten sind. Dagegen müsse werden, daß die Ehre und das Ansehen der Aerzte durch das ältere System gelitten habe. Den Aerzten flößen aber größere Einnahmen zu als früher, während die Krankenkassen bedeutend weniger leisteten; so müsse die Allgemeine Ortskrankenkasse, deren Vorstandsmitglied Redner ist, ihre Leistungszeit von 52 auf 26 Wochen herabsetzen. Die Simulation habe durch die freie Arztwahl erschreckend zugenommen. Die im Referat zitierte Statistik des Herrn Alter halte er nicht für maßgebend, da dies doch nur ein untergeordneter Beamter sei.

Herr Salinger kritisiert in energischer Weise die Ausführungen des Vorredners und bedauert, daß die Arbeitgeber, welche sich dessen Ansicht anschließen, sich noch auf einer traurig falschen Fährte befinden. Man darf nicht eben jeden Kranken als Simulanten betrachten, sondern müsse immer bedenken, daß der Arbeiter auch krank werden könne.

Herr Dr. Munter: Herr Israel habe in seinen Ausführungen die Allgemeine Ortskrankenkasse als Beispiel des schlechten Erfolges hingestellt, habe aber dabei übersehen, daß dieser Kasse schon infolge ihres früheren schlechten Standes von der Behörde aufgegeben sei, ihre Leistungszeit zu beschränken, dagegen seien verschiedene andere Kassen durch die Einführung der freien Arztwahl erst lebensfähig geworden.

Herr Voigt weist als Arbeitnehmer die Ausführungen des Herrn Israel zurück: Was die Zusammensetzung des Vorstandes anbetrifft, so haben bei den Fabrik- ꝛc. Kassen die Arbeitgeber und Arbeitnehmer gleiche Stimmenzahl, mithin könne thatsächlich eine Aenderung nur mit Zustimmung eines Teiles der Arbeitgeber erfolgen. Was die Simulation anbetrifft, so sei die Behauptung, daß dieselbe durch die freie Arztwahl zugenommen habe, eine die Arbeiterwelt beleidigende Behauptung, die durch nichts bewiesen werden könne. Mindestens müsse man den Arbeiter so viel zugestehen, daß er, wenn er sich krank fühle, den Arzt seines Vertrauens aufsuchen könne, und daß es nicht nur ein Recht der besser situierten Klasse sei, wenn deren Angehörige an einer eingebildeten Krankheit leiden oder wenigstens vorgeben, daran zu leiden. Wenn Herr Israel gemeinsame Maßnahmen andeutete, daß die Arbeitgeber dafür sorgen würden, daß mit der freien Arztwahl bald aufgeräumt würde, so glaube er doch, daß sich die Arbeiter diese Errungenschaft doch nicht so leicht entreißen lassen werden.

Herr Israel erklärt, daß Herr Voigt die Thatsachen auf den Kopf zu stellen versuche, wenn er behaupte, daß die Arbeitnehmer nicht mehr Recht haben als die Arbeitgeber. In seinem (Redners) Geschäft seien die Arbeiter Gegner der freien Arztwahl geworden, besonders nachdem er denselben die Nachteile derselben geschildert habe. Die Behauptung, daß das Simulantentum durch die freie Arztwahl großgezogen werde, halte er vollkommen aufrecht. Die Handlungsgehilfenkasse müsse zur Zeit des beschränkten freien Arztwahl zurückkehren, da sie nicht existieren könne. Redner ist lieber für 52 Wochen Krankengeld und einen bestimmten Arzt als für 26 Wochen und freie Arztwahl.

Herr Dr. Munter weist darauf hin, daß Herr Voigt mit seinen Ausführungen Recht habe, da in den Fabrik- ꝛc. Kassen Arbeitnehmer und -geber stets gleiche Stimmenzahl haben.

Herr Taubert weist darauf hin, daß der Arbeitgeber schon infolge seiner höheren Bildung ein moralisches Uebergewicht besitze, welches leider sehr oft gemißbraucht werde.

Frl. Freitag appelliert an das Ehrgefühl der Anwesenden; wer ein halbes Menschenalter für das Wohl der arbeitenden Bevölkerung gewirkt habe, der wisse aus Erfahrung, daß vielfach notorisch Kranken Simulation zugetzagt werde und auch die Aerzte seien mit daran schuld, daß wir noch nicht auf einem höheren ethischen Standpunkt stehen.

Herr Sanitätsrat Zimmermann erklärt, daß er lieber 5 Simulanten durchschlüpfen lassen möchte, ehe er einem hilfsbedürftigen Patienten seine Hilfe verweigere. Seiner Ansicht nach könne ein Arzt auch bei freier Arztwahl noch seine Reichsmark verdienen.

Der Referent suchte im Schlußwort ausführlich die Behauptungen des Herrn Israel über das sogenannte Simulantentum zu widerlegen, und hob nochmals die Hauptmomente der ethischen Bedeutung der freien Arztwahl hervor.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Märzprogramm.

Sonntag, den 26. März, Abends 7½ Uhr, im Schultheiß-Restaurant, Neue Jakobstr. 24/25, Geselliger Abend. Musikalisch-deklamatorische Vorträge.

Gäste stets willkommen. **Dr. Penzig.**

In **Fr. Frommans Verlag in Stuttgart** ist soeben erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen **Sittenlehre** für Eltern und Erzieher. Von Direktor Dr. A. Döring. 431 S. 8°. Brosch. Mk. 4,—. Eleg. geb. Mk. 5,—.

Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft. Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg. 360 S. 8°. Brosch. M. 6,—.

Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg. 157 S. 8° Brosch. Mk. 1,80.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: May Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9933.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 55, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 1. April 1899. | Nr. 13.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ludwig Bamberger. Von Dr. Kronenberg. — Ueber die Lebensbedingungen des Weltfriedens. Von Else Hasse. — R. W. Emerson. Von Dr. Ph. Arnstein. — Streiflichter: Ehrlosigkeit. Ueber das Wie und Was in der Kunst. — Aus der ethischen Bewegung: Frankfurt a. M. — Vermischtes.

Ludwig Bamberger.

Von Dr. M. Kronenberg.

„Die Welt ist wieder ärmer geworden," — so schrieb mir dieser Tage ein Freund, indem er von dem Ableben Ludwig Bambergers sprach. Und in der That, wie man sich auch zu seiner Wirksamkeit stellen mag, so viel ist sicher, daß das Dahinscheiden dieser so fein ausgeprägten Persönlichkeit nicht bloß im Kreise der Freunde und nächsten Gesinnungsgenossen sondern in der gesamten geistigen Struktur der Gegenwart eine Lücke läßt, die kein Anderer schließen kann. Das bedingt schon die ungewöhnliche Vielseitigkeit seiner Begabung und seiner Thätigkeit, aber vor allem doch die Persönlichkeit selbst in ihrer Einheit und zwar gerade nach der Richtung hin und um der Charakterzüge willen, wegen deren begründeter Anlaß vorliegt, seiner Wirksamkeit dankbar auch in unserer Zeitschrift zu gedenken, die sich bemüht, den gefahrdrohenden hyperrealistischen Tendenzen unserer Zeit durch die Pflege neu-humanistischer Denkungsart und Praxis entgegenzuwirken.

Denn der entscheidende, die verschiedenartigen geistigen Interessen und Bestrebungen einheitlich verknüpfende Charakterzug Bambergers war doch die Verschmelzung humanistischer Anschauungsweise mit modernem Realismus, so daß man ihn ebensowohl einen humanistischen Realpolitiker als einen realpolitischen Humanisten hätte nennen können. Er wurzelte durchaus in der Zeit und Geistesrichtung des „jungen Deutschland", dessen hervorragendste Vertreter alle erfüllt sind von dem Geiste des deutschen Humanismus, zugleich aber das brennende Verlangen haben, diese Ideen von Aufklärung und Fortschritt, von Freiheit, Menschenwürde und Menschenrechten und sittlichem Idealismus nicht nur theoretisch oder gefühlsmäßig in sich zu hegen oder fortzuentwickeln, sondern vor allem in das Leben hinauszutragen und die Wirklichkeit darnach praktisch umzugestalten.

Indessen, die Wirklichkeit hat einen harten Boden, und wer feinere Früchte darin großziehen will, wird auf mancherlei Enttäuschungen immer von vornherein gefaßt sein müssen. Auch der praktische Humanismus der Männer des jungen Deutschlands und des werdenden Liberalismus hatte sie zu erfahren. Zuerst und am schwersten durch den Ausgang der Revolutionsbewegung des Jahres 1848. Bamberger hatte in jugendfrischem Idealismus sich in die vordersten Reihen der Kämpfer gestellt, und um so herber war die Enttäuschung, die dem Rausche folgte. Aber statt wie so viele andere nun an seinen Idealen irre zu werden, ließ er es sich angelegen sein, die Methoden ihrer Verwirklichung zu revidieren. Und es ist bewundernswürdig, in seinen Schriften zu verfolgen, wie er unablässig den Zweiflern und Pessimisten gegenüber zu zeigen sucht, daß ja nicht der deutsche Idealismus, sondern der erste unpraktische, ja kindlich unbeholfene Versuch, ihn in das politische Leben einzuführen, in den meisten Punkten gescheitert sei, und wie er nun durch geistige Zucht und Kritik sich selbst wie die Genossen für den erneuten Versuch reifer zu machen suchte.

Aber einige Jahrzehnte später folgten neue und vielleicht nicht weniger herbe Enttäuschungen. Der alte deutsche Idealismus hatte sich mit der Inkarnation der reinen Realpolitik, wie sie sich in der Persönlichkeit Bismarcks darstellte, verbündet, und beide vereinigt hatten das neue deutsche Reich geschaffen und ausgebaut. Aber es zeigte sich, daß in diesem Zweibund das realistische Element zunächst noch das stärkere und imstande war, die idealistische Denkungsart so weit zurückzudrängen, daß alle die traurigen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens möglich wurden, unter denen wir auch jetzt noch, und mehr denn je, zu leiden haben: nationale Selbstsucht und Fanatismus, Rassen- und Klassen- und Religionshaß, Machtanbetung und Byzantinismus u. s. w. Auch Bamberger hat darunter gelitten, und obgleich er auch jetzt keinen Augenblick an seinen humanistischen Idealen irre wurde, kam es jetzt doch so weit, daß er zuweilen an der Möglichkeit ihrer weiter fortschreitenden Realisierung verzweifelte. Aus dieser Stimmung heraus sagte er mir einmal, in seiner ganzen vieljährigen politischen Laufbahn sei ihm nichts so sehr zur festen Ueberzeugung geworden, als daß die Deutschen das unpolitischste Volk der Welt seien. Er war eine zu fest in sich geschlossene Persönlichkeit, als daß diese resignierte Skepsis des Alters nicht erklärlich sein sollte. Sie hinderte ihn daran, nun ebenso, wie es nach 1848 geschehen war, die Methoden der Verwirklichung humanistischer Denkungsart einer erneuten Prüfung und Revision zu unterwerfen, vor allem nach der Richtung hin, die seiner individualistischen und selbst aristokratischen Natur immer etwas ferner lag: daß es erforderlich sei, die Humanitätsgedanken, die bisher zu sehr nur das Besitztum Weniger gewesen waren, in die Breite des Volkslebens einzuführen, sie, wie es der veränderten Zeitrichtung entsprach, nach der sozialen Seite

Digitized by Google

hin zu entwickeln. Daher stand er auch der ethischen Bewegung zwar mit Teilnahme und Wohlwollen, aber doch mit zurückhaltender Skepsis gegenüber.

Und dennoch war er „Auch Einer", zugehörig zu derjenigen im weitesten Sinne genommenen ethischen Bewegung, welche auf eine organisierte Gemeinschaft nicht beschränkt ist. Er war in seiner Art ein Pionier ethischer Kultur und darf beanspruchen, daß man auch an seinem Grabhügel ihm den Ruhmestitel nicht versagt, den Heine einmal als den höchsten für sich reklamierte: ein treuer und tapferer Soldat im großen Befreiungskampfe der Menschheit gewesen zu sein.

Ueber die Lebensbedingungen des Weltfriedens.

Von Else Hasse.

Zwei Philosophen sind es, die über einen gewaltigen Zeitraum hinweg einander die Hände reichen und — ihrer innersten Natur nach wesensverwandt — dem Kriege gemeinsam das Wort reden. „Krieg ist der Vater aller Dinge!" verkündet Heraklit, und Nietzsche fügt hinzu: „Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge gethan, als die Nächstenliebe." Und in der That: im Anfang war der Krieg; und fast kann man sagen: alle Dinge sind durch denselbigen gemacht und ohne ihn ist nichts gemacht, was gemacht ist! In Aufruhr und Streit erstand die Welt; im Kampf ums Dasein entwickelte, behauptete und vertausendfachte sich das Leben. Wir haben uns gewöhnt, die kriegerische Seite der Schöpfungsgeschichte ganz besonders zu beachten und interessant zu finden, und dabei wird häufig vergessen, wie hochbedeutsam die Sympathie für die Evolution des Besiehenden gewesen ist. Denn im Anfang war auch — die Nächstenliebe! Das Hassen und Lieben der Elemente hat erst das Wunder der Welt gewirkt; durch Kampf und Liebe entstanden im Laufe der Aeonen in unzähligen Spielarten die irdischen Gebilde von Kraft und Stoff, Geist und Materie.

Daß der Mensch von jeher dem Sturm und Drang geneigt war, ist eine psychologische Merkwürdigkeit, die vielleicht als eine Reminiszenz und ein Erbstück aus der Kindheitszeit der Menschheit zu betrachten ist. Alles Gewaltsame steht in hohem Ansehen, weil es Bewegung bringt und Leben. Im feindseligen Wirbeltanz der Kräfte, wo der Einzelne für sich einstehen muß, fühlt er es erst, was er ist und sein kann. Der Kampf ist ein Protest gegen den Geist der Schwere; damit der Mensch sein Dasein nicht verschlafe und verträume, muß es etwas geben, das sein Bewußtsein wachrüttelt. Von Gefahren und Feinden umgeben, mußte sich der Mensch im Urzustande seinem Träumerleben entreißen; Der Selbsterhaltungstrieb überwand das Gesetz der Trägheit und das aufgerüttelte Bewußtsein sah die Welt mit Augen an, die immer heller und scharfsichtiger wurden; der aufgeschuchte Wille zum Leben fand nach und nach tausend Möglichkeiten, Mittel und Wege zu seiner Entfaltung; und die kriegerischen Instinkte machten sich verteidigend und erobernd die Welt unterthan. Insofern hat Heraklit Recht; wenn er uns sagt: „Zeus ist Krieg!" so will er damit ausdrücken, daß der Schöpfer, Erhalter und Förderer aller Dinge den Zwiespalt in sich trug und auf seine Welt übertrug, und daß der Krieg als ein Intelligenzenweder und Kulturvermittler von der Vorsehung in den Schöpfungsplan mit aufgenommen werden mußte.

In der Gegenwart bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß der Krieg im Großen und Ganzen seine kulturelle Mission erfüllt habe und — wenn nicht ganz von der Weltbühne abtreten — so doch als ein Schatten seiner selbst fortan weiter existieren müsse. Der Menschheitskörper hat die heftigen Kinderkrankheiten, welche in Gestalt von verheerenden Kriegen zum Ausbruch kamen, überstanden; der Organismus hat in Fieberschauern schädliche Stoffe ausgeschieden — nun soll er gesunden, aufblühen, sich frei entfalten. Krankheiten müssen fortan als entwicklungshemmend angesehen werden. Der Krieg aber ist ein Kronos, der seine Kinder verschlingt und vernichtet, was er mitgeschaffen; er ist wie ein grausames Kind, das mit unschuldigen Augen um sich blickt, während es seiner Zerstörungslust fröhnt; wenn auch seine Formen abgeschliffen und verfeinert wurden, so hat er doch kaum etwas von seiner ursprünglichen Roheit und Wildheit eingebüßt und paßt der Kulturmenschheit nicht mehr recht auf den Leib; sie muß im Kriege vollständig aus der Rolle fallen, sie wird dem Kriege gegenüber zum Sophisten. Die Vernunft vergiebt sich etwas, wenn sie Dinge befürwortet, die eine Entfesselung schlimmer Leidenschaften bewirken müssen; aber sie redet sich heraus, indem sie nachweist, daß für Krieg und Frieden zweierlei Moral notwendig ist. Wenn im Kriege der Gesellschaftsvertrag zwischen den Kämpfenden aufgehoben wird, so soll dann an Stelle der sonstigen sittlichhumanen Verbindlichkeiten eine gewisse ritterliche Kriegssitte, eine Konvtosie treten, die dem rauhen Kriegshandwerk einen humanitären Anstrich zu geben und es mit etwas Grosmut und Noblesse zu überkünsten hat. Die erlaubten und unerlaubten kriegerischen Gewaltthaten wurden streng geschieden, rechtlich geordnet und in ein System gebracht. Die Artikel des Kriegsrechts sind voll von Bestimmungen über das, was die Waffenehre schändet und was sie verherrlicht; auf Schritt und Tritt begegnet man da Ungereimtheiten, und wenn schon die spitzfindige Logik mit Schwierigkeit auf der Grenze von Recht und Unrecht balanziert, wie unmöglich wird es dann der entfesselten Kriegsleidenschaft sein, ihre Willkür zu zügeln, und in gesetzlichen Schranken zu halten.

Um aus dem Kriegsrecht*) nur einige Beispiele anzuführen, so hält man sür einen großen Fortschritt der Menschheit die Anerkennung des Grundsatzes, daß „nur die Staaten, nicht die Angehörigen derselben, miteinander Krieg führen und „Feinde" sind"; auch die Kombattanten seien „nur mittelbar Feinde, weil sie nichts als die Widerstandskraft des Staates darzustellen haben." Schwerlich wird diese abstrakte These die Gefühle der Feindseligkeit irgendwie beeinflussen; im Kriegsrausch, im Eifer des Gefechts wird die Sache stets mit der Person verwechselt und auch jene Satzung mißachtet werden, nach welcher „der Verwundete nur sür den Augenblick kampfunfähig gemacht werden und seine Tötung als solche nicht Zweck sein soll." Der Feind, der mit seiner ganzen Person die gegnerische Sache deckte, muß logischerweise Gegenstand des Hasses sein. — Ebenso schwankend ist die rechtliche Grenzlinie zwischen der erlaubten Kriegslist und verbotenen Kriegsstücke; zwischen dem Verrat, den man begünstigt, und der Verräterei, die man verabscheut; zwischen der völkerrechtlich gebotenen Schonung des Privateigentums in Feindesland und der strategisch gebotenen Zerstörung und Verheerung ganzer Ortschaften und Landschaften; zwischen Ländergier und Annexionsberechtigung; zwischen der Verpönung gewisser älterer Zerstörungsmittel und der Zulässigkeit moderner Massenmordinstrumente u. s. f., der brutalen Rechtswidrigkeiten der Seekriege garnicht zu gedenken.

Und dennoch übt die furchtbare Bellona eine dämonische Macht über gar viele Gemüter aus. Man glaubt nicht an die Möglichkeit einer völligen Gesundung des Menschheitsorganismus. Das Kranke heißt nun einmal normal und das Gesunde wird als ein Wunder, eine Anomalyne, ja als ein Regel- und Gesetzwidriges betrachtet. Der Krieg, weil er bisher etwas psychologisch, historisch und sozial Bedingtes war, soll bleiben, was er ist und seufzend will man dem Götzen auch ferner blutige Opfer bringen, weil — es immer so war. Der Widerwille vor einer Veränderung der gewohnten Ordnung läßt den Menschen auch dort das Beharren lieben,

*) Felix Dahn. Bausteine. Völkerrechtliche und staatsrechtliche Studien. Abt. 1. Des Kriegsrecht.

Digitized by Google

wo es verhängnisvoll werden muß; und die Denkfaulheit ist eine Lieblingssünde der Menschheit.

Was man aber auch unternommen haben mag, dem Kriege Rechtstitel zu verleihen und den Vorwurf des Verbrecherischen von ihm abzuwälzen — es will heute nicht mehr gelingen, ihn zu rechtfertigen. Die moralische Beurteilung ist eine andere geworden, seit die Humanitätsideen ihren Eroberungszug angetreten haben. Auch die Wissenschaft opponiert. Die Unfehlbarkeit des Völkerrechts, das dem Kriege als einem gewaltsamen Interessenausgleich, als einem Mittel zur Erledigung von Machtfragen und Erzwingung von Verträgen Duldung gewährt, ist erschüttert worden, indem man ihm den Charakter des „eigentlichen Rechts“ bestritt*) Die Soziologie betrachtet den Krieg unter dem Gesichtspunkte des physikalischen Gesetzes von Spannung und Auslösung. Um ein triviales Bild zu gebrauchen: wie das Lachen, Niesen, Gähnen oder jede Affekthandlung den „muskulären Ausgleich einer im Gehirn vorhandenen Spannung oder eines peripherischen Reizes“ darstellt, so ist auch der Krieg eine Ableitung, eine Entladung, eine Auflösung in Muskelaktion bei vorangegangener Beklemmung und Reizung zum Affekt. Wie aber jeder elementare Ausbruch verhindert oder abgeschwächt werden kann, sobald Wille, Bewußtsein, Vernunft in dem Moment zwischen Spannung und Ausgleich zu Worte kommen, — so auch beim Kriege. Die Affekte sind kaum zu ändern, aber die Affekthandlung. Die überfließende Kraft soll in andere Kanäle geleitet werden, wo sie nicht mehr mit elementarer Unbekümmertheit zerstören kann. —

Unsere Zeit ist nur deshalb groß im Niederreißen und mutig genug, mit dem Hammer zu philosophieren, weil sie die keimende Kraft in sich spürt zu einer Umgestaltung überlebter Normen und Lebensformen. Die Vorbedingungen des neuen Zustandes sind in der Bildung begriffen; Umformungen werden leidenschaftlich diskutiert; sozial-ethische Probleme liegen in der Luft und die Menschheit träumt davon, im Freilicht geläuterter Lebensverhältnisse zu gesunden. Dieser Zeitstimmung verdankt die Idee des Weltfriedens ihre Wiederbelebung. Nicht allein, weil man den Krieg als eine Barbarei, als einen Widersinn verabscheut, sondern auch weil die soziale Neugestaltung in künftigen Epochen alle Arbeitskräfte beschäftigen wird. — Und diesmal ist man entschlossen, dem Problem ohne falschen Idealismus auf den Leib zu rücken. Der Geist der Wahrheit, dem es obliegt, alle Werte von Neuem zu prüfen, zu sichten, zu umgrenzen, hat bei dieser Arbeit die jeweilige sittliche Zurechnungsfähigkeit der Menschheit zu berücksichtigen und darf das „Konkrete im Logischen“ nicht übersehen. Seine ethischen Postulate müssen die Möglichkeit ihrer Verwirklichung enthalten. Auch die Ethik darf nicht „durch Vernünfteln von der Natur abfallen,“ sondern muß „durch Vernunft“ zu ihr zurückkehren.**)

Die Friedensfreunde haben ganz besonders die Verpflichtung, ihren Wirklichkeitssinn auszubilden, und sie sollten sich im Verfolgen ihrer höchsten Ideale vom praktischen Leben nicht allzuweit entfernen. Es kann zunächst nicht ihre Aufgabe sein, den Krieg an sich aus der Welt zu schaffen; ihre Polemik richte sich gegen die Form und nicht gegen die Idee des Krieges, gegen die Kriegspraxis und nicht gegen den kriegerischen Geist. Es soll durchaus nicht allen kampfesfrohen Instinkten und allem kriegerischen Mut des Menschen der Garaus gemacht werden, um fortan sanfte, duldsame Schwächlinge zu züchten; es soll nur die Kampfesweise veredelt und von Roheit und Brutalität befreit werden. Kampf ist ein Lebensspender, denn:

„Das Weltall
Bedarf der Bewegung,
Zerfiele durch Fäulnis, unangefeindet
Und müßte versumpfen, befreit von der Sorge
In Trümmer zu sinken; denn Sein ist Siegen.“
(W. Jordan, Nibelunge.)

Nichts Gesunderes als ein frischer Kampf — aber es soll sich keine niedrige Leidenschaft, nicht blutiger Haß und wilder Zerstörungstrieb hineinmischen. Krieg — aber nicht Ausrottung, Vernichtung! Kampf — aber nicht Vergewaltigung!

Dem Volksgewissen allerdings ist der Gedanke einer milderen Kriegsführung noch kaum nahegetreten, geschweige denn der Friedensgedanke. Die große Masse liebäugelt noch mit dem Faustrecht; ihr erscheint eine kriegerische Gewaltpolitik als das beste Mittel zum Fortschritt auf allen Gebieten. Ja, selbst im Geistesleben unserer Tage findet sich noch genug der Pöbelroheit; eine Idee vergewaltigt die andre, Machtfragen löst man durch das Schwert der Unduldsamkeit und jede Besserungsmoral wird als ein unhaltbarer sittlicher Radikalismus verlacht.

Wir haben jedoch gelernt, auch Verneinung, Widerspruch, Anfeindung als Kulturhebel zu betrachten! Der Genius der Menschheit geht nicht geradewegs auf sein Ziel los; er muß sich dem Gesetz vom Werden des Guten durch das Böse fügen. Auf Umwegen durch Schatten und Schuld sucht die Menschheit den Weg zum Licht. Die Erkenntnis des Uebels leitet hinüber zur Erkenntnis des Guten und am Faß des Schlechten entzündet sich die Liebe zum Rechten. Eine weise Volkspädagogik muß das Uebel zum Ausgangspunkte der Tugend machen. — So gewiß es ist, daß die Gebote der Humanität solange keine allgemeine Geltung erlangen werden, als die Menschen sich befeinden, so kann doch die Aufgabe der „Feindschaft“ Nutzen bringen, ja der Begriff „Feindschaft“ kann auf eine Höhe erhoben werden, wo er zur Tugend wird. Wenn Nietzsche verlangt: „Zu seinem Freunde soll man seinen besten Feind haben!“ so versteht er unter dieser Feindschaft den Widerstand um des Guten, um einer überpersönlichen Wahrheit willen und die Befehdung des gegenwärtigen zu Gunsten eines besseren künftigen Zustandes. In diesem Sinne wird das Gebot des Jesusgebotes: „Liebet eure Feinde!“ einfach zu einer Pflicht der Dankbarkeit.

Es gehört allerdings ein festgehafter Optimismus dazu, angesichts der Uebel, unter denen die Welt seufzt, an diese Metamorphose zu glauben. Auch unsre Tugenden befinden sich ja gewissermaßen noch im Rohzustande; es haftet ihnen viel Barbarisches an und sie sind selten vornehm und stark genug, das Böse zu sich hinanzuziehn und auszulöschen. Aber die naturgemäße Entwicklung der zivilisierten Menschheit drängt mit Notwendigkeit zu einem Zustande hin, in welchem die alten Uebel eine andre Rolle spielen werden als bisher. Es ist entschieden die Tendenz einer Versittlichung aller inneren und äußeren Beziehungen der Menschen zueinander vorhanden, und unsre gegenwärtige materielle Kultur, in welcher Finanz und Technik herrschen, wird mehr und mehr zur ethischen Kultur, in welcher das Gewissen regiert.

Hierin liegt die beste Gewähr dafür, daß die embryonale Wahrheit „Weltfrieden“ günstige Lebensbedingungen zu ihrer Weiterentwicklung vorfinden wird. Denn der sittliche Fortschritt, die moralische Selbstbesinnung sind das kräftigste Vehikel, diesen allzu zarten, noch unselbständigen Gedanken in die Zukunft hinüberzubefördern. Freilich gehören scharfe Augen und ein Blick der Liebe dazu, aus der bestehenden Ordnung jene tief verborgenen, gebeimsten Zukunftsgedanken herauszulesen, die eine Harmonisierung und Versöhnung aller feindlichen Lebenselemente und -kräfte ver-

*) Adolf Lasson. Prinzip und Zukunft des Völkerrechts. Abschnitt 8.

**) Schiller. Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen. Sechster Brief.

Digitized by Google

heißen. Mit kaum sichtbaren Zeichen ist das Zauberwort „sittlicher Fortschritt“ den menschlichen Lebensformen und -beziehungen aufgedrückt.

Da ist zunächst, als oberster Machthaber im öffentlichen Leben, der Staat, welcher die Frage, ob er geneigt und fähig sei, seine eigenste Sphäre mit ethischen Friedensgedanken zu erfüllen, mit räsefvollem Stillschweigen beantwortet. Und in der That: die Staatskunst, obwohl sie sich gern eine ideale Gesinnung beilegt und den Schein zu wahren sucht, weiß nichts von Ethik. Solange sie den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit nach außen verlegt, kann sie sich nicht verinnerlichen. Draußen verliert sie die Zählung mit der Volksgenossenschaft und entfremdet sich ihrer vornehmsten Aufgabe: das Staatswesen innerlich auszubauen. Je mehr weltmännische Gewandtheit sie erlangt, desto mehr veräußerlicht sie sich und verflacht sie. Nichte ist mehr spontan und echt an ihr, alles ist theatralisch und geschickt dem Eindruck zuliebe. Sie gebärdet sich pädagogisch-pedantisch, ohne daß die vorbildliche Handlung ihrem eigensten Wesen entspräche. Ihr glattes Wohlwollen, ihre wohlklingenden Schlagworte sind Schale und Schein. Und immer ist der Anhm und nicht das Glück des Volkes Endziel ihrer Bestrebungen, welches sie durch größtmögliche Machtentfaltung erreichen will. Die fortwährende Machtmehrung aber hat Machtmißbräuchlichkeit zur Folge gehabt; Macht ist zum Selbstzweck, zu einem arroganten Superlativ erhoben worden. Sobald jedoch die Häufung äußerer Machtmittel eine Festigung der Machtstellung nicht mehr zu bewirken imstande ist, hat die Macht aufgehört, der wahre Ausdruck inneren Kraftgefühls zu sein; sie ist ausgeartet und zwar nicht ihr Dasein, aber ihre Moral ist anstößig geworden. Wir verlangen heute, daß die Macht anders motiviert werde, nicht mehr durch Gewalt, sondern durch Recht; sie soll nicht bloß herrschen, sie muß dienen, um sittlich zu sein, und sittlich muß sie sein, um sich ihrer ungeheuren Verantwortung bewußt zu werden, um ein festes Bollwerk des Friedens sein und dem Staate die körperliche und geistige Selbsterhaltung gewährleisten zu können.

Was aber die Macht dem Staate giebt, das muß sie erst von ihm empfangen haben. Die Staatsrechtslehrer wollen nichts davon hören, daß die Idee des Staates, um erhaben zu sein, mit ethischen Prinzipien durchtränkt sein müsse. Sie wenden ein daß Sittlichkeit als ein Sondergebiet anzusehen sei, wie Politik, Recht, Religion, Kunst, Wissenschaft, um das sich der Staat „an sich“ zu kümmern habe, und „daß es sich im Staate nicht um Verwirklichung der Moral, sondern um Recht und Kultur und nur folgeweise aus letzterem Grund auch um Moral handle.“ Dies kann höchstens für den Naturstaat gelten; heute ist Moral nicht bloß Folgeerscheinung, sondern Prämisse von Recht und Kultur. Auch darf Sittlichkeit nicht ein gleichsam privates Dasein führen; Sittlichkeit ist — ich möchte sagen: der Vitalitätsgehalt in Allem, und der Staat kann wegen „der ihm eigentümlichen Natur“ nicht von der Verpflichtung befreit werden, sich zu versittlichen; als die „Verkörperung einer Vernunftnotwendigkeit“ lebt er zudem in Abhängigkeit von den wandelbaren Vernunftdogmen und nimmt den Charakter derselben an.

Heute verlangt die Vernunft eine Veredlung unserer sozialen Instinkte. Der Staat, als eine Schöpfung des menschlichen Gemeinschaftsgefühls zum Zweck der Selbsterhaltung und Selbstförderung, ist eine der wichtigsten Etappen auf dem Wege der fortschreitend sich verdichtenden und erweiternden Vergesellschaftung der Menschheit. Ethische Potenzen sind bei der Staatenbildung mitbeteiligt gewesen. Der Staat repräsentiert eine hochentwickelte Form des Bewußtseins der menschlichen Zusammengehörigkeit, welches im Laufe der Weltgeschichte mächtig angewachsen ist und viele trennende Schranken niedergerissen hat. Familie, Sippe, Horde, Gemeinde, Stamm, Volk, politischer Verband, Staat, Rasse, Menschheit: das ist ungefähr die Stufenfolge seiner Entwicklung. Der Aufstieg vom Staat zur Menschheit dürfte der schwierigste sein. Denn obwohl man sich in der Idee längst dem Menschheitsverbande eingegliedert hat, so ist unser Herz doch sämmtig, diese Wahrheit im Gefühl zu erfassen. Unser Herz ist noch nicht einmal im Staate. Wir trennen uns innerlich vom Staat, obgleich wir mitschuldig an ihm sind. Der Staat muß als die Gesamtform einer Volksgenossenschaft Ausdruck der Volkseigenart sein. Das menschliche Durchschnittsmaß seiner Angehörigen bestimmt die Höhe, auf welche er zu stehen kommt. Der seiner organischen Mensch wird daher immer unter der jeweiligen Staatsform zu leiden haben, weil er der Zuchtrute entwachsen ist, die für die gröbere, vernunft- und gesetzlose Masse berechnet ward. Das darf für ihn kein Grund sein, sich von der Idee des Staates loszulösen. Hermann Grimm führt uns diese Verschichtung mit den Worten zu Gemüte: „Dies Gefühl muß stärker sein als jedes andere: uns als einen Teil des Ganzen zu gewahren und, indem wir fortschreiten, seinen Fortschritt zugleich zu befördern.“*)

Die Mehrzahl der an die Adresse des Staates gerichteten Vorwürfe fällt demnach auf den Staatsbürger zurück. Es ist „der Herren eigner Geist“, der sich in der Bisonderheit des Staatswesens spiegelt; die Qualität ihrer Selbstliebe bedingt die Beschaffenheit ihres Gemeinsinns und die moralischen Triebkräfte des Einzelnen teilen sich dem Ganzen mit. Der Staat ist seiner Natur nach zur Friedensmission nicht zugeeignet; zuvor aber muß die Individualmoral einen höheren Standpunkt gewinnen, ehe die Staatsmoral emporsteigen kann.

Augenblicklich sind die Niveauverhältnisse zwischen der Individual- und Staatsmoral sehr unausgeglichene, wie auch die Höhenunterschiede innerhalb der Volksmoral ganz enorme sind. Der Individualismus, von Kant und Goethe aufgebend und sich in Nietzsche, Stirner und zuletzt im Anarchismus immer mehr ins Maßlose steigernd, hat eine bisher unerhörte Differenzierung der sittlichen Typen zuwege gebracht. Die Begriffe von Recht und Unrecht, Wahr und Falsch sind so durcheinandergeworfen und vermischt worden, daß es für die Vernunft eine Herkulesarbeit bedeutet, die Vielheit der sittlichen Bekenntnisse einem festenden Gedanken unterzuordnen und eine gemeinsame Zielsicherheit in all den Herzen zu wecken, denen ihre eigenste persönliche Wahrheit als die höchste gilt. So segensreich der Individualismus nun auch dadurch gewirkt hat, daß er zur Selbsterkenntnis, Selbstverantwortung, Selbsthilfe erzog und, indem er den Kampf um die geistige Unabhängigkeit forderte, zu selbstthätigem Denken und zur Erschaffung einer eigenen Weltanschauung anspornte, so nahe liegt ihm andererseits die Gefahr einer gesellschaftsfeindlichen Tendenz, — eine Gefahr, die umso größer wird, je mehr die geistige Bedeutung des Einzelnen über das gemeine Maß emporwächst und je mehr das Recht der Selbstbestimmung zur Auflehnung gegen jeden Zwang gemißbraucht wird. Extremer Individualismus, das ist Kampf Aller gegen Alle, das bedeutet rücksichtslose Selbsterhaltung durch Haß und Gewalt, List und Betrug. Anarchische Individualfreiheit gefährdet die Staaten und muß von ihnen bekämpft werden, obwohl sie selbst sich lange von ähnlichen Prinzipien beherrschen ließen. — Dort aber, wo der individuelle Reichtum in die Welt überfließen will, erobert sich der soziale Gedanke die Herzen und Gewissen. Man ist bestrebt, die persönliche Absonderung durch Hingebung aufzuheben; man fühlt sich als Glied des Ganzen und mitverantwortlich für das Ganze; man ist sich der Rückwirkung persönlicher Bekenntnisse auf die Masse bewußt,

*) Hermann Grimm. Leben Michelangelos.

Digitized by Google

prüft die individuelle Leistung auf ihren sozialen Wert und ist benützt, persönliche Sittlichkeitswerte in soziale umzusetzen; und weil das Wohl des Einen der Nutzen aller ist, so ist Gegenseitigkeit die Losung. In einer dergestalt von altruistischer Denkungsart durchdrungenen Gesellschaft müßte sich das Schiller'sche Ideal verwirklichen, nach welchem der Staat das Individuum nicht aufheben kann, weil dieses selbst zum Staate wird, indem es sich zur Idee des Ganzen hinaufstimmt. Alsdann könnte auch eine jede Staatsverfassung in Wegfall kommen, die „nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken imstande ist." Individuelle Verschiedenheiten würden das gedeihliche Zusammenwirken aller Kräfte nicht mehr hindern und beeinträchtigen, sondern beleben und befruchten. Der soziale Frieden wäre gesichert.

(Fortsetzung folgt.)

Ralph Waldo Emerson.

Von Dr. Ph. Arnstein (Berlin).

I.

Es herrscht vielfach bei uns die Meinung, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Dollar allein herrsche, und die Kunst, ihn, auf welche Weise auch immer, zu erwerben, die „smartness" allein geschätzt werde, während der Idealismus im Yankeelande keine Stätte habe. Es stände schlimm um das amerikanische Volk, wenn es so wäre, denn auch die höchste materielle Blüte, aller Reichtum und alle äußere Macht können ein Volk nicht vor schnellem Untergange retten, wenn der ideale Zusammenhang eines höheren nationalen Lebens fehlt. Aber dem ist keineswegs so. Es giebt einen starken amerikanischen Idealismus, der auf dem Boden des Puritanismus gepeimt und unter dem Schutze der politischen Freiheit gewachsen und gediehen ist, gehegt und gepflegt von einer glänzenden Schaar von Männern und Frauen, die die Kultur Europas auf den heimischen Boden verpflanzt und dort fortgebildet haben. In erster Reihe unter diesen Hütern des heiligen Feuers steht Ralph Waldo Emerson, „der Weise von Concord". Der Einfluß der Persönlichkeit und der Schriften dieses Mannes ist seit Jahrzehnten in stetem Steigen begriffen und greift auch über sein engeres Vaterland hinüber nach Europa, wo man sich immer mehr mit ihm zu beschäftigen beginnt. Keinen passenderen Platz aber könnte es geben, Emersons Wirken zu betrachten als die Spalten dieser Zeitschrift, die der Pflege der ethischen Kultur geweiht ist. Denn ein Lehrer ethischer Kultur in des Wortes reinster und höchster Bedeutung ist Emerson gewesen und hat sich als solcher seinen Platz in der Weltgeschichte erobert.

Emerson glaubte an die Vererbung gewisser charakteristischer Eigentümlichkeiten. „Wie kann ein Mensch seinen Vorfahren entgehen?" fragt er einmal, und fährt dann fort: „In verschiedenen Zeiten stellt ein Mensch jeden seiner Vorfahren dar, als ob sie zu neben oder acht in vielelbe Mann gerollt wären, und sie setzen die Mannigfaltigkeit der Noten des neuen Musikstückes zusammen, welches sein Leben ist." Auf niemanden paßt dieser Ausspruch besser als auf Emerson selbst, in dessen Person der Idealismus von zwei Jahrhunderten gleichsam zusammengefaßt und verstärkt erscheint. Er stammte von väterlicher wie von mütterlicher Seite von 8 Generationen von Geistlichen ab, die im Anfange des 17. Jahrhunderts die englische Heimat verlassen hatten, um in den neuen Kolonien jenseits des Ozeans Gott auf ihre Weise dienen zu können. Hier wirkten sie als gebildete, gottesfürchtige und thätige Männer, geistliche und weltliche Berater und Führer ihres Volkes, über das sie eine theokratisch-patriarchalische Autorität ausübten, wie die Richter des alten Testaments. In Zeiten der nationalen Gefahr, wie zur Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges, ergriffen sie auch wohl das Schwert und kämpften und starben für das Vaterland. Emersons Vater war Geistlicher zu Boston und ein geschätzter theologischer Schriftsteller von liberalen Ansichten.

Ralph Waldo wurde als zweiter von 5 Geschwistern am 25. Mai 1803 zu Boston geboren. Er verlor den Vater, als er 8 Jahre alt war, und wurde von seiner Mutter und einer litterarisch gebildeten Tante auf das sorgfältigste erzogen. Nach Besuch der lateinischen Schule zu Boston ging er nach Harvard College und studierte dort erst Philosophie und Litteratur und dann Theologie unter Dr. Channing, einem berühmten unitarischen Geistlichen. Nach Beendigung seiner Studien unterrichtete er eine Zeit lang an einer von seinem älteren Bruder gegründeten Schule und erhielt dann im Jahre 1826 die Approbation als Prediger. Im Jahre 1829 wurde er als Prediger nach Boston berufen, eine Auszeichnung, die er ebenfosehr seinen persönlichen Eigenschaften verdankte, als dem guten Andenken, in dem sein Vater stand. Aber so angenehm auch die Stelle war, und so sehr der junge Pfarrer durch den Reichtum und die Fülle seiner Gedanken und die bezaubernde Schönheit seines Vortrages seinen Pfarrkindern gefiel, es litt ihn nicht lange auf der Kanzel. Es kamen ihm Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Darbietung des Abendmahls, und da seine Gemeinde seinen antidogmatischen Ansichten nicht zustimmen konnte, so legte er in ruhiger Entschlossenheit im Jahre 1832 sein Amt nieder. Dieselbe unbestechliche Wahrheitsliebe und ideale Gesinnung, die seine Ahnherren zwei Jahrhunderte früher veranlaßt hatten, sich in der neuen Welt einen neuen Wirkungskreis zu suchen, zwangen ihn, das in seiner Familie gewissermaßen erbliche Amt aufzugeben, da er es ohne geheimen Vorbehalt und mit ganzer Seele nicht mehr verrichten konnte. Indem er so eine sichere Existenz einer durchaus unsicheren Zukunft opferte, weihte sich Emerson endgültig dem Idealismus.

Im Jahre 1833 ging er zum ersten Male nach Europa und besuchte Italien, Frankreich und besonders England. Er machte die Bekanntschaft der bedeutendsten englischen Schriftsteller und schloß mit Thomas Carlyle eine Freundschaft, die bis zu seinem Tode dauerte. Bald nach seiner Rückkehr ließ er sich in Concord nieder, wo mehrere seiner Vorfahren als Geistliche gewirkt hatten, und wo noch der zweite Gatte seiner Großmutter, Dr. Ezra Ripley, als Pfarrer lebte. Diese kleine Landstadt, die fernab lag von dem Treiben der großen Welt, blieb während seines ganzen Lebens sein Wohnort. Von hier aus hielt er in ganz Amerika Vorträge, das Amt eines Laienpredigers ausübend und einen immer größeren Kreis von Schülern und Verehrern um sich scharend. Sein äußeres Leben verlief einfach und ereignislos. Die Erfahrungen von Dichtern und Schriftstellern sind innerlich und liegen in ihren Schriften verborgen. Im Jahre 1835 heiratete er zum zweiten Male — seine erste Frau war nach dreijähriger glücklicher Ehe im Jahre 1832 gestorben — und lebte mit Frau, Kindern und seiner Mutter, die bis zu ihrem Lebensende bei ihm wohnte, in stiller Beschaulichkeit und doch mitten im geistigen Leben stehend in der Heimatsstadt, geachtet und verehrt von seinen Mitbürgern. Er fuhr häufig nach dem nahen Boston, wo er ein Mitglied des sog. „transcendentalen Klubs" war, einer Vereinigung von Männern und Frauen, in der in kritisch-idealistischem Geiste alles Menschliche und Göttliche besprochen wurde. Er war ein eifriger Mitarbeiter, eine Zeit lang sogar der Herausgeber der Zeitschrift dieser Gesellschaft „The Dial" (Die Sonnenuhr), die aber nur vier Jahre bestand und die großen Hoffnungen, die man an sie als ein Organ allgemeiner Aufklärung knüpfte, nicht erfüllte. Es war damals in Amerika eine merkwürdige Gährungsperiode. Reformen aller Art schwirrten in der Luft. Jeder hatte ein unfehlbares Mittel, die Menschheit zu retten. In Boston fand sich eine „Gesellschaft der Freunde des allgemeinen Fortschritts" zusammen, deren Bestrebungen Emerson

Digitized by Google

mit gutmütiger Ironie beschrieben hat. Da hatte jeder sein Steckenpferd. Der eine wollte alle Menschen zu Laudleuten machen, der zweite das Geld abschaffen, ein dritter war ein abgesagter Feind aller geistigen Getränke, ein anderer schwärmte für ungesäuertes Brot, wieder ein anderer hielt die Verwendung von Tieren beim Ackerbau für rohe Tyrannei, ja sogar die Insekten fanden Beschützer: es sollten Gesellschaften zum Schutze der Regenwürmer, Schnecken und Moskitos gebildet werden. Es gab da Anhänger der Homöopathie, der Hydropathie, des Mesmerismus und der Phrenologie, Gegner der Ehe, der bestehenden kirchlichen Formen, einzelner Stände, wie der Advokaten, der Kaufleute, Fabrikanten, Geistlichen, Gelehrten u. s. w. Auch die sozialistischen Lehren von Saint-Simon, Fourier und Owen fanden begeisterte Jünger. Man gründete eine kommunistische Kolonie von Ackerbauern und Gelehrten, die sog. „Brook Farm", die aber nur kurze Zeit bestand und den Spott Emersons über „ästhetische Dörfer" rechtfertigte.

Emerson glaubte überhaupt nicht an eine Reform durch äußere Mittel und das Zusammenwirken Vieler, sog. „Morrison's Pills", wie Carlyle sich ausdrückte, sondern gründete seinen Glauben an den Fortschritt auf die innere Wiedergeburt des Einzelnen. Daher hielt er sich auch von den politischen Tageskämpfen und den Streitigkeiten der Parteien, von denen keine seinem Idealismus genügte, fern. Nur mit Bezug auf die große Bewegung der Sklavenemanzipation machte er eine Ausnahme und wirkte in Wort und Schrift für die Sache der Menschlichkeit und Freiheit. Auch an der Frauenbewegung nahm er lebhaften Anteil.

Im Jahre 1847 ging er zum zweiten Male nach England und hielt dort u. a. in Schottland mit großem Erfolge Vorträge. Auch in seiner Heimat fand er immer größere Anerkennung und galt besonders bei den Gebildeten als ein geistiger Führer. Ein Zeichen davon war, daß das konservative Harvard College, das sich so lange seinen freireligiösen Ansichten gegenüber ablehnend verhalten hatte, ihn zum Ehrendoktor der Rechte ernannte. Im Jahre 1871 machte er eine Reise nach Kalifornien und traf unterwegs mit dem Apostel der Mormonen, Brigham Young, zusammen. Eine merkwürdige Begegnung in der That, in der zwei geistige Welten, die beiden Pole des religiösen Denkens, sich zu kreuzen schienen! Im folgenden Jahre traf ihn ein äußeres Unglück. Sein Haus brannte ab. Aber während er auf einer dritten Reise in England und Aegypten weilte, banten seine Freunde es auf eigene Kosten wieder auf und empfingen ihn im Triumphe bei seiner Rückkehr. Eine hohe Genugthuung gewährte es Emerson, daß er im Jahre 1874 als Kandidat für die Rektorwürde der Universität Glasgow aufgestellt wurde, in der That ein Zeichen, wie sein Name schon ein Losungswort für Idealismus und Freiheit geworden war. Er erhielt 500 Stimmen, während sein Gegner Disraeli mit 700 gewählt wurde. Bis in sein hohes Alter war er geistig thätig, wenn auch in seinen letzten Jahren sein Gedächtnis und dann seine geistigen Kräfte abnahmen. Er starb am 27. April 1882, fast 79 Jahre alt, und wurde von seiner ganzen Nation und besonders auch in seiner zweiten Heimat, England, betrauert.

Der große und segensreiche Einfluß, den Emerson ausgeübt hat, beruht nicht nur auf seinen Schriften, sondern auch auf seiner Persönlichkeit. Bei ihm finden wir nicht, wie bei so vielen bedeutenden Geistern, einen klaffenden Widerspruch zwischen dem Alltagsleben und dem Fluge des Geistes, sondern in seinem Leben und Denken herrscht die vollste Harmonie. Er schrieb und sang nur, was er lebte, und lebte, was er schrieb und sang; sein Denken wie sein Dichten quollen in reichem vollen Strahle aus einer reinen geläuterten Natur.

So erklärt sich der große Einfluß seiner Persönlichkeit auf seine einfachen ländlichen Nachbarn, wie auf alle bedeutenden Persönlichkeiten, die ihm nahe traten. Carlyle sprach mit Begeisterung von der Zeit, „wo jene überirdische Vision, Waldo Emerson", ihm zuerst erschien und sagte, daß sein Besuch in Craigenputtoch wie „der Besuch eines Engels" gewesen sei, Hawthorne rühmte den „wunderbaren Magnetismus", mit dem sein Geist auf andere wirke, der englische Dichter Clough nannte ihn, „den einzigen tiefen Mann in Amerika", Margaret Fuller, James Russel Lowell, Thoreau, Henry James, Channing und viele andere sahen mit freundschaftlicher Bewunderung zu ihm empor. Emerson vereinigte in seiner Person jene Eigenschaften des Geistes und des Charakters, die den Weisen und in Zeiten religiöser Ertase den Heiligen kennzeichnen, er wirkte nicht durch irgend eine Seite seines Wesens, sondern durch die gesamte Persönlichkeit.

Streiflichter.

Ehrlosigkeit. Der Brustton moralischer Entrüstung wird in unseren Parlamenten viel zu selten gehört. Nach der kurzsichtigen Meinung der Mehrheiten sieht ja Ethik nicht auf der Tagesordnung einer politischen Körperschaft — als ob nicht Politik eben nichts anderes, als angewandte Ethik des sozialen Lebens, wäre. Wenn er aber einmal erschallt, hat der Ethiker gewöhnlich keinen Grund zur Freude. Graf Posadowsky erklärte unter dem Beifall der Rechten: „Ein Mann, welcher sich zur Sozialdemokratie bekennt, also Republikaner ist und die Monarchie beseitigen will, ist in meinen Augen ein ehrloser Mann, wenn er in einem Kriegervereine bleibt." Wir wollen mit dem Herrn Minister nicht rechten über sein „also" und „und" — obwohl das Erfurter Programm der Sozialdemokratie kein Wort über Republik oder Monarchie enthält, und obgleich auch der Weg von der theoretischen Ueberzeugung, die Republik sei wertvoller als die Monarchie, bis zu dem praktischen Versuch ungesetzlicher „Beseitigung" derselben zu lang ist, um mit einem „und" überflogen zu werden. Aber wenn Graf Posadowsky nur die unbestreitbare, wenn auch heute sehr zeitgemäße, Wahrheit aussprechen wollte, freiwillige Heuchelei mache ehrlos, so müssen wir doch fragen, ob denn die erzwungene Heuchelei das weniger thut. Bekanntlich verzichtet die Regierung — sie weiß wohl, warum — keineswegs auf den aktiven Dienst der Sozialdemokraten im Heere und verlangt nur, mit Recht, daß der Soldat seine politische Gesinnung für sich behalte. Freilich sollte sie ihn dann auch nicht danach fragen. Der ungeheuerliche Fall, daß ein Reservist wenlich dafür bestraft wurde, weil er unter seinem Eide die Frage nach seiner Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie wahrheitsgemäß beantwortete, ist noch in aller Gedächtnis. Wenn die Regierung ferner über den bloßen Zweck der Vaterlandsverteidigung hinausgeht und im Fahneneide vom Soldaten auch den Treuschwur gegenüber dem obersten Kriegsherren verlangt, so mag das als Konsequenz einer auf Gewalt beruhenden Institution begreiflich sein, unbedingt nötig ist es schwerlich. Vor Allem nicht die Identifizierung des obersten Kriegsherrn mit dem Oberhaupt einer politischen Regierung! Der Soldat könnte, wenn denn schon geschworen sein muß, sehr wohl eidlich geloben, das Vaterland mit Leib und Leben zu verteidigen und zu diesem Zwecke seinen Oberen unverbrüchlichen Gehorsam zu leisten. Unter allen Umständen aber ist, was dem Heere recht, dem Kriegerverein billig. Macht hier Heuchelei ehrlos, dann auch dort, und der Staat darf zu einer ehrlosen Handlung nicht zwingen. Da er nun begreiflicherweise auf die körperlichen Dienste aller seiner Bürger nicht verzichten darf, so bleibt nur der Ausweg, ihren Geist, ihre Gesinnung frei zu lassen, braucht er doch den Soldaten auch nur als Maschine. Für das Heer also, wie für die Kriegervereine müßte der oberste Grundsatz lauten: Die Nachforschung nach der politischen Gesinnung ist untersagt.

* * *

Digitized by Google

Ueber das Wie und das Was in der Kunst plaudert der bekannte Kulturhistoriker Julius Duboc in der Magdeburgischen Zeitung sehr anziehend. Zunächst weist er darauf hin, daß die Unterscheidung zwischen Inhalt (Was) und Form (Wie) des künstlerischen Schaffens ebenso der endlosen Ketzerrichterei der „Sezessionen" ein Ende machen könnte, wie auf religiösem Gebiet für alle Tieferdenkenden mit der reinlichen Scheidung von Glaubensinhalt und Glaubensintensität der unerquicklichen Streit um die „Wahrheit" der Bekenntnisse aufgehört hat. Es heißt da:

„Bei der Stellung, die die Kunst in der allgemeinen Schätzung einmal einnimmt, hat dies gegensätzige Verfahren ungeheure diesseitige Bedeutung, als wenn die Priester verschiedener Bekenntnisse die Andersgläubigen verfolgen und exkommunizirren. Die sogen. Sezessionisten, die von den Andern nichts mehr wissen wollen, zwischen sich und ihnen das Tafeltuch zerschneiden und sich deshalb auch äußerlich absondern, können für ihr Vergehen, von ihrem Standpunkt aus betrachtet, ja völlig gerechtfertigt sein für die Laien, d. h. für das Publikum im Großen und Ganzen hat alles Derartige doch immer dieselbe üble Wirkung, eine heillose Verwirrung anzurichten, ihnen die Freude, die Erbauung, die es an der Kunst haben möchte, zu verderben. Denn es weiß ja schließlich, indem es von einem Verein, von Andern hierhin geschleppt wird, gar nicht mehr, woran es sich halten, was es für wertvoll und erbaulich, was es für abstoßend und unerbaulich ansehen soll. Diesem demoralisirenden Effekt zieht ich jeden Nutzen vor, und der pflanzte, vielleicht der einzige Nutzen besteht darin, den Künstler lediglich als Gestalter, die Kunst also lediglich als charakteristische Gestaltung — ganz abgesehen vom Inhalt — auffassen. Dann ist der Erfolg der Schönheit beseitigt, denn es kommt eben nur nach auf die Gestaltung. d. h. den treffenden Ausdruck an, und darüber können sich die verschiedensten Standpunkte vereinigen. Wer ausschließlich Schönes malt oder dichtet, kann daran als ein ebenso großer Künstler Geltung haben, als wie der, der ausschließlich Häßliches künstlerisch bildet, insofern nur Beiden der charakteristische Ausdruck, die Gestaltung, gelungen ist."

Dem naheliegenden Bedenken, daß durch diese Verlegung der künstlerischen Beurteilung vom Inhalt auf die bloße Form auch dem Unsittlichen und Widrigen ein Freipaß gegeben würde, sofern es nur künstlerisch vollendet dargestellt wäre, begegnet Duboc mit den Worten:

„Soll jeder Inhalt für künstlerische Verarbeitung unbedenklich zugelassen werden, so ergiebt sich, daß unter der Devise der Kunst, unter dem Schutz der Kunstfreiheit die schimmsten Einwirkungen — wie wir das ja auch in der That täglich erleben — auf die Phantasie und durch die Phantasie auf das Gemüt und die Anschauungen, kurz auf den gesamten sittlichen Zustand ausgeübt werden können. Wie ist aus diesem Dilemma herauszukommen? Meiner Ansicht nach nur dadurch, daß wir uns erinnern, daß die Kunst nicht nur nach ihrem künstlerischen Wert, sondern auch nach ihrem Wert als Nahrungsmittel zu betrachten ist, was sie ja doch in geistiger Beziehung in weitestem Sinne ist. Hier ragt zunächst ein in der Handhabung zwar vielfach und mit gutem Grund angefochtenert, prinzipiell aber doch unanfechtbarer Anspruch der staatlichen Oberaufsicht hinein. Es ist derselbe, nur auf geistiges Gebiet übertragene Anspruch, der auf materiellem Gebiet in den Strafbestimmungen wegen Verfälschung von Nahrungsmitteln seinen Ausdruck gefunden hat."

Noch viel wichtiger aber, als die, vielen Fehlgriffen ausgesetzte, staatliche Zensur, sei die des Publikums selbst.

„Dies ist, wie mir scheint, der eigentliche wunde Punkt. Auf die Gestaltung des Was im besseren Sinne ließe sich ein Einfluß gewinnen, wenn die Theater sich bei gewissen Darbietungen nicht mehr füllten, wenn der Absatz ungesunder geistiger Nahrung in Wort und Bild stockte. Dann würde von selbst ein Rückschlag erfolgen. Wie soll das aber vor sich gehen, so lange einerseits die künstlerischen Darbietungen nur nach ihrem angeblichen künstlerischen Wert beurteilt werden und so lange andererseits die schlaffe und gedankenlose Hingabe andauert, die Alles, was als einzig und unvergleichlich von der Reklame ausgetrommelt wird, mit Lob und Ehren überschüttet und ihm so erst recht die Wege bahnt.

Würde das Kunstwerk stets auf seinen Wert als geistiges Nahrungsmittel geprüft, so stellte sich die Sache wesentlich anders. Die eigentlich berufene Instanz, um mitzuraten und mitzuhalten, wäre dann die Familie und hier gewiß nicht an letzter Stelle das Weib. Gerade das auf eine höhere Stufe gehobene Weib, das Weib der neueren Zeit also, hätte sich hier zu bewähren — zu bewähren durch Bethätigung eines gesunden Instinkts in Bezug auf die Verfälschung von geistigen Nahrungsmitteln. Das Nahrungsmittel-Departement ist doch einmal ihr Departement, und der Geistesküche vorzustehen kann jedenfalls für das Weib, auch für das hochstrebende, keine Erniedrigung bedeuten.

Zum Schluß richtet der Autor noch einen beherzigenswerten Appell an die ethischen Gesellschaften, in dieser Pflege der Hygiene für geistige Nahrung voranzugehen:

„Nicht ein halb, nicht ein viertel so viel Aufmerksamkeit wird in dieser Beziehung dem geistigen Departement wie dem materiellen zugewandt. Publikum läßt sich eben einfach von dem Strom treiben und die Einwirkung, die, von der gesammelten Familienkraft getragen, bedeutsam sein konnte, ist teils durch die Verzettelung der einzelnen Kreise, teils durch die herrschende Gedankenlosigkeit bedeutungslos. Vielleicht läge hier eine dankbare Aufgabe für die ethischen Gesellschaften, welche richtunggebend und in ihren Kreisen anregend und zusammenfassend die zersplitterten Kräfte zu dem Entschluß anspornen könnten, der ungesunden geistigen Nahrung ernsthaft jede Thür zu vielfach ans Lächerlichkeit, Mode u. s. w. gewährte Unterstützung zu entziehen. Dann würden sie sich hier meines Erachtens ein wahrhaftes Verdienst erwerben."

Gewiß ist diese Anregung sehr wertvoll. Ansätze dazu sind ja schon hie und da — so in Berlin, München, Frankfurt a. M. — gemacht worden. Nicht als moralisches Inquisitions- oder Inder-Tribunal sollten sich die ethischen Gesellschaften fühlen, aber wohl müßte bei ihnen ein Leder, der sich mit dem sittlichen Werte eines neuen Dichter- oder Kunstwerkes auseinandersetzen möchte, einer verständigen Anleitung und Wegführung begegnen. Dazu bedarf es gerade der Mitarbeiterschaft aus sachverständigen Kreisen, wie die des geschätzten Autors. Also Freiwillige vor für die Hochhaltung des Banners der Ethik in der Kunst!

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt am Main. Der Privatdozent Dr. F. Förster-Zürich, der Sekretär des Ethischen Bundes, hat jüngst eine Studienreise nach England unternommen. Er verbreitete sich gestern abends in einer zahlreich besuchten Versammlung von Ethikern und Ethikerinnen über die Ethik im Allgemeinen und die ethische Bewegung in England im Besonderen. Es ist leicht zu erklären — dies etwa führte der Redner aus —, warum die Ethik in den letzten Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht hat, namentlich in England, Amerika und Frankreich, auch außerhalb der Organisation. Man hat eben erkannt, daß die gewaltigen Probleme der modernen Kultur nicht mit den bisherigen Mitteln zu lösen sind. Die moderne Wissenschaft negiert nur, ohne sittlich aufzubauen, und die Demokratie versteht es nicht, „bindende Instinkte anzubringen". So kommt es, daß selbst fortgeschrittene Kreise sich von der Demokratie abwenden und die religiöse Reaktion erstarkt. Die Dreyfus-Affäre hat es uns aber gezeigt, daß nicht die Gewalt, sondern der Gedanke eine Macht im Gewissen der Völker ist. Unanfechtbar ist der Siegeszug der intellektuellen Politiker, weil sie die Wirklichkeit zu interpretieren verstehen, und hierin ist auch die Macht der ethischen Bewegung begründet. Nachdem der Redner das Manifest des Haren erwähnt hatte, das zu nach gleichem eine ethische Konzession bedeutet, ferner den Fall des Pfarrers Naumann mit dem Militarismus, d. h. die Rückkehr zur alten Barbarei und zu Sophismen, und einiges Andere, schilderte er die ethische Bewegung in England, die vor neun Jahren durch einen Schüler des Amerikaners Felix Adler dort eingeführt wurde und seitdem unausgesetzt zunimmt. Die englische „Ethische Welt" ist ein Wochenblatt ersten Ranges mit hervorragenden Mitarbeitern; London zählt sieben ethische Gesellschaften, in denen ständig ein freier Meinungsaustausch stattfindet; die Universitätsstädte haben ethische Konvenikel; jetzt ist die Bewegung auch in das Industriezentrum Bradford eingedrungen; der Liga zur Einführung des Moralunterrichts in Volksschulen gehören selbst Geistliche an, u. s. w., u. s. w. England hat sich strenge kirchliche Formen bewahrt, man übt aber auch eine außerordentliche Toleranz. Es ist der „Respekt vor dem Individuum", der die englische Kultur auszeichnet. Die Ethik fand einen gedeihlichen Boden vor; sie hatte nur das, was schon längst unbewußt dalagi, in klare Begriffe und Worte zu fassen, und erzielte somit einen großen Erfolg. Ueber die Art und Weise, wie in den ethischen Klubs und draußen auf der grünen Wiese debattiert, wie „Ethik angewandt wird", über den Kammer des Ostern von London, aber auch das sittliche Elend im Westen und über verwandte Dinge gab der Redner fesselnde Mitteilungen. Die ethischen Vorkämpfer in England sind unabhängig, sie können sich ganz ihrer Aufgabe widmen. In Deutschland fehlt es leider noch an dieser Opferwilligkeit, die Geld, Geld und nochmals Geld für die ethische Kriegsführung spendet. Bei uns werden, was nicht verschwiegen sei, in ethischen Gesellschaften vielfach unnütze Vorträge gehalten, man bietet Steine statt Brod. Die Arbeiterbewegung und die sogenannte Universitätsbewegung in England fördern die ethische Sache, hervorragende Arbeiterführer sind Mitglieder von ethischen Gesellschaften und treten für diese werbend ein. Auch die deutsche

Digitized by Google

Demokratie, so meinte der Vortragende, sollte sich klar machen, wie wertvoll sie die Mitwirkung ethischer Kräfte ist. Die Reaktion ist organisiert, das ist der Grund ihrer Macht, obgleich ihre Anhänger weitaus in der Minderheit sind. Soll die gesellschaftsethische Gegenwirkung unorganisiert bleiben? Darum ertöne der Ruf: Idealisten aller Länder, vereinigt euch!

Vermischtes.

Die „Ethische Bewegung", Beiblatt zu den Schweizerischen Blättern für Wirtschafts- und Sozialpolitik, hat, wie wir zu unserer Freude von Herrn Gustav Maier, Zürich, hören, eine Nachfolgerin erhalten: die „Ethische Umschau", deren erste Nummer uns vorliegt. Sie will „Bericht erstatten über die Bewegung der Geister in den verschiedenen Ländern, wichtige Zeitereignisse unter dem Gesichtswinkel einer höheren Ethik, frei von Parteirücksicht, zur Besprechung bringen, sie will nach Kräften überall der Gerechtigkeit, dem Frieden, der Verinnerlichung und Versittlichung dienen. Selten sich einstellend, wird sie dem überlasteten Leser der Gegenwart volle Aufmerksamkeit gestatten, wie sie im Gegensatze zu unserer übehaften Tagespresse dem Schreiber die Möglichkeit ernster Vertiefung gewährt."

Als Beilage zu Heften gedacht (1000 Expl. Mk. 150 jährlich) könnte sie dazu helfen, unsere Gedanken in weitere Kreise zu tragen, als wir sie mit unserer eigenen Literatur erreichen können.

Die „Ethische Umschau" erscheint monatlich. Bestellungen sind zu richten an Gustav Maier, Zürich V, Mittelstraße 12. Jahrespreis für den ganzen Weltpostverein Fr. 2.—, per Postanweisung oder in Briefmarken an den Herausgeber einzusenden. Anderenfalls erfolgt Postnachnahme mit der zweiten Jahresnummer. Bei 50 Expl. Mk. 1 jährlich, bei 100 Expl. Mk. 0,80 jährlich. — Unsere besten Wünsche auf ihren (vierten) Jahreslauf!

* * *

Eine Volksbibliothek als Egidy-Denkmal. In Elberfeld-Barmen regte Egidy nach Beendigung des letzten Reichstagswahlkampfes die Gründung einer Volksbibliothek und Lesehalle an. Seit dieser Zeit betrachtet die engere Schar seiner dortigen Freunde diese Anregung gleichsam als ein von Egidy hinterlassenes Vermächtnis und beschloß vor Kurzem die Gründung dieser Bibliothek mit Lesehalle unter dem Namen „Egidy-Bibliothek" mit allen Kräften zu versuchen. Der angeborene Schwierigkeit ist sich jene kleine Gruppe wohl bewußt. Bewußt ist ihr vor allen Dingen die Notwendigkeit, daß der Gedanke dieser Gründung ein Gemeingut aller Freunde Egidys in dem Sinne werden muß, daß damit dem Leben und Streben des großen Mannes ein würdiges Denkmal, dauernder als Stein und Erz, gesetzt werden soll. Daß aber gerade dort, wo die Stätte des großartigsten Industrialismus, wo religiöse und gesellschaftliche Sektiererei herrscht, wo der Interessenkampf, eine nüchterne, dürre, geschäftsmäßige Lebensauffassung das Leben arm, trocken, einförmig macht, wo endlich Egidy zuletzt mit fast übermenschlichen Kräften für seine Ideale, die des Volkes höchste Güter sind, gerungen hat, eine Volksbibliothek mit Lesehalle als Denkmal Egidys innerhalb dieser durchaus gegensätzlichen Verhältnisse gerade der rechte Ort sei, braucht nur angedeutet zu werden. Darum ergeht an jeden Freund Egidys im ganzen Deutschen Reiche die Mahnung: Helft, helft ein jeder nach seinen Kräften; trage jeder nach seinem Maße sein Scherflein bei! Wir sind allein hier zu schwach, um Egidy ein würdiges Denkmal in der bezeichneten Weise zu setzen."

Schatzmeister ist Herr Kaufmann E. Thiele in Elberfeld, Distelbeckerstr. 5. Zu jeder Auskunft ist Dr. Apfel, Unter-Barmen bereit.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Zum Wanderreduerfonds

gingen im Laufe des März 1899 weiter ein: Frau Dr. G. Frankfurt a. M. Mk. 20. — R. W. Martens, Berlin Mk. 14. — Apotheker Adeling, Lamm a. Bay. Mk. 2. — Dr. Pfungst, Frankfurt a. M. (zweite Rate) Mk. 302,15. — Mit den in Nr. 10 d. Z. dankend quittierten Mk. 444,05 zusammen Mk. 999,20.

Weitere freundliche Spenden nimmt dankend entgegen:

Das Bureau der D. G. E. K.

Dr. Penzig.

Berlin N., Ziegelstr. 10/11.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Aprilprogramm.

Sonnabend, den 8. April, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Soziale Gruppe. Vortrag Frl. Goldschmidt: Soziale und ethische Bedeutung der freiwilligen Alters- und Invaliditätsversicherung. — Diskussion.

Sonntag, den 9. April, Abends 7 Uhr, im Handwerkerverein, Sophienstr. 15. **Zweiter Unterhaltungsabend** der Oeffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. Mitwirkende u. A.: Frl. Seraphine Detschy (Deklamation), Frau Therese Dreßler-Heß (Gesang). — Programm u. A.: Trio C-moll von Beethoven, Franciulede und Leben von Schumann. — Karten zu 20 Pf. in der Lesehalle, Neue Schönhauserstr. 13; bei W. Latte, Münzstr. 23a; Siegel & Schimmel, Königstr. 41 und Friedrichstr. 90; Hilfsverein für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25; G. Trams, Kranstr. 26a; R. Dieter, Lübeckerstr. 52; A. Träger, Ifflandstr. 8; R. Krebs, Neue Jakobstr. 15; E. Horn, Saarbrückerstr. 16; H. Wigankow, Müllerstr. 1a; F. Posekel, Oranienstr. 23; Bureau der D. G. E. K., Ziegelstr. 10/11, Nachm. 5—7, — und an der Abendkasse.

Mittwoch, den 19. April, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Monatssitzung. Vortrag Prof. Dr. Bruno Meyer: „Ueber Bismarcks Gedanken und Erinnerungen." — Diskussion.

Dienstag, den 25. April, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Gruppe für ethische Bildung. Vortrag von Frl. Elisabeth Meßner: „Die Theorie von der freien Liebe und die Frauen. — Diskussion.

Sonntag, den 30. April, Abends 7½ Uhr, Zimmermanns Festsäle, Lindenstr. 105. Vortrag von Bildhauer Hugo Rheinhold: „Bin ich Jedermann Wahrhaftigkeit schuldig?" — Nachher geselliges Beisammensein.

Gäste stets willkommen. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Postkarten

mit ethischer Devise,

100 Stück inkl. Porto liefert gegen Einsendung von **2,70 Mk.** (50 Stück **1,50 Mk.**)

Lithographie-Anstalt Sandmann & Mohn,

Alsm, Hauptwache 20.

Ernstes Wollen.

Monatsschrift.

Herausgegeben von den Mitarbeitern der früheren Egidy'schen Versöhnung.

Erscheint am 1. jeden Monats. Jährlich 2,50 Mk., halbjährlich 1,25 Mk., für das Ausland 3 Mk. und 1,50 Mk. Mit der Beilage die **„Ethische Umschau"** von Gustav Maier, Zürich, die der Nr. 1 unentgeltlich beiliegt, erhöht sich der Preis um 1 Mk. jährlich.

Direktbestellung bei der Geschäftsstelle **Berlin W. 50, Marburgerstr. 12;** Postzeitungsliste Nr. 2376a.

Man verlange Probenummern.

In **Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart** ist soeben erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher. Von Direktor Dr. A. Döring. 431 S. 8°. Brosch. Mk. 4,—. Eleg. geb. Mk. 5,—.

Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft. Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg. 360 S. 8°. Brosch. M. 6,—.

Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg. 157 S. 8°. Brosch. Mk. 1,80.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9981.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 8. April 1899. | Nr. 14.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Bekenntnisse und Gelöbnisse. Von Epimetheus. — R. W. Emerson. Von Dr. Ph. Arnstein. — Ueber die Lebensbedingungen des Weltfriedens. Von Else Hasse. — Streiflichter: Die Vergewaltigung Finlands — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. — Zeitschriftenschau.

Bekenntnisse und Gelöbnisse.

Von Epimetheus.

Das Osterfest ist wieder einmal vorüber und verschwunden sind auf ein Jahr die Gestalten, die um diese Zeit das Großstadtbild in einer fast anachronistisch zu nennenden Art veränderten. Sie thun meinem Herzen weh, diese halbwüchsigen mageren Bürschchen in dem aufs Wachsen zugeschnittenen schwarzen Anzug, die eckigen jungen Mädchen mit dem billigen Blumensträußchen an der flachen Büste, die vor Ostern, allein oder in Begleitung ihrer Eltern, in den Straßen auftauchen, mit halb feiertäglich stolzem, halb gedrücktem und bekümmertem Gesichtsausdruck: die Konfirmanden. Der Passant dreht sich wohl einmal nach ihnen um: „Aha, junge Christen“ und mitleidig, lächelnd, kopfschüttelnd oder auch leicht gerührt folgt er ihnen mit dem Blick, während er die immer wieder überraschende Entdeckung macht, daß wir so zu sagen in einem christlichen Staate leben. Aber diese Kinder machen — mit wenigen Ausnahmen — nicht den Eindruck von „Bekennern“ oder „dem Herrn Geweihten“, weder vor, noch nach dem feierlichen Akt — und doch haben sie nach protestantischem Brauch in diesen Stunden freiwillig an heiliger Stätte ein schwerwiegendes Bekenntnis abgelegt, das Bekenntnis zur Lehre der christlichen Kirche, und in Erneuerung des sog. Taufgelübdes am Altar geschworen, für alle Zukunft, für Zeit und Ewigkeit, treue Jünger ihres Herren Jesu Christi bleiben zu wollen.

Was aus diesen Bekenntnissen, diesen Gelübden in den weitaus meisten Fällen wird, das ist kein Geheimnis. Es sind gerade die ernstesten und lautersten Diener der Kirche, die darüber klagen, daß nach wenigen Jahren, ja Monaten, bei einer erschreckenden Ueberzahl dieser Kinder vergessen ist, was sie bekannten und gelobten, wenn nicht gar an die Stelle des Vergessens ein stiller Haß gegen den damals an Unmündigen geübten indirekten Glaubenszwang getreten ist. An Unmündigen, gewiß! Oder will und kann ein Geistlicher, trotz des ein bis zwei Jahre erteilten Konfirmandenunterrichts, behaupten, daß die, fast alle 13—15jährigen, Kinder, die „an den Tisch des Herrn“ treten, um mit der Konfirmation die Befreiung vom Schulzwang zu erwerben, wirklich mündig wären, nicht nur im Sinne des Gesetzes, das ja die Eidesmündigkeit erst mit dem vollendeten 16. Lebensjahre eintreten läßt, sondern überhaupt fähig, die Tragweite ihres Handelns und Versprechens zu übersehen?

Wir wollen gewiß, so wenig wir das Recht religiöser Eltern, ihre Kinder religiös zu erziehen, bestreiten, so wenig auch irgend einer Religionsgemeinschaft es verdenken, wenn sie die ihr Zugeführten durch ein feierliches Bekenntnis oder Gelöbnis an sich zu fesseln versucht. Auch der sittlich pädagogische Wert oder Unwert solcher Willensbindung mag hier ununtersucht bleiben. Aber das Wenigste, was gerade der überzeugte Christ, was aber auch im Interesse der Sittlichkeit des Volkes jeder für seine Person außerhalb der Kirchengemeinschaft Stehende verlangen muß, ist doch dies, daß bindende Versprechungen, die vom größten Einfluß auf die ganze künftige Lebenshaltung sind, nur von Solchen abgegeben werden, denen man die „zur Erkenntnis der Tragweite ihrer Handlung erforderliche Einsicht“ zutrauen kann. Bekanntlich überläßt das Strafgesetz dem Richter sogar die Entscheidung, ob ein jugendlicher Missethäter, der das 18. Jahr noch nicht vollendet hat, die — unvergleichlich leichtere — Einsicht in die Strafbarkeit einer Handlung gehabt habe oder nicht. Ob also ein 15jähriger Bursche weiß, daß Stehlen oder Morden unerlaubt ist, bleibt zweifelhaft; als zweifellos aber wird angenommen, er begreife die kirchlichen Unterscheidungslehren in der Abendmahlsfrage und sei imstande, das Verhältnis der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den Gottmenschen zu den begleitenden guten Werken zu durchschauen. — —

Es ist, streng genommen, nicht unseres Amtes, die Würde des christlichen Bekenntnisses zu wahren. Aber wir können ein trauerndes Erstaunen nicht unterdrücken, daß noch keine Synode, kein Konsistorium die Entwürdigung der heiligen Worte empfunden zu haben scheint, die darin liegt, daß sie, die doch einen tiefen Gedankengehalt haben sollen, in mechanischster Weise alljährlich am Altare von Unmündigen hergeplappert werden, und zwar zumeist gar nicht im Sinne eines wirklichen Bekenntnisses und Gelöbnisses, sondern zu hergebrachtem Abschluß der Schulpflicht und nomineller Aufnahme unter die Erwachsenen. Wie ein Geistlicher, der überzeugt ist von den ernsten Worten Pauli: „Wer aber unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht“ es über das Herz bringen kann, die Hunderte von flüchtig vorbereiteten Kindern alljährlich zum „Tisch des Herrn“ zuzulassen, ist uns völlig unverständlich. Und diese selbe Geistlichkeit jammert dann über das Schein- und Namen-Christentum derselben großen Masse, die sie mit einem am

Digitized by Google

Säuglinq vollzogenen Akt und einem Scheinbekenntnis der Halbwüchsigen in die Christenheit aufgenommen hat!

Zu den ernstesten und dringendsten Aufgaben einer auf Ethik statt auf Konfession, auf gutes Wollen statt auf rechtes Glauben gegründeten neuen Gesellschaft wird es gehören, der Aufnahme der schulentwachsenen Jugend in den Kreis der Erwachsenen wieder den allgemein menschlichen und staatlichen Charakter zu verleihen, der ihr bei der Vermischung sittlicher und religiöser Gesichtspunkte abhanden gekommen ist. So wenig die Ausstellung der Geburtsurkunde und die Schließung der bürgerlichen Ehe den kirchlichen Behörden als Monopol überlassen bleiben durfte, so sicher gehört eine Jugendaufnahme, die sehr wohl mit der Anerkennung der Eides- und Strafmündigkeit verbunden werden könnte, vor das Forum der bürgerlichen Gesellschaft, und nur dahin.

Ralph Waldo Emerson.

Von Dr. Ph. Arnstein (Berlin).

II.

Welches ist nun, so fragen wir uns, der Inhalt von Emersons Lehren, welches ist die Botschaft, die er der Mit- und Nachwelt verkündete? Es ist nicht gerade leicht, diese Frage zu beantworten. Emersons Reden, Aufsätze und Dichtungen enthalten nicht ein fertiges, abgeschlossenes System des Denkens, in dem wir auf jede Frage eine bestimmte Antwort finden, in dem das ganze Weltall mit allem Größten und Kleinsten rubriziert, geordnet und eingeteilt ist. Er war kein methodischer oder wissenschaftlicher Denker. Er hatte eine Abneigung gegen die exakte Wissenschaft und betrachtete Natur und Menschenleben nicht mit dem Auge des Forschers, sondern des Dichters. Die höchste geistige und moralische Erkenntnis war nach seiner Meinung nicht zu erreichen durch langsames Forschen und Aufbauen von Schlußreihen auf sorgfältig geprüften Prämissen, sondern durch Intuition, unmittelbares Schauen der „orakelnden Seele", Einheit von Subjekt und Objekt, Harmonie von Einzelseele und Weltseele. Daher ist seine Methode keine wissenschaftliche, und seine Gedanken reihen sich nicht in logischer Folgerichtigkeit aneinander, sondern sie sind nur durch die Einheit der intuitiven, prophetischen Anschauungsweise verbunden und fließen, wie bei Nietzsche, dithyrambisch aus der Fülle der innersten Ueberzeugung. Sein Stil ist nicht sachlich und methodisch, sondern bald poetisch beschwingt und sich in nebelhafter Unendlichkeit verlierend, bald von epigrammatischer gedrungener Kürze, so daß jeder Satz einen Ausblick eröffnet auf eine ganze Welt von Anschauungen und Ueberzeugungen.

Dennoch fehlt keineswegs die Einheit der Weltanschauung, und zwar ist dies keine mechanische, gemachte Einheit, sondern sie ist organisch und geht aus der innersten Persönlichkeit hervor. Wir wollen versuchen, die Hauptpunkte derselben kurz auseinanderzusetzen.

Im Jahre 1836 erschien zu Boston ein anonymes, kaum 100 Seiten umfassendes Büchlein, „Nature" betitelt, das man sofort als ein Werk Emersons erkannte. Das Werkchen fand nur geringen Absatz — in 12 Jahren wurden 500 Exemplare verkauft. Aber für die Erweckung und Entwicklung einer höheren idealen Weltanschauung bei dem praktischen amerikanischen Volke war es von höchster Bedeutung, es war gleichsam der Herolдruf eines neuen lebendigen und lebensfrischen Idealismus. Wie wunderbar erweckend und volltönend beginnt es:

„Unser Zeitalter schaut hinter sich zurück. Es errichtet den Vätern Grabmäler; es schreibt Biographien, Geschichtsbücher und Kritiken. Frühere Geschlechter haben Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut; wie sehen ihn nur durch ihre Augen. Warum sollten wir uns nicht gleichfalls einer ursprünglichen Beziehung zum Weltall erfreuen? Warum sollte uns nicht eine aus eigener Einsicht hervorgehende statt einer durch Ueberlieferung hervorgebrachten Dichtkunst und Philosophie, eine uns unmittelbar offenbarte statt einer historischen Religion zu teil werden? Die Lebensfluten der Natur strömen um uns und durch uns mit unverminderter Kraft; die Sonne scheint auch heute; es wächst noch Flachs auf den Feldern; warum sollten wir immer mit den Händen in dürren Gebeinen wühlen oder das jetzt lebende Geschlecht in die verschlissenen Anzüge längst vergangener Zeiten stecken und das alte Mummenspiel immer wieder aufführen?"

Und dann legt der Verfasser in acht Kapiteln, die man auch Gesänge nennen könnte, die Beziehungen der Natur zum Menschen dar. Sie sind überschrieben: Natur, Nutzen, Schönheit, Sprache, Disziplin, Idealismus, Geist und Aussichten. Im einzelnen können wir hier auf den Inhalt nicht eingehen. Es ist das Programm einer neuen Weltanschauung.

„Ich nenne es," so schrieb Carlyle an den Verfasser, „das Fundament und den Grundplan, worauf Sie alles bauen können, was Ihnen Großes und Gutes gegeben worden ist. Es ist die wahre Apokalypse, worin das offene Geheimnis den Menschen enthüllt wird. Ich freue mich sehr über die frohe Seelenheiterkeit, mit der Sie unser wunderbares Wohnhaus betrachten — mit einem Ohr für die ewigen Melodien", die in den Winden um uns ertönen und sich in allen Lauten und Erscheinungen und Dingen offenbaren, nicht niederzuschreiben durch Conleitermaschinerie, die aber alle wahre Schriftstellerkunst wiederzugeben versucht."

Aber dieser neue Idealismus brauchte vor allem Freiheit von der Tradition und überlieferten Formen und Dogmen, und so wurde Emerson zum geistigen Befreier seines Volkes, zum religiösen Aufklärer im Sinne von Lessing, Herder und Kant. Am 15. Juli 1838 hielt er vor den Studenten des theologischen Kollegs der Harvard-Universität eine Rede, in der er seine antitheologischen Ansichten auseinandersetzte, und die ungeheures Aufsehen und heftigen Widerspruch erregte. Er untersucht hier das Wesen der Religion. Sie ist ihm das intuitive Gefühl, daß die Welt das Produkt eines Willens und eines Geistes ist, der überall und immer thätig wirkt, und den wir Gott nennen. Niemand hat dies Gefühl in höherem Grade gehabt, als der Stifter des Christentums, der sich eins mit der Gottheit, göttlich fühlte, aber seine Lehre ist verkehrt worden. Man hat seine Sprachfiguren wörtlich genommen, auf seine Gleichnisse und Bilder Kirchen gegründet, das Christentum zum Mythus gemacht, den Begriff des Wunders falsch aufgefaßt und Jesus selbst durch Isolierung und Abtrennung erniedrigt. „Man spricht von der Offenbarung, als von etwas, das vor langer Zeit gegeben und fertig war, als ob Gott tot wäre." „Das wahre Christentum, ein Glaube, wie der Christi, an die Unendlichkeit des Menschen ist verloren." „Du selbst," so ruft er den jungen Geistlichen zu, „ein neugeborener Priester des heiligen Geistes, wirf alle Konformität von Dir und mache die Menschen aus erster Hand mit der Gottheit bekannt. Siehe zuerst und allein darauf, daß Mode, Sitte, Autorität, Vergnügen und Geld Dir nichts gelten, nicht Binden über Deinen Augen sind, so daß Du nicht sehen kannst, sondern lebe mit dem Vorrechte des unendlichen Geistes!" „Wir sind den Kirchen," so sagt er später einmal, „und den Dogmen entwachsen, und die technische Theologie paßt für uns nicht mehr." So verwarf denn Emerson die theologischen Dogmen, die Erlösungslehre, die Wunder, das historische Christentum. Eine neue Religion, so meinte er, wird uns die Zukunft bringen.

„Der wissenschaftliche Geist muß einen Glauben haben, der zugleich Wissenschaft ist. Eine neue Kirche wird auf die ethische Wissenschaft gegründet werden, zuerst kalt und nackt, wieder ein Kind in der Krippe, die Algebra und Mathematik des Sittengesetzes, die Kirche der kommenden Geschlechter ohne Schulmeien, Psalter oder Posannen; aber sie wird Himmel und Erde als Balken und Dach sparren haben. Wissenschaft als Symbol und Erläuterung und bald genug auch Schönheit, Musik, Kunst und Poesie um sich versammeln." „Sobald jeder Mensch das göttliche Gesetz der Pflicht in seinem Geiste fühlt — fühlt, daß das vollkommene Gesetz der Pflicht den Gesetzen der Chemie, des Wachstums, der Astronomie entspricht, wie das Gesicht seinem Spiegelbilde, daß die Grundlage der Pflicht, die Ordnung der Gesellschaft, die Macht des Charakters, der Reichtum der Bildung, die Vollkommenheit des Geschmacks alle ihr Wesen aus diesem sittlichen Gefühle ableiten, dann haben wir eine Religion, die erhebt, die alle soziale und Einzelhandlung beherrscht."

Digitized by Google

Dies tiefinnerliche lebendige Gefühl ist die Religion Emersons. Theologische Kontroversen interessierten ihn nicht, und es war ihm einerlei, ob man ihn einen Pantheisten, Platoniker, Christen oder mit sonst einem bejahenden Namen nannte; nur in der bloßen Verneinung sah er nichts Gutes. Daher ließ er sich auch durch keine Angriffe die Rolle eines Ketzers oder Polemikers aufnötigen, sondern sah seine Aufgabe nur darin, den guten Samen auszustreuen, sicher, daß auf dem fruchtbaren Boden des heranwachsenden Geschlechtes manches Korn aufgehen und zu köstlicher Frucht reifen würde.

Wenn Emerson so scheinbar die theologischen Stricke mit der Kraft des Genius zerrissen hat, so ist er doch von der durch Jahrhunderte ererbten theologischen Neigung nicht frei. Nur verhüllt sich diese bei ihm in dem Gewande des Mystizismus. Emerson gehört zu der philosophischen Schule, die von Platos Ideenwelt über den Neuplatonismus des Plotinus und seiner Schüler und die mittelalterliche Mystik zu Jakob Boehme, Schelling und Coleridge hinüberleitet. Wir hören bei ihm viel von der Weltseele und ihrem Spiegelbilde oder Korrelat, der Natur, die vom Niedrigsten zum Höchsten, dem Menschen, sich beständig verkörpere. Emerson steckt tief in den Banden der alten Naturphilosophie mit ihren geistreichen, aber unwissenschaftlichen Spielereien. Im Menschen wirkt nach seiner Ansicht die Weltseele oder der allgemeine Geist als „die Ueberseele", ein anderes Wort für das, was Schelling die intellektuelle Intuition und Coleridge „die Vernunft" im Gegensatze zum Verstande nennt. Sie soll die Einheit des Menschen mit Gott darstellen und die höchste Erkenntnis vermitteln. Emerson liebt es, sich in orientalischer Weise in die Unendlichkeit, das Grenzenlose zu versenken, er glaubt an eine innere Erleuchtung, ähnlich wie in anderer Weise seine puritanischen Vorfahren.

Aber zum Unterschiede von jenen mystischen Philosophen, und ganz ebenso wie die puritanischen Schwärmer, die bei all ihrem religiösen Enthusiasmus ausgezeichnete Kaufleute, Soldaten und Politiker waren, verliert er sich keineswegs im Nebellande der Extase und der Verzückung, sondern findet daraus den Weg zu einer gesunden, kräftigen Lebensweisheit, die vom Standpunkte eines hohen Idealismus aus alle Verhältnisse, die Beziehungen der Menschen zu einander wie zur Natur, das alltägliche Leben wie die politischen und sozialen Fragen, Kultur und Litteratur, Kunst und Religion beleuchtet. Er ist ein Laienprediger des Idealismus, dessen Stimme hell und klar hineinschallt in das leidenschaftliche Getriebe und Gewoge der materiellen Interessen und Machtfragen, überall sich die Freiheit und Ruhe der Seele bewahrend.

Versuchen wir einzelne seiner wichtigsten Lehren zu kennzeichnen. Am 31. August 1837 hielt er vor der sog. Phi Beta Kappa Gesellschaft in Cambridge eine Rede über den „amerikanischen Gelehrten", die einen großen Teil seiner leitenden Gedanken enthält. Die Menschheit, so sagt Emerson, ist der eigentliche und wahre Mensch, während die einzelnen Menschen nur Fragmente sind. Man spricht mit Recht von den Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft, denn in der Regel ist der Mensch nur ein Glied: der eine ist ein geübter Finger, der andere ein starker Rücken, der dritte ein guter Magen, ein Arm oder Ellbogen, nirgends aber finden wir das allumfassende, denkende Wesen, welches Paracelsus den Mikrokosmus nennt. Der Priester wird eine Formel, der Advokat ein Gesetzbuch, der Handwerker eine Maschine, der Bauer ein Pflug und der Matrose ein Schiffstau. Nequaquam nos homines sumus, sed partes hominis, wie Scaliger sagt. Hier sollte nun der Gelehrte die Einheit herstellen; er sollte der Mensch als Denker sein. In der That aber ist er nur zu oft eine bloße Denkmaschine oder gar der Papagei der Gedanken anderer. Die Bücher, die unsere Führer sein sollten, werden unsere Tyrannen und ersticken „das einzige, was auf der Welt von Wert ist, die thätige Seele." Der wahre Gelehrte soll Gott direkt lehren, nicht durch die Kopien der Lehrarten anderer. „Gieb mir Einsicht in das Heute, und Du magst die alten und zukünftigen Welten haben." Der Gelehrte soll sich auch nicht von der Welt abschließen, sondern handelnd in sie eingreifen. Vor allen Dingen aber muß er sich selbst vertrauen. „Wir schöpfen aus allen Brunnen, und hierdurch wachsend verlangen wir nach besserer und reicherer Nahrung. Der Mensch hat nie gelebt, der uns für immer nähren könnte. Der menschliche Geist läßt sich nicht in eine Person einschließen, die seinem unbegrenzten unendlichen Reiche auf einer Seite eine Schranke setzt. Ein Licht leuchtet aus tausend Sternen. Ein Geist beseelt alle Menschen." Und so fordert er denn die Amerikaner auf, sich geistig auf eigene Füße zu stellen, zu sagen, was sie empfinden und nicht länger Europa nachzuahmen. — Man hat diese Rede die geistige Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten genannt und ihr eine hohe Bedeutung in der Geschichte der amerikanischen Kultur zugeschrieben. Aber auch für unser Zeitalter der Fachgelehrsamkeit und der Spezialforschung sind ihre Lehren nicht überflüssig.

Den Individualismus, die Bedeutung der Persönlichkeit und das Selbstvertrauen predigt Emerson mit besonderem Nachdruck. „Deine eigenen Gedanken glauben, glauben, daß das, was für Dich in Deiner innersten Seele wahr ist, für alle Menschen wahr ist — das ist Genie," so heißt es in dem Essay über „Selbständigkeit". „Ein Mensch sollte lernen, den Strahl des Lichtes zu entdecken und zu beobachten, der von innen durch seinen Geist zuckt, eher als den Glanz des Firmaments der Dichter und Weisen." „Nichts ist schließlich heilig als die Reinheit der eigenen Seele." Eine ganze Reihe von ähnlichen Aussprüchen ließe sich noch aus den Werken Emersons anführen. Die Schätzung der Persönlichkeit, die Thätigkeit des Einzelnen ist einer seiner Grundgedanken. Nichts ist so wichtig, als wie die besondere Neigung unseres Geistes zu finden. „Jeder Mensch hat seinen eigenen Beruf. Das Talent zeigt ihn. Es giebt eine Richtung, in der die ganze Welt ihm offen steht. Er hat Fähigkeiten, die ihn dorthin zu unendlicher Bethätigung einladen. Er ist wie ein Schiff in einem Strome; auf allen Seiten außer einer stehen ihm Hindernisse im Wege. Auf dieser wird jedes Hindernis weggenommen, und er fährt ruhig auf immer tiefer werdendem Bette in den Ozean." Als Vorbilder der Persönlichkeit und der höchsten Thätigkeit des Geistes schätzt und preist Emerson die großen Männer. Er hat in einem seiner bekanntesten Essays, „Vertreter des Menschengeschlechts" betitelt, die Haupttypen geistiger Größe behandelt. Es sind Plato der Philosoph, Swedenborg der Mystiker, Montaigne der Skeptiker, Shakespeare der Dichter, Napoleon der Weltmann und Goethe der Schriftsteller. Er nennt sie die sechs Thorhüter zu dem ungeheuren Palaste des Geistes und weiß die Eigentümlichkeiten eines jeden scharf zu erfassen. Aber er predigt nicht Heroenkultus im Sinne Carlyles. Auch diese großen Männer sind nur Bruchstücke des Menschengeistes, auch sie teilen die Halbheit und Unvollkommenheit alles Menschlichen, und auch ihnen gegenüber muß die unendliche Seele ihre Freiheit und Selbstbestimmung bewahren. Emerson lehrt überall, nach dem Höchsten zu streben.

> „Das ist die Weisheit eines Menschen," sagt er einmal, „bei jedem Teile seiner Arbeit seinen Wagen an einen Stern zu hängen, und die Götter selbst seine Last tragen zu lassen. . . . Laßt uns nicht uns abmühen in nichtigen Arbeiten, die nur unserem Topf und Geldbeutel dienen! Laßt uns nicht lügen oder stehlen. Kein Gott wird helfen. . . . Arbeite lieber für die Interessen, die alle Gottheiten ehren und fördern: Gerechtigkeit, Friede, Wissen, Nützlichkeit."

Natürlich kann dies höchste Streben und unsere ganze geistige Kultur nur auf sittlichem Grunde gedeihen. „Die Grundlage der Kultur, wie des Charakters, ist zuletzt das

Digitized by Google

sittliche Gefühl." In dieser Hochschätzung der ethischen Grundsätze erweist sich Emerson wiederum als ein echter Nachkomme der Puritaner, deren Anschauungen er nur von den beengenden Banden des Dogmatismus und der Lebensfeindschaft befreit und mit der Schönheit verjüngt hat. Ihm ist das Böse nichts Wirkliches, sondern nur ein Mangel, ein Fehlen, Nichtsein oder Tod. Das Gute dagegen ist positiv, beherrscht die Weltordnung, und die Tugend ist die Unterwerfung des Einzelwillens unter den Weltgeist.

In Verbindung mit dem Glauben an die Macht des Guten steht Emersons unerschütterlicher Optimismus. Er findet an allem scheinbar Selbstsüchtigen, Zerstörenden eine gute Seite, eine „Kompensation oder Vergeltung". Alles Böse findet seine Bestrafung, alles Gute seinen Lohn. „So viel Tugend wie vorhanden ist, tritt an den Tag; so viel Güte als da ist, so viel Ehrfurcht wird ihr gezollt. Alle Teufel achten die Tugend u. s. w." Gegen die Tragik des Lebens, die von den Tagen Hiobs bis auf unsere Zeit die tiefsten Geister am mächtigsten ergriffen hat, verschließt Emerson absichtlich Auge und Ohr, so wenig sie sich auch durch das Wort „Kompensation" aus der Welt schaffen läßt.

„Scheue die negative Seite," lehrt er. „Belästige die Leute nie mit Deiner Reue und Deinen düsteren Ansichten über Politik oder Gesellschaft. Sprich nie von Krankheit und hüte Dich, einem Doktrinär freien Lauf zu lassen, der Dir genug zu schaffen machen wird." — „Ein Schopenhauer, der mit Logik, Wissen und Geist den Pessimismus lehrt — lehrt, daß dies die schlechteste aller Welten ist, daß Schlaf besser ist als Wachen und Tod als Schlaf — alles Talent der Welt kann ihn nicht davor bewahren, haffenswert zu sein. Aber wenn Du mir statt dieser Verneinungen Bejahungen giebst, wenn Du mir sagst, daß es immer Leben für die Lebendigen giebt, daß was ein Mensch gethan hat, ein Mensch kann kann; daß diese Welt den Thatkräftigen gehört; daß immer ein Weg zu allem Wünschenswerten da ist; daß jeder Mensch in der Besonderheit Art seiner Fähigkeiten einen Schlüssel zur Natur besitzt, und daß der Mensch sich nur soweit recht kennt, als er sich an den Dingen versucht hat — so werde ich gestärkt, in eine fröhliche und arbeitsame Stimmung versetzt, der Horizont öffnet sich, und ich bin von Liebe und Dankbarkeit gegen die Ursache aller Ursachen erfüllt."

In diesem zukunftsfrohen, jugendfrischen Optimismus nicht minder wie in seinem starken Individualismus zeigt sich Emerson als ein echter Bürger des freien Amerika. Wenn auch neben Longfellow wohl der vornehmste Dolmetscher europäischen und besonders englischen und deutschen Geistes in seiner Heimat, so ist er doch darum nicht minder ein amerikanischer Patriot. Bei ihm finden wir nichts von krankhafter Sehnsucht nach vergangener fremder Größe. Er feiert nicht die Kämpfer von Marathon, sondern die Farmer seiner Heimat, deren Vorfahren im Jahre 1775 „den Schuß abgaben, der durch die Welt erdröhnte"; er ist stolz auf die freie Verfassung seines Vaterlandes und glaubt an seine Zukunft als die Heimat „eines neuen und besseren gesellschaftlichen Zustandes, als die Geschichte kennt." Amerika bedeutet ihm „Freiheit, Gelegenheit und Macht", aber er sieht auch die Fehler seiner Landsleute, ihren Materialismus, ihre geistige Unselbständigkeit, ihre religiöse Aeußerlichkeit und Heuchelei und kämpft furchtlos gegen diese an. So hat er denn über politische und soziale Fragen, über Demokratie und Parteien, über Freiheit und Autorität, über die Stellung der Frau und die Negersklaverei noch manches Beherzigenswerte gesagt, auf das wir aber hier nicht näher eingehen können.

Wohl aber ist es noch nötig, kurz seine Bedeutung als Dichter zu würdigen. Viele haben ihm den Namen eines Dichters abgesprochen, und er selbst sagt einmal in einem Briefe an Carlyle: „Ich gehöre nicht zu den Dichtern, sondern zu einer niederen Gattung der Litteratur, den Berichterstattern, Leuten aus der Vorstadt." Und in der That, wenn wir nur das äußere musikalische, rhythmische Element der Poesie in Betracht ziehen, so ist er kein Dichter. Seine Verse sind vielfach holperig und formlos. Man könnte ihn mit einem amerikanischen Beurteiler einen Dichter nennen, der keine Verse schreiben kann. Denn ein Dichter ist er doch durch die Erhabenheit seiner Gedanken, die tiefe Symbolik in der Auffassung des Kleinsten wie des Größten, den hohen sittlichen und geistigen Schwung. Seine Gedichte sind Gedankendichtungen: sie behandeln die höchsten Fragen des Daseins, die Rätsel des Lebens und üben bei näherer Bekanntschaft trotz ihrer oft abstoßenden Form einen eigentümlichen Zauber aus. Sie schließen sich etwa an Goethes spätere Gedankendichtungen an, besonders den „Westöstlichen Divan" und nählen auch wie diese wohl die orientalische Form als Einkleidung der Gedanken. Sie enthalten in zusammengedrängter Form den Inhalt und das Wesen der Gedankenwelt, in der Emerson sich bewegt, und in die er uns hineinführen will, und lohnen wohl ein sorgfältiges liebevolles Studium. Emersons Muse fehlt es an Anmut und Grazie. Ihre Züge sind weder schön noch regelmäßig, aber ihre breite geistvolle Stirn, ihre tiefen seelenvollen Augen, die immer in eine unendliche Ferne zu blicken scheinen, sowie ihre klangvolle Stimme ziehen jeden unwiderstehlich an, der sie näher kennt und werden ihr Freunde, die nicht so leicht wieder untreu werden.

Emerson selbst hat uns gelehrt, auf die Worte seines Lehrers zu schwören und uns gleichsam zu befreien, indem wir die Einseitigkeiten und Beschränkungen großer Persönlichkeiten zu erkennen suchen. Bei einer starken Individualität, wie er sie ist, treten diese deutlich und klar hervor. Die Abneigung und das Vorurteil gegen die langsame, gründliche, wissenschaftliche Forschung, sein etwas oberflächlicher seichter Optimismus, der zu schnell über die Probleme des Lebens hinweggeht, seine Ablehnung äußerer Reformen und idealistische Unterschätzung der Einwirkung äußerer Verhältnisse auf die Menschen — das sind die schwachen Seiten seiner Lehre. Aber diese Mängel nehmen ihr keineswegs ihren hohen Wert. In Amerika hat sich Emerson durch sein reines Leben, wie durch seine Vorträge und Schriften als eine gewaltige sittliche Macht erwiesen. Aber auch bei uns, in unserer Zeit der Machtfragen und des Kampfes um die äußeren Güter des Lebens, ist Emersons Lehre dazu berufen, als ein Gegengewicht zu wirken und dazu beizutragen, daß die hohen sittlichen und geistigen Güter, die die Grundlage der Kultur bilden, in dem heftigen Ringen ums Dasein nicht Schaden leiden.

Ueber die Lebensbedingungen des Weltfriedens.

Von Else Faul.

II.

Der geläuterte Individualismus hat, verschwistert mit der ethischen Bewegung, die Vergesellschaftung in unsrer Zeit kräftig gefördert. Seiner Propaganda, nicht bloß dem bedrohlichen Konkurrenzkampf, verdanken Kartell- und Genossenschaftswesen, Konsumvereine, Gewerkskörperschaften, u. a. ihre Entstehung. Er hat die Idee des Weltbürgertums, der Menschheitsverbrüderung neu belebt und durchgeistigt. Er haßt den Krieg als eine Verhöhnung aller Individualrechte. Und auch an jenen Stätten, die man sonst als den Sitz kalter Berechnung, herzloser Interessenwirtschaft und bureaukratischer Selbstherrlichkeit kannte: in der Verwaltung, hat er Fuß gefaßt und das ehrliche Bestreben geweckt, soziale Gegensätze zu versöhnen und das Gemeinwohl zu pflegen. Sein Zwillingsbruder aber, der rohe Individualismus, von der materiellen Kultur mitsamt dem Egoismus großgezogen, stellt sich der Sozialisierung feindlich in den Weg. Zwar begünstigt auch er die Zusammenrottung nach Klassen, doch nur, um ein Mehr an Lebensgütern für seine Bekenner zu gewinnen. Innerhalb jener Parteien, denen Einmütigkeit und Hilfsbereitschaft nicht Herzensbedürfnis ist, greift alsbald die individualistische Zersplitterung um sich, entartet zu selbstsüchtiger Absonderung und wird zu einer Quelle der Zwietracht. Hart im Raume stoßen sich die Meinungen und Interessen. Die Macht des

Digitized by Google

Staates leidet empfindlich darunter; der schwankende, leidenschaftlich erregte, sich selbst widerstreitende, tausendfältig zerspaltene Volkswille erschwert die einheitliche Führung der Staatsgeschäfte nach außen und innen und beeinflußt die Staatsmoral verhängnisvoll. Und so wurde der Staat, als was er uns heute erscheint: nicht nur Bezwinger, sondern auch Spielball der Volksleidenschaft.

Und aus diesem Grunde kann der Staat sein Wort noch nicht dafür verpfänden, ein Schirmer und Hort des Friedens, ein Kulturpfleger im höchsten Sinne sein zu wollen. Zu sehr ist seine Politik durchsetzt von Volkslaune und Volkstorheit. Den Volksleidenschaften sind dynastische Interessen, Kab netzzänkereien, wirtschaftliche Krisen, Großmachtsgelüste, Gewinnsucht u f f. gelegentlich Vorwand genug, mit der Kriegsfurie gut Freund zu sein. Für den Kriegsgläubigen hat ja das Kriegselend mit seinen Folgen, jenen vom Siegesrausch oder von unterdrückter Rachesleidenschaft vernarrten epidemischen Massenlastern, keinerlei Beweiskraft. Man bedenkt nicht, daß die Gewaltpolitik sich in jedem Falle verrechnen muß. Nicht das Gedeihen, die Gesundheit und Schönheit der Volksseele, — die furchterweckende Kriegsbereitschaft soll den körperlichen Fortbestand des Staates sichern. Und solange der Götzendienst des Rassendünkels und der nationalen Eitelkeit getrieben wird, solange die nationale Wohlfahrt ein höheres Ideal ist als die allgemein menschliche, solange Kulturfragen mit Machtfragen verwechselt werden und die Menschenliebe sich zu schwach erweist, um Nationalitätenhader, Haß, Hoffart, Neid, Eifersucht und Egoismus zu besiegen, solange wird die Volkslehre nicht anders verteidigt werden können, als durch das Blut der besten Söhne des Vaterlands. Solange wird der bewaffnete Friede eine Notwendigkeit sein

Die Natur unsres Ehrgefühls begünstigt den Krieg. Im Ehrenkodex des Staatsbürgers steht — ungeschrieben — obenan das Gebot, daß man zuerst Volksangehöriger und dann erst Mensch zu sein habe und daß Ehre überhaupt etwas Höheres sei als Sittlichkeit. Ehre ist aber im Gegenteil nur eine sozusagen rudimentäre Sittlichkeit. Unsre Ehrbegriffe sind nicht mit der Kultur fortgeschritten; es wohnt ihnen eine ganz unmoderne, gradezu lebensfeindliche Tendenz inne und das Ehrgefühl, das persönliche sowohl wie nationale, sieht der Eitelkeit oft verzweifelt ähnlich, mindestens teilt es mit dieser den Fehler der Ueberempfindlichkeit. Der Wahn, daß die Ehre vogelfrei sein müsse, daß Jedermann sie antasten und befudeln könne, gleichviel aus welcher Absicht und Gesinnung, und daß diese Flecken nur mit Blut abzuwaschen seien, verhängt den kleinen Belagerungszustand über die Gesellschaft und verunsicherlicht den Ehrbegriff. Solche weltliche Schein-Ehre hat nichts gemein mit unsrer wahren Ehre, die Jeder nur selbst verletzen kann, indem er sich durch eine Handlung herabwürdigt, und die Jeder nur selbst wiederherstellen kann, indem er durch eine entsühnende That die Selbstachtung wiedergewinnt. Die Sühne muß daher auch in logischem Zusammenhang mit der entehrenden That stehen. Eine schablonenhafte Pseudo-Sühne ist keine Ehrenrettung, ist nur ein Handeln und Feilschen um den Schein der Ehrenhaftigkeit. — Sittlichkeit will den Ehrbegriff nicht verwäffern, sondern sublimieren und steht daher oft dem patriotischen Ehrgefühl ganz fern, das eine engere Interessensphäre bedeckt und verteidigt.

Unser Jahrhundert hat es des Oefteren erlebt, daß Ehrverletzungen den Vorwand zum Kriege hergeben mußten. Diese Kriege wurden als „heilige" bezeichnet. Um Begeisterung für sie zu wecken, hat man nicht umsonst die Tugenden der Vaterlandsliebe, des Heimatgefühls, der Ehre und Tapferkeit angerufen. Aber obgleich diesen Tugenden die Idealität nicht bestritten werden kann, so sind sie doch einer Veredelung und Steigerung nach der ethischen Seite hin wohl fähig. Zwar auch als geringere Ideale erfüllen sie pädagogische Aufgaben und man soll sie dem Volke solange lassen, bis es dazu heranreift, höhere Ideale zu nähren — denn schlimmer als alles ist Idealloſigkeit! — indessen, was Tugend und Ideal heißen will, darf unter keiner Bedingung dem Leben widersprechen, sondern muß es bejahen.

Die lebenverneinenden Tugenden haben ihr Ansehen eingebüßt; man fühlt sich heute der sichtbaren Welt, die uns gehn und erhält, zunächst verpflichtet und mit der erhöhten Wertschätzung des Lebens überhaupt wächst die Achtung vor dem Einzelleben. Ob es auch scheint, als sei der Natur lediglich an der Erhaltung der Gattung gelegen, so können wir doch ebensogut wahrnehmen, mit wie unerschöpflicher Erfindungsgabe sie für die eigenartige Gestaltung der Individuen sorgt und wie es gleichsam ihre Passion ist, immer neue Spielarten zu schaffen. Diese förmlich künstlerische Vorliebe der Natur für das Individuelle und Charakteristische eröffnet der Ethik neue Perspektiven. Sie ist dabei, das schlecht bebaute, von Unkraut strotzende Brachland der Selbstliebe und Lebensliebe wiederum auf seinen Kulturwert zu untersuchen. Und da ist's, als entdeckte die Menschheit jetzt erst ihre Schönheit, ihren Wert; der Sinn des Lebens will sich ihr entschleiern — es ist eine heimliche, frohe, zitternde Erwartung in den müden Seelen, als entstiege nach langer Nacht die Sonne dem rosigen Dämmer des Horizonts. Ein ganz neuer Lebensernst erfüllt uns: wir wollen uns des Lebens wert machen und das Leben unser wert machen. Etwas von der seligen Faust-Vision: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn!" keimt nun als schüchterne Hoffnung im Gemüte derer, die sich bereits in pessimistischer Resignation mit ihrem irdischen Eintagsfliegendasein abgefunden hatten. Jene alte Kraft durchwirkt uns wieder, welche die Enge dieses Lebens zu sprengen sucht: wir sind geworden, wir sind ein Werden und das Werden soll weiterfließen, so wollen wir es. Dieser Wille schuf einst den Jenseitsgedanken und erschafft heute die wahre Selbstschätzung, die eine höchste Wesenssteigerung erstrebt, um durch Wort und That, Lehre und Einfluß sich ein Leben zu gewinnen außerhalb der leiblichen Existenz. Es ist ein individualistisches Prinzip von eminentem pädagogischen Wert und erfreulicher Folgenschwere, daß unter dem Zwange des neuen Weltverständnisses der persönliche Glückswille und Lebenswille grade die Moral gebraucht, zu welcher ihn früher lediglich die Gottesfeige überreden konnte. Hierdurch empfängt die Ethik ihre natürliche Grundlage. Hierin liegt die Versöhnung zwischen Natur und Geist, Egoismus und Altruismus. — Wirke für das Leben, so wirst Du leben! so erklingt uns wieder die frohe Botschaft; wer ihren tiefsten Sinn erfaßt, der wird alsbald die edelsten Kräfte seiner Natur zu freudigem Spiel entbunden und das Gefühl des Unendlichen im Endlichen wird sein armes Dasein heiligen und es seiner Nichtigkeit entkleiden; dieses Gefühl wälzt wiederum „den Stein von unsres Grabes Thür." — Die Einsicht, daß das Leben ein aus einem großen, unfaßlichen Zusammenhange gerissenes Fragment zu sein scheint, — leidvoll und unbefriedigend und ohne rechten Abschluß, — erzeugte einst den Weltschmerz; sie zeitigt heute die entschiedenste Bejahung des Lebens, das wertvoller ist als alle Jenseitsträume und Nirwanasehnsucht und daher a priori als ein höchstes Gut angesehen werden muß. Und mit diesem Gut müssen wir fürsorglich schalten. Weil die Natur Einzeltypen prägt zum Besten des Ganzen, deshalb muß der Einzelne Achtung, Schonung und Schätzung genießen je nach dem Grade seiner Nutzbarkeit für das Ganze. Unser Recht auf Leben hängt davon ab, welchen Gebrauch wir davon machen und was wir für unsre Nächsten bedeuten; die Freiheit der Selbstbestimmung muß Halt machen vor der Unverletzlichkeit des

Digitized by Google

Mitgeschöpfes; mißbrauchen wir diese Freiheit, so haben wir unsre Rechte verwirkt, — aber auch nur dann. Keine fremde Willkür darf mit unserm Leben nach Belieben schalten und ebensowenig darf das Individuum gezwungen werden, einer Idee, von welcher es in den meisten Fällen nur flüchtig berührt wird, sein vielleicht kostbarstes Besitztum zu opfern; zumal wenn die Resultate dem Einsatz nicht entsprechen.

Die Zeit muß bald kommen, in welcher diese Gedanken allgemeine Geltung erlangen. Gleichzeitig wird das Friedensbedürfnis unabweisbar werden. Eine Lebensanschauung von gesunder Diesseitigkeit muß das Ansehen des Krieges schwer schädigen und raubt ihm, sobald der frühe Heldentod nicht mehr als ein erwünschter Freibrief auf das Jenseits angesehen wird, die religiösen Stützen. Unser Gottesgedanke selbst hat ja nichts mehr zu thun mit dem kriegerischen Herrn der Heerscharen, von dem wir in unsrer Kindheit auf der Schulbank vernommen haben; Gott kann nichts Anderes sein als — Liebe. Wir haben es aufgegeben, Gott als ewig rätselhaftes Einzelwesen in unendlichen Weltweiten zu suchen. Wir gehen vielmehr seinen Spuren in unserm Innern nach. Auch unsre religiösen Vorstellungen sind — wenn man so sagen darf — diesseitiger geworden. Der Jenseitsglaube, obwohl er ein Balsam war für das im Elend schmachtende und vom Geist der Zwietracht zerfleischte Menschengeschlecht, hat doch die Entwicklung in mancher Richtung aufgehalten. Solange der Mensch nur Barmherzigkeit und himmlische Vergeltung für alle Erdenpein erhoffte, konnte er zur Not auf irdische Gerechtigkeit verzichten, und der soziale Gedanke blieb solange latent, als die Seelenkräfte in der Sehnsucht nach einer besseren Welt sich verzehrten. Tausend Irrungen und Wirrungen, Qualen und Begeisterungen, grundstürzende wissenschaftliche Entdeckungen mit ihrem Gefolge von Gewissenskämpfen und die nuermüdeten, weltweisen und immer doch mißverstandenen Mahnungen der großen Menschheitslehrer und Wahrheitsbringer haben in unsern Herzen den Boden zurichten müssen für den Menschheitsgedanken. Der Boden ist frisch gepflügt: laßt uns mit sorgsamer Hand die Goldkörner der Liebe hineinfäen, daß endlich unsre Enkel die reife Saat ernten mögen! —

Unsre im Sinne der ethischen Kultur nur erst halbzivilisierten Sitten und Anschauungen haben im Militarismus ihren konservativsten Vertreter. Der Militarismus steht wie eine uralte Eiche inmitten unsrer Zeit und scheint nicht mehr recht hineinzupassen; er ist eine Art mittelalterlicher Staat im Staate, eine Welt mit andern Gesetzen und verkörpert das „Ewig-Männliche", ungemildert von weiblichen Kulturreinflüssen. So anfechtbar er sich aber auch zeigt, so müssen doch seine guten Seiten dankbar anerkannt werden. Er ist eine vorläufig noch durch nichts ersetzte zweite Volksschule, die, wie mangelhaft sie auch sein möge, immerhin in der rohen Masse den Geist der Ordnung, Tapferkeit, der Treue und des Gehorsams pflegt und die Summe der Intelligenz vermehrt. Die ganze, auf den Autoritätsglauben begründete Institution wuttet uns unsre wunderbarer an, als der Autoritätenglaube heutzutage merklich im Schwinden begriffen ist. Es ist aber gesund, ein Muß über sich zu fühlen und es ist nötig, eine Ehrfurcht im Herzen zu tragen. Der sittliche Grundgedanke der militärischen Tugend: sein Leben opferfreudig in den Dienst einer Idee stellen und mit Hingabe für sie kämpfen! ist ein an sich schöner Grundsatz, der freilich nur zu häufig durch Mißbrauch verunstaltet worden ist. Wenn der Militarismus sich aber auch in Friedenszeiten um die Verbreitung ethischer Elementarbegriffe einige Verdienste erworben hat, so hebt er durch andre Befehle und Vorschriften, zu durch seine ganze Tendenz diese sittigende Wirkung zum größten Teil wieder auf. So schwer auch die Schädigung sein möge, welche der Militarismus durch die Milliardenlast und Entziehung von Produktionskräften dem Volkswohle zufügt, so wirkt er doch erst dort wahrhaft entwicklungshemmend, wo er als handelnde Person die Welthühne betritt. Dann kann man ihn an seinen Früchten erkennen. Mehr denn jemals ist es heute ein Widersinn, Menschenleben zu mißachten und aufzuopfern, das Brüderlichkeitsgefühl auf Friedensseiten zu beschränken und an die politische Zugehörigkeit zu binden, aus den Trägern der Feindseligkeiten eine privilegierte Kaste zu formieren und Tugend und Begeisterung gelegentlich in den Dienst blinder Zerstörungswerke zu stellen.

Das Friedensmanifest des Zaren läßt diese Erkenntnisse durchschimmern und ist, wie gering zunächst auch seine praktischen Erfolge sein werden, schon deshalb so beachtenswert, weil es einen kräftigen Idealismus atmet, weil es die wahre Menschlichkeit und den Edelsinn der Völker anruft und zum Kampfe ermutigt gegen die neidischen und ängstlichen Eifersüchteleien der Staaten untereinander, die in jeder Machtverstärkung des Nachbarn, intellektueller und treller, eine Bedrohung ihrer eigenen Existenz erblicken. Dem Plane eines internationalen Schiedsgerichts, das über Streitfragen zu entscheiden hätte, sind aber die Völker noch immer im innersten Herzen abhold; denn noch ist der Egoismus größer als das Gerechtigkeitsgefühl, die subjektive Wahrheit steht höher im Preise als die objektive und die Rechthaberei meistert das Recht. Wir könnten es jeden Tag erleben, daß eine Nation, die sich durch Schiedsgerichtsbeschluß übervorteilt glaubte, nicht ruhen noch rasten würde, bis sie durch List oder Gewalt ihr vermeintliches Recht durchgesetzt hätte. Auch soll es angeblich friedlichen Auseinandersetzungen, d. h. Verhandlungen ohne Waffengeklirr, an Geist, Blut und Feuer fehlen. Und ferner glaubt man, die nationale Selbständigkeit nicht besser schützen zu können, als indem man alles beim Alten läßt. Aber die Völkerindividuen könnten im friedlichen Wettstreit sich ruhiger nebeneinander fortentwickeln und würden sich durch Duldung, Pflege von Gemütsbeziehungen, ungehinderten Austausch geistiger und materieller Güter und Anerkennung fremder Verdienste gegenseitig nachdrücklich fördern, ohne ihrer psychologischen Eigentümlichkeiten verlustig zu gehen. Auch die Apostel des Menschheitsgedankens wissen gar wohl, daß im Vaterlande die Wurzeln unserer Kraft stecken, weil unsere Eigenart aus diesem Boden erwächst und weil unsere Eigenart die Vorbedingung zur Größe ist: erst seine Eigenart befähigt ein Volk, sich zur weltbedeutenden historischen Persönlichkeit auszuwachsen; als solche verkörpert es einen bestimmten Schöpfungsgedanken Gottes. Der Weltfrieden ohne nationale Scheidung der Völkerindividuen wäre fast gleichbedeutend mit dem geistigen Einschlummern der Menschheit, wäre des Ende alles Fortschritts.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

Die Vergewaltigung Finlands und das russische Friedensmanifest stimmen schlecht zusammen. In einer von angesehener Seite aus Schweden uns zugehenden Zuschrift wird lebhafte Klage geführt über die Schädigung, die der Friedensbewegung dort durch das unbegreifliche Verhalten des „schwachen, inkonsequenten Zaren" erwachsen ist. „Die Zeit war längst vorbei" heißt es, „daß Schweden an eine Wiedervereinigung mit Finland dachte und daß die Schweden die Russen haßten. Und jetzt? Zwar ist auch jetzt noch kein Nationalhaß erweckt, aber doch eine tiefgehende Antipathie gegen das offizielle Rußland und den Moskowitismus." Die Zuschrift fordert im Einverständnis mit der gesamten schwedischen Presse die übrigen europäischen Zeitungen auf, durch eine allgemeine Sympathiekundgebung für das seiner konstitutionellen Rechte brutal beraubte finländische Volk den Vertretern des Zaren auf dem Friedenskongreß in Haag die

Digitized by Google

Augen zu öffnen darüber, was die öffentliche Meinung der zivilisierten Völker von solchem Vorgeben hält. Eine große öffentliche Versammlung hat in Stockholm am 26. März unter dem Vorsitz von Dr. Anton Rustrom eine Resolution angenommen, in der es heißt:

„Die Versammlung bewundert Finland wegen seiner fortwährenden Fortschritte in intellektueller und materieller Kultur, an der wahren Vaterlandsliebe wollen, die es stets an den Tag gelegt hat . . .“ Mögen das Volk und die Stände Finlands versuchen, mit denselben Mitteln und Begeisterung, wie bisher, die Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit, die Zar Nikolaus in seinem Friedensmanifest ausgesprochen hat, in ihrem Vaterlande zu verwirklichen. Mögen die Staatsmänner Europas, in Verfolg einer aufgeklärten und humanen Politik und im Verein mit der allgemeinen europäischen Sympathie für eine gerechte Freiheit aller Völker, sich kräftig, offen und entschieden für das Recht der standhaften finländischen Volkes aussprechen.“

Daß ein solcher Protest heute schon in Rußland, wo der Zar mehr regiert wird, als regiert, eine unmittelbare Wirkung haben würde, glauben wohl auch die Veranstalter desselben nicht; ist doch die russische Regierung ganz ebenso über den einmütigen Protest der baltischen Deutschen gegen den Bruch ihrer verbrieften Rechte hinweggeschritten. Aber die Stimme des Menschheitsgewissens fragt nicht nach Opportunitätsgründen und sie wird einmal gehört werden müssen.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Ueber „Nietzsche als Erzieher“ sprach im März Dr. Bergemann (Jena). Als Leitmotiv seiner Ausführungen und Darlegungen wünscht der Vortragende ein Wort Nietzsches, das er seinem Zarathustra in den Mund gelegt hat, betrachtet zu sehen, nämlich das tiefinnige Wort: „Ihr hattet euch noch nicht gesucht, da fandet ihr mich. Nun heiße ich euch, mich verlieren und euch finden!“ — Davon ausgehend, zeigt der Redner, daß und wie Nietzsche als Erzieher aufzufassen ist. Er will anfstiften, zum Widerspruche reizen, zum Nachdenken über alle Fragen und Probleme des Lebens anfpornen. Die Menschen sollen sich von dem blinden Autoritäten-Glauben befreien und sollen lernen geführt werden, sich selbst Autorität zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen. Zu diesem Zwecke deckt Nietzsche vor ihren Blicken das Leben schonungs- und rücksichtslos auf und entkleidet das Menschenherz all seiner Hüllen und Schleier, — aber nicht, um zu verletzen, im Gegenteil, um Entbullen hat Nietzsches Thätigkeit bestanden; er hat nicht nur niedergerissen, nicht nur negatio gewirkt — sondern auch positio: er hat auch aufgebaut. Freilich zunächst ist er für ein gründliches Niederreißen eingetreten. Sein Lofungswort ist hier die Rückkehr zur Natur, zum Instinkt. Aber nicht auf die dauernde Wiederherstellung des Naturzustandes kommt es ihm an, wie z. B. Rousseau und Tolstoi, sondern nur darauf, durch die Wiederherstellung des Naturzustandes eine voraussetzungslose Basis zu schaffen. Auf derselben soll alsdann eine neue Kultur gegründet werden als eine verbesserte Physis, indem sie nämlich sich auf den aus der tierischen Vergangenheit des Menschen herstammenden Instinkten anfbauen soll. Diese neue Kultur ist das Problem, um das sich Nietzsches Gedanken vornehmlich drehen. Er ist bestrebt, ein Bild dieser neuen Kultur zu entwerfen und gleichzeitig ihrer Trägar. Ausgezeichnet sollen dieselben sein einerseits durch Willenskraft, Lebens-Energiemus, andererseits durch einen glühenden Erkenntnisdrang. Sie sollen sein Genies des Willens und des Intellektes, Herrenmenschen, Vornehme. Ihnen stehen gegenüber die Unvornehmen, die Knechtsmenschen, die Menschen, denen die Energie fehlt, und denen ebenfalls der durchdringende, helle Verstand mangelt, vermöge dessen sie in des Lebens Tiefen, in die Tiefen der Erkenntnis der Wahrheit einzudringen vermöchten. Sie können daher nur als Masse in Betracht kommen, welche die Folie für die Herrenmenschen bildet und ferner für die Befriedigung ihrer materiellen Bedürfnisse zu sorgen hat. Sie sind die Dulzvieken, die Uebersittigen vom rein geistigen, vom höheren Standpunkt aus. Sie sind nötig nur von jenem erwähnten niederen — aber eben deshalb nur als Sklaven zu betrachten. Reine Kultur kann ohne sie auskommen; jede Kultur bedarf der Sklaven und der Sklaverei in irgendeiner Gestalt. Darauf ist auch bei der Erziehung der Jugend schon Rücksicht zu nehmen. Wer als zum Herrenmenschen untauglich sich erweist; wer den hohen Anforderungen, die an dessen Erziehung zu stellen sind, in intellektueller Hinsicht, wie bei der Willens-, der Charakter- und Gemütsbildung, die es vornehmlich auf Selbstbeherrschung abgesehen hat, nicht gerecht zu werden vermag, den soll man ruhig laufen lassen. Da soll man nicht unnütz Zeit und Kraft vergeuden oder gar die Tüchtigen zu Gunsten der Untüchtigen, der Schwachen und Mittelmäßigen zurückhalten. Alle Erziehung soll eine solche der Auslese, der Ausscheidung, der Selektion sein. Und wie bei der Erziehung so soll auch bei der Züchtung bereits dieses Prinzip Geltung haben und zur Anwendung kommen. Der Garten der Ehe soll dem Menschen dazu verhelfen, nicht nur fort sich zu pflanzen, sondern hinauf. Einen höheren Leib sollen die Ehegatten zu schaffen sich vornehmen — diese Absicht soll sie bei ihrer Wahl, bei ihrer Lebensführung leiten. — Bei der Beurteilung der Nietzsche'schen Anschauungen durch den Vortragenden weist derselbe darauf hin, daß Nietzsche sehr oft der Sucht gefolgt ist, alles recht stark und nur das Stärkste zu sagen, alles zu übertreiben. Davon muß man absehen und die gemachten Uebertreibungen abziehen. Ebenso ist davon abzusehen, daß er häufig große Widersprüche sich zu Schulden kommen läßt. Das beruht auf dem Umstande, daß er seine Gedanken in Aphorismen niedergeschrieben hat, darauf, daß jede Stimmung stets zu einem Aphorismus sich verdichtete. Da die Stimmungen nun sehr verschieden sind, ergeben sich aus den sie festhaltenden, sie fixierenden Aphorismen naturgemäß zahlreiche Widersprüche. Jener andere Mangel aber ist vor allem als Ausfluß seiner pessimistischen Anschauungsweise zu betrachten, als eine Folge des Schmerzes, der Verzweiflung über die Herrschenheit und Verfahrenheit der Gegenwart. Daraus resultiert sein kulturseller Pessimismus, seine Verachtung der vorhandenen Kultur und der vorhandenen Kulturträger. Diese Verachtung verblendet ihn häufig, veranlaßt ihn, zu weit zu gehen, über das Ziel hinauszuschießen. Als ein solches Zuweitgehen ist vor allen Dingen seine Forderung anzusprechen, daß man zur Natur zurückkehren müsse, ehe man weitere Kulturfortschritte machen könne; daß die ganze vorhandene Kultur nichts tauge, der ganze bisherige Entwicklungsgang der Menschheit ein Irrweg sei. Die Rückkehr zur Natur ist ein Ding der Unmöglichkeit; wir können nicht zur Natur zurückkehren; denn wir sind geschichtliche Wesen. Das ist eine Thatsache, an der sich nicht rütteln, und an der sich nichts ändern läßt. Aber das können wir tun, wir müssen, wir, was an ursprünglichen Kräften und Trieben noch in uns vorhanden ist; was an reiner und feiner, großer und erhabener Natur noch in uns übrig geblieben ist, daß wir das wieder hervorholen aus der verborgenen Tiefe, in der es so lange schon und furchtsam geschlummert hat. Wir sollen nicht Skeptiker der Kultur sein. Wir sollen unsere Augen nicht dagegen verschließen, daß vieles alt und morsch und offenbar dem Verfalle anheimgegeben ist. Und das Verfallende sollen wir nicht künstlich stützen, das alt und morsch Gewordene nicht weiter mit uns schleppen. Wir sollen werden einmal gründlich aufräumen mit allem Wust und Moder alter Zeit, — sich aufgehäuft hat und uns jetzt am Vorwärtskommen hindert. — Ebenso weist der Vortragende den Gegensatz zwischen Herren und Knechten, den Nietzsche konstruiert, als unberechtigte Uebertreibung zurück. Vornehme und Unvornehme, Tüchtige und Untüchtige wird es freilich immer geben; aber das darf nicht als Artunterschied aufgefaßt werden. Auch ist das als Aufgabe des Strebens zu betrachten, daß man beständig das Niveau der Menge erhöhe und hebe; dann werden auch die das Niveau überragenden Persönlichkeiten immer höher gehoben; dann wird auch auch und nach das Ziel, auf das die Menschheit hinstrebt, immer höher gesteckt. —

Zeitschriftenschau.

Karl Weitbrecht, der Nachfolger Friedr. Vischers auf dem Lehrstuhl der Aesthetik in Stuttgart, legt im Kunstwart (Heft 9/10, Febr. 1899) seine Auffassung des Verhältnisses zwischen dem Ethischen und Aesthetischen dar. Unter dem Ethischen versteht er die mannigfach verschlungene Gesamtheit all der seelischen Energien, welche bewußt oder unbewußt das Willensleben des Menschen bestimmen. Und zwar beschränkt sich das, was hier Wille heißt, keines weas auf gewisse bewußte Einzelentschlüsse zu bestimmten Handlungen, sondern es umfaßt, kurz gesagt, den ganzen Umkreis des Strebens im Menschen, alles dessen, was auf Lebensäußerung geht — im Unterschied von der Aufnahme von außen kommender Eindrücke und, je nachdem, in Reaktion gegen diese Eindrücke. Es gehört also außer dem bewußten Wollen im engeren Sinne auch alles hierher, was Gemütsbewegung heißt (Trieb, Affekt), und was es nur unbewußt die Aktivität bestimmt. Ferner wirkt auch das Vorstellungsleben, die Phantasie im weitesten Sinne hinein, und auf Grund dessen allerdings auch, wenngleich oft nur in beschränktem Maße, das, was an sittlichen Begriffen und Grundsätzen theoretisch dem Bewußtsein angehört, was aber nicht immer im hellen Lichte des Bewußtseins, sondern oft genug in der unbewußten Form eines durch Uebung geschaffenen Mechanismus in Thätigkeit tritt. „In diesem Sinne ist das Ethische die beherrschende Grundrichtung des Aktiven im Menschen, seiner Willenssphäre — und es bildet so das eigentliche Lebenszentrum desselben, was wir Persönlichkeit nennen, auch als den Charakter oder das beherrschende Lebenspathos bezeichnen. Dabei läßt sich das, was von der individuellen Persönlichkeit gilt, mit einiger Vorsicht auch auf die Lebensäußerungen ganzer Völker, Volksschichten, Kulturperioden u. dgl. anwenden . . . Das Wesen des Aesthetischen sodann liegt, nach Weitbrecht, in der von allen praktischen oder theoretischen Interessen befreiten Konzentration des Bewußtseins auf die sinnlich vermittelte Anschauung nach der Seite der Lust oder Unlust; und die seelische Energie, die dabei wirksam ist, nennen wir die Phantasie, ob sie nun produktiv oder rezeptiv sich verhalte. Dabei ist zweierlei zu beachten. Erstens:

Digitized by Google

auch das ästhetische Verhalten ist innere Aktivität, selbst wo es sich nicht um Produktion von Gegenständen der ästhetischen Anschauung, sondern um bloße Aufnahme von ästhetischen Eindrücken handelt — die Dinge an sich sind nicht ästhetisch, wir machen sie erst dazu, indem wir uns ästhetisch zu ihnen verhalten. Zweitens: der ästhetische Akt, sei er im übrigen produktiv oder rezeptiv, vollendet sich erst, indem wir — in der Regel unbewußt, gefühls- und stimmungsmäßig — unsere Persönlichkeit in die Anschauung hineinlegen.

Wenn nun das Persönliche ein wesentlicher Faktor des Aesthetischen ist, aus dem Persönlichen aber das Ethische sich nicht ausschalten läßt, das Ethische vielmehr den letzthinnigsten Lebensnerv der Persönlichkeit bildet: so folgt daraus unweigerlich, daß das Ethische sich vom Aesthetischen gar nicht trennen läßt, daß vielmehr beides durch das Band des Persönlichen aufs engste verbunden ist. . . . Und weiter folgt daraus, daß das Kunstwerk — zunächst unbewußt und unwillkürlich, aber mit unverweidlicher Notwendigkeit — seinen gemessenen Anteil von dem thatsächlich vorhandenen ethischen Gehalt in der Persönlichkeit des Schaffenden bekommt. Die Größe und Bedeutung seiner ethischen Persönlichkeit giebt auch seinem Werke Größe und Bedeutung bis in die ästhetischen Formen hinein. Je durch die ethische Wucht des Persönlichen gewinnt und erhöht werden; der ethische Reichtum, die ethische Tiefe bereichert und vertieft auch das Aesthetische; die ethische Gesundheit ist auch künstlerische Gesundheit, die ethische Güte wird auch ästhetischer Wert. Dagegen eine kleine, enge, beschränkte ethische Persönlichkeit mindert auch den Kunstwert des Werkes; ethisches Kränkeln, ethische Verschrobenheit, Fäulnis, Verkehrtheit, Frivolität durchseucht auch die ästhetische Leistung, ohne daß die bewußte Absicht bestände, „unmoralisch" zu sein oder zu wirken. Mit andern Worten: der Künstler ist für sein Werk und damit für dessen Wirkungen nicht nur ästhetisch, sondern ebendamit zugleich ethisch verantwortlich. Andererseits: im rezeptiv ästhetischen Verhalten spricht das Persönliche, also das Ethische ebenfalls mit. Aesthetische Lust oder Unlust (des Genießenden, Urteilenden) hängt sehr wesentlich davon mit ab, was oder wieviel einer von seiner ethischen Persönlichkeit in die ästhetische Anschauung hineinlegen kann. Auch das rezeptiv ästhetische Verhalten sucht mit unvermeidlicher psychologischer Notwendigkeit ein persönlich-ethisches Verhältnis zu seinem Objekt — und dies umso mehr und umso sicherer, jemehr dieses Objekt ein Kunstwerk ist, aus dem ein persönlich-ethischer Lebensgehalt seines Schöpfers spricht. Es sind da zwar viele und verschiedene Fälle möglich; welcher aber auch eintreten mag, eins bleibt: daß das ästhetische Gesamturteil über eine Kunstleistung ganz von selbst und notwendig zugleich ein ethisches Urteil enthält, wie die ästhetische Lust oder Unlust thatsächlich vom ethischen Faktor irgendwie mitbestimmt ist. Ist das aber Thatsache, so hat man auch mit ihr zu rechnen — d. h. es ist durchaus falsch über unberechtigte Einmischung fremder Gesichtspunkte in Kunstangelegenheiten zu klagen, wenn in ästhetischen Urteilen über Kunstsachen ethische Maßstäbe und Gesichtspunkte mit in Anwendung gebracht werden. Solches Klagen hilft auch gar nichts — es wird doch nichts anders dadurch. Solange der psychische Organismus des Menschen ist, wie er ist, werden jene ethischen Maßstäbe und Gesichtspunkte immer wieder im ästhetischen Urteil auftreten; ja gerade je tiefer einer in das psychologische Wesen des Aesthetischen eingedrungen ist, je ausgesprochener er selbst eine ethische Persönlichkeit ist, desto unbedenklicher wird er das ethische Moment im Aesthetischen zur Geltung bringen — freilich auch desto vernünftiger und sachgemäßer.

Schließlich gelangt Weitbrecht zu der Frage: wie soll das ästhetisch-ethische Urteil zur Geltung kommen über die Grenzen des individuellen ästhetischen Verhaltens hinaus? — und er antwortet: durch die Kritik. Kritik heißt durch eine wirklich ästhetische, eine von festgegründeten und ästhetisch durchgebildeten ethischen Persönlichkeiten getragene Kritik, eine schöpferische Kritik, die nicht blos schwatzt, sondern etwas kann — und so auch Kunst und Unkunst scheiden kann. Eine solche Kritik braucht gar nicht von vielen geübt zu werden; sie kann in den Händen weniger liegen, wenn nur diese gehört werden und gelten. . . . Der Staat aber als Hüter der öffentlichen Moral könnte die ästhetisch-ethische Hut der sittlichen Güter der Nation ruhig dem Urteil dieser Kritik anheimstellen und nur da, wo sie über ein Machwerk ästhetisch-ethisch zur Tagesordnung übergegangen wäre, zusehen, wie weit er nun etwa die Moral gegen dieses Machwerk zu wahren hätte.

R. D.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Aprilprogramm.

Sonnabend, den 8. April, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Soziale Gruppe. Vortrag Frl. Goldschmidt: Soziale und ethische Bedeutung der freiwilligen Alters- und Invaliditätsversicherung. — Diskussion.

Sonntag, den 9. April, Abends 7 Uhr, im Handwerkerverein, Sophienstr. 15. **Zweiter Unterhaltungsabend** der Oeffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. Mitwirkende u. A.: Frl. Seraphine Detsch (Deklamation), Frau Therese Dreßler-Heß (Gesang). — Programm u. A.: Trio C-moll von Beethoven, Frauenliebe und -Leben von Schumann. — Karten zu 20 Pf. in der Lesehalle, Neue Schönhauserstr. 13; bei W. Latte, Münzstr. 23a; Siegel & Schimmel, Königstr. 41 und Friedrichstr. 90; Hilfsverein für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25; G. Trams, Krausstr. 26a; R. Dieter, Lübeckerstr. 52; A. Träger, Ifflandstr. 8; R. Krebs, Neue Jakobstr. 15; E. Horn, Saarbrückerstr. 16; H. Wigankow, Müllerstr. 1a; F. Pokelel, Oranienstr. 23; Burean der D. G. E. K., Ziegelstr. 10/11, Nachm. 5—7, — und an der Abendkasse.

Mittwoch, den 19. April, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Monatssitzung. Vortrag Prof. Dr. Bruno Meyer: „Ueber Bismarcks Gedanken und Erinnerungen." — Diskussion.

Dienstag, den 25. April, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Gruppe für ethische Bildung. Vortrag von Frl. Elisabeth Rießner: „Die Theorie von der freien Liebe und die Frauen. — Diskussion.

Sonntag, den 30. April, Abends 7½ Uhr, Zimmermanns Festsäle, Lindenstr. 105. Vortrag von Bildhauer Hugo Rheinhold: „Bin ich Jedermann Wahrhaftigkeit schuldig?" — Nachher geselliges Beisammensein.

Gäste stets willkommen. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Postkarten
mit ethischer Devise,
100 Stück inkl. Porto liefert gegen Einsendung von **2,70 Mk.** (50 Stück **1,50 Mk.**)
Lithographie-Anstalt Sandmann & Mohn,
Alsm, Hauptwache 20.

Ernstes Wollen.
Monatsschrift.
Herausgegeben von den Mitarbeitern der früheren Egidy'schen Versöhnung.
Erscheint am 1. jeden Monats. Jährlich 2,50 Mk., halbjährlich 1,25 Mk., für das Ausland 3 Mk. und 1,50 Mk. Mit der Beilage die **„Ethische Umschau"** von Gustav Mater, Zürich, die der Nr. 1 unentgeltlich beiliegt, erhöht sich der Preis um 1 Mk. jährlich.
Direktbestellung bei der Geschäftsstelle **Berlin W. 50, Marburgerstr. 12;** Postzeitungsliste Nr. 2376a.
Man verlange Probenummern.

In **Fr. Frommans Verlag in Stuttgart** ist soeben erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen **Sittenlehre** für Eltern und Erzieher. Von Direktor **Dr. K. Döring.** 431 S. 8°. Brosch. Mk. 4,—. Eleg. geb. Mk. 5,—.

Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft. Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg. 360 S. 8°. Brosch. Mk. 6,—.

Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg. 157 S. 8°. Brosch. Mk. 1,80.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2881.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenverbreitungen und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 15. April 1899. | Nr. 15.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Das schwarze Brett. Von J. v. Troll-Borostyáni. — Ueber die Lebensbedingungen des Weltfriedens. Von Else Hasse. — Unsere Pflichten in einem gewaltthätigen Gemeinwesen. Von Prof. W. Foerster. — Streiflichter: Irrenärztinnen. — Sprüche. — Mitteilung des Hauptvorstandes der D. G. E. K. — Aus der ethischen Bewegung Abteilung Hamburg. Ulm. — Eingegangene Schriften.

Das schwarze Brett.

Von Irma v. Troll-Borostyáni (Salzburg).

Ein grimmiger Protest gegen die Zulassung der Frauen zum klinischen Unterricht war vor einigen Tagen am schwarzen Brett der Berliner Universität zu lesen. Urheber dieses Protestes sind die in den klinischen Semestern befindlichen Medizin-Studenten der Universität Halle.

Mit viel Verve und wenig Gründen nehmen sie Stellung gegen die Zulassung weiblicher Hörer zum gemeinsamen klinischen Unterricht.

Mit wenig Gründen, denn die den Protest stützen sollende Motivierung desselben beruht auf Schlagworten, deren hohle Nichtigkeit längst schon durch die erdrückende Beweiskraft unwiderleglicher Thatsachen dargethan ist.

„Die Schamhaftigkeit, die Grundsätze der Schicklichkeit und Moral und das Interesse eines gründlichen medizinischen Studiums“ sollen durch einen gemeinsamen klinischen Unterricht der männlichen und weiblichen Zuhörer bedroht sein, „die Wahrung der Sittlichkeit“ soll die Ausschließung der Frauen vom klinischen Unterricht erheischen!

Man sollte es nicht für möglich halten, daß die, wie man doch gern annehmen möchte, mit dem Geist der Zeit und der sozialen Entwicklung vorwärts schreitende, männliche studierende Jugend sich nicht entblödet, zu dem Zwecke, eine ihr unbequeme Konkurrenz — die studierenden Frauen — sich aus dem Wege zu schaffen, nach längst widerlegten, bereits schon fossilen Argumenten zu greifen, deren Ausgrabung jedem mit der Frage des Medizinstudiums der Frauen vertraut Gewordenen ein erstauntes Lächeln auf die Lippen locken muß.

Nur zweierlei ist möglich.

Entweder beruht der gegen die Teilnahme weiblicher Hörer am klinischen Unterricht sich erhebende Entrüstungsschrei der Hallenser Studenten: daß in den Lehrfächen mit den zum Studium zugelassenen Frauen der „Zynismus“ eingezogen sei, der zu „ernsten Sittlichkeitskonflikten“ geführt und „jeder Schamhaftigkeit spottende Situationen“ geschaffen habe, auf irgend welchen Vorkommnissen, oder diese Behauptungen sind nichts anderes als eine Wiederholung der von den bekannten Gegnern des Frauenstudiums bis zum Ueberdruß abgeleierten leeren Phrasen, deren pompöse Zusammenfassung dem erbitterten Pronunziamento der Hallenser Medizin-Studenten einen gewichtigen Nachdruck verleihen soll.

Im letzteren Falle wird die natürliche Entwicklung der fortschrittlichen Frauenbewegung über die Halle'sche Kundgebung achtlos hinüberschreiten. Aber selbst dann, wenn besondere Vorfälle dem Protest der hallensischen Jünger Aeskulaps zu Grunde liegen sollten, so wäre es doch durchaus unzulässig, einem vereinzelten Falle eine den bisher gemachten reichen Erfahrungen widersprechende, allgemeine Beweiskraft beizumessen. Denn allen hin und wieder „aus Schicklichkeitsgründen“ vorgebrachten Bedenken gegen eine Gemeinsamkeit des Medizinstudiums von Mann und Frau stehen die Erfahrungen der zur Sache sich äußernden Professoren der medizinischen Fakultät gegenüber, die erklären, daß zur Zeit ihrer Beobachtung sich niemals eine Inkonvenienz durch das gemeinsame medizinische Studium männlicher und weiblicher Hörer ergeben habe, und daß im Gegenteil — wie viele gewichtige Stimmen sich äußern — der Ton der männlichen studierenden Jugend durch das mit Frauen gemeinsame Studium ein ernsterer und würdigerer werde.

Angenommen, daß ein konkreter Anlaß den Halle'schen Schlachtruf gegen das Medizinstudium der Frauen verursachte, so muß es als ebenso unsinnig wie unberechtigt bezeichnet werden, auf Grund eines etwaigen Vergehens Einzelner die Ausschließung der Geschlechtsgenossen der Schuldigen vom Studium zu verlangen. In der That, man müßte diese auf solchen Grund hin erhobene Forderung geradezu naiv nennen, wenn sie nicht verwegen wäre. Denn bei Geltendmachung dieses Grundsatzes würden bald alle Universitäten nicht den weiblichen, sondern — den männlichen Studenten gesperrt werden. Denn es dürfte wenig Hochschulen geben, unter deren Studentenschaft sich nicht schon einer oder der andere einer Zuchtlosigkeit schuldig machte, infolge deren er relegiert wurde.

Hat aber die Behauptung, daß der gemeinsame klinische Unterricht die Schamhaftigkeit verletze und sich mit den Grundsätzen der Moral und Schicklichkeit nicht vertrage, keine andere Grundlage als die von allen Gegnern des Medizinstudiums der Frauen seit Jahr und Tag breitgetretenen Gemeinplätze von dem natürlichen Schamgefühl des Weibes, das durch das mit dem Manne gemeinsame Studium der Medizin, durch die hiervon untrennbaren wissenschaftlichen Erläuterungen und Manipulationen ganz unvermeidlich beleidigt werden müsse, so liegt eine Widerlegung dieser Behauptung auf flacher Hand, und so oftmals wurde sie schon erörtert, daß es wahrlich Wunder nehmen muß, daß sie mit so un-

Digitized by Google

verfrorener Hartnäckigkeit unbeachtet bleibt. Denn unzählige Male wurde von mir und anderen darauf hingewiesen, daß in der Kranken-Pflege — die von den geharnischtesten Gegnern weiblicher Aerzte unisono als ein den Frauen naturgemäß zustehender Beruf bezeichnet wird — ganz sicherlich nicht weniger weibliche Schamhaftigkeit verletzt wird als durch das Medizinstudium der Frauen und ihre ärztliche Behandlung der Kranken. Dort wie hier ist es der Körper des Kranken, dem sich die aufmerksame Beobachtung und Wartung zuwendet; dort wie hier wird eine zimperliche Prüderie vor der unerschrockenen Ins-Auge-Fassung und Handanlegung an den nackten Menschenleib empört zurückscheuen, eine reine Seele und ein natürlich unbefangenes Denken aber, um der den Leidenden zu schaffenden Erlösung von seinen Qualen willen, sich hoch über alle Bedenken einer falschen, in einer verkehrten Denkrichtung anerzogenen Schamhaftigkeit erheben. Wer wird behaupten wollen, daß die Krankenpflegerin an ihrem weiblichen Scham- und Zartgefühl eine Einbuße erleiden müßte, weil sie Tag und Nacht an den Lagerstätten der Leidenden und Verwundeten wacht, sie heben und wenden und reinigen und die intimsten Handleistungen an ihren hilflosen Leibern vornehmen muß? Mich dünkt, daß auch die erbittertsten Gegner des Medizinstudiums der Frauen, die lautesten Schreier über die durch den ärztlichen Beruf heraufbeschworene Bedrohung des „Ewig Weiblichen", daß auch keiner der um Wahrung der Schicklichkeit und Moral willen die Forderung der Ausschließung der Frauen aus den klinischen Hörsälen erhebenden Hallenser Medizinstudenten, wenn sie krank und von Schmerzen gepeinigt auf ihrem Bette liegen, sich der ihre Leiden lindernden pflegenden Hand einer Frau, damit deren Schamhaftigkeit nicht zu nahe getreten werde, würden entziehen wollen. Ja, ich bilde mir sogar ein, daß wenn in solchem Falle ein männlicher Arzt nicht zur Stelle wäre, ein gegen das Medizinstudium der Frauen im Interesse der Vermeidung „ernster Sittlichkeitskonflikte" eiferender Kranker gegen die Herbeirufung einer Aerztin nichts einzuwenden hätte.

Außerdem ist hierbei zu bemerken, daß, wenn diese Herren um die Integrität des weiblichen Schamgefühls so besorgt sind, sie eben aus diesem Beweggrunde nicht gegen, sondern für das ärztliche Studium der Frauen eintreten sollten. Und zwar aus zwei sehr gewichtigen Gründen, auf die ich schon a. O. wiederholt hingewiesen habe. Denn erstens wird dadurch, daß es den weiblichen Kranken ermöglicht wird, sich durch weibliche Aerzte behandeln zu lassen, das Schamgefühl der Frauen geschont, während der Zwang, daß die Frauen im Falle einer Erkrankung sich von männlichen Aerzten behandeln und in manchen Fällen operieren lassen müssen, ganz derselben Verletzung weiblichen Schamgefühls gleichkommt, welche der von jenen Herren perhorreszierte ungekehrte Fall — die Behandlung eines männlichen Patienten von einem weiblichen Arzte — mit sich brächte. Zweitens würde die natürliche Berufsteilung der Behandlung der Männer von männlichen Aerzten und jener der Frauen von weiblichen Aerzten jenem fatalen Uebelstand, der gegenwärtig noch allenthalben herrscht und unter den obwaltenden Verhältnissen herrschen muß, abhelfen, daß in den Frauenabteilungen der Spitäler und Kliniken, behufs praktischer Ausbildung der jungen Mediziner, die unbemittelten kranken Frauen und Mädchen, welchen ihrer großen Armut wegen unentgeltliche Aufnahme gewährt wird, es sich gefallen lassen müssen, für einen Troß junger Männer, unter denen sich — nach Professor Bischoff's, des bekannten (seligen) Gegners des Medizinstudiums der Frauen, eigener Behauptung — „manch roher Geselle" findet, in den heikelsten Krankheitsfällen als Demonstrationsobjekt zu dienen, an welchem, von dem Vortrag des Professors geleitet, Einer nach dem Andern seine für die arme Kranke so überaus peinliche Untersuchung vorzunehmen hat.

Die bisherigen Ergebnisse der Leistungen der weiblichen Aerzte sind derart, daß die heiß umstrittene Frage nach der Befähigung der Frauen zum Studium und zur Ausübung der Heilkunde in unwiderleglicher Weise zu ihren Gunsten beantwortet ist. Und die Zahl derer, die von weiblichen Aerzten nichts wissen wollen, wird immer kleiner. Unter allen Kulturstaaten sind es zur Zeit nur das deutsche Reich und Oesterreich, in welchen dem Medizinstudium der Frauen gesetzliche Hemmnisse entgegengestellt werden und an den längst durch reiche Erfahrung widerlegten Einwendungen gegen die ärztliche Praxis der Frauen mit verwunderlicher Zähigkeit festgehalten wird.

Der Protest der Hallenser Kliniker ist ein neues Beispiel hiervon.

Das Recht auf freie Arbeit, auf Studium und Erwerb sollte doch niemandem bestritten werden. Wenn es immer noch Männer gibt, die es der Frau bestreiten, so kommt dies daher, daß sie sich nicht fragen: was gebietet die Gerechtigkeit? noch auch: was fordert die allgemeine Wohlfahrt? sondern: was ist uns nützlicher und bequemer?

Das ist auch der Grund der überaus charakteristischen Votos, die in dem Urteil der von diesem Gesichtspunkte geleiteten Männer über die den Frauen zu eröffnenden Thätigkeitsgebiete laut werden. Die Juristen behaupten, Frauenhirne seien der Lösung schwieriger Rechtsfälle nicht gewachsen, die Politiker weisen den Gedanken politischer Gleichberechtigung der Frauen mit Empörung zurück, indem sie vorgeben, daß die stets nur von subjektiven Gefühlsstimmungen gelenkten Frauen nie und nimmer im stande seien, Angelegenheiten öffentlichen Interesses mit ruhiger Objektivität zu beurteilen; die Universitätsprofessoren erklären in Majorität, im Lehrfache eigne sich die Frau nur für die „niederen" Schulen, von der Hochschulprofessur müsse sie unbedingt ausgeschlossen bleiben, da sie die der akademischen Jugend gegenüber erforderliche Autorität nicht anzubieten vermöge; unter den Aerzten finden sich die meisten Gegner des Medizinstudiums der Frauen und ihrer Zulassung zum ärztlichen Berufe, weil hierdurch „die Zukunft der jungen Aerzte, deren Zahl ohnedies im Verhältnis zum Wachstum der Bevölkerung zu mächtig ansteigt, bedroht würde", und nun erheben sich die Hallenser Kliniker, um die Ausschließung der Frauen vom Medizinstudium zu fordern.

Griechische Bildhauer liebten es, kleine, inwendig hohle Statuetten zu formen, welche häßliche Satyre darstellten, in ihrem Innern aber reizende Gebilde der Liebesgöttin bargen. Umgekehrt bieten uns die Gegner der fortschrittlichen Bestrebungen der Frauenwelt sehr erhaben und erbaulich klingende Phrasen von der Würde der Frau und dem holden Zauber der Weiblichkeit, deren sie in der Arena des öffentlichen Wettkampfes mit dem stärkeren Manne verlustig gehen müßte, hinter welchen sich nichts verbirgt als männliche Herrsch- und Selbstsucht. So werden wohl auch die Hallenser Tiraden, daß der männlichen und weiblichen Studenten gemeinsam erteilte klinische Unterricht gegen Moral und Schicklichkeit verstoße, peinliche und jeder Schamhaftigkeit spottende Situationen herbeiführen müsse und dem Zynismus an der akademischen Lehrstätte Vorschub leiste, auf Brodneid zurückzuführen sein.

Ehrlicher wäre es gewesen, anstatt den Mund mit schönen Floskeln über Schamhaftigkeit und Sittlichkeitskonflikte voll zu nehmen, sich unverzagt auf Professor Bischoff und Medizinalrat Weiß und Konsorten zu berufen, die unter den „schädlichen Folgen" der medizinischen Studien der Frauen „die unausbleibliche Verdrängung männlicher Aerzte" hervorheben und erklären: „Will man uns etwa anstreben, daß, wenn wir mit weiblichen Aerzten überschwemmt werden, die Zahl der männlichen unausbleiblich und unbedingt abnehmen würde?"

Digitized by Google

Aufgabe aller ruhig und objektiv Urteilenden ist es, Aeußerungen gleich der temperamentvollen Kundgebung der Hallenser Studentenschaft auf ihren Grund und Wert zu prüfen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie unter den für und gegen die Erweiterung der Frauenrechte kämpfenden Parteien eine lebhafte Bewegung hervorrufen wird. Aber neben und über all solchen Strudeln und Wirbeln fließt der Strom sozialer und kulturreller Entwicklung unaufhaltsam seinen unabänderlichen Lauf. Und so ist kaum anzunehmen, daß das schwarze Brett an der Berliner Universität dazu verwendet werde, „die Welt mit Brettern zu verschlagen."

Ueber die Lebensbedingungen des Weltfriedens.

Von Else Hasse.

(Schluß.)

Die Voraussetzung des dauernden Weltfriedens ist der gleichmäßige sittliche Ernst, die Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Zuverlässigkeit und Humanität aller Völker resp. Regierungen. Es ist klar, daß dieser Fall erst eintreten kann, wenn *ethische Mächte herrschen*. Zu diesem Ende ist ein schüchterner Anfang bereits gemacht; auf allen Wissens- und Schaffensgebieten sucht man Beziehungen zur Ethik anzuknüpfen und die Verwirklichung aller Lebensgebiete gilt als vornehmste Kulturaufgabe. — Und da ist der ethischen Kultur eine Hülfskraft erwachsen, welche man bisher kaum als solche beachtet hat. Diese Hülfskraft ist — die *Frau*. Die Frau versteht die Zeichen der Zeit, weil das, was in der Menschheit heute an die Oberfläche drängt, allezeit *ihr* bestes, heimlich bewahrtes Besitztum gewesen ist und weil sie hoffen darf, in der neuen Aera ihre wertvollsten Gaben und Kräfte frei zu entfalten.

Seit mehr als einem Jahrtausend ist eine fortschreitende Verweiblichung der Zivilisation wahrzunehmen, d. h. eine Einschränkung des männlichen Freiheitsdranges durch weibliche Tugenden und eine Wandlung des unumschränkten Wollens in sittliches Müssen. Und da ist es besonders das Christentum, durch welches weibliche Elemente in die Kultur gekommen sind. — Paul Heyse redet in seinem Roman „Merlin" den heiligen Menschensohn Jesus von Nazareth mit tiefempfundenen Worten an, durch welche der Gedanke der hinanziehenden Macht weiblich gearteter Größe harmonisch hindurchklingt, er sagt:

„Solang' die Welt in ihren Angeln ruht
Wirft Du das Herz der Menschheit an Dich zieh'n,
Du Liebevollster, Liebenswürdigster,
Denn alles was in uns vom Weibe stammt,
Sehnsucht nach zum Frieden, Unschuld, Duldermut,
Der Liebe Meisterstück: zu segnen, die
Uns fluchen, dem verlor'nen Sohn, der reuig
Zurückkehrt, weit zu öffnen Herz und Haus —
All das erschien in Deinem edlen Bild
Verklärt zu höchster Macht und Lieblichkeit.
Das Ewig-Weibliche war Fleisch geworden
In diesem Manne. Darum zog sein Blick
Unwiderstehlich an, zu lichten Höhen
Empor, wo aller Lärm und Hader schweigt,
Wo nahe den Gestirnen von der Hast
Des Erdentags die Seele träumend ruht."

Das Weib ist, als Muse des Mannes, auch die Muse des Menschheitsfortschritts. Obgleich ihre Produktionskraft der des Mannes nicht gleichartig ist oder werden kann, obwohl sie nur mittelbar, niemals unmittelbar eine Schaffende ist, so sind doch ihre Schöpfungen denen des Mannes gleichwertig zu achten. Noch blieb die Geschichte des weiblichen Einflusses auf die Zivilisation ungeschrieben; manch' ein Ruhmesblatt aber könnte von den Großthaten verkünden, welche die Frau in halber Unbewußtheit verrichtete, indem sie beseelte, befeuerte, belebte, anregte und antrieb, behütete und entwickelte, verinnerlichte und emporzog. Mit ihren Hauptlugenden der Güte und Schamhaftigkeit, des Stolzes und des Heroismus überwindet und vergeistigt sie die Welt. Sich emanzipieren sollte für die Frau daher nichts Anderes bedeuten als: von aller Unnatur sich abwenden und sich zu ihrer wahren Natur zurückbekehren. Sobald das Weib dem Gott in seiner Brust Gehör schenkt, kann es Unschätzbares für die Menschheit leisten.

„Daß sie nur so wenig kann, hält sie von nichts zurück. Das ist eben Frauenband und Frauenarbeit — mutige!" ruft Ellen Key*) mit dankbarem Selbstgefühl aus. Einzig aus den in ihrer Brust ruhenden Verheißungen schöpft die Frau den fröhlichen Glauben an eine Zukunft, in welcher das Menschheitsglück durch keine gewaltsamen Katastrophen mehr gefährdet wird, wo den Humanitätsidealen in allen Landen ein fruchtbarer Acker zugerichtet worden ist und wo im friedlichen Wettstreit der Völkertugenden das wahre Menschheitswohl gedeihen kann. Man kann auf der ganzen Linie verfolgen, wie in der Frauenseele die künstige Harmonie gleichsam prästabiliert ist. Und die Liebe, das Lebenselement der Frau, ist wie ein Brennpunkt, in welchem sich alle lichtstrahlenden Tugenden ein Stelldichein geben und alle Zukunftsverheißungen sich schon jetzt erfüllen.

In Frauen ist das Reinmenschliche stark ausgeprägt. Von ihrem *Gefühl*, nicht von der Klugheit, erhalten sie ihre Gesetze. Wo der Instinkt laut und mit gesunder Stimme spricht, ist für Verstandesverwägungen wenig Raum. Instinktsicherheit diktierte ihnen auch ihr sittliches Glaubensbekenntnis; denn ihre Sittlichkeit ist geheimnisvoll verknüpft mit ihrem leiblichen und seelischen Leben. — Das *Ich* ist der Frau Durchgangspunkt für das *Du*. Alles, was sie dem Ich anthut, soll dem Du zu gute kommen. Sie ist erst sittlich befriedigt, wenn allem Thun und Denken die Beziehung auf das Du nicht fehlt. Wo nicht ein einzelnes Individuum ihr das ersehnte Du verkörpert, da umfaßt sie als „ein Du" die ganze Welt. In so beschaffenen Gemütern muß sich der soziale Gedanke mit Leichtigkeit einnisten. — Auch durch den *Gehorsam* ist die Frau die sittlich Größere als der Mann. Sie will sich durch den Gehorsam vollenden und sucht den Würdigeren, um gehorsam sein zu können. Selbst das freiwillige: Dein Wille ist mein Wille! ist noch Gehorsam. Und wo sie einem fremden Willen nicht gehorchen kann, da schafft sie sich ein eignes Gesetz, dem sie gehorsam ist. Sie stellt immer etwas *über* sich und ist darum auch die willige Dienerin einer erhabenen Idee. — Männliche *Ehrbegriffe* liegen dem Verständnis der Frau fern; sie ersetzt dieselben durch *Sittlichkeitsbegriffe*. Und wenn der Mann zweierlei Gewissen haben kann, ein politisches und ein privates, — die Frau wird immer nur eines haben. Sie vermag es nicht, bürgerliche und menschliche Verpflichtungen zu trennen. Drum kann sie das tüchtige Werkzeug werden, um Emersons prophetisches Wort zu erfüllen: „Man wird künftig die Politik durch die Erziehung ersetzen können." An den politischen und nationalen Grenzpfählen geht sie leichtherziger vorüber als der Mann; vielleicht weil — da die Frauen bisher als politische Faktoren nicht mitzählten — sie sich auch nicht in gleichem Maße politisch verpflichtet fühlen und die größeren Verbindlichkeiten des Mannes nicht teilen. Zwar findet sich auch bei den Frauen aller Länder eine einseitige Wertschätzung ihrer Volksart; auch sie halten eigne Verdienste für verdienstvoller als fremde und wollen den Wert des Andersartigen nicht begreifen; aber alle Selbstüberhebung und kleinliche Eifersüchtelei schweigt, sobald sich die Frauen der Gemeinsamkeit ihres Liebens und Leidens bewußt werden. Die Bräute und Mütter, die glücklichen und unglücklichen, die strebenden Frauen aller Nationen werden sich verstehen. Ihr Weltverband verspricht solidarisch zu werden; umsomehr als die

*) Ellen Key. Mißbrauchte Frauenkraft. Paris, Leipzig München. Verlag von Albert Langen.

Digitized by Google

Frauenbewegung, indem sie Allen den Impuls zur Emporbildung erteilt, das Gemeinschaftsgefühl über die engen Landesgrenzen hinausgetragen hat. Die Frauenvereine aller Länder treten in Beziehungen zu einander und erst vor Kurzem, anläßlich der dritten Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine in Hamburg, hat eine Sympathiekundgebung der französischen an die deutschen Frauen stattgefunden; auch sind diese von den ersteren zum Beitritt zu ihrer Ligue für die internationale Abrüstung aufgefordert worden — ein Annäherungsversuch, der symptomatisch für die ganze Zeitstimmung ist — Und ferner ist der Frau von Natur aus eine höhere Wertschätzung des Lebens eigen. Ihr Respekt vor allem Leben ist nun so größer, als sie ja selbst weiß was es heißt: Leben zur Welt zu bringen, zu pflegen, zu erhalten. Sie muß das Individuum über die Gattung stellen; muß, je mütterlicher ihr Fühlen ist, desto mehr den Krieg verdammen, der eine unendlich größere Summe von Leben und Lebenshoffnungen zerstört, als die Verkultlisten zahlenmäßig beweisen. — Und weiter: die Frau pflegt ihre Kämpfe anders auszufechten als der Mann. Wo dieser im Faustkampf feindliche Gewalten besiegt, ringt sie still und verschwiegen drinnen in der Welt ihrer Innerlichkeit; dort sind's vorzüglich Kämpfe der Leidenschaften, hier sind's Zartgefühlskonflikte. Und weil sie gezwungen ist, Selbstbeherrschung zu üben, darum schätzt die Frau auch das friedliche Schiedsrichteramt der Vernunft und unterwirft sich ihren Sprüchen. — Auch erfährt sie es täglich, daß selbst das Verschiedenartigste sich in Liebe verbinden und Interessengemeinschaft pflegen kann, umsomehr, wenn die Liebe kein schwächlicher Kompromiß, sondern „wie eine Fackel ist, die zu höheren Wesen leuchten soll — ein Pfeil und eine Sehnsucht zum Uebermenschen!"

Die Frau, als ein sittlicher Pfadfinder, muß auch der Herold des Friedens sein. Sie soll allen höchsten Gedanken, allen reinsten Idealen die ganze Wärme ihres Herzens, den ganzen Schwung ihrer Begeisterung leihen. Ihr Beruf ist es, die dem Menschen durch die Konstitution und durch die Gewohnheit gegebenen Uebel vermittelst der Erziehung zu verändern und in andre Bahnen zu leiten. Und wenn der Mann, nach Bismarcks Wort, die gordischen Knoten der Weltverwicklungen militärisch zerhauen zu müssen glaubt, so soll sie die Hoffnung pflegen, daß dieselben sich einst in Liebe lösen lassen. — Die große Menge muß zur Erkenntnis der Wahrheit gebracht werden, daß die geschichtliche Notwendigkeit den Weg vom Krieg zum Frieden zu gehen gewillt ist. Der heiße Kampf der Individuen, Gattungen und Völker ist nur ein Mittel zur Selbstvollendung und muß sich abschwächen, je mehr diese fortschreitet. Der Krieg in seiner überlebten Form kann nicht ewig die Geißel der Menschheit bleiben; als ein Selbstwiderspruch der Kultur wird er immer heftiger und von immer weiteren Kreisen abgelehnt werden. Er wird aufhören, ein Bedürfnis zu sein, sobald die Kampfbedürfnisse der Menschheit anderwärts Befriedigung suchen. Und, wie wir gesehen haben, diese neuen Bedürfnisse schimmern bereits durch alle Lebensverhältnisse hindurch. Die ganze Kulturmenschheit fühlt die Notwendigkeit zu innerer Umgestaltungen und sehnt sich danach, mit vereinten Kräften an die Arbeit zu gehn. Wie sich in der Natur unter den verschiedensten Formen die gleiche Idee wiederfindet, so lebt auch innerhalb der Gesellschaft in mannigfachster Verkleidung der Geist eines verwandten Strebens. Ob auch heute noch „aller Wesen unharmonische Menge verdrießlich durcheinanderklingt," so versucht man doch schon hie und da, sich auf den rechten Ton zu stimmen, der sich zum Ganzen fügt; Gesetz und Schönheit verklären das sinnlose Gewoge von Klängen zum sinnvollen Weltkonzert und durch die Zukunftsmusik des Denkens und Empfindens schlingt sich wie eine machtvolle Friedensfanfare das Weltallmotiv. —

Daß die blühende, aber noch etwas unbeholfene Jugendlichkeit der ethischen Reformideen in praxi noch keine Autorität genießt, daß das Wünschen und Wollen unfertig ist, Gedanken und Pläne nicht zu Ende gedacht werden und daß der Mut zur Charakterstärke fehlt, darf nicht wundernehmen. In einer Jugendbarkeit Nietzsches findet sich das Aperçu: „Völker leiten heißt Triebe in Schwung bringen, um eine Idee durchzuführen"; diesem Satze liegt die weise Forderung zu Grunde: keine Abrichtung, sondern Natur! Eine leidenschaftliche Erkenntnis des Guten bewirkt oft, daß man es zu forcieren trachtet und nicht in aller Stille wachsen läßt. Das zudringliche, sich selbst bespiegelnde Bewußtsein vergreift sich gern mit plumper Hand an der Natur und gefährdet ihre gesunde Ursprünglichkeit, verkennt ihre Entwicklungsgesetze. Auch die Willensbeherrschung zu Gunsten des Altruismus soll allmählich zum Naturvorgang werden und das Kunstmäßige, Anerzogene nach und nach abstreifen.

Es ist daher kein Einwand gegen die Philosophie der Ethiker, daß die Weltgeschichte lähmt, ihre Schlüsse zu bewahrheiten. Jede Wahrheit steht unter dem Schutze der Zeit:

„Zeit, Lenkerin, wenn wir uns falsch regiert,
Du, die allein nur recht philosophiert, —
Denn alles außer ihr sind Grübeleien —!"
(Byron, Childe Harold.)

Die Ideologie muß zudem die Wirklichkeit überflügeln, um das ideale Streben der Menschen betrachten zu können. Ob auch utopistische Pläne noch nie in ihrer Totalität durchgeführt worden, ob auch die großen Umsturzbewegungen kaum je ihr Ziel erreicht haben und ob die alten Ideale der Freiheit, Brüderlichkeit, Friedfamkeit unter der Asche der Selbstsucht nur fortglimmen und selten einmal mit helllodernder Flamme brennen — die Möglichkeit ist ihrer Verwirklichung ist in die Hand der Menschen gegeben. Vielleicht, daß auf das „Jahrhundert der Naturwissenschaft" ein Jahrhundert der Ethik folgt, zu dem sich in erster Linie die Friedensfreunde bekennen werden mit dem Rufe: Sayons de notre siècle! Sie werden arbeiten, ob auch die Erfüllung ihrer Wünsche in weiter Ferne liegt. Der Weltfrieden gehört zu zu jenen fernher leuchtenden Idealen, die sich in ihrer Vollkommenheit vielleicht erst dann verwirklichen, wenn der Lebenstag des Menschengeschlechts zur Neige geht; wir Heutigen aber haben unsere beste Kraft dafür einzusetzen, daß sich die schöne Verheißung einst erfülle: Um den Abend aber wird es licht sein!

Unsere Pflichten in einem gewalttätigen Gemeinwesen.

(Im Anschluß an den neuesten Vortrag von William M. Salter in Chicago; England 1776, Amerika 1899.)

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Die Verschiedenheiten der Auffassung der politischen Lage, wie sie eine Zeit lang in den Meinungsäußerungen der Leiter der ethischen Bewegung in Nord-Amerika erkennbar waren, haben neuerdings eine Ausgleichung erfahren durch die gemeinsame sittliche Not, welche unsere dortigen Freunde infolge der traurigen und widerwärtigen Vorgänge auf den Philippinen bedrängt. Ein öffentlicher Vortrag, den unser verehrter Freund William M. Salter am 26. Februar zu Chicago über das Thema „England im Jahre 1776 und Amerika im Jahre 1899" gehalten hat, läßt uns das mit inniger Befriedigung erkennen.

Die Hoffnung, daß die menschenfreundlichen Motive, welche bei der Entscheidung der Volksseele in Nordamerika zu Gunsten des Kriegsentschlusses gegen Spanien offenbar erheblich mitgewirkt hatten, den weiteren Verlauf der Aktion der Vereinigten Staaten im Sinne der Gerechtigkeit und Großmut beeinflussen würden, diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Das Auftreten der Regierung und der

Digitized by Google

Volksvertretung und des lärmendsten Teiles der Stimmen der sogenannten öffentlichen Meinung in Nordamerika hat sich vielmehr der großen Traditionen dieses edlen Gemeinwesens unwürdig erwiesen.

Ich füge sogleich hinzu, daß jetzt wahrscheinlich alle andern Kulturstaaten, unser liebes Deutschland nicht ausgeschlossen, in derselben Lage ganz ebenso gehandelt haben würden; denn überall haben jetzt die gewaltthätigen Elemente die entscheidende Stimme. Es sind, außer den Idealisten und den unteren Volksschichten mit ihrem dunklen Drange nach Verbrüderung der Völker, eigentlich nur noch die Fürsten, bei denen feinere Gewissensregungen in der anwärtigen Politik jetzt zum Ausdruck kommen. Die Mehrheiten der sogenannten „Gebildeten" in den einzelnen „Kulturländern" sind beinahe krankhaft national und gewaltthätig gesinnt, einschließlich der Vertreter der meisten „Landeskirchen".

Aber mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist es, wie auch Salter ausführte, doch noch eine andere Sache. Die großen europäischen Kulturstaaten haben sämtlich überwiegend kriegerische Traditionen, sie betrachten als den größten Ruhm ihrer Vergangenheit ihre Kriegs- und Eroberungsthaten. In gewissem Grade thut man dies auch schon in Nordamerika, aber einesteils ist diese Tradition dort noch nicht so alt und eingewurzelt, andernteils steht derselben ein hoher Stolz dieser Nation auf die großen Rechts- und Freiheitsgedanken gegenüber, auf deren Grundlage dieses mächtige Gemeinwesen zu jäher Blüte emporgewachsen ist. Die Gesamtheit der politischen und sozialen Grundsätze und Grundrechte, aus denen diese Blüte ihre Entwicklungskraft gesogen hat, ist eine Verkündung der Menschenrechte, eine Verbürgung der Selbstregierung, eine Abwehr jeglicher anderen Art von Zwangsherrschaft, als derjenigen der Volksmehrheit. In diesem Sinne galten die Vereinigten Staaten von Nordamerika bisher als Eldorado alles politischen, sozialen, kirchlichen Freisinns. Manches geschah zwar auch dort, was dem Geiste der politischen und sozialen Freiheit, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit widerspracb, aber im Großen und Ganzen war bisher die Würde und der Ruhm eines in hohem Sinne freiheits- und gerechtigkeitsliebenden Gemeinwesens drüben gewahrt worden.

William M. Salter spricht es nun mit großer Energie aus, daß diese Würde durch die empörende Behandlung der um ihre Freiheit und Selbstbestimmung kämpfenden Philippinos preisgegeben ist. Macht- und Markt-Gier ist, in schnöder Verachtung des Freiheits- und Kulturdranges eines nicht unbegabten und nicht unedlen Volksstammes von nahezu 7 Millionen Seelen, als Staatsraison in Wallungen auerkannt worden.

In dem am 26. Februar in Chicago gehaltenen Vortrage bringt nun Salter seinen Mitbürgern eine Erinnerung an das tyrannische Gebahren vor die Seele, durch welches einst England das begeisterte Aufflammen des Rechts- und Freiheitssinnes bei den Vätern des jetzigen nordamerikanischen Großstaates hervorrief. Den reinen und hohen Gerechtigkeitssinn dieser Väter stellt er in Kontrast mit dem jetzigen Gebahren der Politik seines Landes. Was ihm aber bei diesem geschichtlichen Rückblick noch wichtiger ist, das ist der Hinweis auf die Stellung, welche damals nicht wenige der bedeutendsten englischen Staatsmänner gegen die Gewaltpolitik ihres eigenen Landes und zu Gunsten des Rechtes und des Unabhängigkeitskampfes der jungen Gemeinwesen in Nordamerika einnahmen. Die Namen der Minister Townshend und Lord North, welche damals die Hauptvertreter der kurzsichtigen Machtpolitik waren, sind fast vergessen. In hohem Glanze leuchten aber auch jetzt noch die Namen der Staatsmänner und Staatsredner Lord Chatham, Burke, Fox, Herzog von Richmond und des jüngeren Pitt, welche mit der stärksten sittlichen Empörung das Verfahren Englands gegenüber den nordamerikanischen Kolonien brandmarkten und dem Kampfe der letzteren gegen die verblendete englische Regierung alles Heil wünschten. Es ist ein Segen für England und die ganze Menschenwelt gewesen, daß wenigstens dort die Organe gewaltthätiger Gemeinwesen die Stimmen der gerechtigkeitsliebenden Männer nicht durch Zwangs- und Strafmaßregeln ersticken konnten, auch wenn sich diese Männer noch so „unpatriotisch" aussprachen.

Freund Salter entnimmt aus diesem geschichtlichen Hinweis eine kräftige Mahnung an seine Volksgenossen, sich auch jetzt nicht durch den Ruf „Verräter" von der gewissenhaftesten Beurteilung und Bekämpfung der Mißgriffe verworrener Leiter der auswärtigen Politik des eigenen Gemeinwesens abhalten zu lassen, vielmehr dessen sittliche Würde über alles hochzuhalten.

Wie merkwürdig und ergreifend dieser ganze Vorgang! Auch da drüben im „Lande der Freiheit" der Imperialismus und Militarismus in solcher Blüte, daß ein Aufruf an den sittlichen Mut der Gerechtigkeitsliebenden im Lande erforderlich erschien.

Wie ist es denn gekommen, daß die brutale Staatsraison, daß die Machtpolitik bei all' den sogenannten „großen" Nationen die höheren Ideale des Gemeinschaftslebens mit Füßen zu treten begonnen hat, so daß selbst hochgesinnte Fürsten nur schüchtern und bedingt gegen das Uebermaß zu reagieren wagen? Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Großmut sollen nach der Ansicht der Heißsporne nur im Privatleben noch einigermaßen gelten. Werden doch auch schon im Neuen Testament von Geistlichen alle die Stellen herausgesucht, in denen Jesus sich anscheinend kriegerisch und „schneidig" geäußert hat. Und die Stellen sollen am Ende gar den „tieferen Sinn" der Jesuslehre bedeuten. Wo jene feineren Tugenden und Gesinnungen des Privatlebens irgendwie in Konflikt geraten mit den Forderungen nationaler Macht und Größe, ja auch nur mit den Ansprüchen irgend einer größeren Gemeinschaft oder Verbindung, besonders einer solchen, die Farben und Fahnen trägt, da bedeuten jene hohen und beseligenden Errungenschaften vieltausendjährigen Kulturstrebens nichts anderes als kindische oder weibische Anwandlungen von Nervenschwäche.

Es sieht beinahe so aus, als ob noch in den letzten Stadien des tiefreichen Eindringens höchster sittlicher Kultur in alle Stufen und Zweige des Gemeinschaftslebens jetzt, infolge der jähen Verkehrsentwicklung und der daraus entstandenen sozialen Schwierigkeiten, die ursprüngliche rohe Energie des Triebelebens, mit welcher die Menschheit aus dem Schoße der großen Natur anfangs emporgekommen ist, und die sich schon großenteils zu höheren Formen individueller und sozialer Energie verfeinert hat, eine Art atavistischer Wiederausbreitung erfährt, wie eine letzte Entladung zurückgedrängter Spannungen. Hoffentlich wird jene Energie danach in vollem Umfange zum treuen Dienste unter der milden Herrschaft der höheren Lebensmächte tauglich werden.

Jedenfalls handelt es sich jetzt darum, den Ernst der Pflichten aller Gerechtigkeitsliebenden gegenüber den gewaltthätigen Richtungen des Gemeinschaftslebens aufs nachhaltigste zu pflegen und zu verkünden. Wenn wir jetzt schwach und nachgiebig sind, so kann jenes Aufflammen der rohen Energie zu Zerstörungen führen, die auf lange Zeit hinaus den Sieg des Besseren in Frage stellen.

Auf eine besonders gefährliche Form der Nachgiebigkeit und Schwäche von unserer Seite möchte ich heute an dieser Stelle noch aufmerksam machen, nämlich auf die Nachgiebigkeit gegen die Leidenschaft des Wortes, die gerade den Idealisten nicht selten der stärksten Wirkungen auf die Gegner beraubt, und die auch auf die Freunde nur Augenblickswirkungen erwärmender Art, dagegen Dauerwirkungen schwächender Art ausübt.

Digitized by Google

Die „Leidenschaft des Wortes“ oder die Neigung zum Gebrauche der allerschärfsten, radikalsten, verdammendsten und erbittertsten, strafendsten und moralisch vernichtendsten Ausdrücke im geistigen und sittlichen Kampfe ist eine alte Sünde aller Leute von sehr intensivem Seelenleben, z. B. der eifrigsten Denker und Gelehrten, sowie der religiös begeisterten Menschen.

Es ist die explosivste Form der Energie, welche hier zum Vollstrecker der Urteile der feinsten Formen der Energie gewählt wird und zwar mit Vorliebe gerade von Solchen, bei denen die rohen Energievorräte des Organismus in Form von Muskelkräften nur wenig zu geordneter und nützlicher Verwendung gelangen.

Sehr oft sind die Schädigungen Anderer, wie sie durch solche Leidenschaftlichkeit in Wort und Schrift verübt werden, viel grausamer, viel zerstörender für Gesundheit und Leben, als der Kampf mit den Waffen.

Das Schwelgen in der Leidenschaft des strafenden Wortes ist eine Schwäche, welche auch noch in demselben Boden wurzelt, aus dem alle Gewaltthätigkeiten im politischen und sozialen Leben emporgewachsen sind, einschließlich unseres ganzen so tief verrotteten Strafwesens, nämlich in dem Boden der Rache, der Abschreckung, der Vergeltung und der angeblichen Besserung durch Hervorrufung von Mißgefühlen, Schmerzen und Nöten bei den Anderen. Und dieses ganze System der sozialen Regulierung durch Mißgefühle ist doch überwiegend eines der gefährlichsten Erbstücke aus unsern ältesten Verbezeiten. (Siehe auch meine Ausführungen zur Ethik der Notwehr und Strafe, E. K. 1895.) Wenn also der Gerechtigkeitsliebende die gewaltthätige Richtung des Gemeinwesens, welchem er angehört, mit solchen Worten bekämpft, welche weite Kreise und ihre leitenden Männer in strafender und erbitternder Weise in ihrem Ehrgefühl, in ihrer Selbstachtung antasten, wenn er ihnen den guten Glauben abspricht, der ja so oft mit den schlimmsten Thaten auf Grund allgemein verbreiteter Sophismen verbunden ist, so macht er sich auch einer gewaltthätigen Handlungsweise schuldig. Dann nährt er selber alle die Gesinnungen und Arten der Urteilsbildung, welche es versäumen oder verschmähen, sich in die Seelen der Anderen hineinzudenken und danach von Innen her auf deren Willensrichtung einzuwirken.

Es ist berechtigt, daß kritische Aeußerungen, welche in der Leidenschaft des Wortes gewisse Grenzen überschreiten, als eine an sich dem Gemeinwesen schädliche Erscheinung auch von der Staatsleitung eine Gegenwirkung erfahren; aber die Thatsache einer Strafverfolgung derselben seitens der Regierung in eigener Sache hat gerade nach Außen hin eine ganz überwiegende Einbuße von Autorität und Vertrauen zur Wirkung.

Ein anderer erschwerender Umstand in unserm so berechtigten Kampfe gegen ungerechtes und gewaltthätiges Gebahren der Gemeinschaften besteht darin, daß von Seiten einiger der bedeutendsten und ehrwürdigsten Kämpfer gegen alle und jede Gewaltthat, z. B. von Tolstoi, allzuweit gegangen wird in der Forderung, daß der Einzelne sich gewaltthätigen Entscheidungen und Einrichtungen der umfassenderen Gemeinschaft nicht unterwerfen solle, deren Lebensordnungen und Wohlthaten jeder Einzelne doch im Uebrigen dankbar und kritiklos annimmt. Unmöglich kann dem Einzelnen oder kleineren Gemeinschaften das Recht zugestanden werden, sich den Anordnungen des umfassenderen Ganzen in irgend einem beliebigen Zeitpunkte der Aktion desselben zu entziehen oder unmittelbar zu widersetzen. Es kann auch nicht gestattet werden, auch nur eine Verwahrung mitten in einer solchen Aktion seitens der Einzelnen, denen eine Mitwirkung dabei unvertraut ist, einzulegen, sobald die Aktion sich in den gesetzlich geltenden Formen vollzieht, mag sie auch von höheren moralischen Gesichtspunkten noch so anfechtbar sein.

Von Seiten der Sozialdemokraten ist es öfter ausgesprochen worden, daß, wenn es zum Kriege käme, sie zu den treusten Verteidigern des Vaterlandes gehören würden, obwohl sie den Krieg an sich verurteilen müßten. Diese Unterscheidung steht doch hoch über der anarchistischen Auffassung, nach welcher den gewaltthätigen Entartungen des Gemeinschaftslebens in der absoluten sittlichen Selbständigkeit des Einzelnen eine Macht entgegengesetzt werden soll, die unter Umständen durch edle, pflichtstrenge Standhaftigkeit hohe Wirkungen ausüben kann, sehr oft aber unter dem Einfluß individueller Verbildungen und Erkrankungen den schenßlichen Zustand unberechenbarster Gewaltthätigkeit herbeiführt.

Sicherlich giebt es für den gewissenhaften Menschen in einem von unedlen oder sittlich unklaren Elementen geleiteten Gemeinwesen Lebenslagen, in denen er den Tod oder die schlimmste äußere Not und Peinigung der Unterordnung unter die höhere soziale Gewalt vorziehen wird.

Aber es frommt überhaupt nicht, den Blick auf äußerste Fälle gerichtet zu halten, und es ist verkehrt, zu glauben, daß durch das pathetische Predigen solcher Standhaftigkeit die soziale Lage irgendwie verbessert wird.

Durch den Hinblick auf solchen duldenden Heroismus wird die Willensrichtung des Menschen nur abgelenkt von der viel edleren Bethätigung unablässiger Fürsorge für die Läuterung des Denkens und Wollens innerhalb seiner Lebensgemeinschaften und von der stetigen Mitarbeit an der Beseitigung der äußeren Hemmnisse einer gerechten und menschenfreundlichen Entwicklung der Gemeinschaftsordnungen.

Es geht damit ähnlich, wie mit den Lehren des Evangeliums hinsichtlich der äußersten Selbstverleugnung des Menschen. Die bezüglichen Jesuworte sind uns in einer Fassung überliefert, in welcher zwar der eindringende Ernst sittliche Weisheit und Wahrheit von unaussprechlicher Tiefe erkennt, deren Wortlaut aber infolge der abstoßenden Uebertreibung der Forderung und infolge der unglücklichen Wahl der gleichnisartigen Beispiele fast gar keinen Einfluß auf die gesunde Willensrichtung der Menschen, auf ihr tägliches Thun und die Verfeinerung ihres Gemeinschaftslebens gewonnen hat.

Unsere Pflichten in einem gewaltthätigen Gemeinwesen werden in dem Sinne aller obigen Mahnungen am wirksamsten erfüllt werden durch die unablässige schlichte Mitarbeit eines Jeden, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, an der Klärung und Sicherung der Kenntnis und des Verständnisses der wirklichen Vorgänge, an der gewissenhaften und genauen Aufsuchung und Deutung der in ihnen zu Tage tretenden Zusammenhänge von Ursache und Wirkung, von Schuld und Uebel, von Thorheit und Not, andererseits von Weisheit und Güte, mit Seelenruhe und Freudigkeit.

Unbefangene, nicht mit Tendenz belastete Darstellungen der Ergebnisse dieser gemeinsamen Arbeit haben wir in die hellste Oeffentlichkeit zu bringen, immer mit Vermeidung pädagogischer Schärfe und leidenschaftlichen Tadels gegen die Personen, zwar nicht im Sinne des viel zu weit gehenden Wortes „Alles verstehen heißt Alles verzeihen“, aber im Bewußtsein der mildernden Gemeinsamkeit der Schuld. Besonderes Gewicht wird dabei auf diejenigen Nachweisungen zu legen sein, aus denen es zweifellos erhellt, in wie hohem Maße jede Ungerechtigkeit, Unwahrhaftigkeit und Härte der Gemeinschaftsaktion auch in allen inneren Beziehungen des Zusammenlebens der Lüge, der Treulosigkeit, der Ausbeutung und der Brutalität Vorschub leistet.

Bei aller humorvollen Ruhe des Urteils über das unabänderlich Geschehene soll uns aber stets der heilige Ernst der reinen sittlichen Forderung und die unbeugsame

Digitized by Google

Konsequenz sittlichen Denkens nach der Seite der Zukunft erfüllen. Niemals soll der beschönigenden Rede „es sei immer so gewesen und werde also auch immer so bleiben" auch nur das leiseste Zugeständnis in den Grundsätzen und Forderungen für künftiges Thun und Lassen gemacht werden. Es giebt nur eine Naturgesetzlichkeit, nur eine Moral für die Vorgänge des engsten, wie des umfassendsten Gemeinschaftslebens.

Streiflichter.

Irrenärztinnen. Längst ist die Beobachtung gemacht worden, daß selbst vorurteilsfreie Männer, die im Allgemeinen die Ausdehnung der Erwerbsthätigkeit und Arbeitssphäre der Frau vertreten, dann schwierig werden, wenn es sich um die Zulassung der Frau zu ihrem eigenen Fach handelt, während sie auf Kosten anderer Berufe großmütig sind. Mag man nun mit den Emanzipationsgegnern darauf die Folgerung ziehen, daß nur der Mangel an Sach- und Fachkenntnis solche Liberalität zeitige, oder mit den Fanatikern der Frauenbewegung überall nur Konkurrenzangst als Motiv der Gegnerschaft wittern — erfreulich ist es jedenfalls, auf Ausnahmen zu stoßen. Noch die Jahresversammlung deutscher Irrenärzte zu Bonn hatte im September 1898 nur „Heiterkeit" als Antwort auf einen Antrag, der die Verwendung weiblicher Aerzte in den öffentlichen Irrenanstalten befürwortete. Jetzt veröffentlicht einer unserer hervorragenden Psychiater, der Geh. Medizinalrat Dr. Ludwig, im Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie (März 1899) eine bedeutsame Studie über die Verwendung weiblicher Aerzte in diesem Fache. Wir entnehmen derselben folgende Stellen:

„Verfolgt man diesen Weg (die Geisteskranken vor allem durch die Anwendung psychischer Mittel zu beeinflussen), so sieht man sich alsbald vor die Frage gestellt, ob, wie im gesunden Leben nicht selten die seelischen Aeußerungen des Mannes am Nichtigsten von dem urteilsfähigen Mann und die des Weibes vom Weibe verstanden werden, so auch nicht wenige seelische Störungen des geisteskranken Weibes bei dem hinreichend vorgebildeten Weibe, d. h. bei dem weiblichen Irrenarzt, das sicherste Verständnis finden würden; ob nicht in gar manchen Fällen der männliche Arzt Gefahr laufe, diese oder jene Aeußerung des geisteskranken Weibes unrichtig aufzufassen, zu überhören und zu überhören, und zwar dies Alles, weil ihm als Mann der erforderliche Sinn von Haus aus fehlt, um gewisse intellektuelle Thätigkeitsäußerungen, die Schwankungen der Gemütslage und die Formen und Farben, in welchen das psychische Geschehen des Weibes nach Außen tritt, sofort richtig zu erfassen, mitzuempfinden und zu erraten. . . ."

„Westphal sagt in seiner vortrefflichen Rede über Psychiatrie und psychiatrischen Unterricht: „Es ist meines Wissens eine auch heute noch diskutierte Frage, ob ein weiser Gesetzgeber sich mehr von dem Vertrauen auf die guten oder schlechten Eigenschaften der menschlichen Natur leiten lassen soll; in Betreff der Geisteskranken lehrt die Geschichte der Psychiatrie unwiderleglich, daß einzig und allein das Vertrauen auf die guten, d. h. in diesem Fall auf die noch besseren gebliebenen gesunden Elemente dazu geführt hat, den Kranken ein glücklicheres Loos zu bereiten. Dieses Anknüpfen an die noch gesunden Elemente, das sorgfältige Aufsuchen derselben in dem Wirrwar der Krankheitserscheinungen und ihre Benutzung zunächst für die äußere Leitung und Lenkung der Kranken unterscheidet die moderne Behandlung wesentlich von der älteren."

Läßt man diesen Unterschied auch für die moderne Diagnostik gelten, gesteht man ferner dem Weibe, im Vergleich zum Mann, ein tieferes Verständnis der Seele des Weibes zu, und geht man endlich noch einen Schritt weiter, indem man bei dem tüchtig vorgebildeten weiblichen Irrenarzt eine gesteigerte Befähigung zur Unterscheidung des noch Gesunden von dem Krankhaften voraussetzt, eine besondere Geschicklichkeit in dem Aufsuchen, Finden und Nachweisen der bei dem geisteskranken Weibe noch vorhandenen gesunden Elemente, so muß man verlangen, daß die vorerörterte Kraft des weiblichen Irrenarztes der Befriedigung des zweifellos vorliegenden Bedürfnisses der psychiatrischen Diagnostik und Therapie nicht länger vorenthalten bleibe."

„. . . Wer von uns alten Irrenärzten trägt nicht Ereignisse in peinlicher Erinnerung, die sich mit größerer Schonung und überhaupt mit besserem Erfolg unter den Augen eines weiblichen Arztes abgespielt hätten! Ein einziger anzeitiger Besuch vermag das bisher bestandene wohlthätige Verhältnis zwischen dem Arzt und der Kranken vielleicht für immer zu zerstören. . . ."

„Nun handelt es sich aber bei unseren Kranken nicht allein um die Feststellung und die fortgesetzte Beobachtung seelischer Zustände. Schon bei dem Eintritt der Kranken in die Anstalt wird auch der körperliche Befund erhoben und während des späteren Verlaufs der Krankheit fordern häufig genug Zustände des Körpers und deren Wandlungen teils an sich, teils wegen ihrer Beziehungen zu den psychischen Krankheitsäußerungen zu eingehenden Untersuchungen auf. Es bedarf keiner Erwähnung, daß es sich auch hierfür, und zwar in nicht wenigen Fällen, empfehlen würde, das Erforderliche dem Auge und der Hand eines weiblichen Arztes zu überlassen."

Und endlich zum Schluß:

„Man hat bekanntlich den weiblichen Aerzten höchstens ein gewisses Partikularrecht auf die Behandlung erkrankter geistesgesunder Frauen und Kinder zugestanden. Ich bin der Ansicht, daß die Mitarbeit der weiblichen Aerzte in unseren öffentlichen Irrenanstalten nach den verschiedensten Richtungen ihn Vorteile mit sich bringen würde, auf welche Niemand wird verzichten wollen, der den heutigen Stand der psychiatrischen Wissenschaft, die schwierige Aufgabe und die mühevolle Arbeit unserer Irrenanstalten, und insbesondere die schiefe und gemeingefährliche Stellung richtig zu würdigen weiß, in welcher die Allgemeinheit und insbesondere der Kreis der Gebildeten trotz Allem, was zur Besserung der Sachlage bisher geschehen ist und fortwährend geschieht, gegenüber den Geisteskranken und namentlich in Bezug auf die Bedeutung und die Benutzung der Irrenanstalten, noch immer verharrt und sich gefällt."

Wer bedenkt, daß schon bei unseren Vorfahren im germanischen Urwald die heilfrohe Hand und der seelenkundige Blick der Frau im höchsten Ansehen standen, und wer es erfahren hat, mit welcher Sicherheit, Zartheit und mit welchem Takt eine hochgemute Frau Seelenstürme des Mannes zu beschwichtigen weiß, der wird es nicht begreifen, wie man gerade von dem Gebiet psychischer Therapie die berufensten Heilkünstlerinnen so lange ausschließen konnte.

Sprüche.

Von Dr. Berthold Weiß (Berlin).

Schuld und Verdienst.

Zieh, wenn ein Verworfner duldet,
Reiner, nicht die Hand zurück:
Unverdient ist alles Glück,
Alles Unglück unverschuldet.

* * *

Freiheit.

Einerlei ist's, ob einer regiert, ob alle; denn Freiheit
Ist nur, wo jeder sich selbst, keiner den andern beherrscht.

* * *

Krieg.

Sieh, das thörichte Kind! Es heißt in die eigenen Glieder,
Weil es sich selbst nicht erkennt: Menschheit, erkenne Dich selbst!

Mitteilung des Hauptvorstandes der D. G. E. K.

In Nr. 17 des VI. Jahrganges dieser Zeitschrift, vom 23. April 1898, veröffentlichten wir anläßlich des Preisausschreibens für ein Handbuch der humanen Ethik unseren Beschluß, wonach der noch zur Verfügung stehende Fonds „im Betrage von 2007,25 Mark der freien Prämiierung eines Druckwerkes" vorbehalten wurde, „das der im ursprünglichen Preisausschreiben ausgesprochenen Absicht entspricht und für den gewünschten Zweck durchaus verwendbar ist."

Unter den auf Grund dieser Publikation seither eingereichten Druckwerken hat der Hauptvorstand am 6. April

Digitized by Google

1899 dem Buche: „Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher“ von A. Döring, Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1899“ den Teilbetrag von 1000 Mark (eintausend Mark) zuerkannt.

Der Hauptvorstand
der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Aus der ethischen Bewegung.

Hamburg. Nach wiederholten Versuchen ist es nunmehr auch in Hamburg geglückt, eine Abteilung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ins Leben zu rufen. Nach einer vor kurzer Zeit stattgehabten Vorbesprechung, berief Herr Prof. Dr. Tönnies auf Dienstag, den 21. März eine geschlossene Versammlung in Karstens Restaurant (Hamburg, Gänsemarkt) zu diesem Zwecke. Der Einladung hatten etwa 30 Personen Folge geleistet, die auf die gestellte Anfrage des Vorsitzenden sich fast sämtlich bereit erklärten, einer zu gründenden Abteilung beizutreten, und gewährt auf diese Erklärung erklärte Prof. Tönnies die Abteilung für konstituiert und teilte die wesentlichen Bestimmungen der „Satzungen“ mit; das „Programm des ethischen Bundes“ war schon in Sonderabdruck den Einladungen beigelegt worden. In den Vorstand wählte die Versammlung zunächst Herrn Prof. Tönnies, Herrn Prof. Sellin und Frau Hölge-Ahlsmeyer; die Ergänzung und die Wahl der Revisoren wurde einer späteren Versammlung vorbehalten, weil man der Meinung war, daß noch zu wenig gegenseitige Kenntnis unter den Mitgliedern vorhanden sei. Die Abteilung zählt heute bereits 32 Mitglieder.

Während die Konstituierung der Versammlung und die Vorstandswahl rasch und glatt sich abwickelten, riefen die beiden anderen Punkte der Tagesordnung, „Stellung zu verwandten Vereinigungen“ und ein Antrag betreffend „Reichs-Wohnungs-Gesetz“ lebhafte Debatten hervor. Es wurde mit überwiegender Mehrheit beschlossen, freundliche Beziehungen zu andern Vereinen im Auge zu behalten und das Thema Reichs-Wohnungs-Gesetz auf die C.-O. der ersten Monatsversammlung zu setzen; der Vorsitzende erklärte sich bereit, das Referat zu übernehmen; die Versammlung soll auf den 19. April anberaumt werden.

II.

* * *

Abteilung Ulm. Hier sprach im April Herr Professor Staudinger von Worms über „humane Ethik und Weltanschauung“. Einleitend stellte der Redner zunächst den vielfach verkannten und verdrehten Begriff „Ethik“ fest, berührte dann ausführlich die Berührungspunkte und Unterschiede von Dogma und Ethik und erörterte schließlich eingehender die Fortschritte, welche die ethische Bewegung im Laufe der Zeit von selbst gemacht. Redner weist an praktischen Beispielen diese Fortschritte nach; besonders in der Gesetzgebung mache sich ein ethischer Zug bemerkbar und vor Allem stellten Handelsverträge einen Erfolg praktischer Ethik dar, der nicht hoch genug geschätzt werden kann. Der Vortragende entwickelte dann an der Hand eines überaus einfachen aber sinnreichen Schemas die psychologischen Vorgänge, die zum ethischen Gedanken führen, und schloß seinen Vortrag mit einem begeisterten Appell zum Anschluß an die ethischen Bestrebungen. Den gestrollen Ausführungen, deren Grundgedanken demnächst in einer Broschüre „Ethik und Politik“ weiter ausgeführt erscheinen sollen, wurde lebhafter Beifall.

(Ulmer Zeitung).

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Jesus ein Mensch, nicht Gottes Sohn. Ein Fehdebrief wider das falsche Kirchenchristentum. Zürich, Caesar Schmidt. 1899.

Shakespeares „Wie es euch gefällt“ und die Weltbetrachtung des Dichters. Von Prof. Dr. Chr. Semler, Verlag Union, Dresden.

Friedr. Ed. Beneckes Leben und Philosophie. Von Dr. Otto Gramzow (Berner Studien z. Philosophie und ihrer Geschichte Bd. XIII.) Bern 1899, Steiger u. Co.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Aprilprogramm.

Mittwoch, den 19. April, Abends 8¼ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Monatssitzung. Vortrag Prof. Dr. Bruno Meyer: „Ueber Bismarcks Gedanken und Erinnerungen.“ — Diskussion.

Dienstag, den 25. April, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Gruppe für ethische Bildung. Vortrag von Frl. Elisabeth Mießner: „Die Theorie von der freien Liebe und die Frauen. — Diskussion.

Sonntag, den 30. April, Abends 7¼ Uhr, Zimmermanns Festsäle, Lindenstr. 105. Vortrag von Bildhauer Hugo Rheinhold: „Bin ich Jedermann Wahrhaftigkeit schuldig?“ — Nachher geselliges Beisammensein.

Gäste stets willkommen. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Moderne Philosophen

Porträts und Charakteristiken.

Von

Dr. M. Kronenberg.

Inhalt: I. Hermann Lotze. — II. F. A. Lange. — III. Victor Cousin. — IV. L. Feuerbach. — V. Max Stirner.

Geh. 4 ℳ 50 ₰; geb. 5 ℳ 50 ₰.

Ernstes Wollen.

Monatsschrift.

Herausgegeben von den Mitarbeitern der früheren Egidy'schen Versöhnung.

Erscheint am 1. jeden Monats. Jährlich 2,50 Mk., halbjährlich 1,25 Mk., für das Ausland 3 Mk. und 1,50 Mk. Mit der Beilage die **„Ethische Umschau“** von Gustav Maier, Zürich, die der Nr. 1 unentgeltlich beiliegt, erhöht sich der Preis um 1 Mk. jährlich.

Direktbestellung bei der Geschäftsstelle **Berlin W. 50, Marburgerstr. 12;** Postzeitungsliste Nr. 2376a.

Man verlange Probenummern.

Unterhaltungs-Abend

zum Besten des Kinderhorts „Centrum“

Sonntag, den 16. April 1899, abends 7 Uhr

im Saale des Berliner Handwerker-Vereins, C., Sophienstr. 15.

Unter gütiger Mitwirkung

der Frl. Michaelis, der Pianistinnen Frl. Bergwein und Frau Schmidt, des Frl. Johanna Loevinson, des Herrn Fritz Kleinecke und des Otto Schmidt'schen Chors unter Leitung des Herrn Musikdirektors Otto Schmidt.

Programm. Ouvertüre. Gespielt von Frl. Bergwein und Frau Schmidt. — Sländchen für Alt-Solo und Frauenchor v. Schubert. Frl. Michaelis und Otto Schmidt'scher Chor. — Ansprache. — Archibald Douglas, Ballade von Löwe. Herr Fritz Kleinecke. — „Preciosa“ von C. M. v. Weber. Otto Schmidt'scher Chor. — Verbindender Text gesprochen von Frl. Johanna Loevinson.

Eintrittskarten à 50 Pfg. und à 30 Pfg. sind zu haben durch den Vorstand des Vereins „Jugendschutz“, Kaiser Wilhelmstraße 39, II r. und Kommandantenstr. 89, II l.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2983.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 22. April 1899. | Nr. 16.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ed. Bernstein und die Ethik. Von Prof Staudinger. — Wohnungselend in deutschen Großstädten im Lichte der Statistik. Von E. Zimmermann. — Erkenne dich selbst. Von Bruno Wille. — Streiflichter: Volksuniversitäten in Frankreich. Wie man kolonisieren soll. — Aus der ethischen Bewegung: Abt. Frankfurt. — Eingegangene Schriften. — Briefkasten.

Ed. Bernstein und die Ethik.

Von Professor Dr. Staudinger (Worms).

Ed. Bernstein in London hat bekanntlich mit einem Buche über „die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“ in und außerhalb der sozialdemokratischen Partei viel Aufsehen erregt. In einigen Blättern der Partei, wie im „Braunschweiger Volksfreund“ wird ihm wesentlich zugestimmt, andere dagegen, wie die „Leipziger Volkszeitung“, halten ihn für einen Apostaten, mit dem die Sozialdemokratie nichts gemeinsames mehr haben könne.

Uns interessiert vornehmlich die Stellung, die Bernstein zur Ethik einnimmt; denn in Bezug hierauf war die sozialdemokratische Partei bisher sehr zurückhaltend, wenn nicht ablehnend. Marx und Engels lehnten bewußt eine moralische Begründung ihrer Lehren ab, und danach verachteten ihre Anhänger ebenfalls die „Moralpauke“ und beargwöhnten die Moral, da diese sich als „höhere Instanz“ über die streitenden Parteien stellen zu wollen schien. Man erinnert sich noch, mit welchem Mißtrauen die „Ethische Kultur“ seinerzeit u. a. eben von Bernstein in der „Neuen Zeit“ behandelt worden ist. (Neue Zeit 1892/3 Nr. 9 und 32 von Mehring, 1893/4 Nr. 1 und 13 von Bernstein.)

Und nun schreibt Bernstein in seinem Buche, er „sehe mit Bedauern, daß sich in der Arbeiterpresse hier und da der Ton des literarischen Dekadententums“ breit mache. „Eine aufstrebende Partei braucht eine gesunde Moral und keine Verfallsblasiertheit.“ „Das Wichtige ist, daß ihre Ziele durchdrungen sind von einer sozialen Auffassung, die in der Entwicklung der Kultur einen Fortschritt, eine höhere Moral und Rechtsauffassung bezeichnet.“ (S. 187.)

Dagegen tritt sein alter Freund und Kampfgenosse Karl Kautsky in Nr. 27 der „Neuen Zeit“ auf. Er schreibt: „Woher aber die Kraft, die die schroffen Gegensätze überwinden, oder wenigstens mildern soll? Man verzweifelt daran, sie in der Oekonomie zu finden und sucht sie in der Ethik. Die von den ökonomischen Mächten unabhängige, über ihnen stehende Ethik, das ist die Kraft, die die Widersprüchigen bändigen, die Gegensätze in Wohlgefallen auflösen, an Stelle des Kampfes friedliche Entwicklung und Versöhnung setzen wird.“ „Aber für eine derartige Ethik ist kein Platz im Rahmen der materialistischen Geschichtsauffassung; Bernstein möchte die Berechtigung der ethischen Kritik anerkennen und doch an der marxistischen Geschichtsauffassung festhalten dürfen.“ „Er sieht nicht, daß das eine Entwicklung ist von konsequentem zu inkonsequentem Denken. Die Versöhnung geschichtlicher Notwendigkeit mit sittlicher Freiheit, in der Weise, wie sie Bernstein vollzieht, bedeutet für die Praxis den Kompromiß der Notwendigkeit der ökonomischen Entwicklung mit der Freiheit des Utopismus.“

Das scheinen in der That sehr einschneidende Gegensätze zu sein. Ich vermute dabei, mancher Leser wird sofort, wie es mir auch ging, mit Bernstein sympathisieren und geneigt sein, Kautskys Kritik ohne weiteres als unberechtigt abzuweisen. Nun mag es ja wohl sein, daß Kautsky den tieferen Kern dessen, was Bernstein eigentlich erstrebt, nicht ganz erfaßt hat, sonst hätte er das ausgesprochen. Aber dennoch sind wir gezwungen, Kautsky gerade in der Hauptsache beizustimmen, da Bernsteins Ausdrucksweise gerade hier zu den schwersten Bedenken Anlaß giebt.

Bernstein sagt nämlich (S. 10 f.): „An Ideologie, die nicht von der Oekonomie bestimmt ist, ist die moderne Gesellschaft reicher als frühere Gesellschaften. Der heute erreichte Stand ökonomischer Entwicklung läßt den ideologischen und insbesondere den ethischen Faktoren einen größeren Spielraum selbständiger Bethätigung, als dies vordem der Fall war. Der Geschichte ehernes Muß erhält auf diese Weise eine Einschränkung.“

Die unterstrichenen Gedanken sind allerdings mit wissenschaftlicher Betrachtungsweise ganz unvereinbar, und Kautsky hat in den Sätzen, die wir aus seinen Erörterungen unterstrichen haben, nur mit Recht dagegen angekämpft.

Bernstein macht den Fehler, daß er von selbständiger Bethätigung redet, also dem Kausalgesetz zu Gunsten der ethischen Ideen ein Schnippchen schlagen, die ethischen Ideen gewissermaßen als zweite wirksame Kraft neben die ökonomischen Ideen stellen und der „Geschichte ehernes Muß“ damit einschränken will. Das geht nicht. Die Unverbrüchlichkeit des Kausalgesetzes, die durchgängige Einheitlichkeit alles Geschehens in ein- und demselben Kausalzusammenhang muß aufs peinlichste gewahrt bleiben, wenn Wissenschaft nicht zu leerem Gerede zerflattern soll. Hier ist gar kein Ausweg.

Digitized by Google

Was würde man von einem Menschen sagen, welcher behauptete: „Die Idee der Richtigkeit einer Rechnung ist eine besondere Kraft neben der wirklichen Ausführung einer Rechnung, und diese Kraft der Idee schränkt das ursächlich bestimmte „Muß" des Ergebnisses erheblich ein." Ich fürchte, man würde einen Mann, der das behauptete, recht sonderbar von der Seite betrachten und zweifeln, ob es richtig mit seinem Kopfe bestellt sei. Leider aber machen wir alle allzuleicht da, wo es sich um ethische Ideen handelt, denselben Fehler, den zu machen uns nicht einfiele, wo es sich um „richtig" und „falsch" handelt; und diesem Verhängnis ist auch Bernstein erlegen.

Es ist eben eine andere Betrachtungsweise, nicht eine andere „wirkende Natur", die da zu unterscheiden ist. Wenn wir eine Rechnung lösen, so sind die Gedankengänge in unserem Kopfe ursächlich bestimmt und das Ergebnis ist ursächlich bestimmt; es mußte danach gerade so werden, wie es ist. Wenn wir aber von richtig oder falsch reden, so meinen wir diesen kausalen Vorgang gar nicht, wir denken an etwas ganz anderes, an die innere Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des Ergebnisses. Klappt alles, so ist die Rechnung richtig; ergeben sich Widersprüche, so ist sie falsch. Genau ebenso ist es, wenn wir von „gut" und „schlecht" reden. Menschliche Handlungen geschehen kausal; sie können unter gegebenen Voraussetzungen gar nicht anders geschehen, als wie sie geschehen. Aber wenn sie nachher miteinander übereinstimmen, einander in dem Gefüge einer Gemeinschaft frei wollender Menschen nicht widersprechen, so nennen wir sie „gut", stören sie sich aber, treten sie in Konflikt mit dem genannten Zusammenhang bezw. untereinander, so nennen wir sie (bezw. eine derselben) „schlecht", und den Willen, der absichtlich oder leichtfertig solchem Konflikt zutreibt nennen wir „böse".

Nun ist aber offenbar: Wenn in das kausale Werden richtige Funktionen eingehen, so wird auch das Ergebnis richtig. Und wenn in das gemeinsame Handeln der Menschen überall übereinstimmende Funktionen eingehen, so wird auch die einzelne Handlung „gut". Wenn der Experimentator in der Physik sein Brennglas richtig eingestellt und das Zündhölzchen an den Brennpunkt richtig angebracht hat, so wird die Wirkung, die Entzündung, auch die beabsichtigte Folge sein. Und wenn die sozialen Bedingungen unseres Thuns so geordnet sind, daß das einzelne Thun zu allem anderen stimmt, so wird auch das Ergebnis „gut" sein.

Darum liegt die ethische Grundfrage keineswegs darin, ob eine besondere Ideologie neben der Oekonomie wirkt, sondern darin, ob die innerhalb der Oekonomie wirksamen ideellen Funktionen so bestimmt sind, daß sie einheitlich zusammen wirken. Wie es sich also bei wissenschaftlicher Untersuchung darum handelt, daß wir richtige Instrumente haben, wenn wir das Experiment richtig machen wollen, so handelt es sich in der Moral darum, daß wir zweckentsprechende Ordnungen des Lebens haben, darin die ökonomischen bezw. sozialen Funktionen richtig ineinandergreifen. Nur dann kann einer einzelnes Handeln im wahren Sinne „gut" sein.

Zwar damit, daß wir richtig gebaute Instrumente haben, können wir das Experiment noch nicht richtig machen; um das zu können, müssen wir über bestimmte Kenntnisse und Fertigkeiten verfügen; aber ohne Instrumente könnten wir mit den schönsten Kenntnissen und Fertigkeiten nichts anfangen. Und damit, daß wir gute soziale Ordnungen haben, haben wir noch nicht den Willen und die Fähigkeit „gut" zu handeln; aber ohne richtige soziale Ordnung wird auch der beste Wille versagen, und die Fertigkeit wird sich in diesem Falle nicht einmal richtig ausbilden können.

Diesen tiefinneren Unterschied und doch tiefinneren Zusammenhang zwischen ursächlichem Geschehen und funktioneller Einheit hat Bernstein allerdings geahnt, wenn er an erstgenannter Stelle von einem bestimmten Prinzip spricht, womit die Ziele erfüllt sein müssen. Aber er versteht nicht, daß dies kein kausales Prinzip sein kann, keine neben der Oekonomie her wirkende Idee, sondern eine Gesetzlichkeit, die innerhalb des kausalen Werdens waltet. Diese Gesetzlichkeit besteht darin, daß die Handlungen freier, gleichberechtigter Menschen einheitlich zusammenstimmen, einander nicht hemmen oder aufheben. Es handelt sich also darum, an Stelle des heute noch herrschenden Prinzips der Beherrschung das Prinzip der sittlichen Gemeinschaft zum sittlichen Grundsatze zu erheben, oder mit anderen Worten: es gilt, bewußte, vernünftige Regelung an Stelle der Entwicklung durch blinde Gewalt zu setzen. Dies ist das sittliche Endziel, das freilich nicht, wie etwa eine Reichsgründung oder wie die Sozialisirung von Produktionsmitteln ein bestimmtes Endziel ist, das nach Erreichung des Erstrebten wegfiele. Es ist vielmehr, da die Menschheit immer neue Probleme vorfindet, das dauernde Endziel, das ewige Ziel, das wir uns zu setzen haben.

Und dieses Ziel giebt dann auch in aller wirklich bewußten Regelung den dauernden und obersten Maßstab für richtig und unrichtig, gut und schlecht her. Alle bestimmten Ziele, heißen sie, wie sie wollen, dürfen nur als Mittel zu diesem obersten Ziele betrachtet und müssen im Maßstabe des obersten Zieles verfolgt werden. Sobald wir die bestimmten Ziele selber zum Maßstab nehmen, bleiben wir in engherzigem Doktrinarismus stecken und verfälschen die Ethik und Sittlichkeit. Sektenfanatismus und Jesuitismus sind dann die Ergebnisse. Denn nicht alles, was im Lichte des bestimmten Zieles, z. B. des Vorteils der Kirche, des Staats, der Partei ꝛc. gut genannt werden müßte, ist auch dann gut, wenn wir es am dauernden Endziele messen.

Diese Unterscheidungen zwischen kausaler Bedingtheit und funktioneller Uebereinstimmung, sowie zwischen dauerndem Endziel und bestimmten Zielen sind durchaus notwendig*), wenn wir über die inneren Beziehungen zwischen Oekonomie und Ethik Klarheit gewinnen wollen. Ist das geschehen, so besteht keine Gefahr mehr, daß sich eine Ideologie als kausale Kraft neben die Oekonomie stellen und der Geschichte ehernes Muß einschränken wolle. Aber genau ebenso wie unsere Erkenntnis der Technik uns ermöglicht, in unserem technologischen Schaffen zweckentsprechend zu arbeiten, diejenigen Funktionen einzusetzen, die zum Ziele führen, so gewinnen wir auch durch die richtig verstandene Ethik den Maßstab, nach dem wir die ordnenden Funktionen in das gesellschaftliche Leben wie in unser eignes Thun zweckentsprechend einsetzen können. Und nur in dieser Hinsicht ist in der That die Ethik eine „höhere Instanz".

Wohnungselend in deutschen Großstädten im Lichte der Statistik.

Von Emil Zimmermann (Berlin).

Der moderne Mensch, der immer mehr ein Stubenmensch wird, ein Wesen, stetig mehr von der Natur abgeschlossen, der „großen Mutter", und der ein Leben in staubgeschwängerten Fabrikſälen und Aktenstuben zu führen gezwungen ist, kennt vor allem ein Sehnen, das sich mehr und mehr übermächtig fühlbar macht, die Sehnsucht

*) Diese Unterscheidungen hat R. Stammler in seinem sachlich vortrefflichen Buche: Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung, Leipzig 1896, so weit getrieben, daß man glauben könnte, er wolle kausale und teleologische Beziehungen ganz auseinanderreißen und damit unvermerkt doch eine teleologische Kraft neben die kausale setzen. So faßte auch ich es früher auf, freue mich aber, heute gestehen zu müssen, daß ich in dieser Beziehung im Irrtum war.

Digitized by Google

nach Luft und Licht! Die überreizten und mißhandelten Lungen und Luftwege des Großstadtmenschen schreien förmlich nach dem alleinigen Heilmittel, dem sauerstoffreichen Lebensodem, wie er durch die Wälder und über die Fluren weht, und in der erschreckend anwachsenden Zahl der in den Großstädten an Lungenschwindsucht Sterbenden drückt sich ziffernmäßig die nackte Thatsache aus, daß diesen Vielen das Wichtigste zum Gedeihen gefehlt hat, Luft und Licht.

Gegen 18 Proz. aller Todesfälle sind in München Todesfälle an Lungenschwindsucht; 17 Proz. machen sie in Frankfurt a. M. aus; 15 in Königsberg i. Pr. und Köln; 14 in Düsseldorf, Bremen, Dresden; 13—12 Proz. in Berlin, Leipzig, Magdeburg; es giebt kaum eine einzige deutsche Großstadt, in welcher die an Lungenschwindsucht Verblichenen weniger als 10 Proz. aller jährlich Gestorbenen ausmachen! In Berlin hat sich im Jahrzehnt 1887/96 laut des „Statistischen Jahrbuchs der Stadt Berlin auf das Jahr 1896“ ja ein langsames Sinken der Ziffer bemerkbar gemacht, welche die Anzahl der an Lungenschwindsucht Hingerafften in Prozenten aller Gestorbenen ausdrückt; sie stand 1887 und 1889 auf 13,9, um für 1892 und 1894 auf 13 und für 1896 gar auf 12,2 herabzugehen; doch sieht sich der Direktor des Berliner statistischen Amtes, Herr Böckh, zu der Bemerkung veranlaßt*):

„indeß ist die Höhe der betreffenden Anteile noch fortdauernd eine so beträchtliche, daß immer wieder darauf hingewiesen werden muß, daß auch hier durch hygienische Maßregeln auf eine Verminderung derselben durch Einschränkung und Verhütung der Luftverderbung hingewirkt werden sollte.“

Wir wissen nun wohl, daß auch noch andere Ursachen bei der Lungenschwindsucht mitsprechen, als verdorbene, staubgeschwängerte Luft; aber in letzter Linie ist doch immer diese verantwortlich zu machen. Was die Lungenschwindsucht anlangt, so steht die Mehrzahl der Berliner Vororte günstiger als Berlin, Großlichterfelde hat nur ⅔ der Berliner Sterblichkeit, Friedenau, Friedrichsfelde, Stralau und Schöneberg unter der Hälfte; nur die Vororte mit großen Krankenhäusern und — Rixdorf stehen ungünstiger.

Was nützen uns alle Sanatorien für Lungenkranke, wenn nach wie vor über den Großstädten sich graue, undurchsichtige Staub- und Rußwolken erheben; wenn der kleine Mann, der den Tag über im Komptoir sitzt oder in der Fabrik sein muß, abends in enge Fabrikschornsteine eingesperrt wird, in die auch nicht ein Luftzug hinkommt! Denn was sind die engen Höfe in den Großstadtgrundstücken, um die sich von vier Seiten fünfstöckige Gebäude erheben, weiter als enge Schornsteine, die sich von den Feuerungsschornsteinen blos dadurch unterscheiden, daß sie keinen Zug haben!

„In einem Schornsteine zu wohnen wäre nicht schlimmer, als Hofmieter in solcher Luft und Licht beraubten Mördergrube zu sein,“ sagt Ernst v. Wolzogen, und exprimmt fährt er fort: „Wo bezieht seinen nötigen Sauerstoff jener Unglücksmensch her, welcher in einem solchen Pferdestall wohnt, im gleichen Brodem ißt, schläft und arbeitet? Warum muß er sich das gefallen lassen? Warum muß er ein schweres Geld bezahlen für eine Unterkunft, die immer neben dem — Kirchhof liegt?“

Ja, warum? so fragen auch wir, und wir können Ernst v. Wolzogen verstehen, wenn er — allerdings in einiger Uebertreibung — vorschlägt: „Für gewisse, großstädtische Bauunternehmer, die in allzu genialer Weise ansehnliche Bruchteile der Bevölkerung unter Dach und Fach zu bringen wissen, wäre der Ehrentitel Wirklicher Geheimer Mordrat etwa nach Vollendung der fünfundzwanzigsten Mietskaserne recht angemessen.“

In den neueren Stadtteilen von Berlin, namentlich im Westen, bebaut man die Grundstücke jetzt meist nur von drei Seiten, so daß etwas größere Doppelhöfe entstehen; aber auch das kann noch wenig genügen, da auch durch solche Kästen der Wind wenig hindurch ziehen und Schmutz und Verunreinigungen hinwegtragen kann. Betrachten wir die bebauten Grundstücke nach der Gebäudezahl, so ergiebt sich für einige Großstädte die folgende Tabelle:

Städte	von 1000 Grundstücken waren solche mit Gebäuden:					
	1	2	3	4	5	6 u. mehr
Berlin	536	308	103	32	11	10
Breslau	725	208	49	13	3	2
Charlottenburg	804	146	36	12	1	1
Dresden	771	185	36	6	1	1
Halle	734	251	12	3	.	.
Köln	951	46	2	1	—	—
München	549	352	67	32		

Dieser Tabelle nach scheint es ja nicht allzu schlimm auszusehen, da auch in Berlin, wo die Verhältnisse am schlechtesten liegen, noch immer 84 Prozent aller Grundstücke nur mit einem oder zwei Gebäuden bebaut sind; ein anderes Gesicht würde das Bild aber annehmen, könnte man genau angeben, wieviel Menschen in den mit 1 und 2 Gebäuden bebauten Grundstücken wohnen und wieviel in den Hintergebäuden der mit 3 und mehr Gebäuden bebauten.

Ungefähr kann man sich die traurige Lage vorstellen, wenn man die folgende Tabelle in Betracht zieht:

Städte	Es wohnten am 2. Dezember 1895 in Wohnungen mit heizbaren Zimmern Personen:									
	0	1 ohne Zubehör	1 mit Zubehör	2	3	4	5	6	7	8 und mehr	unbekannt
Berlin	10403	710322		478370	194433	89552	53904	33238	19730	32611	95
Breslau	295	116705	41645	107286	47369	17803	11684	6857	3613	4425	.
Charlottenburg	349	1142	32073	39291	20348	9698	5768	6320	4858	8693	.
Dresden	289	8240	130184	89741	45625	21132	11830	8047	5140	10974	.
Halle	25	2141	44630	26050	14864	8472	5776	3375	1176	3572	.
Hamburg	1461	1767	122164	189357	141585	64260	29500	14636	8456	26291	1104
Leipzig	102	1349	108313	140698	68217	32496	14009	8665	5220	19070	.
München	830	20910	73294	106045	91174	65713			24270		

Danach wohnt die Hälfte der Berliner Bevölkerung in ungenügenden Wohnräumen und — in Hofwohnungen, da ja Wohnungen von weniger als 3 Zimmern mit Zubehör in Berlin in den seltensten Fällen in Vordergebäuden getroffen werden. Und ähnlich, wenn auch nicht ganz so wie in Berlin, liegen die Verhältnisse in andern Großstädten.

Das führt uns zu einem Thema, welches eigentlich eine Besprechung für sich beanspruchte, zu dem Thema von der verhängnisvollen Rolle, welche die wilde Grundstücksspekulation im Wohnungswesen der Großstädte spielt.

Der Staat und die Städte haben hier schwere Versäumnisse begangen, die nicht wieder gut gemacht werden

*) Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, 23. Jahrgang, 1898, Seite 100.

Digitized by Google

kannen; sie haben dem Einzelnen das überlassen, und zumeist dem Nichtstuer, was der Allgemeinheit hätte zu Gute kommen müssen.

Aus einer Stadt entwickelt sich eine Großstadt infolge günstiger Lage, infolge der rastlosesten Thätigkeit der Bewohner des ganzen Bezirkes, der in dieser Stadt seine Hauptstadt, seinen Handels- und Stapelplatz hat; in diese Stadt ziehen infolge des Mehrbedarfs von Kräften fleißige Hände in großer Zahl zusammen, die alle Wohnungen beanspruchen, weshalb die Gebäude nur so aus der Erde schießen.

Wie in aller Welt kommt nun ein Mensch dazu, von seinem Grund und Boden, bloß weil er an dieser Stadt gelegen ist, für die Quadratrute Landes Hunderte von Thalern zu verlangen, während das Land gemäß seiner Ertragsfähigkeit den hundersten Teil soviel wert ist? Hat der Mann gearbeitet dafür? Und auf welche Rechte stützt er sich? Nicht das mindeste Recht hat er; er hat sich in räuberischer Weise vielmehr einen Wert angeeignet, welchen die Allgemeinheit geschaffen hat!

Und ist dieser Wert nicht nur ein Scheinwert? Mit der Phrase vom Nationalvermögen, das muß einmal klar ausgesprochen werden, wird der größeste Humbug getrieben! Es spielen hier Werte eine Rolle, die eigentlich nur zufällige, nur Liebhaberwerte sind, u. a. auch die Grundstückswerte in den Städten. Sie sollen Hunderte von Millionen im Nationalvermögen darstellen; ja, aber was ist das für ein Vermögen, für welches die eigene Nation die Zinsen zahlt! Und liegt es bei Grundstücks- und anderen Werten etwa nicht so? Besondere Verhältnisse haben da den Preis eines Stück Landes in die Höhe getrieben, aber nicht seinen Ertrag! Was hat die Nation davon, daß die Quadratrute Bauland in der Berliner Friedrichstraße Tausende von Mark kostet, wenn dieselbe Nation in Gestalt von gesteigerten Mieten die Zinsen für diesen eingebildeten Wert zahlt! Das hat nur den Effekt, daß Vermögensverschiebungen innerhalb der Nation vorgenommen werden, aber hat nicht zur Wirkung Vermögenserhöhung; eher tritt in Wirklichkeit eine Vermögensverminderung ein, da das Auftreten solcher Scheinwerte einer Reihe von Personen erlaubt, ohne die Leistung produktiver Arbeit auf Kosten der Nation zu leben. Vermögenserhöhungen können nur eintreten, wenn ein Stück Land z. B unter höhere Kultur genommen wird, so daß es höhere Erträge bringt; niemals aber kann für die Nation ein Stück Land höhern Wert beshalb haben, bloß weil viele Menschen dabei vorbeilaufen, oder weil ein fünfstöckiges Haus darauf steht, das hohe Mieten bringt. Wäre dem so, dann brauchten wir ja nur die Mieten ins Ungemessene steigern oder achtzehnstöckige Gebäude aufstürmen, um jubelnd zu rufen: das Nationalvermögen hat sich erhöht!

Nicht Spekulationswerte, sondern nur Produktivwerte stellen das Vermögen einer Nation dar und nicht zuletzt ihr Reichtum an gesunden und arbeitsfähigen Individuen.

Spekulanten sind Schmarotzer, und als echte Schmarotzer leben sie von der Vernichtung der Andern, die Grundstücksspekulanten von der Vernichtung vieler kräftiger Leben, welche um dieser „Erhöhung des Nationalvermögens" willen einem frühen Siechtum verfallen müssen.

Wenn die unerträgliche Steigerung der Bodenwerte nicht wäre, was gäbe es denn noch für einen Grund, Mietskasernen aufzuführen? Ein Kapitalmann, der einfache und nette Arbeiterhäuschen mit 5—6 Wohnungen bauen würde, müßte doch denselben Vorteil haben wie der „Geheime Wirkliche Mordrat" von seinen Fabrikschloten!

Es muß im Interesse einer gesunden Entwicklung das ganze hochwohllöbliche Spekulanten- und Gaunertum aufs schärfste bekämpft werden; hier giebt es keine Rechte, die zu schonen wären; denn höher steht das Recht auf gesundes Wohnen unserer Großstadtbevölkerung, die einen immer größeren Anteil an der Gesamtbevölkerung ausmacht. Schon bei der letzten Volkszählung lebten in 28 Städten mit über 100,000 Einwohnern gegen 8½ Millionen von den 52½ Millionen deutscher Bevölkerung, 1900 werden es in 30 Großstädten über 9 Millionen von 55 Millionen sein! Darf man zusehn, wie die Lungenschwindsucht und andere Krankheiten, wie Bleichsucht, Ernährungskrankheiten u. s. w. diese Menge körperlich herunterbringen?

Man komme ja nicht damit, daß man sagt: Die Sterblichkeit in unsern Großstädten steht unter dem Landesdurchschnitt!

Das ist nur scheinbar der Fall!

Man darf nicht vergessen, daß es in den Großstädten eine gesunde und kräftige zahlreiche Militärbevölkerung giebt; weiter leben in Berlin allein gegen 100,000 meist junge und kräftige Dienstboten, junge Männer und junge, kräftige Leute aus der Provinz ziehen in Massen zu, kein Wunder, daß da die Sterblichkeit außergewöhnlich günstig beeinflußt wird!

Auf der Statistiker-Konferenz in Wien wurde die Unbrauchbarkeit der Promillesätze der Sterbenden als Sterblichkeitsziffer allgemein anerkannt, und schon seit 1876 führt der Direktor des statistischen Amtes in Berlin eine korrektere Berechnung durch, die sich mehr den Landesverhältnissen im gesamten nähert, und die ganz andere Ergebnisse aufweist. Es war in Berlin:

für das Jahr	die gewöhnliche Sterblichkeitsziffer	die korrekte nach Böckh	für das Jahr	die gewöhnliche Sterblichkeitsziffer	die korrekte nach Böckh
1876	31.54	33.15	1888	21.49	25.76
1879	31.19	32.93	1889	24.18	28.82
1880	31.39	31.87	1890	22.44	27.55
1882	27.42	30.42	1892	21.23	26.26
1884	27.75	31.94	1894	19.82	25.21
1886	26.91	31.40			

Dabei ist noch die Frage, ob auch diese Tafel korrekt ist; denn wie viele verlassen Berlin, nachdem sie hier dem Siechtum verfielen, um dann schließlich an einem andern Orte ganz zusammenzubrechen!

Um wieviel die Spekulation das Nationalvermögen bloß in Berlin „bereichert" hat, kann man ungefähr daran berechnen, daß 1896 der Bodenwert von 23367 Berliner Grundstücken etwa 2000 Millionen Mark betrug, über halb soviel wie der Feuerkassenwert der Gebäude dieser Grundstücke der zur selben Zeit mit 3615 Millionen Mark angegeben wurde. Und so sehr hofft man auf das Bleiben dieses Boden„wertes", daß die Berliner Grundstücke 1896 mit 4284 Millionen Mark beliehen waren, um 670 Millionen Mark über den Gebäudewert hinaus. Ueberhaupt sind Berliner Grundstücke zu 77 Proz. ihres kapitalisirten Zinsertrages belastet!

Die Entwickelung ist schon so weit gediehen, daß man kaum noch einen Ausweg weiß; die wüste Spekulation, dieses Weitergeben von Grund und Boden und von bebauten Grundstücken von Hand zu Hand hat die „Gewinne" außer auf die großen, mit fetten Bissen abgefundenen, auch noch auf so viel kleine Spekulanten verteilt, daß ihr Verbleib kaum noch nachgewiesen werden kann. Die gegenwärtigen Besitzer, die auch haben hohe Summen zahlen müssen, erheben nun ein großes Geschrei von Gewalt und Gewaltthaten, wenn es dem Grundstücksschwindel an den Kragen gehen soll. Es ist jetzt so, daß die Haus- und Grundstücksbesitzer auch in der Zwangslage sind; aber gerade deshalb müßten sie am ehesten nach einer durchgreifenden Reform rufen, da auch für sie die Dinge so nicht weitergehen können. Das gesamte

Digitized by Google

Wohnungsmietwesen stellt sich jetzt als eine Schraube ohne Ende dar, fortgesetzt sucht man die Wohnungspreise in die Höhe zu treiben; aber jeder muß doch einsehen, daß das eine Grenze haben muß!

(Schluß folgt.)

Erkenne dich selbst.*)

Von Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen).

Die Büste in der Ecke neben meinem Büchergestell schaut mich so eigentümlich an. Der Sifenkopf ist es, in dem man Sokrates zu erkennen glaubte. Ich habe mich an diese Deutung gewöhnt.

An der Wand hängt Marlenchens Wachholderkranz. Ich setze ihn dem Weisen auf — er lächelt schalkhaft.

„Was giebt's denn, Sokrates? Willst du mir was sagen?"

Stumm nickt der Ironiker: „Erkenne dich selbst!"

„Nun freilich, Sokrates! Ich weiß! Nen ist gerade nicht, was du mir da offenbarst."

„Wirklich?"

Wie überlegen das klingt! Ich komme mir auf einmal sehr klein vor. Sollte mein Verständnis vielleicht doch nicht an ihn hinanreichen? Sollte der Spruch einen verborgenen Sinn enthalten, der nun eine Knospe treibt und sich austhun will?

„Erkenne dich selbst! Bisher meinte ich, das soll heißen: Kehr' ein bei dir, prüfe, durchforsche, richte und sichte dein Inneres!"

Um den Mund des Weisen spielt der spöttische Zug: „Natürlich! Habe auch kein andres Verständnis von dir erwartet. Du kennst mich ja bloß von dem, was die Schulmeister dir erzählt haben. Und die freilich verstehen mich nicht besser — legen mir ihre eigene Moralphilisterei in den Mund. Wie könnten sie auch etwas Anderes in mir finden, als eben — sich selbst? Ich sage ja: Erkenne dich selbst — im Andern wieder!"

Wie eines Blitzes Schein huscht es durch das Zimmer, und aufgeregt laufen meine Gedanken durcheinander. Ah! War da nicht der neue Sinn? Erkenne dich selbst — im Andern wieder! Ich merke, Sokrates — im Andern — darauf kommt es an! In sich sein Selbst erkennen — das ist nur eine Vorstufe. Im Andern sein eignes Selbst wiedererkennen — ja darauf. . ."

„Freilich kommt es darauf an! Sonst wäre mein Wort nur platte Alltagswahrheit, nicht wert, daß mich drum die Pythia den weisesten Sterblichen hieß. Endlich also, endlich fängst du an, zu begreifen! Nun laß dich aber nicht abbringen von der Gedankenknospe! Paß auf, wie sie sich entfaltet! Erkenne dich selbst im Andern wieder! Was siehst du?"

Da geht vor meinen Augen ein Vorhang auseinander, und ich schaue durchs Fenster die liebe, bekannte Welt — schaue Felder und Forste, mähende Ackersleute, Pferde vor dem Erntewagen, Fischer, die mit Netzen blitzendes Gewimmel aus den Fluten ziehen, dörfliche Strohdächer, die fernen Türme der Stadt, Wolken und Krähen, blauende Weiten. . .

Und alles grüßt mich geschwisterlich — jedes Geschöpf ein Spiegel, drin ich mein eignes Wesen finde — das ganze Getriebe ein Wiederhall dessen, was in mir selber spricht. Blumen und Halme nicken: „Ich bin du!" Der Sommerwind rauscht, schäumende Wellen jauchzen — und wir sind im Innersten Eins.

Nun wird mir klar, warum mein Fühlen so schwärmerisch versinken kann im Blauen droben und in der wallenden Flut. Ich weiß, warum ich Lerche, Reh und Schmetterling so wohlgefällig ansehe. Ich weiß, warum meine Sehnsucht davon träumt, aus jedem Menschenantlitz Adel und Seligkeit strahlen zu lassen. All diese Wesen sind ja mein tiefstes Selbst! Was ich bisher nur ahnte, nun ist es klar.

Und nun will ich auch wandeln in dieser Klarheit! Will mich völlig heilen vom engen Blicke! O vielleicht gelingt mir noch Höheres! Vielleicht kann ich vom niedrigen Schrankenkram das All erlösen — alle Wesen in mir erlösen — der ich ja den Quell aller Wesen hier im Innersten hege.

„Ja erlöse, erlöse!" ruft es tausendstimmig, und Blumen, Rebengen, Wolken, Wellen, Fischer, Ackersleute blicken mich flehend an. „Erlöse — Heiland, Heiland!"

Ich schrecke zusammen, ein Zittern befällt meine Glieder. „Heiland? Ich? O was vermag denn ich über euch — ihr fremden Wesen!"

„Wir sind nicht fremd — sind ja dein eigenes Wesen!" ruft es.

Die Abendsonne glüht durchs Fenster mir ins Auge. „Deine Sonne bin ich! Niemand sonst empfindet mich wie du, Niemand genau so wie du!"

Und dann brausen wieder die flehenden Stimmen: „Erlöse, erlöse, du kannst es! Glieder sind wir deines Selbst."

Verwirrt greife ich an meine Stirn und stammele: „Hilf mir, Sokrates!"

Der aber nickt feierlich: „Haben sie etwa nicht recht? Du kannst sie erlösen — sie gehören ja zu dir. Erkenne dich selbst!"

„Aber doch nicht als bloße Traumgeschöpfe gehören sie zu mir — so daß ich ihr Schicksal bloß wunschlumen brauchte! Auch für sich sind sie da, sind Sonderwesen. Dort die Schnitter und die Fischer haben eigene Persönlichkeit gleich mir!"

„Allerdings gleich dir! Genau das Gleiche, das Selbe waltet in euch und knüpft euch zusammen zu einem Reigen, einem gemeinsamen Schicksal. Du gehörst zu ihrem Schicksal — und sie gehören zu deinem Schicksal — du erlebst sie! All dein Erleben aber wächst hervor aus deinem tiefsten Selbst. Drum eben haben sie recht, wenn sie flehen „erlöse!" Du kannst es! Erkenne dich selbst — erkenne deinen Dämon!"

„Dämon?"

„Der dein Schicksal vollendet, das ist der Dämon — dein Beruf zum Höchsten! Den erkenne in dir!"

„Aber, Sokrates, wie du sagst, jene Wesen gehören zu meinem Schicksal, drum kann ich sie erlösen — so muß du auch zugeben, ich gehöre zu ihrem Schicksal, drum können sie mich erlösen."

„Freilich können sie das — das heißt, wofern du willst, wofern du dich erlösen läßt! Auf dich kommt es jedenfalls an — wollen mußt du, sonst geheißt keine Erlösung. Erkenne dich selbst!"

„Aber gewiß will ich, Sokrates! Sieh doch, wie ich will! Hier stehe ich und breite sehnsüchtig die Arme. Komm nun, Welt! Umschlingen will ich dich mit Liebeskraft! O du mein Selbst, wandle dich, wandle dich, wandle dich! — Was ist das? Es bleibt ja alles, wie es war! Ach, die Welt will nicht, die spröde Welt!"

„Oder du willst nicht, du spröder Heiland! Erkennst du dich nicht selbst im Andern wieder? Siehe doch — schlägerig ziehn die Wolken — die Krähen zanken sich um ein Aas — der Fuhrmann haut mit dem Peitschenstiel den Pferde ins Gesicht — dort weint eine Wittwe mit ihren Waisen, weil man sie von Haus und Hofe treibt — ein Mörder glotzt hinter Eisensprossen hervor, man baut sein Blutgerüst . . ."

*) Aus „Offenbarungen des Wachholderbaums. Roman eines Alliehers." Das Werk ist noch nicht erschienen.

Digitized by Google

„Hör' auf, Sokrates! O gräßlich! Und ich mit meiner Heilandschaft! Ich Thor, vermeffener Thor!"

„Erkenne dich selbst im Andern wieder! Was du da schaust, ist nur dein Spiegelbild. Das foltert dort und raubt und mordet, weil du selber grausam, Räuber und Mörder bist!"

„Wie denn? Bin ich etwa verantwortlich für fremde Schuld? Ich wollte ja das Beste!"

Ein heller Blick durchdringt mich wie ein Pfeil. „Wirklich? Wolltest du? Nennst du das Wollen, wenn du von dir abschüttelst die Schuld der Erlösungsbedürftigen? Sieh her, was ich that!"

Und auf einmal wird Sokrates bleich und schmächtig — Blut perlt auf seiner Stirn, die nicht Wachholderzweige, sondern Dornen krönen — er breitet die Arme — und wie Orgelbrausen tönt es: „Siehe das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt!"

Ich stürze auf die Knie und berge das Gesicht in meinen Händen. Da spricht es mit sanftem Vorwurf: „Und du? Hochmütig fragst du: „Bin ich etwa verantwortlich für fremde Schuld? O begreife doch: Sich selbst erkennen, heißt auch, in der fremden Schuld die eigene erkennen! Und das ist das Erste für den Heiland!"

Traurig fährt die Stimme fort, dumpf und leise: „Aber freilich — die sich Heilands Jünger nennen, ahnen nicht, in welchem Sinne er der Welt Sünden auf sich nahm. Die in ihrem Gotte nicht mehr erkennen, als sich selbst, dichten ihm lechzende Rachsucht an. Als stellvertretendes Opfer, so wähnen sie, habe das Lamm den göttlichen Blutdurst gestillt — die Thoren! Thu' wenigstens du ihre Thorheit von dir und schaue! Dann gehe hin in alle Welt, zu künden: Es wird niemand erlöst, der nicht in sich von Neuem gebiert das heilige Lamm, das der Welt Sünden trägt! Erkenne dich selbst!"

In Andacht lauschend liege ich und wage keinen Widerspruch. Nur daß etwas in mir zischelt — störend zischelt: „Und doch! Ein Unterschied ist zwischen dir und den Anderen! Du bist es doch nicht, der Witwe und Waisen dort von Haus und Hofe treibt!"

Grollend kommt die Antwort: „Du bist es nicht? Ei, warum läßt du es denn geschehen? Warum kümmert dich die Witwe so wenig? In deinem Nächsten liebe dich selbst — das auch heißt erkenne dich selbst. Blinder Jünger! Du und dein Nächster sind nicht zweierlei. Wenn er leidet, mußt du leiden! Thu' die Augen auf und sieh, daß ihr eines Leibes Glieder seid — du und die Witwe mit den Waisen. Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen — so wirst du einen Schatz haben, einen Schatz an Erlösung."

Schmerzhaft zuckt durch meine Seele das blendende Licht, und ich erkenne mich — sehe, daß ich es bin, von dem geschrieben steht: „Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm; denn er hatte viele Güter."

Meine Niedergeschlagenheit macht Mieue, unwirsch aufzutreten. Ich möchte mich aufs Streiten verlegen, möchte sagen: „Was hilft es, wenn ich meine Güter opiere? Das wäre ein Tropfen auf einen heißen Stein! Was hilft es, wenn die anderen Reichen es nicht ebenso machen . . .?"

Aber die Stimme vereitelt meine Anrede: „Heißt das erlösen, wenn man wartet, bis es den Anderen gefällig ist, Erlöser zu werden? Ich wollte ja das Beste! Hast du nicht so gesagt? Belüge dich nicht! Erkenne dich selbst!"

Da liegt gebrochen meine Vermessenheit im Staube, stammelnd entringt sich mir das Geständnis: „Ich sehe es ein — zum Heiland bin ich zu schwach! Aber muß denn gleich das Höchste unternommen werden? Ist es denn nicht schon etwas, wenn ich mich fern halte vom großen, groben Unrecht — wenn ich mich nie beteilige an solcher Ausplünderung bedürftiger Witwen und überhaupt . . .?"

„Du beteiligst dich nicht? So erkennst du dich nicht in den harten Gläubigern der Witwe wieder? Machst du nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache? Ist nicht der austreibende Beamte dort mit bunter Mütze und Säbel ebensogut von dir wie von den Gläubigern bestellt? Treibt er nicht im Namen eines Bundes aus, den du mit den Gläubigern eingegangen bist, und den ihr Ordnung nennt? Bist du nicht eine Stütze dieser Ordnung? Läßt du nicht von ihr deinen eigenen Reichtum hegen? Stammt dein Reichtum nicht vom Ausplündern?"

„So ist es!" ruft eine rohe Stimme. Der Verbrecher ist es, der wild hinter seinen Kerkersprossen hervorlugt. „Himmelkreuz, wenn alles plündert, warum durfte ich es nicht? War ja nur Vergeltung, was ich that. Mich hatten die Reichen gründlich ausgeplündert, als ich hinterm Zaune lag, hungrig und ohne Obdach. Hab's verdammt nötig gehabt, daß mir der dicke Viehhändler mit seiner Geldkatze in den Weg kam. Weil ich den beim Ausplündern kalt machte, wollen sie nun mich selber kalt machen. Und das nennen sie Recht, daß sie sich herausnehmen, was mir verboten ist! Hol der Teufel die ganze Bande! Himmelkreuz . . . Haha! Er hat sie ja schon geholt — verdammt ja — hat sie schon! Wahrhaftig, längst schmachtet die Bande in der Hölle, und der Teufel zwickt sie mit glühenden Zangen. Ich selber bin eigentlich nichts anderes als solch eine Zange. Und weil ich wacker gezwickt habe, sind sie nun wütend und wollen mich abthun. Macht nichts! Der Teufel sorgt für neue Zangen; die müssen sie selber schmieden — das ist so ihre Ordnung! Und damit foltern sie einander so lange, bis — bis — ja was denn? Sollte es möglich sein? Sollten die Menschen schließlich doch mal zur Besinnung kommen und an ihre Brust schlagen und . . . . Herrgott! Das wäre ja das Paradies! Und dann wäre mein Leben ja kein Unsinn! Dann hätt' ich mit meinem Zwicken gar dazu beigetragen? Dann hätt' ich eine Mission — wär' ein Märtyrer! Herrgott, das erhebt . . ."

Und wieder die Erlöserstimme: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! Auch dein Treiben mündet schließlich hinein."

„Gnade, Gnade!" schluchzt der Verbrecher.

Und es tönt die Antwort: „Das Böse ist das unreife Gute — es reift sich aus in Ewigkeit! Da hast du die Gnade — das ist sie!"

Thränen stürzen aus meinen Augen, und ich rufe: „Der Verbrecher bin ich — seine Schuld ist meine — ich brachte ihn dahin — und in seiner Lage wär' ich nicht besser wie er! Alle Sünden nehm' ich auf mich! Nun erkenne ich mich selbst!"

Milde, doch wehmütig spricht die heilige Stimme: „Steh auf! Fest zu stehen, gilt es — nicht wie ein Schwächling zu knien und große Worte zu machen. Erkenne dich selbst! Gieb acht, ob deine Reue nicht ein flüchtiger Rausch ist! Gieb acht, was für einer du morgen, vielleicht schon in der nächsten Stunde bist! Dein Tiefstes nur entscheidet. Dein Dämon, der alles Leben deiner Welt beruft, er nur kann vollbringen die erlösende Wandlung."

„Und wie bestimme ich dazu meinen Dämon? Wie wirke ich auf den tiefsten Kern? Was gehört dazu?"

„Leben gehört dazu! Sieh mich an! Jahrtausende lebe ich nun schon — predigte als brauner Bettler unter Judens Sonne — trank in Athen den Giftbecher — ließ auf Gethsemane aus Kreuz mich schlagen — schmachtete in Kerkern und besteig Scheiterhaufen — alles für meinen Dämon! Und doch, wie roh ist nach alledem noch unser Menschenkern! Noch lange nicht zu Ende ist meine Mission — Aeonen hindurch hab' ich noch zu leben, zu wirken —

Digitized by Google

bis mein Thatenleib verschlungen hat die Menschheit und sich angegliedert. Nicht in der Zeit, in der Ewigkeit vollenden wir. Da sieht Du, was dazu gehört! Du aber wähnst, mit einer Umarmung, einem Dichterflackern die Reife zu vollenden. — Wohlan denn! Lebe lang, liebe treu, leide groß! Zahlloser Wesen Schicksal nimm auf dich! Durchdringe sie mit dem Erlösenwollen! Erlebe dich, erkenne dich in ihnen! So nur reift der Menschenkern — so erst wird Gott."

„Und dann — und dann? Wenn er gereift ist, was dann?"

„Dann wird du wissen, was noch höher steht, als höchstes Menschentum. Sei Mensch, und du wirst Menschliches erleben. Verkläre dich, und mit Verklärten wirst du dein Himmelreich bewohnen. Da draußen schaust du ewig nur dich selbst — all deine Welt ist deinesgleichen — du schaffst dein Schicksal dir — erkenne dich, erwecke dich!"

Streiflichter.

Volksuniversitäten in Frankreich. Durch die Zeitungen geht die Notiz:

„Eine Gesellschaft zur Gründung von Volksuniversitäten hat sich in Paris gebildet, die sich der moralischen und intellektuellen Erziehung der Arbeiterklasse widmen will, ganz nach dem Beispiel der Gesellschaft, die in London seit längerer Zeit mit großem Erfolge wirkt. Die jungen Leute, die sich an die Spitze dieses Unternehmens gestellt haben, sind Studenten, die der edle Wunsch beseelt, die Arbeiter den Gefahren der Schenken zu entziehen und ihnen Gelegenheit zur geistigen Fortbildung zu geben. In dem alten Faubourg Saint-Antoine ist die erste dieser Volksuniversitäten eröffnet worden, und hier werden allabendlich Vorträge über Moral, Wissenschaft und Litteratur gehalten. Der Erfolg, den diese Vorträge trotz ihres kurzen Bestehens erzielten, hat die Organisatoren des Unternehmens ermutigt, dasselbe auszudehnen und sie wollen am 1. Oktober ein zweitables Universitätsgebäude im Faubourg Saint-Antoine eröffnen mit einem Museum, Vortragssälen, einer Bibliothek, einem Unterhaltungs- und einem Turnsaal sowie Bureaux für medizinische und juristische Konsultationen. Das wird die erste Volksuniversität Frankreichs werden."

Man wird in Frankreich, wie in England und überall, wo mit der Verbesserung der Bildungsgegensätze Ernst gemacht wird, die Erfahrung machen, daß bei der „moralischen und intellektuellen Erziehung der Arbeiterklasse", die „den Gefahren der Schänken" entzogen werden soll, der sittliche Segen vor allem auch den Kreisen zu Gute kommen wird, die offiziell als Lehrende, wirklich meist als Lernende „in's Volk" gehen. Das alte Wort: docendo discimus hat nirgends mehr Geltung, als im Volksbildungswesen.

* * *

Wie man kolonisieren soll, zeigt der bekannte Friedensfreund Frédéric Passy ganz kurz im „Bulletin du Zollverein Européen" (Paris, April 1899). Er schreibt: „Ich wurde vor einigen Tagen gefragt, welche Rechte die zivilisierten Völker den minderwertigen Völkerschaften gegenüber hätten. Meine Antwort war: Gar keine — es sei denn das Recht der Verteidigung gegen sie, im Notfalle. Eine weitere Frage ging dahin, wie man es anfangen könnte, sie zu zivilisieren und dabei doch die natürlichen Hilfsquellen ihres Landes nicht unerschlossen zu lassen. Ich erwidere: Man erhöhe ihre Intelligenz und ihre Sittlichkeit durch gute Ratschläge, gutes Beispiel und gute Dienste, die uns dann gestatten, auch von ihnen solche zu verlangen.

Aber noch immer bevorzugen wir die bloße zerstörende und uns schuldig machende Gewalt. Und statt das Werkzeug, das, wie Michelet sagt, ganz eigentlich der Ausnützung des eigenen Bodens angepaßt ist, nämlich den Eingeborenen, nutzbar zu machen, zerbrechen wir es."

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. M. Am November hatte die hiesige Abteilung einen Vortragszyklus von Herren Dr. Penzig über: „Pädagogische Probleme" abhalten lassen, der gezeigt hatte, welches Interesse hier allen Schulfragen entgegengebracht wird. Durch diesen Erfolg ermutigt veranstaltete die Abteilung vom 6.—8. März a. c. einen weiteren Zyklus von 3 Vorträgen über die: „Sozialpolitischen Aufgaben in Schule und Unterrichtsverwaltung" welchen Herr Privatdozent Dr. J. Jastrow aus Berlin übernommen hatte. Auch dieser Zyklus fand großen Beifall und dankbare Anerkennung von Seiten einer großen Zuhörerschaft. Nachstehend geben wir den Bericht wieder, den die „Frankfurter Kleine Presse" über die Vortragsabende veröffentlicht hat: „Der Redner wies einleitend darauf hin, daß eine Zunahme des Einkommens der unteren Volksklassen an deren Verhältnis zu den oberen Volksklassen nichts ändern würde. Dieses Verhältnis ist nämlich viel mehr durch Bildungsunterschiede als durch wirtschaftliche bedingt. Gerade für die unteren Klassen ist es von grundlegender Bedeutung, daß die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten, die jeder Mensch mit zur Welt bringt, möglichst entwickelt und ausgebildet werden, weil in ihnen der eigentliche Kapitalbesitz der Minderbemittelten zu erblicken ist. Auch einem ungemein scheinbaren historischen Ueberblick über den Entwicklungsgang, den das Schulwesen in Deutschland seit dem Untergang des Römerreiches genommen hat, wies der Redner speziell darauf hin, daß die Alles überragende Bedeutung des Schreib- und Lesenunterrichtes in den heutigen Schulen darum beruhthet, daß im Mittelalter Lesen und Schreiben als Unterrichtsgegenstände der Klerker die erste Rolle spielten. Er wies nach, wie verfehlt es in unserer Zeit ist, daß die Volksschule den Kindern in allererster Linie das orthographisch richtige Schreiben beizubringen bemüht ist, über welchem Bestreben alles Uebrige vernachlässigt wird. Es muß vielmehr die Hauptaufgabe der Volksschule der Zukunft sein, die Ausbildung der persönlichen Fähigkeiten der Schüler zu pflegen und namentlich Auge, Ohr und Hand zu brauchbaren Werkzeugen für einen Jeden auszuzeichnen. Darum muß der Handfertigkeitsunterricht mit Lehrwerkstätten in den Mittelpunkt der Volksschule gestellt werden. Der Redner ist das gewerbliche Zeichnen zu pflegen, das allein den Handwerker heute befähigt, zu einer besseren Lebenshaltung zu gelangen. Bei der Volksschule ist immer darüber diskutiert worden, wer sie besuchen soll, dagegen wurde bei allen Verhandlungen, die sich mit den höheren Schulen befassen, ausschließlich über den Lehrplan diskutiert. Beides ist sozialpolitisch grundverkehrt. Grade bei der Volksschule muß der Lehrplan mit besonderer Sorgfalt aufgestellt werden, weil durch die Schulpflicht Alle gezwungen sind, dieselbe zu besuchen. Dagegen muß bei den höheren Schulen in erster Linie gefragt werden, wer sie besuchen soll. Heute ist es vollkommen Sache des Zufalls, wer an den Lehrplan der höheren Schulen teilnehmen kann, indem das einzige Kriterium der Zeit ist. Sozialpolitisch richtig geht eine Unterrichtsverwaltung erst dann vor, wenn sie es vermag, alle Intelligenzen im Lande in die höheren Schulen zu bringen, während wir heute gar nicht wissen, ob nicht die Intelligentesten hinter den Pflügen hergehen und begabten dem Handwerk, ohne daß die Welt jemals etwas von ihren ungeheuren Fähigkeiten erfährt. Im Interesse des ganzen Volkes muß mit der Anschauung gebrochen werden, daß der Besitzende allein seine Kinder auf die höheren Schulen schickt."

Hierauf behandelte der Redner die Frage, wie der Lehrplan für die Volksschule wohl in rationeller Weise zu gestalten sei. Er gab einen historischen Rückblick über die Versuche, die früher gemacht worden waren, um jene Ausbildung von Auge, Ohr und Hand, die der Redner in den Mittelpunkt des Volksschulunterrichtes gesetzt zu sehen wünscht, zu erreichen. Er wies auf die berühmte Schule in Schnepfenthal hin, in der bereits vor fast 100 Jahrhunderten versucht wurde, die Kinder für das gewerbliche Leben zu erziehen, und machte darauf aufmerksam, daß von allen diesen Bestrebungen nichts weiter in den Lehrplan der Volksschule übergegangen sei, als der Unterricht für weibliche Handarbeiten für die Mädchen. Hierauf kam er auf den Handfertigkeitsunterricht zu sprechen, für den der Anstoß aus Finnland über Schweden und Norwegen zu uns gekommen ist. Der Handfertigkeitsunterricht bezweckt die Kinder für das gewerbliche Leben vorzubilden und die in ihnen schlummernden Anlagen in rationeller Weise auszubilden. Während dieser Handfertigkeitsunterricht in den meisten zivilisierten Staaten Europas rasch in Aufnahme gekommen ist, steht ihm Deutschland nahezu ablehnend gegenüber. Freiherr v. Schenckendorf, der nationalliberale Abgeordnete, hat eine Statistik über die Verbreitung dieses Unterrichtes in den verschiedenen Ländern veröffentlicht. Daraus geht hervor, daß Deutschland erst an zwölfter Stelle steht, „und trotzdem," so fügte der Redner hinzu, „leiden wir uns in Deutschland noch ein, nach wie vor an der Spitze der Zivilisation in Bezug auf die Schule zu stehen." Der Grund für die ablehnende Stellung welche die Regierung diesem Unterricht gegenüber einnimmt, ist darin zu finden, daß die ostelbischen Großgrundbesitzer befürchten, die Kinder würden nicht länger genötigt sein, auf den Gütern zu bleiben, wenn sie die Fähigkeit erlangt hätten, ein Gewerbe zu betreiben. Herr Dr. Jastrow zeigte, daß wie in dieser Beziehung heute weiter zurück sind, als wir es zur Zeit der Leibeigenschaft vor mehr als hundert Jahren waren. Denn aus jener Zeit rührt die Bestimmung des Allgemeinen Landrechts, wonach solche Kinder der

Digitized by Google

ländlichen Bevölkerungen, welche die Fähigkeit erworben haben, sich durch ein städtisches Gewerbe weiter zu helfen, aus dem Leibeigenschaftsverhältnis entlassen werden müssen. Es ist bei der Fülle des Materials, das der Redner in überaus fesselnder und klarer Weise bot, ganz unmöglich, auch nur die wichtigsten Gesichtspunkte anzuführen. Zu erwähnen wäre noch besonders, daß in der Mädchenerziehung der Haushaltsunterricht in die Volksschule aufzunehmen sei. Diese Aufgabe sei auch von ganz hervorragender sozialer Bedeutung, denn es werde auf die ganze Lebenshaltung der unteren Volksklassen überaus segenreich wirken, wenn die Frauen der Arbeiter durch wirtschaftliche Kenntnisse, und zwar nicht nur im Kochen, den Arbeitern das Heim zu einem behaglichen gestalten könnten. Von privater Seite sind nach dieser Richtung hin schon vielversprechende Anfänge gemacht worden und der Redner hofft, es werde gelingen, auch die Schulverwaltung vor Allem in Preußen zur Förderung dieser Bestrebungen zu gewinnen. Hier ist auch eine Gelegenheit geboten, um Frauen in Aufsichtsbehörden zu bringen. Die Frauen dürfen sich nicht damit begnügen, nur Gleichberechtigung mit den Männern zu erlangen, sie müssen darauf bedacht sein, die Menschheit durch Neues zu fördern. Endlich kam Herr Dr. Jastrow darauf zu sprechen, daß man die Fortbildung der Schüler für die Volksschule als etwas Gegebenes betrachte. Sie ist eben die Schule für Alle und der Schüler, der in den höheren Schulen nicht mitkommt, wird für die Volksschule immer noch für gut genug gehalten. An einzelnen Stellen beginnt man bereits einzusehen, wie verfehlt dieses ganze System ist, indem die schwachbegabten Kinder die Intelligenzen in der Klasse hemmen, ohne selbst gefördert zu werden. Darum hat man jetzt begonnen — und Charlottenburg ist die erste Stadt, die dies versucht hat — besondere Schulen für Schwachbegabte zu gründen, die sich vorzüglich bewähren. Aber auch diese Anstalten werden erst dann vollkommen sein, wenn man die idiotischen Kinder ihnen entzieht und in besonderen Instituten herabbildet. Man ist auf diesem Wege zu ausgezeichneten Resultaten gelangt, die zur Nachahmung anspornen. — In dem Schlußvortrag am Mittwoch wurde a. A. die Frage behandelt, wie die Schüler für die höheren Schulen rekrutirt werden sollen. Dr. Redner wies auf Grund einer Statistik nach, daß beispielsweise bis zum Jahre 1906 kein Arbeitersohn in Königsberg auf die Hochschule kommen wird, während aus dem letzten Jahrzehnt aus dem katholischen Mathias Gymnasium in Breslau fünf Arbeitersöhne auf die Universität gelangten. Als schlimmster Mißstand ist die Thatsache zu betrachten, daß ein Verbindungsglied zwischen Volksschule und Gymnasium vollkommen fehlt. Eine rationell vorgehende Unterrichtsverwaltung muß dafür Sorge tragen, daß durch Prüfungen die Intelligenzen auf den Volksschulen entdeckt und in die höheren Schulen gebracht werden. In Preußen ergibt aber keineriei Zusammenhang innerhalb der Unterrichtsverwaltung, an der nicht wenigee als fünf Ministerien beteiligt sind! Auch die Unterstellung der höheren Schulen unter die Provinzialbehörden und der Volksschulen unter die Bezirksbehörden ist die Quelle vieler Mißstände. Nachdem der Redner noch dargelegt hatte, daß es ein Unding ist, den Unterrichtsminister nach seiner Stellungnahme zu kirchlichen Strömungen auszuwählen, sprach er die Hoffnung aus, daß die Unterrichtsverwaltung in Zukunft als die wichtigste Verwaltung in unserm Staatsleben betrachtet werden wird. Durch diese Vorträge, die sich durch außerordentliche Klarheit auszeichneten, ist eine Fülle von Anregungen gegeben worden, die in dem fruchtbaren Frankfurter Boden ohne Zweifel ihre praktische Wirkung üben werden. Viele Fuhrer des Herrn Dr. Jastrow rufen ihm gewiß ein von Herzen kommendes „Auf Wiedersehen" zu.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Herrn Hardens Fabeln. Von Franz Mehring. Berlin, H. Walther. 1899.

Das Recht zu lieben oder der Völkerfrühling. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage von Dr. jur. O. Rommel. München, Aug. Schupp 1899.

Uebermenschentum und Fuchsstaat. Ein Anarchistenidyll beleuchtet von M. Helle, Mainzer Verlagsanstalt 1899.

Dokumente der Frauen. Herausgeg. in Wien von Auguste Fickert, Marie Lang, Rosa Mayreder. Halbmonatsschrift. Leipzig, Kommissionsverlag Otto Maier. Bd. I. N. 1. u. 2.

Der Christus der Geschichte und sein Christentum. Der Gemeinde dargestellt von Georg Längin. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand.

Sozialistische und Ethische Erzlehung im Jahre 2000. Von Dr. Ferd. Kemsies. Berlin, H. Walther.

Lore. Ein Gedicht von Elisabeth Mießner. Berlin, F. Dümmler 1898.

Privilegiertes Spekulantentum. Ein Beitrag zur Hypothekenbankfrage. Von Ludwig Eschwege. (Soz. Streitfragen herausgeg. v. A. Damaschke (Heft V.) Berlin, J. Harwitz Nachf.

Sozialdemokratische Jugendschriften. Von W. Meyer-Markau. (Sammel. pädagog. Vorträge Bd. XI., Heft 12) Bonn, F. Soennecken.

Ist eine religionslose Moral möglich? Eine Festfrage untersucht von Karl Lühr. Berlin, Schwetschke und Sohn 1899.

Frauenrecht. Schauspiel in 3 Aufzügen von P. Berthold, Dresden-Leipzig, E. Pierson 1899.

Ueber Schopenhauer zu Kant. Ein kleines Geschichtsbild von W. Deutschthümler. Wien, Jacob Dienbock, 1899.

Die Seelenthorie und die Gesetze des natürlichen Egoismus und der Anpassung. Von F. Hauspaul, Berlin. C. Duncker 1899.

Briefkasten.

Einem Verehrer Emersons. Der Verfasser des Essays über Emerson schreibt uns auf Ihre Anfrage: „Uebersetzt ins Deutsche sind von seinen Werken meines Wissens: Nature (Hannover 1868), Essays in Auswahl, von Fabricius (Hannover 1857), English traits, von Spielhagen (Hannover 1852), Letters and social aims unter dem Titel: „Neue Essays" von Josde Kurz (Stuttgart 1874), Conduct of life (Leipzig 1885). Außerdem hat Hermann Grimm die beiden Aufsätze über Shakespeare und Göthe in den Bücher: Representative men übersetzt und eine Einleitung dazu geschrieben. Dies Buch ist auch unter dem Titel: „Vertreter des Menschengeschlechts" bei Reklam erschienen (5414/15), ebenso wie einige Essays (5702/3)."

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Aprilprogramm.

Dienstag, den 25. April, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Gruppe für ethische Bildung. Vortrag von Frl. Elisabeth Mießner: „Die Theorie von der freien Liebe und die Frauen. — Diskussion.

Sonntag, den 30. April, Abends 7¼ Uhr, Zimmermanns Festsäle, Lindenstr. 105. Vortrag von Bildhauer Hugo Rheinhold: „Bin ich Jedermann Rechenschaftsgleist schuldig?" — Nachher geselliges Beisammensein.

Gäste stets willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Ernstes Wollen.

Monatsschrift.

Herausgegeben von den Mitarbeitern der früheren Egidy'schen Versöhnung.

Erscheint am 1. jeden Monats. Jährlich 2,50 Mk., halbjährlich 1,25 Mk., für das Ausland 3 Mk. und 1,50 Mk. Mit der Beilage die **„Ethische Umschau"** von Gustav Maier, Zürich, die der Nr. 1 unentgeltlich beiliegt, erhöht sich der Preis um 1 Mk. jährlich.

Direktbestellung bei der Geschäftsstelle **Berlin W. 50, Marburgerstr. 12;** Postzeitungsliste Nr. 2376a.

Man verlange Probenummern.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,40 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2093.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 29. April 1899. | Nr. 17.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Prügel. Von Dr. R. Penzig. — Ethik und soziale Entwicklung. Von O. Marcuse. — Wohnungselend in deutschen Großstädten im Lichte der Statistik. Von E. Zimmermann. — Loki. Von Max Messer. — Streiflichter: Los von Rom. — Aus der ethischen Bewegung. — Vermischtes.

Prügel.

Von Dr. R. Penzig (Charlottenburg).

Zwei Gerichtsverhandlungen über tief beklagenswerte Vorkommnisse vor den Thoren von Berlin haben in jüngster Zeit wieder eine Frage, die in der pädagogischen Theorie ziemlich erledigt ist, zur öffentlichen Diskussion gestellt, die Frage nach der Berechtigung, bezw. Entschuldbarkeit in bestimmten Fällen, und nach den Grenzen der Prügelstrafe. In einer Volksschule der jungen Stadt Schöneberg hat eine unbescheidene, übertriebene und unvorsichtige Züchtigung den Tod eines Schülers mitverursacht, und im Waisenhause zu Potsdam erhielt ein achtjähriger Knabe für die entschuldbaren Versuche, aus einer überstrengen Anstaltspflege sich zu Lenten, die ihn liebgewonnen, zu flüchten, in barbarischer Weise neunundfünfzig Stockprügel. Das Gericht hat in beiden Fällen eine Ueberschreitung des den „Erziehern" zustehenden Züchtigungsrechtes nicht für vorliegend erachtet. Was die öffentliche Meinung dabei erregt, ist vor Allem die, Kundigen leider nichts Neues sagende, Thatsache, daß in weiten Kreisen der mit der Jugenderziehung Betrauten noch immer der Stock, die brutale Gewalt und auch rohe Schimpfworte als unentbehrliche Erziehungsmittel angesehen werden.

Wir wollen die Frage, ob das Vorkommen solcher offiziellen Prügelszenen mehr eine Verrohung des öffentlichen Geistes, oder ihre überwiegend strenge Verurteilung eine Verfeinerung desselben bedeute, auf sich beruhen lassen; wir verzichten auch auf die naheliegende Betrachtung, daß hier nur ein Symptom der modernen Geistesepidemie vorliege, die sich mit den Worten Schneidigkeit, Kraftaubetung, Gegnerschaft gegen den „Humanitätsdusel" und Aberglauben an die heilende Macht der Gewalt bezeichnen läßt. Es soll nur versucht werden, den Weg zur Abhilfe dieser schwer auf der Vervollkommnungsfähigkeit unseres Volkes lastenden Mißstände anzudeuten.

Das Hauptthindernis für die Anerkennung der von der wissenschaftlichen Pädagogik jetzt fast einstimmig ausgesprochenen Verurteilung körperlicher Züchtigung zu Erziehungszwecken in weiteren Kreisen bildet die mit dem Schein einer gewissen derben Bonhomie immer wieder zu hörende Ansicht: „Ach was, auf einen derben Dummenjungenstreich gehören derbe Prügel; haben sie uns nicht geschadet, so werden sie wohl auch der zimperlichen jungen Generation wohl thun." Ein Echo davon war in der, dem wissenschaftlichen Ruhmeskranze des großen Chirurgen übrigens kein Lorbeerblatt hinzufügenden Aufsage des „Sachverständigen" in Potsdam zu vernehmen. Herrschte auch nur in der gebildeten Welt Einstimmigkeit über die psychische Schädlichkeit und pädagogische Unbrauchbarkeit der Argumente des Stockes und der Ohrfeige, dann dürfte kein Lehrer, ja kein Krankenwärter oder Gefangenenaufseher es wagen, die seinem Schutz Befohlenen zu mißhandeln, um ihnen angeblich Gutes zu thun. Nun ist jene Beobachtung von der relativen Unschädlichkeit genossener Prügel aber in den weitaus meisten Fällen richtig. Abgesehen von der erstaunlichen Heilkraft der grundgütigen Menschennatur, die selbst recht grobe Versehen der Erzieher unschädlich zu machen weiß, wirkt dabei der Umstand mildernd, daß vor 30—40 Jahren die körperliche Bestrafung ganz allgemein als unumgänglicher Bestandteil aller Erziehung angesehen wurde. Einige Jahrzehnte weiter zurück galt sie ja auch für den Erwachsenen in irgend welchem Unterthanenverhältnisse nicht als ehrenrührig. Pädagogisch zerrüttend und positiv schädlich wirkt nur ungerechte Bestrafung, gleichviel in welcher Form diese erfolgt; die Art der Bestrafung aber wird kulturgeschichtlich bestimmt durch den Standard ethischen Empfindens, und wenn Väter und Söhne beide noch in einer Zeit leben, wo Prügel nicht als Verletzung der Menschenwürde empfunden werden, so mag ihr Schaden gering sein neben der Befriedigung des roheren Gerechtigkeitsgefühls, das für eine Schuld Strafe verlangte. Eben darum ist aber der Schluß vom Gestern aufs Heute falsch. Mag auch das Bewußtsein von der doppelten Roheit körperlicher Züchtigung, die den Schlagenden wie den Geschlagenen entwürdigt, noch nicht allgemein sein, es ist da, und naturgemäß in der jüngeren Generation, wo nicht eingewurzelte Vorurteile zu überwinden waren, lebhafter als in der älteren. Man denke nur kurz an die gewaltige Ausdehnung des Begriffes persönlicher Ehre über alle Volkskreise in unserem Jahrhundert und hauptsächlich in den letzten zwanzig Jahren!

Der Vater, oder Erzieher, der also heute noch die Zucht seiner eigenen Jugend einfach nachahmt, straft die ganze geistige Entwicklung des Volkes innerhalb 30 Jahren Lügen und er sehe sich wohl vor, daß er nicht mit seinem Stock gerade die zartesten, kaum aufsprießenden Keime edlerer Menschlichkeit treffe!

Digitized by Google

Von dem Berufe aber, der ein ganzes Leben in den Dienst der jungen, der neuen Menschheit stellt, muß schlechtweg verlangt werden — natürlich nicht, ohne auch in der Vorbildung und Erziehung der Lehrerschaft die nötige gesetzliche Vorsorge zu treffen — daß es für ihn der höchste Ehrenpunkt sei, die Forderung der pädagogischen Theorie in Praxis umzusetzen. Der Lehrer, der seine Unfähigkeit zu sittlicher und geistiger Leitung der Jugend so grob zur Schau stellt, daß er nur mit Hilfe des Bakels zu „regieren" im Stande ist, muß von der Verachtung seiner Standesgenossen und von der Disziplinierung seiner Vorgesetzten ereilt werden. Prügeln entehrt, nicht das unglückliche Opfer, sondern den seinem hohen Berufe nicht gewachsenen Erzieher.

Man wende nicht ein, daß es gegen bestimmte Roheitsverbrechen, gegen verworfene Sprößlinge einer in tiefster Erniedrigung vegetierenden Bevölkerung kein anderes Mittel gebe. Das wäre die Bankrotterklärung jeder Erziehung! Völlig sittlich Verwahrloste gehören zunächst überhaupt nicht in öffentliche Schulen, aber ferner dürfte im „Korrektionshause", im Arbeitshaus und in der Strafanstalt, wo diese Elemente Aufnahme finden, erst recht der Roheit nicht mit Roheit, der Gewalttätigkeit nicht mit Gewalt entgegengetreten werden. Wer auch nur eine Ahnung hat von der erziehenden Kraft liebreichen Entgegenkommens und von der Gewissensverhärtung, die durch strafende Strenge hervorgerufen wird, der wird sich durch alle Scheingründe einer vergangenen Weltanschauung nicht mehr beirren lassen. Freilich — unsere „berufenen" Erzieher leben noch immer vielmehr im alten Testament mit der rächenden und strafenden Gottheit, als in der Gegenwart oder auch nur im Christentum Christi. —

Ebenso deutlich ist es, daß auf die schwierigsten Posten des Volkserziehungsheeres — die Volksschullehrerstellen in Verbrechervierteln u. s. w. — die besten pädagogischen Kräfte gestellt werden müßten. Es ist Kommandierung direkt vor den Feind! Die höchste Ehre, die größte Verantwortung, die segensreichste Leistung für das Volksganze — darum freilich auch — Herr Bosse und v. Miquel mögen mir verzeihen — die größte Gegenleistung des Staates! — Wohin geraten wir? Zukunftsträume! Zurück zur Gegenwart. Eine Verordnung könnte, gewissermaßen zum Uebergange, schon jetzt ergehen: Die körperliche Strafe muß reglementiert werden; sie dürfe nur in Gegenwart von Rektor und Kollegenschaft, und zwar vom Lehrer eigenhändig, als pädagogisches Meisterstück, vorgenommen werden. Gleichgiltig auch für welche Missethat. Nur der Stümper fängt bei Lüge oder Unsittlichkeit an; ein nicht gelöstes Exempel genüge. Es sei eine feierliche Haupt- und Staatsaktion der Schule, nämlich — als Umkehrung des Ritterschlages — die öffentliche Selbstdegradation des Erziehers zum Büttelknecht. —

Ethik und soziale Entwicklung.

Von Rechtsanwalt O. Marcuse, Breslau.

Wenn wir die Schriften der Moralphilosophen des vorigen Jahrhunderts lesen, so finden wir als allen gemeinsam die Grundanschauung, daß, wie der Mensch von Natur gut, so auch die ursprüngliche Ordnung menschlichen Beisammenlebens von Natur gut ist, und daß das Ziel alles Strebens nur darin bestehen kann, den ordre naturel, die natürliche Ordnung der Dinge, in möglichst reinen Formen wiederherzustellen. Wie segensreich auch die praktischen Folgerungen aus dieser Anschauung gewesen sind, wie bedeutsam namentlich der Ruf: „Zurück zur Natur!" auf dem Gebiete der Erziehung gewesen ist — ich erinnere an die epochemachende Schrift Rousseaus über die Erziehung, an Pestalozzi, an Basedow u. a. —, so kann doch jene Anschauung, die in Wirklichkeit nichts als der in das Philosophische umgesetzte Mythus vom Sündenfall ist, nicht anders als unhistorisch und phantastisch bezeichnet werden. Freilich ist hierbei nicht zu verkennen, daß für Bildung dessen, was wir heute wissenschaftliche Ethik nennen, im vorigen Jahrhundert ziemlich alle Voraussetzungen gefehlt haben: der ungeheure Stoff, der zur Schaffung und Festigung unserer neuen sittlichen Ideale außerordentlich beigetragen hat, die Erkenntnis von der Entwicklung der Arten, der Erhaltung der Kraft, der Unermeßlichkeit des Raumes und der Zeit, dem Bedingungen des Völker- und Einzellebens, dem Verhältnis zwischen Produktion und Konsumtion, der durch ganz bestimmte Gesetze bedingten Entstehung der Verbrechen u. a. m. war damals höchstens im Keime vorhanden. Die menschliche Vernunft lebte und webte in den aus der Vorzeit überkommenen einfachen Vorstellungen und ergötzte sich, unbekümmert um die realen Grundlagen alles wahren Erkennens, an den Gestalten, die sie aus ihrem eigenen Schoße gebar. So bildete denn den Ausgangspunkt wie den Schlußpunkt aller sittlichen Betrachtungen der Mensch, das Individuum für sich, isoliert, frei von jeder äußeren Beschränkung. Wie unbefriedigend auch, mit modernem Maßstabe gemessen, eine solche Denkweise ist, so kann ihr doch ein hochbedeutsamer geschichtlicher Wert keinesfalls abgesprochen werden. Denn sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger als die Lösung der aus dem Mittelalter überkommenen Bindung an Autoritäten, insbesondere an diejenigen der Kirche, die in sich alles menschliche Denken und Wollen beschlossen zu haben wähnte. Das Mittelalter hatte ein Individuum als selbständig denkendes und handelndes Wesen nicht gekannt: in dem Feudalsystem des Mittelalters will nicht das Individuum, sondern sein Stand, seine Korporation, seine Konfession in ihm und durch ihn. Das mittelalterliche Durchschnittsindividuum war ein rein passives Glied in dem Kreise, dem es angehörte: es handelte durchweg genau so wie seine sozialen Verbände, die Zunft, die Gilde, die Bruderschaft, wie Sitte, Staat und Kirche es ihm vorschrieben. Persönlichkeiten, die diesen Bannkreis zu durchbrechen wußten, hat allerdings auch das Mittelalter hervorgetrieben. Diese Revolutionäre, Ketzer und Sektirer wurden aber als Auswurf und Abhub betrachtet und dementsprechend behandelt; Baumsluch, Lehme, Vogelfreierklärung und Scheiterhaufen zähmten sehr bald den Trotz der sich ausbäumenden Persönlichkeiten. Dieser Autoritätenbann wurde im vorigen Jahrhundert gebrochen oder doch mächtig erschüttert: „Der Mensch ist frei geboren; doch überall sehen wir ihn in Fesseln", mit diesen Worten beginnt Rousseau seine berühmte Schrift über den Gesellschaftsvertrag; und er untersucht die Gründe dieser auffallenden Erscheinung, die keineswegs der Natur entstamme, sondern überall auf Herkommen, auf Konventionen begründet sei. Kant wiederum, der große Königsberger Weise, erklärt jede Handlung, die nicht aus eigener Zwecksetzung, sondern aus Rücksicht auf Autoritäten, also auf fremden Willen erfolgt, für unsittlich. Und Fichte erklärt es für geradezu gewissenlos, nach Autoritäten zu handeln. Diese Emanzipation des Individuums von den künstlich geschaffenen Schranken freier Selbstbethätigung war geschichtlich notwendig; und wir haben keinerlei Anlaß, auf die ersten selbständigen Gehversuche, die freilich sehr bald in stürmische, alle Schranken vor sich hinwerfende Bewegungen ausarteten mit Geringschätzung zu blicken. Ehe der Mensch seine soziale Bedingtheit erkannte, mußte er zunächst die ganze Fülle seines Wesens, seines Wissens und Könnens, erfaßt, mußte er aber auch erst die Grenzen seiner Persönlichkeit empfunden und erkannt haben. Der Mensch in seiner Selbstherrlichkeit, voll innerem faustischen Drangs und hoher Forschungs- wie Schaffensfreudigkeit ist es, der unserem Schiller vorschwebte, als er die stolzen Worte schrieb:

Digitized by Google

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit.
Mit aufgeschlossenem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit.
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebt,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übt
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg! —

Es ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß die Perioden menschlichen Denkens nicht scharf von einander geschieden sind, derart, daß etwa genau nach Jahr und Tag die Grenze bezeichnet werden könnte, bis zu der die eine Periode währt, mit der die andere anhebt. Die menschlichen Gedanken stehen mit einander in engstem Zusammenhange, und oft sind sie vermöge des ihnen eigenen Schwergewichts noch sichtbar und wirksam, nachdem schon lange die Grundlagen neuen, fortgeschrittenen Denkens gelegt sind. So sehen wir denn auch, daß jene die Moralphilosophie des vorigen Jahrhunderts erfüllende Anschauung des ordre naturel, die Anschauung, daß der Mensch von Hause aus gut ist und daß es gilt, mit Hilfe dieser ursprünglichen Güte die Verhältnisse der Menschen auf ihre natürlichen Grundlagen wieder zu stellen, noch weit in unser Jahrhundert hinein in den Schriften von Sozialphilosophen vertreten ist. Und dies, obwohl der einzige, großartige Versuch, den Staat, die Gesellschaft nach den Forderungen der ewigen Vernunft umzumodeln, kläglich gescheitert war: Der Rousseau'sche Gesellschaftsvertrag hatte seine Verwirklichung gefunden in der Schreckenszeit der französischen Revolution, aus der das an seiner eigenen politischen Befähigung irre gewordene Bürgertum sich unter den Schutz des Napoleonischen Despotismus geflüchtet hatte. Der verheißene ewige Friede war in einen endlosen Eroberungskrieg umgeschlagen. Der Gegensatz von Reich und Arm, statt sich auszulösen im allgemeinen Wohlergehen, war verschärft worden durch die Beseitigung der ihn überbrückenden zünftigen u. a Privilegien und der ihn mildernden kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalten. Die Zahl der Verbrechen nahm zu von Jahr zu Jahr. Kurzum, verglichen mit den prunkhaften Verheißungen der Aufklärer hatten sich die durch den Sieg der Vernunft hergestellten gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen als bitter enttäuschende Zerrbilder erwiesen. Und trotz alledem jenes Festhalten an dem Axiom einer Zurückführung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf den ordre naturel mit ausschließlicher Hülfe der durch die ursprünglich gute Natur des Menschen gebotenen Mittel, wie es sich uns zeigt in den Schriften der warmherzigen Menschenfreunde, die unter dem Namen „utopische Sozialisten" bekannt geworden sind, der St. Simon, Ch. Fourier, Rob. Owen, Wilh. Weitling u. a. — Doch schon hatten die Gedankenströme, welche bestimmt waren, das gesamte Denken der westeuropäischen Menschheit von Grund aus umzuformen, ihren Ausgang aus der Stille einsamer Studierzimmer genommen. Neben und nach der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts war die neuere deutsche Philosophie entstanden und hatte in Hegel ihren Abschluß gefunden. Ihr größtes Verdienst war die Wiederaufnahme der Dialektik als der höchsten Form des Denkens, jener Denkform, die uns bei den alten griechischen Philosophen, insbesondere bei Aristoteles entgegentritt und die wohl auch in der neueren Philosophie, z. B. bei Descartes und Spinoza, vertreten ist, hier aber völlig durch die sogen. metaphysische Denkweise zurückgedrängt wird. Der Unterschied dieser beiden Denkmethoden besteht in Folgendem:

Für den Metaphysiker sind die Dinge und ihre Gedankenabbilder, die Begriffe, vereinzelte, eines nach dem anderen und ohne das andere zu betrachtende, feste, starre, ein für alle Mal gegebene Gegenstände der Untersuchung. Von der Dialektik hingegen werden die Dinge und ihre begrifflichen Abbilder wesentlich in ihrem Zusammenhange, ihrer Verkettung, ihrer Bewegung, ihrem Entstehen und Vergehen aufgefaßt; sie findet ihr großes Vorbild in der Natur selbst, die nicht in dem ewigen Einerlei eines stets wiederholten Kreises, sondern in geschichtlichem Werdegange sich bewegt. Hier ist vor allem Darwin, der große Reformator der Naturwissenschaft, zu nennen, der durch den Nachweis, daß die ganze heutige organische Natur, Pflanzen Tiere und damit auch der Mensch, Produkt eines durch Millionen Jahre fortgesetzten Entwickelungsprozesses ist, der metaphysischen Naturauffassung den gewaltigsten Stoß versetzt hat. Eine exakte Darstellung des Weltganzen und der Menschheit kann also nur auf dialektischem Wege, mit steter Beachtung der allgemeinen Wechselwirkungen des Werdens und Vergehens, der fort- oder rückschreitenden Aenderungen zu Stande kommen. In diesem Sinne trat denn auch die neuere deutsche Philosophie sofort auf. Kant eröffnete seine Laufbahn damit, daß er das stabile Newton'sche Sonnensystem und seine ewige Dauer auflöste in einen geschichtlichen Vorgang: in die Entstehung der Sonne und aller Planeten aus einer rotierenden Nebelmasse. Dabei zog er bereits die Folgerung, daß mit dieser Entstehung ebenfalls der künftige Untergang des Sonnensystems notwendig gegeben sei. Seine Ansicht wurde ein halbes Jahrhundert später durch Laplace mathematisch begründet, und noch ein halbes Jahrhundert später wies das Spektroskop die Existenz solcher glühenden Gasmassen in verschiedenen Stufen der Verdichtung im Weltenraume nach. Ihren Abschluß fand diese Philosophie im Hegel'schen System, worin zum ersten Male die ganze natürliche, geschichtliche und geistige Welt als ein Prozeß, d. h als in steter Bewegung, Veränderung, Umbildung und Entwickelung begriffen dargestellt und der Versuch gemacht wurde, den inneren Zusammenhang in dieser Bewegung und Entwickelung nachzuweisen. Das bleibende Verdienst dieser Lehre ist es also, daß hier zuerst im Einklang mit der exakten Naturwissenschaft der Begriff der Entwicklung in vollster Folgerichtigkeit dargelegt worden ist, ein Begriff, der seitdem ein unverlierbarer Bestandteil unseres gesamten Wissens und Könnens, auf welchem Gebiete auch immer, geworden ist, nicht zuletzt auch auf unserem Gebiete, demjenigen der Ethik.

Entwicklung heißt nunmehr das Zauberwort, mit dem die Wissenschaft die großen Rätselfragen, welche die Natur ihr stellt, zu lösen weiß; Entwicklung heißt das Mittel, dessen sich der Genius der Menschheit bedient hat, um diese aus ihrer tierischen Vergangenheit heraus auf die hohe Stufe des Denkens, Empfindens und Handelns zu erheben, auf der sie heute steht, und dessen er sich weiterhin bedienen wird, um dieselbe immer höher und höher zu führen, bis sie das Ziel möglichster Vollkommenheit erreicht hat. Alle aufeinanderfolgenden geschichtlichen Zustände sind nur vergängliche Stufen im endlosen Entwicklungsgange der menschlichen Gesellschaft vom Niederen zum Höheren; ebenso sind auch die ihnen entsprechenden ethischen Ideen in einem ununterbrochenen Werdeprozesse befangen, in dem die vorhergehenden die Bedingung der nachfolgenden sind. Die sittlichen Ideen, welche uns heute erfüllen, sind, wenn von ihrer unteren Schicht abgesehen wird, andere als diejenigen unserer Vorfahren, weil der materielle Untergrund, aus dem sie erwachsen, die ökonomischen oder sozialen Existenzbedingungen, andere geworden, weil die Verhältnisse, aus denen sie ihren Inhalt schöpfen, verwickelter sind als diejenigen, unter denen unsere Vorfahren gelebt haben. Wie hoch wir den ethischen Gehalt auch einschätzen, der sich in den zehn Geboten, der Bergpredigt findet, — beide sind Kinder ihrer Zeit, tragen den Stempel ihrer Zeit und genügen trotz ihres hohen Werts nicht unserer Zeit mit ihren weiter verzweigten, reicher

Digitized by Google

entwickelten Bedürfnissen, mit ihrer vertieften Einsicht in die Bedingungen menschlichen Beisammenlebens. Die ethischen Ideen unterliegen also gleich der Menschheit selbst geschichtlichem Werden: sie wachsen und weiten sich mit der Menschheit, deren stets wechselnden Bedürfnissen sie zu dienen bestimmt sind. Doch sind sie nicht blos Wirkung menschlichen Fortschritts: einmal entstanden, nehmen sie, da ihre Träger vernunft- und willensbegabte Menschen sind, die das, was sie im Innersten erkannt, in die That umzusetzen befähigt und durch ihren Selbsterhaltungs- wie Glückseligkeitstrieb auch gedrängt sind, ein selbständiges Wesen an und beanspruchen ein selbständiges, tiefgreifendes, gar oft entscheidendes Mitbestimmungsrecht im Fortschreiten der Gesellschaft, das deshalb um so nachhaltiger, um so lebensvoller ist, je mehr es von sittlichen Kräften getragen wird. Der Geist nur macht lebendig. Diese Wahrheit offenbart sich jedem, der mit offenem Blick die Geschehnisse des Einzel- und Gesellschaftslebens prüft und nicht befangen ist in der Anschauung, daß alles Leben mit seinem unendlich verschlungenen Kausalitätsgetriebe nur auf eine einzige, einfache Formel, wie die wirtschaftliche Eigenart der jeweiligen Kulturepoche, zurückzuführen ist. Nie hat ein Volk große Thaten vollbracht, ohne daß in seinen Bürgern der Geist der Hingebung, der freiwilligen Selbstbeschränkung und Unterordnung lebte, ohne daß Begeisterung für die gemeinsame Sache, Treue und moralischer Mut unter ihnen verbreitet waren.

Jene Wahrheit wird auch offenbar in der großen, weltbistorischen Bewegung, die wir die soziale Bewegung nennen, in der von ihren Theoretikern meist nichts als ein brutaler Interessenkampf zwischen einer herrschenden und einer beherrschten Klasse, zwischen Bourgeoisie und Proletariat, gesehen wird. Sie ist nicht, wie einmal drastisch gesagt worden ist, gleich der Menschheitsgeschichte überhaupt ein bloßer Kampf um den Futterplatz oder den Futtertrog; durch den in ihr vollbewußt herrschenden Grundgedanken, daß sich die Menschen vereinigen sollen, um die Natur gemeinschaftlich zu exploitieren, ist sie zu einer eminent ethischen Bewegung geworden. In den Vereinigungen, die sie aus sich heraustreiben, den Gewerkvereinen, den Gewerkschaften, den Genossenschaften, hat der einzelne, bisher isolierte, auf sein eigenes Interesse angewiesene Arbeiter sich als Teil eines größeren Ganzen fühlen, hat er seine Bedeutung als Bürger und Mensch empfinden gelernt; große Zwecke und Begeisterung für eine gemeinsame Sache haben ihn über das elementare ökonomisch-egoistische Motiv zu erheben vermocht. Je mehr dieser ethische Grundzug der Bewegung beachtet und betont wird, um so inniger wird die Teilnahme sein, die ihr von allen für sittlichen Fortschritt ergläubenden Menschen entgegengebracht wird, und um so mehr wird das Interesse der gesamten gesitteten Menschheit als mit ihr verwoben angesehen werden. — Und fragen wir weiter die Geschichte, ob nicht gar oft in entscheidenden Wendepunkten ethische Ideen, von begeisterten Männern auf den Markt des Lebens getragen, eine, wenn nicht ausschlaggebende, so doch wesentlich fördernde Einwirkung auf den sozialen Fortschritt geübt haben. Wer hiersür allein das egoistische Klasseninteresse als maßgebendes Motiv erachtet, ist genelgt, mit Geringschätzung auf Männer wie Thomas Carlyle, Kingsley u. a. zu blicken; und doch kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß diese Männer durch ihren eindringlichen Appell an das soziale Gewissen ihres Volkes Außerordentliches beigetragen haben zur Milderung der Gegensätze zwischen den damals im Kampfe stehenden Klassen und zur Einführung eines milden, humanen Geistes in die dem Ausgleich dieser Gegensätze dienende Gesetzgebung. —

Nichts anderes aber auch als ethisches d. h. das Gemeinwohl über das eigene Wohl setzendes, durch die lebendige Erkenntnis geschichtlichen Fortschritts ausgelöstes Empfinden war es, das so oft Vertreter bevorrechteter Klassen angetrieben hat, diesen das Signal zu freiwilliger Entäußerung bisheriger Vorrechte zu geben. Der bedeutendste Privilegiensturz, der sich unter voller historischer Beleuchtung vollzogen hat, ist derjenige der französischen Revolution. Beim Zusammentritt der Reichsstände im Jahre 1789 stand die Frage zur Entscheidung, ob nach Ständen oder nach Köpfen abgestimmt werden solle; in ersterem Falle hatten Klerus und Adel, in letzterem Falle der dritte Stand das Uebergewicht. Der Mann, der litterarisch am sündensten für den dritten Stand eintrat, der für die Versammlung des dritten Standes den Namen „Nationalversammlung“ erfand, war ein Kleriker, der Abbé Sieyès. Der Mann, der am 23. Juni 1789 das entscheidende Wort sprach, daß die Deputierten des dritten Standes einer Königlichen Auflösungsordre nicht gehorchen, sondern als Nationalversammlung beisammen bleiben sollten, war ein Mann von altem Adel, der Marquis von Mirabeau. Und dieser selbe Adel war es, der in der berühmten Nacht des 4 August 1789 in patriotischer Einsicht selbst die Initiative ergriff, um seine mannigfachen Vorrechte durch einen Akt der Gesetzgebung vernichten zu lassen. — Die Männer, welche in Preußen in den Jahren 1808—1812 Reformen anbahnten, welche im wesentlichen eine Privilegienabschaffung darstellten, waren aus den Kreisen der Privilegierten selbst hervorgegangen: die Stein, Hardenberg, Altenstein hätten für Verewigung dieser Vorrechte eintreten müssen, wenn sie lediglich egoistischen, durch ihr Klasseninteresse begrenzten Motiven hätten folgen wollen. Die Hoffnung also, daß auch weiterhin sich Persönlichkeiten finden werden, die in weiser Erkenntnis dessen, was dem Fortschritt des Ganzen frommt, ihren Klassen das Beispiel edler Selbstverleugnung mittels freiwilligen Verzichts auf ererbte Vorrechte geben, braucht trotz der abschreckenden Vorgänge neuerer Zeit mit ihrer brutalen Hervorkehrung schnödester Klassenselbstsucht noch keineswegs aufgegeben zu werden.

Nicht soll hiermit die Bedeutung verkannt oder unterschätzt werden, die auch fürderhin das egoistische Interesse in der menschheitlichen Entwicklung beanspruchen wird: Der Kampf um's Dasein wird heute wie auch weiterhin noch geführt werden als Konkurrenzkampf; die Springkraft individueller Thätigkeit hat auch bei den edelsten und höchststehenden Menschen oft einen Beigeschmack von Egoismus; bei den Massen bleibt er, innerlich allerdings gebändigt durch die sittlichen Ergebnisse des sozialen Lebens, die Ursache der meisten Handlungen. Aber so wenig eben deshalb Kampf und Streit jemals aufgehört haben oder in absehbarer Zeit ganz aufhören werden, so wenig behalten sie im Laufe der Geschichte dieselbe Natur. Aus dem Kampf, der mit Vernichtung, mit Untergang endigt, wird der friedliche Wettstreit, den dritte, Unparteiische, entscheiden. Immer milder und menschlicher werden die Formen der Abhängigkeit; Angebot und Nachfrage treten sich in verschiedenen Systemen der Sitte und des Rechts mit ganz verschiedenem Erfolge gegenüber. Kurz alle Bethätigung des Egoismus ist durch eine Jahrtausende alte moralische Kulturarbeit gemildert, geordnet, gebunden. Daß dem so ist, das ist die einfache Folge jener Idealvorstellungen, die, aus dem sozialen Leben entsprungen, den Kern aller Religionen, aller Sittensysteme, alles Rechtes bilden. Hier in dem Reiche dieser Idealvorstellungen ist es insbesondere die Idee der Gerechtigkeit, welche in stets wachsender Ausbildung täglich und stündlich hinübergreift in das praktische Leben des Handelns, welche die rohen Kräfte, die egoistischen Triebe in Form moralischen und religiösen Pflichtgefühls, sozialer Sitte und positiven Rechts reguliert und beeinflußt. Ob der Konflikt zwischen den Interessen und den sittlichen Ideen jemals gehoben werden wird, ist mehr denn zweifelhaft; denn diese eilen der sozialen Entwicklung voraus, indem sie ihr den Weg zu höheren Zielen weisen, während jene, die der Augenblick geboren, auch nur mittels der Kräfte, welche den

Digitized by Google

Augenblick beherrschen, sich durchzusetzen suchen. Und es ist gut so: alles Leben besteht nur unter der Voraussetzung dieses nie endenden inneren Kampfes.

„Eng ist die Welt, doch das Gehirn ist weit; leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." —

(Schluß folgt.)

Wohnungselend in deutschen Großstädten im Lichte der Statistik.

Von Emil Zimmermann (Berlin).

Was sind das für Verhältnisse, wo man, um einigermaßen Wohnungen zu angänglichem Preise für den kleinen Mann herstellen zu können, Mietskasernen aufführen muß, die eigentlich verdienten, Pest- und Schwindsuchtskasernen genannt zu werden! Rechnen wir als Mietskasernen die Grundstücke mit über 20 Wohnungen, so waren solcher Kasernen in Berlin 33,7 Proz., Breslau 18,4 Proz., Charlottenburg 17,2 Proz., Hamburg 8,4 Proz., München 5,2 Proz., Dresden 4,7 Proz. aller bebauten Grundstücke, und die Grundstücke nach der Zahl der Bewohner eingeteilt, waren von 1000 bewohnten Grundstücken solche mit Bewohnern:

Städte	1—5	6—10	11—20	21—30	31—40	41—50	51—75	76—100	101—150	151—200	201—300	über 300
Berlin	56		77	86	95	102	210	148	149	56	20	5
Breslau	42	63	115	118	115	113	228	125	72	9	8	2
Charlottenburg	186		129	90	101	82	174	131	88	15	3	1
Dresden	54	99	172	175	166	124	147	97	47	9	1	1
Halle	79	160	285	178	119	68	77	26	7	2	—	1
Hamburg	152	217	168	110	90	67	83	45	43	15	7	3
Leipzig	54	94	179	178	166	128	141	41	16	2	1	—
München	89	128	192	150	130	97	67	77	35	29	5	1

Aber trotz dieser Zusammenpferchung von großen Menschenmassen auf die engsten Räume, trotz dieser Sucht, kleine Wohnungen recht billig herzustellen, sind die Mietspreise für den Arbeiter und kleinen Mann noch immer viel zu hoch, wie sich das in den Statistiken der überfüllten Wohnungen und denen über Zimmermieter und Schlafstellenmieter ausdrückt.

Gewiß wird es auch solche Käuze geben, die, um nur recht viel Geld zu verdienen, fremde Personen in den eigenen Haushalt aufnehmen; aber doch sind damit soviele Scherereien und Unbequemlichkeiten verbunden, daß sicher der größte Teil der Vermieter nur ungern diese Belästigungen und Störungen des Familienlebens sich aufbürdet. Wenigstens wird der, der's nicht nötig hat, nur in den seltensten Fällen „Schlafleute" bei sich aufnehmen. Und doch, welch unheimlich große Zahlen! Es betrug in:

Städte	die Zahl der Haushaltungen	die Zahl der Aftermieter (Zimmermieter u. Schlafleute)		
		männlich	weiblich	zusammen
Berlin	408644	93990	34288	128248
Breslau	88397	13611	5277	18888
Charlottenburg	31440	5917	1045	6962
Dresden	80861	25098	7310	32408
Hamburg	143906	32328	8160	40488
Leipzig	87158	24493	8644	33137

Nun haben ja manche Haushaltungen zwei und mehr Aftermieter, daher wird eine Angabe, wieviele Haushaltungen Aftermieter hatten, erwünscht sein. In Berlin waren das am 2. Dezember 1895 nicht weniger als 84 085 = 20,5 Proz. aller Haushaltungen, Breslau 12 611 = 14,3 Proz., Charlottenburg 4760 = 15,1 Proz., Dresden 18 727 = 23,2 Proz., Hamburg 27 225 = 18,9 Proz., Leipzig 20 955 = 24 Prozent aller Haushaltungen!

Und wer nach diesen Angaben noch zweifeln wollte, ob die Wohnungsverhältnisse wirklich so traurig liegen, der mag sich von den amtlichen Statistikern eines Andern belehren lassen, von Leuten, denen wirklich alles andere näher liegt, als das Uebertreiben öffentlicher Uebelstände.

Es ist am 2. Dezember auch eine Statistik der übervölkerten Wohnungen aufgenommen worden. Uebervölkert nannten die Statistiker solche Wohnungen von 1 heizbarem Zimmer mit oder ohne Zubehör oder gar keinem heizbaren Raume, die von 6 und mehr Bewohnern und solche mit 2 heizbaren Zimmern, die von 11 und mehr Bewohnern besetzt waren; man sieht also, daß die Grenze sehr eng gesteckt wurde. Trotzdem ergab die Erhebung die in der untenstehenden Tabelle veranschaulichten Resultate.

Sind diese Ergebnisse nicht niederdrückend genug? Sprechen die dürren Zahlen nicht eine beredte Sprache? Wohnungen in Fabrikschloten, in den erbärmlichsten Käfigen, abgeschlossen von Licht, Luft und Sonne, und nicht einmal diese erbärmliche Behausung können viele Familien allein haben; sie müssen sie noch mit Freuden teilen! Wieviel edlere Keime in Kinderherzen gehen da verloren, wieviel Brutstätten entnervender Sinnlichkeit und bösartiger Krankheiten!

Städte	Wohnungen				Wohnungen überhaupt mit			
	ohne heizbare Zimmer	mit 1 heizb. Zimmer ohne Zubehör	mit 1 heizb. Zimmer mit Zubehör	mit 2 heizb. Zimmern u. 11 und mehr Bewohnern	1	2	3	4 u. mehr
	und 6 und mehr Bewohnern				Haushaltungen			
Berlin	311	27160		471	—	—	—	—
Breslau	11	4667	2442	158	80492	?	?	?
Charlottenburg	5	8	1282	48				
Dresden	10	18	6423	267	76988	1632	95	11
Halle	2	32	2464	65				
Hamburg	47	12	5492	292	131456	5640	283	36
Leipzig	3	4	5398	280	84407	1329	81	7
München	21	274	2908	158	92018		1059	

Daß unter den gegebenen Verhältnissen die Wohnungsmisere ein Ende nehmen oder auch nur abnehmen wird, ist kaum zu erhoffen; wir wollen nur wünschen, daß sie nicht noch zunimmt.

Digitized by Google

Hier hat eine gut geleitete Agitation einzusetzen!

Unsere Großstädte entwickeln sich noch stetig und sehr rasch, und die Kommunen haben es deshalb in der Hand, durch eine vernünftige Kleineisenbahnpolitik dem Uebel zu begegnen. Man arbeite dahin, daß die Bevölkerung aus den engen Zeilen, den Hinterhäusern und den rauchigen Fabrikvierteln ins Freie getrieben wird; aber man trage bei Zeiten auch dafür Vorsorge, daß eine wilde Spekulation nicht wieder alles verdirbt, was die Eisenbahnen gut machen könnten! Wir brauchen nette, freundliche Ansiedlungen in weitem Bogen um die Großstädte, nicht Hausen von Kasernen, in denen die Verhältnisse nur anlocken, welchen der gequälte Großstadtmieter entrinnen wollte. Es könnten die sozialen und ethischen Vereine zu Gunsten einer solchen Kleineisenbahn- und Wohnungspolitik ihre Stimme erheben, unbekümmert um das Geschrei der Interessenten, die sich in ihrem Nutzen bedroht sehen.

Auch agitiere man dafür, daß die Polizei nicht weiter den Bau von „Fabrikkloben“ gestatte, und daß, wenn nichts anderes, so doch die großen, weiten Doppelhöfe, wie sie in den neueren Straßen des Berliner Westens sich finden, immer mehr eingeführt werden. Wenn auf einem Grundstück ein Vorder- und zwei Seitengebäude, oder je ein Seiten- und Quergebäude aufgeführt werden, so sollte das genügen. Bei allen Neubauten, namentlich im Innern der Stadt Berlin und im Innern anderer Großstädte, selbst bei Fabrikbauten sollte eine bestimmte Größe des Hofes oder ein Doppelhof von zwei Grundstücken zusammenhängend, gefordert werden, und wenn der Neubauer dabei nicht auf seinen Profit kommt, so soll er das Bauen eben so lange bleiben lassen, bis der Bodenbesitzer mürbe wird.

Auch möchte ich noch auf die Angelegenheit der Rauchverhütung aufmerksam machen und allen sozial Empfindenden empfehlen, die Agitation für Einführung rauchfreier Feuerungen zu unterstützen.

Die letzteren aber sind nur die allerersten und leicht einzuführenden Verbesserungen; das Hauptangenmerk wäre zu richten darauf, daß die Angelegenheit in den Vertretungen aller Großstädte ständige Aufmerksamkeit und eine von weitschauendem Geiste und echtem Bürgersinn getragene Behandlung fände.

Zum Schlusse wollen wir für leicht erregbare Gemüter nochmals darauf hinweisen, daß sich nun nicht gleich jeder Besitzer eines vierstöckigen Hauses als „Geheimer Mordrat“ vorzukommen braucht. Der nüchterne Beurteiler weiß sehr wohl, daß die Hausbesitzer auch nicht anders können, daß sie in einer Zwangslage sind, wie wir schon bemerkt haben, und man möge sich immer gegenwärtig halten, daß es uns nicht auf die Bekämpfung von Personen, sondern von Uebelständen ankommt. Der Einzelne kann hier so wenig wie ein einzelner Stand, dazu ist Mitwirkung Aller durch die Gesetzgebung nötig.

Loki.

Von Max Messer (Berlin).

Die heiligsten und tiefsten Erkenntnisse der Menschheit liegen in den Mythen der Völker verborgen. Vor Jahrtausenden von den Menschen erzeugt und erlebt, schlummern sie unter dem Strom der Zeiten, der unachtsam über sie hinwegrauscht, wie die Fluten des Rheines über den goldigen Schatz. Aber immer wieder erwachen sie in dem Gehirn eines Denkers, in dem Herzen eines Dichters zu erneutem Leben. Und in den Seelen der Nachkommen, welche sie als etwas Neues vernehmen, zeugen sie eine unbewußte Lust und Sehnsucht, einen Rausch der Empfindung, der sich mit keinem der täglichen Genüsse der Gegenwart vergleichen läßt. Sie ahnen selbst nicht, daß nur das tiefste Leben und Erleben der Volksahnen, welches einst den Mythos geboren hat, in ihnen jetzt nach Jahrtausenden zu neuen Knospen ausschlägt.

Wenige Völker der Erde haben einen so großartigen Mythos geschaffen wie das germanische Volk. Er ist eigentlich der einzige Mythos, der den modernen Menschen, den Europäer des 19. Jahrhunderts tiefer berührt. Beweist es nicht der Siegeszug Richard Wagner's? Wer hätte je die Hoffnung zu hegen gewagt, daß selbst der Franzose in fremdes Volkstum würdigender Erkenntnis und mit wachsendem Verständnis den Dramen Siegmund und Sieglinde's, Siegfried's und Brunhilde's lauschen würde?

Aber dieser deutsche Mythos enthält die Symbolik der Menschheitsgeschichte. Ich habe in meinem Wert „Die moderne Seele“ nachzuweisen gesucht, daß in der Siegfriedsage eine Symbolik jener zwei ungeheuren Weltanschauungen verborgen läge, in die alle ethischen Bestrebungen unserer Zeit sich unterstellen lassen: die Symbolik des Individualismus und Altruismus, des Heidnischen und Christlichen, des Pessimismus des Vernunft und des Optimismus des Herzens, oder wie diese beiden Grundformen menschlicher Seelenzustände in meinem Werke heißen: des „Bewußten“ und des „Unbewußten“.

Nun kommt ein junger Dichter und gestaltet die Baldersage zu einem Roman — und wie von selbst wächst aus dem Sagenstoff die gewaltige Symbolik heraus, die schon die Erschaffer der Sage geahnt haben müssen. Ludwig Jacobowski, den wir als Lyriker schätzen, weil er einer der wenigen ist, die den echten und tiefen deutschen Volkston anzuschlagen vermögen, hat in seinem Roman „Loki“ (Bruns, Minden 1899) bewiesen, daß er kein Nachempfinder und Nachdichter alter Sagen ist, sondern daß sein dichterischer Genius mit dem Geist des deutschen Mythos tiefe, vielleicht ihm selbst unbewußte Zusammenhänge hat. Denn obwohl Jacobowski nur den Grundcharakter der Baldersage unverändert läßt, die eigentliche Handlung seines Romans hingegen in freier epischer Erfindung gestaltete — erscheint gerade jene große Symbolik in plastischer und allen deutlicher Form wieder.

Die blauäugigen, blondlockigen Aien geraten in Zorn und Unruhe, als eines Tages die Schicksalsgöttin Urd Odin Annen sendet, in denen sie verkündet, daß eine der Asinnen, — man wisse nicht welche — einen Sohn geboren, der heimlicher Liebe entsprossen sei. Nach Urd's Gebot müsse jede der Asinnen das Kind einen Tag lang pflegen. Haßerfüllt fügen sich die Göttinnen dem Befehl.

Aber ihre Pflege ist die grausamste Qual. Die eine giebt ihm Eiswasser, die andere läßt ihn heißes Eberblut trinken, die dritte nährt ihn mit Wolfsschaum, die vierte mit Uhufleisch. Das arme Kind, das seine Unklerinnen mit unschuldigen, fragend-schmerzlichen Blicken ansichaut, wird mit Gewalt und Härte gezwungen, die Pein zu ertragen. Als es einmal in heller, kindlicher Freude auflacht, da Frigg mit ihrem herrlichblinkenden Geschmeide sich über es neigt, schlägt es die Göttin. Seit damals lacht Loki nicht mehr — denn Loki ist dieses Kind —, sein Leben wird der Rache geweiht. Die glücklichen Bewohner Walhalls, die ihn für unverschuldetes Schicksal so grausam strafen, sollen Glück und Herrschaft verlieren. Ihrer Kraft hält seine List die Wage und ihrem Stolz — sein Schmerz. Und gerade Balder — seinen Gegensatz — haßt er am meisten, Balder, den alles liebt, der alles liebt. Um die Macht der Aien zu brechen, verschmäht es Loki nicht einmal, unter die Menschen zu gehen und sie aufzuwiegeln. Er wirft Streit unter die Sklaven, Bauern und Jarls, bis sie sich von den Göttern verlassen glauben, denen sie immer reichlich geopfert haben, und sich im Hasse gegen Walhall einen.

Auch Riesen und Zwerge stachelt er zu neuem Widerstand gegen die lichten Götter Walhalls auf. Aber was

Digitized by Google

nützt dies alles? Solange Balder lebt, kann er den Sieg nicht erringen. Weder Odin's Schwert, noch Heimdal's Speer, noch der Hammer des grimmen Thor macht ihn zagen, aber vor dem reinen Blick Balders weicht er zurück. Balder muß fallen, so beschließt Loki. Wenn Balder fällt, muß Walhall folgen. Die Götter ahnen Loki's bösen Plan. Freyja und Frigg gehen auf die Erde und nehmen jeglicher Kreatur, jedem lebenden und leblosen Wesen das Gelöbnis ab, Balder nicht zu verletzen. Nur ein Mistelzweig wird von Freyja vergessen. Loki's List bewirkte es. Aus diesem Mistelzweig schneidet er sich den Pfeil zurecht, der Balder's Brust durchbohren soll. Balder weiß, was ihm droht. Träume verkünderten es ihm. Er selbst tröstet die trauernden Asen, rät ihnen, Walhall freiwillig zu verlassen und als lachende Helden im Hel's Totenreich zu steigen. Als Balder's Totenschiff vom Ufer in's Meer stößt, schleudern die Walküren die Brandfackeln in Walhalls leuchtende Burgen. Aber Loki rastet nicht, bis sein Werk der Rache zu Ende geführt ist. Walhall ist zerstört. Aber noch besteht Balder's Sonnenreich auf Erden. Gegen dieses Reich, darin nur Reinheit und Gerechtigkeit herrschen, führt Loki die Horden der von Elend und Neid zum Fanatismus entflammten Bauern an. Die Bewohner des Sonnenreiches fallen wehrlos und still unter den Händen ihrer Mörder. Die Zahl der Todten wächst und wächst, denn Balder's Volk wehrt sich nicht. Mit unendlichem Staunen auf dem bleichen Antlitze gehen sie dem Tod wehrlos entgegen. Da hält Loki selbst das Morden ein. Nach grausamerer Rache dürstet er. Er setzt den Hund des Bauernführers auf den Thron Balders, des Sonnenkönigs und alle überlebenden Edelinge müssen dem Hunde huldigen. Einer der Ueberlebenden blickt aber den Hund an und winselnd springt der Hund vom Throne, leckt ihm schmeichelnd die Füße. Und vor den Blicken des Unbekannten weichen auch die Bauern zurück bis an die Thore des Sonnenreiches. „Weh Euch, weh mir!" ruft Loki, „es ist Balders Sohn!" — — — Dies ist der Inhalt des Romans im Grundriß. Aber eine große Zahl von feinersinnenden Episoden, welche Kunstwerke für sich sind und sogar losgelöst vom Zusammenhang tief wirken könnten, belebt die große, mythische Handlung. Sie möge der Leser im Werke selbst genießen. Es ist schwer, ihren Zauber in einer Nacherzählung nicht zu verlieren.

Die große Symbolik des Romans besteht in der Gegenüberstellung Loki's und Balder's. Sie erscheinen nicht bloß als die Träger der schon banal gewordenen Ausdeutung von „Licht und Nacht", „Frühling und Winter", „Gut und Böse." Wir glauben, daß Jacobowski hier nicht nur die ethischen Grunddifferenzen in der menschlichen Natur zeichnen wollte, sondern vielmehr die intellektuellen. Loki ist der grübelnde Verstand, die verkörperte „Bewußtheit", Balder, das Genie des Herzens, die unbewußte Güte und Schönheit. Loki ist List, Balder: Intuition.

Aber bei dieser Entgegensetzung der beiden Weltprinzipien bleibt der Dichter nicht stehen. Im tiefsten Hintergrund seines Werkes scheint die gesamte Erkenntnis von der Einheit dessen, was unseren oberflächlichen Blick als tödtlicher Gegensatz beängstet, zu liegen. Loki und Balder sind Formen einer Einheit. Und weil sie ihre beiden Formen sind, müssen sie sich bekämpfen. Der Monismus in seiner großartigsten Form, symbolisiert an den Wundergestalten deutscher Göttermythe, ist der Grundakkord des „Loki". Der Monismus, dieses Kind der modernsten Philosophie ist die Grundlage dieses Romans grauester Vorzeit! Wenn auch nicht jeder Leser sich dieser Tiefe bewußt werden wird und vielleicht an der berückenden Oberfläche der Handlung haften bleibt — so wird andererseits gerade das so gespannte Interesse des modernen Menschen bei der Lektüre des „Loki" beweisen, was wir eben behaupteten: daß in diesem Buche eine Verschmelzung und künstlerische Einigung uralteter Mythen mit dem modernsten, täglich von uns erlebten Fühlen, Sehnen und Denken erreicht ist.

Streiflichter.

Los von Rom ist neuerdings wieder einmal der Schlachtruf der großdeutsch gesinnten Oesterreichischen Liberalen geworden. Es ist kein offenes Geheimnis, sondern überhaupt kein Geheimnis, vielmehr von den Schönererianern direkt ausgesprochen worden, daß dieser plötzliche Anfall von Sehnsucht nach der evangelischen Freiheit des Protestantismus rein von politischen, bezw. nationalen Motiven hervorgerufen ist. Wir sind wohl vor dem Vorwurf gefichert, für römische Geistesknechtschaft besonders viel Sympathien zu haben, aber über eines müssen wir uns doch wundern, mit welcher Schamlosigkeit von religiös und kirchlich Gesinnten die Frage des Konfessionswechsels behandelt wird, die uns immer als eines der ernstesten persönlichen Gewissensprobleme gegolten hat. Mit welcher Entrüstung wird nicht sonst sowohl in protestantischen, wie in katholischen Kreisen gelegentlich ein Konfessionswechsel verurteilt, wenn aus menschlich sehr entschuldbaren Gründen, im Interesse des Familienlebens oder der Kindererziehung bei gemischten Ehen, der eine Teil sich der Konfession des Andern anschließt — und hier wird das Bekenntnis ohne alle Rücksicht auf seine eigentliche Bedeutung (als Ausdruck einer tiefinneren Ueberzeugung) zum bloßen Kampfmittel, zum Instrument einer Radelstichpolitik entwürdigt. Als ein übelberatener Radikalismus vor etwa zwanzig Jahren die politische sozialdemokratische Ueberzeugung mit dem „Austritt aus der Landeskirch" verquicken wollte, da fand man in kirchlichen Kreisen nicht genug Worte der Empörung über den politischen Fanatismus, der dem Armen auch noch den Himmel rauben wolle. Heut entschuldigen sich die über den plötzlichen Zuwachs an „Anhängern" höchsterfreuten Evangelischen, immerhin in einer leichten Anwandlung von Scham über solche Proselyten, in echt kindischer Weise damit, daß es — die Andern ja auch so gemacht. Das in Leipzig erscheinende „Neue sächsische Kirchenblatt" schreibt:

> „Politische Beweggründe sind uns für den Uebertritt natürlich auch minder erwünscht, als rein religiöse . . . Aber uns zuzumuten, daß wir eine Uebertrittsbewegung bloß deshalb pflichtschuldigst ablehnen sollten, weil da auch politische Motive mitspielen, richtiger mitgespielt haben, ist einfach lächerlich. So etwas fällt im umgekehrten Falle keinem katholischen Bischof oder Priester ein. Mindestens neun Zehntel aller Konversionen zum Katholizismus sind aus politischen Beweggründen erfolgt, aus Angst oder aus Liebedienerei vor der politischen Gewalt in der Gegenreformation, aus klerikal-konservativer Angst vor der Revolution nach bekanntem romantischen Rezepte im 19. Jahrhundert. Die katholische Kirche hat sie Alle mit offenen Armen aufgenommen. . . .

Daß sich die katholische Kirche gegen diese Art von Bekehrungen pflichtmäßig wendet, wird als unwürdige Hetze bezeichnet. In den „Münchener N. N." ist zu lesen:

> „Aus der Angst der Klerikalen vor der Uebertrittsbewegung spricht ihr böses Gewissen. Dabei wird, wie man aus Böhmen schreibt, die klerikale Hetze gegen die „Los von Rom"-Bewegung von der Kanzel herab immer ungenierter und ungeheuerer betrieben. Nicht allein die Erwachsenen, auch Kinder und Mittelschüler werden von der Kanzel herab aufgefordert, gegen den Unglauben und die Radikalen zu Felde zu ziehen. So hielt ein Jesuit P. Opitz in der Piaristenkirche zu Prag für die Schüler des Graben- und Stefansgymnasiums eine Reihe von Predigten, in welchen er jedesmal gegen die „gottlosen Schönerianer und deren seelenmörderische Presse", gegen die Reformation und den Protestantismus, gegen Joseph II., Heinrich IV, Bismarck u. dergl. in der heftigsten Weise zu Felde zog."

Man könnte, wie wir das ja sonst pflegen, diese ganze widerliche Art der Seelenfängerei auf der einen, wie auf der anderen Seite, mit Schweigen übergehen und zu den unerfreulichen Nachtrankheiten konfessioneller Bewußtseinstrübungen rechnen, wenn sie sich auf den Fanatismus ungebildeter Priester beschränkte. Aber was soll man sagen,

Digitized by Google

wenn nunmehr ein „Aufruf des Berliner Hilfsausschusses für die evangelische Bewegung in Oesterreich“ erscheint, unterzeichnet von Namen wie D. Faber, D. Harnack, D. Kaftan, Prof. Freiherr v. Soden, Prof. Dr. Weber u. A., in dem von dem „Verlangen der Deutschen Oesterreichs nach evangelischer Wahrheit und Gemeinschaft“ gesprochen wird und der in dem Satze gipfelt: „Gott selbst ruft augenscheinlich uns Alle in entscheidungsvoller Zeit zur Stärkung der vielen tausend Hände, die sich nach uns ausstrecken.“ Entweder kennt man, wie man zunächst annehmen muß, in diesen Kreisen den eigentlichen Charakter der Evangelisationsbewegung nicht, oder man traut Gott zu, bei den Jesuiten, was die Wahl der Mittel zu gutem Zweck betrifft, in die Schule gegangen zu sein.

Es muß doch noch viel trüber um die Kirche stehen, als wir bisher annahmen, wenn der Zulauf solcher Bekenner nicht mit dem stolzen Hinweis auf den Ernst und die Würde des Bekenntnisses abgewiesen, sondern mit Freude und Beifall begrüßt wird.

Aus der ethischen Bewegung.

Die erste öffentliche Lesehalle der D. G. E. V. zu Berlin (C., Neue Schönhauserstr. 13) verfendet soeben ihren vierten Jahresbericht für 1898, d. h. zugleich für das erste Jahr, in dem die Anstalt nicht nur Abends von 6—10, Sonntags von 1/2 10—1 und 5—10 Uhr, sondern auch wochentäglich Mittags von 12—3 Uhr geöffnet war. Wie segensreich und praktischen Bedürfnissen entgegenkommend diese, natürlich nur mit erhöhten Opfern möglich gewordene, Ausdehnung des Betriebes gewesen ist, erhellt am deutlichsten aus der Zusammenstellung der Besuchs- und Entleihziffern des Vorjahres und des Berichtsjahres, die eine Zunahme von ungefähr 62% erkennen lassen:

	Gesamtzahl der Besucher	entliehenen Bücher
im Jahre 1897	55254	18605
„ „ 1898	89101	29551

Dabei ist zu berücksichtigen, daß das Beispiel dieser ersten öffentlichen Lesehalle inzwischen Nachahmung gefunden hat, insofern die B. einer Stadtverwaltung, die seit 1896 auch unsere Lesehalle in dankenswerter Weise unterstützt, seitdem noch zwei ähnliche Lesehallen eröffnet hat, die ebenfalls sich des lebhaftesten Zuspruchs erfreuen.

Der tägliche Durchschnitt der Besucher stellte sich für die erstgenannte Lesehalle auf 251, an Sonntagen auf 280, und es wurden von ihnen außer den reichlich und ohne jede Tendenz aufgelegten Zeitungen täglich im Durchschnitt 85, an Sonntagen 101 Bücher entliehen.

Die Beschaffung der Mittel war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Im Jahre 1899 hat man begonnen, durch regelmäßige Volksunterhaltungsabende bei niedrigsten Preisen nicht nur einem weiten Publikum künstlerische Anregungen und Genüsse zu vermitteln, sondern auch dadurch, Dank der Opferwilligkeit aller Mitwirkend. u. der Kasse einen kleinen Zuschuß zu verschaffen.

Wer die obigen Zahlen nicht nur überfliegt, sondern sich einen Augenblick klar macht, welche Fülle von Keimen des Guten, Wahren und Schönen alltäglich von dieser Stätte ausgestreut wird, der begreift nicht, wie eine große Zahl unserer gebildeten Mitbürger wohl gelegentlich über die zunehmende Rohheit und Verwilderung des Volkes jammern kann, aber nicht hingeht, um durch einen bescheidenen Beitrag zu den Kosten solcher Unternehmungen ein wenig die Schuld jahrzehntelanger Nachlässigkeit zu sühnen. Daß die Lesehalle, durch die Beschränktheit ihrer Räumlichkeiten gezwungen, seit 1896 gerade die bildungsfähige Schuljugend ausschließen muß, ist ein Uebelstand, der denjenigen zu denken geben sollte, die wissen, welches gesunde Kapital allhierdurch nur dadurch verloren geht, daß der Bildungshunger gerade der ernststrebendsten jungen Leute ungestillt bleibt. Wir richten daher mit der Bibliothekkommission „die dringende Bitte an unsere Freunde, nicht nur selbst ihr Wohlwollen auch ferner zu bethätigen, sondern auch den Kreis unserer Gönner erweitern zu helfen. denn die Vermehrung der Lesebunde i. die dauernd notwendige Ergänzung und Instandhaltung der Bibliothek verlangen reiche Mittel. Möge das Aufblühen unserer Anstalt unsere Freunde in dem Bewußtsein bestärken. daß es ein gutes Werk ist, das sie fördern, daß die aufgewendeten Mittel wohl angelegt sind und daß die vielen Tausende von Lesestunden reiche Früchte für Gesittung und Volkswohlstand tragen.“

Vermischtes.

Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine. Seit dem 1. April d. J. erscheint unter Leitung von Frau Jeannette Schwerin unter diesem Titel halbmonatlich ein Organ des Bundes deutscher Frauenvereine. Dieser beyweckt, der Vereinigung aller derjenigen deutschen Frauenvereine beyn. Verbände solcher Vereine, welche die Förderung des Gemeinwohls und die Hebung des weiblichen Geschlechts auf geistigem und wirtschaftlichem, rechtlichem und sozialem Gebiet anstreben zu gemeinsamer Verfolgung dieser Ziele.

Er will Gelegenheit zum Gedankenaustausch, zu Vergleichen, zur Kenntnisnahme mustergültiger Einrichtungen, zur Anregung neuer selbständiger Schöpfungen u. s. w. geben.

Dem Programm der Herausgeberin entnehmen wir folgende Stellen. „Das Centralblatt will die Ausnährung der Vereine fördern:

1. Dadurch, daß im allgemeinen die Mitteilungen des Bundesvorstandes an die Vereine durch das Centralblatt gelangen.
2. Durch Berichte über die Bundesarbeit in den einzelnen Kommissionen. Wir hoffen dadurch das Interesse der Bundesvereine an den Kommissionsarbeiten zu erhöhen, wie wir andrerseits auch Anregung zur Erweiterung dieser Arbeiten durch die Vereine selbst zu erhalten gedenken.
3. Durch Mitteilung aus den Arbeitsgebieten der einzelnen Bundesvereine, damit sie sich gegenseitig mehr kennen und schätzen lernen und von einander durch ihre verschiedenen Arbeitsmethoden für die praktische Arbeit Gewinn ziehen.

Ausserdem werden wir bestrebt sein, in jeder Nummer wenigstens einen größeren Aufsatz zu bringen, dessen Inhalt geeignet sein soll, auch den noch fernstehenden Frauen Interesse für unsere Bestrebungen einzuflößen und unserem Blatte Freunde zu gewinnen, die außerhalb des Bundes stehen. Die Aufsätze werden alle Gebiete des Lebens berühren, vor allem auch solche aktuelle Fragen behandeln, welche in die vom Bunde aufgestellten Arbeitsgebiete fallen. Sie werden aber auch die Sphäre des Gemütes nicht unberücksichtigt lassen, denn hier spielen sich die feinsten sittlichen Bestimmungen und Entscheidungen ab, aus der alle Menschen die Kraft und den Idealen Mut zu sittlichem Handeln geschöpft haben. „Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen.“

Mitteilungen über die Frauenbestrebungen in der Fremde werden den Inhalt des Blattes vervollständigen.

So wird das Centralblatt ein Spiegel für die Bestrebungen des Bundes werden, und indem es treu die verschiedenen Richtungen innerhalb des Bundes wiedergiebt, zugleich ein Kriterium sein für den Bund selbst, sein Soll und Haben, ein Mittel zu leben, zu wachsen und zu gedeihen.“

Bestellungen (vierteljährl. 75 Pfg.) an den Verlag H. Jenne. Corpenick-Berlin, oder Post unter Nr. 1499 a.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Aprilprogramm.

Sonntag, den 30. April, Abends 7 1/2 Uhr, Zimmermanns Festsäle, Lindenstr. 105. Vortrag von Bildhauer Hugo Rheinhold: „Bin ich Jedermann Wahrhaftigkeit schuldig?“ — Nachher geselliges Beisammensein.

Gäste stets willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Ein junger Franzose, welcher auf der Universität Montvellier studiert, wünscht gem. einige Monate in einer deutschen Familie zu verbring. Seine in Gette (Südfrankreich) lebende Familie wäre dafür bereit, einen jungen Deutschen bei sich aufzunehmen. Gefl. Anfragen übermittelt die Geschäftsstelle von „Ernstes Wollen“, Berlin W., Marburgerstr. 12.

In **Fr. Frommans Verlag in Stuttgart** ist erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen **Elternlehre** für Eltern und Erzieher. Von Direktor Dr. A. Döring. 431 S. 8°. Brosch. M. 4,—. Eleg. geb. M. 5,—.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Durch Postamt vierteljährlich 1,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2883.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Anzahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 6. Mai 1899. | Nr. 18.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Oekonomische Notwendigkeit und Freiheit. Von Ed. Bernstein. — Das Recht zu Irrthum. Von Prof. E. Ferri. — Ethik und soziale Entwicklung. Von O. Marcuse. — Die drei Federn. Von M. Tarkakover. — Streiflichter: Schreibfachverständige. — Aus der ethischen Bewegung: Abt. Berlin. Breslau. Hamburg-Altona.

Oekonomische Notwendigkeit und Freiheit.

Von Ed. Bernstein (London.)

Von befreundeter Seite wird mir die Nummer 16 der „Ethischen Kultur" mit dem Artikel Prof. Staudingers „Ed. Bernstein und die Ethik" zugeschickt und der Wunsch ausgedrückt, ich möge den Artikel in der „Ethischen Kultur" beantworten.

Ich kann das in aller Kürze thun.

Was Prof. Staudinger mir entgegenhält, erledigt sich meines Erachtens durch einige Sätze, die in meiner Schrift dem von ihm bemängelten Satz vorangehen und von ihm offenbar übersehen oder nur flüchtig gelesen wurden. Diese Sätze lauten:

„In je höherem Grade neben den rein ökonomischen Mächten andere Mächte das Leben der Gesellschaft beeinflussen, um so mehr verändert sich auch das Walten dessen, was wir historische Notwendigkeit nennen. In der modernen Gesellschaft haben wir in dieser Hinsicht zwei große Strömungen zu unterscheiden. Auf der einen Seite zeigt sich eine wachsende Einsicht in die Gesetze der Entwicklung und namentlich der ökonomischen Entwicklung. Mit dieser Erkenntnis geht, teils als ihre Ursache, teils aber wiederum als ihre Folge, Hand in Hand eine steigende Fähigkeit, die ökonomische Entwicklung zu leiten. Wie die physische, so wird auch die ökonomische Naturmacht in dem Maße von der Herrscherin zur Dienerin der Menschen, als ihr Wesen erkannt ist. Die Gesellschaft steht so der ökonomischen Triebkraft theoretisch freier als je gegenüber, und nur der Gegensatz der Interessen zwischen jenen Elementen ... verhindert die volle Ueberlegung dieser theoretischen in praktische Freiheit. Indeß gewinnt auch hier das Allgemeininteresse in wachsendem Maße an Macht gegenüber dem Privatinteresse, und in dem Grade wie dies der Fall, und auf allen Gebieten, wo dies der Fall, hört das elementarische Walten der ökonomischen Mächte auf. Ihre Entwicklung wird vorweggenommen und setzt sich deshalb um so rascher und leichter durch. Individuen und ganze Völker entziehen so einen immer größeren Teil ihres Lebens dem Einfluß einer sich ohne oder gegen ihren Willen durchsetzenden Notwendigkeit. („Die Voraussetzungen des Sozialismus", S. 10).

Ich glaube, wenn Prof. Staudinger diese Sätze und die hier unterstrichenen Stellen genauer durchliest, wird er den Vorwurf der Inkonsequenz, den er gegen mich erhebt, zurücknehmen. Oder aber er muß denselben Vorwurf gegen Friedrich Engels erheben, der — im Anti-Dühring — die Wirkung der Vergesellschaftung der Produktionsmittel als einen „Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit" bezeichnet. Denn ob ich diesen Uebergang als einen „Sprung" oder eine sich schrittweise vollziehende „Entwicklung" auffasse, macht prinzipiell keinen Unterschied, und ebensowenig wird die prinzipielle Seite der Frage dadurch berührt, daß man, wie Kautsky dies thut, die von mir betonte wachsende Macht des Allgemeininteresses über das Privatinteresse für die Gegenwart in Abrede stellt. Mit dieser thatsächlichen Voraussetzung würde der Gedanke einer möglichen Befreiung vom Zwange gleich blinden Elementen waltender ökonomischer Notwendigkeiten nicht aufgehoben.

Professor Staudinger könnte nun sagen, Notwendigkeit bleibe Notwendigkeit, auch wenn sie erkannt oder vorweggenommen werde. Das ist richtig, aber alle Notwendigkeit ist doch selbst wieder bedingt. Wir kennen wohl Kausalitäten, aber wir kennen keine über das Reich dieser bestimmten Kausalitäten hinaus sich erstreckende unbedingte Notwendigkeit. Ebenso kennen wir keine unbedingte, sondern nur relative Freiheit. Für den vorliegenden Fall eine Freiheit vom ökonomischen Zwange. Wenn man nun dem Begriff der Oekonomie nicht eine solche Ausdehnung giebt, daß er unser ganzes Leben und Treiben erschöpft, sondern ihn auf die wirtschaftlichen Bedingungen unserer Existenz beschränkt — ich spreche auch ausdrücklich von „rein" ökonomischen Mächten — so ist es fast eine Tautologie zu sagen, daß je nach dem Stande wirtschaftlicher Entwicklung die ethischen Faktoren einen „größeren Spielraum selbständiger Bethätigung erhalten. Damit schlage ich in keiner Weise dem Kausalgesetz „ein Schnippchen" — es sei denn, daß man überhaupt nur eine einzige Kausalität anerkennt: die ökonomische. Dazu bin ich freilich nicht in der Lage.

Ich habe mich über diesen Punkt eingehender in einer Antwort an Kautsky verbreitet, die in einer der nächsten Nummern der „Neuen Zeit" erscheinen wird und will deshalb den Raum der „Ethischen Kultur" nicht weiter in Anspruch nehmen. Mein prinzipieller Standpunkt dürfte im Vorstehenden deutlich genug gekennzeichnet sein.

Digitized by Google

Das Recht zu sterben.

Von Prof. Enrico Ferri (Fiesole).
Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Der Oberst Combes tötete durch einen Pistolenschuß einen seiner Waffengefährten, der, auf dem Schlachtfelde schwer verwundet, ihn um diesen letzten Beweis brüderlicher Freundschaft bat, zumal er befürchtete, von der feindlichen Kavallerie zerstampft zu werden. (Dalloz, Repertoire de jurisprudence, Crimes contre les personnes.)

Die Gräfin Battyani übergab ihrem Gatten, der wegen eines entehrenden Verbrechens im Gefängnis saß, während eines Besuches ein Messer, mit dem er sich, kurz bevor er vor den Richtern erscheinen sollte, die Pulsadern durchschnitt. (Holtzendorff, Mord und Todesstrafe, Berlin 1875.)

Derselbe Fall ereignete sich mit dem Grafen Fäßla, als ich im Jahre 1882 an der Universität Bologna Professor war; wegen Mordes verfolgt, erhielt er von seiner Gattin das befreiende Gift.

Ein Mann, der an einer absolut unheilbaren Krankheit leidet, bittet mit dem vollen Bewußtsein seines unheilbaren Schicksals den Arzt um ein Narkotikum, das seine Leiden abkürzt und erhält es auch.

In der Tribune judiciaire vom Juni 1893 las ich, daß in New-York ein gewisser Sapion, der zum Tode verurteilt war, versucht hatte, sich zu töten, indem er mit dem Kopf gegen die Wand seines Gefängnisses rannte; mit größter Sorgfalt wurde er gerettet und man überwachte ihn, um jedes weitere Attentat auf sein Leben zu verhindern. Kurze Zeit darauf wurde er rasiert, schwarz gekleidet und auf den „elektrischen Stuhl" gesetzt; zwei elektrische Entladungen waren notwendig, um ihn hinzurichten.

Im Januar 1889 tötete der Kronprinz Rudolf von Oesterreich, sicherlich mit ihrer Einwilligung, die junge und schöne Baronin Vetsera und sich nach ihr. Sehr oft liest man — allerdings bei weniger berühmten Persönlichkeiten — dieselbe Thatsache in den Zeitungen, und wenn der Geliebte, der seine Geliebte getötet, das Unglück hat, seinen unmittelbar darauf folgenden Selbstmordversuch zu überleben, so strengt man einen Prozeß gegen ihn an.

Ohne zur Hilfe eines Freundes seine Zuflucht zu nehmen, versucht ein Mann, sich selbst zu töten. In den meisten zivilisierten Ländern kümmern sich die Gerichte nicht darum; doch ihre Thätigkeit beginnt, sobald er anstatt sich selbst zu töten, sich beim Selbstmorde (durch Herbeischaffung des Giftes oder der Waffe) hat helfen oder sich von einem Freunde thatsächlich hat töten lassen.

In dem einfachen Falle des Selbstmords leitet man von allen mir bekannten Gesetzgebungen nur in England (nach dem Artikel 227 des Digest of the criminal Law), in Rußland (nach dem Artikel 1473 des Strafgesetzes von 1866) und im Staate New-York (§ 174 des Strafgesetzes von 1881) einen Kriminalprozeß wegen „Selbstmordversuches" ein.

So geben zum Beispiel die gerichtlichen Statistiken für 1889 in England 106 Angeklagte (76 Männer, 30 Frauen) wegen „suicide-attempt to committ"; 22 sind freigesprochen worden, darunter 1 wegen Geistesstörung, 84 sind verurteilt worden, darunter 34 zur Geldstrafe oder „Freiheit mit Kaution" — 30 sind zu 1 Monat, 13 zu 1—3 Monaten, und 7 zu 3—6 Monaten verurteilt worden.

Endlich bestraft das Strafgesetz in Japan vom Jahre 1880, das 1886 von dem französischen Beamten Boissonade revidiert worden, im Artikel 320 mit 6 Monaten bis zu 3 Jahren Gefängnis das bis dahin straflose traditionelle Harakiri, d. h. die That dessen, der von einem großen Unglück betroffen ist oder eine entehrende Handlung begangen hat und es vorzieht, sich zu töten oder noch häufiger sich von einem Freunde töten zu lassen.

Das bedeutet, daß der Mensch das Recht zu sterben noch nicht vollkommen erworben hat, wie er dagegen wenigstens in der Theorie das Recht zu leben hat.

Jedes von den Gesetzen anerkannte Recht ist nur eine mehr oder weniger frische Eroberung des Individuums der Kollektivität gegenüber. Da nun die Interessen und Existenzbedingungen der Gesellschaft stets vorherrschen, so ist es klar, daß das Recht zu leben — das in der vorhistorischen oder wilden Menschheit, nicht einmal in den Anfängen der Zivilisation (Recht auf Leben und Tod im alten Rom, Recht der Gläubiger über den Schuldner, der Väter über die Söhne, des Herrn über die Sklaven) anerkannt ist — sich doch bald aufdrängen mußte; denn der Stamm, der „Clan", die Kollektivität bemerkt sofort, wenn sie die Morde unter Mitbürgern gestattete, so würde sie bald den Nachbar- und Rivalenstämmen gegenüber geschwächt dastehen. Das hindert keineswegs, den Menschenmord eines anderen Stammes zu gestatten und sogar zu glorifizieren, und zwar infolge eines Prinzips, das sich bis auf unsere Zivilisationen schleppt und das nur die Bedingung stellt, der Mord eines Menschen müsse, um erlaubt zu sein, in Kriegszeiten und gegen Militärpersonen ausgeübt werden.

Doch wenn das Recht zu leben für jedes in einem zivilisierten Lande lebende Individuum eine fast absolute Sanktion erhalten hat, so ist das bei dem Recht zu sterben nicht der Fall.

Dieselbe utilitarische Sorge, die Schwächung der Kollektivität durch den freiwilligen Tod ihrer Mitglieder zu verhindern, ist gewiß die Grundursache der viel beschränkteren und jüngeren Sanktion, die man diesem Rechte zu sterben verliehen hat.

Die religiösen Ansichten, die sich stets den Lebensbedingungen jeder Gesellschaft anpassen, haben dann ein ganzes Arsenal von Verboten und Anathemen gegen das Recht zu sterben entwickelt. Der Selbstmord, den der griechische Stoizismus und der römische Polytheismus nicht in so absoluter Form verwarfen, wird vom Christentum als gotteslästerlich erklärt und ist während des ganzen Mittelalters und sogar bis ins 19. Jahrhundert von den Strafgesetzen als Vergehen bestraft worden.

Er wird es jetzt noch in England, Rußland, New-York im Versuchsfalle durch eine Gefängnisstrafe oder (in Rußland) im Todesfall durch „bürgerliche Entmündigung", die das von dem Selbstmörder hinterlassene Testament für null und nichtig erklärt.

Einerseits haben die immer vollkommeneren juridischen Eroberungen der Persönlichkeit und individuellen Freiheit der Gesellschaft gegenüber und andererseits die immer verbreitetere Ueberzeugung, daß der Selbstmord in fast allen Fällen die Wirkung einer deutlich erkennbaren oder latenten Geistesstörung ist, wenigstens aber doch die Handlung eines zu schwachen oder im Kampfe ums Dasein besiegten Streiters ist, — in fast allen Strafgesetzgebungen das Prinzip der Straflosigkeit des versuchten oder vollzogenen Selbstmords bestimmt.

Ja die bürgerlichen Gesellschaften sind sogar zur Verherrlichung des Selbstmords gelangt, wenn er zu augenscheinlichen sozialen Utilitäten dient, wie in dem in Italien berühmten Falle des Soldaten Pietro Micca, der im Jahre 1806 eine Pulvermine anzündete, und sich selbst unter den Trümmern begrub, um die Franzosen zu verhindern, in Turin einzudringen.

Während man nun für ein kaum zu rechtfertigendes Interesse wenn auch nicht den bestimmten Selbstmord, so doch wenigstens den möglichen Selbstmord in den gefährlichen Schaustücken der Akrobaten, der Tierbändiger u. s. w. gestattet, wird das Prinzip, daß jedermann über sein Leben verfügen kann, das er von niemandem verlangt hat und das ihm sehr oft durch die Schuld der Gesellschaft selbst

Digitized by Google

unerträglich werden kann, nicht anerkannt, wenn er zur Ausübung seines Rechtes, zu sterben, die Hilfe eines andern in Anspruch nimmt.

Die Mitwirkung beim Selbstmord und noch mehr die Erwordung mit Einwilligung und auf die Bitte des Opfers werden von einer gewissen Anzahl von Strafgesetzbüchern als Vergehen bestraft und wenn das Gesetz (wie in Frankreich, Oesterreich, Belgien, Brasilien) nicht davon spricht, so giebt es dafür Juristen und Richter, die behaupten, diese Handlung müsse ebenso wie der Mord bestraft werden. Man sagt thatsächlich, der Selbstmord sei der Mord des „Ich", des Selbst; also sei er ein Mord; und wenn das Gesetz es nicht für nützlich erachtet, den Haupturheber desselben zu bestrafen, so bestraft es dafür den Komplizen, ebenso wie den Komplizen des Familiensohnes, der seinen Vater bestiehlt und deshalb nicht verurteilt worden ist.

Ich glaube indessen, daß die strafende Sanktion des Gesetzes oder diese Auslegung seines Schweigens nicht gerechtfertigt werden kann und nur einen traditionellen Rest der alten Verkennung des Rechtes zu sterben darstellt.

Der alte philosophische Unterschied zwischen den angeborenen und unveräußerlichen Rechten und den erworbenen und veräußerlichen Rechten wird der juridischen Soziologie gegenüber nicht mehr aufrecht erhalten. Jedes Recht ist gleichzeitig angeboren — denn es hat seine Wurzeln in den individuellen und sozialen Lebensbedingungen — und es ist gleichzeitig erworben, denn jedes anerkannte Recht (das Recht zu leben, das das älteste ist, wie das Recht der persönlichen Freiheit, das das jüngste ist), ist nichts weiter, als das Resultat eines jahrhundertelangen Kampfes des Individuums gegen die Kollektivität. So ist das „juridische Patrimonium", das die Rechtsphilosophen stets für jeden Menschen feststehend und vollkommen erklären, im Gegenteil beständig auf dem Wege der Formation oder Entwicklung begriffen, und der Mensch von morgen wird eine größere Anzahl von Rechten haben, als der Mensch von heute, ebenso wie dieser mehr hat, als der Mensch von gestern.

Das Recht auf Arbeit z. B., das heißt das Recht, nicht Hungers zu sterben, wenn man nur die Arbeit hat, um sich sein Brot zu verdienen, wird von den augenblicklichen Gesetzgebungen kaum anerkannt; dabei wird die Frage der „Arbeitslosen" immer kritischer und unter ihrem Einfluß verändert sich das Kollektivbewußtsein in dem Sinne, in jedem Menschen gleichzeitig das Recht und die Pflicht zu arbeiten, um zu leben, anzuerkennen.

Daraus geht hervor, daß das einzige ernsthafte Argument, das man dem Recht zu sterben entgegensetzen kann, nämlich, daß das Recht zur Existenz ein angeborenes, infolgedessen unveräußerliches und außerhalb der persönlichen Verfügungsfähigkeit stehendes Recht sei, denn jeder Mensch verdanke das Leben der Familie und der Gesellschaft, zu der er gehört, ohne sie doch gebeten zu haben, in die Welt gesetzt zu werden — daraus geht hervor, daß dieses Argument keine positive Basis hat.

Erstens wäre seine logische Folge die Bestrafung des Selbstmords, die doch immer mehr und mehr eine moralische Unmöglichkeit wird.

Andererseits füge ich hinzu, daß das Individuum nur Rechte und Pflichten hat, wenn es in Gesellschaft lebt.

Robinson Crusoe hat weder Rechte noch Pflichten, denn diese werden gleichzeitig und unlöslich geboren, wenn ein Mensch einem anderen Menschen oder mehreren anderen Menschen gegenübersteht. Das heißt, das Individuum hat nur insofern Rechte oder Pflichten, als es in Gesellschaft lebt; zieht es aber vor, eine besondere Kollektivität (Auswanderung) oder die lebende Menschheit (Selbstmord) zu verlassen, so hat es weder Rechte noch Pflichten.

In der Gesellschaft bleiben ist die vornliegende und grundlegende Bedingung aller Pflichten des Individuums gegen die Kollektivität. So lange es darin bleibt, muß es den Existenzbedingungen dieser Kollektivität gehorchen; zieht es aber vor, dieselbe zu verlassen, so läßt es jede Beteiligung an dem sozialen Leben, an seinen Vorteilen und Schäden fallen.

Das Recht, „fortzugehen", ist erst kürzlich anläßlich der Auswanderungsfreiheit erworben worden, die, nach dem Vorurteil, die Kraft eines Volkes bestehe ausschließlich in der Zahl seiner Mitglieder, noch bis zum Beginn unseres Jahrhunderts verkannt worden ist.

Das Recht, vollständig aus den Grenzen des Lebens zu scheiden, das bereits fast überall im Falle des Selbstmords anerkannt worden ist, muß auch im Falle der Mitwirkung zum Selbstmord und sogar des Mordes mit Einwilligung des Opfers anerkannt werden.

In der That habe ich nie begriffen, warum man einen so ungeheuren Unterschied macht zwischen dem Falle der Mitwirkung zum Selbstmord, der durch die Strafgesetze stets in sehr milder Weise bestraft wird und dem Falle der Erwordung mit Einwilligung des Opfers, der nur in Spanien, Portugal, Ungarn und Holland besonders geregelt und in den andern Ländern als eine gewöhnliche Form der Tötung oder sogar des Mordes betrachtet wird.

Dennoch beweisen die zu Anfang dieses Essays angeführten Beispiele, daß es keinen moralischen Unterschied giebt zwischen dem, der dem Selbstmörder das Mittel, sich zu töten, liefert, das er sich auf andere Weise nicht verschaffen könnte, und dem, der thatsächlich einen Menschen tötet, der nicht die physische oder psychische Kraft, sich umzubringen, besitzt.

Und das Volksbewußtsein ist auf meiner Seite, da wir sehen, daß, wenn die Richter auch in diesen Fällen verurteilen, indem sie das geschriebene Gesetz streng anwenden oder auslegen, die Geschworenen dagegen fast stets freisprechen, besonders in den Prozessen gegen den Geliebten, der den mit Einwilligung der Geliebten vollführten Mord und den in sieberhafter Erregung begangenen Selbstmordversuch überlebt hat.

Zwei unglücklich Liebende beschließen, zusammen zu sterben.

Wenn der Tod beide zusammen hinwegrafft, hat die menschliche Gerechtigkeit nichts dabei zu schaffen.

Doch wenn einer das Unglück hat, am Leben zu bleiben, dann behaupten die gewöhnliche Theorie und die Gesetzgebung mehrerer Länder folgendes und kommen zu folgenden absurden und unmoralischen Konsequenzen:

Wenn der Selbstmord zu zweien durch die parallele Handlung eines jeden Individuums vollführt worden ist, z. B., wenn alle beide sich in den Fluß stürzen, so ist der Ueberlebende nicht zu verurteilen, denn sein eigener Selbstmordversuch ist ihm nur mißlungen.

Oder die beiden Liebenden beschließen, der eine solle dem andern das Mittel liefern, sich zu töten, indem er die Waffe oder das Gift besorgt; dann wird dieser, wenn er am Leben bleibt, wegen Mitwirkung zum Selbstmorde eines andern mit einer „milden" Strafe belegt, z. B. nach dem italienischen Strafgesetzbuch mit 3—9 Jahren Gefängnis.

Oder die beiden Liebenden beschließen, der Mann solle die Frau und dann sich töten; dann wird dieser, wenn er am Leben bleibt, als Mörder verurteilt, denn es liegt ja eine vorbedachte Handlung vor; d. h. nach dem italienischen Strafgesetzbuch mit Einschließung auf Lebenszeit, oder doch wenigstens als Totschläger mit 18—21 Jahren Gefängnis.

Er würde also mit derselben Strafe belegt werden, wie der, der, um zu stehlen, mordet oder doch in jedem Falle sein Opfer gegen dessen Willen tötet! Und dabei zeigt uns das psychologische Studium dieser dramatischen Fälle, daß der Unterschied in der Handlungsweise dieses oder jenes Selbstmörderpaares ganz und gar zufällig ist und mit der

Digitized by Google

Moral oder Immoral, der Güte und Verderbtheit des Ueberlebenden gar keine Beziehung hat!

Es handelt sich da um einen leidenschaftlichen psychischen Orkan, der außerhalb der Grundlagen der Psychologie der gewöhnlichen Verbrecher liegt.

Demnach behaupte ich, wenn der Mensch das Recht zu sterben hat — und man erkennt das an, wenn man den Selbstmord nicht mehr bestraft, — so hat er auch das Recht, sich töten zu lassen; demnach ist der, der ihm hilft, sich zu töten oder ihn sogar selbst auf Grund seiner Einwilligung oder auf seine Bitten tötet, nicht zu bestrafen.

Dennoch muß man dieser neuen moralischen und juridischen Theorie, die mit der neuen Auffassung, die man heut vom menschlichen Leben hat, zusammenhängt, eine letzte Bemerkung hinzufügen, um sie vollständig zu machen und mehr mit den Angaben der Psychologie und der Psychopathologie des individuellen Selbstmordes und des Selbstmordes zu zweien in Einklang zu bringen.

Ich will sagen, wenn man das „Wert" betrachtet, nicht das Werk dessen, der sich töten läßt, sondern dessen, der beim Sterben hilft, so muß man die Motive berücksichtigen, die diesen dazu veranlaßt haben.

Jede menschliche Handlung ist an sich betrachtet moralisch gleichgiltig; einen Menschen töten kann eine verbrecherische oder auch eine berechtigte Handlung sein, je nach dem Motiv, welches den Tötenden bestimmt, z. B. die Rache oder die berechtigte Verteidigung. Ebenso kann eine scheinbar wohlthätige Handlung unmoralisch sein, wenn sie von unmoralischen Motiven bestimmt wird.

Wenn der, der beim Selbstmord hilft, das aus unmoralischen oder verbrecherischen Gründen, wie z. B. aus Haß, Rache, Sucht nach einer Erbschaft thut, so ist er nur ein Mörder (Mörder aus Betrug, anstatt Mörder aus Gewaltthat) und dann wird die besondere und gemilderte Strafe weder seinem Verbrechen, noch seiner antisozialen und antimenschlichen Persönlichkeit angepaßt.

Wenn dagegen der Tötende die Handlung nicht nur mit der Einwilligung des Opfers und auf seine Bitten ausführt, sondern auch aus moralischen und humanitären Gründen (wie das Mitleid, die Freundschaft, die Liebe), dann stimmt das Recht zu sterben und sich töten zu lassen bei dem Opfer mit der wohlthätigen Handlung des Ausführenden überein, der kein antisoziales Wesen ist. Dann muß das moralische und gesetzliche Urteil über seine Handlung auf Freisprechung und Billigung lauten, trotz der geistigen Gewohnheiten, die uns von einer ebenso traditionellen wie konventionellen Moral aufgedrängt worden sind.

Ethik und soziale Entwicklung.

Von Rechtsanwalt O. Marcuse, Breslau.

(Schluß.)

Wenn wir nunmehr die Ergebnisse unserer Erörterung zusammenfassen, so finden wir:

Die sittlichen Ideen sind nicht, wie das in metaphysischen Anschauungen befangene Denken des vorigen Jahrhunderts angenommen hat, feste, starre, seit Anfang an bestehende und unveränderte in alle Zukunft hinein fortdauernde Vorstellungen.

Sie unterliegen vielmehr, wie die große Natur selbst, der Urgrund alles Seins, wie die Menschheit, dem Gesetze der Entwicklung. Hervorgetrieben durch das Beisammenleben der Menschen, folgen sie dessen Werdegang und werden um so weiter verzweigt, je verwickelter die menschheitlichen Verhältnisse werden.

Einmal entstanden aber nehmen sie ein selbständiges Wesen an, indem sie ein tiefgreifendes Mitbestimmungsrecht im Fortschreiten der Gesellschaft ausüben. —

Fragen wir nun, wie die sittlichen Ideen möglichst fruchtbar für die soziale Entwicklung gemacht werden können, so treten in den Bereich unserer Betrachtung drei Faktoren, der Staat, die Gesellschaft, das Individuum. Was den Staat betrifft, so würde es zu weit führen, dessen sittliche Zwecke in ihren weithin reichenden Verzweigungen im Einzelnen darzulegen. Für unsere Aufgabe genügt der Hinweis darauf, daß derselbe, will er anders seiner Natur als sittlicher Anstalt gerecht werden, einer Anstalt, die berufen ist, den sie bildenden Individuen freie Bahn zu schaffen für ihre sittliche Vervollkommnung und für ihr natürliches Streben nach möglichster Glückseligkeit, sich in allen seinen Bethätigungen mit sittlichen Ideen erfüllen muß, daß er insbesondere die Idee der Gerechtigkeit möglichst zu verwirklichen hat. Hierfür genügt nicht die Regelung des Mein und Dein in dem positiven Rechte, hierfür nicht die Abwehr von Verbrechen mittels Strafrechts und unparteiischer Strafrechtspflege; hier ist vor Allem erforderlich der möglichste Ausgleich des Gegensatzes zwischen den wirtschaftlich Starken und Schwachen, indem diesen wie jenen die Ausübung ihrer Individualrechte als Mittel zur Erhöhung ihres Lebensniveaus gewährleistet wird. Denn beide sind an sich gleichberechtigte Glieder der Gesellschaft und haben deshalb gleichmäßigen Anspruch auf freie Entfaltung ihrer natürlichen Fähigkeiten. Ist eine solche unbeschränkte und möglichst geförderte Selbstbethätigung aller Glieder der Gesellschaft notwendige Vorbedingung eines gedeihlichen Fortschreitens beider, so zeigt sich hier die innige Wechselwirkung zwischen ethischen Pflichten und Selbsterhaltung. Jedes Recht ist, vom Standpunkte der Gesellschaft betrachtet, zugleich Pflicht; je mehr diese Identität erkannt wird, um so lebhafter wird das Interesse der Gesamtheit auch an den freien Handlungen der Individuen und um so mehr fällt jedes Darfen unter den Gesichtspunkt des Sollens. Diese Ausdehnung des Pflichtbegriffs giebt dem Leben des Einzelnen eine ungeahnte Weihe, indem sie jede seiner Handlungen von den Beziehungen zum großen Ganzen getragen sein und seine individuellste That als integrierenden Teil des unermeßlichen sozialen Lebens erkennen läßt. Die Freiheit ist also Bedingung der Pflichterfüllung gegen die Gesellschaft; deshalb ist die Gewährleistung und der Schutz der Freiheit durch das wohlverstandene eigene Interesse der Gesellschaft oder deren organisierten Form, des Staates, geboten. Wie weit die Wirklichkeit, insbesondere die deutsche Wirklichkeit von dieser grundlegenden Erkenntnis entfernt ist, braucht den Kundigen nicht dargelegt zu werden.

Dem Staate liegt ferner die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts ob, nicht nur mittels Zuführung exakten Wissens, insbesondere mittels Einführung in die Lehren der physischen Natur und der Geschichte, sondern und vornehmlich auch mittels möglichster Entwicklung der von den Vorfahren, den Eltern überkommenen sittlichen Keime, mittels methodischer Einwirkung auf den Willen zum Guten. Es ist klar, daß dies mit Erfolg nur geschehen kann durch Ausschaltung aller derjenigen Momente, deren Tendenz eine trennende ist, und durch liebevolle Pflege aller derjenigen Momente, deren Tendenz eine entgegengesetzte ist; also Moralunterricht auf reiner, durch konfessionelle Verschiedenheiten nicht getrübter, menschheitlicher Grundlage: Belehrung des Kindes über sein Verhältnis zu Natur und Gesellschaft und Ableitung aller sittlichen Pflichten aus diesem Verhältnisse. In einer zu schönen Hoffnungen berechtigenden Weise ist diese Forderung schon seit Langem in unserem Nachbarlande Frankreich verwirklicht, dessen von der Religion, d. h. der konfessionell gefärbten Religion, gänzlich losgelöster Moralunterricht hoffentlich noch in absehbarer Zeit vorbildlich werden wird für Länder, deren Schulunterricht heute mehr denn je dem Dogma unterworfen ist. Von Interesse ist die Kundgebung, mit der s. Z. die Einführung des Moralunter-

Digitized by Google

richts in den französischen Schulen von den leitenden Stellen begleitet worden ist. Dort heißt es:

„Der Moralunterricht ist dazu bestimmt, die übrigen Unterrichtsfächer zu ergänzen und zu verbinden, zu erheben und zu veredeln. Während die anderen Fächer spezielle Kühigkeiten und nützliche Kenntnisse entwickeln, strebt dieser Unterricht danach, in dem Menschen den Menschen selbst anzubilden, d. h. sein Herz, seine Intelligenz, sein Gewissen. . . .“ „Später als Bürger werden die Menschen, die diesen Moralunterricht genossen haben, wohl durch dogmatische Meinungen getrennt sein; aber sie werden in der Praxis alle darüber übereinstimmen, daß sie das Ziel ihres Lebens so hoch wie möglich stellen sollen, daß sie denselben Abscheu vor allem, was niedrig und häßlich, und dieselbe Bewunderung für alles, was edel und großmütig ist, haben sollen, und daß sie alle nach Vervollkommnung streben müssen, um sich zu vereinigen in demselben Kultus des Guten, des Schönen und Wahren.“ —

Der Same, der hiermit in die empfängliche Kindesseele gesenkt wird, dürfte freilich erst dann zu voller Entfaltung gelangen, wenn die Hemmnisse, welche ihr durch die noch immer übermächtigen dunklen Gewalten der Vergangenheit in den Weg gelegt werden, durch die gleichmäßige Einsicht Aller in die wahren Bedingungen des Gemeinschaftslebens und des mit ihm eng verknüpften Einzellebens beseitigt sein werden. —

Weit unmittelbarer als der Staat wirkt die unorganisierte Gesellschaft für Durchdringung des sozialen Lebens mit ethischen Gedanken. Denn sie ist, wie wir gesehen haben, der Urgrund aller Sittlichkeit; jeder ihrer materiellen oder wirtschaftlichen Fortschritte wird durch einen gleichzeitigen Fortschritt des allgemeinen sittlichen Empfindens und Denkens reflektiert. Die Form, in der dieser Fortschritt sich zeigt, ist die Sitte und das Recht. Ohne diese äußerlichen, formalen Mittel könnten die neu gewonnenen Vorstellungen und Urteile sich nicht leicht verwirklichen, könnten sie nicht leicht von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden. Sitte und Recht sind es, welche den sittlichen Ideen Dauer und Stetigkeit verleihen, die Uebereinstimmung großer Massen von Menschen über das sein Sollende herbeiführen. Die Sitte, etymologisch gleichbedeutend mit Zueignenmachen, Aneignung, Eigenheit, Eigentümlichkeit, bildet sich durch beständige, unausgesetzte Wiederholung derselben Handlung, die anfänglich in verstandesmäßiger Erfassung der Zweckmäßigkeit erfolgt, allmählich aber als schlechthin notwendig erachtet wird und schließlich dem herannachfolgenden Geschlecht als das Angemessene, Notwendige, Gerechte, als die selbstverständliche Bedingung jedes Verkehrs, jeder Arbeitsteilung, der ganzen sozialen Existenz erscheint. Als selbständige Macht tritt die Sitte nunmehr den Einzelnen und ihren Trieben gegenüber, wird ein Teil der Grundlagen aller Moral, aller Religion wie alles Rechts und aller Institutionen; sie erzwingt ihre Befolgung bei höherer Kultur nur noch durch die Furcht vor Tadel, vor Mißachtung und sozialem Ausschluß. Oder aber es bemächtigt sich der Staat, d. i. die Gesellschaft in ihrer organisierten Form, der neu entstandenen ethischen Forderungen, indem er sie dem Rechte einverleibt und ihre Verwirklichung mit den Kautelen des Rechts umgiebt. Das Recht, das ursprünglich nichts als ein Teil der Sitte ist, greift die für die Gesamtheit wichtigsten Regeln des Zusammenlebens heraus, faßt sie in einem System zusammen und erzwingt ihre Einhaltung nötigen Falls durch den physischen Zwang, den die Gesamtheit gegenüber dem Einzelnen üben kann. Weil aber die Wurzeln des Rechts dieselben wie die der Sittlichkeit sind, darf es und kann es auch nicht unberührt bleiben durch das Fortschreiten der sittlichen Ideen, mag auch deren Einfluß in Folge der Mechanik des geschriebenen Rechts ein nur langsam wirkender, spät erst sichtbar werdender sein. Verschließt sich andauernd das Recht diesem Einflusse, dann wird es starr, ein unbrauchbares Instrument für Förderung der wahren menschlichen Interessen und es tritt jener Zustand ein, von dem die bekannten Dichterworte gelten:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort. . . .
Vernunft wird Unsinn. Wohlthat Plage,
Weh' dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Ein Recht, das, weil einmal entstanden, unbegrenzte, also ewige Fortdauer beansprucht, gleicht — um die schönen Worte Rudolf's von Ihering zu brauchen — dem Kinde, das seinen Arm gegen die eigene Mutter erhebt; es erhöhnt die Idee des Rechts, indem es sie anruft, denn die Idee des Rechts ist ewiges Werden; das Gewordene aber muß dem neuen Werden weichen, denn

Alles was entsteht,
Ist wert, daß es zu Grunde geht. —

Die Sitte, sagte ich, ist eine der Formen, in denen der Fortschritt des sittlichen Denkens und Empfindens sich zeigt. Es werden zunächst immer Einzelne sein, die geneigt und im Stande sind, das, was der materielle Fortschritt an neuen sittlichen Ideen gezeitigt hat, sogleich in die That umzusetzen. Je höher die Kultur steigt, um so mehr wird sich der Kreis der Personen vergrößern, die gewissermaßen das Fazit der sozialen Entwicklung ziehen, indem sie die aus dieser sich ergebenden ethischen Forderungen aus eigenem Antriebe zu verwirklichen suchen. Das Wesen des Kulturmenschen drängt nach Bethätigung dessen, was als sittlich notwendig erkannt ist: man is made for action, des Menschen Wesen ist auf die That angelegt, wie Adam Smith, der Begründer der klassischen Nationalökonomie, sagt. Und das Beispiel weckt Nacheiferung: So ist eine bekannte, immer von Neuem erhobene Arbeiterforderung die des Achtstundentags; gewiß steht die Mehrzahl der Unternehmer dieser Forderung noch schroff ablehnend gegenüber; doch andere sind einsichtig genug, dieselbe für berechtigt zu halten und ihr zu genügen. Aus dem in neuester Zeit veröffentlichten Geschäftsberichte der großen Berliner Firma Heinrich Frese, Hamburg-Berliner Jalousiefabrik, geht klar hervor, daß nicht nur die Einführung des Achtstundentags, sondern auch alle anderen auf Anerkennung des Arbeiters als gleichberechtigten Kontrahenten gerichteten Neuerungen sich als segensreich für beide Teile erwiesen haben. Angesichts dieses Ergebnisses, das zugleich die Lehre enthält, daß das sittlich Gute immer auch das Zweckmäßige ist, kann es nicht fehlen, daß das Beispiel sehr bald Nachfolge finden wird. — Auch die Geschichte ist, wie oben gezeigt, reich an Fällen, in denen erleuchtete Persönlichkeiten in klarer Erkenntnis dessen, was die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse als notwendig ergab, ihr eigenes, augenblickliches Interesse opferten, um den Fortschritt des Ganzen zu fördern, und hiermit ein edles Beispiel ihren Standesgenossen gaben.

Außer dem Beispiel ist es das gesprochene und geschriebene Wort, das dem sittlichen Fortschritt die Bahn eröffnet: die Presse, deren Bedeutung nicht hoch genug geschätzt werden kann, das Katheder, die Kanzel, die Tribüne der Volksvertretung, die öffentliche Versammlung, alles dies sind Stätten, von denen aus nicht nur die Erkenntnis der neu entstandenen Ideen in die breiten Massen des Volks getragen, sondern auch, falls der zum Herzen dringende Ton getroffen wird, auch die praktische Bethätigung dieser Ideen kraftvoll angebahnt werden kann. Wer je Gelegenheit gehabt hat, den nachhaltigen Eindruck kennen zu lernen, den die Worte eines von sittlicher Begeisterung getragenen Redners auf seine Zuhörer machen, wird die Bedeutung der lebendigen Rede für Förderung des Fortschritts nicht leicht unterschätzen. Grade unsere Zeit ist trotz oder vielleicht in Folge des in ihr gesteigerten Kampfes um's Dasein durch eine ganz hervorragende Empfänglichkeit für derartige Einwirkungen ausgezeichnet. —

Und das Ziel aller menschlichen Arbeit, der Gesamt

Digitized by Google

arbeit wie der Einzelarbeit? Es kann kein anderes sein als das, was wir ethische Kultur nennen, d. i. ein Zustand, in dem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, ein Zustand, der sich nicht auf ein einzelnes Volk beschränken, sondern die Völkergemeinschaft mit seinem Geiste durchdringen soll. So hoch wir in der Gesellschaft das Individuum stellen: es dient doch der Gemeinschaft und vollendet in solchem Dienste seine eigene Persönlichkeit. Und so hoch wir das eigene Volk auch stellen: es kann doch nicht der letzte Zweck sein; denn es ist und bleibt ein Glied am Körper der Menschheit. Das unverwüstliche, weil durch die Natur selbst geschaffene Fundament aller sittlichen Fortschritte aber ist die materielle Entwicklung der Gesellschaft: wie diese es ist, die den Menschen aus tierischer Isolierung erhob und ihn lehrte, den Menschen aufzusuchen, so ist sie es auch, die das, was ursprünglich nur durch den Selbsterhaltungstrieb geboten war, allmählich zu einem Gebote der Nächstenliebe veredelt und im Laufe der Zeiten ein enges Band um die gesamte Menschheit zu schlingen gewußt hat. Allerdings ist ihr Fortgang kein ungehemmter; oft genug hat es Zeiten gegeben, in denen sie still zu stehen oder gar sich zurückzubilden schien, wobei dann der Rückschlag auf die sittliche Entwicklung nicht ausblieb. Doch bald wieder schritt sie vorwärts: die menschheitliche Entwicklung gleicht einer Spirale; sie beugt sich nur, um zu steigen. Diese ihr unverkennbar innewohnende Tendenz hat etwas ungemein Beruhigendes: menschliche Willkür kann sie nicht meistern; wohl kann sie zeitweis hemmend einwirken, doch aufheben oder dauernd zurückwerfen kann sie dieselbe nicht. Darum — mit diesen Worten des unvergeßlichen Cajdy lassen Sie mich schließen:

Vertrauen wir der Macht der Entwicklung, welche die Herzen wunderbar wandelt!

Die drei Reiherfedern.

Von M. Cartakover (Elbing).

Es hat an dieser Stelle (vgl. Nr. 10) ein Aufsatz über Sudermanns dramatisches Gedicht gestanden, der es sich zur Aufgabe machte, den „Grundton aus der Symphonie" herauszulösen — ist ihm dies gelungen? Wenn der Ausspruch des oft zitierten Emerson, daß der Dichter auf einen Punkt sieht, nach dem alle Blicke schauen und alle Hände sich recken, wahr ist — und man hat bei der Lektüre des Sudermannschen Werks diesen Eindruck — ist dieser Punkt denn wirklich das „Ideal der Körper (?) und Seelengemeinschaft zwischen Mann und Weib?" Geht wirklich ein so allgemeiner heißer Sehnsuchtsschrei, ein so brennend unstillbares Verlangen danach durch die ganze heutige Welt?

Ich bin überzeugt, viele ernste Menschen werden dafür nur ein Lächeln haben. Ach, die Liebe zwischen Mann und Weib, diese ideale Liebe, sie spielt ihre ausschließliche und höchste Rolle nur in den Sehnsuchtsträumen kleiner Mädchen die unermüdlich ihre „feinsten Hirnfäden" darum spinnen; die großen Dichter aber dichten nicht nur für die kleinen Mädchen. Sie stehn mitten drinnen in den Kämpfen der Zeit, und unsere Zeit kennt wahrlich ein heißeres Ringen als das um eine verfeinerte Form der Geschlechtsliebe; Gegensätze klaffen in ihr, die sich fremder sind als Mann und Weib. Sie kracht in allen Fugen, die alte Weltanschauung und Gesellschaftsordnung, die wir uns so schön zurechtgezimmert hatten, die uns trug und stützte, wenn wir krancheln wollten. Alles um uns wankt; hilf- und ratlos schweben wir in der ungeheuren Leere; alle festen Leitsterne, zu denen wir aufgeschaut, Diesseits und Jenseits, Gut und Böse, Hoch und Niedrig, beginnen ihren verwirrenden Zickzacklauf vor unsern Augen und sehnsüchtig schauen wir nach dem neuen Kopernikus aus, der ihnen ihre gesetzmäßige Bahn weist, auf daß wir wieder sicher auf unserer Erde stehn. Da kommt nun der Dichter und findet für das rein Geistige, Undarstellbare, eine anschauliche Form, ein plastisches Bild.

Das Denken wird ihm zum Geschehen, die Begriffe zu Gestalten, und so führt er uns die stummen Kämpfe unseres Innern symbolisch in einer Dichtung vor.

Henrik Ibsen, der es wie kein Anderer versteht, reine Gedankendinge in lebendigste Wesen von Fleisch und Blut umzusetzen, hat das Wort ausgesprochen, daß der Leser Mitdichter sein müsse, wenn er Genuß an seinen Werken haben wolle. Dieser Ausspruch gilt aber für jede symbolische Dichtung überhaupt.

In diesem Sinne sei es mir gestattet zu sagen, was ich aus dem neusten Werk Sudermanns heraus- und, wie ich hoffe, nicht hineingelesen habe.

An der Neige des Jahrhunderts stehend hält der Dichter, wie einst Schiller am Ende des vorigen, eine Rückschau auf das durchschrittene Gebiet geistigen Lebens, auf alle die Unterdrückungen, alle die Kämpfe und endlichen Siege, die seinen Weg bezeichnen. In Prinz Witte, einer Lichtgestalt von Balderhafter Schönheit, hat er den Geist verkünbildlichen wollen, den Geist dieses verflossenen Jahrhunderts, den er uns nicht ohne tiefere Bedeutung in der samländischen Küste, dem Lande Kants, entgegentreten läßt. War es doch die Weltanschauung des Königsberger Weisen, die das Denken am Anfange dieses Jahrhunderts vollständig beherrschte.

Prinz Witte kehrt von dem Kampfe mit einem wunderbaren Reiher zurück, in dem er Sieger geblieben ist. Der Reiher ist in der Edda das Symbol des Rausches und der Vergessenheit; wem seine Schwingen um das Haupt wehen, der verliert die Besinnung. Mit dem Siege über den wie ein Bild träumerischer Versunkenheit in der ewigen Dämmerung der Nordmeersinsel schwebenden Vogel ist wohl die Befreiung aus dem Bann einer abgründigen nebelhaften Metaphysik zu verstehn, die lange genug das menschliche Hirn mit ihren Phantasmen berauschte, bis ihr Kant durch seine Kritik des Erkenntnisvermögens ein Ziel setzte.

In stolzer selbstbewußter Männlichkeit, als Einer, der mit eigenen Maß mißt und selbst Werte schafft, geht der Geist aus diesem Kampfe hervor. Die Trophäen, die er heimbringt, sind die drei Kantschen Ideale, die Schiller auch in seinen drei Worten des Glaubens verherrlicht, Freiheit, das Streben nach sittlicher Vollkommenheit und das Vertrauen auf einen die Geschicke des Alls lenkenden Weltenwillen. Der Dichter symbolisiert diese Ideale in den drei Federn, welche Prinz Witte dem überwundenen Reiher entrissen hat; stolz trägt er sie auf seinem Helm und freut sich ihres heiligen Wehens.

Mit der Vollendung seiner inneren Entwicklung beschäftigt, kümmert sich der Geist wenig um die äußere Welt. Die politische Gleichgiltigkeit, welche fast die ganze erste Hälfte dieses Jahrhunderts charakterisiert, kommt in dem Verhalten Prinz Wittes treffend zum Ausdruck. Neben ihm steht, wie der finstre Hödur neben dem Lichtgott, sein Stiefbruder, der schreckliche Herzog Widwolf mit den blutigen Händen, der Vertreter der Tyrannei und rohen Gewalt. Er hat den noch jungen und weichen Prinzen vom Thron gestoßen, der ihm von Gottes und Rechts wegen gebührte; er möchte ihn aus der Reihe der Lebendigen vertilgen. Dennoch setzt Prinz Geist ihm keinen ernstlichen Widerstand entgegen. Er beugt sich sogar vor der Krone auf seinem Haupt, wenn auch nicht vor ihrem Träger, und täuscht sich über seine Pflicht dem Volke gegenüber hinweg:

„So lang es dich erträgt und dein blutblindes Schwert,
Das Volk und du, seid ihr einander wert."

Er strebt höhern Zielen zu, gegen die ihm Vaterland und politische Freiheit klein erscheinen; das Tasten im Suchen nach seiner wahren Bestimmung zieht seinen Blick i

Digitized by Google

die Ferne und läßt ihn das Nächstliegende aus den Augen verlieren — er verstrickt sich in den Schlingen des philosophischen Idealismus.

Zwar wird er von seinem Schildknappen Hans Lorbaß gewarnt. In diesem biedern vierschrötigen Burschen, der einst der Schlimmste in Herzog Widwolfs schlimmen Gefolge war, der dem Prinzen nach dem Leben trachtete und dann von ihm besiegt und erobert ward, sehen wir die durch den Geist gebändigte Stärke. Er liebt seinen Herrn abgöttisch und will ihm wie ein Hund folgen:

„Als ein Hund und als ein Herrscher.
Denn bei jedem großen Werke
Das auf Erden wird vollbracht,
Herrschen soll allein die Stärke,
Herrschen soll allein, wer lacht.
Drum, wie ich ihn schweife und fühle
Dazu was er werden kann,
Sitz ich fest in seiner Seele
Ich der Würger, — ich der Mann!"

Seine Stärke, die gesunde Kraft, warnt also den Prinzen Witte vor der lockenden Sehnsucht nach dem Unerreichbaren. Umsonst führt ihm der derbe Knappe vor, daß er sich selbst aus der Freiheit des Denkens, aus der kühn aufwärts strebenden Bahn der Möglichkeiten ausschließe und in die schwarzen Mauern der Spekulation einenge, umsonst beschwört er ihn, den gefährlichen Idealismus fortzuwerfen, für den er in seiner nüchternen Anschauung kein Verständnis hat:

„Laß dich nicht verderben!
Wer seiner Sehnsucht nachkünft, muß d an sterben!
Nur wer sie wegwirft, dem ergiebt sie sich!"

Der vom Zauber des Idealen umsponnene Geist hört nicht auf ihn. Es ist seine Lust, in das Unerforschliche zu schauen, in jenes Grenzland der Ahnung, in das nur der Flittich der Phantasie trägt.

Deshalb beschließt er die Begräbnisfrau um Rat zu fragen; sie, die ihn zu dem Abenteuer mit dem Reiher aussandte, soll ihm den Zauber der Federn lehren.

Ein unheimliches Weib ist sie, diese Begräbnisfrau, die uns anmutet wie eine entfernte Verwandte der Ratteumamsell in „Klein-Eyolf." Regungslos liegt sie in dem offenen Grabe am Seestrand, wie ein Gespenst und lauert mit großen, offenen Augen auf ihr Opfer — das unentrinnbare Schicksal in Person. Wenn die Stürme toben und die Brandung die Leichen der Schiffbrüchigen ans Land wirft, dann steigt sie empor und nimmt die Todten ans Herz wie eine Mutter ihr Kindlein, um sie in den weißen Sand zu betten. Während der Abwesenheit seines Herrn hat Hans Lorbaß, wenn auch widerwillig in ihrem Dienst gestanden und Gräber für sie geschaufelt; die vom Geist getrennte Stärke schafft nur blind für die Vernichtung. Deshalb jubelt der Treue doppelt freudig seinem Herrn entgegen, der ihn mit seinem Siege von seinem Todtengräberamt erlöst hat.

Prinz Witte verlangt also vom Schicksal die Erfüllung seiner Sehnsucht, die eine große befreiende Idee, in der alle seine Fragen ihre Lösung finden:

„Das was ich fordre, ist das Weib, das eine,
Nach dem im Trinken meine Seele dürstet,
In dem ich selber, hochgefürstet,
Als Herold alles Großen mir erscheine.
Nach dessen Worten meine Seele harret,
Sitz ich zur Rechten mit der Menschheit Besten,
In dem des Daseins quälendes Gebrechen
Zu froher Ueberschau vernarbet."

Die Begräbnisfrau lehrt ihn den Zauber der Reiherfedern. Diese weißen Gebilde, in die die Urkraft der Sonne gebannt ist, sind die Ideale, die nach Zeit und Ort beständig wechseln und jede beliebige Gestalt annehmen. Opfert er die erste, so wird er das Bildnis derer erblicken, die er so sehnsüchtig sucht. Wirft er die zweite in die Flammen, so wird er in Liebe mit ihr vereinigt, verbrennt er aber die dritte, so giebt er der Ersehnten damit den Tod.

„Drum hüte dich wohl und bedenke das Ende!" schließt mahnend die Sybille ihren dunklen Schicksalsspruch.

Prinz Witte macht sogleich die Probe. Er wirft das erste seiner Ideale, jenes unerfüllbare und unerreichbare Freiheitsstreben des Willens in das verzehrende Feuer, um den kostbaren Ersatz, der ihm zu Teil werden soll, zu sehn. Da steigt am Horizont ein riesenhaftes verhülltes Frauenbildnis empor und verwächst mit den Wolken. Vergeblich sucht er die schattenhaften Züge zu erkennen, vergeblich ruft er ihm flehend zu:

„Bleib hier! Entweiche nicht hinter die Sterne!
Steig nieder, auf daß ich dich lieben lerne!"

Die Gestalt entschwindet seinen Blicken und er zieht mit seinem treuen Kampfgefellen hinaus, sie zu suchen.

Beide kommen, durch Zufall wie sie wähnen, an den Hof einer verwittweten Königin, die dem Sieger in einem demnächst stattfindenden Turnier Herz und Hand versprochen hat. Diese holde und milde Königin, das Urbild aller Schönheit und Güte, ist die Liebe, die das Christentum zur Weltanschauung gemacht hat; jedoch der Glaube, der sie erzog und ihre Jugend schirmte, ist todt und hat sie schutzlos und verwaist zurückgelassen. Ihr Reich und ihre Krone sind in Gefahr, denn die Gewalt, die brutale Tyrannei pocht bereits an ihr Thor, der schreckliche Herzog Widewolf tritt als Werber auf. Bis jetzt hat Niemand gewagt ihm Stand zu halten; selbst der mächtigste und größte Mann seiner Zeit, der Pommernfürst — vielleicht eine Anspielung auf den Fürsten Bismarck — weicht vor ihm und rüstet sich zum Abzug. Da erscheint Prinz Witte und sofort, wie durch höhere Eingebung, erkennt die Königin in ihm den gottgesandten Schützer für das Reich und für ihren einzigen Sohn, das künftige Geschlecht. Ihre weibliche Scham überwindend, tritt sie mit der schüchternen, aber innigen Witte vor ihn hin: „Gehe nicht!"

Doch der Prinz ist nicht gekommen, für die holde Frau zu kämpfen. Er hat den dunklen Schicksalsspruch nicht verstanden, für das Wort des Glaubens hat er ein Wort des Wahns eingetauscht. Er jagt dem Schattenbilde der Erkenntnis nach, einer Wahrheit, die für den Sterblichen unerforschlich ist, und hat es nicht begriffen, daß jenes Bildnis das der Liebe war, der Liebe, in der seine Freiheit untergehn sollte, um neu zu erstehn. Kaum gewahrt er die Königin, obgleich sie vor ihm steht. „Sein Wesen ist Traum. Mit ihrem Bann umfängt ihn die Ferne" Und als er endlich in ihrem Auge den Sonnenschein leuchten sieht, findet er sich nicht darin wieder.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

Schreibsachverständige. Der Dilettantismus hat kein Vaterland. Noch unvergessen ist das Auftreten der Herren Graphologen im Jolaprozeß, und schon haben wir in einem Sensationsprozeß zu Berlin dasselbe tragikomische Schauspiel einer Versammlung von Anguren, die sich freilich nicht anlächeln, wohl aber als fanatische Monomanen aufs eifrigste unter einander bekämpfen. Es muß aufs Ernsteste Einspruch erhoben werden gegen diese immer mehr in Mode kommende Hinzuziehung von Schreibsachverständigen (meistens eigentser Faktur) in Verhandlungen, wo es sich um Tod oder Leben oder die Freiheit von Mitmenschen handelt. Schreibsachverständige sind Leute, die vom Schreiben nichts verstehen; denn verständen sie etwas davon, so würden sie wissen, daß im günstigsten Fall der Charakter und die Neigungen eines Menschen einen Faktor unter sehr vielen ungleich wirksameren in der Bildung der Handschrift darstellen, als da sind: Schreibunterricht, bewußte und unbewußte Nachahmung, Beschaffenheit des Schreibmaterials, Schriftgattung u. s. w. In der relativ einfachen Thätigkeit der Schriftenver-

Digitized by Google

gleichung bedarf es keiner „Sachverständigen", sondern nur des gesunden Menschenverstands, eines leidlich guten Auges und der Aufmerksamkeit. Die Konstruktion aber eines Charakters aus den Schriftzügen tritt in eine Reihe mit den Charlatanerien der Phrenologie, der Cheiromantie und Astrologie. Alle haben einen vernünftigen Grundgedanken gemeinsam, den Satz: Keine Wirkung ohne Ursache. Daß die gesamte Existenzform eines Individuums das positiv bestimmte Endresultat aller inneren und äußeren Bedingungen seines Werdens ist, das ist die tiefe Weisheit, die ihren Entdeckungen zu Grunde liegt. Aus diesen Bedingungen aber mit souverainer Verachtung aller unzähligen übrigen eine herausziehen und frischweg Naturgesetze diktieren, nach denen dieser oder jener Charakter (man bedenke auch die Unbestimmtheit dieses Begriffes) gerade diese oder jene Schriftart hervorbringen müsse, ist das Gegenteil aller Wissenschaft und hat mit der Psychologie nicht das Geringste zu thun. Man mag diese Kindereien in der Spielecke der Familienblätter lassen, vor einen Gerichtshof gehören sie nicht. —

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Einen schweren Verlust erlitt die ethische Gesellschaft vor wenigen Tagen durch den plötzlichen Tod des Herrn Dr. Martin Reibel in Eisenach. Er war einer der Mitbegründer der D. G. E. V. und ihr treuer Anhänger bis zum Tage seines Todes.

Wer von den heutigen Mitgliedern der D. G. E. V. seine Erinnerungen in die Zeit des ersten begeisterten Werdens der ethischen Bewegung zurückführen kann, dem wird die liebenswürdige, von heiligem Eifer für die gute Sache erfüllte Gestalt des nun Dahingegangenen lebhaft vor die Seele treten.

Schon in den vorbereitenden Schritten zur Begründung der Gesellschaft war Dr. Martin Reibel als ihr Schriftführer thätig. Bei der Konstituierung der Gesellschaft wurde dann Dr. Reibel als erster Schriftführer gewählt, und so waltete er seines Amtes vom ersten Tage ab mit einem Eifer und einer herzlichkeit für die Sache, nimmer ermüdend in der Bewältigung einer Korrespondenz, die aus allen Teilen des Vaterlandes auf ihn einstürmte.

Dr. R. war auch der Erste in Deutschland, der Kurse für den Jugendunterricht im Sinne der ethischen Kultur bei sich zu Hause einrichtete. Er konnte dabei die Erfahrung, die schon vor ihm Dr. Stanton Coit gemacht hatte, bestätigen, daß er, der Lehrer es war, der am meisten, und zwar durch die fragenden Kinder lernte. — Schon im Verlauf dieses Jahres machten sich die Spuren eines Herzleidens so sehr geltend, daß Dr. Reibel, der in seiner Vorsammlung, in seiner Vorstandssitzung fehlte, genötigt war, seine Beteiligung an der Debatte möglichst einzuschränken.

Im Laufe des Jahres 1894 mußte er auf wiederholte Anordnungen des Arztes seine Thätigkeit in Berlin zu seinem größten Schmerze gänzlich einstellen, um in ein milderes, seiner angegriffenen Gesundheit zuträglicheres Klima, nach Eisenach, überzusiedeln. Er blieb auch hier ein treues bewährtes Mitglied der ethischen Gesellschaft, und verfolgte alles, was sich in Deutschland und im Auslande in ethischer Beziehung regte, mit innigem und lebhaftem Interesse.

Manche Kritik von neu erschienenen litterarischen Arbeiten auf ethischem Gebiete floß aus seiner Feder, und noch in allerjüngster Zeit hörten wir mit Genugthuung davon, daß er in der neubegründeten Abteilung des D. G. E. V. in Jena einen Cyklus von Jugend-Vorträgen halten wollte.

Es sollte nicht mehr dahin kommen. Mit ihm ging einer der treuesten und hingebendsten Anhänger unserer Bewegung dahin.

Wer ihn kannte wird der liebenswürdigen Erscheinung des Verblichenen ein herzliches Andenken wahren.

* * *

Abteilung Breslau. Im ersten Vierteljahr a. c. sprach zunächst ein zahlreichem Auditorium Dr. R. Penzig über „Das Kind und die Religion". Dem Vortrage ging eine dem Andenken Egidys gewidmete Ansprache des Vorsitzenden voraus. Der Abend hat uns viele Freunde gewonnen, wenn auch die Zahl unserer Mitglieder dadurch nicht erheblich vergrößert wurde. Im Februar folgte der Vortrag des Vorsitzenden über „Ethik und soziale Entwicklung" (i. im Hauptteil der Nr. 17 u. 18). Ein Vortrag von Dr. Kurella über „Gemeindeleben und Gemeinschaftsleben", der zunächst verschoben werden mußte, wird den Zyklus der diesjährigen Vorträge schließen. — Die Dienstagszusammenkünfte zu freier Aussprache sollen nach dem Beschluß des Abteilungstages abwechselnd einen geselligen und einen offiziellen Charakter tragen. — Im Stelle des nach Leipzig verzogenen Herrn Dr. Prange wurde Lehrer Werner zum 2. Vorsitzenden, Frau Gertrud Eiser zur ersten Schriftführerin gewählt. Mitgliederzahl 85. Von Interesse dürfte noch sein, daß das von der Abteilung notgedrungen fallen gelassene Leichdam-Unternehmen von der Stadt, und zwar in völlig übereinstimmender Gestalt, aufgenommen worden ist. Die Tageslitteratur ist, gleich früher, in umfassendstem Maße vertreten, keine politische Denkrichtung ausgeschlossen, daher ist auch die Zahl der Leser in steten Wachsen begriffen. Besonders wir uns mit dem Bewußtsein, diesem echt volkstümlichen und sozial nicht hoch genug zu schätzenden Unternehmen die Bahn geöffnet zu haben.

* * *

Abteilung Hamburg-Altona. In der Monatsversammlung am 20. April wurde nach einem Exposé des Vorsitzenden beschlossen: 1. den Verein „Reichswohnungsg setz" in Frankfurt a. M. durch einen Jahresbeitrag von 20 Mark zu unterstützen*) 2. an den Gesellschaftstag den Antrag zu bringen: sämtliche Abteilungen mögen dem Chemn. „Die Wohnungsnot eine sittliche Not" ihre Aufmerksamkeit zuwenden und die finanzielle wie moralische Unterstützung des Vereins „Reichswohnungsgesetz" ins Auge fassen. —

*) Der am 25. Mai 1898 in Frankfurt a. M. gegründete „Verein Reichs-Wohnungsgesetz" hat den Zweck, zum Behufe der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse eine durchgreifende Gesetzgebung in erster Linie von Seiten des Reiches, anzuregen und vorzubereiten.

Er betrachtet es demgemäß als seine Aufgabe, entsprechende gesetzliche Maßregeln gegen die Mißstände auf dem Gebiete des Wohnungswesens in Vorschlag zu bringen, der Ueberzeugung von deren Notwendigkeit durch anziehige öffentliche Erörterung an allen dafür geeigneten Stellen zum Durchbruch zu verhelfen, auf die Regierungen und die politischen Parteien in seinem Sinne einzuwirken und insbesondere den deutschen Reichstag zur Stellungnahme in dieser Angelegenheit zu bewegen.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Maiprogramm.

Freitag, den 12. Mai, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Soziale Gruppe: Frl. Adele Schreiber: „Der Klassenkampf im Spiegel der Dichtung". — Diskussion.

Donnerstag, den 25. Mai, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Monatssitzung. Vortrag Dr. R. Penzig: „Die gefährdete Kultur Finlands". Diskussion.

Dienstag, den 30. Mai, Abends 8 Uhr, Geselliger Abend im Café Baerwer (Stadtbahnstation Bellevue).

Gäste stets willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Dr. F. Wolluy. Ueber die neuesten auf Landerwerb und Kolonisation in den Ländern fremder Weltteile ausgehenden Staatsunternehmungen. Preis 0,40 Mk.

— Irrwege der Gegenwart. Preis 0,60 Mk.

— Freisinnige Betrachtungen über die neue Militärorganisation. Preis 0,40 Mk.

In **Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart** ist erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen **Sittenlehre** für Eltern und Erzieher. Von Direktor Dr. A. Döring. 431 S. 8°. Brosch. Mk. 4,—. Eleg. geb. Mk. 5,—.

Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg. 157 S. 8°. Brosch. Mk. 1,80.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9883.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 13. Mai 1899. | Nr. 19.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ethische Kultur. Von Ch. E. Hooper. — Die drei Reiberfedern. Von M. Tartakover. — Ein vergessenes Privilegium Von Dr. Otto Weddigen. — Streiflichter: Nationalgefühl und Verbrechen. Arbeitsnachweise und Schutz der Arbeitswilligen. — Sprechsaal. — Eingegangene Schriften.

Ethische Kultur.

Aus dem Englischen des Charles E. Hooper (II. Jahrg. Nr. 5 der Ethical World) übertragen von Hulda Foerster.

Was ernste Denker unter Kultur verstehen, ist etwas ganz anderes, als der Kulturdilettantismus der oberen Zehntausend, der sein mattes Licht vom strahlenden Glanze erborgt, der von der Kultur ausgeht.

Kultur ist systematisches Streben menschlicher Energie nach Zielen, die weder völlig tierischer, noch rein selbstischer Art sind, obwohl die Instinkte des menschlichen Tieres, wie auch die Ansprüche des menschlichen Ich notwendig zu ihren Faktoren gerechnet werden müssen.

Die positiven Wissenschaften, ferner Philosophie und Logik, Erkenntnis- und Erziehungsmethoden, Industrie, Volkswirtschaft, Medizin, Sport, Aesthetik und Litteratur, samt Politik, Religion und Ethik im gewöhnlichen Sinne, alles sind Zweige der Kultur.

Es giebt aber eine Ethik im weiteren Sinne; deshalb unterscheidet der Altertumsforscher zwischen ethischen oder humanistischen Gottheiten einerseits und kosmischen oder Natur-Gottheiten andererseits. Im erweiterten Sinne ist Ethik gleichbedeutend mit Kultur. Denn jedem Kulturzweig liegt das Streben nach einem Grade von Vollendung zugrunde, der dann unter Anerkennung der idealen Forderung in der Praxis mit mehr oder weniger Erfolg erreicht wird. Dies gilt sogar von der positiven Wissenschaft, die ihr Ziel in absoluter objektiver Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit sucht. Ein entscheidender Schritt zur Erfüllung dieses Ideals ist die Ausscheidung aller landläufigen Anschauungen vom Weltall, als entweder auf sich selbst beruhend, oder von einem Gotte abhängend, der persönlich, intellektuell oder moralisch gedacht wird. Diese Ausscheidung ist, den eigentlichen Zwecken dieser Wissenschaft entsprechend, nur eine vorläufige; doch nehmen wir einmal an, es müsse dabei bleiben, so ist hierin doch keineswegs ein Gegensatz zwischen Wissenschaft und Ethik einbegriffen. Ein gewisser Gegensatz mag bestehen zwischen dem erstaunlichen, kräftereichen Ganzen des Weltalls, wie die Wissenschaft es kennt, und derjenigen Kulturgruppe innerhalb der Menschengruppe des Weltganzen, welche wirklich ethisch ist. Aber solche Gleichgültigkeit des Universums gegen die Ethik bedingt nicht etwa dieselbe Gleichgültigkeit von Seiten der Wissenschaft selbst. Die Wissenschaft will ja nicht das Universum sein. Das wäre ein thörichter Ehrgeiz. Die Wissenschaft ist, wie gesagt, ein Zweig der Kultur. Ihr einzig Streben ist, das Universum mit vorurteilsfreiem Blick zu erschließen. Sie besteht, wenn auch an letzter Stelle, aus logisch konstruirten und gruppirten Feststellungen.

Ihrem Wesen nach ist sie kraft forschenden Eindringens, sorgfältiger Beobachtung, kraft wohldurchdachter Experimente und strengen Einordnens in ebenso hohem Maße eine richtige Gegenwirkung gegen Mythe, Dogma, Aberglauben, Oberflächlichkeit und seichtes, konfuses, „bequemes" Denken, wie Rechtlichkeit eine wahre Gegenwirkung gegen eigensüchtige Ungerechtigkeit in sozialen Beziehungen ist.

Sind nun zwar positive Wissenschaft, ihre Methoden und alle Kunstgattungen im Begriff Kultur enthalten, so dürfte man doch nicht ohne dem sprachlichen Ausdruck Gewalt anzuthun versuchen, sie direkt unter das „Sittengesetz" einzuordnen. Eine ethische Verpflichtung, einzelne Wissenschaften systematisch zu verfolgen, besteht, wenn überhaupt, so doch nur für jene Wenigen, deren natürliche oder erworbene geistige Fähigkeiten zu der Erwartung von soliden Entdeckungen auf dem betreffenden Gebiete berechtigen. Eine ethische Verpflichtung, dieser oder jener Kunst sich zu widmen, besteht nur für solche, die zur erfolgreichen Ausübung derselben besondere Gabe oder Genie zeigen. Nahezu dasselbe läßt sich von aller originellen Arbeit auf dem Gebiete philosophischer, religiöser, politischer und ethischer Spekulation sagen. — Wir brauchen Spezialisten mit einem Fünkchen Genie für solche Arbeit, wenngleich ihre Ergebnisse jeden rationell Denkenden etwas angehen.

Mit dem Sittengesetz ist es etwas ganz Anderes. Gilt es überhaupt, so gilt es für alle Menschen. Ich nehme dabei an, das Sittengesetz könne ungefähr folgendermaßen definiert werden:

Es ist jene Ueberzeugung, welche absolute Rechtschaffenheit, verbunden mit immer wachsender Hilfsbereitschaft, im Verkehr zwischen Einzelnen, zwischen dem Staat und seinen Bürgern, ja zwischen den Nationen fordert. Das Sittengesetz ist ein Gesetz der Sympathie, welches ein bestimmtes Verbot enthält, feindselig oder rachsüchtig zu handeln und uns zugleich, wenn auch in unbestimmten Umrissen, die Verpflichtung auferlegt, unser Gut, unsere Arbeit, ja, unser Leben für das Wohl der Menschheit hinzugeben in der unserm eigenen Können und dem Bedürfen der Welt an-

Digitized by Google

gemessenen Weise. Unsere Fähigkeit zu erkennen, was wir vermögen und was der Welt grade Not thut, ist eine komplizierte Sache. Von ersterem können wir keinen klaren Begriff haben ohne die Psychologie; von letzterem ohne die Soziologie; und sowohl individuell seelische als auch gesellschaftliche Thatsachen sind bedingt von des Menschen physischer Natur und Umgebung, zu deren Erkenntnis wiederum die Naturwissenschaften uns führen. Wir müssen uns deshalb naturwissenschaftliche, psychologische und soziologische Kenntnisse in übersichtlicher Zusammenfassung aneignen.

Dies ist Philosophie in freierem Sinne des Wortes, solche Philosophie steht auf gleicher Höhe mit dem Sittengesetz, sobald wir dieses als ein Mittel zum positiven Fortschritt betrachten, freilich nicht mit jenem Sittengesetz, das Uebertretungen streng verwehrt, die einem gesunden Gewissen selbstverständlich fernliegen.

Meines Erachtens liegt die Schwäche rein christlicher Ethik darin, daß sie die Notwendigkeit einer wahren Philosophie für dieses Leben verkennt, während sie doch versucht hat, die Lehre vom Erdulden ohne Vergeltung durch ein Evangelium thätiger Menschenliebe zu ergänzen Und doch ist es jene Philosophie allein, welche es verbürgen kann, daß thätige Menschenliebe auf das dauernde Wohl der Menschheit gerichtet wird und nicht, wie des Ketzerverfolgers Fürsorge für das Heil der Seelen, ausartet in empörende Uebertretung der Gesetze der Sympathie.

Im modernen Christentum haben wir es mit zwei eigenartigen Gruppen zu thun: Die eine bietet uns das rührende Schauspiel einiger weniger Gläubigen, die im demütigen Hinblick auf das Leben im Jenseits alles weltliche Gelingen und selbst berechtigte Förderung der eigenen Entwicklung daraufgeben, um den Armen und Kranken beizustehen. Die andere Gruppe, ein widerwärtiger Anblick, besteht aus der großen Menge derer, die sich zum Christentum bekennen und bei Geschäften gedeihen, die hart an Gesetzesübertretung streifen. So scharren sie zusammen, um ihren Kindern einen unabhängigen Müßiggang zu sichern, und suchen dabei dem Gaunersystem einen Ausgleich durch das private und öffentliche Almosensystem zu geben, welches irrtümlicherweise Wohlthätigkeit und Philanthropie genannt wird.

Weder die Aufopferung der Wenigen, noch das Almosenstreuen der Vielen werden die Fluten unnötigen menschlichen Elends aufhalten können, so lange die systematische Erforschung seiner Ursachen und Heilmittel verächtlich hintenangesetzt wird oder so lange der hohe Wert vernunftgemäßer menschlicher Ideale feierlichst herabgesetzt wird.

Wenn die ethische Bewegung ihrer Zeit bessere Früchte als das Christentum hervorbringt, so wird es kraft ihrer reinen humanen Ziele und kraft ihres verhältnismäßig weisen Vorgehens geschehen. Ihr Hauptaugenmerk und Leitmotiv muß immer das große Gesetz der Sympathie sein, welches rachsüchtige Bestrafung von Uebertretungen ebenso unbedingt verbietet, wie die Uebertretungen selbst.

Ihr Augenmerk muß ferner sein, thatkräftige Liebe, geleitet von wahrer Lebensphilosophie, zu kultivieren. Und endlich muß die ethische Bewegung die Kultur als ein Ganzes erfassen, mit Einschluß der Wissenschaft, welche die Welt als ein Ganzes zu erfassen strebt, ferner der Methoden, welche die Forschungs-Grundlage und die Lehrmittel der Wissenschaft sind, sowie der mannigfachen Kunstgebiete, welche den menschlichen Bedürfnissen und Freuden dienen, und mit Einschluß der natürlichen Religion, welche das Ganze krönt. Ich erträume eine neue Religion, eine Religion des Uebersinnlichen, eine Religion, kraft welcher dem allmächtigen Kosmos und dem Naturgesetz ihr Tribut an staunender Bewunderung und an Unterwerfung gezollt wird, kraft welcher wir dem zwiefachen Gesetze der Sympathie in unverbrüchlicher Treue dienen; jedem Kulturgebiete die ihm zukommende Wertschätzung angedeihen lassen, und kraft welcher wir dem Herzschlag der aufwärts ringenden Menschheit und ihrem erhofften Reiche harmonischer Interessen die Anbetung der reinsten Liebe darbringen.

Die drei Reiherfedern.

Von M. Tartakover (Elbing).

(Schluß.)

Auch der alte Majordomus der Königin, der greise Célestin, möchte gern vor seinem Tode die Liebe dem Geist vermählen um ruhig zu sterben; er begrüßt ebenfalls in dem Prinzen den ersehnten Helfer. Wenn es erlaubt ist, an Persönlichkeiten zu denken, so möchte man vermuten, der Dichter habe den Grafen Tolstoi im Auge gehabt, der ja den Abend seines Lebens zu einem Kampf für die Wiederbelebung der christlichen Weltanschauung macht.

Prinz Witte glaubt es ihm jedoch nicht, daß eine höhere Fügung ihn geführt.

„Kein Schicksal gibts, das uns zusammenspannt.
Weil ich durch Zufall dieses Wegs gezogen,
Ward ich darum in deinen Weg gesandt?"

Dennoch entschließt er sich, auf der Königin und namentlich auf des jungen Königssohns Bitte, für sie zu kämpfen, aber nur aus Ritterlichkeit und gleichsam im Vorübergehn. Die Stimme in seiner Brust ruft ihn in weite Fernen, deshalb entgegnet er ihr auf ihre schüchterne Werbung:

„Ich bin der Sehnsucht nimmermüder Sohn,
Ihr Mal trag ich verborgen auf dem Leibe,
Und eh' dies nicht entweiht ward und entwirft,
Kannst du wohl sagen: Komm und sterb für mich,
Doch niemals kannst du sagen: Bleibe!"

Die Königin, die es begreift, daß der Geist sich nicht in Fesseln schlagen läßt, verspricht in einigen Strophen von bezaubernder Schönheit, den Geliebten nie zu halten; freiwillig soll er zu ihr kommen, wenn er sich kampfmüde nach einer Ruhestatt sehnt.

„Dann weißt du, wo nach des Wegs Schrecken
Ein Balsam bereitet den wunden Fuß steht,
Dann weißt du, wo tausend Arme sich recken
Als ihren Liebling dich zu begrüßen.
Dann weißt du, von wo die Stimmen kommen,
Mit denen das Dunkel zu dir spricht,
Dann weißt du, wo von Jubel beklommen,
Ein Lächeln dir sagt: Ich lockte dich nicht."

Vor dem Zweikampf schwört die Königin auf das allrächende Reichsschwert, den Sieger zu ihrem Gemahl zu machen. Unter diesem Reichsschwert, dem heilig geachteten Symbol der Ordnung und Gerechtigkeit, ist das Gesetz zu verstehn, das dem Volke seine Wohlfahrt gewährleistet.

Der Prinz kreuzt mit dem Herzog die Klinge und — wird besiegt; er wird schwer verwundet und fällt. Wieder einmal hat die rohe Gewalt den Geist zu Boden geworfen. Da springt der treue Schildknappe auf und ruft alle Mannen zu Hilfe; das Volk wird sich seiner Kraft bewußt, es überfleigt die ihm gesetzten Schranken und verteidigt seine höchsten Güter; der blutige Herzog wird in die Flucht geschlagen. Von dem Volke, das er mißachtete, wird der versolgte Geist aus der Meute seiner Feinde herausgehauen, und Königin Liebe hebt den Gefallenen vom Boden auf, nimmt ihn an ihr Herz und setzt ihn auf ihren Königsthron.

Zwar die Räte ihrer Krone können dabei allerlei Skrupel nicht überwinden. Die Furcht vor der Revolution liegt ihnen in den Gliedern; sie wissen nicht recht, ob sie Hans Lorbaß für einen Teufel oder einen rettenden Engel halten sollen. Und auch die Legitimität ihres neuen Herrschers macht ihnen Pein; wenn sie auch herzlich froh sind, den schrecklichen Herzog los zu sein, so finden sie doch, daß er das Recht auf seiner Seite hatte, denn die Königin hatte ja geschworen, den Sieger zum Gemahl zu nehmen. Die Königin selbst empfindet diese Zweifel nicht; sie hat keinen

Digitized by Google

Meineid geschworen, denn in ihren Augen ist gerade der Besiegte der Sieger. Sie fühlt auch, daß hoch über dem geschriebenen Recht das ewige eingeborene Menschenrecht steht, das, wenn es zurückgedämmt wird, mit elementarer Gewalt hervorbricht und sich zur Geltung bringt. Auf die Frage ihres Majordomus nach dem Recht des neuen Herrschers entgegnet sie deshalb hoheitsvoll:

„Das gab ihm in jener aranjamen Stunde
An seinem Halse die klaffende Wunde,
Das gab ihm rächend ein treuer Knecht.
Der hat mit seinem erlöschenden Hiebe.
Mit seinem Aufschrei mich eines gelehrt:
Hoch über dem Recht steht das Schwert.
Hoch über dem Schwert steht die Liebe!"

Die junge Königin erblüht in der Vereinigung mit Prinz Witte zu neuer Schönheit. Die von Geisteskraft durchdrungene christliche Liebe streift die Fesseln enger mittelalterlicher Lehren mehr und mehr ab. Die finstern Geister der Askese weichen von ihr; sie sind in ein paar alten Frauen verkörpert, die schnuernd am erlöschenden Feuer sitzen und ihr Leichenhemde spinnen. Dafür hat sie eine andere Gefährtin erhalten, eine liebliche Maid, die auf den Stufen ihres Thrones sitzt, Unna Goldhaar, — die Kunst. Unna ist ganz erfüllt von ihrer herrlichen Königin, der sie mit Leib und Seele angehört; in ihren reinen Busen ergießt die Königin ihr übervolles Herz. Die Kunst ist auch die Wärterin und Erzieherin des jungen Königssohns, und sie ist die Fürsprecherin der Freude, die lange genug, während der ganzen Trauerzeit, keine Stätte im Reich hatte. Sie führt die drei Jungfräulein in den Saal, die nach altem Heidenbrauch die erste Vollmondnacht im Frühling unter Blumen und Sternen mit Schaukeln und Gesang feiern wollen, und die Königin erteilt lächelnd die Erlaubnis dazu, indem ihre Lippen flüstern: „Wir alle wissen es nicht, wie glücklich wir sind."

König Witte indessen ist nicht glücklich. Der Zauber der Reiherfedern umspinnt ihn fester und fester, die Truggestalten seiner Phantasie verblenden ihn immer mehr gegen die Wirklichkeit. Wir sehn die ganze schmerzliche Geistesverirrung an uns vorüberziehen, die die Signatur unserer Tage bildet, den dünkelhaften geistigen Hochmut, der eine Kluft zwischen sich und dem Nebenmenschen aufreißt, der es wagt, ein Mitmensch sein zu wollen, obgleich er sich noch auf einer etwas tiefern Stufe der Entwicklung befindet, die krankhafte Sehnsucht nach der Wildheit und dem Kraftüberschwang einer längst hinter uns liegenden, aller wahren Kultur vorhergehenden Periode, die Ueberschätzung des Trieblebens des Menschen im Verhältnis zu Vernunft und Sittlichkeit, den schrankenlosen Individualismus, der in anarchistischem Absonderungsstreben die Freiheit der Persönlichkeit nur zu erreichen meint, wenn er sich von der Fessel jeglicher Gemeinschaft befreit — kurz, jene Ideen, welche sich in den Werken Nietzsches wie in einem Brennpunkt sammeln.

König Witte verachtet sein Volk, er sieht in ihm nur eine Heerde erbärmlicher Pygmäen, die begehrlich im Schlamm des Alltags einher kriechen und sich in ewiger Angst und Gewissensqual winden. Die sich ihm mit vertrauender Liebe nahten, scheucht er mit finsterer Brauе von sich, streift einsam in den Wäldern umher, um sich von dem Anblick des verhaßten Geschlechts zu befreien. Er verachtet den geheiligten Hort des Rechts, das richtende Königsschwert, denn er glaubt sich durch die Lehren der Moral in den Grundvesten seiner Existenz bedroht. Gerechtigkeit ist ihm nur Rache, und sein Weg führt ihn auf einen Gipfel, der jenseits von Gut und Böse liegt. Er sehnt sich fort aus den Armen der Königin, deren Sanftmut und Güte ihn erstickt, denn die Liebe ist in seinen Augen nichts als entnervende Schwäche; man hört jene bittern Anklagen Nietzsches gegen die christliche Weltanschauung heraus, daß sie mit ihrer Lehre vom Dulden und Leiden, mit ihrer Sklavenmoral alles Starke geschwächt, alle kühnen Hoffnungen zerbrochen, alles Große vernichtet habe.

Endlich haßt er auch den jungen Königssohn, der ihm die Menschheit der Zukunft repräsentirt; er fühlt an ihm nicht den Hauch seines Geistes, obgleich der Knabe ihm mit abgöttischer Liebe ergeben ist; seine Jahnheit, der Mangel mächtiger Instinkte stößt ihn ab, dieser Erbe der Zukunft wird ein Stein auf seinem Wege. Obgleich selbst in unfruchtbarer Ehe lebend, möchte er für eigne Ernten streiten, er möchte sein Gedankenkind, das Traumbild seines kranken Hirns, den Uebermenschen, auf seinen Thron setzen. Das Gigantische lockt ihn, mit Verzweiflung und Selbstverspottung wehrt er sich gegen die Nähe, die ihn mit Pflichten wie mit Gräbern einzäunt:

„Und ich, in meinem Hasse noch ein Schrei,
Ich schrie: Errette mich vom Alltag, Freund!"

Auf den Rat seines Schildknappen Hans greift der König zu einem bisher gescheuten Mittel, die immer lauter schreiende Sehnsucht der Seele zu stillen — er verbrennt die zweite seiner Reiherfedern, und zwar verbrennt er sie in einem Feuer, das er mit den papiernen Sorgen seines Landes, den Gesetzesschriften entzündet. Er vernichtet alte geheiligte Werte, um andre zu schaffen, aus dem Scheiterhaufen des bisherigen Gut und Böse soll eine neue Sonne erglühen. Mit fieberhafter Erwartung starrt er in die nächtliche Glut, der Erscheinung seines Ideals gegenwärtig — da öffnet sich die Thür zum Schlafgemach der Königin und sie tritt mit geschlossenen Augen vor ihn hin, fragend, ob er sie gerufen. Wieder verkennt der Verblendete des Schicksals Stimme; er erfaßt nicht, daß die Liebe die neue Sonne ist, die er heraufbeschwor, die Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist. Er glaubt, daß sie mit ihrem Dazwischentreten den Zauber gestört habe, und schreibt ihr plötzliches Erscheinen einem Anfall eifersüchtigen Mißtrauens zu. Mit harten Worten wirft er ihr vor, daß sie dem Verschmachtenden den Becher vom Munde gerissen, und überhäuft die Keusche mit Schmähungen:

„Was that ich die, daß du in Liebesangst —
Ich will nicht sagen, Liebesgier —
Mich, der ich nichts mit dir zu schaffen hatte
Zu deinen Füßen knechtend niederzwangst?
Nun daß du, was du willst, hier steht dein Gatte,
Der angestellte Vater deines Sohns,
Dein Spaß, dein Liebestrank, dein Schlummermittel,
Der Großen Prügelknecht, der Kleinen Büttel,
Und hier wie dort der Windfang jeden Hohns.
Ja, schau' mich an in meiner ganzen Pracht!
Das bin ich — das hast du aus mir gemacht!"

Wem fallen nicht bei dem Vorwurf der Liebesgier die frechen Worte Nietzsches über die Menschenliebe ein, die er eine so ungeheure Brunst nennt, daß zu ihrer Stillung die ganze Menschheit kaum hinreiche!

Endlich gelingt es der Königin in ihrer Milde und Geduld, den Wütenden zu versöhnen, sie bietet ihm frohen Herzens alles, was sie noch zu bieten hat, seine Freiheit. Er soll von ihr gehen froh und frei; ohne zu klagen, will sie ihn ziehn lassen seinem Glück entgegen. Das nimmt König Witte zwar nicht an, da sie etwas thun will, das garnicht in ihrer Macht steht. Er ist ja nicht der Knecht der Liebe, sondern der eisernen Notwendigkeit, und für den giebt es keine Freiheit. Er dankt ihr aber für die Güte, mit der sie ihm seine Ketten verbirgt, und entschlummert, noch einmal von der Liebe überwunden, unter der Berührung ihrer heilfrohen Hand, die seinem müden Herzen Frieden bringt, während draußen der Jubel der seligen Jugend durch die Vollmondnacht klingt. Die Königin aber fühlt es, daß ihr Glück dennoch nicht mehr von langer Dauer ist und die Trennungsstunde naht.

Die Sehnsucht, die nicht stirbt, läßt König Witte nicht ruhen. Alles das, was er in der Wirklichkeit nicht ausleben kann, was in ihm gährt und ringt und stürmisch nach Gestaltung verlangt, das flüchtet er ins Reich der Phantasie, ins Reich der Kunst. Er verführt Unna Goldhaar, sie ver-

Digitized by Google

läßt ihre Königin, und in einem Turmsaal schlägt er mit ihr inmitten toller Orgien seinen Thron auf. Der Hexensabbath der bedauernswürdigen Sinnlichkeit, jenes Jauchzen taumelnder Sinnlichkeit, das den Schmerzensschrei des verschmachtenden Herzens übertönen soll, den Rausch dionysischer Verzückung, der mit Rosenkränzen um das müde Hirn, den Göttern des Genusses Libationen bringt und statt des funkelnden roten Weines das eigne Herzblut vergießt, die traurige Parodie antiker Schönheitstrunkenheit, ohne die antike Unbefangenheit, das Gold, das sich in Schmutz verwandelt hat. Endlich ergreift den Geist Ekel vor den Ausgeburten seiner eigenen Phantasie und er treibt die frechen Dirnen mit der Geißel aus dem Hause. Nur Unna Goldhaar bleibt. Traurig sitzt die geschändete und entweihte Kunst, die es vergessen hatte, daß die Würde der Menschheit in ihrer Hand ruht, in dem Schatten des Thrones. Graue Büßerschleier um das goldene Haar, benkt sie mit Scham und Reue im Herzen der verratenen geliebten Königin, aus deren Nähe sie sich selbst verbannt hat, um sich an den zu fesseln, dem sie nur ein Spiel war, den kranken müden Geist, der zu ihr spricht:

„Du warst des Glases ein Splitter
Zu dem ich einst mich beschaut,
Aus einer zerbrochenen Zither
Warst du der letzte Laut."

Indessen naht für König Witte die Prüfungszeit. Die Reaktion macht einen neuen Vorstoß; Herzog Widwolf hat wieder ein großes Heer gesammelt und will die Stadt dem Erdboden gleich machen, wenn ihm nicht König Geist ausgeliefert wird. In diesem Falle verspricht er Schonung und Gnade.

Das Volk samt Kanzler und Majordomus ist aber bereit, auch für den erkrankten und verirrten König Leib und Leben zu lassen. Wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt, haben sie alle Legitimitätsschrullen, alle Skrupel über Recht und Unrecht aufgegeben und sich auf den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes gestellt, den der allen Subtilitäten abholde Hans Lorbaß mit den Worten vertritt:

„Zwischen Schuld und Rache, zwischen Unrecht und Recht,
Zwischen Haß und Liebe, zwischen Gut und Schlecht! —
Zwischen Lust und Gesetz, zwischen Acker und Furch'
Da geht ein ganzer Mann — querdurch!"

Aber vergeblich beschwören sie König Witte, sich seines Volkes und seiner selbst zu erbarmen und das allrächende Königsschwert zu schwingen, das siegeslüstern in seiner Hand zuckt, vergeblich kniet der kleine Königssohn in rührender Bitte zu seinen Füßen. Der am Leben verzweifelnde, dekadente, am Recht irre gewordene Geist wütet gegen sich selbst; er hat keine Kraft mehr zum Kämpfen und will nur noch sterben. Für alle Beschwörungen hat er nur Hohn; das allrächende Königsschwert der Gerechtigkeit wirft er von sich; wenn es allrächend ist, mag der Arm der Vorsehung es selber führen, dann braucht es den seinen nicht.

„Wenn euch der Feind auch garbenweise mäht,
Mich laßt in Ruh, für mich ist es zu spät."

Da faßt Hans Lorbaß in seinem beschränkten Unterthanenverstand einen großen Entschluß — er will seinem Herrn Kraft und Mut zurückgeben, indem er ihm den aus dem Wege räumt, der ihm den großen Ekel am Leben verursacht, den kleinen Menschen, der immer wiederkehrt. Hans Lorbaß will die Hand an den jungen Königssohn legen. Die Zukunft des menschlichen Geschlechts zu vernichten, indem er die wilden Instinkte eines überwundenen Barbariemus gegen sie aufruft — so weit ist die Verirrung einer menschlichen Philosophie gediehen. Im Augenblick der höchsten Gefahr jedoch erhebt der ahnungslose Knabe das am Boden liegende allrächende Königsschwert, das der König fortwarf, und die Gerechtigkeit wird zur zweischneidigen Waffe in der schwachen Kinderfaust; spielend verwundet er damit die frevelnde Hand, die ihm nach dem Leben trachtet. Hans Lorbaß erschrickt; und als ihm der Knabe noch erzählt, daß des Vaters finstre Miene doch nur Maske sei, daß er ihn Nachts, wenn er ihn schlafend glaubte, geherzt und geküßt, da fällt der Wahn von ihm ab, und er erkennt mit Entsetzen, was er zu thun im Begriff stand. Schnell entschlossen, hebt er den Erben der Zukunft auf den Arm, um ihn dem für seine Freiheit kämpfenden Volke voranzutragen:

„Komm hoch! Und kämpft der König nicht für dich,
So kämpfest du für deinen König, Freund!"

Auf die Bitte der beleidigten Königin entschließt sich König Witte endlich doch, daß mißachtete Schwert vom Boden zu erheben — da gewahrt er das Blut daran, er glaubt die schreckliche That geschehn. Ein Mörder der Menschheit! Die furchtbare Gewissensangst, die er einst so verspottet, ergreift ihn selber, seine frühere Zerrissenheit erscheint ihm gegen seine jetzige Blutschuld als ein beneidenswerter Zustand, das mißachtete Königsschwert als ein ersehnter Hort:

„Wäre dies Schwert noch rein, wie dürft' ich es schwingen,
Wie dürft' ich auflachen für euch ein Wunder vollbringen!
Doch weil an mir selbst kein Wunder geschieht —"

Da stürzt Hans Lorbaß mit dem Königskinde auf dem Arm auf der Flucht vor den andringenden Feinden herein. Dieser Anblick giebt König Witte das Leben wieder. Noch ist die Zukunft nicht todt, noch ist es Zeit zur Sühne! Mit dem Ruf, „Mein Wunder geschah!" ergreift er das Schwert der Gerechtigkeit und wirft sich den Feinden entgegen, dem wilden Herzog, den er mit dem höhnenden Ruf „Herbei, Mann der gerechten Sache," angreift und tödtet.

Durch diesen Hieb hat der Geist nicht nur das Volk gerettet, sondern sich auch selbst aus seiner moralischen Verirrung befreit. Der Wert des Rechts, der Unterschied zwischen Gut und Böse ist ihm wieder aufgegangen. Aber noch hat er die Bedeutung der Liebe nicht erkannt. Als daher nun die Würdenträger der Königin kommen, um ihm, ohne richtend seiner frühern Irrtümer zu gedenken, in Dankbarkeit und Bewunderung von Neuem die Krone darzubringen, weist er sie sanft, aber fest zurück. Er hat dem Volke die Freiheit errungen, damit glaubt er sein Amt ihn gegenüber erfüllt. Stärker als je erklingt der Ruf der Sehnsucht in seiner Brust, der verzehrende Durst nach Erkenntnis treibt ihn wieder fort in nebelhafte Fernen.

Der Dichter hat hier jenen Typus modernen Geistes geschildert, wie ihn Nietzsche der Kunst als neues Motiv empfiehlt, und der den unglücklichen Philosophen selbst so treffend charakterisiert, den Liebhaber oder vielmehr Don Juan der Erkenntnis, dem die Liebe zu den erkannten Dingen fehlt, den aber der Kitzel und Genuß an der Erkenntnis selber bis zu den höchsten und fernsten Sternen führt, bis ihm zuletzt zu ergazen nichts mehr übrig bleibt, als das absolut Behethuende an ihr. An die Entsäuchung festgenagelt, wird er so am Ende zum steinernen Gast, ewig auf eine Abendmahlzeit der Erkenntnis hoffend, die ihm niemals zu Teil wird.

So verläßt König Witte also Weib, Reich und Volk, liebeleeren Herzens, von den Segenswünschen ausopfernder Liebe kaum berührt, um seinem Traumbild nachzujagen. Abschiednehmend spricht er zur Königin:

„Es zieht mich mit sich in das ewig Graue,
Das Grenzenlose, wo dein Segen endet,
Und wo kein Stern erstrebt, dem ich vertraue."

Dann vertauscht er freudig das Königsschwert wieder mit seinem eigenen, dem Schwerte des Geistes und zieht mit seinem getreuen Knappen von dannen.

Nach einer Pause von fünfzehn Jahren finden wir ihn wieder, wo wir ihn zuerst erblickten, am samländischen Strande in dem Reich der Begräbnisfrau. Nachdem er die Welt nach allen Richtungen durchquert, ist er seinem Ziel um kein Haarbreit näher gekommen; müde, alt, vom Leben enttäuscht und gebrochen, denkt er nur noch daran, ein ruhiges

Digitized by Google

Asyl für seine letzten Tage zu finden, übers Meer in die nordische Heimath zurückzukehren, wohin ihn einst die Jugendwünsche trugen, ehe ihn die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren ergriff. Doch es ist zu spät für ihn. Schon ist auf dem Kirchhof in dem Sande eine Grube für ihn gegraben, und darin lauert gespenstig die Begräbnißfrau, ihr Opfer erwartend. Da fällt des greisen Königs Blick auf ein Häuslein Zimmen, die er nie mehr sehen wollte, die er durch meilenweiten Umweg umgangen hat — es sind die Mauern der Stadt und des Königsschlosses, wo er einst herrschte, wo ein treues Volk ihn gläubig verehrte und die lieblichste der Frauen sein war. Wie ein Schwert durchdringt ihn das Gefühl, daß diese Stätte, die er einst für einen Kerker hielt, der Schauplatz seines einzigen Glückes war. Als ein zerlumpter Bettler muß er nun daran vorüberschleichen; die Bitterkeit über sein verfehltes Leben übermannt ihn, er flucht dem Wahn, der sein Leben vergiftet, und reißt die Sehnsucht aus seinem Herzen.

„Alles worauf ich geharrt
Als meiner Seele Hort,
Alles, was mir nicht ward,
Leg ich in ein Wort.
Sprechen darf ich es nicht,
Schweigend halt ich Gericht,
Und werf es fort."

Und als sollte das prophetische Wort seines Knappen: „Wer seine Sehnsucht fortwirft, dem ergiebt sie sich", in Erfüllung gehn, treten nun jene Gestalten, die ihn nicht mehr los lassen, greifbar vor ihn hin, — der alte Kanzler, der junge Königssohn und zuletzt wie ein körperlicher Geist, sein abgeschiedener Seelenfrieden, sein Weib. In Treue haben sie daheim seiner geharrt und den verwaisten Thron für ihn gehütet. Der Königssohn beugt ehrfurchtsvoll das Knie vor dem Erzieher seiner Jugend und die Königin wiederholt die süßen Worte, die sie einst in der blühenden Vollmondsnacht zu ihm sprach: sie bietet ihm Liebe, Heimat und Frieden.

Doch seine entweihte Hand wagt nicht mehr nach diesen Gaben zu greifen; seine vom Schmutz des Lebens befindelten Ideale, das Brandmal der Schuld auf seiner Stirn errichten eine Schranke zwischen ihr und ihm. Mit Verwünschung gedenkt er des zweideutigen Schicksalsspruches, der ihn ins Elend getrieben, ihn ruhelos über die Erde gejagt hat. Er verzweifelt an einer höchsten Weisheit; die letzte Ursache der Dinge, die er mit so heißer Sehnsucht gesucht, grinst ihm mit der Larve des blöden Ungefähr entgegen. Trotzig reißt er die letzte der Reiherfedern von seinem Busen; er will auch diese Wahrheit, die sich als Trug erwies, vernichten:

„Schaut her, jenes Zauberes gleißendes Pfand,
Hier halt ichs in meiner erhobenen Hand.
Wenn diese Feder in Flammen verloht,
Dann sinkt ein unseliges Weib in den Tod.
Das Weib, dessen Schalten einst drüben entschwand,
Das Weib, das ich suchte und niemals fand.
Schaut her, so geb' ich dem Wahne sein Grab,
So thu ich die Sehnsucht von mir ab!"

Mit diesem Versinken in den krassesten Materialismus tötet der Geist die Liebe. Als er die Feder in die Flammen wirft und sie in Asche zerfällt, sinkt auch die Königin um und stirbt. Jetzt erst erkennt König Witte, daß das Schicksal dennoch wahr geredet und er es in seiner Verblendung nur nicht verstanden. Jene Wahrheit, der er ohne Rast nachgejagt, die letzte Ursache, der heilige Weltenwille, es ist die Liebe, seine gottentkorene Gefährtin, an der er vorüberging, ohne sie zu kennen. Schmerzvoll wirft er sich über sie, die noch im Sterben lächelnd spricht:

„Nun sind wir zwei genesen
Von aller Not.
Bin doch dein Glück gewesen
Bis — in den — Tod."

Die Pilgerfahrt des müden, totgehetzten Geistes dieses Jahrhunderts ist zu Ende:

„Des Geistes der da krank
An jedem Wollen, dessen That mißlang.
An jedem Traume, der sein Hirn genarrt,
An jedem Recht, das ihm zum Unrecht ward."

Und mit ihm stirbt die Liebe, jene Liebe, die nur zu dulden und zu leiden vermag und die dem Uebel nicht widerstreben will und kann. Der alte Majordomus Cölestin steht wehklagend an ihrer Leiche:

„Sie geht!
Und ich, der Schatten eines Schattens, bleibe!" —

Herrmann Sudermann ist ein Kind unseres pessimistischen Zeitalters, auch er hat dem Geist des Jahrhunderts seinen Tribut gezahlt. Seine Rückschau auf dasselbe ist nicht so stolz, so siegesfreudig, wie die Schillers an der Neige des Vorigen. Dennoch schwellt auch seine Segel die Hoffnung. Denn der Geist und die Liebe, sie können ja nicht ewig sterben, sie müssen verjüngt auferstehn, und der Dichter des Johannes, der Verkündiger der frohen Botschaft von der erlösenden Liebe, ist fester als irgend Jemand davon überzeugt.

Der Schluß des Dramas klingt somit an den Grundgedanken von Ibsens „Kaiser und Galiläer" an, an die Hoffnung auf jenes dritte Reich, das auf den Stamm des Kreuzes und den Baum der Erkenntnis gegründet ist, das Reich, in dem der Zweiseitige herrschen soll — hier der junge Königssohn, der Mensch des kommenden zwanzigsten Jahrhunderts mit dem Palmenzweige in der Hand, der das Wesen der Mutter und des geistigen Vaters in sich vereinen soll.

Für Hans Lorbaß, den alten Haudegen mit dem Stelzfuß, wird sich in diesem Reich keine Arbeit mehr finden, denn Kriege giebts nicht mehr in der Aera des allgemeinen Weltfriedens. Doch braucht er sich deshalb noch nicht hinterm Wachholderbusch zum Sterben auszustrecken, er hat noch eine Aufgabe zu erfüllen. Ueber dem Meer in andern Weltteilen giebt es noch Völker, die erst zur Kultur erzogen, deren wilde Triebe erst mit starker Hand gebändigt werden müssen. In ihnen lenkt er sein Steuer, indem er das Erbe seines Herrn antritt:

„Dort drüben liegt ein verlottertes Land,
Das braucht eine rächende, ordnende Hand,
Das braucht Gewaltthat, das braucht ein Recht —
Zum Herrn — werde der Knecht!"

Ein vergessenes Privilegium.

Plauderei von Dr. Otto Weddigen (Charlottenburg)

In Athen lebte, es mögen wohl mehr denn 3000 Jahre darüber verflossen sein, ein Mann, namens Xenokrates.

Dieser führte einen so rechtschaffenen Lebenswandel, daß auch die schärfste Tadelsucht keinen Flecken darin zu entdecken vermochte.

Da Liebe zur Wahrheit der Eckstein der ganzen Sittlichkeit ist, so war es vorzüglich diese Tugend, welche ihm unverleglich heilig war. Nie kam der Gedanke an eine Lüge in sein Herz, nie entehrte eine Unwahrheit sein Zunge!

Seine Mitbürger erkannten seinen Wert und bewiesen dieses öffentlich, indem sie ihm das Privilegium erteilten, daß seine bloße Aussage, ohne eine eidliche Beteuerung, gerichtlich beweisende Kraft haben sollte.

Wahrlich, ein Privilegium so schön, als seit dieser Zeit kaum eins wieder erteilt worden ist. Dieses Privilegium, oder vielmehr das dreitausendjährige Nichtvorhandensein eines solchen, führt sehr natürlich zu der Wechselfrage, daß entweder Xenokrates oder das athenische Volk in diesem großen Zeitraume seine Nachfolger gehabt haben müsse.

Den ersten Fall anzunehmen, erregt Schaudern; in einem Zeitraume von mehreren tausend Jahren sollte kein Mann gelebt haben, dem unbedingte Wahrhaftigkeit heiliges Gesetz gewesen wäre?!

Gewiß! Wenn auch die ganze Weltgeschichte schwiege, wir würden uns doch gedrungen fühlen, das Gegenteil anzunehmen.

Digitized by Google

Aber die Geschichte schweigt auch hierüber nicht. Jedes Jahrhundert liefert Männer, welche auf das Xenokratische Privilegium den begründetsten Anspruch machen könnten.

Ja, um nicht aus der Ferne zu holen, was in der Nähe liegt, wo sollte wohl jetzt die große oder kleine Stadt, das große oder kleine Dorf sein, in deren Mitte sich nicht wenigstens ein Mann befände, dem man unbedingt auf sein Wort glauben dürfte?

Und gesetzt, es fänden sich vor der Hand solche Männer nicht, so gewiß es ist, daß sie sich in Menge finden, sollte der Staat sich nicht aus allen Kräften bemühen, solche Männer zu schaffen?

Hier liegt die Ursache, warum die neuere Geschichte zwar tausend anderer Privilegien gedenkt, aber von einem Vorrecht, wie der genannte Grieche eines besaß, keine Silbe erwähnt.

Wie es anzufangen wäre, daß unser Zeitalter in dieser Hinsicht dem Xenokratischen treulich die Hand reichte, verdiente wohl die Aufmerksamkeit eines Staatsmannes, dem Welt- und Menschenkenntnis in voller Ausdehnung zu Gebote stünde.

Ohne mich dieser Erfahrungsergebnisse rühmen zu können und zu dürfen, möge es mir doch erlaubt sein, einige Gedanken mitzuteilen, welche uns vielleicht jenem Ziele näher bringen dürften.

Daß der Eide zu viele und über zu geringfügige Dinge geschworen werden, daß eben diese Fahrlässigkeit die Ursache der meisten Meineide ist, daß mithin die Gerichtshöfe die meisten Meineide auf ihrem Gewissen haben, sind Wahrheiten, die zu oft gesagt worden sind, als daß ich sie nicht als allgemein bekannt — ja praktisch anerkannt — hier voraussetzen könnte.

Wer Lust hat, das lange Sündenregister, ich meine das Verzeichnis der mannigfaltigen Eide, die geschworen zu werden pflegen, zu beschauen, der lese die statistischen Berichte nach. Hier ist der Gegenstand des Schwörens ziemlich beleuchtet, weniger in Hinsicht dessen, welcher einen Eid schwört.

Ob einer ein anerkannt ehrlicher Mann oder ein mutmaßlicher Betrüger ist, dies macht unter beiden keinen Unterschied, wenn sie z. B. ein Amt im Staate antreten. Jener muß so gut, als dieser, seinen Eid ableisten.

Wenn ein Staat den Endzweck hat — und er hat ihn sicherlich — die Bürger zu einer immer höheren Stufe der Sittlichkeit zu führen, also sie eigentlich zu erziehen, so gehört diese Einrichtung wenigstens nicht zu den Beweisen einer lobenswürdigen Erziehungsmethode.

Besser, denke ich, würde der Staat handeln, wenn er alle braven Männer sofort von jeder Eidesleistung freisprächе.

Im Grunde ist doch die Wahrheit der Kantischen Behauptung nicht wohl zu bestreiten, daß jede Zumutung, einen Eid zu schwören, für einen ehrlichen Menschen eine indirekte Erklärung sei, daß man ihn für einen — Schurken halte.

Durch diese Befreiung vom Eide würde der Staat nicht gefährdet, die Sittlichkeit der Bürger aber gefördert, und eine große Zahl Männer, wie Xenokrates, geschaffen werden.

Aber wer ist der brave Mann, der jenes schöne Privilegium erhalten soll?

Ich gestehe es gern ein, daß eine Sichtung der Guten von den Bösen unübersteigliche Schwierigkeiten haben würde. Um diese zu umgehen, müßte man daher vor der Hand allen Bürgern Eidesfreiheit zugestehen, jedoch mit der Erklärung, daß jeder, welcher sich eine einzige Unwahrheit wissentlich in einem Zeugnisse u. s. w. zu Schulden kommen ließe, sofort jenes Vorzuges verlustig ginge.

Auf diese Weise erhielte auch der schlechte Bürger einen Sporn, gut zu werden; der Gute fände sich nicht so oft gekränkt durch die Zumutung eines Eides, und der Staat litte weniger, als jetzt.

Wenn man mir einwenden wollte, daß bei dieser Einrichtung manches falsche Zeugnis mit unterlaufen würde, so antworte ich, daß unter 100 Unwahrheiten gewiß 99 ans Tageslicht kommen.

Der Schurke lügt, er mag schwören oder nicht, so wie der ehrliche Mann in beiden Fällen die Wahrheit sagt. Nach dem bisherigen Gebrauche treibt den Bösewicht nichts an, die Wahrheit zu sagen, wohl aber liegt dazu ein starker Beweggrund in meinem Vorschlage.

Auf jeden Fall würden wir durch die Verwirklichung dieses Vorschlages die Ehrlichkeit gebührend auszeichnen und einen Weg einschlagen, der auf einstige Beseitigung des Eides hinführt.

Höchstens würde er am Ende ein Schreck- und Strafmittel für den Bösewicht bleiben.

Streiflichter.

Nationalgefühl und Verbrechen. Es beweist einen hohen Grad von Unduldsamkeit, wenn man das Nationalgefühl eines uns feindlich gesinnten Volkes oder eines Volksstammes, der widerwillig unter deutscher Herrschaft ausharrt, als eine verbrecherische Gesinnung betrachtet. Ob die Nationalitätsbestrebungen dieses Volksstammes zu unseren staatlichen Interessen in Gegensatz stehen, wir sollten doch so unbefangen sein, zuzugestehen, daß das treue Festhalten an dem angestammten Volkstum Achtung verdient. Besonders wenn dies Festhalten des Volkstums sehr erschwert ist, weil der betreffende Volksstamm unter einem Druck steht, dann bewährt sich echte Ueberzeugungstreue, und meistens sind es die Besten im Volk, die sich der Macht nicht beugen.

Die Anweisungspolitik hat nicht nur bei den Dänen diesseits und jenseits der Grenze tiefe Verstimmung hervorgerufen, sie hat auch den deutschen Chauvinismus in seinem Uebermut bestärkt. Und genau wie bei der Kolonialpolitik, geht der Chauvinismus über das Regierungsprogramm hinaus, sucht beständig die Regierung für seine Ansichten zu gewinnen und wirkt auf nationale Verfeindung hin.

Ein bedauerliches Zeichen von Unduldsamkeit ist ferner der gegen die dänischgesinnt n Abgeordneten erhobene Vorwurf des Eidbruchs. Ein Journalist, der mehrere Schriften über Nordschleswig herausgegeben und damit bei seinen Parteifreunden viel Beifall gefunden hat, der Redakteur Strackerjem, erhebt in seiner neuesten Schrift diesen Vorwurf gegen den Abgeordneten Hansen aus Nordschleswig. Herr Hansen hat nun zwar nicht gegen ihn, wohl aber gegen einen nordschleswigschen Redakteur, der ihn in derselben Weise angriff, gerichtliche Klage erhoben, ist damit jedoch abgewiesen worden, zu nicht geringer Freude seiner Gegner.

Mir scheint, daß diese Kampfesart weder gerecht noch politisch klug ist. Meines Wissens hat bisher Niemand an der bürgerlichen Ehrenhaftigkeit der beiden nordschleswigschen Abgeordneten von dänischer Gesinnung gezweifelt. Der Meineid aber ist ein so schweres, verwerfliches Verbrechen, daß die Tragweite eines solchen Vorwurfs reichlich erwogen werden sollte. Die dänischen Abgeordneten handeln mit Zustimmung aller ihrer Wähler, die somit indirekt der Mitschuld an diesem Verbrechen angeklagt werden. Das Verbrechen soll darin bestehen, daß die Dänen trotz des von ihnen geleisteten Eides die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark festhalten. Die Dänen fügen sich in die bestehende staatliche Ordnung, obgleich ihre Wünsche damit nicht übereinstimmen. Die Weigerung, den Eid zu leisten, würde für sie den Verzicht auf wertvolle staatsbürgerliche Rechte bedeuten. Sehr viele schleswig-holsteinische Beamte haben früher unter der dänischen Herrschaft genau so ge-

Digitized by Google

handelt, wie jetzt diese Abgeordneten. Sie haben, obgleich sie durch ihren Treueid die Berechtigung der dänischen Herrschaft anerkannten, dennoch die Hoffnung gehegt, daß sie in Schleswig-Holstein nicht von Dauer sein werde. Und im Jahre 1848 sind viele deutschgesinnte, im dänischen Dienst stehende Beamte, Offiziere, Geistliche, zu den Schleswig-Holsteinern übergegangen. Was damals die Schleswig-Holsteiner thaten, hat die Billigung des ganzen deutschen Volkes gefunden. Der Vorwurf der Eidbrüchigkeit wird, wenn die Gegner ihn erheben, mit Entrüstung zurückgewiesen, und in einzelnen Fällen sind Dänen, welche diesen kränkenden Ausdruck mit Bezug auf das Verhalten der alten Schleswig-Holsteiner von 1848 brauchten, bestraft worden. Dieselbe Kampfesart aber, wenn sie von deutscher Seite geübt wird, findet heute den Beifall unserer Chauvinisten. Die nordschleswigschen Dänen betrachten die Loslösung Nordschleswigs aus dem dänischen Staatsverband als ein Unrecht. Sie empfinden auch den Kampf gegen ihre Muttersprache als ein schweres Unrecht. Sie fügen sich in die staatsrechtlichen Verhältnisse, die zu ändern sie nicht die Macht haben. Sie führen um die Erhaltung ihres Volkstums denselben zähen passiven Kampf, der, als die deutschen Schleswig-Holsteiner in ähnlicher Lage waren, die Bewunderung des deutschen Volkes erregte. Daß sie die gewaltsame Loslösung Nordschleswigs von Deutschland erstreben sollten, bestreiten sie selbst ganz entschieden. Man kann ihre Herzen nicht prüfen, aber man mache sich doch klar, was die Anwendung dieser Kampfesart bei konsequenter Durchführung bedeuten würde. Mit demselben Recht könnte man jeden sozialistisch gesinnten Soldaten, der dem Kaiser den Eid der Treue schwört, einen Eidbrecher schelten. Rechtsanschauungen, die mit den unsrigen im Widerstreit stehen, lassen sich nicht durch einen Terrorismus beseitigen, der nur dazu dient, den Haß und die Bitterkeit zu bestärken.

Th. B.

* * *

Arbeitsnachweise und Schutz der Arbeitswilligen betitelt der Fabrikant O. Weigert eine Schrift, (Berlin, F. Dümmler) die angesichts der bevorstehenden Strafverschärfung gegen die Störer der Arbeitswilligen großes Interesse erwecken muß. An einer Reihe urkundlich belegter Fälle wird nachgewiesen, daß der Terrorismus, gegen den von gewisser Seite um gesetzlichen Schutz gerufen wird, viel eher bei den Arbeitgebern zu finden ist, als bei den Arbeitnehmern. Es heißt da z. B.:

„Unter dem Schlagwort: „Wir wollen Herren in unserm Hause sein," sperren sie die den sozialdemokratischen Fachvereinen, die unter dem Schutze des § 152 G.-O. errichtet worden sind, zugehörigen Arbeiter aus ihren Werkstätten aus und suchen sich dadurch unbefugterweise in die Privatverhältnisse ihrer Arbeiter ein!

Und um diesen Terrorismus unter gesetzlichem Schutz ausüben zu können, verlangen sie ein Gesetz zum Schutze von Arbeitswilligen, die augenblicklich gezwungen werden, sich an Ausständen gegen ihren Willen zu beteiligen; sie erwerben ein übertriebenes Bild von den Thränen der Frauen, die ihnen ihr Leid geklagt haben, daß ihre Männer daran gehindert werden zu arbeiten, aber sie gedenken nicht der angezählten Tausende von Familienelend, die sie wegen ihrer Zugehörigkeit zu den im deutschen Reiche gesetzlich erlaubten Organisationen ausgeprreßt haben sie erzählen nichts von den Thränen der Frauen und Kinder, deren Ernährer ohne Verschulden erwerbslos geworden sind. Sollte ein Gesetz zum Schutze dieser Unglücklichen nicht nötiger, eine Unterdrückung der Maßregelungen dieser Kategorie von Arbeitgebern nicht dringlicher und gerechter erscheinen?"

Der verdienstvolle Sozialpolitiker kommt also zu dem Schluß:

„Der Erlaß eines Gesetzes zum Schutze der Arbeitswilligen ist nicht nötig, da nach keiner Richtung hin sich ein Bedürfnis hierfür ergeben hat und die bestehenden Strafgesetze sich als vollständig ausreichend bewährt haben.

Es muß dagegen als erwiesen erachtet werden, daß die bestehenden Mißbräuche des Koalitionsrechts nicht von Arbeitern allein hervorgerufen, sondern vielfach von Arbeitgebern provoziert wurden, die sich nicht an die Gleichberechtigung der kontraktschließenden Teile gewöhnen wollen oder können. . . . .

Nicht durch Unterdrückungsmaßregeln kann man die Sozialdemokratie erfolgreich auf wirtschaftlichem Gebiete bekämpfen, sondern dadurch, daß man die Arbeitgeber nötigt, das Koalitionsrecht der Arbeiter nicht bloß der Form, sondern auch dem Geiste nach zu achten. Und um deshalb muß der Staat auch den Schein meiden, als ob er einseitig die Interessen der Unternehmer begünstige, womit dem sozialen Frieden bisher gedient worden würde, als durch die engherzige Auffassung, in jedem Arbeiter, der eine Verbesserung seiner Lage in gesetzlicher Weise anstrebt, einen gemeingefährlichen Umsturzler zu erblicken.

Zur Erreichung des Zweckes müßte aber auch

1. der § 153 G.-O. aufgehoben;
2. den Berufsvereinen der Arbeiter Korporationsrechte verliehen;
3. deren Verbindung untereinander erlaubt, und endlich
4. denen Versammlungen zum Zweck der Erlangung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen nicht länger als polizeiliche behandelt werden."

Es ist dies die Forderung, die wir wiederholt als die richtige Antwort auf das Verlangen nach Strafverschärfung auf diesem Gebiet bezeichnet haben. Solange freilich Gesetzgeber, wie v. Kardorff und v. Stumm, im Reichstage die Lösung der sozialen Frage einfach dadurch befürworten können, daß den Sozialdemokraten das aktive und passive Wahlrecht auf fünf Jahre entzogen werden solle, solange wird der Geist weiser Gerechtigkeit wohl das Prunkhaus am Königsplatz meiden.

Sprechsaal.

Zur Dienstbotenfrage.

Von Dr. J. Nehab (Berlin).

Im Anschluß an Hrn. Dr. Fr. W. Förster's kürzlich erschienene Broschüre „Die Dienstbotenfrage und die Hausfrauen" sei es gestattet, einige Bemerkungen vorzubringen, die hoffentlich dem Geiste jener ideal gehaltenen Schrift nicht zuwiderlaufen. Zumächst, wenn die Ansichten des Verfassers die ihnen gebührende allgemeine Geltung finden sollten, so würden wir ein auf gegenseitige, tief menschliche Achtung gegründetes Verhältnis zwischen den Dienenden und der Familie einführen sehen, welches heute so zeitgemäß wäre, wie das schöne, patriarchalische Verhältnis in früheren Zeiten befriedigend und die allgemeine Sittlichkeit fördernd gewirkt hat.

Was nun die in der erwähnten Broschüre angeführte Zentralisation und die maschinellen Einrichtungen anbetrifft, durch welche die Haushaltungen entlastet und viele Arbeiten der Dienstboten entbehrt werden können, so ist das vorläufig und für deutsche Verhältnisse wenigstens noch recht problematisch. Maschinen zum Waschen der Stiefel, zum Abspülen der Teller u. dergl. werden sich die weniger reichen Familien kaum je beschaffen, und die Reinigung der Zimmer und Möbel, die doch einen wesentlichen Teil der Diensten Arbeit bildet, wird wohl nicht anders als in der jetzt üblichen Weise besorgt werden können. Dagegen ließe sich eine Zentralisation der Küche recht gut denken. Wenn eine Anzahl von Hausfrauen sich vereinigen könnte, um in einer gemeinschaftlichen Küche die für die verschiedenen Familien gemeinsame und gleiche Kost herstellen zu lassen, so würde das eine Ersparnis an Geld und an Arbeit bedeuten. Aber vorausgesetzt, daß die sonstigen nicht geringen Schwierigkeiten zu überwinden wären, wie die Beschaffung der geeigneten Küche, der wirklich vorteilhafte Einkauf der Vorräte und besonders die Verteilung der gekochten Speisen, so ist es doch sehr fraglich, ob der sehr individuelle Geschmack unserer Hausfrauen je durch solche Gemeinschaftlichkeit zu befriedigen wäre. Jedenfalls würde es sich lohnen, auf Grund einer guten Organisation einen energischen Versuch in dieser Richtung zu machen.

Inzwischen ist mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen. Und da zeigt es sich, daß die Dienstbotenfrage in engem Zusammenhang mit der Arbeiterfrage im Allgemeinen steht. Wie jeder Arbeiter nach dem möglichst hohen Lohne strebt unter voller Berücksichtigung der aufzuwendenden Zeit, so ziehen heute auch die Dienstmädchen Fabrikarbeit oder Ladenbeschäftigung vor, wenn sie bei 8—9 stündiger Arbeitszeit dasselbe oder mehr verdienen, als beim Dienst in der Familie, wo sie im Grunde genommen zu jeder Tages- oder Nachtzeit der Herrschaft zur Verfügung stehen müssen. Die Annehmlichkeit und Menschlichkeit der Beziehungen, die ihnen in der Familie entgegentreten, müssen sehr groß sein, wenn sie darüber die Freiheit und Ungebundenheit, welche ihnen in anderer Thätigkeit außerhalb der Arbeitszeit geboten wird, vergessen sollen. Nun ist freilich damit zu rechnen, daß wir es hier im Allgemeinen mit alleinstehenden weiblichen Personen zu thun haben, denen vielfach der Anschluß an ein Familienleben ein Gemütsbedürfnis ist. Demnach wird es sich, den Arbeiterforderungen der Zeit entsprechend, zum gemeinsamen Wohl beider Parteien empfehlen, den Dienstboten täglich eine bestimmte freie Zeit zu gewähren, welche sie ganz ihren eignen Zwecken widmen können. Nun ist freilich bei dem allgemeinen Mangel an Bildung unter den dienenden Mädchen zu be-

Digitized by Google

fürchten, daß die Zeit schlecht verwendet würde, was dann eine Verschärfung der ganzen Schwierigkeit zur Folge hätte. Erforderlich wäre also eine Vereinigung von Hausfrauen, die unter Hinzuziehung von besseren Elementen unter den Dienstboten es sich zur Aufgabe machten, die beste Benutzung der gewährten freien Zeit herbeizuführen. Als Ziele bei diesen Bestrebungen hätten zu gelten: Die bessere Ausbildung der dienenden Mädchen zunächst in dem, was zu ihrem Beruf gehört, also in der Haushaltung und Kinderpflege, dann in den Elementarkenntnissen, besonders im Lesen guter deutscher Bücher, ferner die Erziehung der Mädchen zur besseren Sorge für ihre eignen ökonomischen Verhältnisse, also für ihre Kleidung, Ersparnisse u. s. w., endlich, und nicht zum mindesten, die Beschaffung von geeigneten, sittlich wirkenden Vergnügungen für die Mädchen; zu diesen rechnen wir etwa Schlittschuhlaufen im Winter, Bewegungsspiele im Freien im Sommer*). Wir sind überzeugt, daß bei guter Organisation und sorgfältiger Ausnutzung der gegebenen Zeit sich diese Ziele ohne Beeinträchtigung der häuslichen Arbeit erreichen lassen, und es läßt sich als Folge dieser Bestrebungen absehen, daß den Familien tüchtigere und zufriedenere Dienstboten zu Gebote stehen, als jetzt zu finden sind. Aber gerade zur Durchführung der empfohlenen Maßregeln ist jene Gesinnung auf Seite der Hausfrauen geboten, welche Herr Dr. Förster in seiner Broschüre mit so warmen und schönen Worten fordert: die Tüchtigkeit und Zufriedenheit der Dienstboten wird auch auf dem hier vorgeschlagenen Wege nur dann gefördert werden können, wenn die Hausfrau und deren Familie den Dienstboten in liebevoller Menschlichkeit, mit feinem Taktgefühl zur Seite stehen, und, um nur Eins zu erwähnen, wenn die weiblichen Mitglieder der Familien sich nicht scheuen, an den erwähnten Bildungsbestrebungen und Vergnügungen der Dienstboten gelegentlich, ja so oft wie möglich selbstthätig teilzunehmen.

*) Wie uns mitgeteilt wird, existieren Anfänge auf diesem Gebiet. So giebt Herr Dr. Herkmann eine Dienstbotenzeitung „Unser Blatt" heraus und veranstaltet alle Sonntage (Viktoriasäle, Leipzigerstraße) Unterhaltungsabende für dieselben. D. Red.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Gesundheitsbüchlein. Gemeinfaßliche Anleitung zur Gesundheitspflege. Bearbeitet vom Kaiserlichen Gesundheitsamt. Berlin J. Springer. 1899. Mk. 1.—.

Le devoir présent de la jeunesse. Par F. Buisson. Paris, revue bleue. 1899.

Die Wohnungsnot und ihre Abhülfe durch ein Reichswohnungsgesetz. Von Dr. Kamp. In Komm. bei Joh. Alt. Frankfurt a. M., 1899.

Moderne Predigten. Von Paul Pfleiderer. Zürich, Caesar Schmidt. 1899.

Seelenmacht. Abriß einer zeitgemäßen Weltanschauung. Von Wincenty Lutoslawski. Leipzig, W. Engelmann. 1899.

Jude! Von Louis Dollivet. Autor. Uebersetzung des franz. Sale Juif. Berlin, Siegfr. Cronbach. 1899.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Maiprogramm.

Freitag, den 12. Mai, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Soziale Gruppe: Frl. Adele Schreiber: „Der Klassenkampf im Spiegel der Dichtung". — Diskussion.

Donnerstag, den 25. Mai, Abends 8½ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Monatssitzung. Vortrag Dr. R. Penzig: „Die gefährdete Kultur Finlands". Diskussion.

Dienstag, den 30. Mai, Abends 8 Uhr, Geselliger Abend im Café Gaertner (Stadtbahnstation Bellevue).

Gäste stets willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Die

Wohlfahrtseinrichtungen Berlins

und seiner Vororte.

Ein Auskunftsbuch

herausgegeben von der

Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Zweite vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage.

Ueber 400 Seiten gr. 8°.

Kartonniert Preis M. 3,—; in Leinwand gebunden M. 3,60.

Ausführliche Prospekte stehen zu Diensten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Dr. F. Wollny, Ueber die neuesten auf Landerwerb und Kolonisation in den Ländern fremder Weltteile ausgehenden Staatsunternehmungen. Preis 0,40 Mk.

— Irrwege der Gegenwart. Preis 0,60 Mk.

— Freisinnige Betrachtungen über die neue Militärorganisation. Preis 0,40 Mk.

In **Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart** ist erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen **Sittenlehre** für Eltern und Erzieher. Von Direktor Dr. A. Döring 431 S. 8°. Brosch. Mk. 4,—. Eleg. geb. Mk. 5,—.

Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg. 157 S. 8°. Brosch. Mk. 1,80.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Moderne Philosophen

Porträts und Charakteristiken.

Von

Dr. M. Kronenberg.

Inhalt: I. Hermann Lotze. — II. F. A. Lange. — III. Viktor Cousin. — IV. L. Feuerbach. — V. Max Stirner.

Geh. 4 ℳ 50 ₰; geb. 5 ℳ 50 ₰.

Postkarten

mit ethischer Devise,

100 Stück inkl. Porto liefert gegen Einsendung von 2,70 Mk. (50 Stück 1,50 Mk.)

Lithographie-Anstalt Landmann & Mohn, Alm, Hauptwache 20.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2883.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 20. Mai 1899. | Nr. 20.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Metaphysische und praktische Freiheit. Von Prof. Staudinger. — Der Wandel der Perspektiven. Von W. Schlüter. — Momentzucht. Von Victor Magnus. — Streiflichter: Unsere Kultur in chinesischer Beleuchtung. Tolstoi über die Abrüstungsfrage. — Aus der ethischen Bewegung: Frankfurt a. M. Ulm. Aus der französischen Schweiz. — Sprechsaal. — Eingegangene Schriften.

Metaphysische und praktische Freiheit.

Von F. Staudinger (Worms).

Ed. Bernstein ist im Irrtum, wenn er nach seinem Artikel in Nr. 18 d. Bl. glaubt, ich hätte die von ihm angeführten Sätze überseben; ich konnte sie in meinem Artikel in Nr. 16 d. Bl. nur darum nicht auch behandeln, weil ich mich auf einen Punkt beschränken wollte. Hätte ich sie herbeizichen wollen, so hätte ich auch in ihnen mindestens eine gewisse Unklarheit beanstanden müssen, besonders in den Sätzen, welche theoretische und praktische Freiheit einander gegenüberstellen. Bernsteins Entgegnung giebt mir nun Gelegenheit das Versäumte nachzuholen.

Bevor ich aber darauf eingehe, will ich ausdrücklich sagen, daß mein Widerspruch gegen Bernstein sich ganz wesentlich gegen die theoretische Begründung, nicht gegen die Grundtendenz seines Buches richtet. Letztere billige ich durchaus und halte es für durchaus notwendig, daß die engherzige Sektiererei, die sich noch allzu oft in der sozialistischen Partei zeigt, überwunden werde. In einem kleinen, in den letzten Wintermonaten abgefaßten Buche über „Ethik und Politik", das eben bei Ferd. Dümmler in Berlin erscheint, versuche auch ich zu zeigen, daß eine konsequent sozialistische Ethik bewußt und prinzipiell das Streben nach vernunftgemäßer Entwicklung an Stelle der bisherigen Entwicklung durch blinde Gewalt setzen muß und Gewaltthat weder wollen noch auch nur wünschen lassen darf. Aber gerade weil ich dieser Tendenz Bernsteins die wärmste Sympathie entgegenbringen muß, bin ich genötigt, einige seiner Beweisführungen als falsch oder doch mindestens als unklar und irre führend zu beanstanden; denn ich glaube, daß dadurch teils das Gute in Bernsteins Buch diskreditiert, teils aber einer schädlichen Larheit im Denken Vorschub geleistet wird, die früher oder später auch Larheit im sittlichen Wollen erzeugen muß.

Bernsteins Grundfehler ist, wie ich in Nr. 16 sagte, daß er eine Ethik neben die Oekonomie setzen will, statt die Ethik innerhalb des durchgängigen einheitlichen Zusammenhangs der Zwecke freiwollender Menschen zu begründen. Und ebenso denken auch andre von Kant ausgehende Männer. Schon auf Grund der Veröffentlichungen Bernsteins in der „Neuen Zeit" über die „Probleme des Sozialismus" schrieb mir in diesem Winter ein angesehener Neu-Kantianer: „Bernstein kommt zunächst, wie es scheint, deshalb nicht weiter, weil er die Fortbildung der materialistischen Geschichtsauffassung wesentlich nur in der stärkeren Betonung der „selbständig wirkenden" Ideen sucht. Die Eigenart des Telos (der Zweckbildung) und dessen Gesetz der Einheit ist ihm, soviel ich sehe, bis jetzt undeutlich geblieben."

Und diese Undeutlichkeit tritt auch in der Entgegnung Bernsteins in Nr. 18 sehr stark zu tage. Er vermengt hier vollständig eine Art metaphysischer Freiheit mit der praktischen Freiheit, und verbaut sich selbst die Einsicht in den Unterschied beider Begriffe dadurch, daß er eine theoretische Freiheit ganz unbestimmt einer praktischen Freiheit gegenüberstellt.

Das Wort „theoretische Freiheit" kann nämlich verschiedenerlei bedeuten. Zunächst ist in gewöhnlichem Sinne „theoretische" Freiheit diejenige Freiheit, welche das Gesetz heute allen Staatsbürgern zuspricht, womit aber die praktische Freiheit bekanntlich durchaus nicht gewährleistet ist.

Sodann könnte theoretische Freiheit etwa die wissenschaftliche Theorie der praktischen Freiheit bedeuten. Bei dieser Unterfuchung würde sich herausstellen, daß die praktische Freiheit abhängig ist von dem Maß der natürlichen Anlagen, von der Verfügung über die wirtschaftlichen Kräfte, von der Abwesenheit physischen und moralischen Zwangs und von dem Maße der individuellen Einsicht und Fertigkeit. Aber damit wäre die Sache nicht erschöpft. Es handelte sich vielmehr darum, die allgemeinen Bedingungen festzustellen, unter denen das Individuum sich normal entwickeln, von Zwang befreit werden, sowie Verfügung über die wirtschaftlichen Kräfte, Einsicht und Fertigkeit erhalten kann. Und wenn wir diese Bedingungen untersuchen, so stoßen wir, abgesehen von einigen biologischen Bedingungen (Vererbung) auf die Oekonomie. Die biologischen Bedingungen, die übrigens selbst wieder durch die Oekonomie modifiziert werden, bestimmen die physischen und geistigen Anlagen der Individuen; die Gesamtheit der ökonomischen Faktoren aber bedingt durchaus die Art, wie die verschiedenen Anlagen in einer gegebenen Gesellschaft entwickelt werden. Nur dürfen wir, wenn wir hierfür Verständnis hoffen wollen, die Individuen Hinz oder Kunz nicht isoliert betrachten, sondern müssen vom objektiven Zusammenhange menschlicher Zwecke ausgehen. Die verschiedenen Klassen und Berufsarten in einer gegebenen Gesellschaft sind nicht durch die Eigenart der Individuen, sondern durch den heutigen Zusammenhang des Wirtschaftslebens bedingt; und dieser giebt zu ganz be-

Digitized by Google

stimmten geistigen und sittlichen Tendenzen entscheidenden Anstoß und bedingt vor allem die praktische Freiheit durchaus.

Nun redet aber Bernstein bloß über die Freiheit „vom ökonomischen Zwange“ und meint, daß je nach dem Stande wirtschaftlicher Entwicklung die ethischen Faktoren einen größeren Spielraum selbständiger Betätigung erhalten. Da haben wir natürlich nichts einzuwenden; im Gegenteil! Aber Freiheit von ökonomischem Zwange ist denn doch nicht Unabhängigkeit von ökonomischen Bedingungen. „Je nach dem Stande der wirtschaftlichen Entwicklung“ wird, wie Bernstein selber sagen muß, der Bereich der praktischen Freiheit enger oder weiter, d. h. wir werden weniger oder mehr von außer uns liegenden blinden Gewalten beschränkt. Aber es geht doch nicht an, bloß die praktische Gebundenheit auf das Konto der ökonomischen Notwendigkeit zu setzen, die praktische Freiheit aber selbständig neben diese Notwendigkeit stellen zu wollen. Auch unsere Freiheit ist ökonomisch bedingt; sie ist nicht eine Freiheit von, sondern eine Freiheit in der Oekonomie.

Man möchte glauben, Bernstein sehe in den „rein ökonomischen Mächten“, ebenso wie manche Bestreiter der materialistischen Geschichtsauffassung, nur die unabhängig von menschlichem Wollen und Thun sich vollziehenden Prozesse, während doch unser Wollen und Thun selber in diesem Prozeß eingeschlossen ist. Wenn er sagt, das „elementarische Walten der ökonomischen Mächte“ der „Einfluß einer sich ohne und gegen unseren Willen durchsetzenden Notwendigkeit“ höre auf, so sieht das aus, als wolle er eine tote, mechanisch auf den Menschen wirkende Oekonomie einem von ihr befreiten Menschen entgegensetzen; während richtigerweise doch nur einige der menschlichen Beherrschung noch nicht unterworfene ökonomische Kräfte solchen ökonomischen Kräften gegenüberstehen, die der Mensch bereits bewußt beherrscht. Nur in diesem Sinne kann von dem Uebergang „aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit“ die Rede sein. Das heißt, wir lernen solche Triebkräfte beherrschen, die uns vorher als blinde, unserer Einwirkung unzugängliche Mächte ihrerseits beherrschten; und nur im nämlichen Sinne kann von einem größeren Spielraume der ethischen Faktoren gesprochen werden.

Aber, was wir eben behandelt haben, ist nichts als Theorie der praktischen Freiheit, keine der praktischen Freiheit gegenüberstehende theoretische Freiheit

Daß es bloß Oekonomie „im engsten Sinne“ gäbe, wird niemand behaupten; unsere Vorstellungen von Sonne und Mond sind nicht ökonomischer Art. Daß geistige Faktoren die Oekonomie beeinflussen und fortbilden, ist im richtigen Begriffe von Oekonomie schon eingeschlossen; darüber sollte kein Streit sein. Aber wie in aller Welt wird das „eherne Muß der Geschichte“ dadurch auch nur ein Titelchen eingeschränkt? Wirken etwa wir selbst mit unserer mehr oder minder entwickelten praktischen Freiheit, mit dem in uns liegenden Einheitsstreben nicht als notwendige Faktoren kräftigstens im „ehernen Muß der Geschichte“ mit? Und können wir hier anders wirken als nach Maßgabe der uns kausal gewordenen Kräfte?

Die Beantwortung dieser Fragen ist von der Beantwortung der Frage, die uns bisher beschäftigt hat, grundsätzlich verschieden.

Eine „theoretische Freiheit“ durch die das eherne Muß der Geschichte eingeschränkt und Freiheit nicht nur von praktischem ökonomischem Zwange, sondern von ökonomischen Bedingungen überhaupt postuliert würde, ist eine metaphysische Freiheit. Sie würde besagen, daß wir, in unserem Wollen unabhängig vom ökonomischen Zusammenhange, in den wir hineingeboren sind, kausale Wirkungen hervorbringen könnten. Und so haben wir Bernsteins Unabhängigkeitserklärung vom „ehernen Muß“ der Geschichte notwendig auffassen müssen. Hat Bernstein das nicht sagen wollen, so ist es sehr erfreulich. Dann müssen wir nur gegen seine Ausdrucksweise, die zu solcher Auffassung geradezu nötigt, Einspruch erheben.

Das müssen wir um so nachdrücklicher thun, als einige andere Sätze in Bernsteins Entgegnung in Nr. 1 stark ins metaphysische Gebiet hinüberschillern und den Leser in der metaphysischen Auffassung bestärken. Bernstein sagt: „Alle Notwendigkeit ist doch selbst wieder bedingt. Wir kennen wohl Kausalitäten, aber wir kennen keine über das Reich dieser bestimmten Kausalitäten hinaus sich erstreckende unbedingte Kausalität.“ Diese Sätze kann ich nur dann verstehen, wenn gemeint sein soll, die Notwendigkeit des Kausalgesetzes sei etwa von einer metaphysischen Macht bedingt, und es sei gar nicht bewiesen, daß nicht neben der kausalgesetzlichen Einwirkung noch andere Einwirkungen möglich seien. Will Bernstein dies nicht gesagt haben, dann finde ich keinen Sinn in den Sätzen. Wir Menschen sind genötigt, alle Vorgänge ohne Ausnahme in der Einheit eines kausalen Zusammenhanges zu begreifen. Aber wie diese Kausalität selbst „bedingt“ ist, davon wissen wir nichts; eine Ursache der Ursächlichkeit kennen wir nicht.

Genau ebenso unklar ist ferner Bernsteins Behauptung, er schlage „in keiner Weise dem Kausalgesetz ‚ein Schnippchen‘, es sei denn, daß man nur eine einzige Kausalität anerkennt, die ökonomische.“ Dazu sei er „freilich nicht in der Lage.“ — Ich meinerseits bin nicht in der Lage, festzustellen, was Bernstein mit diesem Satze meint. Will er damit sagen, daß ein Motiv, das uns drängt ein schönes Buch zu lesen eine nicht ökonomische Ursache, ein Motiv das uns veranlaßt, Brot zu backen, eine ökonomische Ursache sei? Das wäre richtig, aber nichtssagend. Oder will er sagen, daß die Ursachen, welche das Eisen in den Bergen und das Holz oben darauf wachsen ließen, andere Ursachen seien als die, welche uns zwangen, diese Stoffe zu unseren Zwecken zu verwenden? Das wäre ebenso richtig, aber noch weniger bedeutsam. Oder will er endlich sagen, daß das Menschendasein zum Teil innerhalb des ökonomischen Zusammenhangs, zum Teil außerhalb desselben ablaufe? Das wäre falsch. Wenn ich jemand erkläre, eine Spinnmaschine sei vom Fensterraume bis zu den Spindeln ein einziger untrennbarer Zusammenhang, und er entgegnet mir, daß das Feuer ganz anders verursacht werde, wie die Schrauben der Maschine, so werden wir uns nicht einigen. Wir werden deshalb vielleicht gar nicht verschiedener Ansicht sein; jeder hat nur etwas anderes im Auge. Allein ich glaube, wenn von wissenschaftlicher Betrachtung der Oekonomie oder der Ethik die Rede sein soll, so muß man eben darin einig sein, daß man nur den objektiven Zusammenhang gesellschaftlichen menschlichen Handelns im Auge hat, nicht etwa die Sonderursachen seiner Bestandteile. Darin allein besteht die Einheitlichkeit, die man wissenschaftlich fordern muß; eine Vermengung dieses funktionellen Zusammenhangs, aus dem man, ohne den ganzen Ablauf zu ändern bezw. zu stören, kein Stück herausnehmen kann, und in dem das Leben der Menschen auch kausal abläuft, mit den Ursachen der gesondert betrachteten Bestandteile führt zu hoffnungsloser Verwirrung.

Vielleicht ist es mir nunmehr gelungen, Herrn Bernstein deutlich zu machen, was im Grunde schon mein voriger Aufsatz an seinem Buche beanstandete. Jedenfalls wird er sehen, daß verschiedene wesentliche Begriffsbestimmungen bei ihm sehr deutungsbedürftig sind. Und in dem Gesagten wird er vielleicht auch einen aufklärenden Hinweis auf den

Digitized by Google

Vorwurf entnehmen, den ihm oben angeführter Kantianer gemacht hat; daß er nämlich das Gesetz der Zweckbildung nicht beachte. Das ist auch kein Gesetz außerhalb des kausalen Zusammenhanges, sondern es ruht eben auf der Frage, ob die Kausal gewordenen Faktoren in einem gegebenen Zusammenhange mit einander übereinstimmen oder einander widersprechen. Und sobald diese Frage sich auf die Zusammenstimmung oder den Widerstreit in dem Zusammenhange menschlichen Handelns, dem ökonomischen Zusammenhange, handelt, stoßen wir auf die ethische Frage.

Der Wandel der Perspektiven.

Von W. Schläter (Düsseldorf).

Seitdem der ethischen Lebensgestaltung der Charakter der Kulturpflicht genommen worden ist, hat es wahrlich an Versuchen nicht gefehlt, eine Basis für das „moralische" Bewußtsein aufzufinden. Hört man die einzelnen Philosophen seit Kant, so hat jeder von ihnen das Prinzip entdeckt, welches der Sittlichkeit Sinn und Halt giebt. „Es ist das Mitleid!" sagt Schopenhauer. „Nein, es ist der richtig verstandene Egoismus" bemerkt Spencer. „Die Sittlichkeit ist eine ästhetische Wertschätzung von Willensverhältnissen", behauptet Herbart. Wir würden in ein bedauernswertes Gewirr der fettigsten Behauptungen geraten, wollten wir alle Formulierungen ethischen Wollens und Vermögens hier aufzählen. Heute hat neben der „Sozialethik" die „Entwicklungsethik" eine große Bedeutung gewonnen. Die Sozialethik weist auf die Gattung: Du bist der Teil eines Ganzen, der Gattung. Sie weist dir deine Funktionen an. Es ist deine Pflicht, ihrem Wohle mit allen Kräften zu dienen. Die Entwicklungsethik weist in die Zukunft: Aufwärts geht unser Weg. Unsere jetzige Zeitperiode ist nur ein „Uebergang". Setze deine ganze Kraft für die Höherentwicklung deines Ichs, sowie der gesamten Gattung ein. Die Sozialethik erstrebt vorwiegend die Sicherung der Gattung vor Gefahren, sie wünscht das Aufhören des Krieges, bekämpft die Auswüchse des Kapitalismus, möchte allen ein Dasein verschaffen, das die geistigen Kräfte zur Entfaltung kommen läßt. Die Entwicklungsethik setzt sich große Individuen, kraftstrotzende Persönlichkeiten zum Ziel. Die Unsicherheit der Existenz, der brutale Kampf, die rücksichtslose Ausscheidung der Untüchtigen sind nach ihr die rechten Mittel, eine bessere Zukunft zu schaffen. Ich sagte schon, die Sozialethik weise auf die Gattung, die Entwicklungsethik in die Zukunft, auf die kommende Zeit der großen Individuen. Daß sie dieses thun, daß sie den Blick nach einer Richtung lenken, ist ihr Verdienst und ihr Fehler. Sie thun dasselbe, was alle bisherigen ethischen Systeme gethan, sie lassen ein wichtiges geistiges Gesetz außer Acht, das des notwendigen Wandels der Perspektiven Ich will versuchen, meinen Gedanken verständlich zu machen. Nach meiner Ansicht hat das geistige Leben auch insofern, als es sich Gedanken über Gattung, Individuum, Gut und Böse, Welt und Gott bildet, seine Oekonomie, sein Gleichgewichtsgesetz, seine instinktive Selbstregulierung. Nehmen wir an, es ist heute meine Lust, alle Erscheinungen auf ihre Urelemente zurückzuführen. In diesem Falle würde nach meinem Dafürhalten nur ein Pol meines Geisteslebens in Wirksamkeit sein, dem naturnotwendig ein Gegenpol beigegeben ist. Mein kritischer Hang wird vielleicht Tage, Wochen lang in mir vorwiegen, ich verlenane ihn wohl auch nicht in den Verhältnissen meines Privatlebens. Was wird geschehen, wenn die innere Oekonomie meines Geistes nicht zerstört ist? Ich werde eines Tages tief von der schlichten Poesie selbst der alltäglichsten Ereignisse berührt; ich finde meine Lust an dem Gedanken, daß im letzten Grunde alles wunderbar ist. Die Stimmung erfaßt mich, die Walt Whitman so herrlich in seinen „Grashalmen" geschildert:

„Ein Kind sagte: Was ist das Gras? und brachte es mir mit vollen Händen. Wie konnte ich dem Kinde Antwort geben? Ich weiß nicht mehr davon, als es."

Der Gegenpol des Dranges nach Kausalität tritt in Funktion, wirkt und treibt, bis das Kausalitätsbedürfnis wieder mächtig wird und so beginnt das Spiel abermals. In diesem Spiel sehe ich keine Willkürlichkeit, keine Thatsache, die zu „überwinden" ist, sondern ein im Wesen des Menschen begründetes Gesetz, eine notwendige, unentbehrliche Eigentümlichkeit des menschlichen Denkens. Jeder der vielen geistigen Antriebe hat so seinen ausgleichenden Gegentrieb, seinen mit ihm unzertrennbar verbundenen Gegenpol. Jeder Antrieb hat seine Gedankenreihen, seine ihm eigentümliche Perspektive und jede Perspektive hat ihre Gegen-Perspektive. Bald wiegen diese, bald jene Antriebe vor, dementsprechend wechseln auch die „Gedankenreihen", die „Gesichtspunkte". Der Wechsel der Perspektiven ist eine Notwendigkeit der Geistesökonomie. Stete Beweglichkeit ist die Natur des Geistes. So werde ich heute mich als Zentrum meiner Welt fühlen, nur die Beziehungen der Dinge zu meinen Interessen ins Auge fassen, morgen werde ich mich vielleicht als Funktion der Gattung fühlen, in welcher der Einzelne verschwindet, in welcher Keiner unersetzlich ist. Heute fasse ich das Leben unter den Gesichtspunkt des endlosen Fortschritts, morgen unter den der Erkenntnis, daß auch die Gegenwart ihr Recht hat, daß es zur Entartung führen muß, wenn man alles als provisorisch nimmt, wenn man sich nicht anbreitet im fröhlichen oder ernsten Augenblicke. So giebt es eine Ethik des Mitleids und eine Ethik des Kampfes, eine Ethik des Vorwärtsdrängens und eine Ethik der innerlichen Sammlung. Man kann bald auf diese, bald auf jene Richtung des Lebens den Hauptaccent legen. Wohin wir blicken, erstrecken sich unendliche Reihen der Erscheinungen, jede Richtung des Blicks zeigt andere Bilder, giebt andere Stimmungen, andere Verpflichtungen; es genügt nicht, mit konsequenter Logik eine Linie zu verfolgen; das Reich des Geistes ist keine Linie, es ist „rund wie die Welt." Daß man die Ethik immer wieder einseitig aus einer Perspektive entwickelt hat, ist sein Verlust. Wir wollen keineswegs die Einseitigkeiten aufheben oder „versöhnen". Ein unbedachtes gedankenloser Denker unseres Jahrhunderts, der bei all seinen Irrtümern und Seltsamkeiten wahrhaft geniale Bogumil Goltz hat in seiner Schrift: „Die Bildung und die Gebildeten", das rechte Wort für die Sache gefunden: „Der Mensch vergöttert abwechselnd die Begriffe von Kunst, Wissenschaft, Staat, Kirche und Societät; von Pflicht und Willenskraft, von Ehre Freiheit und Recht und vergißt, daß die Wahrheit, die Schönheit, die Heiligkeit des Menschen-Daseins nur in der Harmonie aller Ideen und Gesichtten besteht. Die harmonischen Leute begreifen aber wieder nicht, daß die Harmonie in konzentrierten Kraft-Aeußerungen, in einseitigen Virtuositäten, ja sogar in barbarischen Exzentrizitäten wieder geboren muß, wenn sie nicht Witz und Lebenskraft verlieren soll." Es bilden sich fortwährend Gleichgewichtsmomente, die aufgehoben werden, aufs neue entstehen, wieder verschwinden und ihr Spiel treiben, so lange der Geist lebendig ist. So wechseln die Perspektiven, Stimmungen, Gedanken und nur in solchem Wechsel offenbart sich alle Macht und Herrlichkeit des Geistes. Wir wollen daher die bestehenden ethischen Gesichtspunkte nicht als wertlos hinstellen, wollen die bisher gültigen Tafeln der Wertschätzungen nicht „zerbrechen". Nein, ihr „Jünger" Nietzsches, man zerbricht nichts Geistiges. Gewisse „Werte" verschwinden eine Weile, aber sie kehren wieder. Wie sagte noch euer Meister? „Auch die moralische Erde ist . . . . rund." Unsere Absicht ist es, noch einen neuen Gesichtspunkt hinzuzufügen, besser noch, auf einen schon

Digitized by Google

von Goethe, Carlyle, Bogumil Golz, Walt Whitmann in ihrer Weise erfaßten Gesichtspunkt wieder hinzuweisen. Heißest du denn alles gut? Giebt es kein Prinzip, dem alle Perspektiven, Gegen-Perspektiven, Aktionen und Reaktionen untergeordnet sind? Gewiß. Dieses Prinzip muß aber beweglich sein, es muß um sich blicken können. Es muß ein Lebendiges sein, welches bald mit dem Fernrohre der Metaphysik, bald mit dem Mikroskope der exakten Wissenschaftlichkeit, bald mit der Zauberlaterne des Schönheitssinnes arbeitet, besser noch: spielt. Dieses Lebendige ist in keinem Buche zu finden, es läßt sich durch kein „systematisches" Bewußtsein konstruieren, durch keine dialektische oder genetische Methode analysieren, es ist das organisierende Prinzip unseres eigenen Ichs, unsere „Individualität". Schafft viele Weisen des Denkens und Empfindens! „Jeder sei uns willkommen, der die Dinge mit einer neuen Phantasie überspinnt." (Novalis). Je größer die Anzahl der Ansblicke, desto reicher unser Ich. Streben wir darum bewußt nach steter Veränderung? Thöricht wäre es, in den feinen Apparat unseres Ichs stets mit den plumpen Händen des „Bewußtseins" hineinzutappen. Das gesunde Ich ist ein Kunstwerk, das seine „Selbstregulation" nicht immer im bewußten Ich trägt. Daß das geistige Leben des Wechsels der Perspektiven bedarf, daß in diesem Bedürfnis ein Element liegt, das alle bisherigen Systeme der Ethik in ein neues Licht rückt, besagt noch nicht, daß wir die Veränderung bewußt zum Prinzipe erheben, daß wir uns willenlos dahintreiben lassen sollen. Ich denke, man hebt das Pochen des Herzens nicht auf, wenn man seiner nicht stets bewußt ist, man unterschätzt den Wert des Herzens darum noch nicht, daß man den Sinn des Leibes nicht allein in ihm erblickt. So ist es auch mit dem „Herzen" unserer Moral, mit dem organisierenden Faktor, der unser Leben „ethisch" ordnet. Wir sind nicht immer bewußt „Ethiker" und werden darum doch Handlungen, die sich keiner ethischen Ordnung einzufügen scheinen, verachten. Der innerste Instinkt unseres Ichs zwingt uns zu solcher Verachtung. Wir müssen die Individuen, die von sinnlichen oder geistigen Lastern beherrscht werden, alle Sklaven krankhafter Lüste, fanatischer Intoleranz verabscheuen. In ihnen verfängt sich gleichsam das Leben, es rundet sich nicht zum Kreise, wird nur nach einer Richtung getrieben, gerät an die „Logik", an das „systematische Bewußtsein" eines überwuchernden geistigen Antriebes ꝛc. Das Phänomen des so beengten, unausgebreiteten Lebens stößt uns ab, wir müssen das Mißratene verachten. Sollen wir die Lebensäußerungen, die sich in unseren Sympathien und Antipathien aussprechen, „methodisch" ersticken? Sollen wir das „Jenseits von Gut und Böse" zum Dogma machen? Wenn wir das Leben unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit fassen, dann verschwinden alle Wolken, alle Scheidewände und Mängel.

In der Weltökonomie neutralisieren sich alle Gegensätze; denn wie wäre sonst die Welt — — — ewig? Vergessen wir es nicht, nicht nur vor uns, auch hinter uns liegt eine Ewigkeit! Die harmonisierenden Elemente des Allebens müssen überwiegen, „Lust" muß tiefer sein als „Herzeleid", sonst würde die Welt nicht ewigen Bestand haben. Sollen wir aber stets in das Unendliche blicken? Ist diese Perspektive an sich denn wertvoller als diejenige der Zeitlichkeit? Ich denke, höher als beide Perspektiven, höher als „Zeit" und „Ewigkeit" steht unser Ich. Schöpfen wir heute aus der Ewigkeitsbetrachtung Trost und Mut, so haben wir morgen doch wieder das Zeitliche, Vergängliche lieb und wünschen Frieden allem, was ist und wirkt, so „alltäglich" es auch sein mag. Vielleicht fühlen wir, die wir uns eins wußten mit dem Ewigen, uns nun als noch recht „unvollkommen". Vielleicht sagt dann die Stimme unseres Gewissens: diesem oder jenem Gebote mußt du gehorchen. Dann gehorchen wir und nehmen uns in strenge Selbstzucht. Eine Thorheit wäre es, in einem solchen Falle zu sagen: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt!" Es kann eine sehr ernste Wahrheit für uns sein, daß wir uns vieles nicht erlauben dürfen.

Fassen wir nun unsere Gedanken zusammen! Regieren wir die bestehenden ethischen Systeme? Nein, wir wissen, daß in allem, was Menschen als Bekenntnis, Hypothese, System aufgestellt, irgend eine Wahrheit enthalten ist; wir wissen, daß die alten Gebote unter manchen Umständen, für manche Personen unbedingte Befolgung erheischen. Empfehlen wir die Willkür individueller Selbstherrlichkeit? Nein, wir wollen nicht vergessen, daß wir Glieder eines Leibes, Organe der Gattung, der Menschheit sind. Auch die Demut hat ihren tiefen Sinn, ihren unersetzlichen Wert. Worin besteht kurz gesagt unsere Errungenschaft? Es ist mit wenigen Worten gesagt: Wir haben noch gründlicher als bisher auch in ethischer Beziehung die Wahrheit der Worte erfaßt:

Jedes Ding hat seine Zeit!

Das scheint mir der Standpunkt der Ethik am Ausgange unseres Jahrhunderts zu sein.

Momentzucht.*)

Von Viktor Magnus

Wir haben erkannt, daß Alles vom festen Gesetze der Kausalität unfehlbar gebunden ist, jeder ungeistige wie geistige Vorgang. Auf diese Wahrheit gründet sich das ethische Prinzip der Zukunft, welches ein neues Geschlecht erziehen soll in Glanz und Schönheit, welches die Thore öffnet einer großen Geisteepoche, welches dem Menschenleben erst den erhabenen Reiz, das starke, sichere Gefühl des Glückes sehlos zu geben vermag!

Alles wirkt. Jeder Moment treibt seine Ansätze weiter, genau nach seiner Art. Die Kausalität ist so fein, daß sie hoch über unsere Vorstellung hinausragt, — über alles Denken präzise Sie ist ein Fluß, und unsere Begriffe von Ursache und Wirkung sind nur künstliche Denkmittel.

Also auch das Feinste wirkt unwerbar fort mit unfehlbarer Bestimmtheit, genau nach seiner besonderen Richtung. Aus den winzigsten zartesten Wurzelfaserchen wächst der allmächtige, viel verzweigte Baumriese empor.

Der leiseste Moment ist Ursache zu allen folgenden Wirkungen, die augenblicklichste winzigste, allerfubtilste Regung die unumstößliche Grundlage der gesamten darauf erwachsenden Folgezeit. Nichts ist ohne Folgen. Jede, jede Ursache hat ewige Wirkungen.

Was geschehen, ist nie mehr zu ändern. Es treibt fort in sicherer Kausalität. Gute wie böse Lebensmomente pflanzen sich fort in die Ewigkeit. —

Es giebt nur ein Leben für jeden Menschen: das irdische Dasein. In jedem Moment kann der Tod es vernichten. Die Wirkungsform „war" — für alle Ewigkeit! —

Es giebt nur ein Glück, ein wahres, allzeit innig entzückendes Glück, das unverleybar. Es heißt: Erfüllung des Fortschrittsgesetzes in geistiger Klarheit und sittlicher Zucht. Nur diese in wonnigster Kraft immerdar geübte Erfüllung verleiht die reinste Harmonie, den höchsten Siegfrieden der Seele.

Wer wollte darum die Spanne Zeit, die ihm der Kausalismus beschieden, nicht nutzen aufs Schärfste, die ihm verliehene Lebenskraft nicht forcieren zur feinsten Potenz?

Wie ist ihm das möglich?

Das große Geheimnis lautet: „Momentzucht"! Dies ist das Gesetz, welches Jeden erhält auf den Bahnen des Glückes.

*) Mit Genehmigung des Verfassers dem Werke: „Der Siegfried des Geistes. Ein neues Menschheitsideal". Dresden, Leipzig, E. Pierson, entnommen. Vgl. auch unter Bücherbesprechung.

Digitized by Google

Doch worin besteht sie? — In jedem Augenblick klare Ordnung und sichere Ruhe, stets des obersten Zieles bewußt. Der Siegfried des Geistes schwebe stets dem schaffenden Wirken vor als glänzendes Ideal! Stets Geistesgegenwart, stets strengste Ueberlegung in peinlichster Logik und kluger Beachtung des Außengeschehens! Nicht eher ruhen, als bis das Element des wahren Fortschritte deutlich herausgefunden!

Den Körper stets und ständig in jedem Moment von allen störenden Hindernissen frei und völlig rein erhalten! Das Feinste wirkt und pflanzt sich fort zu ewiger Verästelung!

Stets peinlich logisch und korrekt den schönen Zweck im Großen, Kleinen, Kleinsten wohl bedenken! Gedanken mit Gedanken stets präzise-formgerecht verbinden! In Wort- und Satzgefüge, jeder geistigen Regung, jeder leiblichen Bewegung, jeder Haltung und Geberde den höchsten Menschenzweck in lichtvoller Erkenntnis, sittlicher Stählung, äußerer Aesthetik sein — in jedem Augenblick — beachten! Wie wirkt allein Aesthetik schließlich sittinhtlv veredelnd!

In jedem Moment mit klarem Geist infonderheit eindringen in die Kausalität und wieder die Kausalität alles Geschehens, — und nur die sichere Kausalität allzeit zum Maßstab nehmen aller Behandlung des äußeren Geschehens, der seelischen Prozesse! Immer schärfer sich üben besonders in der Anatomie des Geisteslebens; seinen Zusammenhang, sein Wechselverhältnis zu der Außenwelt ergründen! Erkenntnis stets zu Klärung und Wachstum führen — in jedem Augenblick, bei jeder Wahrnehmung die Ursachen suchen, die Wirkungen bemessen, den höchsten Zweck zur lichten Einsicht führen! In jedem Augenblick Fortschritt im Denken!

Und ist das rechte Ziel erkannt in allzeit klarstem Lichte, fofort zur That des Beften: in jedem Augenblick!

Nur niemals zaudern! Sofort, fofort zur That! Der kleinste Aufschub hat ewige Folgen! Die geringste Lücke im Glück ist auf immerdar verloren in diesem einzigen Leben! Strengste Selbstbeherrschung ist Grundquell alles Glückes!

Principiis obsta! Sobald ein böfer Reiz sich regt, ihn schon im Keime niedertreten! Er wächst fonst bald zu Riesenstärke, und jede Sekunde schwellt seine Wirkungsmacht! Sobald eine finstere Wolke des Grübelns sich aufbauscht, sie flugs zerteilen! Sobald ein Schatten der Willenslähmung naht, rasch wende dich zum Licht! Will Phantasie dich fangen zu leerem Spiel, will Sinnlichkeit dich ziehen zum Schlamm des Müßigganga, der Unzucht, will Leidenschaft zu Aerger oder Zorn dich treiben, die Lüge dich mit ihrem Heuchelschein berücken, will Trunk, die Neigung, fremdes Gut zu fassen, dich besiegen: fofort, fofort gebiet dem Feinde Schweigen; im ersten Augenblick, da du ihn wahrnimmst, schlag ihn rüstig nieder! Sofort, fofort mit stets gezücktem Schwerte!

Faciles descensus averni! Im ersten Regen vernichte jedes Uebel! Wird es erst stärker: Der Kausalsinnn zeugt Gewohnheit, und jede, jede Wiederholung drängt dich in heilloser Progression vom rechten Wege ferner. Wer klug ist, heilt die Krankheit im Entstehen. Nachher hat sie den ganzen Leib ergriffen und nagt am Leben unaufhaltsam weiter! Mit jeder üblen Wiederholung wirst du schwächer, dein Widerstand sumpft ab! Sei stark, sei siegfriedsstark! Du wolltest wachsen zu der schönsten Blüte, zu der reifsten Frucht!

Sei niemals träge! Niemals schlaff und zuchtlos! Stets mit Volldampf mußt du fahren, willst du auf dem Lebensmeere stets das Glück als Gast dir wahren! Und holt die Müdigkeit zu einem Schlage aus, fofort spring auf und suggeriere dir, daß deine Kraft in sieghaft üppiger Fülle. Es geht, es geht, nur frisch ans Werk, emporgerafft mit heiterem Mut und lichtem Auge, nur kühn ans Schaffen! Momentzucht! Sie wirkt unfehlbar und sammelt alle Lebenskraft zum höchsten Heil! Versuche es nur und du wirst inne werden, was sie vermag! Bedenke, ein jeder Augenblick und jede Stunde, da du das einzige Lebensglück nicht rasch ergriffest, ist dir hinabgetaucht, ganz ungenutzt verloren, zum Grund der Ewigkeit. Dein Leben ist nicht lang! Und jede verlorene Minute trägt eine zweite Strafe in sich: sie lähmt dich für die Folgezeit in irgend einem Gliede.

Momentzucht macht so froh und heiter, hält stets vergnügt und unbesaugen. Nur sie allein gewährt unmiterbrochen die Empfindung reinster Kraft und reinsten Glückes und vollster, schönster Harmonie. Siegfrieds Kraft ist die allzeit prompte, allzeit schärfste, allzeit größte. Er ist ja der „schnelle" Held. Und diese unfehlbare Kraft und Sicherheit giebt ihm das heitere Wesen. Und Heiterkeit verleiht die Güte und die Schönheit. So ist die Kraft des Augenblicks die Quelle jeder Tugend.

Also niemals, in keinem Momente nachgeben, weder im Denken, noch im Wollen, noch im Handeln! Vor keinem Problem zurückschrecken, keine Aufgabe ungelöst verlassen, stets — in jedem Moment — die Erkenntnis des jeweilig Beften ergründet — mit Anspannung aller Denkenskräfte! Und dann fofort — in jedem Moment — die Einsicht des Beften zur That gemacht! In strengster Selbstzucht! In keinem Augenblick ablassen! Stets korrekt und immer strengstens konzentriert! Die Willenskraft kühn, suggestiv forcieren!

Und treten Schwierigkeiten auf: nur ja nicht feig verzichtet! Das Uebel muß sich beugen deiner Hand! Nur klug und klar Ursache an Ursache behende gereiht und hell überschaut, und danach die Mittel erwogen — und klug erwogen, und nun ans Werk! Frischauf! Es glückt!

Und fällt der Wille dennoch nieder: fofort ihn aufgerafft! Nur nicht verklüftet! Im Augenblick emporgeschnellt, und ohne Reue, ohne Kummer, die Ursachen ermittelt, sie schleunigst abgestellt und kühn ans Ruder: und weiter, weiter geht die Fahrt zum Licht in Frieden!

Die stete Wiederholung giebt endlich Sieg. Wer immer wieder ausgeglitten und niederstürzte und unverdrossen dennoch weiter übte: die zähe Uebung lehrt ihn endlich sichere Kunst!

Diese Momentzucht im Denken und in der Willenskraft, von Sekunde zu Sekunde, von Stunde zu Stunde, von Woche zu Woche streng und rastlos fortgesetzt, ergiebt mit den Jahren eine Riesensumme an klarem Denken und sicherem sittlichen Vermögen. Alle wahrhafte menschliche Größe beruht allein auf ihr. So hohes Können will geübt sein in strengster Schulung. Aber die Kenntnisse und die straffe Energie, stets auf ein großes Ziel gerichtet, gewinnen schließlich eine staunenswerte Macht. Unmerkbar wird ein solcher Willensheld fehllofer Fürst in jeder Situation.

Wie wird man Millionär? Durch Zufall? Nein, Alles ist kausalbedingt, wenn auch in seinen letzten Gründen nicht erkennbar. Ein besondere feiner Instinkt, stets auf ein Ziel gerichtet, erkannte stets und ständig in jedem Augenblick die rechten Mittel zu dem einzigen Ziele. Von Moment zu Moment die eine Richtung unfehlbar festgehalten, ergab allmählich Riesenfolgen.

Genau so ist es in dem höheren Leben! Ein Ziel gestellt und in jeder Sekunde mit feinstem Takt, mit unfehlbarer Sicherheit diesem Ziele näher geschritten, kein Tritt rückwärts, stetig vorwärts: Sollte ein solches Wandern nicht endlich spielend zum höchsten Ziele führen?

Darum, wer den Siegfrieden haben will, schreite stets in voller Rüstung. Es währt nicht lang, so drückt sie ihn nicht mehr, sie schmiegt geschmeidig sich an alle Glieder und macht immun ihn gegen jeden Hieb und Stich! Wer die wahre, höchste Glückseligkeit in jedem Augenblicke dieses kurzen Lebens genießen will, wer sein Dasein bis auf den letzten Tropfen gesund und heiter auskosten will, der treibe intensivste Momentzucht! Sie allein ist schon des Lebens

Digitized by Google

wert, sie allein beglückt schon mit reichster Schönheit, selbst wenn die äußern Dinge noch so spröd sich fügen. Glückseligkeit heißt sittliche „Momentzucht"! Schmerz, Krankheit, Uebel jeder Art vermögen der durch sie geschulten Seele nichts mehr anzuhaben; der Tod erst gar nicht, denn er bedeutet das Nichts der individuellen Wirkungsform. Ein Nichts ist aber weder Gut noch Uebel. Die Empfindung hört ja auf! Drum noch einmal: wer, so lange er unter der gütigenden Sonne schreitet, den naturhaft würdigen Lebenszauber hegen will, der darf auf jene Augenblickschulung niemals verzichten. Sie wird ihm bald so leicht, zur selbstverständlichen Natur und lohnt die Mühe wunderbar.

Man lehre sie also von Schulanfang an. Man lehre sie wissenschaftlich begreifen in ihrem kausalen Wirken und treibe sie zur höchsten Potenz der Kindesseele durch Einsicht und Gewohnheit! Nur nicht durch Drill und Dressur! Der Geist muß inne werden, wie herrlich sie ist, in Freiheit und erkannter Wahrheit! Dann wird er später aus eigenem Können Selbstzucht treiben!

Es giebt Weise auf Erden, die jene Zucht in jedem Augenblicke instinktiv besitzen, — freilich sind sie spärlich vorn, an der Spitze des Menschenzuges. Sie sind beglückte Lieblinge der Natur, die sie so herrlich ausgezeichnet. So ist doch also jene Weisheit menschenmöglich. Der Menschengeist wird einheitlich beherrscht von gleichen Lebensnormen. Warum sollen also exakte Kunst und planmäßige Methode nicht individualisierend in allen Menschen das erreichen können durch klarbewußte Anwendung des Naturgesetzes, was Natur ohne Menschenkunst schon hier und da erreichte? Langsam schafft die Natur; doch hat der Mensch ihr Gesetz erkundet und wandelt ers um in Kunst, so wirkt es in augenwandter Methode zweckgewaltig! Heillos wirkt der Dampf im Elementenflusse der Erde; doch wendet der Mensch ihn an in kunstvollen, starken Maschinen, wie wirkt der Dampf so segensreich und zweckvoll!

So muß das Gute der Menschennatur durch planvolle, fein erdachte Züchtung das Böse mehr und mehr bei Seite drängen, das Uebel adeln. Aus jeder Ueberwindung des Gemeinen wächst der Stamm des Guten üppiger empor. Darum pflege das Gute in aufmerksamster Schulung; zernichte das Böse in jedem Moment. — es wirkt sonst weiter, so zart es auch erschienen! Es wuchert geschwinde! —

Dies ist das Geheimnis der Lebenskunst, der Schlüssel der Weisheit, des Glückes, der Größe. Dies ist das ethische Naturgesetz, begründet auf den schärfsten Kausalsinns, die Vorbedingung für stete Harmonie im Seelenleben, in den inneren Dingen, in dem äußeren Gestalten, und nur durch diese Zucht ist die soziale Lösung möglich. Man probiere nur in frischer Schaffenslust und edler Lebensbeiterkeit, was diese strenge Zuchtmethode leiste. Man wird schon in den ersten Stunden zu neuem Glücksgefühl erwachen und klar erkennen, daß hier ein feiner Schulungsmittel von der Natur geboten wird, als die Formeln und Glaubensfossilien des Mystizismus je bieten können.

Eine andere wirksame Willensschulung giebt es nicht. Nur durch die momentanste Zuchtmethode ist jedem Menschen der zuverlässige, natürliche Pfad gewiesen, das reinste Glück zu erfassen und zu erhalten. Schule, Selbstzucht, häusliche Erziehung, Staatsgestaltung, äußere Freiheit der Lebensformen, Alles, Alles muß auf diese Momentzucht fördernd eingerichtet werden. Nur so können wir die Harmonie der Weisheit gründen. Und wenn von Kindheit an diese strenge Zucht in Logik und Willen scharf geübt wird, in freier, d. h. vernunftgemäßer Methode: so werden mit weniger Irrenhäuser und Zuchtanstalten und Krankenhäuser zu bauen haben, und statt dürftiger Hütten werden allenthalben Paläste entstehen und Kunstinstitute!

Streiflichter.

Unsere Kultur in chinesischer Beleuchtung. Die „Amerikanische Akademie der Wissenschaften" hielt jüngst in Philadelphia ihre Jahres-Konvention ab, bei welcher viele hervorragende Redner, darunter auch Karl Schurz, Vorträge über brennende Zeitfragen aus dem Gebiete der Politik, der Wissenschaften und der Soziologie hielten. Unter den Rednern befand sich auch Wu-Ting-Fan, der chinesische Gesandte in Washington, ein Mann von hervorragendem Wissen, welcher der englischen Sprache vollkommen mächtig ist und sich die christliche Kultur zum Thema seines Vortrages gewählt hatte. Er sagte unter Anderem:

„Gewisse Leute nennen sich zivilisiert und brandmarken andere als unzivilisiert. Was ist Zivilisation? Besteht sie lediglich in größerer Gewalt und besseren Waffen für die Kriegsführung? Ich verstehe darunter etwas anderes. Ich denke, eine zivilisierte Nation sollte die Rechte anderer Nationen ebenso respektieren, wie ein einzelner Mann die Rechte seines Nachbars achtet. Was würde der künftige Historiker sagen, wenn er die Geschichte dieses Jahrhunderts schreibt? Ist es nicht Zeit, daß wir den Grundsatz von Recht und Billigkeit anerkennen? . . . .

Wenn die Leute sich christlich nennen und stolz auf ihre hohe Zivilisation sind, sollten sie nicht so tief sinken, um die Rechte der Schwachen zu mißachten und wegzuhelfen, was ihnen nicht gehört. Es wäre besser für sie, nicht zivilisiert zu sein. Es wäre besser für sie, unter einem Volk zu leben, welches die Grundsätze von Confucius befolgt, als unter einem Volk, welches die Grundsätze der höchsten Moralität hat, aber sie nicht befolgt. . . .

China heißt Leute aller Nationen auf seinem Boden willkommen. Seine Häfen sind allen offen, und es behandelt alle gleich. Es wünscht lediglich, ebenso behandelt zu werden. Es wünscht Frieden, es wünscht allein gelassen und nicht mit unverschämten Forderungen belästigt zu werden. Ist das unbillig? . . ."

Schade, daß Wu-Ting-Fan nicht als chinesischer Bevollmächtigter der Haager Konferenz beiwohnen kann!

* * *

Tostoi über die Abrüstungsfrage: Auch der große Humanitätsapostel ist in das Lager der Zweifler an dem Erfolg der Haager Konferenz getreten. Er schreibt:

„Die Kriegsheere werden nur dann kleiner werden und schließlich zu existieren aufhören, wenn die Völker aufhören, sich freiwillig zu rechtlosen Sklaven Anderer zu machen und sich jener tierischen Abrichtung zu unterwerfen, die man militärische Disziplin nennt. Die Völker aber werden erst dann sich dieser Dressur entziehen, wenn das Gefühl der Menschenwürde ausreichend in ihnen erstarkt ist, und dies wiederum wird nur geschehen, wenn sie der wahren Aufklärung teilhaftig geworden sind. Nicht eine „Bildung", vermöge deren Menschen, die sich alle Wissenschaften zu eigen und alle neuesten Erfindungen zu Nutze gemacht haben, das Recht eines Volkes anerkennen, die Handlung eines anderen zu bestimmen und dadurch zuzulassen, daß Unrecht geschieht, für welches ein Anderer als der Thäter verantwortlich ist, sondern eine Aufklärung, bei welcher der Mensch seine Freiheit, d. h. das Gefühl seiner Menschenwürde, nicht zu Gunsten eines anderen aufgiebt, sich vielmehr selbst für alle seine Handlungen verantwortlich fühlt. Erst dann werden die Kriegsheere aufhören, zu existieren und zwar dann nicht kraft des Willens der Regierung, sondern im Widerspruch mit diesen Willen."

Wenn die internationale Veranstaltung selbst keine andere Wirkung hätte, als die, alle Friedensfreunde von der Ueberschätzung einer Beglückung und Verstittlichung „von oben" zu heilen und auf die einzige Bedingung künftiger gewaltarmerer Zeiten hinzuweisen: das ehrliche Wollen des Friedens in jedem Einzelnen von uns und in der Lebensbeziehung mit Anderen — dann wollen wir mit ihrem Erfolg zufrieden sein.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. M. Die hiesige Abteilung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur hielt am Freitag, 14. April, ihren Abteilungstag ab. Der Vorsitzende, Herr Dr. Plaugk erstattete den Jahresbericht. Es sind elf öffentliche Vortragsabende veranstaltet worden, deren starker Besuch bewies, daß für diese Bestrebungen ein großes Interesse im Publikum vorhanden ist. Einem früheren Beschlusse zufolge hat die Abteilung auch im vergangenen

Digitized by Google

Winter zusammen mit dem Arbeiterbildungsverein vier Volksunterhaltungsabende im großen Saale des Saalbaues abgehalten, die den Satzungen der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" gemäß für Jedermann zugänglich waren. Zur Veranstaltung dieser Abende ist ein eigener Ausschuß aus den beiden genannten Vereinen gebildet worden. Auch im nächsten Jahre werden die Volksunterhaltungsabende in gleicher Weise stattfinden. Der Bericht gab dann noch einige Mitteilungen über den Fortschritt der ethischen Bewegung in Deutschland. Hierauf erstattete Herr Julius Weigold den Kassenbericht, woraus hervorgeht, daß die Einnahmen des Vereins noch mehr gehoben werden müssen, wenn es auch in Zukunft gelingen soll, daß die Abteilung ihren vielseitigen Aufgaben entsprechen kann. Zu der Berichte knüpfte sich eine interessante Debatte, aus der besonders hervorzuheben ist, daß Herr Prof. Mannheimer den Wunsch aussprach, daß mehr Vorträge aus dem Gebiet der eigentlichen Ethik im nächsten Winter gehalten werden möchten. Ferner wurde aus der Versammlung eine Anregung gegeben, wonach die Abteilung eine ethische Bibliothek begründen soll. Der Vorstand der Abteilung setzt sich wie folgt zusammen: Herr Dr. Arthur Pfungst 1. Vorsitzender. Herr Landsgerichtsrat Dr. Pfarrer Carl Sänger 2. Vorsitzender. Herr Julius Weigold Kassenführer. Herr Dr. Eugen Elkan Schriftführer. Regisseur Wolfgang Quincke Beisitzer. Revisoren sind: Herr Redakteur Otto Hörth und Herr Carl Peters.

* * *

Ulm. Fr'e Bibliothek und Lesehalle. Am 28. März fand die diesjährige Hauptversammlung des Vereins „Freie Bibliothek und Lesehalle" statt. Der Berichterstattung über den Geschäftsgang entnehmen wir folgendes: Aus der zur Zeit gegen 1400 Bände zählenden Bibliothek wurden im vergangenen Geschäftsjahre 4400 Bände entliehen. Hiervon waren 1230 wissenschaftlichen und belehrenden Inhalts. 350 klassische Litteratur, 3140 Unterhaltungsschriften und 1460 Zeitschriften. Die Zahl der im ganzen ausgegebenen Tauschkarten beträgt 1144, diejenige der im verflossenen Geschäftsjahre ausgestellten 265, die der gegenwärtigen Leser 396. Sämtliche Zahlen bekunden ein erfreuliches Wachstum des Interesses für die Einrichtung und geben gleichzeitig den Beweis für die Notwendigkeit derselben. Die Leser setzen sich zusammen zur Hälfte aus Handwerkern und Arbeitern, zur andern Hälfte aus Kaufleuten, Frauen und Schülern. Die Benutzung der Lesehalle hat sich ganz gehoben, aber es ist immer noch zu bedauern, daß das nachgerade nicht mehr unbedeutende Zeitungsmaterial namentl ch dem Erwachsenen nicht in reicherem Maße verwertet wird, zumal die Raum- und Lichtverhältnisse des Lokals günstig sind. Nicht so zufriedenstellend war der Kassenbericht, der die Notwendigkeit der Gewinnung neuer Mitglieder wieder betonte. Es sind in der beschlossen, durch ein Rundschreiben, Einladungen zum Beitritt ergehen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die am 15. Dezember 1897 ins Leben gerufen und auf denselben Grundsätzen aufgebaute „Bonner Bücher- und Lesehalle" hingewiesen die schon im ersten Jahre ihres Bestehens eine Einnahme von 1200 Mk. verzeichnen konnte. Die Renwahlen ergaben die Wiederwahl des seitherigen Vorstandes.

* * *

Eine ethische Gesellschaft in der französischen Schweiz wird durch Prof. Dr. Angst in Zürich zu diesem Frühjahr zu begründen versucht. Wir entnehmen dem Einladungsschreiben des Genannten folgende Stellen:

„Wir leben in einer Zeit gewaltiger sozialer und nationaler Umwälzungen. Was wird sich daraus entwickeln? Im Augenblick, wo so zahlreiche Kräften der Zerstörung, des moralischen Verfalls, der Heuchelei und Haltlosigkeit unsere Gesellschaft in ihren Grundveiten bedrohen, während, nutzerst um die fernere Zukunft der Menschheit, unaufhaltsamer Wissensdrang mit mächtigen materiellen Fortschritten gepaart, die menschliche Entwicklung fördert, zeigt sich eine seltsame Charsache. Der Widerstreider Meinungen auf nationalem, politischem, konfessionellem und sprachlichem Gebiet, der schon zu allen Zeiten so viel Blut und Thränen gekostet, wird, anstatt sich zu mildern und auszugleichen, stärker betont und gefliss entlich verschärft. Auf diese Weise werden menschliche Fähigkeiten, die dem Gemeinwohl, dem sittlichen Fortschritt dienen können, gelähmt. An ihnen wäre es, Mißverständnissen zu wehren, gehässige Vorurteile zu besiegen, die zu störenden Elemente des Bösen zu bekämpfen, die des Guten und Wahren mit ihrer ausbauenden und erhebenden Kraft zur Entfaltung zu bringen. Zu einer Zeit, wo dank ausgebildeter Mittel des Transports und der Zivilisation die Besitzergreifung der Erde bald vollendet sein will, ist solche Thatsache eine traurige Anomalie. die auch diejenigen zu entmutigen geeignet wäre, die trotz alledem an den Sieg des Guten glaubin.

So bedarf es vor allem der Sammlung, Einordnung und Vereinigung aller derjenigen Kräfte, die durch Rede, Gesinnung und Bethätigung in den Schranken erschienen wollen, um in nationalen politischen und konfessionellen Streitgkeiten für das Gute und Wahre einzutreten; wie auch in allen Gesellschaftsklassen, wenn man dahin gegangen will, allmählich jener engen und unheilvollen gesellschaftlichen Ausschließungen Herr zu werden, die das Beste im Menschen zu Grunde richten, in leidenschaftlicher Erregung Vorurteile und Irrtümer erfinnen und vermehren und die heiligsten Begriffe, wie Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Wahrheit, fälschen.

Von dieser Notwendigkeit tief durchdrungen, haben zuerst in Amerika, dann in England und Deutschland, in Oesterreich, Italien und in der deutschen Schweiz gesinnungsverwandte Menschen, die das Gute wollen, eine internationale Vereinigung, um die moralische Entwicklung zu fördern, gegründet. die schon deutlich sichte Ausdehnung genommen, und in Angelegenheiten friedlicher Verständigungen die besten Früchte gezeitigt hat. L'union française, die Bezeichnung für die ethische Bewegung in Frankreich), hat sich dem internationalen Bunde noch nicht angeschlossen.

Es scheint uns, als wäre es an der Zeit. auch in der französischen Schweiz eine Abteilung der internationalen Gesellschaft für moralische Entwicklung zu gründen." . . . . u. s. w. (es folgt die Einladung zu einer konstituirenden Versammlung in Lausanne). —

Wir hoffen bald von der romanischen Schweiter-Gesellschaft Näheres zu hören. —

Bücherschau.

„Friedspalmenzweige" mit dem Untertitel „Bewaffnete Friedensdichtungen" nennt sich ein neues Werk von Richard Schmidt-Cabanis (Verlag von R Boll, Berlin, Preis 1.— Mk.) Es enthält eine stattliche Reihe neuer und älterer Dichtungen des bekannten Satirikers, in denen er die gelegentlich des Faremanifestes so aktuell und akut gewordene Friedenstrage behandelt.

* * *

Der Siegfried des Geistes. Ein neues Menschheitsideal. Von Victor Magnus. Dresden-Leipzig, E. Pierson. M. 4.—.

Das Werk, aus dem wir oben eine größere Probe gegeben haben, hat eine stark persönliche Note, wie häufig Erstlingswerke. Vom rein künstlerischen oder wissenschaftlichen Standpunkt aus ist dies ein Fehler; der Autor tritt nicht hinter sein Werk zurück; er sp icht sie daßselbe, statt es allein sprechen zu lassen und stört uns die Objektivität der Betrachtung. Beim vorliegenden angesehen aber liegt wiederum etwas Liebenswürdiges, Gemütliches und ihr Kritik Bannendes darin. Wir merken, daß wir vor einer Konfession stehen; wir haben es von vornherein nicht mit einem bloßen Buche zu thun, sondern mit einem Menschen, der begeisterungsvoll auf uns einspricht. Wenn uns nun dieser Mensch wirklich etwas zu sagen hat, wenn wir den heiligen Ernst einer wohlbegründeten Ueberzeugung spüren und merken, daß nicht die Persönlichkeit des Autors sich selbstgefällig vor die Sache drängen will, sondern einfach der Eifer um die Sache die Person mit sich fortgerissen hat, dann urteilen wir gern milder über jenen Fehler und empfinden die Herzenswärme, die uns da entgegenströmt, als einen Gruß menschlicher Mitstreiterkraft. Nun gehe ich gern zu, daß der Autor des vorliegenden Buches das dem Leser zunächst ziemlich schwer macht. Der prätentiöse Titel, der mit dem Heldenmamen Siegfried zwohl auch Dieter) und dem durch Sieg gewonnenen Frieden spielt, die dithyrambische Sprache an sehr vielen Stellen, die in unwiderstehlichem dichterischen Rythmus einherschreitet, das starke Selbbgefühl eines Menschen, der in aufrichtigem ernsten Ringen die Menschheitsprobleme sich zu eigen gemacht und überwunden zu haben glaubt — alles dies wirkt zunächst — ich will nicht gerade sagen: abstoßend, aber doch scheuemachend. Es giebt des Krankhaften, des pathologischen Hyperidealismus jetzt gar zu viel in der Geisteswelt! Hat man sich aber nicht abschrecken lassen, vorsolgt man den Autor, mit kritischem scharfen Blick nach Anzeichen solcher Krankheit in seinem Gedankengefüge spürend und findet man doch nur im Grunde ein kerngesundes freies klares Denken und ein flammendes Wollen des Guten, dann möchte man der hochgemuten Jünglingsseele jenen Verdacht gleichsam abbitten und schämt sich fast der eigenen kritischen Bedachtsamkeit und Vorsicht, die in den hellen Jubel des flegelhaften Gedankenstreiters nicht so ganz einstimmen will. Wir haben so viele solche Siege schon gesehen — und sind doch noch so weit vom Frieden!

Im Endziel freilich, dem neuen Menschheitsideal, das dem Autor vorantenchtet, und in den Mitteln, die er als die allein tauglichen erkannt hat, finden wir uns zusammen. Die absolute Herrschaft der Vernunft, der Logik und der Einsicht in das Naturgesetz der Entwicklung, die bedingungslose Unterordnung unter die Naturnotwendigkeit und gerade dadurch das Bewußtsein der höchsten sittlichen Freiheit, wenn der Mensch das Forschrittsgesetz der Natur in seinen Geist und Willen aufgenommen hat, die strenge Schulung und Zucht des Willens, von den Augenblicksmotiven niederer Art absehend und den Einzelzielsmotiven zuteilend — alles dies sind uns wohlvertrante Gedanken: der Inhalt auch unseres Hoffens und Ringens. Wir begrüßen darum den Denker, der auf einsamen und steilen Pfaden selbständig emporsteigend sich uns zugesellt, mit warmem Handschlag. Wollen wir mit ihm rechten, daß sein Wollen zu sennig, seine Kraft noch ungebrochen, seine Hoffnung zu himmelstürmend ist? Solche Leute braucht die Zukunft, braucht die Gegenwart. —m—

Digitized by Google

Sprechsaal.

Noch einmal die „Drei Reiherfedern".

Auf die Gefahr hin, für ein kleines Mädchen gehalten zu werden, das seine feinsten Hirnfäden um die ideale Liebe spinnt, muß ich doch eben feststellen, daß mir das Verhältnis zwischen Mann und Weib unter den vielen wichtigen Verhältnissen des Lebens eins der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste zu sein scheint. M. Tartakower hat ganz Recht mit der Behauptung, die alte Weltanschauung gehe zu Grunde. Wir ersehnen neue Leitsterne und — sie zu finden, einen neuen Kopernikus. Unstreitig wird er ein Mensch sein müssen; mithin ist er geboren worden — allerdings aus den Gesamtverhältnissen heraus. Diese haben sogar in seinen Eltern und vorher schon in deren Vorfahren Konzentrationspunkte gefunden. Er übernimmt gleichsam „verdichtete Zustände" als Erbteil oder doch als Anlage. Soweit würden die Zustände den Menschen leiden. Nun steht aber der Mensch doch nicht etwa neben den Zuständen, sondern ist ein integrierender Teil derselben; er ist „Mit-Zustand". Wenn ihm die Verhältnisse nicht behagen, sucht er Einfluß auf sie zu gewinnen, soweit er kann. Am wirkungsvollsten wird dieser Einfluß sein, wenn die Notwendigkeiten des Geschehens — die Gesetze der Entwicklung klar erkannt worden sind. Dazu bedarf es aber des „fehlfähigen" Menschen, eines Menschen, der in seinem Erkennen, Fühlen und Wollen sich in richtigen, normalen Geleisen bewegt. Sollte nun von allen Wesen der Welt gerade der Mensch bei seiner gesetzmäßigen Entwicklung nicht ebenso sehr von der eigenen Art, wie von den übrigen Zuständen beeinflußt werden? — Jedes Geschöpf trägt sein durch die Gesamtbeziehungen bedingtes Werdegesetz in sich. Das Menschenpaar kann aber bei der Unterhaltung nicht gut emt gedacht werden; so wird des neuen Menschen Werdegesetz in seiner Grundanlage bedingt sein durch die Eigenschaften — und die Art der Beziehungen jenes Doppelwesens, das — seines einheitlichen Lebens Ursprung ist. — Es will mir deshalb sehr wichtig scheinen, wenn zwei „verdichtete Zustände" einen neuen „Zustand" in die Welt bringen, der — ob auch modifiziert durch die individuelle Entwicklung doch an sich schon fördernd oder hemmend auf die allgemeine Harmonie einwirken wird, je nachdem er aus harmonischen oder disharmonischen Verbindungen hervorgegangen ist. Eine der Mit-Ursachen, warum es gar so viele jammervolle Menschen in der Welt giebt, scheint mir die zu sein, daß man den Wirkungswert der Beziehungen von diesem Standpunkte aus nicht genügend erkannt oder berücksichtigt hat.

Wir bedürfen aber nur zu sehr des fehlfähigen Menschen, des — „neuen Kopernikus". Unsere einseitige, wenn auch noch so hohe Entwicklung hat uns eine Reihe von „Teil-Menschen" verschafft, die Großartiges in ihrer Einseitigkeit leisten, das Gesamtwohl aber doch oft nicht entsprechend fördern, weil ihnen das harmonische Sein, das Einheitsbewußtsein fehlt.

Mit König Philipp könnte man oft sagen:

„Jetzt gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht —
Du hast mir viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menschen . . ."

H. Nacken.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Erneuerung der Genfer Uebereinkunft. Ein Vorschlag für die Friedenskonferenz. Von C. E. Hetbig. Dresden, O. Damm. 1899.

Wider Militarismus und Krieg. Beiträge zur Abrüstungsfrage ꝛc. Von Wilhelm Henckel. München, A. Schupp. 1899.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Maiprogramm.

Donnerstag, den 25. Mai, Abends 8¼ Uhr, Ziegelstr. 10/11. Monatssitzung. Vortrag Dr. R. Penzig: „Die gefährdete Kultur Finlands". Diskussion.

Dienstag, den 30. Mai, Abends 8 Uhr, Geselliger Abend im Café Gaertner (Stadtbahnstation Bellevue).

Gäste stets willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte.

Ein Auskunftsbuch
herausgegeben von der
Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
Zweite vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage.

Ueber 600 Seiten gr. 8°.
Kartonirt Preis M. 3,— ; in Leinwand gebunden M. 3,60.

Ausführliche Prospekte stehen zu Diensten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Neuer Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Das Ende des Marxismus
von
Dr. Paul Weisengrün.
Gr.-8°. **Preis Mk. 1,50.**

Die Schrift bes in sozialwissenschaftlichen Fachkreisen nicht unbekannten Autors dürfte in unserer Zeit, wo sich eine Revision des Sozialismus in Theorie und Praxis vorzubereiten beginnt, Fachleute und Laien gleichmäßig interessieren.

= Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. =

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Moderne Philosophen
Porträts und Charakteristiken.
Von
Dr. M. Kronenberg.

Inhalt: I. Hermann Lotze. — II. F. A. Lange. — III. Viktor Cousin. — IV. L. Feuerbach. — V. Max Stirner.

Geh. 4 M. 50 ₰; geb. 5 M. 50 ₰.

Postkarten
mit ethischer Devise,
100 Stück inkl. Porto liefert gegen Einsendung
von **2,70 Mk.** (50 Stück **1,50 Mk.**)
Lithographie-Anstalt Sandmann & Mohn,
Alsm, Hauptwache 20.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschlager, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9885.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 27. Mai 1899. | Nr. 21.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ludwig Büchner. Von J. v. Troll-Borostyáni. — Soziale Ethik. Von Dr. Tschierschky. — Die Macht des Ererbten. Von Dr. J. Reiner. — Ueber den Geist der Renaissance. Von Dr. M. Kronenberg. — Streiflichter: Kindermißhandlungen. Kastengeist.

Ludwig Büchner.

Von Irma von Troll-Borostyáni (Salzburg).

Im Herbste 1855 erschien ein Buch, verfaßt von einem jungen, bis dahin nur in Fachkreisen durch seine Mitarbeiterschaft bei naturwissenschaftlichen Zeitschriften bekannten, an der medizinischen Klinik in Tübingen als Privatdozent und Assistenzarzt wirkenden Autor, das, soweit die deutsche Sprache reicht, in den gebildeten Leserkreisen wie eine Bombe einschlug, in der Presse einen Sturm begeisternder Kritiken und geharnischter Verteidigungsschriften hervorrief und den Ruhm des Verfassers wie eine leuchtende Rakete aufsteigen ließ.

Dieses Buch ist die weltberühmt gewordene, in alle Kultursprachen übersetzte Schrift: „Kraft und Stoff" von Dr. Ludwig Büchner, der — wie er selbst erzählt — angeregt von der Lektüre von Moleschott's „Kreislauf des Lebens", sowie von der 1854 in Tübingen veranstalteten Versammlung deutscher Naturforscher, über welche er für den „Staatsanzeiger für Württemberg" die Berichte schrieb, in diesem Werke den Versuch unternahm, die bisherige theologisch-philosophische Weltanschauung auf Grund moderner Naturerkenntnis umzugestalten.

Dieses Buch war eine soziale That, indem der Mann, der es geschrieben, den Mut und die Kraft bewies, veraltete Ueberlieferungen in Trümmer zu schlagen und auf deren Trümmern eine neue, monistische Weltanschauung aufzubauen, wodurch er auf die geistige Entwicklung seiner Zeit einen mächtigen Einfluß übte und zahllosen in Zweifeln und Schwanken befangenen Geistern ein Führer wurde auf dem Wege zu besserer, von philosophischen und theologischen Irrungen befreiter Erkenntnis.

Für den Autor hatte dieses Unternehmen die persönlich unangenehme Folge, daß er seinen Lehrstuhl in Tübingen aufgeben und in die Heimat — Darmstadt — zurückkehren mußte, wo er seine frühere Thätigkeit als praktischer Arzt wieder aufnahm.

Aber weder die Entziehung seines Lehramtes noch die heftigsten, oft mit sehr unedlen Waffen geführten Anfeindungen, die ihm neben enthusiastischen Huldigungen zu teil wurden, vermochten ihn zu bewegen, den mit jener Erstlingsschrift eingeschlagenen Weg zu verlassen, durch Popularisierung der bis dahin nur in streng wissenschaftlich gehaltenen und daher nur einem beschränkten Kreise von Lesern verständlichen Werken niedergelegten Ergebnisse der Naturerforschung für die breiten Volksschichten aufklärend zu wirken.

Vor einigen Tagen ist dieser Geist erloschen. Während der Deutsche Freidenkerbund sich zu der für die ersten Tage Juni in Mannheim anberaumten XVII. Hauptversammlung vorbereitet, ist der Präsident des Bundes, Ludwig Büchner, der für diesen Kongreß einen Vortrag „der Glaube des Freidenkers" angemeldet hatte, in der Nacht zum 1. Mai, einen Monat nachdem ihm aus Anlaß seines 75. Geburtstages die lebhaftesten Ehrenbezeugungen dargebracht worden waren, nach kurzer, so rasch verlaufender Krankheit; daß keine Nachricht über dieselbe in die Presse gelangte, sanft entschlafen.

In ungebrochener geistiger Rüstigkeit ist er dahingegangen. Sein letztes, erst kürzlich erschienenes Werk: „Am Sterbelager des Jahrhunderts", in dem er die Summe der im scheidenden Jahrhundert durch den Menschengeist erbrachten Leistungen zieht, giebt Zeugnis von der ungeschmälerten Geistesfrische des Autors, der dieses Säkulum selbst zu drei Vierteln durchlebt hatte. Wie alle andern Schriften Büchners zeichnet sich auch diese durch lichtvolle Klarheit der Sprache und die ihm vorzugsweise eigene Gabe aus, die den Nicht-Gelehrten verwirrende Fülle wissenschaftlicher Forschungsresultate zu allgemein verständlicher Darstellung zu bringen. War er in seinen früheren Schriften bestrebt, an der Hand der Naturwissenschaften über die tiefsten Welträtsel Licht zu verbreiten, so trat er in diesem seinem letzten Werke auch an die brennendsten Zeitfragen heran, um sie von naturphilosophischen Gesichtspunkten zu beleuchten und zu deuten.

Aber trotz des beispiellosen Effektes seines ersten Buches, das in der geistigen Welt eine Bewegung hervorrief, wie es einem geschriebenen Worte in Jahrhunderten nicht beschieden ist, und trotz der mit unerschütterlicher Energie fortgeführten rednerischen und schriftstellerischen Thätigkeit dieses unermüdlichen Kämpfers für Aufklärung, ist Büchners Name und Wirken den breiten Gesellschaftsschichten in den letzten Dezennien allmählich fremder geworden.

Seine Hauptwerke erfordern immer neue Auflagen und in freidenkerischen Kreisen steht sein Wirken und Schaffen in ungeschmälertem Ansehen. Aber er stand schon lange nicht mehr im Mittelpunkte der modernen geistigen Bewegung, der Kampf für und wider die von ihm propagierten Ideen hat längst ausgetobt.

Nun könnte man meinen, daß der Streit zum Schweigen gekommen sei, weil die eine oder die andere der gegnerischen Parteien den Sieg errungen habe.

Digitized by Google

Aber diese Annahme wäre sehr irrig.

Ist etwa die Entwicklungslehre und sind die aus ihr sich ergebenden großen Wahrheiten, deren gemeinfaßliche Darstellung in Wort und Schrift Büchner sich als Lebensaufgabe gestellt, so zum Gemeingut seiner Zeitgenossen, zum Leitstern ihrer Lebens- und Weltanschauung geworden, daß sie des diese Lehre unermüdlich verkündenden Apostels nicht mehr bedürfen? Oder sind diese zu den von ihm bekämpften Irrtümern wieder zurückgekehrt und verstopfen sich das Ohr gegen seine Propaganda, um in stillem Behagen urteilsloser Geistesdämmerung nicht gestört zu werden?

Nicht das Eine und nicht das andere ist der Fall. Der Grund der scheinbaren Ruhe, die dem heftigen Streite der einander befehdenden Denkrichtungen gefolgt ist, liegt anderswo. Er liegt in der wachsenden allgemeinen Gleichgültigkeit gegen die philosophische Weltanschauung des Einzelnen. Die Philosophie mußte der Sozialpolitik weichen; an die Stelle des mächtig geteigerten Interesses an jener ist das Interesse für das sozialökonomische Problem getreten; die volkswirtschaftliche Frage in allen ihren Verzweigungen ist es heute, welche alle denkenden Geister und fühlenden Herzen am tiefsten aufwühlt. Und in der Stellung, welche Büchner der die Achse unserer heutigen geistigen Bewegung bildenden großen sozialen Frage gegenüber markirte, ist die Hauptursache der Entfremdung zu suchen, die zwischen diesem edlen Kämpfer für Aufklärung und den großen Massen der gegenwärtigen Geschlechter allmählich Platz griff. Denn für diesen den zukünftigen Gesellschaftsbau in Frage stellenden Gährungsprozeß, der im Schoß unserer Kulturwelt quillt und brodelt, hatte Büchner kein volles Verständnis und war festen Glaubens, daß er auf dem Wege der humanisirenden geistigen Entwicklung der Volksmassen zu befriedigender Lösung geführt werden könne. Aus diesem Mißverständnis des volkswirtschaftlichen Problems erklärt sich auch Büchners wiederholt in schärfsten Ausdrücken gekennzeichnete Verurteilung und Mißdeutung der sozialdemokratischen Bewegung.

Ein Schlüssel zu dieser mangelhaften Erkenntnis der ungeheuren Bedeutung der sozialen Frage ist um so schwerer zu finden, als Büchner bei vielen anderen von ihm mit großen Scharfblick verfolgten Erscheinungen des Lebens, so weit er sie in den Kreis seiner Betrachtung zog, gewohnt war, sie in ihren Quellen zu erforschen, und als dieser makellose, kristallklare Charakter, alle opportunistische Schmiegsamkeit und Leisetreterei verschmähend, allzeit unerschrocken für Bekennung der von ihm erkannten Wahrheit und Verteidigung des Rechtes eintrat. So war er auch ein energischer Anwalt der Frauenrechte und Schreiberin dieser Zeilen ist im Besitze mancher Briefe, worin er sie in warmen Worten ermuntert, in dem „edlen Kampfe für Erhebung der Frau aus ihrer gedrückten sozialen und politischen Stellung gegenüber dem Manne nicht zu erlahmen." Aber so sympathisch er sich der Frauenbewegung gegenüberstellte, ebenso schroff verurteilte er die auf Neugestaltung der volkswirtschaftlichen Ordnung abzielende logische Bewegung. Und da vor allem diese es ist, deren Entwicklung die Geister aller Wissenden und Denkenden mit Angst und Sorge, mit Hoffen und Sehnsucht lauschen, so mußte für den einst lebhaften Interpreten der bannlösenden wissenschaftlichen Lehren die Begeisterung der von den Strömungen modernen Zeitbewußtseins ergriffenen neuen Generationen, mit denen er eine innige Fühlung verloren hatte, schwinden.*)

Ein anderer Grund liegt in dem gegenwärtig im geistigen Leben der Völker zu Tage tretenden seltsamen Zwiespalt, daß während die in die tiefsten Mysterien der Natur eindringende Wissenschaft einen Sieg an den andern reiht, gleichzeitig die stärkste Reaktion gegen die aus diesen Errungenschaften sich ergebenden praktischen Konsequenzen sich erhebt, in deren Folge die aus den wissenschaftlichen Resultaten gezogenen philosophischen Ueberzeugungen immer mehr zum Besitztum einer exklusiven geistigen Elite werden, die es für überflüssig hält, daß die Erkenntnis dieser Wahrheiten in die Massen dringe, während andere ausgedehnte Volkskreise sich an die alten Traditionen fängen, welchen von der vor den geisterbefreienden Wirkungen der Wissenschaft zitternden Rückwärtsbewegung immer neue Stützen geliehen werden. So ist es durchaus natürlich, daß die Zahl jener, die dem Populisator der natürlichen Weltanschauung ob seines die Resultate der vorschreitenden Naturerforschung auch den Durchschnittsgebildeten zugänglich machenden Wirkens treue Verehrung wahrten, merklich geschmolzen ist.

Aber wenn eine den fieberhaften Irrungen und Wirrungen unserer von Zweifeln und Unklarheiten zerrissenen Zeit entronnene Zukunft Büchners Hoffnung erfüllt, daß „die so notwendige Vermählung von Wissenschaft und Leben das Zeichen sein werde, unter welchem das kommende Jahrhundert leben und siegen wird," — dann wird die Nachwelt dem sichtspendenden Wirken des tapferen Mannes, dessen einziges Lebensziel es war, die Menschheit auf dem Wege der Befreiung von dümatrischen Vorstellungen, welche sie durch Jahrtausende in geistiger Gebundenheit gefangen hielten, der Erkenntnis ihres Wesens und ihrer wahren Bestimmung zuzuführen, eine dankbare Erinnerung weihen. Denn unter allen, die da gelebt und geschaffen, war er der Besten Einer.

*) In letzter Stunde — sein kleines Libell „Die soziale Frage" ist gleichzeitig mit der Todesnachricht herausgekommen (Verlag von H. Walther) — hat Büchner noch seine Stellung geändert. Er tritt hier für Staatssozialismus, Bodenreform und Beseitigung des Erbrechts ein. — Uebrigens sehen wir den Grund für den Mangel an dauernder Wirkung Büchners vor Allem in der einseitigen, der Gerechtigkeit oft ermangelnden Kampfesstellung des radikalen Aufklärers gegen alle religiösen und metaphysischen Idealvorstellungen.

Die Red.

Soziale Ethik.

Von Dr. Tschierschky (Breslau).

„Die Sittlichkeitsfrage schließt auch ernste Aufgaben der Gesellschaft in sich; Aufgaben des Schutzes und der Erziehung. Des Schutzes und der Erziehung der Jugend; des Schutzes der Frauen; des Schutzes aller derer, die nicht selbst sich zu schützen vermögen. Niemand wird aber sagen, daß hier die Gesellschaft genug thue. Ziemlich sorglos scheint sie es geschehen zu lassen, daß Frauen versinken, die Jugend vergiftet wird, Männer entarten und die Entartung von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt und steigert. Hier vor allem darf man fragen: Was bedeutet äußerer Glanz eines Staatswesens bei solcher innerer Verderbnis? Man verurteilt vielleicht, stößt aus, wirft weg, ruft wohl auch nach Strafgesetzen. Aber wichtiger wäre das Ketten, und die Sorge, daß den inneren und äußeren Bedingungen des Uebels gesteuert werde." — So Lipps in seinem soeben erschienenen Buche über die ethischen Grundfragen.*)

Er ist nun keineswegs neu, dieser Mahnruf an die Gesellschaft, ihren sittlichen Grundlagen wiederum etwas mehr Bedeutung und Aufmerksamkeit beizulegen.

Erst jüngsthin haben konservative und klerikale Abgeordnete in der preußischen Kammer anläßlich der Debatte über die Landarbeiterfrage Webeschreie ausgestoßen über die Verrohung, die Zügellosigkeit der — Arbeiter-Jugend. Aber welch ein Unterschied zwischen jenem und diesen!

Wenn je der von Lipps gegebene Endzweck des sittlichen Organismus, ist est der Gesellschaft, in der „Verwirklichung der sittlichen Persönlichkeit" liegt, und daß diese sittliche Persönlichkeit dann gegeben ist, wenn das „sittlich Gute" sich frei in derselben ausleben kann,

*) Hamburg und Leipzig. Leopold Voß. 1899. 5 Mk.

Digitized by Google

dann dürften jene mit ihrer Bevormundung und Unterjochung, mit ihrer Beschränkung der ohnehin notdürftigen Bildung keinesfalls vor dem hehren Forum der sozialen Ethik bestehen können.

Dann war der Standpunkt, von dem jene ausgingen, die satte Tugend und zahlungsfähige Moral, die Moral des Mammonismus, von der schon Thomas Carlyle predigte, daß sie übel rieche.

Andererseits müssen wir freilich auch jenen gerecht zu werden suchen, indem wir darauf aufmerksam machen, daß es sich für sie allerdings um sehr „materielle" Verhältnisse, um einen wichtigen Faktor ihrer wirtschaftlichen Existenz handelte, und daß hierbei Glacéhandschuhpolitik niemals üblich war.

Damit kann aber weder das ethische Ideal — so sehr es eben auch stets Ideal bleiben wird — entthront werden, noch auch ist es damit gerechtfertigt, mein nun seine materiellen Wünsche mit dem Mäntelchen sozial-ethischer Pseudogesinnung zu verbrämen trachtet.

Der Ethiker wird die Schwierigkeit, welche sich beim Individuum wie im Rahmen der Gesellschaft allemal erhebt, sobald der Dualismus zwischen Geist und Materie, Ideellem und Materiellem in Aktion tritt, nicht verkennen.

Und wenn gerade in jüngster Zeit gegenüber der „ethisierenden" Volkswirtschaftslehre, dem sog. Katheder-sozialismus, die Forderung des eignen, von jeder Ethik unabhängigen wirtschaftspolitischen Ideals im Sinne der höchsten Produktivität (Sombart) aufgestellt wurde, so wird sich nichts dagegen einwenden lassen, daß die Volkswirtschaftslehre sich ihr eignes Ideal sucht.

Gegenüber dem *absoluten* Ideal der Ethik, welches der Gattung und dem Individuum „Mensch" die letzten Ziele seiner Erdenlaufbahn vorzuschreiben hat, gegenüber diesem kann aber das (materielle) wirtschaftliche Ideal nur *relative* Geltung haben: die sittliche Persönlichkeit ist im Laufe der Entwicklung als Ideal keiner Wandlung unterworfen, wohl aber das wirtschaftliche Ideal; es hat erlitten und erleidet Wandlungen im Laufe der Entwicklung. Es ist wohl selbstredend, daß auch der Soziologe, vom ethischen Standpunkte ausgehend, die materiellen Fesseln anerkennen wird, welche durch die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Menschen gegeben sind.

„Menschen" — sagt darum auch Lipps — „können nicht irgendwie leben, also auch nicht als Persönlichkeiten von irgendwelcher geistigen und sittlichen Höhe leben, wenn sie nicht zunächst überhaupt *leben* .... Menschen sollen auch als *Menschen* leben. Und dazu ist allerlei erforderlich; z. B. daß Menschen auf eigne Füße sich stellen können, daß sie einen Besitz erwerben, in dem sie Herren sind; daß nicht in der Arbeit der Hände ihre ganze Kraft und Zeit sich verzehrt, sondern jedem ein wohlgemessen Teil von Kraft und Zeit bleibt, sich auf sich selbst zu besinnen, im Kreise der Seinen zu leben, sich zu belehren und zu erfreuen. Anteil zu nehmen an öffentlichen Interessen, ein freies Wort mitzureden in Angelegenheiten der Gemeinde und des Staates, kurz als Menschen, also als sittlicher Selbstzweck, und als Glieder der Menschheit, nicht als Arbeitssklaven sich zu bethätigen und zu fühlen!"

Damit hätten wir ein sozialpolitisches Programm vor uns ausgebreitet, und zwar ein solches, das als Verwirklichung des ethischen Ideals Allgemeingültigkeit beanspruchen darf.

Und wie steht es mit der praktischen Verwirklichung dieses sozial-ethischen Programmes, ja wie steht es mit dem Wollen und der Ueberzeugung an einer Realisierung desselben?

Statt aller Antwort verweisen wir auf die leider nur zu berechtigten Klagen, welche eines der in dieser Hinsicht führenden Blätter, die „Soziale Praxis" seit geraumer Zeit anstimmt.

Es ist hier nicht der Ort, des genaueren auf das Zerrbild einzugehen, zu welchem ein unglücklicherweise an Zahl und Macht nicht geringer Teil der deutschen Unternehmerschaft die Sozialreform ummodeln möchte.

Begreiflich und berechtigt aber ist es, wenn der Ethiker Lipps schreibt: „Wie viel bleibt hier der Gesellschaft, und vor allem denjenigen, die durch ihre Lebensstellung unmittelbar darauf hingewiesen sind, also den Arbeitgebern (!) und den Regierenden zu thun übrig. Wie viel wird hier thatsächlich herabgämmt."

Kraft welcher Titel etwa können sich die Besitzenden, die Unternehmer auf den Standpunkt stellen, als hätten sie bereits reichlich genug gethan, um die Lage des (besitzlosen) Lohnproletariats zu heben um die „soziale" Kluft zwischen jenen und ihnen zu überbrücken, jene Kluft, aus der fortwährend der Brodem ätzender, verzehrender Unzufriedenheit emporquillt. Etwa kraft des *Besitztitels*?

Hören wir Lipps; er wirft bezeichnenderweise die Frage auf: „ob es sittlhaltige Gründe giebt, aus denen folgt, daß wirklich der *sittliche* Bestand der Gesellschaft nur auf dem Boden dieser jetzt bestehenden, an sich zweifellos unsittlichen Besitz- und Eigentumsordnung möglich ist, ob nicht vielleicht bei jener erhaben klingenden Wendung mit dem „sittlichen Bestande der Gesellschaft" etwas ganz anderes gemeint sei, nämlich der Fortbestand der unsittlichen Freiheit Einiger, nur für sich und auf Kosten anderer gewisse Genüsse höherer und niedrigerer Art zu beanspruchen." Und er fragt weiter: „. . . wann *habe* ich ein sittliches Recht auf meinen Besitz? . . Lediglich wenn ich desselben *sittlich würdig* bin", denn . . „die Güter der Erde gehören nach Auslage des sittlichen Bewußtseins oder, religiös gesprochen, nach dem heiligen Willen Gottes — nicht denjenigen, denen sie der Zufall in den Schoß geworfen hat, oder denjenigen, welche die weltliche Gewalt im Besitze derselben schützt . . . sondern sie gehören den Menschen, die die Erde bewohnen." . . . . „Sie gehören also den Einzelnen . . . gehören, in dem Maße und nur in dem Maße, als in ihnen ein Sittliches frei sich ausleben kann, und andererseits in dem Maße, als die Güter in ihrer Hand dazu dienen können, das Gute in der Welt zu schaffen."

Der Arbeitsvertrag darum, der nur auf dem Prinzip der Barzahlung beruht, wurde schon vor einem halben Jahrhundert von Carlyle in Grund und Boden verdammt. An seine Stelle muß der *sittliche Arbeitsvertrag* treten, welcher, nach Lipps, darin besteht, daß ich auch denjenigen, der mir niedrigste Arbeit leistet, „als Menschen" achte, „als einen solchen, der ebenso wie ich, das Gute zunächst *in sich selbst* verwirklichen soll, als eine Persönlichkeit, die, wie ich, zur sittlichen Freiheit berufen ist."

Besteht aber nun nicht ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen dem hier postulierten „sittlichen Arbeitsvertrage" und jenen Anschauungen, wie sie in der erwähnten Landarbeiterdebatte zu Tage getreten?!

Ein weiterer Titel, auf welchen sich diese sozialen, um nicht zu sagen antisozialen Politiker so gerne stützen, ist die *soziale Stellung*. Gewiß! Die Notwendigkeit einer sozialen Schichtung der menschlichen Gesellschaft und hieraus folgend die soziale Differenzierung ist eine unabänderliche Thatsache, ja sie ist eine der Fundamentalthatsachen, an denen auch der sozialistische Gleichheitsgedanke, der Gedanke einer Nivellierung des Menschengeschlechtes im Rahmen einer sozialen (oder auch, was ja dasselbe bedeutet „nationalen") Gemeinschaft unabänderlich zu scheitern verdammt ist.

Absolut aber ist diese soziale Schichtung nicht im Sinne eines historisch Gewordenen; historische Rechte einer Klasse, auf den obersten Sprossen der sozialen Stufenleiter

Digitized by Google

zu stehen und zu bleiben sind notwendigerweise immer nur relativ, hat doch der Kehrbesen der Weltgeschichte diese Relativität nur zu oft schon bewiesen. Absolut kann diese soziale Differenzierung nur in dem erhabenen ethischen Sinne sein, welchen ihr Platon — freilich auch nicht umfassend — in seinem Staatsideal gegeben hat: die Schichtung entsprechend der Abstufung der ethischen Persönlichkeiten; der „Persönlichkeitswert", die sittliche Größe soll entscheidend über die soziale Stellung sein.

„Männer wir überall denjenigen die höchste soziale Stellung ein, denen sie von Rechtswegen gebührt?" fragt darum auch der Verfasser des vorliegenden Werkes, und er entgegnet mit der ganzen Schärfe bitterer Wahrheit: „Die Antwort muß lauten, daß vielfach genau das Umgekehrte der Fall ist. Wir sehen die höchste soziale Stellung von solchen beansprucht und solchen gewährt, die Parasiten sind am Körper des Volkes, die keine Pflichten übernehmen, sondern nur genießen wollen, von denen darum ein schon einmal zitiertes Wort gilt: Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Und wir sehen den eigentlichen Adel der Menschheit, diejenigen, die sittlich tüchtig für das sittliche Wohl Anderer sich opfern, gering geachtet." . . .

Und deshalb fordert er auch in Uebereinstimmung mit seinem großen Vorgänger aus dem Altertum, daß: „das letzte Ziel aller Staatsordnung . . . die volle sittliche Rechtsordnung sei) . . . In ihm . . . sind alle Güter verteilt unter dem Gesichtspunkte des sittlichen Wertes der Persönlichkeiten und der möglichsten Verwirklichung des Guten in der Welt . . . Auch unsere Staatsverfassungen haben keine höhere Aufgabe, als die, die Bedingungen herbeizuführen, unter denen nicht mehr sie, sondern sittlich höhere Formen sittlich zweckmäßig sind . . . . Die höchste Staatsform ist — gewiß nicht unsere erbliche Monarchie; aber ebensowenig irgend eine alles gleichmachende Demokratie; sondern jene alles umfassende ethische Aristokratie des vollendeten sittlichen Organismus . . . ein Reich Gottes auf Erden."

„Dies ist . . . . ein Ideal. Und ich streite nicht dagegen, wenn man sagt, es sei ein in alle Ewigkeit unerreichbares Ideal . . . aber, das sittliche Endziel bleibt sittliches Endziel. . . ."

„Kein Volk hat das Recht, sich sittlich zu grunde richten zu lassen Und wehe dem Volk, das nicht die sittliche Kraft hat, jene Pflicht (id est der sittlichen Notwehr), wenn sie Pflicht ist, zu erfüllen."

Leider nur entscheidet über dieses „Wenn" in der Praxis wiederum nicht nur, ja vielleicht erst am letzten Ende das ethische Ideal, sondern vielmehr die reale Politik.

Wir denken hierbei vor allem daran, daß auch die Politik ihr richtunggebendes — wenn auch keineswegs wie das ethische ein absolutes — Ideal hat: die Größe der nationalen Individualität im Rahmen der Völker.

Dieses realpolitische und das ethische Ideal pflegen in mancherlei Beziehungen fast ständig zu kollidieren.

Schon aus dem Grunde, weil ja auch hier wieder der schon oben beregte Dualismus zwischen Ideellem und Materiellem in volle Aktion tritt. Die materiellen Verhältnisse aber bauen sich im Rahmen unserer bestehenden Gesellschaftsordnung stets auf sozialer Klassenschichtung auf.

So ist es nur zu natürlich, wenn häufig statt der stets notwendigen Korrektur des politischen durch das ethisch-soziale Ideal im vorgetragenen Sinne, wenn statt dessen unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe thatsächlich nur einseitige Klassenpolitik getrieben wird.

Dieser Hurra- und Pfendopatriotismus verdient deshalb auch in vollstem Maße der ethische Verwerfung, welche ihm bei Lipps in folgendem zu Teil wird: „Vaterlandsliebe, Begeisterung für die Größe, die Ehre, die Freiheit des Vaterlandes ist eine hohle Schwärmerei, ein sich Berauschen in einem Begriff, einem Wort, einem unklaren Gedanken, oder sie ist etwas Schlimmeres, nämlich Heuchelei, wenn uns nicht zunächst die Größe, die Ehre, die Freiheit unser selbst und der Menschen in unserer nächsten Umgebung am Herzen liegt." —

Wir müssen uns nun mit den angeführten Zitaten begnügen und es dem Leser anheim stellen, sich durch eigne Lektüre des ausgezeichnet klar geschriebenen Werkes die Goldkörner wahrhaft ethischer Gesinnung zu sammeln. Hervorgehoben sei noch die konsequente Durchführung des sittlichen Gedankens auch bei solchen modernen Fragen, wo uns gemeinhin noch die Befangenheit in der Altväter Sitte von der Kühnheit solcher Schlußfolgerungen zurückhält.

Dies würde besonders von Lipps' Stellungnahme zur Frauenfrage gelten; hier fordert er nämlich, weit über die Vorkämpfer für die Frauenemanzipation hinausgehend, nicht nur die Freiheit der Frau im Berufsleben, sondern auch die Teilnahme des weiblichen Geschlechtes an der politischen Arbeit, an den politischen Rechten. „Aber in der Vertretung eines Volks oder Volksteiles sollen alle Interessen vertreten sein; also auch die besonderen Interessen der Frau. . . Und es giebt hier Dinge, für welche Sinn und Auge der Frau empfänglicher und offener ist, Verhältnisse, in denen die Frau, eben als Frau, tiefer zu sehen und klarer zu urteilen vermag." . . .

„Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt kein anderes Unrecht, als den Widerspruch."

Die Macht des Ererbten.

Von Dr. Julius Reiner (Hatenfee).

Wenn wir unser gesamtes geistiges Leben einer genauen Prüfung unterwerfen, so finden wir, daß es gleich dem körperlichen mit der Vergangenheit eng verknüpft ist. Wir bilden in jeder Hinsicht ein Glied einer Kette, deren Anfang weit hinter uns liegt. Unsere Gebräuche und Sitten, unsere Gefühle und Neigungen, unsere ethischen und ästhetischen Grundsätze, unsere Anschauungen und wissenschaftlichen Ergebnisse — sie alle sind die Erzeugnisse einer Jahrtausende lang dauernden Entwicklung.

Man mag noch so viel von der menschlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit sprechen, — wir sind und bleiben doch die Sklaven unserer Ahnen. Sie liegen zwar längst in der Gruft, ihr Gebein ist morsch, aber ihre Werke leben und ihr Geist hält den unsrigen mit tausend Fesseln gefangen.

Die Erbschaft, die wir von der Vergangenheit übernehmen, ist nicht immer segenbringend. Wir erben oft mit sehr viel Nützlichem auch sehr viel Schädliches. Wir behalten aber Beides, und es vergeht eine geraume Zeit, bis wir einsehen lernen, daß so Manches, was unseren Vätern zum Heile gereichte, für uns überflüssig, ja oft schädlich ist. Denn Einrichtungen und Ansichten besitzen die Tendenz, sich zu behaupten, wenn auch ihre Richtigkeit nicht mehr anerkannt werden kann; und wenn auch unser Verstand für derartig überkommene Einrichtungen und Vorstellungen keinen genügenden Grund mehr findet, so nimmt sich das Gefühl ihrer an, konserviert sie, versieht sie mit einer neuen Etiquette und schmuggelt sie auf diese Weise in unser Leben ein.

Dieses Schauspiel der Konservierung wiederholt sich auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Schaffens.

Aber die Macht des Ererbten, wenn auch sehr groß, ist trotzdem beschränkt. Die Zeitverhältnisse ändern sich, das Leben verlangt nach neuen Formen, denn in die alten läßt sich nicht mehr Alles einfügen, sie sind zu eng geworden. Es entsteht ein schroffer Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und der Kampf ist unvermeidlich. Die Gegensätze, die zum Kampfe Anlaß geben, sie sind überall vorhanden, im öffentlichen Leben als auch in der Familie,

Digitized by Google

in der Moral sowohl als in der Politik, in der Kunst wie in der Wissenschaft. Der Streit, der nun beginnt, ist nicht immer ein Idealstreit, es sind sehr oft ganz reale Interessen, die sich gegenseitig bekämpfen, denn gewissen Schichten gebietet ihr Interesse, auf dem Standpunkte der Vergangenheit zu beharren, während für Andere der Vorteil im Verfechten neuzeitlicher, fortschrittlicher Ideen liegt.

Jede Neuerung, jeden Fortschritt hat mit dem gedankenlosen Unglauben Derjenigen zu kämpfen, welche das Neue für gleichbedeutend mit dem Falschen hatten, und mit der hartnäckigen Gläubigkeit Derjenigen, die jede neue Ansicht auf ihr Verhältnis zur Ueberlieferung prüfen. Die Geschichte der Wissenschaften liefert ein reiches Material zur Unterstützung dieser Behauptung. Wir verweisen nur auf Kopernikus' Entdeckung des heliozentrischen Standpunktes. Sein Werk „De orbium coelestium revolutionibus“ 1543 wurde auf den Index gesetzt, weil es „jene falsche, der heiligen Schrift völlig widersprechende pythagoräische Lehre verteidigt.“ Das war der einzige Grund, weshalb Kopernikus' Lehre verdammt und Giordano Bruno verbrannt wurde.

Man könnte noch viele Beispiele anführen, die beweisen, daß die Vergangenheit, die Tradition mit ihren Glaubens- und Lehrsätzen, der Entwicklung, dem Fortschritte hindernlich ist. Mit ihrem toten Gerippe hält die Vergangenheit die Gegenwart gefangen und übt einen nachteiligen Einfluß auf dieselbe. Mit tausend unsichtbaren Fäden hält sie uns umsponnen und jeder Faden hemmt den Fortschritt. Nicht nur das Individuum, sondern auch ein ganzes Volk, ja zuweilen die ganze Welt steht unter dem Einflusse der ererbten Vorstellungen. Viele von diesen Vorstellungen wurden uns beigebracht, viele wieder haben wir unbewußt in uns aufgenommen, alle aber entstanden durch das Einwirken der Außenwelt auf uns. Und je weiter derartige Vorstellungen in die Vergangenheit zurückreichen, desto größer ihr Einfluß und desto schwerer sich von denselben loszusagen, denn sie sind bereits durch das Alter heilig geworden. Wir heben von vielen Beispielen folgendes hervor.

Man findet bei fast allen Naturvölkern den Glauben an Hexen- und Zauberwesen verbreitet. Auf einer höheren Stufe der Zivilisation wird dieser Aberglaube schwächer, aber er bleibt noch immer bestehen. In Griechenland und in Rom war dieser Aberglaube allgemein. Die Decemviren erließen ein Gesetz, welches Zauberer zum Tode verurteilte, ein ähnliches Gesetz wurde noch früher in Griechenland gegeben und die Bibel weist es auch auf. Die Philosophie Platos vermehrte noch diesen Aberglauben und im Mittelalter finden wir ihn in ganz Europa. Wie einst an das Vorhandensein der Hexen geglaubt wurde, geht aus einer Bulle des Papstes Innocenz VIII. hervor. Aehnliche Bullen erließen Julius II. und Adrian 1523. Selbst der aufgeklärte Luther, der so viel vom mittelalterlichen Aberglauben abgestreift hatte, glaubte an Hexen und sagte: „Ich habe kein Mitleid mit Hexen, ich will sie alle verbrannt sehen“ (Colloquia de fascinationibus). Bekannt ist, daß er im Kloster zu Wittenberg hörte, wie der Teufel herumspukte, und der schwarze Fleck auf der Wartburg bezeichnet noch jetzt die Stelle, wo er dem Teufel ein Tintenfaß nachwarf.

Wenn die Thorheiten der Vergangenheit von den weisesten Männern ihrer Zeit geteilt wurden, so darf es uns nicht wundern, daß der Volksglaube auf viele Einzelheiten des Aberglaubens einging; es entstand ein ganzes System des Hexenglaubens — die Dämonologie, die uns heute als die größte Ungeheuerlichkeit erscheint. Daß ein altes Weib die größten Entfernungen in einigen Minuten auf einem Besenstiel reitend zurücklegen, oder auf einem Ziegenbock dahinfahren könne, soll oft vorgekommen und durch Zeugen bekräftigt worden sein.

Die Gedankenrichtung einer Zeit wird mehr oder weniger von dem, was man in der Chemie das Gesetz der Wahlverwandtschaft nennt, beherrscht. Die vorherrschende Leidenschaft eines Menschen oder eines Volkes giebt dem ganzen Zuge des Denkens die Richtung und Färbung, so daß bei einem jeden Gegenstande; der untersucht wird, das Individuum sowohl als das ganze Volk sich instinktiv derjenigen Stelle zuwendet, welche am meisten mit den eigenen Neigungen und Wünschen übereinstimmt.

Diese Denkungsweise, von der sich zu emanzipieren nur äußerst Wenigen gelingt, erklärt uns auch die Thatsache, daß Männer wie Luther und Johann Bodin, die von der Nachwelt als selbständige Geister gepriesen werden, an Hexen und Teufel glaubten. Bodins Werk „Démonomanie des sorciers“ ist von größter Wichtigkeit für die Kulturgeschichte jener Zeit; er weist darin nach, daß die Gesetze aller Völker die Existenz des Hexenwesens bezeugen, auch die vielen Verhandlungen der Päpste und die Ketzergerichte legen Zeugnis dafür ab.

Für uns sind sämtliche Beweise, die für die Existenz der Hexen und Teufel angeführt wurden, hinfällig; wir besitzen mehr kritischen Sinn und entdecken neben den psychologischen Faktoren auch viele Elemente des Betruges und der Selbsttäuschung, die bei den gerichtlichen Untersuchungen der Hexen- und Zauberprozesse ineinander griffen. Wie oft versuchte ein Mann durch das Hexengericht das Band der Ehe zu lösen, und sehr viele Frauen mußten deshalb unschuldig auf dem Scheiterhaufen enden. Auch so mancher Verbrecher entkam seiner Strafe, indem er gegen seinen Kläger einen Hexenprozeß einleitete. Die Kirche unterstützte dieses Verfahren, denn die Güter des der Hexerei Ueberführten wurden von ihr eingezogen.

Die Zeugenaussagen und gerichtlichen Untersuchungen sind für uns nicht nur in Sachen der Hexenprozesse, sondern auch in sittlicher Beziehung von höchster Bedeutung. Wir sehen hier klar, wie die Erkenntnis mit der Sittlichkeit eng verbunden ist und wie von der Ersten die Letztere abhängt. Diese Zeugenaussagen und gerichtlichen Untersuchungen sind für uns ferner ein wertvoller Schlüssel zu den Gesetzen der geistigen Entwicklung und erklären uns die merkwürdige Erscheinung, wie Ideen aus dem primitivsten Aberglauben entstehend, sich entwickeln, immer mehr an Inhalt gewinnen, die aufgeklärtesten Geister der Zeit beherrschen und einer ganzen Epoche ihre Färbung verleihen.

Der erste kräftige Ansturm gegen diesen Aberglauben, der Tausende von Menschenleben gefordert, ging von Montaigne 1533—1592 aus. Montaigne war kein großer, aber ein kritischer Geist. Bei der Bekandlung des Hexenglaubens sagt er: „es hieße doch einen allzu großen Wert auf unsere eigenen Ansichten legen, wollten wir die Menschen um ihretwillen lebendig braten. Mögen wir auch nicht im Stande sein, eine Erklärung für manche Angaben über den genannten Gegenstand zu finden, so müssen wir doch in Erwägung ziehen, daß eine Sinnestäuschung viel wahrscheinlicher ist, als das Reiten eines alten Weibes auf einem Besenstiel zum Schornstein hinaus.“

Nur allmählich nahmen die Hexenverfolgungen ab. In Spanien wurde noch im Jahre 1780 ein der Hexerei Beschuldigter verbrannt. Gegenwärtig ist der Hexenglaube gleich vielen anderen Erbstücken der Vergangenheit verschwunden, aber die Austreibungsformeln blieben bis auf den heutigen Tag im römisch-katholischen Ritual noch bestehen.

Die Geschichte der Wissenschaften, der Moral, der Religionen und des sozialen Lebens bietet uns sehr viele Beispiele, die genügend beweisen, wie die aus der Vergangenheit ererbten Ideen und Einrichtungen durch ihre Beharrlichkeit spätere Zeiten ungünstig beeinflussen und den Gang der Entwicklung vielfach hemmen. Jeder Fortschritt muß gegen die Vergangenheit ankämpfen, nur äußerst selten

Digitized by Google

läßt er sich mit derselben versöhnen. In der Natur des Fortschrittes liegt schon die Notwendigkeit eines Kampfes, des Kampfes zwischen dem kurzsichtigen Dogmatismus einerseits und dem voreiligen hyperkritischen Aburteilen andrerseits.

Aber nicht nur die Kirche, auch die gelehrten Körperschaften, die offiziellen Vertreter und Förderer des wissenschaftlichen Fortschrittes, sieht man mehrfach am leidenschaftlichsten dem Aufkommen neuer Ideen sich widersetzen. Als man in England die künstliche Pflanzenbefeuchtung einführte, protestierte die Londoner Gartenbaugesellschaft gegen dieses Verfahren, weil es gegen die Natur und Sitte ist. Wir verweisen noch auf die hartnäckige Ablehnung der Newton'schen Theorie von der Abplattung der Erde nach den Polen zu, wie sie die Pariser Akademie ein halbes Jahrhundert hindurch, bis zu Maupertuis' lappländischer Messung, bethätigte.

Zähes Hangen an altüberlieferten Meinungen ist nun einmal die Neigung der meisten Menschen. Der Dogmatismus und Skeptizismus sind immer die Gegner eines jeden Fortschrittes gewesen, während der Kritizismus allein dem Fortschritte der Erkenntnis und der Wahrheit die größten Dienste geleistet hat und allein im Stande ist, die von der Vergangenheit angetretene Erbschaft auf ihren wahren Gehalt zu prüfen und der Zukunft zu überweisen. —

Ueber den Geist der Renaissance.

Einige aphoristische Betrachtungen von Dr. M. Kronenberg (Florenz).

Man kann vielleicht in manchen Fällen, wenn es sich darum handelt, in den Geist einer bestimmten Epoche einzudringen, deren sinnliche Gegenwart, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, entbehren. Wohl in keinem Falle aber ist das weniger möglich, als gegenüber der italienischen Renaissance, die in Florenz ebenso ihren Ausgangs- wie ihren Mittelpunkt hat. Denn wie reich und groß hier auch die rein politische und soziale Entwicklung gewesen ist, so daß man die florentinische Republik mit Recht geradezu das Ei der modernen Welt genannt hat, und wie sehr auch nicht nur die moderne Philosophie, sondern selbst die moderne Geschichtsschreibung — Machiavelli und Guicciardini — hier ihren Ausgang genommen haben, so hat doch diese ganze Florentiner Renaissance-Kultur ihren eigentlichsten adäquaten Ausdruck in der Kunst gefunden, und mehr noch als in der Dichtkunst — wo der einzige Name Dante alles andere freilich aufwiegt — in den bildenden Künsten. Diese bildenden Künste aber, Architektur, Skulptur, Malerei und selbst die sogenannten Kleinkünste, sind hier noch nicht wie in unseren Zeiten getrennt, sondern gehen Hand in Hand, weisen gegenseitig aufeinander hin und bedürfen einander, ja sie bedürfen selbst der fortlaufenden Kommentierung durch das Milieu, in dem sie sich befinden, weil es sich hier, wie im Athen des Perikles, nicht blos um eine Kunst der Künstler und weniger Gebildeter, sondern um wahre Volkskunst handelt. Und tritt man nun dieser einheitlichen unerschöpflich reichen Welt auch nur ein weniges näher, so bewahrheitet sich sogleich, was Goethe auf seiner italienischen Reise niederschrieb: „In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern, und oft begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich."

* * *

Als das die ganze geistige Entwicklung der Renaissance vorwärtstreibende Leitmotiv könnte man vielleicht ein Wort ansprechen, welches einer der Vertreter der späten deutschen Renaissance, Georg Hamann, der Magus des Nordens, für seine Lieblingsmaxime erklärte. Es lautet: Alles Göttliche ist auch alles Menschliche. Die Renaissance bedeutet den Durchbruch aus der Enge und Gebundenheit des religiösen Mythus in das freie, offene Feld des Menschentums, und alle Entwicklung auch der Kunst zielte mit immer größerem Gelingen darauf ab, das Göttliche als das Ideal-Menschliche zu fassen, in und mit der Darstellung des gegebenen religiösen Vorstellungskreises, um mit Feuerbach zu reden, die innersten Liebesgeheimnisse des Menschen auszusprechen. Ehe dies nach der Seite der Sinnlichkeit hin, durch die Kunst, geschah, war es bereits nach der gedanklichen Seite hin, durch die Philosophie, geschehen; und Thomas Aquinas, — der ja Giotto und seine Schule ebenso wie Dante auch direkt inspiriert hat — bezeichnet hier ebenso den höchsten Punkt der Vollendung wie dort die großen Meister des Quattrocento. In beiden Fällen handelte es sich nicht um die Negierung der Religion, sondern um das volle Hineinziehen das eine Mal in die Freiheit des Gedankens, das andere Mal in die Freiheit der sinnlichen Erscheinung. Erst als dies erreicht war, vollzog sich der Bruch zwischen beiden, den auch die heutige Kultur noch immer nicht überwunden hat: zwischen Religion auf der einen, Wissenschaft und Kunst auf der anderen Seite, zwischen den Jenseitshoffnungen und den Diesseitsforderungen des Menschentums, zwischen den stets mythischen Vorstellungskreisen der Massen und den geläuterten der wenigen Kulturträger. Es hat bisher nur zwei ganz kurze Zeitalter gegeben, in denen beides eine Einheit bildete: die Renaissance und die griechische Kultur auf ihrer Höhe. Beide Zeitalter sind die glänzendsten Kulturepochen, welche die Weltgeschichte kennt.

* * *

Erst wenn man beide Seiten der Renaissance-Kultur im Auge behält und sich klar macht, daß ihr Wesen grade in dieser vollkommenen Durchdringung von religiösem Mythus und Menschentum, von Glauben und Wissenschaft, von Uebersinnlichem und Sinnlichem besteht, begreift man, daß sie bis auf den heutigen Tag von den entgegengesetzten Seiten her stark angefeindet wird. Die einen beklagen es, daß immer wieder die besten Künstler nichts als Madonnen und Heilige und Kreuzigungs- und Glorienbilder malten, die anderen, daß sie ihre Kunst in wahren Orgien des Sinnlichen und des Nackten erniedrigt hätten, daß ihnen die religiösen Motive nichts als ein Vorwand gewesen seien, um ihre Kunst, d. h. Kunstfertigkeit zur Schau zu stellen. Selbst Goethe spricht einmal unmutsvoll davon, daß, da man Heiligen Kirchen gebaut hätte, sich darin wohl auch ein Plätzchen finde, um Menschen aufzustellen. Und von der entgegengesetzten Seite her machte der sonst gewiß nicht vorurteilsvolle geistvolle Neuromantiker des modernen England, John Ruskin, den Renaissance-Künstlern ihre Glaubenslosigkeit und ihre Wissenschaft zum stärksten Vorwurf, er tadelt es heftig, daß Michelangelo achtzehn Jahre allein auf das Studium der Anatomie verwendet habe. Dieses Studium der Wissenschaften, erklärt er, „machte die Menschen seicht und im allgemeinen unehrlich, und war von einer seltsam verhängnisvollen Wirkung in Bezug auf die Religion", und dieser ihr doppelter Glaube „das Christentum, zu dem man sich bekannte, und das Heidentum, das man liebte, war schlimmer als das Heidentum selber." Wie wenig begründet diese, ebenso wie die entgegengesetzte Auffassung ist, zeigt vielleicht nichts deutlicher als die merkwürdige Episode der Florentinischen Geschichte, welche sich an den Namen Savonarola knüpft: in einem Augenblick, da Florenz schon wie ein einziger herrlicher Kunsttempel war, heranschte man sich an den Bußpredigten des Mönches von S. Marco, selbst ein Künstler wie Botticelli, der von allen Quattrocentisten in der naiv-heiteren Darstellung des Sinnlichen am meisten

Digitized by Google

als ein griechischer „Heide" gelten konnte, schloß sich ihm begeistert an und hörte auf zu malen — und nach wenigen Jahren war dann auch diese Episode abgethan und man verbannte Savonarola mit derselben Begeisterung, mit der man ihm vorher zugejubelt hatte. Und man betrachtet auch unter demselben Gesichtspunkt die herrlichen Fresken, mit denen Fra Angelico das Kloster von S. Marco geschmückt, diese sicherlich bedeutendsten religiösen Malereien aller Zeiten, deren Charakteristisches eben gerade in der Vereinigung von religiöser Hingebung und Innigkeit mit der freiesten und heitersten sinnlichen Naivität besteht.

* * *

Zu den am meisten eingewurzelten Vorurteilen gehört die Meinung, der Geist der Renaissance sei fast identisch mit dem des Uebermenschentums, man habe in jenem Zeitalter gleichsam frei nach Nietzsche jenseits von gut und böse nicht nur gedacht und geschaffen, sondern auch gelebt *). Nichts ist unberechtigter und der geschichtlichen Wahrheit mehr widersprechend. Man beruft sich dafür auf eine Reihe von Erscheinungen in Kunst und Leben, die im Sinne des Uebermenschentums gedeute: werden könnten, aber man kann sogleich die entgegengesetzten auf demselben Felde vor Auge stellen. Es ist wahr, daß auf der Höhe der Renaissance Michelangelo steht, dessen ganze Erscheinung etwas Titanisches, Uebermenschliches und nach dem Uebermenschlichen Strebendes hat — aber steht ihm nicht Raphael zur Seite, von dem überall das Entgegengesetzte gilt? Und wenn Brunelleseo freilich der Urheber des wahrhaft cyklopischen Palazzo Pitti ist, der wie eine architektonische Darstellung des Uebermenschentums erscheinen kann, — ist er nicht auch ebenso der Urheber der feinen Säulenhallen wie in der Badia von Fiesole, in der Certosa u. a., die bis dicht an die ästhetische Region des Zierlichen heranreichen? Selbst darauf beruft man sich zu Unrecht, daß die Zeit der Renaissance auch die Zeit der Borgia, Sforza, Rimini und anderer Fürsten- und Condottiere-geschlechter ist, deren Geschichte durch die größten Schandthaten befleckt und allerdings zum Teil eine fortlaufende Darstellung des Uebermenschentums oder besser noch des jenseits von Gut und Böse sich stellenden Gewaltmenschentums ist. Denn es ist überaus leicht, dem zahlreiche Beispiele von sittlicher Vertiefung, von hoher Selbstlosigkeit und Aufopferung entgegenzustellen, auch in den Fürstengeschlechtern, wie gerade das Beispiel der Mediceer in ihrer besten Zeit beweist. In Wahrheit bedingt es eben der Grundcharakter der Renaissance als einer absichtslosen Hingabe an alle Sphären des rein Menschlichen in ihrer Grenzenlosigkeit, daß auch die extremsten Erscheinungen im Leben wie in der Kunst hervortreten und oft an ein und demselben Punkte verknüpft werden. Nicht umsonst spielt in dem System von Giordano Bruno, der den Geist der Renaissance fast schon bei ihrem Erlöschen (denn die Eule der Minerva pflegt bekanntlich ihren Flug erst bei einbrechender Dämmerung zu beginnen) philosophisch ausgeprägt hat, der Begriff der coincidentia oppositorum, d. h. der Vereinigung des Entgegengesetzten, eine so entscheidende Rolle. An sich sind die Erscheinungen des Uebermenschentums für die Renaissance so wenig charakteristisch wie die entgegengesetzten. Man denke auch nur an die Persönlichkeit Lionardos, der wohl am meisten den vollendeten Renaissance-Menschen im Leben, im Denken, wie im Bilden repräsentiert, der aber auch vom Standpunkte unserer Zeit aus als vollendeter Mensch, nicht als Uebermensch erscheint.

* * *

So wie die geistige Welt der Renaissance weder ausschließlich heidnischen noch ausschließlich christlichen Charakter hat, ebensowenig ist sie nur national-italienisch oder nur kosmopolitisch, sondern beides zugleich in innigster Durchdringung. Die philosophische Aufklärung des Mittelalters verdankt die entscheidenden Anregungen und viele ihrer konstitutiven Elemente der arabischen und jüdischen Philosophie, die auch erst Aristoteles wieder erweckte, und die Namen Averroës und Avicenna, Maimonides und Avicebron bedeuten vor Thomas Aquinas fast ebensoviel, als die größten seiner Vorläufer. Und ebenso erwächst die Kunst der Renaissance aus einer engen Verbindung der Einflüsse vom Orient her (durch die byzantinische Kunst) mit dem Hellenentum und Christentum — daher man auch nicht mit Unrecht die Markuskirche und den Dogenpalast in Venedig, wo diese Vereinigung am deutlichsten und vollendetsten sich zeigt, die künstlerischen Zentralgebäude der Welt genannt hat. Und ebenso war es im Leben selbst. Die Kreuzzüge, welche bestimmt waren, die Völker und Religionen in der stärksten Weise zu entzweien, hatten ihre engste Annäherung angebahnt und der Toleranz den Weg frei gemacht — die Erzählung von den drei Ringen drang vom Orient her nach Sizilien und von da nach Norden vor, um in Florenz, durch Boccaccios Decamerone ihre klassische Ausprägung zu erhalten. Und so hatte die Renaissance bei allem nationalen Gepräge doch eine rein kosmopolitische Grundlage. Eben auf dieser Vereinigung von Nationalismus und Kosmopolitismus ebenso wie von feinstem Individualismus und tüchtigstem sozialen Geiste besteht am meisten die Größe dieser Kulturepoche. So wie jeder Einzelne, auch der Denker und Künstler, auf sich selbst stand und doch sich mit dem Volksganzen in jedem Moment aufs engste verbunden fühlte, (an den Fragen eines Dombaues nahm jeder Bürger mit ihm den gleichen Anteil) so beharrte jedes der großen italienischen Municipien, auch Florenz, fest und selbst trotzig auf sich und stand doch mit thätigem Anteil inmitten eines bewegten Völkerstromes, der hier, wo die großen Handelsstraßen der damaligen Welt waren, alle kleinliche nationale Absucht am ehesten hinwegspülen mußte. Und so ist diese reiche Welt der Schöpfungen der Renaissance zwar lokal und national begrenzt, auf bestimmtem historischem Punkte entstanden, aber ihrer Wesenheit nach, wie alles wahrhaft Große, zeitlos und jeder nationalen, historischen, religiösen Begrenzung entrückt — ihr Name ist Unsterblichkeit.

*) In diesem Sinne hat beispielsweise jüngst Max Halbe in seinem Drama „Der Eroberer", das mit Recht abfiel, die Renaissance aufgefaßt.

Streiflichter.

Kindermißhandlungen. Man schreibt uns:

„So sehr wir durch die Fülle sensationeller Nachrichten, die täglich die geschäftige Presse von Vorgängen aus der Großstadt bringt, immun geworden scheinen gegen tiefere seelische Erschütterungen, so giebt es doch Schäden, deren Beschreibung unsere ganze sittliche Empörung wachruft, ich meine Berichte von gemißhandelten Kindern.

Anlaß zu dieser Betrachtung giebt mir ein Familiendrama aus der jüngsten Vergangenheit, wo zwei Kinder einer Familie nacheinander freiwillig den Tod den fortgesetzten Grausamkeiten ihrer Stiefmutter vorgezogen haben. Nur durch die zufällige Rettung des 13jährigen Mädchens ist hier zur Anzeige gekommen, was Nachbarn und Lehrerinnen längst gewußt hatten! Hier scheint mir eine ernste Verschuldung zu liegen. Wie können mitleidige und gebildete Menschen nun so entsetzliche Vorgänge gewußt haben, ohne sie zur Anzeige zu bringen? Was fehlt hier im Volksbewußtsein? Wußten die Eingeweihten nicht, daß sie eine schwere Mitschuld auf sich nahmen, wenn sie sich der möglicherweise noch zu rettenden Kinder nicht erbarmten? In dem hier vorliegenden Fall, wo augenfällige Dinge vorlagen (dem Kinde wurde durch einen Faustschlag das Nasenbein zerschmettert; dauernd wurden der Mutter von der Schullehrerin Vorhaltungen gemacht, daß die Kinder unzureichend ernährt würden) begreift man die Umgebung nicht. Werden die Schulärzte im Stande sein, solche Mißstände abzuschaffen? J. J.

Soweit die Zuschrift, die sicherlich sehr beachtenswert ist. Für Berlin hat sich, ein Beispiel, das hoffentlich in allen größeren Städten Nachahmung finden wird, neuerdings ein Verein zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung gebildet, der eine Art Vorstufe des „Freiwilligen Erziehungsbeirats für schulentlassene Waisen" sein will. Er

Digitized by Google

hat sich einerseits die Aufgabe gestellt, gegen den Mißbrauch der elterlichen Gewalt aufzutreten, der sich in übermäßiger Züchtigung und körperlicher Mißhandlung oder in Verwendung zu Arbeiten und Leistungen, die über das Maß der kindlichen Kraft hinausgehen oder das Kind sittlich gefährden, geltend macht. Der wichtigere Teil seiner Aufgabe ist aber, diejenigen Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung zu bewahren, die keine Eltern haben, also die Waisen, Halbwaisen und außerehelichen Kinder. Sie sind vielfach nur Ware, die von Hand zu Hand wandert, und ihre Pflegeeltern begehen nicht nur grobe Unterlassungssünden, sondern zuweilen geradezu Verbrechen an ihnen. Der Verein will eine dauernde Kontrole über diese Kinder ausüben und ihnen einen systematisch angeübten Schutz angedeihen lassen. Es giebt in Berlin etwa 40 000 Waisen, von denen die Stadt Berlin 5000 in völlige Kostpflege übernimmt; die übrigen 87½ pCt. müssen aufgesucht und ihre Verhältnisse genau untersucht werden. Wie viel unbeschreibliches Elend auf diesem Gebiete herrscht, hat der Verein bei der Bearbeitung einzelner „Fälle" schon vollauf erfahren. Der Verein, der durch seine Thätigkeit das öffentliche Gewissen wecken will, bedarf zunächst eines kleinen Stabs, etwa ein bis zwei Zimmer mit ein paar Betten, wo ein solch armes Geschöpfchen geborgen werden kann, bis für seine Zukunft gesorgt ist, denn oft verschlimmern die Recherchen das Schicksal eines solchen Kindes.*)

* * *

Kastengeist. Aus Posen wird uns geschrieben: Gelegentlich der 29. Hauptversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung machte Dr. Pohlmeyer, der Wanderredner der Gesellschaft, einige recht beherzigenswerte Ausführungen. In einem Städtchen unserer Provinz, in dem der Genannte Anknüpfungsversuche machte, wurde ihm von einer Seite bedeutet, daß im Orte für die Aufgaben und Ziele der Gesellschaft so gut wie gar kein Sinn vorhanden sei, daß der in den Kreisen der Gebildeten und Besitzenden herrschende eigentümliche Gesellschaftsgeist für einen Mißerfolg geradezu bürge. Um diesen Geist aus eigener Anschauung kennen zu lernen, wurde Dr. Pohlmeyer ersucht, einmal das von den Honoratioren des Städtchens frequentierte Gasthaus zu besuchen. Dem Genannten bot sich hier ein eigentümlicher Anblick, der mit mehr oder minder stark potenzierten Modifikationen für alle Orte unserer lieben Provinz — und vielleicht über dieselbe hinaus — geradezu typisch ist.

An dem einen Tische saßen die wenigen Juristen des Ortes, an einem andern, streng isoliert, die Gymnasiallehrer. Dort wieder hatten die „besseren" Handwerker Platz genommen, davon abgeteilt einige „mittlere" Beamte; ganz fern saßen einige Volksschullehrer und Handlungsreisende. Die Industriellen der Orte und die Gutsbesitzer der Umgegend endlich verkehrten überhaupt nicht in diesem Bierhause; sie hatten sich für schweres Geld ein eigenes schönes Haus, ein Kasino, gebaut, über dessen Eingangsthür weithin sichtbar in goldenen Lettern das schöne Wort „Harmonie" prangte.

Ihre Bestätigung fanden diese Ausführungen Dr. Pohlmeyers durch den Oberbürgermeister Wittting, der diesem Kastengeist unserer Provinz energisch zu Leibe ging, indem er ausführte, daß diejenigen Kreise, die berufen seien, Kulturträger und Pioniere zu sein, durch ihr Verhalten hier im Osten geradezu die Grundlage des preußischen Staates gefährdeten. Ein Kastengeist herrsche in den Kreisen der Gebildeten, abgesehen von einigen rühmlichen Ausnahmen, der einem vorurteilsfreien Menschen die Frage auf die Lippen dränge: „Leben wir hier in Kastilschan oder in einer Provinz der preußischen Monarchie?"

Möchten die eindringlichen Worte beider Männer nicht unbeachtet verhallen, möchten die beteiligten Kreise einsehen, daß es so nicht weiter gehen kann und daß allen Ernstes mit alten Vorurteilen gebrochen werden muß. Eine tiefe Kluft trennt die Besitzlosen und Ungebildeten von der Klasse der „Oberen"; stetig vergrößert muß sie zu einer Katastrophe führen. Ein christlicher Staat ist's, in dem wir leben; aber ein Christentum, das seine höchste Forderung, „liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" so wenig bethätigt, wird beispielsweise bei unseren nichtchristlichen Volksgenossen wenig Eindruck machen. Es ist nur ein Akt der Gerechtigkeit, wenn der in geistiger Arbeit Befriedigung Findende sich thätig an allen Volksbildungsbestrebungen beteiligt; es ist zugleich dessen Pflicht, die geistige Verödung in einem ohnehin nicht gerade reizvollen Leben nach Kräften zu mindern, „um die Leute im Lande zu halten."

Die Ursachen dieses verderblichen Kastengeistes liegen sehr nahe; der überall im öffentlichen Leben sich breit machende Militarismus züchtet ihn in weiten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft. Man beachte nur einmal, wie Beamte, Landwirte, Gymnasiallehrer mit Vorliebe neben ihrem Beruf und sogar darüber die jeweilige militärische Charge setzen und damit gleichzeitig den Standesdünkel der Offiziere in die bürgerlichen Verhältnisse importieren. Dem Vaterlande wird damit nicht gedient; nur starre Barrieren werden zwischen die Volkskreise geschoben, die unsere Nation in zwei einander feindliche Hälften zu spalten drohen. Jeder, der diesen Geist des Zwiespaltes aus unseren Landen scheuchen will, greife darum zunächst in seinen eigenen Busen und beherzige das Wort: „Werdet selbst erst besser, gleich wird's besser sein."

Der bekannte Erlaß des Staatsministeriums an die Beamten verlangt, daß diese mehr und mehr aus ihrer kühlen Abschließung heraustreten und sich an allen Veranstaltungen zur Hebung deutscher Kultur im Osten beteiligen. Vielleicht wird die Befolgung desselben einigen Wandel schaffen. Sicher ist aber nur dann etwas zu erreichen, wenn alle einmütigen Sinnes an der geistigen und sittlichen Hebung unseres Volkes arbeiten. „Nur aus der Kräfte froh vereintem Streben erhebt sich wirklich erst das wahre Leben!"

H. Sch.

*) Vorsitzender des Vereins ist Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne, Schriftführer Major a. D. Hantelmann, Ansbacherstraße 3.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Der Sekretär des internationalen ethischen Bundes, Dr. Friedr. Wilhelm Foerster (Zürich), der soeben eine Vortragsreise in den Vereinigten Staaten beendet hat, wird auf der Durchreise am **Sonntag, den 28. Mai, Vorm. 11 Uhr,** im Langenbeckhause, Ziegelstr. 10/11, über das Thema: **„Amerikanische Kultur und der Militarismus"** sprechen.

Dafür **fällt** der Vortrag vom Donnerstag, den 25. Mai (Dr. Penzig: „über die gefährdete Kultur Finlands") **aus.**

Um recht zahlreiches Erscheinen zu diesem Vormittagsvortrag (Gäste ebenfalls willkommen) bittet

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Neuer Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Das Ende des Marxismus

von

Dr. Paul Weisengrün.

Gr.-8°. **Preis Mk. 1,50.**

Die Schrift bes in sozialwissenschaftlichen Fachkreisen nicht unbekannten Autors dürfte in unserer Zeit, wo sich eine Revision des Sozialismus in Theorie und Praxis vorzubereiten beginnt, Fachleute und Laien gleichmäßig interessieren.

= Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. =

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2337.

Ethische Kultur

Inserate: Die 6spaltige Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 3. Juni 1899. | Nr. 22.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Der Kampf gegen die konventionelle Moral. Von Prof. W. Foerster. — Das Drama und die moderne Weltanschauung. Von Dr. P. Ernst. — Zurück auf Kant! Von Dr. K. Vorländer. — M. G. Conrad als Kritiker. Von Prof. Bäumker. — Streiflichter: Ein Anfang zum Besseren? — Aus der ethischen Bewegung: Abt. Berlin. Ulm. — Eingegangene Schriften.

Der Kampf gegen die konventionelle Moral.

Von Prof. Wilh. Foerster (Berlin).

In Nr. 18 der E. K. (vom 6. Mai 1899) ist die Uebersetzung einer Betrachtung von Prof. Enrico Ferri über „das Recht zu sterben" veröffentlicht worden. Gegen die ethischen Ergebnisse dieser Betrachtung lassen sich meines Erachtens sehr ernste Bedenken erheben. Es ist sehr leicht, Schwächen und Irrtümer der konventionellen Moral aufzufinden und sich an ihnen zum Ritter zu machen; denn konventionell gewordene Vorschriften und Forderungen nehmen nicht selten den Charakter einer starren Selbstgewißheit, einer gedankenlosen und mitleidlosen Härte an, selbst wenn ihnen ursprünglich die feinsten und weisesten Erfahrungen und Erwägungen und die sorgsamsten Gesichtspunkte echter Menschlichkeit zu Grunde lagen. Und gegen jene Starrheit und Härte, zumal wenn sich die bezüglichen Moralforderungen zur kriminalistischen Gesetzgebung und Praxis verdichtet und vergröbert haben, richtet sich der energische Einspruch freien ethischen Denkens oftmals mit einem Radikalismus, der weit über das Ziel hinausschießt und Schranken niederreißt, welche für das soziale und das individuelle Leben von dauernder, weit überwiegend wohlthätiger Bedeutung sind, und deren Beseitigung oder Schwächung daher mit einigem Recht von autoritativen Stellen als die „bekannte Leichtfertigkeit der Freigesinnten" verschrieen wird. In Wirklichkeit grassiert die Ungenauigkeit und Oberflächlichkeit des Denkens viel, viel allgemeiner und gefährlicher auf der autoritativen oder konservativen Seite. Aber der dieser letzteren Unvollkommenheit entsprechenden Härte des Urteils wird eine höchst wirksame Waffe in die Hand gegeben durch jene besonders in die Augen fallenden Irrungen des Radikalismus.

Hinsichtlich des Selbstmordes hat eine tiefere Sozial-Ethik gerade vom Standpunkte freiester Menschlichkeit so viel Einleuchtendes, Hülfebringendes und Bindendes zu sagen, daß es wirklich schmerzlich ist zu sehen, wie unvollkommen Herr Prof. Ferri die Frage behandelt. Als einen ganz wesentlichen Mangel seiner Darlegungen muß ich es insbesondere betrachten, daß er fast unablässig ethische Gesichtspunkte mit Beweisgründen vermengt, die aus den kriminalistischen Auffassungen und Einrichtungen entnommen sind.

Daß innerhalb der letzteren in mehreren Kulturländern die strafende Verfolgung des Selbstmord Versuches und des Selbstmörders selber über das Grab hinaus durch Kassierung seiner letztwilligen Bestimmungen u. s. w. allmählich aufgehört hat, beweist doch noch in keiner Weise, daß die Entwickelung ethischen Denkens darauf hinausgeht, die sittliche Verurteilung des Selbstmordes aufzugeben und etwa von der kirchlichen Verdammung des Selbstmordes zu dem heroischen Pathos zurückzukehren, mit dem das Altertum in so irriger Weise den Selbstmord beschönigte.

Man kann auch wohl nach entscheidenden sozial-ethischen Erwägungen den Selbstmord aufs lebhafteste mißbilligen und es doch gleichzeitig ebenso lebhaft billigen, daß der Fortschritt der Gesittung das Strafwesen dazu bringt, nicht mehr mit seiner rauhen Hand und seinen noch notgedrungen so primitiven Ermittelungen und Verdikten in jene so unaussprechlich zarten und doch so fundamental wichtigen Seelen-Kämpfe und -Entscheidungen einzugreifen. Die Zeit dieses Strafwesens geht zu Ende. Lasse man es doch als Autorität bei ethischen Erörterungen gänzlich aus dem Spiel.

Je feiner und allgemeiner sich die soziale Gesinnung und die soziale Organisation in Pflicht und Recht entwickelt, desto mehr werden die Anlässe, die Verirrungen und die Verbildungen schwinden, denen der Gedanke an die Selbstvernichtung entspringt, desto mächtiger werden zugleich alle die Gedanken und Eingebungen emporwachsen, die es dem Menschen sogar in den leidenschaftlichsten oder bedrücktesten Momenten vor die Seele bringen, in welch hohem Grade er die Bethätigung seiner Kräfte oder auch nur die Erhaltung seiner Eigenart und das Beispiel der Standhaftigkeit dem großen Zusammenwirken schuldet, dem er so Unnennbares in der Formung und der Inhaltserfüllung seiner eigenen Existenz verdankt. Die eigenwillige Aufgebung der Existenz wird dann immer mehr — abgesehen von den sorglichst zu prüfenden pathologischen Fällen — als ein so gewichtiges negatives Element in dem schließlichen sozialen Wert-Urteil über ein Menschenleben gelten, daß der Ausblick auf diese nachhaltigste Trübung des eigenen Lebensbildes ein viel stärkeres Motiv zu der Ueberwindung jener äußersten Lebensnot beitragen wird, als es jemals durch den Ausblick auf vermögensrechtliche Nachwirkungen des Selbstmordes und Aehnliches im bürgerlichen Leben geschehen ist.

Ich beabsichtige hier übrigens keine eingehende ethische Erörterung über das „Recht zu sterben", sondern eigentlich nur eine Verwahrung gegen die keinesfalls erschöpfende Art der Behandlung dieser großen Frage seitens des Herrn Prof. Ferri.

Digitized by Google

In demselben Sinne möchte ich auch eine Verwahrung aussprechen gegen die sehr leichtmütige Art seiner Erörterungen über die Mitwirkung bei einer Tötung auf Wunsch und Bitte desjenigen, der sterben will. Auch hier fehlt es empfindlichst an dem Ernst und der Sorgfalt der Unterscheidungen und an der gehörigen Würdigung der ungeheuren sozialen Gefahren, welche aus einer romantisierenden Beurteilung solcher äußersten Lebenslagen hervorgehen können. Auch hier ist es unerläßlich, die kriminalistische Behandlung der Fragen gänzlich von der ethischen zu trennen. Die letztere führt, wie ich glaube, auch in den äußersten Fällen, die Herr Ferri erwähnt, zu Erwägungen von viel größerer Tragweite und zu Entscheidungen, bei denen, an Stelle der rohen Bestrafungsgesichtspunkte ein ungeahnter Reichtum von Beweisgründen offenbar wird gegen irgend welche Zuläſſigkeit der Mitwirkung Einzelner bei einer Lebensvernichtung auf Wunsch und Bitte desjenigen, der sterben will.

Das Drama und die moderne Weltanschauung.

Von Dr. Paul Ernst (Charlottenburg).

In dem ausgezeichneten Roman von Gontscharow „Der Absturz“ wird einmal vom Roman gesagt: er hat lebensdurchwogte Gestalten, enthüllt die Tiefen des Lebens mit den geheimen Triebfedern, rückt einen Spiegel vor die Augen, umspannt das Leben und spiegelt die Menschen.

Alle diese Vorzüge hat der Roman der Periode, welche wir als die eben vergangene auffassen können, wirklich gehabt. Ihr Lob bei Gontscharow wie bei allen andern Vertretern der damaligen Kunst zeigt, daß man auf sie das Hauptgewicht legte. Betrachtet man sie genauer, so findet man, daß das lauter Eigenschaften sind, die einer gewissen Erkenntnis dienen: der Roman spiegelt die Menschen und analysiert ihr Seelisches, umspannt das Leben und untersucht diesen Zusammenhänge. Alle diese Erkenntnis könnten wir mit einem Wort als soziologisch bezeichnen.

Frühere Kunst hat ganz andere Ziele gehabt. Zwar hat auch sie Menschen gebildet, und naturgemäß nach den Anschauungen über den Zusammenhang alles Menschlichen, die in den betreffenden Zeiten herrschten. Aber das war kein Ziel, sondern nur ein Mittel. Bis zu welchem Grade man schließlich dieses Mittels entraten konnte, zeigt etwa ein Dramatiker wie Alfieri. Marcel Schwab hat einmal diesen Gegensatz, zwar rein äußerlich, aber sehr stark und scharf charakterisiert: den früheren Künstlern kommt es darauf an, die Gemüter der Zuschauer oder Leser zu bewegen, den neueren ist vor allem die Psychologie ihrer eigenen Figuren wichtig.

Es hängt das mit einem Wandel der allgemeinen Weltanschauung zusammen. Die frühere Kunst geht, mit bezeichnenden Ausnahmen, von der Ansicht aus, daß der menschliche Wille frei sei, die moderne Kunst glaubt den menschlichen Willen determiniert. Die Bewegung, welche früher in den Gemütern der Zuschauer stattfinden sollte, war eine Erhebung. Im Drama wie im Roman sah man den freien Menschen gegen Widrigkeiten kämpfen; er war ein Held; und mochte er nun siegen oder unterliegen in dem Kampf, jedenfalls hatte der Leser oder Hörer den starken Eindruck menschlicher Würde und Kraft. Bei uns Deutschen hat Schiller, der Schüler Kants, das am stärksten erfaßt, und trotz Allem, was man gegen ihn sagen mag, übt er doch notorisch noch immer eine starke dramatische Wirkung aus, die sich durch nichts Anderes erklärt, als durch dieses Moment.

Gar nicht die Philosophie, sondern der starke Aufschwung der Naturwissenschaften hat bei uns Modernen die Meinung geschaffen, daß der menschliche Wille determiniert sei. Man konnte alles mechanisch erklären und erhielt dabei so ausgezeichnete Resultate; eine ganz neue Wissenschaft, die Soziologie, hatte man geschaffen, welche die Beziehungen der Menschen zu einander nach dieser Methode untersuchte; man hatte gefunden, daß das Milieu diese und diese Stimmungen, Gedanken und Handlungen erzeugte, und daß die Vererbung Menschen mit solchen und solchen Trieben schaffte. Heute, wo wir diese Gedanken für und fertig haben und ganz in ihnen leben, sehen wir in ihnen gar nichts Auffälliges mehr; man braucht aber nur etwa noch ein Buch von Quetelet aufzuschlagen, um zu sehen, wie beunruhigend für den noch die Frage der menschlichen Freiheit war.

Ist der Mensch wirklich restlos das Resultat einer Anzahl verschiedenartiger, auf einen bestimmten Punkt wirkender Kräfte, wie es irgend ein anderes Naturprodukt ist, so erscheint es als eine primitive Anschauung, wenn der Künstler und der Zuschauer sich für einen Kampf mit der Umwelt interessieren sollen. Es ist ja richtig, der Mensch, so lange er anständig ist, hält sich praktisch für frei, und handelt nach dieser Meinung. Aber der Künstler und mit ihm der Zuschauer sehen viel tiefer: sie wissen, das ist nur seine psychologische Perspektive, ein ganz gewöhnlicher Denk- und Beobachtungsfehler, der sie gar nicht interessieren kann. Sie wollen das Leben, was hinter diesen Vordergrundsempfindungen liegt nämlich die wirkliche Bedingtheit des Menschen durch die Dinge, nach Gontscharows Ausdruck: die Tiefen des Lebens mit ihren geheimen Triebfedern. Damit ist dann für die Leser alle Bewegung des Gemütes ausgeschlossen; es bleibt nichts übrig, als ein Erkennen. Der Künstler selbst hat damit eigentlich das tiefste Motiv verloren, sein Werk bekannt zu geben, und es ist wunderbar, daß die mißmutige Idee Flauberts, seine Bücher zu schreiben, sie dann im Pult zu verschließen und nicht drucken zu lassen, nicht allgemeiner war bei den naturalistischen Dichtern. Das „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen“ kann doch dann nur noch auf die Poeteneitelkeit gehen. Und ganz naiv hat ja auch Zola der Radikale die Konsequenz gezogen in seinem Schlagwort vom „Roman expérimental“. Aus dem Propheten und Seher der früheren unaufgeklärten Zeiten hat sich in unserer aufgeklärten Gegenwart der Dichter in einen liebenswürdig belehrenden und unterhaltenden Professor verwandelt. Es ist dann nur noch nötig, daß der Dr. Toulouse kommt, der Zola anthropologisch untersucht hat, und über die Intensität seines Geruchssinns, sein Erinnerungsvermögen, die Haare auf seinen Händen und ähnliches ein dickes Buch geschrieben hat, mit dem gar nicht erstaunlichen Resultat dieser Schamlosigkeit von Experimentator und Objekt, daß man auch nicht einen einzigen neuen Satz erfährt; Dr. Toulouse stellt die Behauptung auf, das Kritisieren von Kunstwerken sei nicht Sache des Aesthetikers, sondern des Biologen und Anthropologen, welcher Geruchssinn und Erinnerungsvermögen und alles Uebrige, was nach seiner Meinung den Dichter ausmacht, bei dem Schriftsteller untersuche und daraus — die Entstehung des Kunstwerks erkläre.

Diese Art von ästhetischer Betrachtung steht auf derselben Höhe, wie eine Art Moralphilosophie, die im vorigen Jahrhundert in England begründet wurde. Sie erklärte alles Handeln aus egoistischen Motiven. Gewiß Mancher von uns erinnert sich aus seiner Jugend, daß die Herleitung unserer Handlungen aus Lust und Unlust einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat, und daß er an die naive Verwechslung von Herleitung und Bewertung mit geglaubt hat. Noch heute leben die geistigen Nachkommen jener Egoismustheoretiker in den sonderbarsten Maskierungen: wir sind so hochmütig auf unsere Fähigkeiten des Erkennens.

Schließlich kommen alle diese Entdeckungen und modernen Anschauungen doch auf nichts weiter hinaus, als auf die Thatsache, daß wir uns alles Geschehen nur als im kausalen Zusammenhang vorstellen können. Da die Kausalität ein allgemeines Gesetz unserer Vorstellung ist, so sind natürlich

Digitized by Google

alle Dinge bedingt, welche wir sehen. Das Gebiet des rein Vernünftigen ist aber nur ein sehr kleiner Teil unserer Seele; nur in unseren Togen glaubt man, daß es das Wichtigste sei; früher wußte man, daß die eigentlich wertvollen Bethätigungen des Menschen, die über das Banausentum des materiellen Erwerbs und der ihm dienenden Einsichten hinweggehen, also etwa Religion, Kunst, Sittlichkeit, aus ganz anderen Kräften der Seele herauskommen. Ein Frommer ist durch keine Bibelkritik zu widerlegen, und wenn man ihm nachweist, daß drei nicht gleich eins sein kann, so macht das gar keinen Eindruck auf ihn; umgekehrt ist aber auch noch niemand durch Beweisen fromm geworden, sondern sein Herz hat ihn getrieben. Deshalb ist eine Kunst, welche zuletzt nichts bietet, als kausale Zusammenhänge aufdecken, keine Kunst, sondern höchstens eine Exemplifikation bestimmter wissenschaftlicher Theorien. Und deshalb ist da keine Sittlichkeit möglich, wo man immer nur das Bedingtsein jeden Handelns sieht. Zum ersten Male, seit dem es menschliche Geschichte giebt, hat eine große Partei mit großen Zielen sich auf diesen Standpunkt gestellt, die marxistische Sozialdemokratie. Als von gewisser Seite der Versuch gemacht wurde, dem naiven Materialismus gegenüber, der ihrer Weltanschauung zu grunde liegt und seine bezeichnende Devise in dem Satz findet „The proof of the pudding is the eating“ die Kantsche Kritik geltend zu machen, erhob sich bei den Getreuen sofort eine große Entrüstung über diese Einschmuggelung von Bourgeoisiebegriffen; aus einem sehr richtigen Gefühl heraus; denn wenn das Ding an sich etwas anderes ist wie die Erscheinung, dann giebt es auch den intelligiblen Charakter, und dann ist die ganze rohe Auffassung der Gesellschaft, wie der Marxismus sie lehrt, hinfällig; nur freilich, daß man diese Auffassung nach vorwärts entwickeln müßte, nicht nach rückwärts.

Die modernen Ideen machten sich zunächst im Roman geltend. Der Roman war von jeher nur Halbkunst gewesen und hatte immer noch andern Zwecken nebenbei gedient, außer den künstlerischen. Seine ganze Entstehung, aus der Auflösung des Epos in gebundener Sprache, wies ja schon auf unkünstlerische Tendenzen hin: es sollte lediglich das Wissen vom Inhalt der aufgelösten Epen vermittelt werden. Die Vermittlung von Wissen, immer verschieden nach den betreffenden Zeiten, war dann auch später immer eine Hauptaufgabe des Romans. Weil beim naturalistischen Roman das nicht mehr geschah durch Erkurse oder Gespräche, so glaubte man in ihm diese alte Tendenz zur Halbkunst überwunden zu haben. Der Roman war ganze Kunst geworden. In Wirklichkeit handelte es sich lediglich um eine Zurückschiebung des Erkenntnisszwecks, wie wenn man früher, statt Erkurse des Dichters naiv einzuflechten, sie den Personen in den Mund legte: der Zweck des ganzen Romans war jetzt Erkenntnis, und noch eher konnte man etwa im heroischgalanten französischen Roman des siebzehnten Jahrhunderts Kunstzwecke finden, als im modernen, wo es zuletzt ein Hauptrumpf war, wenn man irgend eine bisher vernachlässigte soziale Kategorie behandelte, etwa das Dienstmädchen. Es ist kein Wunder, daß die Franzosen, die stets Meister waren in aller Kunst, die eigentlich keine Kunst ist, hier excellierten. Den Gipfelpunkt erreichten die Goncourts, welche glaubten, daß das Drama auf ewig vernichtet sei, und daß dem Roman die Rolle zufalle, die so lange das Drama gehabt hatte.

Der Roman wird stets Halbkunst bleiben, weil ihm der Zwang zur Form fehlt. Hier war also das Unglück nicht so schlimm; es handelte sich lediglich um eine Mode, welche den Ansprüchen der Zeit entsprach. Aber die modernen Kunstprinzipien drangen vom Roman auch in das Drama. Hier sind die Deutschen vorangegangen.

Handelte es sich für die Kunst nur um die Ziele, welche durch das Zitat aus Gontscharow präzisiert sind, so war offenbar das Ideal der Kunst eine ganz exakte Reproduktion der Natur. Der Leser mußte schon verstehen, die feinen Fäden überall aufzuspüren und dem Dichter nachzudichten. Irgend ein Winkel der Natur wurde geschildert; ganz inkonsequent war es, wenn Zola das „Temperament“ des Künstlers, das ja doch nur Beobachtungsfehler erzeugen konnte, als konstituierend für das Ideal dieser Kunst betrachtete. In Deutschland zog man die radikalste Konsequenz: Phonograph und Momentphotographie waren der idealste Ersatz für das Temperament des Künstlers geworden. Indem man aus dieser Meinung heraus alles, was der Künstler aus seinem Subjektiven geben konnte, möglichst zurückdrängte, kam man dazu, Alles, was nicht gehört werden konnte, nur durch kurze Bemerkungen anzudeuten, nach Art der Regiebemerkungen bei Stücken, und das Gehörte so exakt wie möglich zu Papier zu bringen. In der Praxis kamen auf diese Weise Dialoge heraus. Hatte man die, so war nicht einzusehen, weshalb man nicht eine Bühne genau so einrichten sollte, wie der zu reproduzierende Raum in der Wirklichkeit war, und dann von Schauspielern die Gespräche sprechen lassen.

Damit war das Prinzip des naturalistischen Dramas geschaffen. Irgend ein weiterer Gedankeninhalt kam nicht hinzu. Wer früher dramatisch gearbeitet hatte, war doch immer auf die Frage gestoßen: was wirkt denn? Und um die dramatische Wirkung drehte sich alle Praxis und Theorie des Theaters. Jetzt fand man sich sehr einfach mit dieser Frage ab; ein Hauptführer der Richtung erklärte: was auf der Bühne wirkt, ist dramatisch.

Schon der naturalistische Romancier konnte mit einem recht niedrigen geistigen Niveau auskommen. Seine Philosophie brauchte nicht weiter zu gehen, als bis zu Milieu und Vererbung. Aber wenigstens mußte er doch einen großen, umfassenden Blick haben, um einen ganzen Milieuzusammenhang heraususehen. Bei den besten Romanen Zolas kann man diesen Blick wirklich bewundern. Für den naturalistischen Dramatiker genügte eine noch geringere geistige Kapazität. Er hatte ja nicht durch die Auswahl der Zusammenhänge seine Geschichte begreiflich und in etwas tieferem Sinn verständlich zu machen; er gab einfach seinen Ausschnitt aus dem Leben in Form von Gesprächen und ausführlichen Regiebemerkungen; seine produktive Thätigkeit beschränkte sich auf die bloße Arrangierung der Vorgänge. Hier konnte man mit einem ganz kleingeistigen Wesen auskommen; man brauchte nicht innerlich Etwas aus sich gemacht zu haben; es war nicht jenes furchtbare Kämpfen und Ringen, jenes qualvolle Denken und Suchen, jenes Durchzittern in Leidenschaften und Gefühlen nötig, das frühere Dichter durchgemacht haben; man brauchte nur zu sehen und zu hören, nur den Sinn für die Nuancen der Wirklichen zu haben. Alle früheren Dichter schufen aus sich heraus, und konnten so Figuren erzeugen, die größer waren als sie selbst; heute beobachtet man nur außen, und weil man mit Erfolg nur das beobachten kann, was unter Einem steht, so konnte man noch nicht einmal Figuren schaffen, die auf dem geistigen Niveau des Dichters standen, so wenig hoch das sein mochte; sie mußten noch unter ihm stehen. So füllte sich die Bühne, wo früher die Könige und Fürsten des Geistes und Herzens geherrscht hatten, mit dem elendesten Proletariergesindel der Seele. Machte man Jemanden darauf aufmerksam, daß diese Trivialitäten doch Niemand interessieren könnten, so wurde einem das sehr übel genommen; denn wie immer die Ideale des Lebens sich nach den Idealen der Kunst gebildet haben, so fand man jetzt, daß diese „einfachen Menschen“ doch eigentlich das Tiefste des Menschen verkörperten. Ibsen hat einmal gedichtet: „Dichten heißt Gericht halten über sich selbst.“ Das ist ein wundervoll tiefes Wort; hier wurde es noch in ganz anderem Sinn wahr, denn alle Gewöhnlichkeit kam jetzt zum Vorschein, die

Digitized by Google

sonst verborgen geblieben wäre; alle trivialen Menschen, die sich sonst über sich schämten und still waren, bekamen jetzt Selbstbewußtsein und erklärten die Trivialität für das tiefste Wesen des Menschen.

Nun tritt aber beim Drama das aller Kunst Widerstrebende dieser Weltauffassung ganz besonders stark hervor. Von jeher galt die dramatische Form als die höchste, und erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, ihre qualitativen Unterschiede von einer Sammlung dialogisierter Skizzen nicht zu sehen und dann zu finden, daß der Roman ja doch mehr gebe als das Drama, weil man in ihm nicht nur das Handeln, sondern auch die Entwicklung und das unpersönliche Geschehen darstellen könne, und das alles noch obendrein durch den Nachweis der soziologischen Fäden exakt zu erklären vermöge. Der Instinkt des Zuhörers kann vielleicht eine Zeitlang durch die Kritik zum Schweigen gebracht werden, welche im Banne dieser Ideen steht; schließlich wird doch das einfache Gefühl erwachen, daß all dieses Zeug doch von der ödesten Langeweile ist: daß auf der Bühne gehandelt werden soll. Wir finden heute das Schicksalsdrama kindisch und vermögen es nicht zu begreifen, wie es je die Leute hat interessieren können, daß allerlei Schauerthaten an einem gewissen Datum begangen werden. Genau so tiefsinnig wird man in ein paar Jahren die heutige Weisheit finden, daß alles Handeln sich aus materieller Bedingtheit erklärt, und daß es nun ein ästhetischer Genuß sein soll, wenn wir so eine beliebige Misere des sittlichen Stumpfsinnes abgebildet sehen, wo alles Handeln allerdings so bedingt ist und dadurch in ein notwendiges Geschehen verwandelt wird.

Wir sind ja heute schon so weit, daß selbst Juristen, diese vorsichtigen Leute, erklären, der freie Wille sei eine bloße Fiktion; freilich fügen sie immerhin noch verständigerweise hinzu: eine für ihre bestimmte Thätigkeit nötige Fiktion. Was einem solchen Richter sein Gewissen sagt, wenn er das Verbrechen sich lediglich sozial erklärt oder aus verbrecherischer Anlage, und den Mann doch verurteilt, bleibt sein Geheimnis, ebenso wie es das Geheimnis der heutigen Theologen bleibt, welcher die moderne Bibelkritik acceptiert und das Gegenteil davon predigt, um das „Gemeindebewußtsein" zu schonen. Der Dichter hat den Ausweg der Unehrlichkeit nicht: er muß Farbe bekennen. Auf manchen Gebieten hat man noch die alte Anschauung beibehalten. Wenn im Kriege ein Soldat auf einen Posten gestellt wird, und er reißt aus, weil ihm die Sache gefährlich erscheint, so füsiliert man ihn. Man wird ihm aufs Wort glauben, daß er Angst gehabt hat, und daß er hat Angst haben müssen, weil geschossen wurde, und weil seine Nerven so beschaffen sind, und weil bereits sein Großvater kein mutiger Mann gewesen ist. Das rohe Militär kennt noch nicht das Schlagwort unserer sittlichen Verfeinerung: tout comprendre, c'est tout pardonner; es sagt einfach: du bist ein Schuft, weil du deine Pflicht verletzt hast.

Wir haben an die Stelle der Pflicht die Nerven gesetzt, an die Stelle des Sollens das Erkennen, wir denken vom Menschen wie vom Tier, denn das Tier, das keine absoluten Werte erkennen und erstreben kann, unterliegt allerdings lediglich der Notwendigkeit; und so haben wir Religion, Sittlichkeit und Kunst verloren, und sind wirklich das geworden, was uns als das Ideal erschienen ist: das höchstentwickelte Tier. Einen qualitativen Unterschied haben wir nicht mehr gegen das Tierreich aufzuweisen, sondern nur einen quantitativen.

Wir stehen in einem finstern Wald und haben eine kleine Laterne in der Hand, welche einen hellen Kreis vor uns aus dem Dunkel herausschneidet. Da sehen wir Baumstämme, Wurzeln, trockenes Laub und dürre Zweige. Aber der Wald ist unendlich weit, hat kein Ende und keine Grenze. Unsere Laterne mag uns so nützen, daß wir nicht im Dunkeln gegen einen Baum stoßen oder über eine Wurzel stolpern; aber sie kann uns nicht helfen, wenn wir die Richtung wissen wollen, welche wir gehen müssen; sie kann uns nicht schützen vor den wilden Tieren, deren Gebrüll und Geheul wir aus der Ferne hören; sie kann uns nicht Hoffnung geben auf ein ruhiges und sicheres Lager. So weit wir auch gehen, immer zeigt sie uns nur Baumstämme, Wurzeln, trockenes Laub und dürre Aeste, und immer hören wir aus dem Dunkel das Gebrüll und Geheul der wilden Tiere.

Wie sich der unendliche Wald zu dem kleinen Kreis verhält, so verhält sich unsere Seele zu unserem bewußten Vorstellungsleben. Wir hören einen fernen Glockenton; aber in dem lichten Kreis vor uns sehen wir nicht die Kapelle und den Einsiedler, wie wir auch die wilden Tiere nicht sehen. Sollen wir nicht trotzdem dem Glockenton folgen?

Und würde uns vielleicht einfallen, uns klar zu machen, daß einmal doch die Kapelle gebaut sein muß und die Glocke in sie gehängt, daß es also eine Zeit gab, wo man keinen Glockenton hörte; und daß einmal der Einsiedler sterben wird, und dann niemand mehr ist, der die Glocke zieht, und daß also eine Zeit sein wird, wo man sie nicht mehr hört? Wir würden denken: das geht uns ja gar nichts an; wie kommen wir denn auf solche thörichten Ideen! Es ist nur nötig jetzt dem Tone zu folgen, der uns im Ohr klingt, und dabei können wir ja die Laterne gut gebrauchen.

(Schluß folgt.)

„Zurück auf Kant!"

Von Dr. Karl Vorländer (Solingen).

I.

Seitdem dieser Ruf, zuerst schüchtern und mit gewissen Vorbehalten von gewissen Hegelianern wie Zeller, Kuno Fischer u. a., dann mit stärkerem Accent und vollerer Hingabe von Friedrich Albert Lange, Hermann Cohen u. a. als Parole für die Philosophie und ihre Methode, insbesondere die Erkenntnistheorie, ausgegeben wurde, sind mehr als drei Jahrzehnte verflossen. Trotzdem steht noch heute die Kantische Philosophie im Mittelpunkt der philosophischen Studien des In- und zum Teil auch des Auslandes, wächst jährlich die Zahl der Kantschriften, und besteht seit einigen Jahren eine philosophische Zeitschrift, die den ausschließlichen Zweck hat, „Kantstudien" zu dienen. Seit wenige Jahre dagegen sind es der, daß der Ruf: „Zurück auf Kant!", nicht bloß von erkenntnistheoretischer, ethischer, ästhetischer, religionsphilosophischer und naturwissenschaftlicher Seite, sondern auch auf einem Gebiete, das Kant zwar schon anzubauen begonnen, aber noch nicht in den Kreis seines Systems gezogen, dem sozialphilosophischen ertönt. Und, nachdem die Vertreter der Fachwissenschaft, die „Neukantianer" Cohen, Stammler und Natorp damit vorangegangen, vernehmen wir jetzt — ohne äußerlich sichtbaren Zusammenhang (ein innerer ist für mich nun so sicheren) — den gleichen Ruf von einer Seite her, von der man es noch vor kurzer Zeit für unmöglich gehalten hätte, aus dem parteisozialistischen Lager. Nicht er allein und er am stärksten — wir verweisen auf unsere Besprechung des Woltmannschen Buches (in No. 23 und 24 des vorigen Jahrgangs) und nennen außerdem noch Conrad Schmidt — aber, wegen seiner Vergangenheit am wirkungsvollsten, hat Eduard Bernstein sich diesem Rufe angeschlossen, setzt er über das Schlußkapitel seiner vielgenannten Schrift das Motto: „Kant wider Cant", und erläutert dies mit dem Satze: „Der Sozialdemokratie thut ein Kant not, der einmal mit der überkommenen Lehrmeinung mit voller Schärfe kritisch-sichtend ins Gericht geht, der aufzeigt, wo ihr scheinbarer Materialismus die höchste und darum am leichtesten irreführende Ideologie ist, daß die Verachtung des Ideals, die Erhebung der materiellen Faktoren zu den omnipotenten Mächten der Entwicklung Selbsttäuschung ist

Digitized by Google

die von denen, die sie verkünden, durch die That bei jeder Gelegenheit selbst als solche aufgedeckt ward und wird." (187).

Das bedeutet, wenn wir uns an die Hauptsache halten, nicht blos ausdrückliches Aufgeben der zum „Cant" gewordenen Hegelschen Dialektik zu Gunsten des Geistes der Vernunftkritik, sondern auch ein bewußtes Sichhinaufbegeben auf den Standpunkt der Ethik, des „Ideals", seitens eines der — bisher — anerkanntesten theoretischen Führer der mächtigsten sozialen Bewegung der Gegenwart. Und deshalb verdient das Buch Bernsteins, wenn man auch mit Staudinger (mit dem wir im wesentlichen einverstanden sind) seine theoretische Begründung und Beweisführung an gewissen Punkten anfechten und korrigieren zu müssen glaubt, die vollste Beachtung und Anerkennung gerade des Ethikers: wie denn Staudinger auch bereits (namentlich in No. 20) die ethische Grundtendenz mit warmer Sympathie begrüßt hat. Zur Kennzeichnung eben dieser Grundtendenz möchten wir einige wichtigere praktische ethische Gesichtspunkte aus der Bernsteinschen Schrift gebührend hervorheben, alles Politische und Oekonomische im engeren Sinne absichtlich bei Seite lassend.

Zunächst zeugt schon von einem nicht gerade gewöhnlichen Mute die Thatsache selbst, daß Bernstein, früher eine der festesten Säulen des Marxismus, unbeirrt durch diese seine theoretische Vergangenheit, unbeirrt durch Freundschafts- und Parteibeziehungen, unbeirrt auch durch die falschen Deutungen gerade seitens der bisherigen Freunde, auf die er sich bereits gefaßt macht, frei und offen der veränderten, nach gewiß nicht leichtem Kampfe gewonnenen Ueberzeugung Ausdruck verleiht. Diesem sittlichen Mute entspricht auf wissenschaftlichem Gebiete eine lobenswerte Objektivität und Unabhängigkeit. Wie Bernstein die beständige Anwendung des Ausdruckes „bürgerlich" statt „kapitalistisch" bekämpft (128 ff.), so bricht er zum ersten Male entschieden mit dem in marxistischen Kreisen gäng und gäben Vorurteile einer zweifachen, „bürgerlichen" und proletarischen Wissenschaft. Jede Tendenz thut der Wissenschaftlichkeit notwendig Abbruch (177). Es ist ein Unsinn, die Wissenschaft zur Parteisache machen zu wollen (173 Anm.) „Ein Irrtum wird dadurch nicht der Fortexhaltung wert, daß Marx und Engels ihn einmal geteilt haben, und eine Wahrheit verliert dadurch nicht an Gewicht, daß sie ein antisozialistischer oder nicht vollwichtig sozialistischer Oekonom zuerst gefunden oder dargestellt hat" (173).

In Konsequenz solcher Anschauungen verlangt Bernstein klipp und klar die Emanzipation von der heute überlebten „Phrase" von der Diktatur des Proletariats. Die Diktatur einer Klasse gehört einer tieferen Kulturstufe an. Nur das Bewußtsein, Pionier einer höheren Kultur zu sein, kann den sittlichen Rechtstitel der angestrebten gesellschaftlichen Expropriation begründen (127). So erstrebt denn auch er die auch in diesen Blättern geforderte Versöhnung von Sozialismus und Individualismus (Bernstein gebraucht statt des letzteren meist den politischen Ausdruck: Liberalismus). Der Zweck aller sozialistischen Maßregeln, auch derjenigen, die äußerlich sich als Zwangsmaßregeln darstellen, ist Ausbildung und Sicherung der freien Persönlichkeit (129). Der Sozialismus will keine neue Gebundenheit irgend welcher Art schaffen. Das Individuum soll frei sein, zwar nicht aller Pflichten gegen das Gemeinwesen, wohl aber frei von jedem ökonomischen Zwange (132). Zur Freiheit aber gehört die Selbstverantwortlichkeit (auch im wirtschaftlichen Sinne); „wir mögen theoretisch über die Handlungsfreiheit der Menschen denken, wie wir wollen, praktisch müssen wir von ihr als Grundlage des Sittengesetzes ausgehen, denn nur unter dieser Bedingung ist eine soziale Moral möglich" (130 f.).

So nunmwunden, fast mit Kantischen Worten, erkennt Bernstein das Sittengesetz als Grundlage des Sozialismus an. Daß er unter solchen Voraussetzungen sich durchaus auf den Boden der Reform statt der Gewalt, der Evolution statt der Revolution stellt, ist eine natürliche Folgerung und braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Ob sich auch die Partei, an die er seine Mahnung richtet — nach seiner Meinung ist sie „in Wirklichkeit" bereits eine demokratisch-sozialistische Reformpartei geworden, die nur die letzten Reste revolutionärer Phraseologie abzuwerfen braucht (165) — auf denselben Boden einer rein ethischen Begründung des Sozialismus stellen wird, steht dahin. Das Warum? brauchen wir unseren Lesern nicht darzulegen. Keime dazu sehen wir in der letzten Zeit allerdings immer stärker hervorsprießen. Ich möchte zwar nicht so weit, wie Woltmann, gehen, der kürzlich schrieb: „Ich könnte aus den Aufsätzen in den deutsch-französischen Jahrbüchern, der „heiligen Familie", dem „Kapital", dem Anti-Dühring bis zu Bebels „Die Frau und der Sozialismus" und den gewöhnlichen sozialdemokratischen Brochüren nachweisen, daß der Marxismus von Anfang bis Ende einen moralischen Charakter trägt, der vom Bewußtsein einer Menschheitsmoral erzeugt wird"; unmittelbar vorher gesteht er selbst zu, daß die Marxisten „theoretisch und historisch nur eine Klassenmoral anerkennen." Indessen, daß sie sich, wie Stammler (S. 445 seines Werkes) treffend bemerkt, fast sämtlich neben dem „Paradeanzug" des theoretischen Materialismus eine Art „zweite Garnitur" praktischen Idealismus „für den Handwerksbetrieb der Tagespolitik" zugelegt haben, in der trotz des Kausalzwangs der Naturnotwendigkeit der Zweckgedanke sich geltend macht, lehrt ein jeder Blick in die sozialistische Tagesliteratur. Ja, auch theoretisch macht sich neuerdings eine immer stärkere idealistische Unterstimmung im Auslande (Jaurès u. a.) noch mehr als in dem doktrinären Deutschland, bemerkbar, der selbst die starrsten Marxisten sich nicht ganz zu entziehen vermögen.

Wie sympathisch man nun aber auch eine derartige Entwicklung vom Standpunkt des Ethikers begrüßen kann und muß, so fehlt doch selbst im Falle Bernstein — kaum viel an einer klar bewußten und philosophisch d. h. methodisch genau begründeten Ergreifung des Sittlichen, ohne die, wie schon Staudinger ähnlich ausgeführt hat, auch das sittliche Wollen leicht an Zielsicherheit und Festigkeit einbüßt. Und doch könnten Bernstein und seine Freunde das, was ihnen mangelt, bei eben dem Manne im vollsten Maße finden, dessen Namen sie anrufen, auf den sie zurückgehen wollen — in der erkenntniskritisch begründeten Ethik Kants, zumal in derjenigen Weiterentwicklung, die ihr neuerdings durch Cohen, Stammler, Natorp gegeben worden ist. Ueber diese, zu denen soeben unseres Freundes Staudinger neue Schrift hinzugekommen ist, in einem nächsten Artikel.

Michael Georg Conrad als Lyriker.

Von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam (Bremen).

Mit lyrischen Gesängen werden die Schlachten auf dem Gebiete der ethischen Kultur nicht geschlagen, mit Versen, und wenn sie auch noch so stimmungsvoll und wohlgereimt sind, werden die Schäden unserer jammervollen Zeit nicht beseitigt. Aber seit den frühesten Tagen ist doch die hohe ethische Mission einer vornehmen und gesunden Lyrik anerkannt worden. Und nun vollends in der Gegenwart hat die Kunst als sittliche, als erzieherische Macht die vollste und allseitigste Würdigung gefunden. Ganz erklärlich ist es, wenn all' die Zionswächter, die der Staat oder Privatpersonen besolden, wenn all' die aus eigenem Antriebe als Hüter guter Sitte sich geberdenden Moralisten auf die Poeten, die ihre Lieder in's Volk hinein singen, ein scharfes Auge richten. Und unsere „Alten" hätten nicht ein solches Zetergeschrei über unsere „jüngstdeutsche" Lyrik erhoben,

Digitized by Google

wenn sie nicht wüßten, wie machtvoll solche Kunst ganze Generationen beeinflussen kann. Gleichviel nun, wie man sich zu den „Modernen" stellt, eine Thatsache müssen Freund und Feind der litterarischen Bewegung unserer Zeit anerkennen: in der großen Schar der „Jünglen" fehlt es an Männern, an fest abgeschlossenen Charakteren, an markigen, wuchtigen, zuverlässigen Persönlichkeiten, deren Ja Ja und deren Nein Nein ist. Wie vielen von diesen Dichtern unserer nervösen Epoche mit ihrer Hast und Krankheit fehlt es an Treue gegen sich selbst, an Wahrheit, an Ueberzeugung, an heiliger Begeisterung, an sittlichem Gehalt. Der Sport hat sich auch in die Kunst eingeschlichen, eitles Virtuosentum macht sich auch bei vielen Sängern breit, die in unseliger Verblendung meinen, durch paradoxe Uebertreibungen, durch „radikale" Ansichten, durch blendende Geistreicheleien die Welt aus den Angeln zu heben. In dieser Zeit der Zerrissenheit und Zerfahrenheit, der Verdummelung und Begriffsverwirrung, des Hin- und Herschwankens, des Widerspruchs und der Verlogenheit in der heutigen Dichterwelt ist ein Mann ein echter, wahrer Mann viel wert. Der neben Karl Bleibtreu als Bannerträger der modernen Dichtung geltende Michael Georg Conrad ist ein solcher Mann, ein echter, wahrer Dichter, ein ganzer, großer Mensch, eine markige, wuchtige, festabgeschlossene, kerngesunde Persönlichkeit. In einem Alter, in dem die meisten Dichter ihre Harfe für die Lyrik längst an die Wand gehängt, oder alle Ursprünglichkeit, Jugendfrische und Schöpferkraft verloren haben — sagt doch z. B. Friedr. Hebbel selbst von Uhland, daß er eigentlich seit 1815 nicht mehr gelebt habe, — giebt der Münchener Vorkämpfer für modernes Geistesleben einen stattlichen Band lyrischer Gesänge heraus*), die wie hehrer Glockenklang und Aufrechungsgelaute dahertönen, wie Sturmeswehen und Lenzesbrausen, vor denen die düsteren Nebel weichen und der kalte Winter schwindet. Wie ein jugendstarker, siegreicher Held, an dem alles kraftstrotzend, ursprünglich, markig ist, schreitet der begeisterte Sänger einher, in brausenden Akkorden auch aufrüttelnd die Matten und Morschen, die Zweifelnden und Seufzenden. Den „Modernen" sagt man nach, ob mit Recht oder Unrecht ist hier gleichgültig, daß ein Grundzug ihres Wesens das Sensitive, Nervöse, Krankhafte sei. Und nun sehe man Conrad an, der trotz seiner fünfzig Jahre so modern ist wie der Modernsten einer, seine gesunde, starke, männliche Art! Und wie weltenfern liegt ihm die Weise, die Uhland in den Worten geiselt: Man tiepelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht! Mit Kleinigkeiten giebt sich Conrad nicht ab. Den ernstesten Fragen des Lebens, den höchsten Aufgaben der Menschheit tritt er näher. Alles in dem neuen Buche ist wuchtig, schwer, bedeutsam. Noch jetzt erklingt es heimlich und auch laut in manchen Kreisen, daß die verrückten „Modernen" nicht „an Engel und an Gott" glauben, daß ihnen nichts heilig sei, daß sie von Pietät nichts wissen, daß sie die Tugenden, die andern hoch und hehr gelten, verspotten. Und womit beginnt und beschließt Conrad seine lyrischen Gesänge in dem Bande „Salve Regina"? Mit tiefaufregenden Klängen, gewidmet dem tranten Elternhaus, dem altern Bauernhaus auf ländlicher Flur, der Jugendheimat, dem stolzen Frankenlande, das sein Jugendsonnenreich, sein Friedensreich ist; mit tiefsinnigen, wunderbar weichen Liedern, geweiht der Mutter, dem Vater, der Gattin, dem Kinde; mit kindlich reinen, kindlich gläubigen Tönen, wie sie so schlicht und hingebend keiner von den vornehmen Spöttern über moderne Dichtung je gesungen. Und an der Hand dieser Gesänge könnte ich so recht deuen, die da fragen, worin denn eigentlich die neue Kunst besteht, die hohen Vorzüge dieser neuen Lyrik nachweisen. In diesen freien Rythmen, zum großen Teil losgelöst von der einengenden Schablone der alten Stropheneinteilung, ist eine solche Weihe der Sprache, eine solche Hoheit der Diktion, eine solche Wahrheit und Echtheit der Empfindung, eine solche Treue der Anschauung, daß man beim ersten Ton beim Vorlesen hört, wie hier eine ganz andere Welt sich auftut, edler und hehrer, herzerquickender, herzerhebender, als in den so vielfach abgeleierten Reimereien der letzten litterarischen Epoche. Und welch tiefempfundenes Mitleid spricht aus den so volltönenden Gesängen Conrads, Mitleid mit der Welt, dem Unglück, das die Menschheit durchzittert! Man lese die schaurigen Schilderungen: „Notschrei", „O du mein Oesterreich", „Italia". Die süßlichen, schönheitstrunkenen, der irdischen Wirklichkeit entrückten Verskünstler sehen in dem gelobten Lande der Kunst nur eitel Glück und Sonnenschein. Unser Dichter, der in seiner Warmherzigkeit ein echter, wahrer, tieffühlender Mensch geblieben, erschaut die Wahrheit, die nackte, des Trugs entkleidete Wahrheit, wie die klassischen Erstlinge europäischer Kultur und aller Herren Völker Lehrer und Lieblinge jetzt in Schmutz und Lumpen starren und Jammerbilder des Ekels und Leides geworden sind. In seiner langen Schriftstellerlaufbahn hat Conrad immer zu Felde gelegen gegen alle Rückwärtsler, gegen die Anglizmeier, die vor jedem frischen Hauche modernen Geisteslebens zurückschrecken, gegen alle die, welche er in seinem neuen Buche einmal nennt: Sudler, Leimer und Magister, Mückenseiger, Kamelschlucker, Federfischer, Scherenschleifer, hochgelahrte Zeilenschinder, Noten- und Buchstabenquetscher. Mit unfehlbarer Sicherheit wird es eintreten, daß Ungezählte der Neunmalweisen und Neunmalklugendhaften Conrads „Salve Regina" mit hoher sittlicher Entrüstung aus der Hand legen werden, nachdem sie einen flüchtigen Blick in das Buch geworfen, nachdem sie vielleicht die Ueberschriften gelesen wie: Dem unbekannten Gotte, Pumpanella, Selige Botschaft, Kampflied, Nibelheim, Gut zu Fuß, Siegesfeier, u. a., nachdem sie von der heißen Glut der Liebesgesänge zurückgeschreckt worden sind, nachdem sie Worte gefchaut, wie:

„Mein Lebensrecht! Hier ab' ichs aus
Auf seines Ursprungs Scholle.
Hier gründ' ich meines Geistes Haus
Und greife getrost ins Volle.

*

Und was mich schlecht dünkt, recht' ich an
Und zahl' ihm blutige Liebe,
Was gut und schön sich erweisen kann,
Dem weih' ich meine Liebe.

*

Mit meinem Volke teil' ich recht
So Leid wie Freud' und Wonne
Als hoher Deutscher nicht als Knecht,
Als freister Mann unter der Sonne."

oder:

„Ich äffe nicht den Gott und fröhne nicht dem Tier,
Ich will nur werden was ich bin: ein Mensch,
Und menschlich frei und wahr und schön,
Ein Erdensohn im Sonnenlicht,
Voll ungebrochener Zuversicht
Ein froher Gast des gastlich reichen Lebens.

*

Der sei mein Mitmensch, der nur dazu hilft.

*

Du unbegreiflich rätselvoller Weltengott,
Wie Dich der Unverlesenen Herz in heiliger Not ersann,
Dir sall' ich nicht zur Last mit feigen Frömmler-Bitten,
Ich huldige Dir mit heiterem Menschen-Gruß!"

Und doch ist der kühne Sänger, wie es all' die stolzen Lieder seines „Salve Regina" bekunden, mit seinem Mannesmute, seiner Manneskraft, seinem Freiheitsgefühl, seiner Ueberzeugungstreue, seiner Wahrheitsliebe, seiner unerbittlichen Herbheit und doch auch milden Herzensgüte eine große ethische Persönlichkeit, so recht im hohen Maße begabt, die Schwachen und Zagenden, die Schwankenden und Suchenden

*) Michael Georg Conrad, Salve Regina, Lyrischer Zyklus mit Umschlag-Zeichnung von Eduard Sommer. Berlin und Leipzig. Verlag von Schuster und Loeffler 1899.

Digitized by Google

aufzurichten, die Gleichgesinnten, die Muthigen, die Unerschrockenen, die Aufwärtsstrebenden, die Vorwärtsdenker aber mit neuem Mute, mit neuer tiefinnerster Begeisterung zu erfüllen.

Streiflichter.

Ein Anfang zum Besseren? „Nicht erfreulich" nannte der Vertreter des Kultusministeriums in der Petitionskommission des Abgeordnetenhauses die Zustände, die durch die zwangsmäßige Heranziehung von Dissidentenkindern zum obligatorischen Religionsunterricht geschaffen seien; er gab zu, daß „in der That ein Zwang ausgeübt werde" — also doch wohl ein Gewissenszwang im Gegensatz zu dem merkwürdigen Kammergerichtsurteil, das eine Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit der Eltern leugnete, wenn die Kinder gegen ihren Willen in „irgend welcher" Religion erzogen würden), und endlich gab er uns von der Hoffnung Kenntnis, die im Kultusministerium herrsche, „daß es bald zu einer gesetzlichen Regelung der Materie komme, so schwierig auch diese zu erzielen sein werde." Wir sind beschieden geworden und freuen uns aufrichtig jeder leisen Regung zum Besseren. Dazu rechnen wir auch, daß der Antrag des konservativen Dr. Arend auf einfachen Uebergang zur Tagesordnung abgelehnt und dafür der Antrag des ebenfalls konservativen v. Kölichen angenommen wurde, die beiden Petitionen (Dr. Penzig und Friederici) der Staatsregierung „als Material" zu überweisen. Es wird nun darauf ankommen, das zarte Pflänzchen Hoffnung im Kultusministerium zu kräftigen. Dazu wird hoffentlich die Debatte im Plenum, die von freisinniger Seite durchaus erzielt werden müßte, einiges beitragen. Wenn das Kultusministerium an seinem Grundsatz, daß es als Aufsichtsbehörde über den Volksschulunterricht einen Unterricht in der Religion für alle Kinder verlangen müsse, festhält, so könnte es doch vielleicht, statt wie bisher dem arbiträren Ermessen des Ministers oder seiner Räte die Bestimmung des Begriffs „Religion" zu überlassen, den Weg beschreiten, daß für alle Kinder, deren Eltern einer staatlich anerkannten Religionsgemeinde nicht angehören, der Nachweis einer reingeschichtlichen Kenntnis des christlichen Glaubens als ausreichend betrachtet werden solle. Dabei dürften die Anforderungen immerhin ziemlich hoch gestellt werden. Bei der heutigen Examination im Religionsunterricht wird ja das Kind auch nicht gefragt, ob es nunmehr im Glauben an den Gottessohn und seine Erlösung sein Seelenheil endgiltig gefunden habe, sondern der Examinator kann sich nur versichern, ob der Katechismus genügend gewußt werde und eine gewisse Bekanntschaft mit Sprüchen und Liedern frommer Menschen vorhanden sei. Wenn die staatliche Aufsichtsbehörde nun einmal den Geist überzeugter Missionsthätigkeit in sich fühlt, so mag sie sich doch, wie die Apostel, damit genügen lassen, jedermann das Heil anzubieten. Hat das Wort Gottes und das Bekenntnis der Kirche die Kraft, Glauben zu erwecken, so bedarf es nicht der schwachen Stimme menschlicher Empfehlung. Wir sind überzeugt, daß die dissidentischen Gemeinden mit Freuden und ohne alle renegatenhafte Feindseligkeit ihre Kinder recht sorgfältig über die Lehren unterrichten lassen würden, die in ihnen selbst die Ueberzeugung geweckt haben, daß nicht mehr die volle Wahrheit darin zu finden sei.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Ueber „Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen" sprach Prof. Dr. Bruno Meyer im April. Der ungeheuere buchhändlerische Erfolg des Werkes habe ihn Unvergleichliches erwarten lassen; er müsse sich aber als schlankweg enttäuscht bekennen. Nicht als ob die Lektüre nicht sehr interessant wäre — ein z. T. ätzender Humor, feingeschliffene Bosheiten und ein lapidarer Stil mit fast mustergiltigem Deutsch seien ihm eigen — aber als geschichtliches Werk sei es unbrauchbar. Freilich: „Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils" — in dieser Beziehung sei Bismarck groß. Es sei erstaunlich, mit welcher Gleichgiltigkeit er über Dinge von der größten Bedeutung für das Leben der Nation hinweggegangen. Der Name des Mannes, der die Sozialdemokratie großgezogen, jene Partei, die er bis aufs Messer bekämpft, Lassalle's sei nirgends genannt. Männer, die überhaupt irgend einen Einfluß auf ihn gehabt hätten, kenne Bismarck nicht, nur solche, deren er sich bedient habe. Das gelte sowohl von dem als Dernier consultatio geschilderten Grafen Roon, wie von Kaiser Wilhelm I., dieser sei eine durch und durch sittliche Natur gewesen; Bismarck schildere ihn überall so, daß es jeden abstoßen müsse, der nicht mit besonderer Liebe für ihn erfüllt sei. Sein erbitterter Kampf gegen die weiblichen Einflüsse bei Hofe lasse ihn in dem Bestreben, alle kurierenden Königin Augusta den Herd aller seiner Politik d. h. Reichsfeindlichen Intrigen sehen. Die deutsche Heeresleitung habe neben einigem Verdienst doch auch sehr viel Glück gehabt. Auch in der Diplomatie finde sich niemand genannt, der ihn gefördert hätte, vielmehr seien alles nur Figuren, die er gezogen und deren er sich dann entledigen mußte, um seine Pläne durchzuführen. Nur der vierte Teil der Minister, die er verbraucht, seien überhaupt genannt, und zwar nicht vorteilhaft. Daß Bismarck von den Parlamentariern nichts gutes zu sagen wisse, sei bekannt; Opposition führe er — bis auf eine einzige Stelle — fast auf Bösmilligkeit zurück. Fortschrittlich war Radikalismus sei für ihn stets identisch. Die Dinge malten sich stets in seinem Kopfe noch einem bestimmten Klischee, das nur immer wieder benutzt werde. Andere Ansichten, als die seine, dürfe es gar nicht geben: entweder Bismarck' sans phrase oder Reichsfeind. Seine bodenlose Einseitigkeit, die nichts dazu lernen wolle, sei geradezu erschütternd gewesen. Er sei in der ganzen Welt nichts anderes gewesen, als Staatsmann, die Idee von dem nationalen Berufe Preußens in Deutschland sei das Stichwort seines Lebens. Ob bei seiner Politik Sozialdemokratie oder Antisemitismus, Liberale oder Konservative gefördert wurden, sei ihm der politischen Einigung Deutschlands gegenüber gleichgiltig gewesen; er habe über der Politik das Augenmaß für alle anderen Dinge verloren. Trotz vorzüglicher Bildung und umfangreichem Wissen sei er gewissermaßen der Beschränkteste unter den genialen Männern, von einer fixen Idee, der Größe Preußens beherrscht, für die er freilich auch jederzeit sein Leben gewagt hätte.

Redner sei kein Freund davon, geniale Männer an der bürgerlichen Moral zu messen; er müßte aber sagen, daß moralische Qualitäten B. nicht in hervorragendem Maße zukämen. Er sei Egoist im südlichen Sinne gewesen und habe alles nur um sich gemessen. Mißtrauen und Menschenverachtung waren die Folge einer brutale Nichtachtung anderer. Dabei habe er wenig eigentliche Menschenkenntnis besessen und in seiner Umgebung doch recht zweifelhafte Elemente geduldet. Die ganze Einseitigkeit seines Systems, das neben sich keine Norm duldete, sondern alles auf seine eigene Tüchtigkeit zuschnitt, trete am besten daraus hervor, daß er absolut keine Schule gemacht habe, keinen ebenbürtigen Nachwuchs hinterlassen. Man denke dem gegenüber an die vortreffliche Schule Moltkes! Dem geistigen Leben der Menschheit, Kunst und Wissenschaft, habe er fast gänzlich interesselos gegenübergestanden — nicht weil er keine Zeit dazu gehabt, sondern weil die Politik sein ausschließliches Steckenpferd gewesen. Auch der starken Bewegung, die das Leiden der Mitwelt lindern möchte, habe er fremd gegenübergestanden. Durch die Art seiner Behandlung seiner Untergebenen als bloße Werkzeuge habe er den Strebergeist großgezogen.

Nachdem Redner dann einige markante Stellen aus dem Werke verlesen, schloß er seine Würdigung des Werkes in etwa folgendem Sinne. Die „Gedanken und Erinnerungen" seien ein außerordentlich schätzbares Werk der deutschen Nationalliteratur, aber ganz und gar kein geschichtliches Quellenwerk. Es stelle den Versuch der Selbstrechtfertigung in einem leitenden Geiste dar, der aber bewußt seine Thätigkeit in eine bestimmte Beleuchtung habe rücken wollen. Alle Vorzüge und Nachteile subjektiver Memoirenlitteratur seien hier auf ihren Gipfel getrieben. Aber eben als Ausstrahlung einer überwältigen Individualität habe das Werk einen bleibenden Wert.

* * *

Abteilung Berlin. Vor einem überaus zahlreichen Publikum sprach im April Frl. Elisabeth Mießner im großen Saale des Langenhauses über: „Die freie Liebe und die Frauen". Der Gedankengang ihrer Ausführungen war kurz der folgende: Unter „freier Liebe" verstehe man die Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechts ohne gesetzliches Ehebündnis für die Dauer ihrer gegenseitigen Liebe. Unter diesen Begriff fielen also sowohl die unkonstatierbare Prostitution, ungeregelte Polygamie und Polyandrie ꝛc. wie auch das höchste Ideal der Monogamie: eine Gemeinschaft zwischen Mann und Frau mit der Voraussetzung ihrer Unlösbarkeit — nicht durch gesetzlichen Zwang — sondern allein durch das eigene sittliche Gefühl. Das Fehlen der gesetzlichen Regelung des Verhältnisses, wie es offenbar der dritte Fall sei, bedinge im menschlichen Gemeinschaftsleben und neuerdings ein Ideal sei, bedeute nun freilich nicht Freiheit an sich, sondern nur das „freie Recht des Stärkeren". Ein merkwürdiger Widerspruch zeige sich bei den Vertreterinnen der freien Liebe, die zugleich Frauenrechtlerinnen wären, darin, daß sie die Rückkehr zur Natur, die freie Verfügung über den Körper forderten, zugleich aber

Digitized by Google

gegen das ungezügelte Sichaustoben der Männerwelt protestierten. Sie verlangten also Abschaffung der Ehe, weil die Männer sie nicht heilig hielten — mit derselben Logik dürfte man die Abschaffung des Eigentums mit der Existenz von Dieben begründen. Diese Unklarheit im Bunde mit der modernen Sucht, gegen das Konventionelle zu kämpfen, habe Gemeinschaften geschaffen, welche die freie Liebe auch in Thaten umsetzen möchten, und sogar mit religiösem Anstrich einen Kultus der erotischen Liebe trieben. Der jede Freiheit illusorisch mache. An dem „Fall Gerdes", der eine verlassene Unglückgerin der freien Liebe wegen versuchter Tödtung vor das Gericht führte, sei zu ersehen, daß es auch in der freien Liebesvereinigung der Neuzeit, dem „Verhältnis auf Zeit" mit der Freiheit der Frau sehr schlecht bestellt sei. Die erotische Liebe sei unlenkbar die unsicherste von allen, weil sie die körperlichen Vorzüge gebunden; dabei trage nur die Frau die Last, der Mann genieße nur ihre Lust. Die sämtlichen Pflichten der Kindererziehung würden nur auf die Frau abgewälzt, und diese, gerade die reife Persönlichkeit, im Leben und in der Gesellschaft zurückgedrängt von der unvollkommenen Menschheit, der Jugend, dagegen werde die Männerwelt zum krassen Egoismus erzogen. Eine staatliche Kasernierung der Kinder aber widerspreche völlig dem Erziehungsideal der Individualisierung, und die Verödung der egoistischen Sinnesart durch die sorgende Liebe für die Kinder sei besonders dem Manne von Übel. Die gesetzliche Ehe mit ihrer Beschränkung des egoistischen Begehrens des Einzelnen zu Gunsten des Gesamtwohles sei also zum Schutz für die Gesellschaft, speziell die Kinder, eingeführt worden. Es sei dahin eine arge Verirrung, wenn ideal gesinnte Frauen sich verleiten ließen, einer Theorie das Wort zu reden, die so schweren Schädigungen in ideeller, wirtschaftlicher und rechtlicher Beziehung für einen wenigen Teil der Gesellschaft im Gefolge habe. Erklärlich, wenn auch nicht entschuldbar, werde dies durch folgende Erwägungen: Eine Reform im Verhältnis der Ehegatten sei zweifellos anzustreben; das Herrenrecht des Mannes, welches sprichwörtlich geworden sei in der Übernommenen Pflichten und die Beschränkung seines Liebesliebens, könne aber nicht auf einmal, sondern nur allmählich, der sortentwickelten Kraft der Idee gemäß, beseitigt werden. Die Ungeduld mancher Frauen nun fordere sofortiges Fallen aller Schranken; sie brennen das Haus nieder, weil ihnen die Fenster zu eng seien und versprechen, daß Befreiung von allen Schranken häufig die größte Unfreiheit herbeiführen Naturgewalten gegenüber bedeutet. Verständlich wäre solches Vorgehen noch durch die relative Häufigkeit unglücklicher Ehen, die auf alle Leute, auch die Kinder, entsittlichend wirkten. Die lebenslange Bahn für solche Ehen sei freilich unerbarmherzig, doch sei die Trennung solcher Ehen müsse erleichtert werden. Daß die moderne schöne Litteratur vorwiegend solche am meisten interessierenden Ausnahmefälle behandele und den „Mut", das „heldenhafte Märtyrertum" der Frauen preise, die sich „ihrer eigenen Individualität entsprechend von anderen", habe ferner in weiten Kreisen verwirrend gewirkt. Endlich müsse mit der traditionellen Anschauung überwundener Kulturstufen gebrochen werden, als ob es die vornehmste Lebensaufgabe und das einzige Glück des Weibes sei: Mutter zu werden. Diese Ansicht überliefere die Frau ohne Dache der Abhängigkeit vom Manne, der sie erst zum „fertigen Menschen" machen könne und dem Kinderchen, nur ihm zu gefallen. Die wohlmeinenden Männer, die der Frau die gleiche Freiheit wie dem Manne zugestehen möchten, wüßten es gar nicht, daß sie im Begriff seien, das Weib zu ihren Begriffen von Sittlichkeit und Gesundheit herabzuwürdigen. Sie ahnten nichts von dem eigentlichen Wesen des Weibes, das sich instinktiv gegen die ihr von der Natur auferlegten Lasten zu schützen suche, nicht durch Prüderie, wohl aber durch Keuschheit; sie begriffen nicht die höhere Mission der Frauen: den Mann zu ihren Begriffen von Sittlichkeit, zu einem reineren, gesünderen Leben emporzuziehen und auf diese Weise ein reineres, kräftigeres Menschengeschlecht zu erzielen.

Zum Schlusse sei noch der idealsten Auffassung des Begriffes der freien Liebe gedacht. Dieser Zustand freierer Vereinigung ohne allen gesetzlichen Zwang sei nur auf dem Gipfelpunkt ethischer Vollendung von Mann und Frau denkbar. Dann aber sei wiederum nicht einzusehen, warum ein Paar, das sich der Reinen und Dauerhaftigkeit ihrer Gefühle vollbewußt sei, die ehelich drabschlägte Unlösbarkeit ihres Verhältnisses nicht auch äußerlich dokumentieren wolle. Die Zartheit der Empfindung hindere doch keinen ehrlichen Mann, dessen Wort so gut wie ein Eid sei, beispielsweise in vermögensrechtlichen Beziehungen Kontrakte zu schließen. Aber die Erfahrung, daß die scheinbare Empfindungszartheit häufig nichts als ein Mittel der Täuschung seiner selbst oder anderer sei, um unsittliche Formen der freien Liebe unter jenes Ideal zu schmuggeln, müßte jeden ethischen Menschen die gesetzliche Form vorziehen lassen.

Die Rednerin stellte schließlich folgende Thesen zur Diskussion:

1. Nur in ihrer idealsten Form würde die freie Liebe mit ethischen Grundsätzen vereinbar sein.

2. Der ethische Zustand, welcher für eine Verwirklichung derselben vorausgesetzt werden muß, ist in absehbarer Zeit unerreichbar.

3. Bei dem gegenwärtigen, rechtlichen, wirtschaftlichen und ethischen Kulturstandpunkt und dem der kommenden Zeiten würde die freie Liebe nur eine Schädigung, nicht nur der Frauen, sondern der ganzen Gesellschaft bedeuten.

4. Es ist daher vor allen Bestrebungen, welche die freie Liebe befürworten, dringend zu warnen. —

In der anschließenden Diskussion sprach zunächst Dr. Berendt seine Freude darüber aus, daß hier nicht für die freie Liebe eingetreten worden sei und fand die Ursachen dieser Theorie vor allen Dingen in der weiten Verbreitung der Konvenienzehen. Wenn nur Pflicht die Ehelente zusammenhalte, so sei ihr ethischer Charakter verfehlt. Prof. Döring verwahrte die ethische Gesellschaft vor der Vermutung, als hätte man erwarten können, daß die Theorie und Praxis der freien Liebe bei ihr Billigung finden könnten. Dr. Penzig nahm sich der Männer an und betonte, daß die sittliche Seite des Verhältnisses der Geschlechter doch auch jungen Männern zeitig zum Bewußtsein komme und daß vor allem die Vaterschaft im höchsten Sinne veredelnd auf sie wirkte. Frau Bieber-Böhm erklärte ihr volles Einverständnis mit den Vortragenden und wies auf die Notwendigkeit hin, die männliche Jugend im Sinne der Thesen sittlich zu beeinflussen. Herr Rheinhold wollte keine Ausnahmen idealster Anarchie zulassen; eine Freiheit gebe es nur innerhalb des Gesetzes, denn „des Gesetzes Strenge setzele uns in den Stand, sie zu verschmähen." In ihrem Schlußwort sprach endlich Frl. Wiegner die Hoffnung aus, daß der Abend klärend auf die vielfachen Unklarheiten und Unsicherheiten weiter, auch ideal gesinnter, Kreise in diesem schwierigen Gebiet gewirkt haben möge. —

* * *

Ulm, 24. Mai. Auf Veranlassung der hiesigen Abteilung der „Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur" hielt der Herausgeber der „Ethischen Umschau" Herr Gustav Maier-Zürich am Dienstag, den 23. d. M. im Saale zum „Fischer Roß" einen öffentlichen Vortrag über das Thema: „Die richtige Organisation der Konsumgenossenschaften." Der Redner besprach zuerst die im Verlaufe dieses Jahrhunderts erfolgten Veränderungen im Produktions-Wesen und die dadurch hervorgerufenen Klassenbildungen mit ihren wirtschaftlichen und politischen Gegensätzen. Die Mißstände stehe überall im Vordertreffen und der Verkehr nähme immer vollkommenere Formen an in Bezug auf Einrichtung und Ausdehnung. Dagegen sei die Güterverteilung, abgesehen von einigen Groß-Bazaren, noch in mittelalterlichen Formen stecken geblieben. Während die Maschine die Waren verbillige, vertreuere der Zwischenhandel dieselben wieder und erschwere so den Absatz bezw. die Kaufsfähigkeit der Waarenverbraucher. Die Marxschen Prophezeihungen vom baldigen Ende des Kapitalismus seien bis jetzt nicht eingetroffen, die von Arbeitern verschworene Not dasein geruhen Güterzeugungs- und Geschäftsarten hätten sich noch halten können, abgesehen von einigen Ausnahmen in Belgien. Große Erfolge hätten dagegen die Arbeiter mit ihren Konsumgenossenschaften erzielt. Der siebente Teil der Bevölkerung England sei konsumgenossenschaftlich organisiert und bestinde sich verhältnismäßig wohl dabei. Der immer weitere Kreise der verschiedensten Volksklassen in sich schließende organisierte Konsum könne auch genau den Bedarf bestimmen. Auf Grund desselben würden die Konsumgenossenschaften nach und nach von selbst dazu kommen auch die Gütererzeugung, welche bisher in Bezug auf Absatz ganz planlos betrieben wird, durch Bildung von Produktiv-Genossenschaften regelnd in die Hand zu nehmen. Der Redner bevorwortet für Stadt und Land die Bildung von Konsum Genossenschaften, welche von jeglicher Gewinnverteilung an den Einzelnen gänzlich absehen sollen, wo bei gemeinsamem Bezug der Waaren ans erster Hand, nur wegen der unvermeidlichen Unkosten, soweit notwendig, ein entsprechender „Mehrpreis" auf die Waare gelegt, etwaiger Ueberschuß jedoch zur weiteren Vervollkommnung der Konsum-Genossenschafts-Anlagen und deren Einlagen verwendet wird. Alle Klassen der Bevölkerung hätten das Bedürfnis billige Waaren zu bekommen. Die Konsumgenossenschaft sei der einigende, wirtschaftlich erzieherische Punkt, wo angefangen werden sollte, um die immer stärker werdenden Klassengegensätze abzuschwächen. Redner besprach dann noch die Entschädigungsfrage für den durch den organisirten Konsum überflüssig werdenden Kleinhandel und schloß mit dem Hinweise, daß in den Kiesen-Konsum hallen der Zukunft ähnlich wie bei der Post und Bahn rc. ungeahnte Tausende von Menschen eine sichere Existenz finden würden. Nach Schluß des Vortrags fand im Saale noch eine Verteilung von Nr. 5 der „Ethischen Umschau" statt, in welcher die eingehenderen Vorschläge des Redners behufs Einrichtung von K.-G. in 16 Punkten zusammengefaßt, enthalten sind.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Précis historique du mouvement en faveur de la paix. Par Elie Ducommun. Berne, Henri Boneff 1899.

Das Ende des Marxismus. Von Dr. Paul Weisengrün. Leipzig, Otto Wiegand 1899.

Die Bildung des Christentums. Von Ernst Heinemann. Berlin, H. Walther 1898.

Sozialdemokratische Jugendschriften. Von W. Meyer-Markau. Bonn, Soennecken 1899.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, Post-Zeitungsliste Nr. 2883.

Ethische Kultur

Inserate: Die 5gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 10. Juni 1899. | Nr. 23.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Krieg und höhere Kultur. Von Philalethes. — Die Koalitionsfreiheit und ihre Gegner. Von Dr. Jastrow. — Noch einmal ökonomische Notwendigkeit und Freiheit. Von Ed. Bernstein. — Das Drama und die moderne Weltanschauung. Von Dr. P. Ernst. — Streiflichter: Auch eine Friedenskundgebung. Erfreuliches aus dem preußischen Kultusministerium. Die Verantwortlichkeiten im Dreyfus-Prozeß. — Bücherschau. — Eingegangene Schriften. — Briefkasten.

Krieg und höhere Kultur.

Von Philalethes.

Seit den Tagen, da Rousseau zuerst sein Naturevangelium predigte, ist es zum feststehenden Dogma bei vielen geworden, daß die höhere Kultur, so viel Wertvolles sie dem Menschen auch bringen möge, doch seine ursprüngliche Lebensenergie vernichte, vor allem die eigentlich heroischen Tugenden der Tapferkeit, Standhaftigkeit, Todesverachtung, Aufopferungsfähigkeit u. s. w. langsam aber sicher zu Gunsten der egoistischen Regungen austilge. Jede höhere Kultur aber kann nur im Frieden gedeihen, und so wäre nach dieser Ansicht der Krieg schon darum eine Notwendigkeit, ja ein Segen für die Völker, weil nur durch ihn eine Wiederherstellung der ursprünglichen Lebensenergie und damit auch der Fundamente aller Sittlichkeit, als welche jene heroischen Tugenden anzusehen sind, möglich wäre. Einer der entschiedensten Vertreter dieser Ansicht war beispielsweise ein als akademischer Lehrer und Schriftsteller so einflußreicher Mann wie Treitschke. „Jedes Volk," äußerte er sich einmal, „zu allermeist ein feingebildetes, wird in langer Friedenszeit leicht der Verweichlichung und der Selbstsucht verfallen. Das unbeschränkte Behagen der Gesellschaft ist der Untergang nicht nur des Staates, sondern zugleich aller Güter des Lebens. Spießbürgerlicher Sinn oder weltmännische Rührigkeit, welche nur die Befriedigung aller Gelüste des Einzelnen im Auge hat, unterwühlt die Fundamente einer höheren sittlichen Weltanschauung und den Glauben an Ideale. Flache Köpfe gelangen zu dem Wahne: der Lebenszweck des Einzelnen sei Erwerb und Genuß; der Zweck des Staates sei kein anderer als der, seinen Bürgern das Geschäft zu erleichtern; der Mensch sei bestimmt, teuer zu verkaufen und wohlfeil einzukaufen. Der Krieg aber, der ihn in dieser Arbeit störe, sei das größte Uebel und das moderne Heerwesen nur ein trauriger Ueberrest mittelalterlicher Barbarei . . . Einem solchen Geschlecht gereicht es zum Segen, wenn ihm das Schicksal einen großen und gerechten Krieg sendet, und je lieblicher sich die bequeme Gewohnheit des blos sozialen Lebens den Menschen ins Herz geschmeichelt, um so gewaltiger erscheint dann der Rückschlag, der sie emporruft zu kriegerischer That im Dienst des Staates."

Diese Anschauungsweise, welche gerade in Deutschland aus erklärlichen Gründen weite Verbreitung gefunden hat, und der man gegenwärtig wieder in zahlreichen Betrachtungen deutscher „nationaler" Organe über die Haager Conferenz begegnet, hat ihren Fehler darin, daß sie die Karrikatur, die Ausartung einer Sache für diese selbst nimmt. Gewiß kann und wird jede höhere Kultur, wie sie nur unter den Segnungen des Friedens möglich ist, auch immer leicht zur Verweichlichung, zu einer gewissen Lauheit moralischer Ueberzeugungen, zu einem sozialen Zustande führen, in dem der kurzsichtige Egoismus und das satte Behagen der Flachköpfe und faulen Gäuche den Ton angiebt: aber das alles nicht deshalb, weil der Friede herrscht und weil die höhere Kultur fortentwickelt wird, sondern weil diese noch nicht weiter genug fortentwickelt ist, um solche schlimmen Ausartungen hintanzuhalten. Sicherlich zeigt sich in langer Friedenszeit unter den Einwirkungen einer höheren Kultur Verweichlichung und Selbstsucht, spießbürgerlicher Sinn und Verflachung von Lebensidealen — aber ganz dieselben ethisch unerfreulichen Erscheinungen würden sich auch im Kriege bei den nämlichen Individuen zeigen, nur daß alsdann vielleicht die Selbstsucht in rohe Raubsucht umschlüge, der spießbürgerliche kleinliche Sinn sich nicht im Erwerbsleben, sondern im Verhalten in Feindesland geltend machen würde und die Genußsucht rohere, aber darum nicht minder widerwärtige Formen annähme. Nur daß man zugeben darf: es giebt besondere schlimme Entartungen, die gerade mit der Entwicklung jeder höheren Kultur eng verknüpft sind. Aber wo wirklich diese Kultur in energisch aufwärts steigender Richtung sich befindet, da zeigt es sich, daß sie eine tiefe Empfindung gerade für diese Entartungen hat und ihrer allmählich Herr zu werden sucht; und da entwickeln sich auf der andern Seite auch die eigentlich heroischen Tugenden nicht in geringerem, sondern selbst in weit höherem Grade, als es unter der Herrschaft des Krieges und bei kriegerischen Völkern der Fall ist.

Ein höchst lehrreiches und interessantes Beispiel dieser Art bot das Verhalten der Amerikaner im Kriege mit Spanien. Die Amerikaner stehen mit den anderen Völkern der angelsächsischen Rasse sicherlich auf der Höhe unserer modernen Kultur, ja sie vor allen anderen Völkern zeigen eine intensive und rapide Kulturentwicklung staunenswürdigster Art. Aber gerade hier, in dem Dollarlande, zeigten sich auch ihre schlimmen Kehrseiten: die fesselfose Selbstsucht, Korruption, Verweichlichung, laxe Spießbürgermoral u. s. w.

Digitized by Google

In Europa hatte man deshalb fast allgemein erwartet, daß die Nordamerikaner zwar vermöge ihrer Uebermacht, ihres Geldes, ihrer vorgeschrittenen Kriegstechnik schließlich über die Spanier triumphieren, daß diese aber, die, auf niedrigerer Kulturstufe stehend, gerade den kriegerischen Geist und die heroischen Tugenden bis zuletzt immer mit großem Eifer und Erfolg gepflegt hatten, ihnen auf freiem Kriegsfelde weit überlegen sein würden.

Aber gerade das Gegenteil des Erwarteten trat ein. In den entscheidenden Kämpfen um Santiago namentlich bewährten die Spanier ihre alte Tapferkeit, ihren Heldenmut, aber die Amerikaner übertrafen sie noch bei weitem; wie entschlossen die ersteren auch kämpften, das Vorgehen der letzteren war unwiderstehlich, ohne Zögern drangen sie direkt in das feindliche Feuer hinein. Dabei handelte es sich bei den Spaniern um kriegsgeübte und erfahrene Truppenkörper, die in langen Kämpfen bereits erprobt waren, bei den Amerikanern um Milizen und Freiwilligentruppen, schnell zusammengerafft und einexerziert, zum Teil aus den Söhnen wohlhabender Familien bestehend, denen die Strapazen und Schrecken des Kriegslebens völlig neu waren.

Vielleicht noch bezeichnender sind die Berichte, die vor einiger Zeit Georg Kennan, der bekannte Publizist, dem man in diesen Dingen wohl eine unparteiische Beobachtung zutrauen darf, über die Vorgänge in dem amerikanischen Feldlazarett vor Santiago veröffentlicht hat. Die Vorbereitungen für den Sanitätsdienst waren darnach äußerst mangelhaft gewesen, kaum ein Dutzend Aerzte standen für mehr als tausend Verwundete zur Verfügung, ebenso fehlte es an Zelten u. dergl., so daß die Verwundeten des Nachts auf dem bloßen Erdboden gebettet wurden, hilflos ihren Schmerzen preisgegeben, bis die Reihe des Verbindens und Operierens an sie kam. Aber trotz vielstündigen Wartens kam allen diesen Männern, die mit zerschossenen Gliedern, vom Durste, von furchtbaren Schmerzen gequält, lagagen, kein Klagelaut über die Lippen, nirgends wurde ein Ausdruck der Verzweiflung gehört, ja in zahlreichen Fällen zeigte sich ein rührender Wetteifer, dem anderen Verwundeten unter dem Vorgeben, die eigene Blessur sei minder schlimm, den Vortritt beim Operieren zu überlassen oder den Trunk zu Gunsten eines anderen abzulehnen, — selbst die Formen der feineren Höflichkeit wurden von vielen, die dem Tode bereits nahe waren, noch beobachtet.

Solche Züge und Erscheinungen von allgemeinerer Bedeutung verdienen vielleicht mehr als andere die öffentliche Aufmerksamkeit. Sie geben gleichsam eine experimentelle Gewißheit, welche theoretisch schon vorhanden war, daß es nicht der Kriegsgreuel bedarf, um die heroischen Tugenden in einem Volke zu entwickeln, daß gerade die höhere Kultur, die Verfeinerung des sozialen Lebens in friedlicher Entwicklung dem Einzelnen noch weit mehr als der Krieg tausendfältige Gelegenheit giebt zur opfervollen Entsagung und Hingebung, zu Heldentum und tapferer Standhaftigkeit. Diese trostreiche Gewißheit ist für alle Freunde fortschreitender Humanität von unschätzbarer Bedeutung: denn sie beseitigt und widerlegt die wirkungsvollste Anklage, welche man mit einem starken Schein von Recht gegen die beständige Fortentwicklung humanen und sozialen Geistes unter den Völkern erheben konnte und immer erhoben hat; nicht nur die wirkungsvollste Anklage, sondern eigentlich die einzige, die es geben kann.

Die Koalitionsfreiheit und ihre Gegner.

Von Privatdozent Dr. J. Jastrow, Charlottenburg-Berlin.

I.

Die ältere europäische Gewerbeverfassung beruhte auf dem Gedanken der Fürsorge. Nachdem dieser Gedanke Jahrhunderte hindurch maßgebend gewesen war, wurde er zu der Vorstellung verdichtet, daß es schon unter dem bloßen Gesichtspunkte der Schicklichkeit unangemessen sei, wenn die Untergebenen, denen die Fürsorge gilt, sich zusammenthun wollten, um Veränderungen zu den eigenen Gunsten zu erzwingen. Daher wurden namentlich im Laufe des 18. Jahrhunderts Verabredungen der Gesellen zur Erhöhung der Löhne, zur Verkürzung der Arbeitszeit, zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen verboten, und insbesondere auch untersagt, zu diesem Zwecke eine gemeinsame Arbeitseinstellung vorzunehmen. Als dann der patriarchalische Gedanke auf politischem Gebiet gestürzt und durch die Idee bürgerlicher Gleichberechtigung abgelöst wurde, setzte man im Laufe des 19. Jahrhunderts neben jenes hergebrachte Verbot für die Arbeiter ein entsprechendes Verbot auch für die Unternehmer. Auf diesem Standpunkte steht beispielsweise die preußische Gewerbeordnung von 1845. Die Feststellung der Löhne und sonstigen Arbeitsbedingungen wird als individuelle Angelegenheit des einzelnen Unternehmers und des einzelnen Arbeiters betrachtet. Eine Nacht-Zusammenballung seitens der Arbeiter zur Erhöhung, seitens der Unternehmer zur Herabsetzung der Löhne ist verboten und strafbar. Freilich hatte sich in dem Lande der höchstentwickelten Industrie, in England, schon damals die Unhaltbarkeit solcher Verbote gezeigt. Je größere Massen der moderne Großbetrieb für seine Zwecke zusammenschaarte, desto unmöglicher wurde es, bei der Fiktion zu verharren, daß die Festsetzung der Löhne und Arbeitsbedingungen eine rein individuelle Angelegenheit sei, desto häufiger wurden jene Verbote gewaltsam durchbrochen, bis man sich entschloß, beiden Teilen ein sachgemäßes Verhandeln von Stand zu Stand durch Aufhebung der Koalitionsverbote zu ermöglichen. Dieser Entwicklung folgte dann langsam mit steigender Industrie auch der Kontinent nach. Seit Anfang der sechziger Jahre begannen die deutschen Staaten die Koalitionsverbote aufzuheben. Als im Jahre 1869 für den norddeutschen Bund die einheitliche Gewerbeordnung gegeben wurde, die kurz darauf als Reichs-Gewerbeordnung in Kraft trat, wurden für Unternehmer wie für Arbeiter alle Verbote wegen Verabredungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen für aufgehoben erklärt, insbesondere auch Gesetze, die das Mittel der gemeinsamen Arbeitseinstellung oder der gemeinsamen Arbeiterentlassung mit Strafe bedrohten. (Heutiger § 152). Wie aber einerseits die Koalition frei sein sollte, so sollte andererseits auch das Fernbleiben von der Koalition ebenso frei sein. Daher wurden jetzt die Versuche, den Beitritt zu solchen Koalitionen mit einem gewissen Druck durchzusetzen, wenigstens in einer Anzahl vom Gesch genannter Fälle mit Strafe bedroht (heutiger § 153).

Unter dieser Verfassung hat die deutsche Industrie ihren Siegeszug durch die Welt gehalten. In allen fünf Weltteilen werden heute die Waaren abgesetzt, die unter den so verabredeten Arbeitsbedingungen hergestellt sind. In der Geschichte des deutschen Gewerbes giebt es nicht noch einmal 30 Jahre, die einen so kräftigen Fortschritt, eine so bedeutende Steigerung der Leistungsfähigkeit aufweisen, wie die 30 Jahre dieser neuen Gewerbeverfassung. In der alten Zeit der Koalitionsverbote konnten die Streiks nur stattfinden in der Form von Krawallen; heute finden sie statt in der Form regelrechter Verhandlungen zwischen zwei streitenden Teilen. Zwar machte sich in der ersten Zeit nach Aufhebung der Koalitionsverbote eine gewisse Hitze geltend. Schon Ende 1869 brach der große Waldenburger Bergarbeiter-Streik aus, der unbesonnen begonnen, unglücklich endete. Aber in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung der letzten 30 Jahre ist die Entwicklung zu größerer Ruhe unverkennbar. Sobald an Stelle der augenblicklichen Zusammenballungen das System dauernder, durch Jahre und Jahrzehnte hindurch geführter Koalitionen tritt, sobald diese Koalitionen einen Kapitalbesitz ansammeln, steigt das Gefühl

Digitized by Google

der Verantwortlichkeit und nimmt die Neigung zu plötzlichem Vorgehen ab. Im Hamburger Hafenstreik von 1896/1897 herrschte unter den 17000 feiernden Arbeitern eine musterhafte Ruhe. Vergleicht man dies mit der Art, wie etwa im Jahre 1844 die gedrückte schlesische Weberbevölkerung ihre Lage zu verbessern suchte, und wie dies aus Gerhard Hauptmanns ergreifender und durchaus wahrheitsgemäßer, ja geradezu aktenmäßiger Darstellung heute allgemein bekannt geworden ist, so wird man des ganzen Fortschrittes inne, der auch in der großen Maschine des sozialen Triebwerks durch das Anbringen von Ventilen eingetreten ist.

Und trotzdem besteht heute gerade in den Kreisen der Industrie-Unternehmer eine weitgehende Gegnerschaft gegen die Koalitionsfreiheit. Die Aufhebung der Koalitionsverbote hat dem Leiter eines großen Industrie-Unternehmens gänzlich neue Aufgaben gestellt. Es genügt nicht mehr, daß er Techniker und Kaufmann ist, wenn er nicht die Kunst Menschen zu behandeln, versteht. Noch ist eine Generation von Unternehmern, die dieser neuen Aufgabe völlig ebenbürtig wäre, nicht herangewachsen. Während aufgeklärte Vertreter des Unternehmertums diese Kunst kennen, üben und auch lehren, stehen ihr andere nicht sowohl mit Geringschätzung als mit Ignorierung gegenüber. Der Fabrikant, der seine besten technischen Veranstaltungen, seine rationellsten kaufmännischen Berechnungen durch einen Massen-Ausstand vollständig über den Haufen geworfen sieht, neigt allzuleicht dazu, in der Einführung der Koalitionsfreiheit die Wurzel alles Uebels zu erblicken, er verlangt die Beseitigung einer Freiheit, die dem ganzen Gewerbe zum Nachteil gereiche.

Neben dieser ersten Klasse von Gegnern der Koalitionsfreiheit giebt es aber auch eine zweite. Man könne die Koalitionsfreiheit bestehen lassen, müsse sie aber soweit einengen, daß ein schädlicher Gebrauch nicht mehr zu befürchten sei. Einerseits seien die Fälle, welche schon jetzt die Gewerbeordnung mit Strafe bedrohe, zu vermehren, andererseits seien auch die Strafen zu erhöhen.

Eine dritte Gruppe von Gegnern des Koalitionsrechts ist noch enthaltsamer. Sie verlangen keine Aenderung der Gesetze, aber eine Handhabung der bestehenden allgemeinen Gesetzgebung in dem Sinne einer Einengung des Koalitionsrechts. Die Koalitionsverbote sind aufgehoben, aber die Koalitionen werden als Vereine betrachtet, die sich mit „öffentlichen Angelegenheiten" beschäftigen, und dementsprechend den Beschränkungen des Vereinsrechts unterworfen. Das Recht der gemeinsamen Arbeitseinstellung ist unbeanstandet. Aber wenn die Arbeiter zu diesem Zwecke ihre anziehenden Kameraden von dem Sachverhalt unterrichten wollen, so sollen sie daran polizeilich gehindert werden. Hier und da ist das allgemeine Polizeiverordnungs-Recht ganz direkt dazu benutzt worden, um das Postenstehen in der Nähe von Fabriken, ja sogar den Empfang ankommender Arbeiter an Bahnhöfen zum Zwecke der Streikbenachrichtigung zu verbieten. Endlich wird im Wege der Judikatur der Grobe-Unfug-Paragraph in weitestem Umfange auch hierauf ausgedehnt.

Von diesen drei Wegen schlägt der „Gesetzentwurf zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses", der soeben dem Reichstage zugegangen ist, den mittleren ein. Seine Mittel sind: Straferweiterung und Strafverschärfung.

Formell bleibt die Strafbarkeit auf die 4 nach bisherigem Recht strafbaren Mittel beschränkt: körperlichen Zwang, Drohung, Ehrverletzung, Verrufserklärung. Aber dem körperlichen Zwang soll die Beschädigung oder Vorenthaltung von Arbeitsgerät ꝛc. gleichgeachtet, und der Drohung soll die bloße Ueberwachung ebenfalls gleichgeachtet werden. Während bisher die Anwendung dieser Mittel nur strafbar ist, wenn es sich um den Beitritt zu Vereinigungen „zum Behufe der Erlangung günstiger Arbeits- und Lohnbedingungen" handelt, soll in Zukunft das Gesetz auf alle Vereinigungen „behufs Einwirkung auf Arbeits- oder Lohnverhältnisse" gelten. Es soll ebenso Anwendung finden, wenn es sich um Arbeitsniederlegung oder Arbeitersaussperrung handelt, ohne daß dazu eine Vereinigung oder Verabredung stattfände, und ganz allgemein auf alle Personen, die bei schon ausgebrochener Streitigkeit den einen oder den anderen Teil zur Nachgiebigkeit bestimmen wollen. Das ganze Gesetz wird aus der Gewerbeordnung herausgehoben und auch auf Verhältnisse ausgedehnt, die der Gewerbeordnung nicht unterstehen: auf Reichs-, Staats- oder Kommunalbetriebe, die der Landesverteidigung, der öffentlichen Sicherheit, dem öffentlichen Verkehr oder der öffentlichen Gesundheitspflege dienen, ferner auf Eisenbahn-Unternehmungen, auch wenn sie private sind, und zwar in der Art, daß neben dem Arbeitsverhältnis auch das Dienstverhältnis mit betroffen wird. — Die Strafverschärfung besteht zunächst darin, daß an Stelle des bisherigen Höchstmaßes von 3 Monaten 1 Jahr Gefängnis tritt (demgegenüber soll allerdings bei mildernden Umständen Geldstrafe zulässig sein). Wer es sich „zum Geschäfte macht", die genannten Handlungen zu begehen, wird mit Gefängnis von 3 Monaten bis zu 5 Jahren bedroht. Auf Zusammenrottungen bei genannten Anlässen steht „Gefängnisstrafe" (d. h. immer bis zu 5 Jahren), für Rädelsführer nicht unter 3 Monaten. Ist der Ausstand oder die Aussperrung geeignet, die staatliche Sicherheit zu gefährden oder eine gemeine Gefahr für Menschenleben oder für das Eigentum herbeizuführen, so tritt Gefängnis nicht unter 1 Monat, für Rädelsführer nicht unter 6 Monaten ein. Das Maximum der Strafverschärfung wird erreicht in dem Zusatz, daß bei wirklich eingetretener Gefährdung auf Zuchthaus bis zu 3 Jahren, gegen Rädelsführer bis zu 5 Jahren zu erkennen ist. Dieser Paragraph enthält den Niederschlag jener Ankündigung, welcher der ganze Gesetzentwurf den Namen der „Zuchthausvorlage" verdankt.

Noch einmal ökonomische Notwendigkeit und Freiheit.

Von Ed. Bernstein (London).

Der Artikel Prof. Staudingers „Metaphysische und praktische Freiheit" veranlaßt mich, noch einmal die Gastfreundschaft Ihres Blattes zu erbitten.

Der Streit, um den es sich handelt, ist ein zweifacher: er dreht sich auf der einen Seite um terminologische, auf der andern um sachliche Bemängelungen meiner Ausführungen.

Prof. Staudinger wirft mir Ungenauigkeit in der Ausdrucksweise, bezw. im Gebrauch der Begriffe vor. In dieser Hinsicht kann ich ihm, wie ich dies schon Kautsky gegenüber und, noch früher, auch im Vorwort zu meiner Schrift getan, gern einräumen, nicht immer den schärfsten Ausdruck, die beste Form für die Darstellung meiner Gedanken gewählt zu haben.

Ich kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die meisten Unklarheiten, die Staudinger bemängelt, verschwinden, sobald man die betreffenden Sätze bei mir in ihrem Zusammenhange betrachtet. An verschiedenen Stellen dagegen dürfte der Fehler sogar weniger beim Schriftsteller als beim Interpreten liegen.

So stellt Prof. Staudinger selbst fest, daß ich „bloß über die Freiheit vom ökonomischen Zwange" spreche, und erklärt sich mit der betreffenden Stelle bei mir durchaus einverstanden. „Aber," fährt er fort, „Freiheit von ökonomischem Zwange ist doch nicht Unabhängigkeit von ökonomischen Bedingungen?" Ganz gewiß nicht. Aber wenn dem so ist, warum ließ Prof. Staudinger einen solchen Sinn in meine Ausführungen erst hinein? Ich finde keinen Satz in meinem Buch, der eine Unabhängigkeit von ökonomischen Bedingungen behauptet.

Digitized by Google

So wenig wir Menschen aus unserm Körper heraus können, so wenig können wir uns und unsere Ethik von ökonomischen Bedingungen unseres Daseins emanzipieren, was aber nur heißt, daß auf jeder Stufe gesellschaftlicher Entwicklung die ökonomischen Daseinsbedingungen der Ethik Grenzen setzen, über die sie praktisch nicht hinaus kann, solange sie nicht in der Lage ist, diese Bedingungen selbst zu ändern. Innerhalb dieser Grenzen jedoch sind die ethischen Faktoren den rein ökonomischen Faktoren keineswegs durchgängig subordiniert, sondern wirken neben ihnen, oft sogar bestimmend auf sie. Wäre dies nicht der Fall, so hätte der von Staudinger unterschriebene Satz, daß ... „die ethischen Faktoren einen größeren Spielraum selbständiger Bethätigung erhalten", keinen Sinn.

Woran Prof. Staudinger sich indeß vornehmlich stößt, ist meine zufällige Bemerkung, daß durch die Entwicklung, die den ideologischen Faktoren einen größeren Spielraum selbständiger Bethätigung läßt, der „Gesichte ehernes Muß" eine Einschränkung erleide. Ich will zugeben, daß der Satz als eine Aufhebung des Kausalgesetzes gelesen werden kann. Aber der Zusammenhang, in dem er bei mir steht, zeigt ganz deutlich, daß es sich da nicht um die Einschränkung des Prinzips der Ursächlichkeit, sondern bloß der determinierenden Rolle einer bestimmten Ursache, eben der Oekonomie, handelt. Ueberall spreche ich dort davon, daß es sich um die Einschränkung — nicht Aufhebung — der Bestimmungsmacht des „technisch-ökonomischen Faktors" handelt.

Ferner brauchte kein Zweifel darüber zu sein, wie ich das Wort von der theoretischen Freiheit der Gesellschaft verstanden wissen will. Ich lege dar, daß die Einsicht in das Getriebe der ökonomischen Naturmacht und die Fähigkeit der Gesellschaft, sie zu leiten, beständig wächst. Dies würde nach mir entsprechende praktische Freiheit bedeuten, wenn nicht der Gegensatz der im Schoße der Gesellschaft spielenden Privatinteressen ihrem zweckbewußten Handeln im Wege stände. So lange dies letztere der Fall ist, ist jene Freiheit daher nur erst potentiell gegeben, und diese potentielle Freiheit nenne ich theoretische Freiheit. Das ist aber keine metaphysische, vom ökonomischen Zusammenhang der Dinge unabhängige Freiheit.

Wenn ich weiterhin bemerke, daß alle Notwendigkeit doch selbst wieder bedingt sei, so heißt das nicht, daß „neben der kausalgesetzlichen Einwirkung noch andere Einwirkungen möglich seien," sondern nur, daß das Reich der von uns erkannten Kausalitäten ein begrenztes ist. Staudingers Satz: „wir Menschen sind genötigt, alle Vorgänge ohne Ausnahme in der Einheit eines kausalen Zusammenhangs zu begreifen," kann ich nur insofern und unter der Voraussetzung unterschreiben, als er sagen soll, wir müssen auch da einen kausalen Zusammenhang suchen oder voraussetzen, wo wir einen solchen festzustellen noch nicht in der Lage sind. Wir kennen Notwendigkeiten nur innerhalb der von uns erkannten Naturgesetze. Wenn ich z B. sage, irgend etwas ist mit Notwendigkeit geschehen, so sage ich nur, es mußte unter seinen bestimmten Voraussetzungen so wie thatsächlich geschehen. Ja nenn von zehn Fällen ist das aber nur ein Schluß nach rückwärts auf Grund unserer Kausalvorstellung und erklärt nur, es waren nach meiner Annahme solche Voraussetzungen gegeben, daß nach dem Kausalitätsgesetz das mir bekannte Resultat herauskommen mußte. Auf diese letztere Weise erklären wir uns die Entstehung des Weltsystems, zu dem wir gehören, und wenn wir ihm Notwendigkeit zusprechen, so sagen wir faktisch blos, der Sammelzustand und die Beschaffenheit der kosmischen Masse, aus denen es hervorging, gegeben, mußte diese sich zu diesem Weltsystem entwickeln. Wenn dabei also auch das Kausalitätsverhältnis als unbedingt aufgefaßt wird, so ist die Notwendigkeit der Entstehung des Weltsystems darum doch nur eine durch jene Voraussetzungen bedingte. Und das gilt auch von vielen Vorgängen auf unserem Planeten, denen wir Notwendigkeit beilegen.

Mit dem weiter oben Gesagten ist nun im Prinzip auch das schon beantwortet, was Prof. Staudinger gegen meinen Satz vorbringt, daß ich nicht in der Lage sei, nur ökonomische Kausalitäten anzuerkennen. Ich bin sehr gern bereit, dem Verlangen nach einheitlicher Erfassung der Zusammenhänge des gesellschaftlichen menschlichen Handelns jedes nur mögliche Zugeständnis zu machen, aber ich sträube mich dagegen, diesem berechtigten Bestreben irgend eine erkannte Thatsache zum Opfer zu bringen. Einheitlichkeit fällt für mich nicht zusammen mit Einartigkeit. Unsere Welt, unser ganzes Leben, insbesondere unsere moderne Gesellschaft sind Komplexe von sehr verschiedenartigen Elementen, Erzeugnisse einer langen Geschichte, deren einzelne Phasen die Spuren ihres Wirkens zurückgelassen haben. Selbst wenn es uns gelänge, das letzte Gesetz, die letzte, einfachste Form dessen, was wir die Weltsubstanz nennen, über allen Zweifel hinaus zu ermitteln und alle jetzt bekannten Elemente im Laboratorium in sie zurückzuverwandeln, würden wir der Notwendigkeit nicht enthoben, für unser praktisches Thun und Lassen mit den gewordenen Formen dieser Substanz und den gewordenen Formen ihrer Eigenschaft zu rechnen, wie sie uns außerhalb des Laboratoriums als Naturelemente und Naturkräfte entgegentreten. In ihrer bestimmten Sphäre bleiben sie für uns unterschiedene Kausalitäten. So mit den Elementen und Kräften unseres gesellschaftlichen Daseins. Wir haben hier nach der einen Seite größere Freiheit, weil es sich um Produkte menschlichen Wirkens handelt, aber sind dafür nach der andern um so mehr gebunden, weil wir die gewordenen Menschen nicht in den Schmelztiegel bringen und in Urmenschen zurückverwandeln können. So müssen wir mit Kausalitäten rechnen, die jenseits des Umkreises der gegebenen Oekonomie liegen.

Prof. Staudingers Spinnmaschine ist nun so lange „vom Feuerraum bis zu den Spindeln ein einziger untrennbarer Zusammenhang," als er zur Erzeugung der nötigen motorischen Kraft auf Feuer angewiesen ist. Steht ihm auch Wasserkraft zur Verfügung, kann gehört der Feuerraum nicht mehr „untrennbar" zur Spinnmaschine Die Anwendung für unsern Gegenstand liegt auf der Hand. Prof. Staudinger setzt wiederholt, und am Schluß sogar sehr emphatisch, den ökonomischen Zusammenhang dem Zusammenhang menschlichen Handelns kurzerhand gleich. Diese Gleichheit existiert aber nur, wo die Menschen, ob bewußt oder unbewußt, bloß dem Zwange einer einzigen Triebkraft gehorchen: der Oekonomie. Und doch räumt mein gestrenger Zensor mit Genugthuung ein, daß „je nach dem Stande wirtschaftlicher Entwicklung die ethischen Faktoren einen größeren Spielraum selbständiger Bethätigung erhalten!" —

Um indeß dieser Diskussion die Möglichkeit eines ersprießlichen Abschlusses zu erhalten, will ich jedoch hinzufügen, daß die Auflösung dieses Widerspruchs meines Erachtens darin zu finden ist, daß Prof. Staudinger mit einem — um seine Worte zu gebrauchen — „richtigen Begriff der Oekonomie" operiert, der mehr einschließt als das, was der Sprachgebrauch unter dem ökonomischen Moment versteht.

Das Drama und die moderne Weltanschauung.

Von Dr. Paul Ernst (Charlottenburg).

(Schluß.)

Ich selbst glaube an ein transcendentales Erkenntnisvermögen und an ein transcendentales Subjekt, von dem unser empirisches Subjekt nur ein schwaches Symbol ist. Aber wem eine solche Meinung zu mystisch ist, der möge sie verwerfen: wird denn die Sache irgendwie anders, wenn ich mir die sittlichen Ideale in aller Natürlichkeit erkläre, in

Digitized by Google

aller Bedürftigkeit und Nacktheit ihres historischen Ursprungs und selbst Vergehens; wenn ich dann nur glaube, daß diesen Idealen eine größere Kraft innewohnen muß, als den trivialen Existenzbedingungen: denn der Mensch braucht doch nicht zu leben; die Philosophische (Lebenssucht) hat doch thatsächlich bei allen Höherentwickelten stets als der schmählichste Vorwurf gegolten; und wenn ich glaube, daß nur diejenigen Menschen Gegenstand der Tragödie sein können, welche diese Bedingung erfüllen!

Es giebt doch qualitative Unterschiede zwischen den Menschen; wir sind doch nicht gleich. Wer sich als ein Produkt der Verhältnisse fühlt und keine Möglichkeit sieht, der Einwirkung der Verhältnisse auf ihn zu entgehen, der ist nicht qualitativ verschieden vom Tier. Bemitleiden kann ich auch den Ochsen, der in schwerer Sonnenglut den Pflug zieht: aber er kann keinerlei tragische Empfindungen in mir hervorrufen. Bemitleiden kann ich auch den geplagten Proletarier, der durch das Elend verthiert ist; aber wenn dann nichts weiter an ihm zu sehen ist, als die hoffnungslose Mühdigkeit, das Elend und die Verthiertheit, so ist er eben nicht tragisch und ist kein Held.

Zu der Klasse von Menschen, welche allein für die Tragödie in Frage kommen, kann auch der Proletarier gehören; er wird es seltener, als ein Mitglied aus den höheren freien Gesellschaftsschichten, weil die soziale Unfreiheit die gewöhnliche Folge hat, das Bewußtsein der sittlichen Freiheit zu trüben. Deshalb ist die Entdeckung des „vierten Standes“ für die Litteratur durchaus nicht so wertvoll, wie man anzunehmen liebt; schon die des dritten hatte seiner Zeit bekanntlich zunächst nur das Rührstück als Resultat und hat auch späterhin nicht vorteilhaft auf die Entwicklung der tragischen Kunst eingewirkt.*) Aber an sich ist gegen die Proletariertragödie gar nichts einzuwenden. Nur berühren solche Fragen die künstlerischen Probleme ganz äußerlich. Diese liegen ganz wo anders.

Erfahrungsgemäß interessiert uns nicht irgend ein beliebiger Vorgang, der auf der Bühne sich vor unsern Augen abrollt. Das hängt mit vielen Dingen zusammen: das Stück, welches wir sehen, läßt uns weniger Selbstthätigkeit für unsere Phantasie, als der Roman, den wir lesen; und aller Reiz, der aus dieser Selbstthätigkeit entspringt, ist also bei ihm nicht vorhanden; daher es auch nicht selten ein schlechtes Zeichen für ein Stück ist, wenn es sich gut liest;

*) Den Grund sieht sehr gut Hebbel in seinem Vorwort zur „Maria Magdalena“: „Es ist an und für sich gleichgiltig, ob der Zeiger der Uhr von Gott oder von Meßing ist, und es kommt nicht darauf an, ob eine in sich bedeutende, d. h. symbolische Handlung sich in einer niedern oder in einer gesellschaftlich höhern Sphäre ereignet. Aber freilich, wenn in der heroischen Tragödie die Schwere des Stoffs, das Gewicht der sich unmittelbar daran knüpfenden Reflexionen ehre bis auf einen gewissen Grad für die Mängel der tragischen Form entschädigt, so hängt im bürgerlichen Trauerspiel Alles davon ab, ob der Ring der tragischen Form geschlossen, d. h. ob der Punkt erreicht wurde, wo uns einerseits nicht mehr die flimmerliche Teilnahme an dem Einzelgeschick einer von dem Dichter willkürlich aufgegriffenen Person zugemutet, sondern dieses in ein allgemein-menschliches, wenn auch nur in extremen Fällen so schneidend hervortretendes, aufgelöst wird, und so uns andernteils neben dem, von der sogenannten Versöhnung unserer Aesthetici, welche sie in einem in der wahren Tragödie — die es mit dem durchaus Unauflöslichen und nur durch ein unfruchtbares Hinwegdenken des von vornherein zugegebenen Faktums zu Beseitigenden zu thun hat — unmöglichen, in der auf fortwährende Verwirrung gebauten aber leicht herbeizuführenden schließlichen Embrassement der anfangs auf Tod und Leben entzweiten Gegensätze zu erblicken pflegen, aufs strengste zu unterscheidenden Resultat des Kampfes, zugleich auch die Notwendigkeit, es gerade auf diesem und keinem andern Weg zu erreichen, entgegentritt.“ Je heengter die materiellen Verhältnisse der Personen sind, desto mehr sind die tragischen Konflikte mit rein zufälligen Momenten verwachsen. Wenn man, um wieder mit Hebbel zu sprechen, sagen kann: „Hätte er dreißig Thaler gehabt, so wäre das ganze Malheur nicht passiert,“ so ist natürlich die tragische Wirkung gleich Null. Grade im naturalistischen Stil aber sind bei solchen Stoffen die Dreißig-Thaler-Momente nicht nur nicht zu umgehen, sie pflegen sogar der Angelpunkt der Tragödie zu sein.

die Bühne will das wirkliche Leben nachbilden, kommt dabei aber nur bis zu einem gewissen Punkt und bleibt doch immer Bühne; über diesen störenden Widerspruch kann uns nur eine starke Anspannung hinwegbelfen teils unseres kombinierenden Verstandes durch eine künstreich gebaute Handlung, teils unserer übrigen seelischen Fähigkeiten durch starke sittliche Accente. Schon Aristoteles hat herausgefunden durch die einfache Analyse der Stücke und ihrer thatsächlichen Wirkung, daß wir mit unserem sittlichen Menschen stark engagiert sein müssen. Alles Sonstige wirkt nicht kräftig genug.

Zwei Voraussetzungen kann der sittliche Konflikt haben. Erstens, es herrschen in der Nation starre sittliche Normen, die ja ganz äußerlich sein können, aber so bindend sind, daß es gegen ihre Forderungen keinen Widerstand giebt. Das extreme Beispiel dafür mag das spanische Theater bieten. Daß dessen gewaltige Tragiker heute nicht mehr auf uns wirken, erklärt sich daraus, daß wir nicht das Gefühl von der Unverletzlichkeit solcher sittlichen Anschauungen haben, wie der damalige Ehrbegriff und ähnliches ist. Uns erscheint das als bloße Konvention, der gerade die Tüchtigen unter uns, welche sich zu einer freien Sittlichkeit hindurch gearbeitet haben, am wenigsten Etwas opfern könnten.

Oder zweitens, die Ersten der Nation schaffen sittliche Ideale, die sie selbst als unbedingt notwendig zu befolgende aufstellen, und die von ihrem Publikum vielleicht nicht allgemein acceptiert sind, immerhin doch aber derartig der Zeit entsprechen, daß ihre Unbedingtheit wenigstens während des Theaterabends ihm plausibel erscheint. Hier scheint mir das beste Beispiel das klassische deutsche Drama zu bieten, besonders Schiller. Wo Schiller heute schwächer wirkt, verdankt er das wesentlich dem Umstand, daß unsere sittlichen Ideale heute andere geworden sind, als sie in der Aufklärungszeit waren.

Der schlimmste Feind alles Tragischen aber ist die Ansicht von der Relativität aller Sittlichkeit. Als Euripides den Satz aufstellte, daß dieselbe Handlung gut und böse sein könne, je nach der Person und den Umständen, da war die griechische Tragödie zu Ende. Denn wenn es keine objektiven, allgemeinen und unter allen Umständen giltigen Regeln der Sittlichkeit giebt, mögen diese auch das freie Produkt einzelner hoher Geister sein, dann giebt es keinen sittlichen Konflikt mehr; dann giebt es eben nur noch ein Verbrechen. Die Sophisten haben das antike Drama zerstört durch ihre Lehre von der Relativität aller Begriffe; das naturalistische Drama der Gegenwart, welches kein Drama ist, hat bezeichnend genug die engsten Verbindungen mit dem sozialogischen und positivistischen Zuge; die moderneu Positivisten sind die wahren Abkömmlinge der alten Sophisten, und sie selbst heben ja die Verwandtschaft hervor, wie etwa Laas in seiner Rettung der Protagoras.

Sokrates und Plato bekämpften von der Ethik und Aesthetik aus die Sophisten; sehr mit Recht; denn wenn man vom Standpunkt des bloßen Erkennens auch nichts gegen die allgemeine Relativität aller Dinge und Begriffe einwenden kann, wenn die moderne Wissenschaft auf ihrem rasenden Wege auch immer weiter fortfahren mag, alles Feste, was wir noch hatten, in Beziehungen alles prädikatlose Subjekt in subjektloses Prädikat umzuwandeln: es ist ein Uebergriff unerhörtester Art, wenn diese Gedanken in die Welt der Werte eindringen wollen. Was für ein unglaublicher Schluß ist es, daß ich einen Wert aufgeben soll, weil mir gezeigt wird, woher ich ihn habe! Ich schätze den Diamanten, weil er funkelt und Licht spräht; soll ich ihn fortwerfen, weil mir Einer sagt, daß er kristallisierte schwarze Kohle ist? Die Liebe ist das gewaltigste Gefühl, weil es den Menschen seiner Bedürftigkeit entkleidet und ihn frei macht von sich selbst; was thut es, daß sie ihren Ursprung gemein hat mit dem, was sich in den Bordellen findet?

Hebbel ist ein gewaltiger Dramatiker gewesen. Aber

Digitized by Google

er stand schon unter dem Einfluß der heute herrschenden Plattitüden und konnte sich nicht zu einer wahren Vorstellung von der Sittlichkeit durcharbeiten. So kam er in seiner Konzeption der Tragödie nur zu dem blos Unanstößlichen und begriff nicht, daß die eine Seite der Konflikte das sittliche Ideal sein muß. Die Folge war, daß er rein willkürliche Probleme konstruierte, die Niemanden tief packen können: man denke an den Ring des Gyges. Dadurch erhalten seine Gestalten den krankhaften Zug; sie setzen ihr Alles ein für Etwas, das wir anders einschätzen müssen als sie. Aber das hat er doch, daß seine Menschen Alles einsetzen.

Nicht in der Einsicht liegt unser Wesen als Menschen, sondern darin, daß wir Werte erblicken, die uns das Herz brennen machen. Sittlich kann nur der Mensch sein, und deshalb liegt alle menschliche Größe nur in der Sittlichkeit. Auch im vorigen Jahrhundert gab es Banausen, die lieber das Spinnrad erfunden hätten, als die Ilias gedichtet; damals verlachte man sie, heute aber feiern viele Leute ernsthaft das Erbauen von Brücken und Eisenbahnen als die größten Thaten unseres Jahrhunderts. Da hat man natürlich kein Verständnis für wirklich menschliche Größe, und das hat zur Folge, daß sie immer mehr verschwindet und daß man dann gar nicht mehr an ihre Existenz glaubt. Bei Ibsen, der kein Naturalist in seiner Technik ist, und bei dem deshalb die Bedingtheit seiner Personen mehr durch das Räsonnement gezeigt wird, als durch direkte künstlerische Mittel, der aber die äußersten Folgen zieht als konsequent dramatisch Denkender, erscheint der Gipfelpunkt erreicht: der Mann mit der sittlichen Forderung ist hier der gute Dummkopf, der durch seine Tappigkeit und seinen Doktrinarismus die Leute blos unglücklich macht, die sich vorher in ihrem Sumpf ganz wohl gefühlt hatten. Durch die furchtbare Grimmigkeit des Hohnes, durch das direkte Umschlagen aller dramatischen Anforderungen in ihre Negation wird hier das Undramatische wieder dramatisch. An die Stelle der sittlichen Erhebung tritt hier nicht, wie bei den gewöhnlichen Naturalisten, die Gleichgiltigkeit, sondern ein starkes Gefühl des Hasses gegen die gesamte Menschheit. Je schwächer die Persönlichkeit der Andern ist, desto schwächer ist dieser Pessimismus; vorhanden aber ist er immer, als Rache der dramatischen Form für ihre Vergewaltigung.

Es ist schon hervorgehoben, daß wir das Unheil nicht der Philosophie zu verdanken haben, sondern dem Einfluß der Naturwissenschaften. Sie üben ja notorisch den stärksten Einfluß auf die Ungebildeten aus; die Ungebildeten glauben heute, was die Gebildeten vor hundert Jahren glaubten. Die Dichter aber sollten doch nicht auf dem Niveau der großen Menge stehen, sondern die höchsten Gedanken haben, welche ihrer Zeit erreichbar sind.

Wir haben heute nicht mehr einen festen Kodex der Sittlichkeit von der Art eines Volksvorurteils; auch jene Art, sittliche Ideale neu zu schaffen, wie sie bei Schiller finden, ist uns heute versagt: Schiller schuf in Harmonie mit gewissen Illusionen von Freiheit, Gleichheit, Humanität und ähnlichem, welche bei der damaligen Menschheit die Rolle spielten, wie bei der heutigen die materialistische Geschichtsauffassung. Der moderne Künstler wird viel einsamer dastehen. Er ist auf eine bestimmte Gruppe sittlicher Ideale angewiesen, auf die perfektionabilistischen Goethes. Deren letzter Inhalt ist, daß Einer sein eigenes Wesen erkennt und es in Stolz und Vornehmheit durch fortgesetzte Integration zu seiner absoluten Gestalt herausarbeitet. Bewußt oder unbewußt streben nach diesem Ideal die Besten unserer Zeit: das Wühlen und Suchen im Innersten, das bei Manchem die Haupttätigkeit in Anspruch zu nehmen scheint, ist nichts als eine Vorarbeit, es ist das Suchen der Erkenntnis seines Selbst, das bei Jedem dem Integrationsprozeß vorangehen muß. An eine historische Parallele muß man sofort denken: an die christlichen Mystiker. Sie haben dasselbe Ziel gehabt, nur erschien es in teilweise mythologischer Gestalt; und in klarer Notwendigkeit, genau so, wie es auch heute sein wird, stand ihrem Perfektionabilismus zum Erhabenen, Seligen und Schönen der Perfektionabilismus zum Gemeinen, Unseligen und Häßlichen gegenüber bei den Satanisten; man denke für heute etwa an Rops, der ein tiefinnerlich schlechter Mensch gewesen ist mit dem Trieb, sein Selbst rein herauszubilden für künstlerische Zwecke; oder man denke an gewisse Züge bei Ibsen, etwa in „Hedda Gabler“ oder „Baumeister Solneß“. Die Mittel, das Ziel zu erreichen, waren wesentlich andere; sie waren äußerlicher, als man sie heute anwenden wird.

Als Plato gegenüber den Sophisten die Absolutheit der sittlichen Ideale, des Guten, Schönen u. s. f. konstituierte, beging er einen Gewaltstreich. Die Homerische Welt konnte noch an die Persönlichkeit der Ordnungen (Themistes) glauben, die dem Kopf eines übernatürlich begabten Menschen entsprangen, und die unphilosophischen Römer konnten in noch weit späterer Zeit an die Persönlichkeit der merkwürdigsten Tugenden glauben; der gebildete Grieche zu Platos Zeit aber konnte sich unmöglich überzeugen lassen, daß „Gut“ und „Schön“ nicht bloße Relationen seien. Das eigentliche Wesen seiner Lehre hat deshalb auch gar keine Wirkung gehabt, und erst als die phantastische und unverständige Verständigkeit der damaligen semitischen Kultur ihre Wogen mit der griechischen verschmolz, wirkte seine Lehre weiter, nach ganz andern Richtungen, als nach der griechisch-einfachen Art, wie Plato gewollt hatte.

Die Absolutheit des sittlichen Ideals, die wir heute wollen, ist besser begründet. Sie entspringt einem ursprünglichen Drang des menschlichen Geistes. Uns ekelt die Welt an, denn in ihr ist alles Halbheit, Unvollkommenheit und unbefriedigtes Streben; wir aber haben die Tendenz auf das Abgeschlossene, Runde, Selbstgenügsame. Das erklärt sich, wenn wir uns von der Katalogisierungsarbeit wegwenden, die wir heute Wissenschaft nennen und unsern heute unbeachteten seelischen Fähigkeiten glauben, die uns versichern, daß unser empirisches Ich nur ein unvollkommenes Abbild eines transzendentalen Ich ist, daß unsere Sehnsucht nichts bedeutet, als das Streben nach größerer Aehnlichkeit mit ihm, die wir durch den Integrationsprozeß erreichen, da die Unvollkommenheit ja wesentlich das Resultat dieser störenden, verwirrenden und in uns sich festsitzenden Welt ist, in welche wir geworfen sind. Wie die Welt unserer Sehnsucht beschaffen ist, das vermögen wir nicht zu erkunden: nur, daß die Punkte von ihr, die wir in uns als die konstituierenden Merkmale unseres transzendentalen Subjekts erkannt haben, unter allen Umständen zu erstreben sind, und daß an diesem Streben aller Anprall dieser Welt brechen muß.

Und das würde für uns Moderne der Inhalt der Tragödie sein: der Konflikt zwischen dem Willen zur Integration und der menschlichen Bedürftigkeit; da man kein sympathisches Interesse für die Integration des Bösen erwarten kann, so kann nur die des Guten und Reinen in Frage kommen.

Sehen wir auf alle frühere Litteratur zurück, so finden wir, daß für die Tragödie der hohe Stil notwendig ist; dagegen ist eine große Komödie sehr wohl im niedrigen Stil möglich.

Es ist ein wahres Wort, daß das Komische das umgekehrt Erhabene sei. Wenn in der Tragödie das Gewicht auf die idealen Ziele gelegt wird und die Gemeinheit, welche sie bekämpft, in irgend einer verächtlichen Weise als besiegt erscheint, so liegt in der Komödie das Hauptgewicht auf der Gemeinheit, alle hohen Ziele blitzen nur gelegentlich durch, die Gemeinheit triumphiert, und unsere Entrüstung wird erweckt. Hätte Ibsen die „Wildente“ als Komödie gedichtet, er hätte ein gewaltiges Werk geschaffen, das durch weite Zeiten gegangen wäre. Es fehlte ihm dazu die sittliche Positivität.

Digitized by Google

Es ist nun eine unzweifelhaft richtige Erfahrung, daß alles Ideale gewinnt, wenn es in eine größere Distanz gerückt wird; unsere Phantasie vergrößert und verschönert; dagegen die Aesthetik des Häßlichen und Gemeinen verlangt eine möglichst große Nähe, weil es hier auf das charakteristische Detail ankommt.

Ganz unleugbar hat nun die naturalistische Technik hier ein großes Verdienst dadurch, daß sie den Dialog naturwahrer und charakteristischer gemacht hat. Die Komödie wird diese Errungenschaft behalten; und wenn es gelingt, statt bloßer Langweiligkeit und Trivialität wirklich positiv Häßliches zu schaffen, das vielleicht schon durch den bloßen schroffen Gegensatz zu der eigentlichen Gottähnlichkeit des Menschen den Konflikt der großen Komödie ergiebt, so würde, wenn auch auf Umwegen, der Naturalismus geholfen haben, an großer Kunst zu schaffen.

Streiflichter.

Auch eine Friedenskundgebung.

Unter dieser Spitzmarke schreibt das Wiesbadener Tageblatt:

Es geht ein Ruf an die Bewohner der deutschen Gaue, sich zu sammeln gen Rüdesheim am Mittelrhein, um vaterländischen Festspielen, wie einst die Völker Griechenlands gezogen kamen zum Kampf der Wagen und Gesänge nach Korinthos Landesenge.

Der Reichs-Ausschuß der deutschen Nationalfeste hat sich durch Beschluß vom 19. Feb. ur. d. J. zu Dresden zum „Reichs-Verein für vaterländische Festspiele“ mit dem Sitz in der Reichshauptstadt Berlin erweitert. Er wendet sich in einem „Werbeschreiben zum Beitritt“ an alle Vereine, Verbände, Gesellschaften, Körperschaften und Behörden, die seine Zwecke unterstützen wollen, insbesondere auch an die akademische Jugend.

Der Reichs-Verein bezweckt, unter den Deutschen im Reiche und im Ausland das Interesse zu wecken für Hebung der Volksgesundung durch Leibesübung, für die Pflege des Nationalgefühls und für Veredelung der Volksfeste durch Verbindung mit volkstümlicher Kunst.

In dem Augenblick, wo die Abrüstungsfrage auf der Tagesordnung steht, deren Erledigung uns der Zeit der allgemeinen Volkerverbrüderung entgegenführen soll, in der sich die gesamten Volkskräfte auf die Lösung der höheren Kulturaufgaben konzentrieren, die ungezählten Millionen, die sonst der Militarismus verschlingen, den Werken des Friedens zu gute kommen, in diesem Augenblicke klingt die Werbung des „Reichs-Verein“ doppelt verheißend. — Der Friede soll uns nicht verweichlichen, nur ein kräftiges, körperlich gesundes Volk kann ein großes Volk bleiben — und wird die Abrüstung mit der Zeit durchgeführt, so brauchen wir für die ethisch bedeutsamen Elemente, die das Militärwesen enthält, einen entsprechenden Ersatz, den wir in den Bestrebungen des Reichs-Vereins wenigstens vorbereitet zu finden glauben. — Die allgemeine Abrüstung und der ewige Friede, sie werden uns nicht über Nacht beschert werden — nicht vom grünen Tisch aus kann darüber verfügt werden, nur nach und nach, schrittweise können wir jenem idealen Ziele näher kommen, nach dem die Menschheit unwiderstehlich drängt. so daß die Machthaber sich gezwungen sehen, sich selbst an die Spitze dieser Bewegung zu stellen. Wenn wir den Appell des Reichs-Vereins an die deutschen Männer und Frauen recht verstanden haben, so kann er mit seiner Organisation von Zweigvereinen ein mächtiger Förderer des Friedenswerkes werden. Wir glauben, daß seine nationalen Aspirationen ebenso fern von chauvinistischen Tendenzen sind, wie seine Bemühungen für „deutsche Nationalfeste“ nichts mit dem römisch-cäsarischen: panem et circenses dem Volke gemein haben.

Es heißt da in dem Werbeschreiben des „Reichs-Verein“: „Was wir anstreben, ist dem Wohle des Vaterlandes geweiht, dem Gedeihen unserer Stammesgenossen, der Wohlfahrt unserer Kinder und Kindeskinder. Das Errungene zu bewahren und kraftvoll zu beschützen, das Deutsche Reich durch stetig erneuerte innere Kräftigung für die hohe Aufgabe tauglich zu erhalten, der Hort des Friedens für die Welt zu sein, an dessen ehrener Kraft alle feindlichen Ansturme zerschellen, mit einem Worte: unser geistiges Nationalkapital, die Arbeits- und Widerstandskraft unseres Volkes zu mehren und innerlich zu festigen, das ist das Ziel des Reichs-Vereins für vaterländische Festspiele. Schließt Euch diesen Bestrebungen rückhaltlos und ohne kleinliche Bedenken an und beweist damit, daß Ihr den Blick über die nächstliegenden Tagesfragen hinaus auf die Zukunft gerichtet haltet, die wieder deutsche Männer brauchen wird, wie sie eine gütige Vorsehung uns zum Heile des deutschen Reiches und unseres Volkstumes in dem abgelaufenen Jahrhundert hat zu Teil werden lassen. Ein Volk, das versäumt, sich für die Zukunft große Ziele zu stecken, kommt in Gefahr, in seiner inneren Kraft zurückzugehen. Für uns giebt es aber nur eines: Stark sein im Innern und nach Außen! Darum vergeßt über diesem Einen, der Größe und der Kraft von Vaterland und Volkstum, Alles, was uns trennt in Partei und Bekenntnis, in Besitz und in Rang und Stand, und reicht uns die Hand zum Bunde für die Stärkung und die Hebung deutschen Volkstums.“

Wir meinen, das ist nicht mißzuverstehen. Die Stärkung und Hebung des deutschen Volkstums liegt nach unserer Auffassung ebenso wohl in Hebung der leiblichen Gesundheit durch Turnen, Sport und Spiel, wie in der Pflege der geistigen und seelischen Kräfte: mens sana in corpore sano! — Die innere Kräftigung für die hohe Aufgabe unseres Volkes: „Der Hort des Friedens für die Welt zu werden“, wird nur erreicht werden, wenn Hand in Hand mit der Hebung der leiblichen Gesundung die ethische Erziehung geht, deren Ziel die freie Entwicklung der Persönlichkeit, das Streben, alle zersplitterten Kräfte des Guten zu einer realen Kraft im Dienste der Gesellschaft zu vereinigen — nur eine solche Gemeinschaft bildet ein unbesiegbares Heer, an dessen ehrener Kraft alle feindlichen Anstürme zerschellen.

Wenn der „Reichs-Verein“ und speziell seine Zweigvereine darin ihre Aufgabe erkennen, so kann ihre Wirksamkeit für die Erstarkung unseres deutschen Volkstums eine segensreiche werden. Dann werden wir der goldenen Zeit erkennbar nahe kommen, wo nicht mehr Bajonette und Kanonen die Geschicke lenken, sondern Menschen, die sich ihres Menschentums voll bewußt sind, die in der moralischen Wechselwirkung zwischen den Einzelnen und einer von einheitlichen Sitten befestigten Gemeinschaft ihre unüberwindliche Macht suchen —, nur ein solches Volk ist bestimmt, ein wahrer Friedenshort zu werden. — Es sind das diejenigen Ziele, die der „Ethische Bund“ verfolgt. Sollten sich die beiderseitigen Bestrebungen nicht zu gegenseitiger Förderung verbinden können? Das wäre praktisch. —

Wir wollen hoffen, daß diese Auffassung von den Absichten der Gründer des „Reichsvereins“ nicht zu optimistisch sei. Die Worte „Größe und Kraft des Vaterlandes“ hören wir zu oft auch in „alldeutschen“ Bestrebungen, bei Kolonialschwärmern und Marine-Enthusiasten, als daß sie uns nicht ähnlich verdächtig wären, wie z. B das schöne Lied: Deutschland, Deutschland über Alles! leider geworden ist. Statt der Größe und Kraft möchten wir lieber Erstarkung des Gemeinschaftsbewußtseins durch Ueberwindung der inneren Klassengegensätze und sittlichen Ernst empfehlen, und wir meinen, daß die Zeit zur Feier von wirklichen Nationalfestspielen erst dann gekommen sein wird, wenn die Deutschen sich in Wahrheit wieder als einiges Volk von Brüdern fühlen können.

* * *

Erfreuliches aus dem preußischen Kultusministerium.

Eine Zeitschrift, die seit Langem mit Ernst und ohne schonende Rücksicht auf die zahlreichen Mißstände auf dem Gebiete unseres Unterrichtswesens hingewiesen hat, folgt nur einer einfachen Pflicht, wenn sie einmal in der erfreulichen Lage ist, Gutes aus dem Kultusministerium zu berichten, ihren Lesern Solches nun auch nicht vorzuenthalten. Eine vom 1. Mai d. J. datierte Verfügung des Ministers beschäftigt sich in einer den Forderungen moderner Pädagogik entsprechenden Weise mit der körperlichen Züchtigung von Schulkindern. Es heißt da u. A.

„Die Befugnis der Lehrer, erforderlichenfalls auch körperliche Strafen anzuwenden, soll nicht beschränkt werden. Aber es wird aufs Neue nachdrücklich einzuschärfen sein, daß Züchtigungen nur im äußersten Falle, wenn andere Disziplinarmittel nicht gefruchtet haben oder bei besonders schweren Vergehungen, erfolgen dürfen und daß sie auch dann selbstverständlich niemals irgendwie in Mißhandlungen ausarten oder der Gesundheit der Kinder auch nur irgend erhebliche Art schädlich werden dürfen, sondern stets in maßvoller Weise auszuführen sind.

Es ist weiter aufs Neue ernstlich daran zu mahnen, daß, wenn auch ein dünnes Stöckchen oder eine Rute beim Züchtigen benutzt werden dürfen, die Verwendung anderer Werkzeuge, wie z. B. eines Lineals oder eines Feigenzweiges, ferner das Schlagen mit Büchern, das Schlagen mit der Hand ins Gesicht oder an den Kopf, das Stoßen auf Brust oder Rücken oder andere Körperteile, das Zausen an den Haaren oder Ohren, das gewaltsame Zerren und Schütteln der Kinder und ähnliches die Lehrer strafbällig macht und daß ebenso die unbegründete, leichtfertige oder gar gewohnheitsmäßige Ausübung von Züchtigungen, sowie die Anwendung körperlicher Strafen bei schwachen Leistungen, geringer Begabung oder nicht erheblichen Vergehungen der Kinder unbedingt zu ahnden ist.

Um Verfehlungen bei Züchtigungen thunlichst zu verhüten, sind in Schulen, welche unter einem Rektor oder Hauptlehrer stehen, körperliche Strafen nur unter Zustimmung des Leiters der Schule anzuwenden, in den anderen Schulen ist die Zustimmung des Schul-

Digitized by Google

inspektors einzuholen; wo dies durch die örtlichen Verhältnisse erschwert oder verhindert wird, ist alsbald nach Anwendung der Strafe über Grund und Art der Züchtigung dem Schulinspektor Anzeige zu erstatten.

Junge, noch provisorisch beschäftigte Lehrer sind, gemäß der hierüber erlassenen Anordnung, thunlichst nicht als alleinstehende Lehrer einzustellen; jedenfalls ist ihnen die selbständige Anwendung körperlicher Züchtigungen nicht zu gestatten.

Vor allem aber werden Ueberschreitung des Züchtigungsrechts und ungehörige Anwendung körperlicher Strafen vermieden werden, wenn die Lehrerpersonen ihre Aufgabe in unterrichtlicher und erzieherischer Hinsicht richtig auffassen und erfüllen und bei Ausübung der Schulzucht den Grundsatz festhalten, körperliche Züchtigungen — von schweren, ohne Zweifel sehr seltenen Vergehungen abgesehen — überhaupt nicht anzuwenden. Die Schuljugend soll gewiß in fester Zucht und Ordnung erzogen und erhalten werden. Die Bedingungen hierfür sind aber nicht in den körperlichen Strafen zu suchen, sondern in der ganzen Persönlichkeit und Amtsführung des Lehrers, in seiner erzieherischen Einwirkung auf die Kinder, in seiner Unterrichtsweise, in der Erhaltung guter äußerer Schulordnung. Wo der religiös sittliche Charakter des Lehrers, seine gewissenhafte Pflichterfüllung, seine ernste und zugleich liebevolle Behandlung der Kinder, sein gediegener Unterricht die Schuljugend mit Achtung und Liebe gegen den Lehrer erfüllen, da fällt erfahrungsgemäß — von den seltenen Ausnahmen entarteter Kinder abgesehen — der Anlaß zu Züchtigungen fort, wie umgekehrt erfahrungsgemäß in Schulen, in denen viel gestraft wird, der Grund dafür in der Regel darin zu suchen ist, daß in dem Verhalten und der Amtsführung des Lehrers, in seiner unterrichtlichen und erzieherischen Thätigkeit erhebliche Mängel zu finden sind."

Wir begrüßen diese Verfügung als einen ersten Versuch, das schon gewaltig erschütterte Vertrauen der Eltern auf eine verständnisvolle Erziehung innerhalb der Schule wiederherzustellen. Die Belastung des „Züchtigungsrechtes" mit dem vorgeschriebenen Appell an den Vorgesetzten, der nur in den seltensten Fällen nicht den Charakter eines Selbstzeugnisses von pädagogischem Ungeschick tragen wird, dürfte am sichersten die körperliche Züchtigung aus allen Erziehungsanstalten, die etwas auf sich halten, verdrängen.

* * *

Die Verantwortlichkeiten im Dreyfus-Prozeß. Mit dem nunmehr gefällten Urteil des Pariser Kassationshofes hat die große Tragödie, die sich an den Namen Dreyfus knüpft, einen vorläufigen Abschluß gefunden; der Gedanke der Menschlichkeit und Gerechtigkeit hat einen seiner schönsten Triumphe gefeiert und glückwünschend wendet sich in diesem Augenblick die ganze geistete Welt zu der kleinen Schaar auserwählter Geistesstreiter, den Scheurer-Kestner, Zola, Picquart, Trarieux, Monod, Guyot, Jaurès, Buisson u. a., die im Kampfe für die gemißhandelte Wahrheit und Gerechtigkeit nicht gewankt haben und nicht gewichen sind. Aber einen vorläufigen Abschluß gefunden hat die Affaire doch zunächst nur nach ihrer juristischen und persönlichen Seite, noch nicht nach ihrer prinzipiellen, allgemein-politischen, sozialen und ethischen Bedeutung. Die Liquidation der Affaire soll vielmehr jetzt erst ihren Anfang nehmen, und in Frankreich drängt die äußerste Linke mit Entschiedenheit darauf hin, die Verantwortlichkeiten festzustellen, d. h. insbesondere an den schuldigen Generälen und Politikern das begangene Unrecht zu sühnen. Diese Aufsindung und Bestrafung der persönlichen Verantwortlichkeiten mag zum Teil eine traurige Notwendigkeit sein — aber ist es nicht viel wichtiger, die sachlichen Verantwortlichkeiten festzustellen, d. h. nun mit ruhigem Blicke zu einer vertieferen Einsicht in die Besonderheit der bestehenden Institutionen, der herrschenden Vorurteile, der geltenden Volksmeinungen, der schlimmen ethischen Verwirrungen 2c. zu gelangen, aus denen diese ganze Affaire entstanden ist? Und diese sachlichen Verantwortlichkeiten festzustellen, ist seine spezifisch französische Aufgabe, sie obliegt der ganzen gesitteten Kulturwelt, für jedes einzelne Land gilt hier das tua res agitur. In solchem Sinne wird auch an dieser Stelle noch oft auf die fast unerschöpfliche Fülle von Fragen und Problemen zurückzukommen sein, welche diese eigenartige Affaire zum ersten Male angeregt und deutlich vor Augen gestellt hat.

Bücherschau.

Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte. Ein Auskunftsbuch. Herausgegeben von der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Zweite vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage, Preis 5 Mk., in Leinwand gebunden 3,60 Mk.

Das soeben im Verlage von Julius Springer erschienene Buch, dessen erste Auflage in kurzer Frist vergriffen war, verfolgt in erster Linie den Zweck, allen auf dem Gebiete der Armen- und Wohlfahrtspflege Thätigen ein zuverlässiges Nachschlagewerk zu bieten. In 15 Kapiteln zählt das Werk 904 Wohlfahrtseinrichtungen für Berlin und 192 für seine Vororte in sehr übersichtlicher Anordnung auf. Es berücksichtigt nicht allein die eigentlichen Wohlthätigkeitseinrichtungen im engeren Sinne, sondern auch alle diejenigen städtischen, kirchlichen und privaten Institutionen Berlins, die in Betracht kommen können, wenn es sich darum handelt, der Notlage eines Einzelnen oder einer Familie abzuhelfen. In ausführlicher Weise sind z. B. auch alle Volks- und Kindergärten und Kinderhorte, Krippen und Erziehungsanstalten, desgl. Fach- und Fortbildungsschulen, Ausbildungsanstalten, Volksfestsalen u. s. w. behandelt. Wer einer bedürftigen Familie helfend und ratend zur Seite stehen will, wird häufig in die Lage kommen, auch von diesen Wohlfahrtseinrichtungen im weiteren Sinne Gebrauch machen zu müssen.

Eine kurze Darlegung der Grundsätze der städtischen Armenverwaltung und eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten Bestimmungen der gesetzlichen Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung erhöhen den praktischen Wert des Buches. Ueber jede Wohlfahrtseinrichtung giebt das Werk ausführliche und zuverlässige Auskunft, und zwar ist überall der Zweck, die Leistungsfähigkeit und die Verwaltungsstelle angegeben, an welche Aufnahme- und Unterstützungsgesuche zu richten sind.

Ein sorgfältig gearbeitetes Namen- und Sachregister erleichtert den Gebrauch des Buches.

Das Auskunftsbuch macht den Eindruck großer Vollständigkeit und kann sowohl allen denjenigen, die auf irgend einem Gebiete der praktischen Wohlfahrtspflege thätig sind, als auch den erfreulicherweise recht zahlreichen privaten Wohlthätern Berlins als zuverlässiger Wegweiser empfohlen werden.

Vermißt habe ich nur das neuerrichtete Invalidenheim zu Neu-Babelsberg, das mir umsomehr der Erwähnung wert erscheint, als nur ein einziges Veteranenheim aufgeführt ist.

Die Aufzählung der „Heimstätte für Verletzte" zu Niederschönhausen, die zur Aufnahme Unfallverletzter bestimmt ist, unter den Anstalten für Genesende beruht wohl nur auf einem Versehen der Herausgeber.

Derartige in einer event. Neuauflage leicht zu beseitigende kleine Mängel beeinträchtigen jedoch den Wert des Buches in keiner Weise, der keineswegs allein in seiner praktischen Brauchbarkeit liegt. Dem aufmerksamen Benutzer werden die Lücken und Mängel des Berliner Armen- und insbesondere des Wohlthätigkeitsvereinswesens nicht entgehen. Das Buch dürfte somit in zweiter Linie die Aufgabe zu erfüllen haben, zu Neuschöpfungen und Reformen auf dem Gebiete der Armenpflege anzuregen.

—nz—

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Rückblicke und offene Worte über die Errungenschaften der Medizin im 19. Jahrh. Von Primararzt Dr. Josef Hermann. Teschen-Leipzig, Ed. Fritzinger.

Die soziale Frage. Von Prof. Dr. L. Büchner. Berlin, H. Walther. 1899.

Ein Fall Dreyfus in Deutschland. Von Adolf Brand. Berlin-Steglitzhsdorf.

Briefkasten.

Dr. A. N. Helsingfors. Die Absendung des Vortrages über Finland ist aus rein äußerlichen Gründen erfolgt. Wir behalten die Entwicklung der Dinge dort im Auge und hoffen bald auch in den Spalten dieses Blattes Einiges darüber zu bringen. D. Red.

Zum Wanderrednerfonds

gingen im Laufe des April und Mai ein: von Frl. Peiser Mk. 3. E. Junker (Japan) Mk. 52, Frl. R. Weiß Mk. 2. Mit den in Nr. 13 quittierten Mk. 909,20 zusammen Mk. 1036,20

Weitere freundliche Spenden nimmt dankend entgegen:

Das Bureau der D. G. E. K. Dr. Penzig.
Berlin N., Ziegelstr. 10/11.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. A. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8883.

Ethische Kultur

Inserate. Die 5spaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen bitte nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W. Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 17. Juni 1899. | Nr. 24.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ein englischer Aufruf für ethische Propaganda. — Die Koalitionsfreiheit und ihre Gegner. Von Dr. Jastrow. — „Zurück auf Kant!“ Von Dr. Vorländer. — Genossenschaft. Von E. Zimmermann. — Streiflichter: Ueber Ansteckungsfurcht und deren ethische Konsequenzen. Eine Teufelsgeschichte aus der Schule. — Bücherschau. — Vermischtes.

Ein englischer Aufruf für ethische Propaganda.

Wer die ethische Bewegung in den verschiedenen Ländern beobachtet, der wird sich wundern, daß gerade die akademischen Lehrer der Ethik sich bisher fast ganz abseits von unseren Bestrebungen gehalten haben. Für viele Männer von tiefem wissenschaftlichen Ernst war bei dieser Zurückhaltung jedenfalls die Befürchtung maßgebend, daß eine unmittelbare Teilnahme an der Entwicklung der öffentlichen Dinge leicht die Ruhe und Unparteilichkeit ihres Forschens beeinträchtigen könne. Gewiß hat diese Erwägung ihre Berechtigung. Die geistige Vertiefung der großen Kulturprobleme ist ein dringendes Bedürfnis inmitten der verflachenden Wirkungen des Parteitreibens und der vielstimmigen Agitation der Reformer. Aber auf der anderen Seite muß gegenüber einer solchen akademischen Zurückhaltung doch das schwere Bedenken erhoben werden, daß eine ethische Wissenschaft, deren Vertreter ohne jede lebendige Berührung mit der großen Bewegung ethischer Kräfte und Hoffnungen bleiben und von der Studierstube aus die sittlichen Lebensordnungen feststellen wollen — daß eine solche ethische Wissenschaft ebensowenig Bedeutung für die Erkenntnis und Bemeisterung der wirkenden Kräfte des Lebens hat, wie es eine biologische Wissenschaft haben würde, die ihre Sätze ohne Beobachtung und Vergleichung des lebendigen Geschehens aufstellte oder die Entzifferung der versteinerten Lebewelt in den Erdschichten als einzige sichere Quelle der Erkenntnis betrachtete.

Derartige Erwägungen haben vielleicht mitgewirkt, als sich jüngst die leitenden Akademiker der Ethik in England entschlossen haben, der Oeffentlichkeit einen Aufruf zu unterbreiten, der große Geldmittel für die Ausrüstung ethischer Volkslehrer und für die Begründung ethischer Gesellschaften verlangt. Mr. Leslie Stephen, Prof. Henry Sidgwick vom Newnham College in Cambridge, Prof. Stout vom Corpus Christi College in Oxford und Prof. Muirhead vom Mason University College in Birmingham — alles Namen von internationalem Rufe, haben sich zu einem Appell von folgendem Wortlaut vereinigt:

„Es würde ein großer Gewinn unserer nationalen Kultur sein, wenn wir ethische Lehrer und Prediger unter das Volk senden und ethische Gesellschaften zu diesem Zwecke in ganz England begründen könnten.

Das Hauptziel solcher Gesellschaften würde bestehen in der Verbreitung eines höheren Gerechtigkeitsgefühls und eines lebhafteren Bewußtseins der politischen, sozialen und häuslichen Verantwortlichkeiten, die auf jedem Gliede der Gemeinschaft liegen.

Die Lehre und Predigt der fundamentalen Beziehungen der Ethik zum ganzen Leben und die Begründung von Gesellschaften zu diesem Zwecke kann aber nur Männern und Frauen von mehr als gewöhnlicher Fähigkeit, von gründlicher Vorbildung und erprobtem Charakter anvertraut werden. Wenn wir solche Lehrer und Prediger finden, so wird es natürlich uns wünschenswert sein, daß sie ihre ganze Zeit und Arbeitskraft der Sache widmen. Sie müssen daher honoriert werden wie andere Lehrer auch. Wir fordern daher zur Sammlung von Geldmitteln auf, von welchen wir ein angemessenes Gehalt bestreiten können für diejenigen, die sich unserem Urteil nach für unser Werk eignen.

Was die geistige Ausrüstung solcher Kandidaten betrifft, so würden wir als Minimum einen Universitätsgrad betrachten: denn es scheint uns wichtig, daß das Bildungsniveau ethischer Redner so hoch als möglich gehalten werde — nicht nur um Männer von hohen intellektuellen Gaben anzuziehen und die Achtung des Publikums uns zu erhalten, an das wir uns behufs finanzieller Fundierung wenden, sondern auch wegen der besonderen Natur der Aufgabe, um die es sich handelt. In jedem Falle wird es wünschenswert sein, daß solche Kandidaten für die ersten 3 Jahre probeweise und noch nicht als dauernde Sprecher angestellt werden.

Neben denen, welche den oben erwähnten Anforderungen genügen, sollten wir die Bewerbung von solchen Personen in Erwägung ziehen, welche den inneren Beruf für die Sache haben, aber noch nicht über die gewünschte Vorbildung verfügen. Diesen könnten wir die Fortsetzung ihrer Studien durch Stipendien ermöglichen.

Wir verlangen von den Kandidaten nicht, daß sie sich zu irgend welchem Glauben oder Unglauben in theologischer oder philosophischer Beziehung bekennen. Auch braucht kein Kandidat sich zum Sozialismus oder Individualismus zu bekennen — nur muß er darin mit uns übereinstimmen, daß keine soziale Vervollkommnung möglich ist ohne die Entwicklung eines höheren Niveaus der moralischen Kultur.

Digitized by Google

Auch müßten die Kandidaten im Wesentlichen mit den Hauptzielen des Ethischen Bundes übereinstimmen.

Wir hoffen, daß diejenigen Leser, welche unser Unternehmen billigen, nicht zögern werden, unserm Appell Folge zu geben. Es existiert nicht nur ein unbewußtes Bedürfnis nach ethischer Lehre und ethischen Gesellschaften, sondern sogar ein großes und wach erhobenes Verlangen. Gesellschaften in den verschiedensten Landesteilen, mit verschiedenen Namen, beklagen sich, daß sie keine Redner finden können, welche das soziale und persönliche Leben, sowie die Fragen der Litteratur, Wissenschaft, Politik und Religion vom ethischen Gesichtspunkt zu beleuchten fähig sind. Da wenige von diesen Gesellschaften in der Lage sind, sich die ungeteilte Arbeit eines solchen Vortragenden zu sichern, so brauchen wir schon deshalb einen zentralen Fonds und die Gewähr, welche durch die Verwaltung dieses Fonds dem Publikum betreffs der Tüchtigkeit der Redner geleistet wird."

Wer sich daran erinnert, wie sehr gerade in England alle offiziellen und repräsentativen Persönlichkeiten durch die Rücksicht auf die kirchlichen Formen am öffentlichen Bekennen freierer Ansichten gehindert sind, der wird zugeben, daß dieser Aufruf einen außerordentlichen Erfolg unserer Bewegung bezeichnet.

Hoffentlich erleben wir es auch bald in Deutschland, daß leitende Män er der ethischen Wissenschaft angesichts der wachsenden moralischen Not und Katlosigkeit unserer Kultur aus ihrer Reserve heraustreten und die ihnen gebührende Führerrolle in den Bestrebungen für angewandte Ethik übernehmen. Reaktion und Finsternis könnten nicht so triumphierend ihr Haupt erheben, wenn nicht die planvolle Organisation der geistig-sittlichen Gegenwirkung so traurig danieder läge. F.

Die Koalitionsfreiheit und ihre Gegner.

Von Privatdozent Dr. J. Jastrow, Charlottenburg-Berlin

II.

Die elf Paragraphen der Zuchthaus-Vorlage enthalten eine Fülle von Einzelbestimmungen, die neues Recht schaffen, aber in ihrem Ausgangspunkt an schon vorhandenes Recht anschließen. Um zu einem Urteile darüber zu gelangen, welche Tragweite den neuen Bestimmungen zukommt, muß man sich vor allem über die Bedeutung klar werden, die in der Praxis schon die gegenwärtigen Einengungsvorschriften besitzen.

Von den vier Handlungen, die der gegenwärtige § 153 der Gewerbeordnung mit Strafe belegt, wenn sie dazu dienen sollen, zur Teilnahme an einer Koalition zu bestimmen, ist nur eine einzige scharf umgrenzt: der „körperliche Zwang", wiewohl auch hier nicht ganz sicher ist, ob nicht etwa ein Beim-Arme-Fassen, wie es harmlosen Lebensgewohnheiten im Arbeiterstande entspricht, unter Umständen von einem Staatsanwalte schon als körperlicher Zwang angesehen werden könnte. Ein Begriff, für den man aus unserem sonstigen Rechtsleben vergebens eine feste Definition suchen wird, ist die „Verrufserklärung". Eine ganz direkte und jedenfalls bewußte Abweichung vom juristischen Sprachgebrauch bietet die „Ehrverletzung". Hätte sich die Gewerbeordnung des strafrechtlichen Ausdruckes Beleidigung bedient, so wäre auch der bekannte Strafgesetz-Paragraph über die Wahrnehmung berechtigter Interessen mit Notwendigkeit in Kraft getreten, während der Begriff der Ehrverletzung auch nach dieser Seite hin allen möglichen Erweiterungen preisgegeben ist. Vollends unbestimmt aber ist das Wort „Drohung". Unser Strafrecht kennt keinen Fall, in dem die Drohung als solche eine Strafe begründet. Strafbar ist die Drohung nur, wenn sie eine Anstiftung zu einer strafbaren Handlung enthält, oder wenn es sich um eine als schwer qualifizierte Drohung handelt (z. B. Drohung mit Gefahr für Leib und Leben), oder wenn die Drohung ein Mittel der „Nötigung" darstellt, wobei dann durch den letzteren Begriff das Erfordernis eines gewissen Gewaltaufwandes gegeben ist. Hier aber wird ein „Nötigen" garnicht verlangt. Es heißt in dem heute geltenden § 153: „Wer durch Drohungen . . bestimmt oder zu bestimmen versucht." Es wird auch nicht vorausgesetzt, daß es sich um eine Drohung mit einer besonders schlimmen Sache handle. Die geringste, noch so kleine Unannehmlichkeit, die dem Andern in Aussicht gestellt wird, kann als Drohung bezeichnet werden. Schon das gegenwärtige Recht enthält daher eine höchst bedauerliche Dehnbarkeit der Ausdrucksweise. Die einzige Garantie, daß die Rechtsprechung sich hier nicht ganz und gar ins Uferlose ausweitet, liegt darin, daß doch wenigstens die beiden Thatsachen festgestellt werden müssen, erstens daß es sich um eine Koalition handelte, und zweitens daß diese geschlossen war „zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen." Diese Garantie soll in Zukunft auch noch wegfallen. Statt der eben genannten Worte will das neue Gesetz sich mit der bloßen „Einwirkung" auf solche Verhältnisse begnügen. Vor allem aber will es die Strafbarkeit auch dann schon eintreten lassen, wenn es sich garnicht um Koalitionen, sondern um einfache Niederlegung der bisherigen, ja sogar um bloße Nichtannahme neuer Arbeit handelt. Ferner soll nach der Vorlage dem körperlichen Zwange gleichgeachtet werden: „die Beschädigung oder Vorenthaltung von Arbeitsgerät, Arbeitsmaterial, Arbeitserzeugnissen oder Kleidungsstücken", d. h. diese Handlungen sollen nicht etwa blos dann als körperlicher Zwang betrachtet werden, wenn sie es sind, sondern der Richter wird angewiesen, sie dem körperlichen Zwange „gleichzuachten", auch wenn sie es nicht sind. Der Drohung soll gleichgeachtet werden: „die planmäßige Ueberwachung von Arbeitgebern, Arbeitnehmern, Arbeitsstätten, Wegen, Straßen, Plätzen, Bahnhöfen, Wasserstraßen, Hafen- oder sonstigen Verkehrsanlagen". Hätte die Vorlage sich damit begnügt, daß die planmäßige Ueberwachung von Personen als Drohung gelten solle, so könnte man vielleicht den Sinn hineinlegen, der Verfasser habe gemeint, daß eine solche Ueberwachung immer nur zum Zwecke der Bedrohung geschehe. Da aber auch die planmäßige Ueberwachung von Straßen, Plätzen Bahnhöfen ꝛc. mit einbezogen wird, so bleibt keine andere Auffassung übrig, als daß der Gesetzgeber habe sagen wollen: diese Ueberwachungen enthalten zwar an sich keine Drohung; er, der Gesetzgeber, wolle aber bestimmen, daß sie der Drohung gleichgeachtet werden.

Wenn eine Arbeitseinstellung ihren Zweck, z. B. Lohnerhöhung, erreichen soll, so muß sie allgemein sein. Es genügt nicht, daß die schon koalierten Arbeiter das Verhältnis kündigen, sondern sie müssen auch die Arbeiter, die nicht zur Koalition gehören, zu dem gleichen Vorgehen zu veranlassen suchen. Hierbei stehen ihnen außer der rein wirtschaftlichen Belehrung noch zwei Mittel zu Gebote. Sie können sich entweder positiv an das Ehrgefühl der Außenbleibenden wenden und sie auf das Unkameradschaftliche des Verhaltens aufmerksam machen, oder sie können negativ ihnen zeigen, welche schlechten Folgen ein derartig unkameradschaftliches Verhalten in der Zukunft für sie selbst haben müsse. Sind die Streikenden nicht Rednertalente ersten Ranges (und dann könnten sie eine andere Karriere einschlagen als für 3 oder 4 Mark Tagelohn zu arbeiten), so wird es ihnen nicht möglich sein, stets sich einer Ausdrucksweise zu bedienen, die sie davor schützt, in dem ersteren Falle der Ehrverletzung, in dem letzteren Falle der Verrufserklärung oder der alles weitherzig umfassenden „Drohung" für schuldig erklärt zu werden. Bisher konnten streikende Arbeiter sich dieser Gefahr wenigstens in manchen Fällen noch dadurch entziehen, daß sie nach ausgebrochenem Streik nicht für ihre Koalition warben, sondern sich mit der

Digitized by Google

Aufforderung begnügten, einfach nicht zu arbeiten. Jetzt soll aber auch dieses bescheidenere Ziel die Strafbarkeit ebenso begründen. Das Mindeste, was zur ordnungsmäßigen Organisation eines Streiks erforderlich ist, ist, daß zuziehenden Arbeitern wenigstens gesagt wird, daß ein Streik besteht. Dies ist nur möglich, wenn irgendwo Leute stehen, die diesen Nachrichtendienst durchführen. Nun sehe man sich das obige Register von dem an, was nicht überwacht werden soll: Arbeitgeber, Arbeitnehmer, Arbeitsstätten, Wege, Straßen, Plätze, Bahnhöfe, Wasserstraßen, Hafen- oder sonstige Verkehrsanlagen. Wo in aller Welt soll nun dieser Nachrichtendienst noch stattfinden?

Durch die neuen Zwangs- und Strafbestimmungen ist die Zuchthaus-Vorschrift, die der ganzen Vorlage den Namen gegeben hat, gewissermaßen in den Schatten gestellt worden. In der Donnerstäger Ankündigung, die dem Entwurf vorangegangen war, war jedem, der „einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versucht, oder gar zu einem Streik anreizt," Zuchthaus angedroht. Hiervon ist nun freilich in der Vorlage nicht die Rede, und man hat jene Spezialvorschrift so aufgefaßt, als ob sie nur dazu bestimmt sei, das Wort Zuchthaus zu retten. Wenn dies wirklich ihre bescheidene Bestimmung war, so hat sie aber jedenfalls (und das sollte nicht übersehen werden) ein ganz bedeutendes Nebenprodukt zutage gefördert. Die Handlungen, die der Entwurf strafbar macht, sind mit Zuchthaus bedroht, wenn infolge des Ausstandes „eine Gefährdung der Sicherheit des Reichs oder eines Bundesstaats eingetreten, oder eine gemeine Gefahr für Menschenleben oder das Eigentum herbeigeführt worden ist." Wodurch alles heutzutage die Staatssicherheit gefährdet werden kann, ist garnicht abzusehen. Nach welcher Seite hin aber zunächst die neue Bestimmung benutzt werden soll, das wenigstens deutet die Vorlage selbst an, indem sie das ganze einschlägige Recht aus der Gewerbeordnung heraushebt und u. a. auch auf Reichs-, Staats- oder Kommunalbetriebe ausdehnt, die der Landesverteidigung, der öffentlichen Sicherheit, dem öffentlichen Verkehr oder der öffentlichen Gesundheitspflege dienen, ebenso auch auf die Eisenbahnen. Und in allen diesen Fällen wird dem Arbeitsverhältnis das Dienstverhältnis, d. h. also dem Arbeiter der Beamte gleichgestellt. Danach scheint es, daß die Absicht dahingeht, bei diesen Betrieben im Falle eines Streiks eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit anzunehmen. Der Sinn dieser Bestimmung ist in der Hauptsache (und dies ist in den bisherigen Erörterungen fast noch gar nicht hervorgehoben worden), für den Arbeiter und Beamten der Reichs-, Staats- und Kommunalbetriebe das Streiken zu einem zuchthausgefährlichen Unternehmen zu machen.

Welches würden die mutmaßlichen Folgen sein, wenn der Entwurf Gesetz würde? Daß durch ihn Streiks unmöglich gemacht würden, möchte ich nicht behaupten. Es hat Zeiten gegeben, in denen jede Koalition strafbar war, und in denen dennoch Streiks stattgefunden haben. In Rußland ist noch heute den Arbeitern jede Art von Koalition, gemeinsamer Lohnbewegung u. s. w. untersagt. Dennoch finden in Rußland nicht blos Massenstreiks statt, sondern es kommt sogar vor, daß nach Lage der Sache die Beamten zuweilen statt auf Bestrafung der Ausständigen auf Abstellung der von ihnen beklagten Uebelstände dringen. Streiks würden also auch in Zukunft möglich sein. Was aber durch ein Gesetz wie diese Vorlage ganz außerordentlich erschwert würde, das wäre die ordnungsmäßige Organisation von Streiks, das wäre namentlich jene Ausbildung dauernder Koalitionen mit Kapitalbesitz, die wir als die beste Garantie für eine besonnene Leitung von Lohnbewegungen kennen gelernt haben. Ein Staat, der beständig betont, daß die stehenden Heere die beste Garantie des Friedens seien, sollte doch im sozialen Leben dieselbe Wahrheit anerkennen: daß nichts den sozialen Frieden so gut gewährleistet, wie große, umfassende, dauernd und gleichmäßig geleitete Koalitionen. Je zahlreicher die Schlingen der Gesetzgebung, je schwerer die Strafen sind, die auf sonst straffreie Handlungen gelegt werden, je enger die Linie, auf der sich Organisatoren noch bewegen können, desto kleiner wird die Auswahl. Es bleiben schließlich nur verschlagene Persönlichkeiten übrig, die sich mit List und Gewandtheit an den Schlingen des Gesetzes vorbeizuwinden wissen, oder tollkühne Existenzen, die das Zuchthaus nicht scheuen. Der Entwurf macht darauf aufmerksam, daß es sich „gerade bei den Arbeitswilligen um ruhige, in die Staats- und Rechtsordnung sich schickende, für den Staat besonders nützliche Elemente handelt." Wer diese liebevolle Charakteristik geschrieben hat, hätte sich bei einem etwas weniger kurzsichtigen Blick doch sagen müssen, daß von seinem Standpunkte aus die Einbeziehung dieser „ruhigen Elemente" in die Koalitionen notwendig ist, wenn man es ernst meint mit einer Entwicklung der Koalitionen zu Ruhe und Besonnenheit, daß man also — gerade von diesem Standpunkte aus — die Mittel zur Verbreiterung der Koalition nicht vermindern, sondern vermehren müsse. Aber es giebt zweierlei Anhänger des Koalitionsrechts. Von den bloßen Henchlern abgesehen, die sich für Anhänger des Koalitionsrechts ausgeben, um unter diesem Deckmantel desto leichter Gesetze zu seiner Vereitelung befürworten zu dürfen, wollen die Einen das Koalitionsrecht um des Rechtes willen, die Andern um der Koalition willen. Wer das Koalitionsrecht nur um des Rechtes willen befürwortet, wer nur deswegen dafür ist, weil er nach seiner politischen Gesamtüberzeugung nicht dagegen sein darf, der wird zwar Bestimmungen, wie sie dieser Entwurf vorschlägt, auch ablehnen, er wird sich aber nicht sonderlich darüber aufregen, wenn es in Deutschland weniger Koalitionen giebt. Für ihn bleibt die Preßfreiheit dieselbe, wenn es auch weniger Zeitungen giebt, die Redefreiheit dieselbe, wenn auch weniger Reden gehalten werden, und die Koalitionsfreiheit ist rechtlich darum nicht gemindert, wenn die Zahl der Koalitionen abnimmt. Ganz anders aber diejenigen, denen das Koalitionsrecht nur Mittel zum Zweck ist, die es nur haben wollen, weil sie in den Koalitionen eine gute, erfreuliche, ja notwendige Einrichtung sehen. Sie können, wenn es sein muß, weit eher einen Teil des Koalitionsrechts prinzipiell opfern, als solche Detailbestimmungen zulassen, die die vorhandenen Koalitionen vermindern und verschlechtern müssen. Der Entwurf geht überall davon aus, daß das Koalitionsrecht nur um des Rechtes willen gegeben werde. Daß es Anhänger des Koalitionsrechts giebt, welche gerade in der Entwicklung der gemeinsamen Thätigkeit eine erfreuliche Erscheinung erblicken, das ist ihm unbekannt. Gleich als ob der individuelle Arbeitsvertrag zwischen dem einzelnen Unternehmer und dem einzelnen Arbeiter das selbstverständliche Ideal wäre, neben dem das Eingreifen von Koalitionen nur einem Vorurteil der Zeit zuliebe geduldet werden müsse, meinen die Motive schon alles bewiesen zu haben, wenn sie darthun, daß das juristische Recht, Koalitionen zu begründen, ja auch nach dem neuen Gesetz fortdauere. Der Gedanke kommt ihnen garnicht, daß Jemand in der Wirksamkeit der Koalitionen bei Abschluß des Vertrages die höhere Entwicklungsstufe sehen könnte, der gegenüber der gegenwärtig allerdings noch zu Recht bestehende individuelle Arbeitsvertrag als der geduldete erscheint. Es giebt in Deutschland eine Industrie, die mit dieser modernen Art, den Arbeitsvertrag zu schließen, die glänzendsten Erfolge aufzuweisen hat. Im Buchdruck beruht die Entlohnung auf einem Tarif, der zwischen Koalitionen der Arbeitgeber einer, der Arbeiter andererseits vereinbart ist. Bei anstauchenden Streitigkeiten entscheidet ein aus beiden Teilen zusammengesetztes Schiedsgericht. Der Tarif ist abgestuft nach Größen- und Teuerungsklassen der einzelnen Orte Deutschlands. Er ist nach und nach von weitaus dem

Digitized by Google

größten Teile der angesehenen Firmen Deutschlands angenommen worden. Die Beseitigung der Schmutzkonkurrenz, die auf die Preise und die Löhne in gleicher Weise drückt, ist das gemeinsame Interesse der tariftreuen Prinzipale und Gehilfen (übrigens auch der anständigen Kunden). Wie weit diese Solidarität der Interessen reicht, hat sich kürzlich darin gezeigt, daß die tariftreuen Prinzipale sich bereit erklärten, Streiks zur Erzwingung des Tarifs zu unterstützen. Hier sieht man deutlich, wie die sozialen Kampfes-Institutionen unserer Zeit Organe zur Herbeiführung eines Friedenszustandes sind. Und da sollte der Staat es als selbstverständlich betrachten, daß er gegen diejenigen Partei ergreifen müsse, die diesen gemeinsamen Friedenszustand herbeiführen? — Zu den vielen menschlich schönen Erscheinungen, die in den sozialen Kämpfen unserer Zeit zu beobachten sind, gehört es auch, daß bei aufregenden Streitigkeiten sich angesehene Männer finden, die sich der Mühe unterziehen, zwischen beiden Teilen zu vermitteln und namentlich der Hartnäckigkeit und Unnachgiebigkeit mit ihrem Einflusse entgegenzutreten. In seiner fanatischen Wut für den individuellen Arbeitsvertrag geht der Entwurf so weit, in solchen Versuchen eine Gefahr für die individuelle Freiheit zu erblicken Er betrachtet Jemanden, der bei einem Ausstande oder einer Aussperrung „zur Nachgiebigkeit gegen die dabei vertretenen Forderungen bestimmen" will, als einen höchst gefährlichen Menschen, dem man auf die Finger sehen müsse, ob er sich nicht etwa eines der vier berühmten Mittel, des körperlichen Zwanges, der Drohung, Ehrverletzung oder Verrufserklärung bediene, damit man ihn nötigenfalls mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestrafen oder allenfalls bei mildernden Umständen mit einer Geldstrafe davonkommen lasse. Wenn ein solcher Vermittler einen Appell an das Ehrgefühl richtet, wenn er darauf aufmerksam macht, daß Hartnäckigkeit im Gegensatz zu einer friedliebenden öffentlichen Meinung schließlich gesellschaftliche Aechtung nach sich ziehen müsse, wenn er dem Unnachgiebigen wirklich den einen oder andern Nachteil in Aussicht stellt, ist das denn so schlimm, daß man dies als Drohung, als Verrufserklärung ꝛc. bestrafen müßte, obgleich es, zu einem andern Zwecke geschehen, straffrei bleiben würde? Nach den sittlichen Ideen, die wir mit dem Strafrecht verbinden, ist es zwar durchaus nicht unzulässig, dieselbe Handlung straffrei oder strafbar zu machen, je nach dem Zwecke, zu dem sie geschieht. Allein, wenn in einem solchen Falle die Strafbarkeit nicht um der Handlung, sondern um ihres Zwecks willen ausgesprochen wird, dann soll sich der Gesetzgeber dessen bewußt sein, daß dies eine Brandmarkung des Zwecks enthält. In dieser Art nimmt der Entwurf die Brandmarkung vor an Jedem, der während eines Streiks zur „Nachgiebigkeit" zu bestimmen sucht. So lange es eine Weltgeschichte giebt, hat es wohl noch nie ein Gesetz gegen Friedenstifter gegeben.

(Schluß folgt).

„Zurück auf Kant!"

Von Dr. Karl Vorländer (Solingen).

II.

Bernstein hat sich — was ihm in unseren Augen nur Ehre macht — noch vor nicht allzulanger Zeit (Neue Zeit XVI 2, 226) als Laien auf dem Gebiete der Kantschen Erkenntnistheorie bezeichnet. Auch mit der Ethik des Königsberger Weisen hat er sich schwerlich eingehender beschäftigt, sonst hätte ihm kaum entgehen können, wie unmittelbar der ethische Sozialismus oder soziale Idealismus, auf den er im Grunde doch hinauswill, in Kants Ethik nicht nur begründet, sondern bereits offen ausgesprochen liegt, daß die letztere, trotz ihres scheinbar individuellen Gewandes, am letzten Ende nichts Anderes als Gemeinschaftsethik ist.

Es würde zu tief in sachphilosophisches Gebiet hineinführen, wollten wir hier entwickeln, wie sich aus dem so oft als „bloß formell" verketzerten Kantischen Sittengesetze gerade um eben dieses Formalismus willen mit methodischer Notwendigkeit die reichste Fruchtbarkeit ergiebt; für den Kenner genügen die Kantischen Termini: Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung, Reich der Sitten, Reich der Zwecke, Idee der Menschheit, Idee der Persönlichkeit. Ich möchte an dieser Stelle nur auf eine Anzahl Kantischer Sätze hinweisen, in denen auch dem Nichtfachmann der innere Zusammenhang Kants mit den ethischen Grundprinzipien des Sozialismus sich schlagend offenbart.

Von den Formulierungen des berühmten kategorischen Imperativs ist in weiteren Kreisen viel zu wenig diejenige bekannt, welche die „Grundlegung der Metaphysik der Sitten" an dritter Stelle (ed. Kirchmann S. 53 f) giebt: „Handle so, daß Du die Menschheit, sowohl in Deiner Person als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst." „Jedes vernünftige Wesen" — auch der geringste Tagelöhner — „existirt als Zweck an sich selbst," er ist keine Maschine, kein „Mittel zum beliebigen Gebrauch für diesen oder jenen Willen" (52), keine „Sache", sondern eine „Person", in der uns die Menschheit heilig sein soll. Dieses Prinzip der Menschheit als Selbstzweck muß die „oberste einschränkende Bedingung der Freiheit der Handlungen eines jeden Menschen" sein (55). Indem nun alle vernünftigen Wesen gleichmäßig unter diesem Gesetze stehen, entsteht ein „Reich der Zwecke", freilich „nur ein Ideal" (59), aber ein solches, das „durch unser Thun und Lassen wirklich werden kann" (62 Anm.).

An anderer Stelle bezeichnet er als das größte Problem, die höchste Aufgabe und den letzten Zweck der „Menschengattung" die Erreichung einer „vollkommen gerechten bürgerlichen Verfassung", einer Gesellschaft, in der die Freiheit eines jeden ihrer Glieder nur durch die Bedingung ihrer Zusammenstimmung mit der Freiheit aller anderen eingeschränkt ist, eines Zustandes in welchem allein alle natürlichen Anlagen der Menschheit ihrer Bestimmung gemäß sich entwickeln können, wo man nicht mehr „Vorteile genießt, um deren willen andere desto mehr entbehren müssen." Allerdings, dieses Problem ist zugleich „das schwerste und das, welches von der Menschengattung am spätesten aufgelöst werden wird." Denn „aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden." Richtige Begriffe von der Natur einer solchen Verfassung, große, „durch viel Weltläufe geübte" Erfahrenheit, und „über das alles" ein „zur Annehmung derselben vorbereiteter" guter Wille, sind die unumgängliche Voraussetzung: drei Stücke, von denen Kant meint, daß sie sich „sehr schwer und, wenn es geschieht, nur sehr spät, nach viel vergeblichen Versuchen, einmal zusammen finden" werden. Und doch glaubt er zu sehen, daß sich „dennoch gleichsam ein Gefühl in allen Gliedern, deren jedem an der Erhaltung des Ganzen gelegen ist, zu regen" beginne. Das gebe Hoffnung, daß nach „manchen Revolutionen der Umbildung" endlich „das, was die Natur zur höchsten Absicht hat, ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand, als der Schoß, worin alle ursprünglichen Anlagen der Menschengattung entwickelt werden, dereinst einmal zu stande kommen werde."

Drei Jahre, bevor Kant diese Sätze für seine Abhandlung: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" niederschrieb, hatte er bereits an einer bedeutsamen Stelle seines Hauptwerkes (der Kritik der reinen Vernunft) das größte Gebilde des antiken Sozialismus, die Republik Platos, mit Nachdruck gegen diejenigen verteidigt, die in ihr bloß das erträumte Hirngespinst eines müßigen Denkers sahen. Seine Ausführungen sind so bezeichnend für Kants politisch-soziale Denkart und Methode,

Digitized by Google

und auch heute noch „realpolitischer" Klugthuerei gegenüber so beherzigenswert, daß wir uns nicht enthalten können, ihren Hauptinhalt wörtlich hierher zu setzen. Kant meint:

„Anstatt Platos Gedanken zu verspotten, würde man besser thun, ihm mehr nachzugehen und ihn (wo der vortereffliche Mann uns ohne Hilfe läßt) durch neue Bemühungen ins Licht zu stellen, als ihn unter dem sehr elenden und schädlichen Vorwande der Unthunlichkeit bei Seite zu setzen. Eine Verfassung von der größten menschlichen Freiheit nach Gesetzen, welche machen, daß jedes Freiheit mit der anderen ihrer zusammen bestehen kann, (nicht von der größten Glückseligkeit, denn diese wird schon von selbst folgen), ist doch wenigstens eine notwendige Idee, die man nicht bloß im ersten Entwurfe einer Staatsverfassung, sondern auch bei allen Gesetzen zum Grunde legen muß, und wobei man anfänglich von den gegenwärtigen Hindernissen abstrahieren muß, die vielleicht nicht sowohl aus der menschlichen Natur unvermeidlich entspringen mögen, als vielmehr aus der Vernachlässigung der rechten Ideen bei der Gesetzgebung. Denn nichts kann schädlicheres und eines Philosophen Unwürdigeres gefunden werden als die pöbelhafte Berufung auf vorgeblich widerstreitende Erfahrung, die doch garnicht existieren würde, wenn jene Anstalten zu rechter Zeit nach den Ideen getroffen würden und an deren Statt nicht rohe Begriffe eben darum, weil sie aus Erfahrung geschöpft worden, alle gute Absicht vereitelt hätten." (Kr. d. r. V. S. 372 f).

Nehmen wir die Sache rein von Seiten der ethischen Begründung, so erscheint auch uns Kant in der That als das, wozu ihn ein kühnes Wort seines besten Kenners und scharfsinnigsten Interpreten Hermann Cohen stempelt: „Der wahre und wirkliche Urheber des deutschen Sozialismus" Woran hat es gelegen, daß er diese Rolle historisch nicht gespielt, daß vielmehr an seiner Statt Fichte dem philosophischsten unter den deutschen Sozialisten (Lassalle) als solcher erschienen ist?

Zuvörderst wohl daran, daß Kant seinen oben gekennzeichneten, weittrag nden sozialethischen Grundprinzipien keine systematische Anwendung auf das praktische Gebiet der sozialen Wirtschaft gegeben hat, wie Fichte es in seinem „geschlossenen Handelsstaat" wenigstens versuchte. Seine, überdies erst in hohem Alter von ihm verfaßte, „Rechtslehre" kann als solche nicht betrachtet werden. Ja, er scheint in ihr seinen prinzipiellen Standpunkt nicht voll aufrecht zu erhalten Er tritt zwar für vollste gesetzliche Freiheit, Gleichheit und Selbständigkeit aller Staatsbürger ein, aber er betrachtet die Gesellen „bei einem Kaufmann oder bei einem Handwerker," die privaten Dienstboten, Zinsbauern und „alles Frauenzimmer", kurz jedermann, der „Nahrung und Schutz" von anderen erhält, weil ihnen das Attribut der Selbständigkeit fehle, nicht als Staats bürger, sondern nur als Staats genossen. Indessen sollen doch auch sie „als Menschen", dieselbe Freiheit und rechtliche Gleichheit, wie jene, genießen; denn ohne diese kann kein Volk ein Staat heißen. Auch soll ihnen nichts im Wege stehen, aus diesem „passiven" zu jenem „aktiven" Zustand sich emporzuarbeiten. Und wie freiheitlich Kant gedacht hat, davon zeugt eine leider wenig bekannte, auch heute noch höchst beachtenswerte Stelle in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (ed. Kehrbach, S. 204 Anm.):

„Ich gestehe, daß ich mich in einen" (Kant: im) „Staat, dessen sich auch wohl kluge Männer bedienen, nicht wohl finden kann: Ein gewisses Volk (was in der Bearbeitung einer gesetzlichen Freiheit begriffen ist). ist zur Freiheit nicht reif: Die Leibeigenen eines Gutseigentümers sind zur Freiheit noch nicht reif, und so auch die Menschen überhaupt sind zur Glaubensfreiheit noch nicht reif. Nach einer solchen Voraussetzung aber wird die Freiheit nie eintreten; denn man kann zu dieser nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden ist (man muß frei sein, um sich seiner Kräfte in der Freiheit zweckmäßig bedienen zu können). Die ersten Versuche werden freilich roh, gemeiniglich auch mit einem beschwerlicheren und gefährlicheren Zustande verbunden sein, als da man noch unter den Gesetzen, aber auch der Vorsorge anderer stand, allein man reift für die Vernunft nie anders als durch eigene Versuche (welche machen zu dürfen, man frei sein muß). Ja babe nichts dawider, daß die, welche die Gewalt in Händen haben, durch Zeitumstände genötigt, die Entschlagung von diesen drei Fesseln" (gemeint ist die politische, wirtschaftliche, religiöse Fessel) „noch weit, sehr weit aufschieben. Aber es zum Grundsatze zu machen, daß denen, die ihnen einmal unterworfen sind, überhaupt die Freiheit nicht tauge, und daß man berechtigt sei, sie jederzeit davon zu entfernen, ist ein Eingriff in die Regalien der Gottheit selbst, die den Menschen zur Freiheit schuf. Bequemer ist es freilich, in Staat, Hause und Kirche zu herrschen, wenn man einen solchen Grundsatz durchzusetzen vermag. Aber auch gerechter?" —

Paßt nicht Wort für Wort auch noch auf unsere Zeit?

Eines jeden Mannes Wirken ist durch die Zeit, in der er lebt, bestimmt. Es ist nur natürlich, daß Kants politische Philosophie sich vor allem gegen den absolutistischen Polizeistaat und die ständische Gesellschaftsordnung des 18. Jahrhunderts kehrte, daß sie ihr Zentrum im Begriff der Freiheit fand: darin der großen politischen Umwälzung seiner Tage verwandt, die er denn auch, ebenso wie die Gründung der Vereinigten Staaten in Nordamerika, anfangs mit lebhafter Sympathie begrüßte. Zu einer Sozialphilosophie im modernen Sinne fehlten außerdem damals noch alle wirtschaftlichen Vorbedingungen: die Maschineindustrie mit allen ihren Folgen, der heutigen kolossalen Ausbildung des kapitalistischen Systems, dem Entstehen einer Klasse freier Lohnarbeiter u. s. w Ein halbes Jahrhundert später, als im Gefolge dieser wirtschaftlich-technischen Umwälzungen die soziale Bewegung unserer Tage begonnen hatte und die theoretischen Vorkämpfer des modernen Proletariats ihre philosophische Bildung empfingen, stand Deutschland (philosophisch) unter dem Zeichen Hegels, später Feuerbachs und der Materialisten; Kant zählte fast zu den Vergessenen. So wurde der Sozialismus, der politische Parteisozialismus wenigstens, unter dem Zeichen des „Materialismus" groß, der prinzipiell im stärksten Widerspruch zu seinen Ideen steht und höchstens als Feldzeichen gegenüber der seichten Rethorik eines dogmatischen Scheinidealismus einigen Wert besitzt. Und selbst noch ein Albert Lange, der auf erkenntnistheoretischem Gebiet dem Kritizismus so mächtig Bahn gebrochen, der mit ihm und durch ihn den Materialismus am erfolgreichsten überwunden hat, hielt die ganze praktische Philosophie, so mächtig sie auch auf die Zeitgenossen gewirkt hat, doch für den „wandelbaren und vergänglichen" Teil der Kantischen Philosophie und hat sie demgemäß zur Begründung seines eigenen sozialistischen Idealismus nicht verwertet.

So ist es denn auch begreiflich, daß jetzt, wo eine gesunde Reaktion im eigenen Lager ausbricht, Bernstein, indem er zum Schlusse sein „Zurück auf Kant!" in ein „Zurück auf Lange!" ausklingen läßt, zwar eine erfreuliche Annäherung, ja man kann vielleicht sagen seinen Anschluß an den Standpunkt des sozialen Idealismus vollzieht, ohne doch von dessen erkenntniskritischer Begründung durch die Kantische Methode berührt zu sein. Es konnte aber bei der heute immer stärker gewordenen Beschäftigung mit sozialen Problemen und zugleich immer tieferen Durchdringung des Kantischen Systems nicht ausbleiben, daß Männer, die philosophischen Scharfsinn mit warmer Anteilnahme an den ewigen Fragen der Menschheit und klarem Verständnis für die sozialen und sozialwissenschaftlichen Probleme der Gegenwart verbanden, die Grundgedanken des kritischen Idealismus auch für das letztgenannte Gebiet nutzbar zu machen, sie durch „neue Bemühungen ins Licht zu stellen" und durch „richtige Begriffe" in der Lösung jener von Kant bezeichneten „höchsten Aufgabe der Menschengattung" näher zu kommen suchten.

Mit den hauptfächlichsten Vertretern dieser Bewegung bekannt zu machen, soll die Aufgabe unseres dritten und letzten Artikels sein.

Genossenschaft.

Von Emil Zimmermann (Berlin).

Unsere soziale Gesetzgebung ist, wie es den Anschein hat, über den toten Punkt hinaus; wenn nicht alle Zeichen trügen, wird es demnächst wieder vorwärts gehen. Gewähr dafür ist das energische Eintreten einer Anzahl national-

Digitized by Google

liberaler Großindustrieller für dieselbe, ist die scharfe Absage, welche sie an den Gewaltigen von Neukirchen haben ergehen lassen, ist endlich der wirkliche Umschwung in der Auffassung der Lage, welcher im Regierungslager eingetreten ist, und der sich am auffälligsten darin kundgab, daß in der dreitägigen Schlacht zwischen Gewalt- und Versöhnungspolitikern im Reichstage auch nicht ein Regierungsvertreter dem bedrängten „unverantwortlichen Minister" beisprang.

Eine größere Bedeutung gewinnt dieses Erstarken der versöhnlichen Richtung im bürgerlichen Lager dadurch, daß gleichzeitig auch im proletarischen Heere sich ein versöhnlicherer Geist bemerkbar macht. Nicht in der Sozialdemokratie, — denn sie sieht der Auffassung völlig fern, als könnten auch andere Faktoren als der Machtfaktor wirksam sein, — die in der sozialdemokratischen Presse und in sozialdemokratischen Versammlungen giltigen Gedanken sind aber noch lange nicht die der sozialdemokratisch wählenden Arbeiterschaft nie der Arbeiterschaft überhaupt. Wer sozialdemokratische Revuen aufmerksam verfolgt, dem ist schon lange aufgefallen das Erstarken der Genossenschaftsidee, und daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft ihr nicht fern steht, beweist die beabsichtigte Gründung einer Konsumgenossenschaft durch die Sozialdemokraten Hamburgs, beweisen die — zum großen Teile sozialdemokratischen — Konsumgenossenschaften Sachsens, welche entstanden sind und bestehen gegen den Willen der sozialdemokratischen Partei

Aus der stärkeren Hervorkehrung genossenschaftlicher Ideen sollte nun das Vorhandensein, einer versöhnlicheren Stimmung in der Arbeiterschaft geschlossen werden?

Ganz gewiß, man arbeitet sich entgegen, und gerade Sache der Friedensfreunde wird es nun sein, die Entwickelung aufmerksamst zu verfolgen, den Boden zu bereiten und den Gedanken des sozialen Friedens kräftig zu verbreiten und so zu pflegen, daß er nie wieder verkümmert oder zu Grunde geht!

Ist es ein großer Gewinn, wenn Herr v. Stumm mit seinen Ansichten vollständig abgethan wird, noch höher anzuschlagen ist es, wenn unsere Arbeiterschaft zielbewußt und energisch in der Gegenwart zu arbeiten beginnt.

Diese Arbeit in der Gegenwart nimmt aber der Arbeiterbewegung auch ihren gesellschaftsfeindlichen Charakter; man lernt die heutige Gesellschaft mit anderen Augen betrachten, wenn man merkt, daß mit den Mitteln, welche diese Gesellschaft bietet, doch ein gutes Teil zu erreichen ist, wenn auch nicht gerade das, was im ersten Teil des sozialdemokratischen Programms gefordert wird.

Zudem ist mit der Genossenschaft schon viel, sehr viel erreicht worden, allerdings weniger mit der Produktiv- als mit der Konsumgenossenschaft.

Am 20. April 1898 gab es in Deutschland 1396 Konsum-Vereine, von denen 489 an den Genossenschaftsanwalt Bericht erstatteten. Die Mitgliederzahl dieser 489 betrug 403 872, der Erlös 1897=96$^{3}/_{4}$ Millionen Mark, der Reingewinn ca 10 Mill. Mark. Der größte deutsche Konsumverein, der Breslauer, hatte 1897 Mitglieder 58239; er setzte für 9.796.705 Mark Waren um und machte dabei einen Reingewinn von 1.192.749 Mark.

Weiter hat der Leipzig-Plagwitzer Konsumverein eigene Bäckerei und eigene Mühle, eine eigene Schneiderei sollte eingerichtet werden und wird vielleicht kommen. Das sind alles Anfänge nur, aber erfreuliche Anfänge sind es, und das Beispiel Englands zeigt, wie weit man kommen kann, wenn bei der Organisation des Konsums begonnen und dann zum genossenschaftlichen Betriebe der Produktion geschritten wird.

1897 gab es in Großbritannien 1483 Konsumvereine mit 1.468.595 Mitgliedern und einem Kapital von 408 Millionen Mark. Der Umsatz betrug 1133 Millionen Mark, der Reingewinn 128 Millionen. Der Wert der von diesen Genossenschaften in eigenen Werkstätten hergestellten Erzeugnisse war im gleichen Jahre auf 122 Millionen Mark angegeben.

Diese Arbeiterkonsumgenossenschaften gewinnen in dem Augenblick erhöhte Bedeutung, wo auch die genossenschaftlichen Regungen im Mittelstande sich in die That umzusetzen beginnen und die Gestalt von Plänen und Gründungen annehmen, welche auf die volle Förderung der Regierung rechnen können, wenn, wie schon so oft, Minister v. Miquel in seinem von der Presse verbreiteten und lebhaft kommentierten Briefe an den Osnabrücker Innungsmeister die Ansichten der preußischen Regierung kundgiebt.

Wird so aber der Zusammenschluß des Handwerker- und des Bauerntums gefördert, so könnte der Staat aus naheliegenden Gründen einem genossenschaftlichen Vorgehen der Arbeiter nicht hindernd in den Weg treten, und wenn auch zu Anfang sich hier und da Friktionen ergeben möchten, mit dem Erstarken der Genossenschaften werden sie aufhören.

Das Bedeutsame dieses Zusammentreffens ist aber, daß Arbeiter-Produktiv-Genossenschaften nun einen gut vorbereiteten Boden finden müssen. Das Hauptargument, welches gegen sie vorgebracht wurde, war, daß die kapitalistische Konkurrenz sie tot machen würde: wie aber, wenn Produktiv-Genossenschaften mit Konsumgenossenschaften zu gegenseitiger Förderung in Verbindung treten? Eine Arbeiterproduktivgenossenschaft von 100 Personen, die mit Familie 400 Köpfe zählen mag, ist ein ganz beachtenswerter Konsument, weshalb sollte sie irgend eine Konsumgenossenschaft nicht vermögen können, daß sie ihr ihre Produkte abnimmt?

Die englische Großhandelsgenossenschaft hat beispielsweise ein derartiges Uebereinkommen mit einer dänischen landwirtschaftlichen Genossenschaft getroffen, und diese hat in einem Vierteljahr des Jahres 1898 allein für 7.906.060 Mark landwirtschaftliche Produkte (Butter, Eier, Speck) an die englische Genossenschaft geliefert. Ist das nicht ein glänzendes Resultat, das zu weiterem Vorgehen in dieser Richtung ermutigt?

Die hauptsächlichste Klage, welche der Arbeiter gegen die heutige Gesellschaft hat, ist die, daß er trotz allen Fleißes doch immer ein Pauper bleiben müsse, stets unselbständig, stets abhängig von Anderu; ein Mensch aber, dem nicht mehr die Selbständigkeit winkt, hat kein Vaterland, er hat kein Interesse an dem Wohl und Wehe seines Volkes.

Es wäre darum eine That von größter nationaler Bedeutung, wenn dem strebsamen Arbeiter die Möglichkeit gegeben wird, auch unter den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen sich ein Teil wirtschaftlicher Selbständigkeit zu erringen; diese Möglichkeit ist aber nur gegeben auf dem Wege eines Zusammenwirkens von Produktiv- und Konsumgenossenschaft. Alle nationalen, alle großdeutschen Kreise werden sich deshalb für diese Idee interessieren müssen, an sie trete also auch die Agitation der Friedensfreunde heran; man wird sicher Erfolge erzielen. Die Chancen für eine friedliche Lösung der sozialen Gegensätze liegen günstiger als je; man begreife nur den großen Augenblick und ergreife und verfolge ihn mit aller Energie!

Die wieder aufzunehmende sozialpolitische Gesetzgebung hat das Los des Arbeiters im Allgemeinen zu verbessern; dem fleißigen und umsichtigen Arbeiter muß die Selbsthilfe (energische Förderung aller Wohlmeinenden vorausgesetzt!) die wirtschaftliche Selbständigkeit bringen, wie der Mittelstand sich dieselbe durch ein gleiches Vorgehen erhalten wird; Aufgabe aller sozial Denkenden muß es dagegen sein, das Verständnis für die genossenschaftliche Idee in allen Kreisen der Bevölkerung zu erwecken und zu befördern.

Digitized by Google

Streiflichter.

Ueber Ansteckungsfurcht und deren ethische Konsequenzen äußerte sich in einem unlängst im Psychologischen Verein zu Berlin gehaltenen Vortrage Prof. Rosenbach in folgender bemerkenswerten Weise:

„Im Gegensatz zu den Lehren gewisser moderner Hygieniker können wir annehmen, daß die Gefahr, zu erkranken, nicht in der bloßen Anwesenheit konkreter Krankheitskeime besteht oder nicht von solchen direkt herrühren muß; denn einmal sind — wie man mehrfach zugeben anfängt — hier andere Faktoren (Disposition und Abnormitäten der Lebensbedingungen, Furcht 2c.) zweifellos wirksam, andererseits können die Mikroben dem Körper desjenigen wenig anhaben, der normal arbeitet und sich unter günstigen äußeren Lebensbedingungen und unter der Herrschaft seines Willens befindet. Auch besteht nicht der Zwang zur äußeren Reinlichkeit (Sauberkeit) die Gesundheitsverhältnisse, sondern die Möglichkeit einer besseren Lebensführung und die höhere Bildung macht den Menschen von selbst zum Kulturmenschen, der sich darin auch von selbst der Sauberkeit befleißigt. Auch macht Mut und Willensstärke, die der Gesunde entwickelt, und die der wahrhaft Gebildete aus der Erkenntnis der Lebensvorgänge und Zusammenhänge gewinnt, unzugänglich für die trockse Furcht und verleiht die Panik, die zu gewissen Zeiten die größte Gefahr birgt.

Bis jetzt hat die moderne Lehre, daß Mikroorganismen die Ursache anderweiter Krankheiten seien, keine genügende Bestätigung gefunden, und auch die Resultate der Verbüting von Seuchen durch Vernichtung der fuppenierten Krankheitserreger sind weit hinter der Erwartung zurückgeblieben. Dagegen ist diese Lehre Ursache einer geistigen Epidemie der Bazillenfurcht geworden, unter deren Einfluß die wichtigsten Forderungen von Moral und Ethik und, so paradox es klingt, auch die wichtigsten Forderungen der wahren, vernunftgemäßen, Hygiene, unberücksichtigt geblieben sind. Dies beweist auf der einen Seite die Geschichte der letzten Hamburger Choleraepidemie, die zwar Beispiele von Aufopferung, aber mehr noch Beispiele von Verleugnung aller Menschlichkeit bot, wie sie beweist die zunehmende Furcht der Kranken oder solchen, die mit Kranken in Berührung kommen, ferner die Neigung, Kranke von der Familie zu isolieren und ihre Pflege bezahlten Pflegern zu übertragen; das beweist auf der anderen Seite die Thatsache, daß man mit bloßen äußerlichen Maßnahmen, mit Desinfektionsmitteln und Isolierung von Epidemien zu vernichten hofft und gerade an Verbesserung der Lebenshaltung wenig denkt, obwohl man mit den gleichen Kosten die Lebensbedingungen wesentlich verbessern könnte.

Für die Zukunft muß daher die Losung lauten: Nicht Bacterienfurcht und Desinfektionsmaßregeln, sondern Verbesserung der Lebensbedingungen, Ausbildung in selbständigem Denken und im furchtlosen Handeln. Dazu muß auch die Psychologie, die die geistigen Wurzeln einer bestimmenden, weil mit der oft verkündeten Liebe zum Mitmenschen unvereinbaren, Erscheinung aufzudecken versucht, das Ihrige beitragen, zumal in Verbindung mit der sozialen Ethik, der Lehre von dem Verhältnisse der Pflichten des Individuums zu denen der Gattung. So sehr wir das Recht der Gattung höher stellen als das Recht des Individuums, so scheint uns heut das Recht des letzteren in mancher Beziehung gegenüber dem Rechte, das sich die Allgemeinheit vindiziert, allzusehr in den Hintergrund gedrängt zu werden. Diese Anschauung beweist natürlich nicht, daß doch schließlich das Recht des Individuums höher steht als das der Gattung, sondern wir wollen damit nur ausdrücken, daß zu Zeiten nicht die Interessen der Gattung vertreten, sondern nur die gewisser, bevorrechteter Klassen unter dem Deckmantel des Schutzes der Allgemeinheit zum Ausdruck gebracht werden.

* * *

Eine Teufelsgeschichte aus der Schule. Warum die Lehrerinnen heute Morgen schon ½7 Uhr auf dem Schulhof umher wandern? Mäßiger Frost? Sicher der Morgenglanz, den Blütenschnee, die Blätterpracht, den sonnenhellen Himmel, und Du hast die Antwort. Das frische Naturleben scheint die sonst bei den Sorgen um die kommenden 5 Stunden etwas zugeschlossenen Geister und stillen Zungen aus der Gewohnheit gebracht zu haben. „Ein schöner Tag zum Radfahren." „Grammatik hat keinen Wert für die Volksschule." „Heute ist Wetter zu Momentaufnahmen," „Wie fühlt man am zweckmäßigsten ins Kartenverständnis ein?" ein buntes Plaudern — soviel Köpfe, soviel Sinne. Da stockt das Allerliebgespräch plötzlich. „Bildet es einen persönlichen Teufel?" Die Brust hingeworfene Frage einer neu hinzutretenden Lehrerin hat seine Zöhen mit einem Schlage zerschellten. Doch nicht lange währt die Stille. Mit größter Sicherheit und in großer Verschiedenheit folgen die Antworten von allen Seiten. Zwei Richtungen treten am Ende der Verhandlungen unversöhnt gegenüber. „Wie es einen persönlichen Gott giebt, so ist auch ein Teufel in Person da. Wie sollte es uns so schwer werden, gut zu sein, wenn der Böse nicht leibhaftig vorhanden wäre," und Bloß Seite so und so und Nunge und Noack Seite so und so folgen tadellos aus dem Gedächtnis zur Bekräftigung. Dies die Belehrung von den konservativen frommen Kirchlichen Geistern; mit Eifer, ja beinahe mit einem gewissen Gefühl persönlicher Beleidigung ob jenes Zweifels der Fragenden stellen sie ihre Ueberzeugung als die allein selig machende hin. Die freieren Köpfe vertegen das Vaterhaus des Teufels ins Heidentum, weisen auf Freitags Abhandlung „Die geschichtliche Entwicklung des Teufelsglaubens" mit der Lehre „Wer heute noch den Teufel lehrt, der ist selber der Teufel" und resumieren: „Der Teufel ist identisch mit des Herzens bösen Gelüsten."

Am Ende des Disputs war die fragende Zweiflerin so klug wie zuvor.

Aber ohne Münze keine Ware. Jene Lehrerin muß beichten, wie ihr der Teufelsgedanke kam. Und sie erzählt. In der Religionsstunde war es. Eifrige Geister ihre Schülerinnen hatten in erst für nächste Woche bestimmte Versuchungsgeschichte vorausgelernt und gejangen durch Zufall beim regen Streben, eine spezielle Frage genügend zu beantworten, dazu ihren Fleiß glänzen zu lassen. Verwundert lauscht das Ohr der Lehrerin der Erzählung. Nach Beendigung des Vortrags melden sich die Kinder, wie üblich, zur freien Meinungsaussprache. Sofort wird der Teufel in den Mittelpunkt des Interesses geschoben. Ohne jegliches Zuthun der Lehrerin, ohne eine einzige Frage derselben steht Satanas in einer Viertelstunde mit Pferdefuß und Bocksbart in Schwindelversegergestalt als Urheberin, als komische Figur im Märchen, als Verführer im Sprichwort lebhaft vor der Klasse. Und das Resultat des selbst gemalten Teufelsbildes? Dreiviertel der zehnjährigen Mädchen lachen ob der Zeichnung, sie ist ihnen lächerlich wie die Gestalt des groben und kleinen Klaus, die des Hans im Glück. Die Frage der Lehrerin nach dem Grund des Lachens erzielt die Antwort: „Das ist ja alles nicht wahr." Da meldet sich ein Kind des ernst gebliebenen Viertels und sagt: „Das ist wohl wahr. Der Herr Pastor sagt es, und das Kirchenfräulein sagt's, und meine Mutter hat's auch gesagt."

Der barmherzige Glockenschlag erlöste die Lehrerin von der notwendigen Stellungnahme wenigstens für den Augenblick.

* * *

In seine Arbeit vertieft, sitzt der Herr Rektor im Sprechzimmer. Ein gewohnheitsmäßiges „Nun"? sagt ohne Aufsehen ist die Frage nach der Ursache der plötzlichen Heiterkeit. „Ich möchte wissen, ob es einen persönlichen Teufel giebt." „Warum fragen Sie das?" „Weil ich es wissen muß," und nun folgt der Bericht vom Schulhof. Und der seelenkundige Leiter seiner Schulgemeinde übersah die Sachlage im Augenblick, er war Jünger als das Dutzend ratbereiter Freunde im Morgen, verstand die Frage besser vielleicht als die Fragende selbst. Ohne eine Antwort zu geben erzählt er von ungefähr, was er in seinem Leben selbst zum Fragepunkte gestaltet, gewiesen, gedacht, weiß hinwiederum auch auf den andern Standpunkt anderer angesehener Männer und läßt zum Schlusse durchblicken, „daß wenn jemand eine moralische Unzuträglichkeit darin fände, kirchliche Lehren, die gegen seine Ueberzeugung gehen, zu lehren, so müsse er lieber sein Lehramt aufgeben, als gegen seine Pflicht oder gegen besseres Wissen und Gewissen zu handeln." „Aber" — fügt er hinzu — „Shakespeares Hexenlied sind wir Alle' gilt auch fürs Katheder."

Die Lehrerin ist nicht abergläubisch, aber es war ihr, als sie die Schulräume hinabstieg, als flüsterten ihr des Teufels Geister zu: „Das Grab für den Lehrer in die ist fertig, leg ihn hinein." —

* * *

Die ganze Nacht saß jene Lehrerin am Schreibtisch und rief alle geistesverwandten Freunde von Luther aus zum Hilfe an. Aber so reiner Sanktionierung des Teufels konnte sie sich am Ende doch nicht entschließen. Das nahm der Teufel arg übel. Unablässig arbeitete er an ihr weiter und ließ ihr keine Ruhe. In düsteren Farben malte er der Lehrerin ihr Unrecht, daß sie heise, ihn aus der Welt schaffen, er rief für sich das Gesetz beschränkter Lehrfreiheit an, zeigte ihr, wie bequem der breite Weg ist, schalt die Gewissenhaften auf dem schmalen Pfad als thöricht, er zählte aus dem Gedächtnis die Namen derer auf, die, innerlich und äußerlich mehr als sie bevorzugt, sich vor ihr auch ergeben haben. Und sie wußte, daß er ein Künger ist, wußte, daß, wenn sie ihm den kleinen Finger giebt, er bald die ganze Hand nimmt, aber sie hatte schon zu viel von den bitteren Beschwerlichkeiten auf der engen Straße gekostet und fürchtete sich vor einem Mehr. Da ist sie dem Teufel doch gefolgt.

* * *

„Nun, hast du den Teufel heute sanktioniert?" fragt am andern Tage die Freundin die Zweiflerin. „Nein, ich gab keine bestimmte Erklärung ab, aber ich habe meine Klasse wider besseres Wissen mit Ueberzeugung mit Worten betrogen." „Und das sagst du so gleichgiltig, da, der jede Kleinigkeit im Unterricht eine Heiligkeit ist?" „Jawohl, ich lernte über Nacht viel." „Nun?" „Mein Amt darf mit nicht mehr sein als ein Handwerk", und „Wir sind allzumal Gesindel" und „Ich bin das vornehmste Individuum dieser Gattung."

Und an dem allen ist der Teufel schuld. —

Soweit der uns zugehende Schmerzensschrei einer jungen Lehrerseele. Offen gestanden, es ist uns anfänglich schwer geworden, an seine Aufrichtigkeit zu glauben. Denn wenn auch

Digitized by Google

die Existenz Gottes und die anderen grundlegenden Dogmen des Christentums innerhalb der von der Kirche abhängigen pädagogischen Kreise eine sehr viel gesichertere Stellung einnehmen, als beispielsweise in theologischen Seminarien, so glaubten wir doch, daß der mittelalterliche Teufel wenigstens aus städtischen Volksschulen ausgetrieben sei oder doch dort nur noch eine friedliche Existenz als unpersönliches böses Prinzip führe. Aber unsere weitere Nachforschung hat leider keinen Zweifel darüber gelassen, daß zur vollen Lehrbefähigung an manchen Stellen noch das Bekenntnis zu dem Herrn mit dem Pferdefuß gehört. Sollten die Pädagogen im Kultusministerium — es gibt dort in der That noch solche, wie der letzte Antiprügelerlaß bewies! — damit nichts anzufangen wissen, so empfehlen wir das erbauliche Geschichtchen irgend einem geistlichen Rat zur Begründung der Notwendigkeit geistlicher Schulinspektion.

Bücherschau.

Wege zur Kunst. Eine Gedankenlese aus den Werken von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. — Zwei Bände. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. Preis geh. 2 Mk. und 2,50 M.

John Ruskin, der hervorragende romantische Denker des modernen England, ist gerade in der „Ethischen Kultur" schon wiederholt eingehend gewürdigt worden, insbesondre auch von Jakob Feis, dem wir die vortiegende sehr verdienstvolle Arbeit verdanken; verdienstvoll vor allem deshalb, weil sie dem deutschen Leser, der ander Stande ist selbständig in die größeren Schriften Ruskins einzudringen, Gelegenheit giebt, ihn nicht an einem peripherischen sondern gerade an dem zentralen Punkte seiner Weltanschauung eingehend kennen zu lernen. Denn wie sehr diese auch von ethischen Gesichtspunkten beherrscht ist, sie ist es ebensosehr von künstlerischen oder vielmehr von beiden zugleich in engster Wechselwirkung: alle Ethik ist ihm eigentlich der Inbegriff der gesetzmäßigen Schönheit, der künstlerischen Vollendung des menschlichen Lebens, und umgekehrt ist ihm die Schönheit aller möglichen Kunst das äußere Ziffernblatt der von ihr ausgedrückten sittlichen Reinheit und Erhabenheit der Empfindung.

Auch die vorliegende Auswahl aus den Schriften Ruskins zeigt diese innige Durchdringung ethischer und künstlerischer Anschauungsweise in einem Grade, daß man oft zweifelhaft sein kann, welche von den beiden überwiegt. Dabei lernt man auch in der gewandten Uebersetzung des Herausgebers die wichtigsten Eigenheiten der Ruskinschen Denk- und Darstellungsweise kennen, namentlich den energischen, fast möchte man sagen, ungestümen Wahrheitsmut, der vor keiner kühnen Schlußfolgerung aber auch vor keiner Parodoxie zurückschreckt, die freie Beweglichkeit seines Denkens, die sich doch mit philosophischer insbesondere geschichtsphilosophischer Vertiefung glücklich vereinigt u. s. w. Indessen wie vieles auch ein solcher energischer Selbstdenker wie Ruskin, der aus einer unerschöpflichen Fülle von Ideen beständig mitteilt, jedem denkenden Leser zweifellos geben wird, so ist es doch gerade ihm gegenüber ratsam, nur mit kritischer Besonnenheit an die Lektüre heranzutreten, soll er nicht durch zahlreiche Paradoxien oder doch als paradox erscheinende Gedanken eher verwirrend als aufklärend wirken. Um wenigstens einiges anzudeuten. so sei nur daran erinnert, daß Ruskin gleich Rousseau sich überall dem Verstande gegenüber zum Anwalt des Gefühls macht, und, indem er den Rationalismus bekämpft, auch vielfach die berechtigte Aufklärung anfeindet. Man darf auch nicht außer Augen lassen, daß seiner ganzen sonst so freien Anschauungsweise unverkennbar eine starke Dosis des alten puritanischen Geistes beigemischt ist, wiewohl er mit gutem Grunde sich dagegen wehren darf, schlechtweg als Puritaner zu gelten. Aus solchen Eigentümlichkeiten seiner Geistesverfassung erklärt sich beispielsweise die überschwängliche Verherrlichung der Ethik gegenüber der ungerechten, ja maßlos ungerechten heftigen Anfeindung der Renaissance, oder innerhalb der letzteren die geringschätzige Behandlung eines Albrecht Dürer gegenüber Holbein und dergl. Indessen auch da, wo der lebhafteste Widerspruch herausgefordert wird, bietet Ruskin eine Fülle tiefster und lange nachwirkender Anregungen. Da und dort kann man selbst einzelne kleine thatsächliche und historische Irrtümer bemerken, auf welche unsere „exakte" Kunstforschung geringschätzend sogleich hindeuten würde. Und doch, wieviel bedeuten auch nur einige der hier vorgelegten Seiten Ruskinscher Kunstbetrachtung gegenüber soll dem ganzen Ozean von periodischer und nichtperiodischer Litteratur, in denen jene „exakte" Kunstforschung jahraus, jahrein ihre seichten Wässerlein sammelt. K.

Vermischtes.

Der neue Mensch. Unter diesem Titel beabsichtigt der als Naturprediger bekannte Leutnant a. D., Schriftsteller und Wanderredner Johannes Gullzeit in Loschwitz bei Dresden in nächster Zeit eine Monatsschrift herauszugeben, für die er eine sehr angesehene Dresdner Verlags-Firma und sehr tüchtige Mitarbeiter (wie vor Allem den Direktor der höheren Lehranstalt „Lebensheim" in Uelersen bei Hamburg Meyer-Wellentrup) gewonnen hat. Sie soll einem mehrfachen Zwecke dienen: 1. Berichterstattung über den Fortschritt in Naturgemäßheit und Veredelung auf allen Gebieten; 2. Pflege einer einheitlichen, folgerecht monistischen Naturauffassung und einer sich darauf gründenden gesunden Moral; 3. Ueberblickung der Klüfte zwischen den Klassen, Parteien und Bekenntnissen durch Pflege brüderlicher Gesinnung und 4. freie Gedankenmachung der Meinung jedes sich beteiligenden Lesers. Wir wünschen ihr eine gleich anfängliche rege Beteiligung und eine glückliche Wirksamkeit zum Segen des innerlich noch sehr einigungsbedürftigen Vaterlandes.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Ausflug am **Sonntag, den 25. Juni 1899** nach **Erkner, Fangschleuse** und **Wolterstorfer Schleuse.**

Abf. v. Bahnhof	Charlottenburg	9.14,	Fahrpreis III. Kl		0,65 Mk.
„ „ „	Friedrichstr.	9.30,	„ „ „		0,55 „
„ „ „	Schles. Bahnhof	9.45,	„ „ „		0,45 „
Ankunft in	Erkner	10.37.			

Ueberfahrt v. Erkner per Dampfer nach Wolterstorfer Schleuse um 10.43, Ank. 10.53. (Fahrpreis 0,10 Mk.)

Diejenigen Teilnehmer, die eine Fußwanderung nicht scheuen, unternehmen vom Bahnhof Erkner aus einen Spaziergang über Fangschleuse nach Wolterstorfer Schleuse. Zeitdauer ca. 1¾ Stunde.

Zusammentreffen aller Teilnehmer um 1 Uhr im Gasthof zum Kranichsberg in Wolterstorfer Schleuse.

Die Einführung von Gästen erwünscht.

Im allseitigen Interesse wird gebeten, daß diejenigen, die sich nicht selbst mit Mundvorrat versehen, dem Unterzeichneten bis zum 22. Juni mitteilen, ob und für wieviel Teilnehmer Mittagbrot (à 1 Mk. pro Person) gewünscht wird.

Rückfahrt von Erkner 6.—, 6.48, 7.18 ꝛc.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Neuer Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Das Ende des Marxismus
von
Dr. Paul Weisengrün.
Gr.-8°. Preis Mk. 1,50.

Die Schrift des in sozialwissenschaftlichen Fachkreisen nicht unbekannten Autors dürfte in unserer Zeit, wo sich eine Revision des Sozialismus in Theorie und Praxis vorzubereiten beginnt, Fachleute und Laien gleichmäßig interessieren.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Dr. F. Wollny. Ueber die neuesten auf Landerwerb und Kolonisation in den Ländern fremder Weltteile ausgehenden Staatsunternehmungen. Preis 0,40 Mk.

— Irrwege der Gegenwart. Preis 0,60 Mk.

— Freisinnige Betrachtungen über die neue Militärorganisation. Preis 0,40 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2009.

Ethische Kultur

Inserate: Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 24. Juni 1899. | Nr. 25.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Offener Brief an Papst Leo XIII. Von Prof. F. Vetter. — Die Koalitionsfreiheit und ihre Gegner. Von Dr. J. Jastrow. — Unsterblichkeit. Von Athanatos. — Streiflichter: Russische Volksaufklärung. — Bücherschau. —

Herrn Joachim Pecci, genannt Leo XIII.,

Bischof zu Rom, Knecht der Knechte Gottes und Oberhirten der Christenheit,

wünscht ein verirrtes Schaf Heil, Gesundheit und noch lange Regierung.

Ehrwürdiger Herr! Du hast kürzlich am sogenannten Himmelfahrtstage in einem Alter, das wenige Sterbliche erleben, Worte voll Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit an alle Christgläubigen der Welt gerichtet, die auch mir zugekommen sind. Als römischer Bischof bist Du gemäß den Beschlüssen der Konzilien der eigentliche Bischof sämtlicher Diözesen und sämtlicher Gläubigen und besitzest über alle Getauften eine direkte und uneingeschränkte Gewalt. So hast Du Dich mit Deinem Schreiben auch an mich gewandt und mir Gruß und apostolischen Segen entboten. Indem ich Dir dafür geziemend danke, gestatte ich mir eine Erwiderung auf Deinen Brief, weil ich Deine schönen Absichten verehre, aber doch gegen das, was Du sagst, einiges auf dem Herzen habe.

Ehrwürdiger Herr! Ich nenne Dich nicht heiliger Vater: der große Lehrer, dessen Statthalter auf Erden Du Dich nennst, wollte nicht einmal als gut angeredet sein, und Vater im vollen Sinne des Wortes hast Du nie sein dürfen; aber ehrwürdig bist Du mir durch Dein reines Wollen, Dein großes Wissen, durch Dein von Gesundheit des Leibes und des Geistes zeugendes thatkräftiges Alter, ehrwürdig auch als Erbe und weiser Verwalter einer geistigen Macht, die ich als einen der größten Gedanken der Weltgeschichte bewundere.

Ehrwürdiger Herr! Du möchtest zum Heil des christlichen Volkes, und zum Abschluß Deiner Thätigkeit als oberstes Priester der Christenheit, eine Einrichtung treffen, die Deine Vorgänger mit großem Erfolg — wie Du versicherst — angewandt haben und deren segensreichen Einfluß Du selbst vor drei Vierteljahrhunderten zum letztenmal beobachtet hast: die Einrichtung eines heiligen Jahres für die Zeit von Weihnachten 1899 bis Weihnachten 1900. Mit dieser Einrichtung, die reichlichere Hilfsmittel darbiete, die Sitten zu bessern und die Herzen zur Heiligkeit zu leiten, gedenkst Du eine ernste Pflicht Deines hohen Amtes zu erfüllen. Denn eine ungeheure Menge von Menschen renne gegenwärtig in ihr ewiges Verderben, indem sie, verlockt durch die heutige Denk- und Glaubensfreiheit, das hohe Geschenk des göttlichen Glaubens tagtäglich vergeudeten und ihre Gedanken nur dem Sinnlichen und Zeitlichen zuwendeten. Das gesetzlose ungezügelte Streben nach dem Genuß der irdischen Dinge sei schuld an dem überall herrschenden aufrührerischen Geist, an den Empörungen des begehrlichen Volkes, an den traurigen Frevelthaten unserer Zeit. Daher müsse die Christenheit in einem heiligen Jahre für ihre Sünden büßen, es müsse die Kirche Gott zu versöhnen streben, aus dem Himmel die Fülle göttlicher Geschenke holen und durch Aufschließen ihrer Gnadenschätze der christlichen Welt die Hoffnung auf Verzeihung eröffnen, so daß auch die Widerstrebenden durch den Ueberschwang ihrer Liebe und Nachsicht besiegt würden.

Ehrwürdiger Herr! Auch ich beklage mit Dir das viele Unrecht, das unter der Sonne geschieht und leider nicht nur von den Verteidigern, sondern bisweilen auch von den Bekämpfern der heutigen gesellschaftlichen Ordnung in jüngster Zeit geschehen ist. Aber sollte dieses Streben nach einer neuen Ordnung der menschlichen Dinge wirklich nur ein Streben nach ungezügeltem sinnlichem Genuß sein? Bei vielen, die dieser Fahne folgen, mag wohl ihres Leibes Behagen das letzte und höchste Ziel bilden, und das Streben nach Befriedigung ungemessener Eitelkeit mochte selbst noch jüngst wahnwitzige Schreckensthat zu Tage fördern; die Führer der Volksbewegungen unserer Zeit, und halb unbewußt auch die große Menge, leitet der leuchtende Gedanke der gesellschaftlichen Gerechtigkeit, der Denk- und Glaubensfreiheit, leiten dieselben weltüberwindenden Gedanken, die auch Deine Kirche in ihren Anfängen erfüllt und zum Siege geführt haben. Und ist etwa der gewaltige Eifer unserer Zeit, die Gesetze der Natur zu erforschen und die ganze Erde dem Menschengeist dienstbar zu machen, auch nur ein Ausfluß des niedrigen und genußsüchtigen Sinnes der jetzigen Menschheit? Dienen die mit Einsetzung von Kraft und Leben der Forscher verbundenen Bestrebungen, in das Innere der Körper hineinzusehen, das menschliche Wort mit und ohne den leitenden Draht in endlose Fernen vernehmbar zu machen, den eisumstarrten Drehpunkt unsrer alten Erde schiffend oder fliegend zu erreichen, — dienen alle diese mühe- und opfervollen Bestrebungen wirklich nur dem leiblichen Wohlsein und der Ergötzung der Sinne? Und sollen die Träger dieser Bestrebungen und diejenigen, die sie mit Aufmerksamkeit und Teilnahme verfolgen, deshalb in ihr ewiges Verderben rennen, weil sie diesen Kampf des menschlichen Geistes um die Erde und ihre Herrschaft höher stellen

Digitized by Google

als den um einen geträumten Himmel und ein zweifelhaftes Jenseits?

Mit aller Ehrfurcht vor Deinem Alter und Deiner Erfahrung, ehrwürdiger Herr, sei es gesagt: Du scheinst weder Deine wahren Feinde noch Deine wahren Freunde, die Feinde und die Freunde des Guten, das Du erstrebst, recht zu kennen, und darum werden auch Deine Heil- und Kampfmittel für den heutigen Streit der Geister nicht die richtigen und wirksamen sein.

Du willst die Sitten bessern und die Herzen zur Heiligkeit leiten. Das möchte auch ich, wie jeder höher gesinnte Mensch, an meinem geringen Teile thun, und wenn Du bei Deiner Besserung und Heiligung mehr die Vorbereitung für ein künftiges himmlisches Leben im Auge hast, wir andern Menschen des Geistes dagegen die Vorbereitung einer künftigen glücklicheren Zeit auf dieser Erde, so sind doch Deine und unsere Ziele und Mittel verwandt, und Deine und unsere Gegner sind dieselben: es sind die Menschen des Tages, des Eigennutzes, des rücksichtslosen Strebens nach leiblichem Genuß. *Wir* sehen bei allem unserm Thun auf das Ewige, das Unveränderliche in der Geschichte der Menschheit und der Welt, *jene* auf das Zeitliche, das Vorübergehende, auf den vom Augenblick zu erhaschenden Vorteil und Gewinn. Darum ist auch ein ewiger Streit zwischen uns Menschen des Ewigen und den Menschen des Zeitlichen, und zwischen uns und denen, die als bloße Zeitlichkeitsmenschen aus Eigennutz oder Bequemlichkeit mit ihrem Beruf oder ihrer Arbeit im Lager der Ewigkeitsmenschen stehen. An diesem Streit hast Du, soweit es die Schranken Deines Amtes zuließen, ein langes Leben hindurch redlich teilgenommen, und in den Dingen, wo Du wirklich die geistige Sache der Menschheit führtest, hast Du die höher gesinnten Menschen billigend und fördernd an Deiner Seite gesehen und nicht gefragt, ob sie an die Lehre der römischen Kirche und an die Gottheit Jesu Christi glaubten. Als Du, einer der ersten Deines Standes, Dich der sozialen Frage zuwandtest und nicht nur dem begehrlichen Arbeiter, sondern auch — wie billig — dem habsüchtigen Arbeitgeber ins Gewissen redetest, da erwarbst Du Dir und Deiner Kirche viel zum Teil längst verlorene Zuneigung wieder und gewannst bei einer Menge Deiner Zeitgenossen der Sache der Unterdrückten wenigstens statt urteilsloser Verdammung ernste Prüfung. Als Du, von der Aengstlichkeit und Geheimthuerei Deiner Vorgänger und Deiner Umgebung kühn Dich befreiend, die geschichtlichen Schätze Deines Vatikans der ungehinderten Benutzung öffnetest, da begrüßte Dich der warme Dank aller derer, die gleich Dir in der wahrheitsgetreuen Darstellung aller geschichtlichen Erscheinungen deren beste Rechtfertigung sehen. Und auch wenn Du ein ganzes Leben lang, als Nuntius, als Erzbischof, als Papst, den weltlichen Mächten, die Deine Kirche und Dein Amt bedrängten und bekämpften, in starrer Behauptung ererbter Rechte standgehalten hast, so hast Du auch außerhalb Deiner Kirche die Achtung und Bewunderung aller gewonnen, die in der Treue und Standhaftigkeit, selbst gegenüber einer verlornen und irrtümlichen Sache, einen größern sittlichen Gewinn für die Zeit und die Nachwelt erblicken, als in feiger Nachgiebigkeit, der keine innere Ueberzeugung entspricht.

Zusammen gehören auf Erden, als die wahre Kirche der Zukunft, alle, die einen höheren Glauben und eine höhere Hoffnung haben als die Alltagsmenschen, auch wenn sie nicht den Glauben Deiner Kirche bekennen oder scheinheilig im Munde führen. Du aber, statt Dich mit der großen geistigen Macht, die Du vertrittst, auf die Seite dieser wahren Kirche zu stellen, Du hältst, alle fremden Meinungen von Dir weisend, krampfhaft fest an den Glaubenssätzen einer von den Erkenntnissen der Gegenwart längst überwundenen Kirche, die für ihre Zeit wohl eine Gemeinschaft der Heiligen, der Höhergesinnten war und von daher auch noch ihre Gewalt über die Gemüter besitzt, aber, wenn sie fortfährt, sich dem Wahren und Guten unserer Zeit zu verschließen, dem sichern Untergang entgegengeht.

Du verlangst von den Menschen und erbittest von Gott, daß die einzig wahren Lehren Deiner Kirche in der ganzen Welt zur Herrschaft gelangen; Du beklagst, daß der „Arianische Frevel“ in unserer Zeit wiederholt erneuert worden sei. Ist Dir denn unbekannt, daß außer den Unmündigen, den Gewohnheitsmenschen, den Schwärmern und Heuchlern niemand mehr an eine von Gott übernatürlich geoffenbarte Lehre, niemand mehr an das unmittelbare Eingreifen übermenschlicher Wesen ins irdische Leben, geschweige denn an eine Menschwerdung Gottes glaubt? Ist Dir unbekannt, daß unsere Erde und die ganze darauf wohnende Menschheit in dem ungeheuren Weltganzen ein verschwindend kleiner Bestandteil ist, für den eine besondere Rettungsthat Gottes, der selbst zu diesem Zweck Mensch geworden und gestorben wäre, ungefähr denselben Sinn hätte, wie wenn der König eines großen blühenden Landes ein einziges unfruchtbares Fleckchen Erde in einem Winkel desselben dadurch bessern und heilen wollte, daß er es mit dem eigenen Herzblut tränkte? Ist Dir unbekannt, daß es neben dem „Arianischen Frevel“, der Deinen angeblichen Gott Jesus zu einem bloßen Halbgott, zu zu einem Menschen zu machen oder — nach Deiner Meinung — herabzuwürdigen droht, ganz andere Frevel giebt, die in unserer Zeit fortschreitender Menschlichkeit zum Himmel schreien: Die Herabwürdigung lebender Mitmenschen durch Ausbeutung zum Massenmord, zur Wollust, zur tierischen Arbeit? Wenn Dir das bekannt ist, warum richtest Du nicht gegen *diese* Frevel Deine strafenden Worte? Warum öffnest Du nicht für sie den Schrein Deiner Gnadenmittel, die Dir vom Himmel zur Verteilung anvertraut sind? Warum hast Du nicht wenigstens ein Wort der Ermutigung gegenüber den Anstrengungen, die zur Hebung des Loses der Unterdrückten beider Geschlechter in allen Ländern, auch von Deinen Anhängern, gemacht werden? Nicht wenigstens einen Heilwunsch für die Beratungen, die zu dieser Stunde auf Anregung eines der mächtigsten Monarchen über die Einschränkung und Milderung der Kriegslasten und Kriegsgreuel gepflogen werden?

Den Unglauben der Welt, die Not der Kirche allein willst Du heilen und empfiehlst dafür Deinen Gläubigen die Begehung des Jubeljahrs zu Rom, wo sie in den vier Hauptkirchen für die Erhöhung der christlichen Kirche, für die Ausrottung der Ketzerei, für die Eintracht der christlichen Fürsten und für das Heil des christlichen Volks beten sollen, um vollständige Vergebung ihrer Sünden zu erlangen; wer wegen Krankheit oder anderer gerechter Ursache die Reise nicht ausführen kann — o gäb' es doch kein anderes Hindernis, nach Rom zu kommen, als Krankheit! — soll durch Beichte und Kommunion derselben Gnade teilhaft werden. — Wie, nur *dazu* sollen Deine geliebten Kinder nach der ewigen Stadt kommen; nur die Denkmäler der Religion, die Gräber der Apostelfürsten, die Katakomben der christlichen Märtyrer weist Du ihnen dort zur Schau zu empfehlen? Und begreifst wohl unter der „unzeitigen weltlichen Augenweide“, deren sich die Pilger enthalten sollen, auch die gewaltigen Denkmäler des heidnischen Rom, die lebensfrohe profane Kunst des christlichen mit? Nein, ehrwürdiger Herr, wenn Du alle die geliebten Kinder, die im kommenden Jahr die ewige Roma in ihre Arme eilen heißt, wahrhaft erbauen und mit einem Schatz fürs Leben begaben willst, so banne sie nicht in die Hallen der Kirchen, in die Gewölbe der Märtyrergräber; heiße sie auch in den Ruinen der Tempel und Foren, unter den Kunstwerken des Vatikans und des Kapitols, vor den Gemälden und Statuen der Villen und Paläste wandeln und den Hauch der Geschichte und der Kunst empfinden, das Wesen des „der ewigen Stadt eingeborenen Genius“, wovon Du so begeistert redest, im

Digitized by Google

Herzen verspüren! Dann werden sie erst recht, wie Du es ihnen versprichst, besser — d. h. reicher an großen und schönen Eindrücken und tüchtiger für den Kampf des Alltagslebens — von Rom heimkehren, als sie gekommen sind. Zwar werden sie dann vielleicht nicht alle von dem prunkvollen Rom der Kaiserzeit und der Renaissance den Eindruck gewinnen, daß wirklich und thatsächlich der „Erhalter des menschlichen Geschlechtes Jesus Christus," oder — um in meiner Sprache zu sprechen — der schlichte geistesgewaltige Zimmermannssohn von Nazareth, sich gerade diese Stätte der Macht und Pracht als Mittelpunkt seines Gottesreichs, als Sitz seines Statthalters, als geheiligten Quell seiner himmlischen Lehre auserkoren habe, so daß „von Jesu Lehre abweiche, wer vom römischen Glauben abgewichen sei"; aber dafür werden Deine Gäste Augen und Geist mit Bildern der Vergänglichkeit und der Unvergänglichkeit in den Dingen der Welt und des Geistes, in Geschichte und Kunst erfüllt haben, die in ihnen die Ahnung des Großen und Schönen, was es im Menschenleben gab und giebt, nie ganz werden erlöschen lassen.

Und wenn in fünfundzwanzig, in fünfzig Jahren (sofern wir dannzumal noch die Jahre nach dem durch Deine Vorgänger gesetzten Anfangstermin zählen) wieder die Zeit eines Jubeljahrs herannaht, dann wird Dein Nachfolger entweder es nicht mehr auskünden oder er wird es auskünden als Großfürst im Reiche des Geistes und der Kunst, was der römische Bischof von Rechtswegen ist und wieder werden sollte. Die Machthaber und Würdenträger der Welt werden kommen und mit Weihgeschenken dem Geist und der Schönheit huldigen. Die Völker werden hinströmen, das alte Heimweh der Barbaren im Herzen, nach der ewigen Stadt, und die Besitzenden und Regierenden werden sorgen, daß dem treuen und strebenden Arbeiter seine Jubeltage in der Hauptstadt der Welt ohne schwere eigene Opfer zu teil werden. Durch die Straßen Deiner Roma werden wieder die Züge begeisterter Pilger zu der marmornen Akropole wallen, wo die herrlichsten Bildwerke der alten Welt und die mächtigsten Gemäldereihen der neuen um die gewaltigste Wölbung aller Zeiten versammelt sind. In der Kuppel Michelangelos werden die Gesänge einer wiedergeborenen Menschheit erschallen und die neue Zeit der Gerechtigkeit, des Friedens und der Schönheit preisen.

* * *

Möge Dir, ehrwürdiger Herr, das kommende Jubeljahr samt Deinem in dessen Verlauf hineinfallenden neunzigsten Geburtstage wenigstens etwas von den großen Erwartungen erfüllen, die Du für Dich und Deine Gläubigen darauf setzest, und Dir damit ein Pfand geben für die Erfüllung des Größeren und Vollkommeren, was Du wie ich, nur auf anderem Wege, von den künftigen Festen einer glücklicheren und besseren Menschheit erhofft!

Bern, in der Pfingstwoche 1899 chr. Z.

Ferdinand Vetter.

Die Koalitionsfreiheit und ihre Gegner.

Von Privatdozent Dr. J. Jastrow, Charlottenburg-Berlin.

III.

Unter dem Gesichtspunkte der Gerechtigkeit betont der Entwurf, daß er stets Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf eine Stufe stelle. Wo er von Ausständen spricht, spricht er auch von Aussperrungen. Koalitionen zur Erhöhung und Koalitionen zur Erniedrigung der Löhne sind gleichgestellt. Wenn die Gerechtigkeit damit gewahrt wäre, daß man beide Parteien stets in derselben Satzstellung nennt, entweder beide als Subjekt oder beide als Objekt, so wäre dieser Gesetzentwurf in der That allen Pflichten der Gerechtigkeit nachgekommen. Allein das Wesen der Gerechtigkeit ist mit Gleichstellung nicht erschöpft. Aristoteles zählt zu den wesentlichen Merkmalen gerechter Handlungsweise nicht bloß das Gleiche gleich zu behandeln, sondern auch das Ungleiche nach dem Maße seiner Ungleichheit. Der Unternehmer und der Arbeiter stehen nicht gleich inbezug auf das Mittel der Koalition. Nehmen wir den Kampf in der einzelnen Fabrik, so ist der Unternehmer einer, die Arbeiter viele. Die Arbeiter müssen ein freies Koalitionsrecht haben, um überhaupt den Interessen dieses Teiles eine geordnete Vertretung zu schaffen. Der Besitzer der Fabrik ist in sich selbst koaliert. In diesem Falle bedeutet jede Einengung oder Gefährdung des Koalitionsrechts eine Verschlechterung in der Lage der Arbeiter, aber nicht in der Lage des Unternehmers. Dieser Fall zeigt am deutlichsten, daß, wer hier sich zu dem einen Teile wie zu dem andern stellt, gerade das Ungleiche als gleich behandelt. Aber selbst wenn es sich um Lohnbewegungen in ganzen Branchen handelt, so stehen auf der einen Seite ungeheure Arbeitermassen, auf der andern Seite einige wenige, oder höchstens kleine Gruppen von Unternehmern, die ihre Verständigungen mündlich oder brieflich ohne förmliche Koalition treffen können. Unter den vier Mitteln, die die Strafbarkeit begründen sollen, sind gerade solche vertreten, die auf Seite der Arbeiter als Pressionsmittel vorkommen, wie Drohung, Ehrverletzung ꝛc; aber die entsprechenden Mittel, die auf der Seite der Unternehmer alltäglich sind, fehlen hierunter. So z. B. das ganz gewöhnliche Pressionsmittel der Hinterlegung von Wechseln, die, sobald Jemand von der Koalition zurücktritt, schweigend (ohne irgend ein Wort der „Drohung") in Umlauf gesetzt werden. Wenn das Spezialgesetz einfach dahin lautete, daß die Koalitionsfreiheit bestehen bleibt, aber die Hinterlegung von Wechseln seitens der Arbeitgeber oder Arbeitnehmer ein strafbares Mittel darstellen würde, so würde Jedermann sagen, es sei dies ein Hohn auf die Gleichberechtigung und thatsächlich einseitig gegen die Unternehmer gemünzt. Dasselbe ist aber auch der Fall, wenn das Spezialgesetz solche Mittel nennt, die bei Arbeitern vorkommen, aber gerade die üblichsten Mittel der Unternehmer-Koalitionen unerwähnt läßt. Uebrigens soll dies nicht etwa so verstanden werden, als ob Drohungen, Ehrverletzungen ꝛc. bei Unternehmer-Koalitionen sich nicht ereigneten. Es liegt in der Natur der Sache, daß das, was im kleinen Kreise geschieht, seltener bekannt wird, als was in voller Oeffentlichkeit vor sich geht. Um einen Streik von ein paar tausend Arbeitern zu organisieren, dazu ist eine öffentliche Volksversammlung nötig, während die Gegenkoalition von 5, 6 oder auch einem Dutzend Fabrikanten ganz gut in einem Privatkomtoir vor sich gehen kann.

Aber selbst wenn es möglich wäre, ein weises Gesetz zustande zu bringen, das in der That jede Ausschreitung bei Lohnbewegungen so behandelt, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer nach dem Ideale der Gerechtigkeit vollkommen gleichgestellt sind, so wäre ein solches Spezialgesetz noch immer eine Ungerechtigkeit. Denn es griffe aus allen möglichen Koalitionen gerade die über den Arbeitsvertrag heraus und beschwertese mit Ausnahmebestimmungen, von denen andere verschont bleiben. Der Arbeiter, der für seine Arbeit einen höheren Lohn haben will und sich mit seinen Kollegen zu diesem Zwecke zusammenschließt, thut nichts anderes, als was die Verkäufer anderer Waaren auch thun. Ist ein Druck, der ausgeübt wird, um einer Lohnkoalition beizutreten, etwas schlimmeres, als derselbe Druck, ausgeübt, um einen Ring, ein Syndikat, einen Trust vollzählig zu machen? Wenn die Arbeitswilligen gegenüber einer Koalition wirklich einen Anspruch auf Spezialschutz haben, haben nicht denselben Anspruch gegenüber dem Drucke seitens eines Syndikats auch die Lieferungswilligen, die das Publikum mit billiger Ware versorgen wollen? Wenn sich ein Trust zur Erhöhung der Kohlenpreise bildet, so bleiben die Drohungen, die diesem

Digitized by Google

Zwecke dienen, unbestraft. Wenn aber hinterher die Arbeiter eine entsprechende Lohnerhöhung verlangen, so soll dasselbe Mittel zum Zwecke dieser Koalition strafbar sein. Wenn der Feind an der Grenze steht, so kann sich noch ein Pulverring bilden, ohne an irgend welche andere Rücksichten als das allgemeine Strafgesetzbuch gebunden zu sein. Wenn aber der Ring geschlossen und die Preise erhöht sind, so will man den Arbeitern für ihre Koalitionen die Anwendung sonst straffreier Mittel untersagen und sie im Verletzungsfalle ins Zuchthaus schicken. Die Vorlage ist ein Ausnahmegesetz über Koalitionen betr. Abgabe der Ware Arbeit.*) Seine Ungerechtigkeit liegt nicht etwa darin, daß es für die Käufer und Verkäufer dieser Ware verschiedene Bestimmungen hat, sondern hauptsächlich darin, daß es diese Ware herausgreift, alle andern aber unbehelligt läßt. Diese Ungerechtigkeit besteht schon heute, da es analog dem § 153 der Gewerbeordnung kein entsprechendes Gesetz für Kartelle, Syndikate, Trusts ꝛc. giebt. Jede Verschärfung der einseitigen Strafen vergrößert die Ungleichheit, und vollends die Einführung der Zuchthausstrafe für die Anwendung von Mitteln, die bei allen andern Koalitionen straffrei bleiben, schafft ein Verhältnis, das die Abweichung von der Gerechtigkeit auch dem blödesten Auge klar machen muß.

Uebrigens kommt es im Staatsleben nicht bloß auf die objektive Gerechtigkeit, sondern auch auf die subjektiven Vorstellungen an, die in dem Volke und seinen einzelnen Schichten darüber erweckt werden, ob sie gerecht oder ungerecht regiert werden; es sind bei einer Vorlage wie dieser auch die psychologischen Wirkungen inbetracht zu ziehen. Die Arbeiterklasse hat heute bereits die Vorstellung, daß sie für ihre geschäftlichen Interessen nicht dasselbe Koalitionsrecht genießt, wie andere Bevölkerungsklassen für die ihrigen. Diese Vorstellung ist nach meiner Ansicht richtig; denn der § 153 der Gewerbeordnung schafft ja für den Arbeitsvertrag Einengungen, die für keinen andern Kaufvertrag gelten. Aber selbst wenn diese Anschauung nicht richtig wäre, so müßte doch mit ihrem Vorhandensein gerechnet werden. Denn sie ist nicht etwa bloß in einzelnen politischen Kreisen der Arbeiter verbreitet, sondern es giebt heute überhaupt keinen in Organisationen sich bethätigenden Arbeiter, der diese Anschauung nicht teilte, mag er Sozialdemokrat sein, mag er einem Hirsch-Dunckerschen Gewerkverein oder dem christlich-sozialen Bergarbeiter-Verband angehören. Diese Anschauung, die sich schon auf die bestehenden Gesetze gründet, erhält durch eine jede Verschärfung neue Nahrung. Und nun vollends eine so maß- und prinzipiose Verschärfung, wie sie diese Vorlage bringt. Es hat etwas Tiefergreifendes zu sehen, daß die politisch zur Sozialdemokratie zählenden Leiter der Berliner Gewerkschaftskommission zu ihren großen Protestversammlungen mit den Worten einluden, daß durch diese Versammlung auch der etwaige letzte Rest von Vertrauen „aus den Herzen der Arbeiter gerissen werden müßte!“

Jene Vorstellungen sind um so bedeutungsvoller, da wir in unserer gesamten Strafjustiz irgend welche Organe, in denen auch die Arbeiterbevölkerung vertreten wäre, nicht besitzen. Man hat noch nie gehört, daß unter den heutigen Richtern sich auch nur ein einziger Arbeitersohn befinde; wohl aber sind unter ihnen die Söhne von Unternehmern sehr zahlreich. Für den Geschworenendienst besteht noch immer die Schranke, daß der Geschworene die Kosten der Session selbst tragen muß, und daß nach dem Gesetze Personen, die diesen Aufwand nicht bestreiten können, auch nicht zum Geschworenendienst herangezogen werden sollen. Dieses Gesetz wirkt mit der Kraft, daß die Armen von den Wohlhabenden abgeurteilt werden. Jede neue Zuchthausstrafe enthält eine Verschärfung dieses aristokratischen Druckes. Und gar eine Zuchthausstrafe wegen spezieller Arbeiterdelikte bedeutet eine unerträgliche Steigerung des Druckes. Aber selbst die Schoffengerichte, für welche jene Beschränkung gesetzlich nicht besteht, werden thatsächlich so zusammengesetzt, daß in ihnen die Arbeiterbevölkerung, d. h. die zahlreichste Bevölkerungsklasse, nur äußerst selten vertreten ist. Die Gerichtsverfassung und materielles Recht lassen sich nicht in der Weise trennen, daß man meint, jedes beliebige Recht ließe sich mit jeder beliebigen Gerichtsverfassung handhaben. Wenn eine Verschärfung der Koalitionsgesetze beispielsweise die Delikte Gerichten, wie die Gewerbegerichte zur Aburteilung überwiese, in denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer unter einem unparteiischen Vorsitzenden urteilen, so wäre vielleicht manche einzelne Bestimmung diskutabel. So aber sind sie undiskutabel, schon aus dem Grunde, weil die heutige Gerichtsverfassung dem Staate garnicht die Organe giebt, welche derartige Gesetze handhaben könnten.

Bei jedem Kampf ist die bedeutendste psychische Wirkung das Friedensbedürfnis, das ihm folgt. Nach Beendigung des Kampfes wollen die streitenden Teile zunächst einmal Ruhe haben. Alles was sie in der Befriedigung dieses Bedürfnisses stört, ist ihnen lästig. Und das mit Recht. Die Existenz des sozialen Körpers hängt ganz ebenso wie die Existenz eines animalischen Wesens davon ab, daß ihm nach Zeiten der Thätigkeit und des Ringens auch eine Ruhezeit gegönnt ist. Aus diesem Grunde sind alle Gesetze, die nach dem Friedensschluß zwischen zwei sozialen Klassen den Kampf mit dem Aufgebot von Staatsanwalt und Richter fortsetzen wollen, vom Uebel. Sie können unter Umständen vielleicht ein notwendiges Uebel darstellen. Denn Niemand wird dafür eintreten wollen, daß etwa Mord und Totschlag ungesühnt bleiben solle, weil sie sich aus Anlaß einer gewerblichen Streitigkeit ereignet haben. Allein dieses notwendige Uebel über die Notwendigkeit hinaus noch weiter auszudehnen und neben dem allgemeinen Strafgesetzbuch noch Spezialgesetze zu schaffen, die in die beruhigte Bevölkerung von neuem aufregende gerichtliche Nachspiele hineintragen, das wird ein weiser Gesetzgeber nicht unternehmen. Es ist dies schon heute ein sehr gewichtiger Grund gegen den § 153 der Gewerbeordnung. Es werden geradezu ärgernisserregende Szenen herbeigeführt, wenn nach einem Streik Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich vertragen haben und nun der Staatsanwalt noch den Einen oder Andern vor Gericht schleppt, um ihm nachzuweisen, er habe bei den Werbungen für seine Koalition einen allzukräftigen Ausdruck gebraucht und damit die Ehre eines Andern verletzt, er habe erklärt, daß das ein Mensch sei, mit dem man nicht verkehren dürfe, und damit eine Verrufserklärung begangen u. s. w. u. s. w. Der Arbeitgeber, der froh ist, daß er seine Fabrikthätigkeit fortsetzen kann, sieht mit Bedauern, daß der Mann zum Termin gehen muß; er wünscht nichts sehnlicher als eine Freisprechung, damit ihm nicht der wiedergewonnene Arbeiter entzogen und auf Wochen und Monate ins Gefängnis gesteckt werde. Die „Arbeitswilligen“, deren Interessen geschont werden sollen, waren schon froh, daß ihre Thaten vergessen waren; jetzt müssen sie als Zeugen vor Gericht erscheinen und unter ihrem Eide sich selbst dessen bezichtigen, daß sie Streikbrecherdienste geleistet haben. Der Angeklagte selbst endlich weiß garnicht, was man von ihm will, da ja sämtliche Beteiligten erklärt haben, sie seien froh, daß die Sache zu Ende sei. Muß er ins Gefängnis, so empfängt er sein Urteil mit Zähneknirschen. Er hat in seinem Leben oft über die Arbeitgeber geschimpft. Den Streikbrechern ist er gram. Aber an diesem Tage erscheinen ihm Arbeitgeber und Streikbrecher in freundlichem Lichte im Verhältnis zu Staatsanwalt und Strafgericht, die ihm garnicht mehr als vernünftige, sondern geradezu als fanatische Organe eines „Klassenstaates“ erscheinen. Die Denkschrift, die der Begründung des Entwurfs beigegeben ist, kennt von diesen Verhältnissen so ganz und gar nichts, daß sie in naiver Weise darüber klagt, wie

*) Vergl. meinen Aufsatz „Der Schutz der Vertragsfreiheit und die Zuchthausvorlage“ in der „Deutschen Juristenzeitung“ Nr. 15 (1899).

Digitized by Google

selten Strafanträge der Verletzten zu erlangen seien, und thut so, als ob gar kein anderes Motiv dafür denkbar sei, als Furcht vor neuen Ausschreitungen der Streik-Organisatoren. Der Entwurf will daher thätliche Beleidigungen, Körperverletzungen und Sachbeschädigungen aus Anlaß von Streiks auch ohne Antrag verfolgbar machen. Man sieht förmlich den Staatsanwalt in die friedebedürftige Bevölkerung hineinkommen und ihr die Erneuerung des Kampfes aufzwingen. Wenn ein Streikbrecher durchgeprügelt wird, so ist diese That ganz entschieden zu mißbilligen, ebenso entschieden, wie wenn ein Referveoffizier einem Satisfaktion verweigernden Gymnasiallehrer mit der Eisenbeinkrücke seines Stockes eine Züchtigung ertheilt. Wenn aber nach beendetem Streik jener Streikbrecher selbst zu der Ansicht gelangt, sein Verhalten sei unkameradschaftlich gewesen und sich weigert, einen Strafantrag zu stellen, so ist diese Weigerung durchaus zu billigen. Stellt man sich noch vor, daß bei dem allgemeinen Friedensschluß (wie es gar nicht selten vorkommt) beiderseitiger Pardon ertheilt worden ist, so muß ein derartiges nachträgliches Strafverfahren geradezu wie ein neuer Friedensbruch erscheinen, und kein Rechtsverständiger der Welt wird dem Betroffenen klar machen können, daß der Streikbrecher nicht in der Lage war, durch Verweigerung seines Antrages das Strafverfahren zu verhindern. Nach allen Seiten hin müßte dieses Gesetz irreführend, verbitternd, verhetzend wirken.

* * *

Wir haben oben drei Arten von Gegnern der Koalitionsfreiheit unterschieden: die einen wollen sie abschaffen; die andern wollen sie durch gesetzliche Einengungen in ihrer Wirksamkeit herabmindern; die dritten wollen die Gesetze lassen, wie sie sind, aber durch erweiterte Interpretation, durch Polizei-Maßregeln ꝛc. eine Einengung bewirken. Die Vorlage schlägt den mittleren Weg ein, und ihre Einbringung, ja schon ihre Ankündigung hat genügt, die Gegner der ersten und der dritten Art überflüssig zu machen. Die Gegner der Koalitionsfreiheit sind geeinigt.

So ist also, ganz abgesehen von den Wirkungen, die das Gesetz haben würde, schon der bloße Entwurf ein Erfolg für die Gegner der Koalitionsfreiheit. Mag der Entwurf innerhalb gewisser Grenzen Gesetz werden oder nicht, für die Folgen der Einbringung tragen seine Urheber schon jetzt die Verantwortung. Gegenüber diesem Zusammenschlusse aller offenen und heimlichen Gegner der Koalitionsfreiheit ist ein Zusammenschluß aller Anhänger ebenso notwendig. Sie müssen in diesem Augenblick alle Kraft anwenden, um das Vaterland vor dieser ihm drohenden Gefahr zu bewahren.

Die Kraft aber, welche die Freunde der Koalitionsfreiheit auf diesen ihnen aufgezwungenen Abwehrkampf verwenden müssen, geht ihrem Kampfe gegen die Ausschreitungen verloren. Wir haben in unserem historischen Ueberblick darauf hingewiesen, wie bei Beginn der Koalitionsfreiheit eine gewisse Erregung herrschte, die mit der größeren Dauer und Ausbreitung der Koalitionen einer immer größer werdenden Ruhe und Besonnenheit Platz machte. Wenn heute die Arbeiterbewegung gesetzmäßiger verläuft als früher, so ist das nicht das Verdienst der Strafgesetze, noch weniger das Verdienst der Polizeichikane, sondern in erster Linie das der Organisatoren. Es ist vollkommen richtig, daß die Organisatoren zur Verhütung von Ausschreitungen noch mehr als bisher thun könnten. Aber eine Vo lage wie diese nötigt sie aufs neue, vor die Arbeiter hinzutreten und den Kampf gegen die Einengungen der Koalitionsfreiheit mit derben und wuchtigen Worten zu führen. Wo wirklich die Vorstellung herrscht, daß der gute Zweck der Koalition auch manches gewaltthätige Mittel heilige, da wird eine solche Vorstellung durch den nun notwendigen Kampf gegen die Beschränkung der Koalitionsfreiheit weit eher gesteigert. Die „Denkschrift“ giebt ein ganz wirres Sammelsurium von wirklichen und vermeintlichen Strafthaten, die in den letzten 6 Jahren vorgekommen sein sollen. Gegen diese Denkschrift ist so unendlich viel zu sagen, und wird in den nächsten Wochen in den Zeitungen soviel gesagt werden, daß wirklich viele Arbeiter den Eindruck bekommen können, Ausschreitungen bei Streiks seien keine schlimme Sache. Es ist stilistisch kaum möglich, gegen eine Vorlage, die an Ungeheuerlichkeit nur noch von ihrer Begründung übertroffen wird, den Kampf so zu führen, daß mit derselben Energie wie die Vorlage auch die Ausschreitungen, soweit sie wirklich vorkommen, bekämpft werden. Dieser doppelten Aufgabe sich gleichzeitig zu widmen, dazu reicht einfach die Kraft nicht aus. Führt wirklich der gegenwärtige politische Kampf zu lockeren Anschauungen über die Verwerflichkeit jener Ausschreitungen, und fallen ihnen einzelne Arbeiter, sei es als Verletzte, sei es als Verurteilte zum Opfer, so müssen wir denen, die die Verantwortung für diese Vorlage tragen, zurufen: ihr Blut komme auf Euch!

Aber einen Lichtblick sieht man in der gegenwärtigen Situation. Die Anhänger der Koalitionsfreiheit raffen sich auf, um nicht bloß die Vorlage abzuwehren, sondern darüber hinaus auch eine Abschaffung der jetzt noch bestehenden Beschränkungen zu verlangen. Nicht Verschärfung des § 153 der Gewerbeordnung, sondern gänzliche Abschaffung; nicht Verfolgung der Koalitionen, sondern ordnungsmäßige staatliche Anerkennung und Verleihung von Korporationsrechten, — das sind die Forderungen, die sich jetzt erheben, und die augesichts dieser Vorlage mehr in den Vordergrund gestellt werden. Früher oder später wird die Anschauung sich Bahn brechen müssen, daß, wer seine Kameraden zur Wahrnehmung ihrer Interessen einigt, nicht ein verdächtiges Subjekt, sondern ein besonders wohlverdienter Mann ist. Je größer die Wertschätzung und Achtung ist, die man den Arbeiterkoalitionen entgegenbringt, je größer ihre Bewegungsfreiheit, desto seltener werden die Anlässe, sich heimlicher und ungehöriger Mittel zu bedienen. Der beste Kampf gegen die Ausschreitungen beim Koalitionsrecht ist die Gewährung voller Koalitionsfreiheit.

Unsterblichkeit.

Ein Bekenntnis. Von Athanatos.

Daß nur das Sein ist, das Nichtsein aber ganz undenkbar, ist ein Satz, den jedermann bei einiger Ueberlegung zugeben wird. Ein absolutes Nichts giebt es also für unser Denken nicht. Daher schließen wir: Aus nichts wird nichts und nichts wird zu nichts, und damit haben wir gleichsam a priori das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, von der Unzerstörbarkeit des Stoffs ausgesprochen, wie es die Naturforschung a posteriori bestätigt. Die sogenannte Unsterblichkeit ist also eine Eigenschaft der Natur. Warum sollten Wir nicht auch unsterblich sein?

Unter Unsterblichkeit im engern Sinne versteht man die Fortdauer der Persönlichkeit, des Ich, nach dem sogen. Tode. Giebt es so etwas? Tod ist das Verschwinden des sinnlich wahrnehmbaren Individuums, die Auflösung seiner Körpergestalt, die Trennung der „Seele“ vom Körper. Ob die Seele den Körper verläßt, weil dieser zerfällt, oder ob der Körper sich auflöst, weil die Seele entflieht, oder ob zugleich mit der Körperform das seelische Individuum auseinanderbricht, wer weiß das? Die Erfahrung muß es lehren. Oder ist der Tod die einzige Erfahrung, die den, der sie macht, nichts lehrt? Wenn es die Gestorbenen wissen, so leben sie.

Wir, die wir noch nicht gestorben sind, beharren bei der Frage: Stirbt die Seele oder lebt sie fort? Ja, wenn wir kennten, was wir Seele nennen!

Alles Sein ist individuell, kann nicht anders sein, um überhaupt dazusein. Damit es sei, ist es im Werden; sobald nichts mehr geschieht, ist nichts mehr. Was wird aber?

Digitized by Google

Immer neue Individuen. Woraus? Aus demselben Stoff, aus dem die vergangenen waren. Wirklich aus demselben, nicht aus ähnlichem Stoff. Dem ersteres: Aus nichts wird nichts, und zweitens: Der Stoff vermehrt sich nicht, vermindert sich nicht, die Welt wächst nicht und nimmt nicht ab; das Weltall ist konstant.

Vom Körperlichen wird man dies leicht zugestehen; aber auch von der „Seele", vom Geistigen? Vermehren sich die Seelen-Individuen? Entstehen sie immer neu? Und bleiben sie erhalten, das All übervölkernd? Woher? Wohin?

Aus nichts wird nichts, das halte man fest! Gleichgültig nun, woraus die Seele besteht, so ist klar, daß Seelisches nur aus Seelischem hervorgehen kann. Also muß auch das Seelische konstant sein, eine einzige große Seele, die Seele des Weltalls, Gott!

Nichts wird zu nichts. Ist also die menschliche Seele überhaupt ein Etwas, so ist sie unsterblich; denn nichts stirbt, es wechselt nur die Form.

„Stirbt" also ein Mensch, so zerfällt sein Körper in seine Bestandteile, und seine Seele geht auf in — Gott.

Bei diesem Gedanken hält der Religiöse inne und freut sich tröstender Gewißheit. Er glaubt an Gott, den Unbegreiflichen, er glaubt an die Unsterblichkeit seiner Seele, ein Unbegreifliches. Und der Glaube ist die gewisse Zuversicht des, das man hoffet.

Gesetzt aber, es sei der Tod nicht das Auslöschen der Persönlichkeit, sondern vielmehr — da alles Seelische auch nur individuell sein kann — ein Wechsel derselben, so bietet der Gedanke der Seelenwanderung, des Wiedererscheinens des Ich in andrer Gestalt doch nichts Erhebendes. Das Ich ist ein andres geworden, Ich bin es nicht mehr und habe nichts von dieser Unsterblichkeit.

Lassen wir einmal alle diese mystischen Unsterblichkeiten beiseite, vielleicht giebt es noch eine andere, die uns tröstet.

Wir sind mit unsrer ganzen Daseinsfrage im Dualismus des materiellen und geistigen Prinzips befangen. Die Schwierigkeit liegt im Begreifen der Einheit. Den Schleier kann niemand lüften, aber die Sache in seiner Weise zu begreifen darf jeder versuchen. Ich sage:

Was sein Sein nicht bethätigt, das ist nicht. Das Sein ist also ein Wirkendes und darum ein Werden. Dies Wirkende ist das geistige Prinzip, ist der „Wille" der Welt. Aber das Wirkende setzt ein Leidendes voraus, ein Substrat des Geschehens, und dies heißt das materielle Prinzip. Beide bedingen einander, und keines ist ohne das andere. Nur weil beide eins sind, weil die ganze Materie beseelt ist, geschieht, wird und ist etwas.

Indes nicht sogleich. Zu jenen konstitutiven Prinzipien muß noch ein formales treten. Wäre die beseelte Materie eine Eins, eine einzige kontinuirliche Substanz, so wäre sie tot, also ein Widerspruch in sich selbst; denn worauf sollte sie wirken, woran ihr Sein bethätigen? Außer ihr ist nichts, da sie, als absolutes Sein gedacht, das All umfaßt. Sie kann nur auf sich selbst wirken, und damit sie dies kann, muß sie differenziert sein, das Gesetz der Polaritäten, das Prinzip der Individuation in sich tragen.

Das geistige Prinzip differenziert sich polarisch, in Kraftzentren, das materielle körperhaft, in den Trägern und Funktionären jener Kraftzentren.

So erscheint das absolute Sein als ein Dasein von lauter Relationen, von Seelen und Körpern, von körperlichgeistigen Individuen von der niedersten Stufe der scheinbar ungeformten Materie, in der die rohen Kräfte der Natur anscheinend sinnlos, unpolarisch walten, bis zu den höchst organisierten Lebewesen mit geistigen Kraftzentren, den empfindenden, fühlenden, denkenden Seelen, in denen der Weltwille polarisiert ist.

Diese Individuen wirken nun auf einander, und ihr Aufeinanderwirken, ihr Zusammenwirken bedingt alles Geschehen, alles Werden, bedingt das Dasein, das nur vergänglich ist in seinen wechselnden Formen, an sich aber bleibt, ewig, unvergänglich, ohne Anfang und ohne Ende.

Indem eben diese Individuen sich an einander reiben, reiben sie sich auf, sie erschöpfen ihre geistig-körperliche Substanz in der Produktion eines Neuen. Jedes Gebilde trägt den Todeskeim in sich, es muß vergehen, damit ein anderes entstehe, damit das Werden fortgehe und das Sein beharre. Vergehen und Werden bedingen einander. Alles fließt, und hielte der Prozeß nur einen Moment inne, so erstarrte die Welt, so geschähe nichts mehr, so wäre nichts mehr, so wäre Gott tot und das Nichtsein das Dasein. Aber das Nichts ist undenkbar, wenn wir gequälte Menschenkinder es uns auch oftmals wünschen möchten!

Wir müssen uns also damit trösten, daß wir nur sind, weil wir sterben, und daß ein Anderes sein wird, wenn wir gestorben und nicht mehr sein werden. Unsere persönliche „Unsterblichkeit" hängt nun davon ab, ob wir in dem Andern weiterleben, ob und inwieweit unser Dasein ein Wirken gewesen ist, das das Werden fortsetzt.

Nun ist ja gewiß, daß alles, was ist, schon durch sein bloßes Dasein wirkt. Der Mensch aber hat den Vorzug, mit Bewußtsein wirken zu können. Er schaut rückwärts und vorwärts, überdenkt das Vergangene und erwägt das Künftige, er macht sich als Ich zum Mittelpunkt und Urheber in einer gewissen Sphäre des Geschehens. Diese Sphäre zu bestimmen, auszudehnen, einen weiten Wirkungskreis zu umspannen, somit das Werden in vielseitiger und nachhaltiger Weise zu beeinflussen, das scheint ganz und gar von ihm abzuhängen, das wird ihm zugerechnet, das rechnet er sich selber zu. Er ist der Herr seines Thuns, und wie sehr er das ist, zeigt sich auch darin, daß er das Thun auf ein Minimum beschränken, ja daß er es ganz einstellen und sein Dasein freiwillig enden kann. Im allgemeinen aber ist die Welt so beschaffen, daß die Daseinserhaltung des Individuums bedingt ist durch die Seinsbethätigung. Hieraus entspringen die Gegenseitigkeitsansprüche und die sozialen Pflichten der Menschen. Darum eben habe Ich ein individuelles Sein, daß Ich Mich bethätige, Mich erhalte, und nur dadurch, daß Ich das thue, kann Ich Mich erhalten, Mein Dasein behaupten und rechtfertigen. Wir Menschen bedürfen einander zu unserm Dasein, zu unserer Seinsbethätigung und Daseinsbehauptung, und darum müssen wir einander etwas sein. Das ist der Sinn des Altruismus, die Bedeutung der sogenannten „ethischen Kultur", und das bedeutet — Leben!

Aber es ist ein eigen Ding mit dem Leben. Gar manchem schmeckt es nicht, er zieht es aus wie einen schlechten Rock und speit es aus wie eine faule Frucht. Was liegt an Mir, dem Einzigen und Winzigen, daß Ich Mich bethätige? Was macht Mir all die Plage, den Kampf des Lebens wert? Schinde Ich Mich von früh bis spät, um die Kartoffeln für meinen Magen zu verdienen, damit die Maschine auch am nächsten Tage gehe und wieder Kartoffeln verdiene? Fürwahr, um Mich lohnt sich das Leben nicht! Selbst wenn Ich Mir klarmache, daß Ich als ein Einziger an Meiner Stelle stehe, und daß, was Ich nicht wirke, in aller Ewigkeit ungethan bleibt, so kann diese Auffassung Meines individuellen Seins zwar die Bedeutung meiner Thätigkeit gewaltig heben, aber eine Pflicht (im Sinne Fichtes) vermag sie nicht zu begründen. Ich bin zu nichts verpflichtet, wenn Mir die Macht gegeben ist, Mich jeder Pflicht zu entziehen, indem Ich dem Leben den Rücken wende. Und verachte Ich so das Leben, was liegt Mir denn gar an Meiner — Unsterblichkeit?

Soll Ich das Leben leben, so muß Ich es lieben. Wie kann Ich das? Leben ist Seinsbethätigung. Indem Ich Mich bethätige, diene Ich Andern. Sie haben Nutzen von Meinem Thun, und Ich muß Mich fragen: was sind sie Mir? was verbindet Mich mit ihnen?

Daß Mir an Meinem Wirken für Andere mancherlei

Digitized by Google

materielle und geistige Vorteile erwachsen, das bringt Mir Meine reflektierende Vernunft bald zum Bewußtsein. Aber eine so geschäftsmäßige Abwägung des Lebens kann den Reiz desselben nicht steigern. Sucht jeder nur seinen Vorteil, so ist jeder der Feind des Andern und das Leben verächtlich.

Menschheit, Staat, Gesellschaft lassen mich kalt, der Gegenstand, dem Ich Mein Sein widmen soll; muß Meiner wert sein, muß Meine persönliche Zuneigung haben, Ich muß ihn lieben. Wo setzt nun diese Liebe ein? Jene Objekte Menschheit, Staat, Gesellschaft sind zu allgemein, zu abstrakt, zu umfassend und zu wenig erfaßbar, als daß Ich ihnen Meine Liebe widmen könnte. Meine Seele sucht nach einem Angelpunkt ihrer Seinsbethätigung und kann ihn nur finden in einer andern Seele, die gleichfalls auf der Suche war. Jetzt bin Ich Du und Du bist Ich, jetzt lebe Ich in Dir, wie Du in Mir, jetzt diene Ich dem Andern, weil Ich Mir diene. Das Band der Familie ist es, das Mich mit der Menschheit, mit Staat und Gesellschaft verknüpft, Mich nicht allein, zwecklos, Mir selbst zur Last durchs Leben pilgern läßt. In der Familie nur ist das Glück zu finden (wenngleich es auch da noch oft verfehlt wird), nach dem der Mensch verlangt, um mit dem Leben versöhnt zu sein, in der Familie wird er allein auch wahrhaft — unsterblich.

Man sagt: das Individuum ist vergänglich, bleibend allein ist die Gattung. Nein, die Individuen vergehen, aber immer sind sie wieder da, wie kommt die Gattung. Die Gattung „Mensch" ist eine bloße Fiktion. Was schiert mich deren Erhaltung? Ich sorge um Mich, um Meine Erhaltung, um Meine Seinsbethätigung. Da aber zu dieser die Anderen gehören, die Ich brauche, so mache Ich sie zu Meinem Eigentum, so liebe Ich sie wie Mich selbst, so wird ihr Wohl und Wehe Mein eigenes Wohl und Wehe.

Andererseits — Ich bin nicht bloß der Gebende, Ich bin auch der Empfangende. Wie es Mir nicht gleichgültig ist, wem Ich diene, mit wem Ich zusammen arbeite, um Mein Sein zu bethätigen, sondern am liebsten Meiner Neigung folgen und mit Menschen zusammenstehen möchte, die Meiner Eigenheit entsprechen, die Mich verstehen, wie Ich sie verstehe, — so wenig ist es mir auch gleichgültig, von wem Ich empfange, wer Mir dient, wer Mich gebraucht, um sein Sein zu bethätigen. Ich mag Mich daher aktiv oder passiv verhalten, so habe Ich ein Gefühl dieses Zustandes, und daß dies ein Lustgefühl sei, daran ist Mir gelegen, wenn Mir am Leben etwas gelegen sein soll.

Dies Lustgefühl nun quillt am reinsten und kräftigsten in der Liebe, die Mich mit einem andern Ich verbindet. Die Menschheit ist Mir erst etwas wert, wenn Mir ein anderes Ich lieb und wert geworden ist. Um dieses andern Ichs willen, in das Ich liebend Mich versenke, das Mir in den Bedrängnissen des Lebens helfend, ratend, fördernd, liebend und tröstend, mahnend und richtend zur Seite steht, dem Ich imgleichen Meine Fürsorge widme, das Mein anderes Ich ist und der Mittelpunkt, auf den Ich Meine ganze Thätigkeit beziehe, um dieses anderen Ich willen, das Ich nicht bin, in welchem Ich Mich aber selbst preisgebe, bethätige Ich Mich in der Welt, sei es durch Werke der Hände oder des Geistes, und diese Wirksamkeit trägt ihre Spuren, sie mag in engem oder weitem Kreise, an Großem oder Kleinem geschehen, da keine Ursache ohne Folge bleibt und keine Kraftäußerung je verloren geht. Und diese Spur von Meinen Erdentagen, ob sie nun im Gedächtnis der Menschen verwischt werde oder erhalten bleibe, wird dieselbe Unsterblichkeit.

Meine reale Unsterblichkeit aber finde Ich in den Kindern, die Mir gleichfalls die Liebe zu jenem anderen Ich beschert hat. In den Kindern pflanzt sich Mein Ich wirklich fort, sie erben Meine Individualität, Mein Sein, sie führen es weiter, auch wenn Ich nicht mehr bin.

Genügt euch diese „Unsterblichkeit"? Mich tröstet sie, und einer andern — harre ich.

Streiflichter.

Russische Volksaufklärung. Die zwangsweise erfolgte Schließung aller Universitäten und höheren Bildungsstätten in Rußland bis zum Schluß des Jahres ist nicht nur für Rußland, sondern für die ganze zivilisierte Welt ein Ereignis von tiefer Bedeutung. Der Petersburger Korrespondent der „Times", der dort die Ereignisse, die zu diesem Ausgang führten, sorgsam beobachtet hat, schiebt die Schuld den Autoritäten zu, insbesondere dem Minister des Innern und dem „Minister für Volksaufklärung", dessen strenge und selbst brutale Maßregeln für den ganzen Streik der Studenten verantwortlich gemacht werden müßten, gegen den die Schließung der Universitäten nur ein Akt der Vergeltung war. Er schreibt:

„Entweder ist der ganze Körper der russischen Studentenschaft, gleichviel ob männliche oder weibliche, so stark mit Unzufriedenheit durchwachsen und von aufrührerischem Geiste durchseucht, daß diese Ausweisungen, Einkerkerungen und Verbannungen im großen Stil einfach unvermeidlich und berechtigt waren — oder aber das Vorgehen der Autoritäten ist von solcher tyrannischen Brutalität und gleichzeitig von so unglaublicher Thorheit gewesen, daß tausende und abertausende ruhiger und gesetzestreuer Studenten wider Willen die Opfer einer unverdienten und nicht provozierten Vergewaltigung werden mußten. In beiden Fällen ist die hier geschaffene Lage äußerst ernst. Diese jetzt aus ihrem Studium gerissenen Studenten repräsentieren die Klasse, aus der Rußland in allernächster Zukunft seine Beamten und Würdenträger beziehen muß. Nun, auseinandergesprengt in ihre Familien und Freundeskreise tragen sie das Bewußtsein des Unrechts, das ihnen geschehen und ihre Empörung mit sich und streuen eine breite Saat von Unzufriedenheit aus in Klassen, die bisher noch von der sozialen Unruhe des russischen Volkes unberührt geblieben waren."

Die öffentliche Meinung — soweit in Rußland davon die Rede sein kann — spricht sich zu Gunsten der Studenten aus, und der Umfang, den die Sache genommen hat, giebt ihr ein ernstes Gewicht. Man hat sich nicht begnügt, nur den ganzen Mechanismus des höheren Bildungswesens abzustellen — Einkerkerung und Verbannung im Großen sind als Strafen angewandt worden. Die Gefängnisse von Petersburg sind, wie man hört, überfüllt von Studenten in Untersuchungshaft und über dreitausend sollen in wenigen Wochen durch das Transportgefängnis gegangen sein. An der Moskauer Universität zählt man allein 2160 Ausweisungen und auch Frauen sind darin verwickelt; wenigstens berichtet man von mehr als 200 Ausschließungen von der Petersburger Hochschule für Frauen.

(Ethical World.)

Bücherschau.

Gertrud Prellwitz, Oedipus oder das Rätsel des Lebens. Tragödie in 5 Akten. Freiburg i. B. E. Fehsenfeld.

Wir sind es in jüngster Zeit gewohnt worden, daß uns unsere modernen Dramatiker Rätsel aufgeben und statt lebendiger Personen symbolistische Figuren aus der Märchenwelt auf die Bretter stellen. Das ist gegenüber den Verirrungen des photographierenden Naturalismus der vorjüngsten Zeit mehr als ein Fortschritt; es ist schon beinahe eine Reaktion. Der Sprung vom Hinterhaus und der Armenleutestift in die Hexenküche der alten Dittichen oder der Bergkönigstraus und in die Zauberatmosphäre der Nymphen, Waldschrattlein und goldwarzigen Feen ist ein überraschend plötzlicher gewesen; aber das Publikum hat ihn mitgemacht, weil die Grundtendenz hier wie dort trotz alldem eine hochidealistische war. Man zeichnete das Proletarierleben nicht aus Lust am Schmutz und Elend, sondern in der Absicht, zur Besserung drängende Entrüstung hervorzurufen und die Versenkung in die Traum- und Märchenwelt diente der Hervortretung ernstester philosophischer Gedanken in dem bunten Flitterkleid des Phantasiespiels.

Mit Gertrud Prellwitz's Dichtung (denn diesen Ehrennamen verdient das Werk) wird der Versuch gemacht, das ganze Ringen und Streben unserer Zeit, wie aller Zeiten, nach einer Lösung des furchtbaren Rätsels, warum der Weg zum Licht durch die Nacht, zum wahren und unverlierbaren inneren Glück durch Schmerz und Schuld gehe, an der Hand der vertrauten Gestalten aus dem griechischen Drama uns vorzuführen. Das unerreichbare Muster dieser Wiederbelebung der Antike und ihre Erfüllung mit dem Geiste geistlosen Menschentums — Göthes Iphigenie — mag der Dichterin vorgeschwebt haben; sie greift hoch hinauf, aber sie greift auch hinein in die Tiefe des Problems. Noch hat der gewaltige

Digitized by Google

Stoff sie fortgerissen und ihr nicht gestaltet, auch der Form der Dichtung jene abgeklärte Ruhe und Reinheit zu verleihen, wie sie den Leser immer wieder bei Göthe entzückt. Die ungebundene Form der Rede, die sich nur gelegentlich zu rythmischer Gliederung erhebt und dann erkennen läßt, daß der Dichterin auch solches wohl gelingen mag, ist nach meinem Dafürhalten bei solchen Stoffen ein Fehler. Aber nach Gedankenreichthum und dichterischem Vermögen zu dramatischer Gestaltung ist dieses Erstlingswerk entschieden hoch beachtenswerth.

Mit sicherem Griff hat G. Oreliwitz die sophokleische Ueberlieferung der Tragödie des Radmosgeschlechts erweitert zu der Tragödie der Menschheit überhaupt. „Das Radmosgeschlecht ward geboren, zur Gottheit hinanzuwachsen." Es will sein, wie der lichte Gott, darum muß es die Nacht besiegen. Aber es ist unsonst, das Räthsel der Nacht lösen zu wollen durch das Opfer des Liebsten, des Sohnes, wie Laios es unternommen. Die pessimistische Erlösung durch Entsagung, die Gottähnlichkeit, erkannt durch die Unmenschlichkeit des Ueberwerschentums ruft nur die Herrschaft der Nacht auf die lichtsreudige Erde. Die Gottheit will keine Opfer, sie liebt uns; das einzige Opfer, das sie heischt, die Bestegung des „Stolzes des Radmossohnes," die demüthige Unterwerfung des Eigenwillens unter den Willen des Weltengeistes im Schicksal, verlagt ihr der Radmossohn. Und so wandelt sich ihm „fröhliches Lachen in Verzweiflungsschrei." Vor den Thoren seiner Königsburg liegt „die Tochter der Nacht mit dem bannenden Blick," die furchtbare Sphinx und wandelt das frohe Jauchzen hochgemuter Jünglinge in den „Todesschrei sterbenden Glücks." Freilich: „Nicht jeden bannt die Sphinx! Wer jagend vorüberschleicht an der Dunklen und wagt nicht aufzuschauen, und sittert, wie er sein Leben erhalte, den kann sie nicht bannen. Nur wer freudig daherschreitet, schaut gen Himmel und jubelt zur Sonne und blickt der Räthselvollen lachend ins Antlitz, den bannt sie, dem raunt sie ihr Räthsel und stürzt ihn!" Zu prometheischer Verachtung des Sonnengotts, der da selbst täglich weicht vor den Schrecken der Nacht, erhebt sich der unglückliche Fürst: „Zwingt Phoebus das Schicksal? Gehorcht ihm die Nacht? Und er sah den Schmerz der tausend Geschlechter und wandelt dahin im goldenen Licht und lächelt? Tönt ihm ins Ohr das Seufzen und Stöhnen, das bittere Weinen um das sterbende Glück, die Angst der Welt und der Schrei nach Erlösung — er aber wandelt im freudigen Licht und fragt nicht? Schwach ist der Gott Weib, denn, ist er stark, dann fluch ihm: dann ist er schlecht!"

Aber wie eine Verkörperung Phoebus Apollos selbst naht, unerkannt, der Sohn des Fürsten, Oedipus, begeisterungsglühend, „Flamme, vom Sturmwind getrieben" das Räthsel der Nacht zu lösen. Die Gottheit liebt ihn — darum gerade führt sie ihn den Weg durch grauenhaftes Leiden, durch Schuld und Schmerz. Wohl stürzt er die Sphinx, unbekümmert um ihr dunkles Raunen:

„Wahrheit ist Weh'! Wissen Entsagung!
Wandelt in Fluch dein lachendes Glück!
Dunkelgeborner, Wahrheiterkorner,
Fliehe, flieh' dein grauses Geschick!"

Es setzt dagegen sein titanisches:

„Wahrheit ist Glück! Wahrheit ist Wonne!
Wahrheit zu wissen in Irrtums Nacht,
Hat mich der Gott in Liebe erkoren,
Das Volk zu retten aus Dunkels Macht!"

Aber er erfährt das Räthsel der Nacht, der Ruf nach Entsagen, auch die Wahrheit des lichten Gottes ist. Auch der jugendfreudigste Optimismus, der im Sonnenstrahl göttlicher Erleuchtung hinaustürmt zu den glänzenden Höhen der Gottheit, muß erst durch das dunkle Thal des Leidens und der Verschuldung; denn auch sein Herz sehnt sich nach Menschenglück. Glück aber — liegt in der Nacht der Unbewußtheit. „Leicht war es, dem freundlichen Gott vertrauen; aber dem heiligen Gottgehorchen —" daran scheitert das titanische Streben auch des Göttergeliebtesten. „Die Starken stürzen, die Freudigen fallen, Menschengluck ist der Weg zur Qual! Sirbend zur Sonne, sinkend in Nacht — wozu ward der Mensch?" — Aber nun in der Nacht der selbst gewählten Blindheit geht dem inneren Auge das Licht auf. Der Gott sucht heimieder, zerschmetternd und — vergebend. Wohl bleibt es wahr: „Der Gott braucht nicht Sühne — er liebt uns ja!" Aber: „Das Menschenherz braucht Sühne!" „Wer Bell liegt das Leben vor meiner sehenden Seele! Es ist ja der Weg zum Licht! Durch Schuld und Schmerzen der grausige Weg — es führt kein anderer Weg hinan! Was durch die Nacht geht, das dunkle Schicksal, das ist ja verhüllt der Gottes Lichts! Dringt durch die Hüllen! Dringt zu dem Licht!" —

Diese kurze Exposition wird dem Leser eine Vorstellung geben von der Fülle tiefer Gedanken, die uns die Dichterin bietet. Bis auf wenige Kürzungen und Aenderungen, die mir geboten scheinen, ist auch der dramatische Aufbau außerordentlich geschickt, und die überaus schwierige Aufgabe, nicht nur den Vaterwerd, sondern vor allem das Doppelverhältnis zur Mutter uns psychologisch annehmbar zu machen, ist mit Glück gelöst. Wir machen die freien Bühnen auf diese wertvolle Gabe aufmerksam; freilich würde eine Aufführung der Tragödie eine recht tiefdenkende Zuhörerschaft verlangen — aber das ist ja wohl nicht immer kein Tadel! —nz—

Berichtigung.

In der Bücherschau der vorigen Nummer, S. 192, zweite Spalte, Zeile 15 von oben muß es heißen Gothif statt Ethif.

Mit der heutigen Nummer schließt das 2. Quartal des 7. Jahrganges ab. Wir bitten unsere Freunde, das Abonnement rechtzeitig erneuern zu wollen und auch weiterhin für die Ausbreitung unseres Blattes thätig zu sein.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Ausflug am **Sonntag, den 25. Juni 1899** nach **Erkner, Fangschleuse** und **Wolterdorfer Schleuse.**

Abf. v. Bahnhof Charlottenburg 9.14, Fahrpreis III. Kl. 0,65 Mk.
" " " Friedrichstr. 9.20, " " " 0,55 "
" " " Schles. Bahnhof 9.45, " " " 0.45 "
Ankunft in Erkner 10.37.

Ueberfahrt v. Erkner per Dampfer nach Wolterdorfer Schleuse um 10.43, Ank. 10.53. (Fahrpreis 0,10 Mk.)

Diejenigen Teilnehmer, die eine Fußwanderung nicht scheuen, unternehmen vom Bahnhof Erkner aus einen Spaziergang über Fangschleuse nach Wolterdorfer Schleuse. Zeitdauer ca. 1¾ Stunde.

Zusammentreffen aller Teilnehmer um 1 Uhr im Gasthof zum Kranichsberg in Wolterdorfer Schleuse.

Die Einführung von Gästen erwünscht.

Im allseitigen Interesse wird gebeten, daß diejenigen, die sich nicht selbst mit Mundvorrat versehen, dem Unterzeichneten bis zum 22. Juni mitteilen, ob und für wieviel Teilnehmer Mittagbrot (à 1 Mk. pro Person) gewünscht wird.

Rückfahrt von Erkner 6.—, 6.48, 7.10 2c.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Neuer Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Das Ende des Marxismus
von
Dr. Paul Weisengrün.
Gr.8°. Preis Mk. 1,50.

Die Schrift dürfte in sozialwissenschaftlichen Fachkreisen nicht unbekannten Autors dürfte in unserer Zeit, wo sich eine Revision des Sozialismus in Theorie und Praxis vorzubereiten beginnt, Fachleute und Laien gleichmäßig interessieren.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Dr. F. Wollny. Ueber die neuesten auf Landerwerb und Kolonisation in den Ländern fremder Welteile ausgehenden Staatsunternehmungen. Preis 0,40 Mk.

— Irrwege der Gegenwart. Preis 0,60 Mk.

— Freisinnige Betrachtungen über die neue Militärorganisation. Preis 0,40 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8932.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 1. Juli 1899. | Nr. 26.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Kompensationen. — Zurück auf Kant! Von Dr. K. Vorländer. Ein Interview mit einem englischen Arbeiterführer. Von Dr. Fr. W. Foerster. — Die Aufgabe des Staates hinsichtlich der Jugenderziehung. Von J. v. Troll-Borostyáni. — Streiflichter: Jüdischer Religionsunterricht mit staatlicher Unterstützung. Kein Reichswohnungsgesetz? — Sprechsaal. — Eingegangene Schriften.

Kompensationen.

Die Summen der Kompensationen, die bewilligt werden müssen, um die Annahme der Kanalvorlage zu sichern, übersteigen die Kosten, die für den Bau des Kanals veranschlagt worden sind. Die Gefahr ist daher nicht gering, daß die Vorlage an diesen Forderungen scheitert. Die Regierung hat sich von Anfang an abgeneigt gezeigt, bindende Zusagen zu machen, um dadurch die dem Kanal feindlichen Sorgen lokaler Interessentenkreise zu zerstreuen. Der Bau des Kanals würde zehn Jahre in Anspruch nehmen und die Verschiebungen, zu denen er möglicherweise in unserm Verkehrsleben den Anstoß geben wird, werden sich wahrscheinlich erst nach fünfzehn Jahren einigermaßen deutlich zeigen. Heute aber schon in Gestalt legislativer Maßregeln Vorkehrungen zu treffen, um die Schädigungen, die sich vielleicht aus jenen Verschiebungen, die nach 15 Jahren vielleicht eintreten, für gewisse Landesteile ergeben, scheint allerdings eine Zumutung zu sein, die jede irdische Regierung von sich weisen muß.

Aber abgesehen von der Unmöglichkeit, die wirtschaftliche Gestaltung der Zukunft mit solcher Sicherheit vorauszubestimmen, daß die Regierung die Verantwortung für Maßregeln übernehmen könnte, die sich auf jene fernliegende Zeit beziehen, bedeutet die Zumutung, daß die Regierung sich allen möglichen lokalen Interessen fügen solle, eine Erniedrigung und in ihrer letzten Konsequenz eine Negation dieser Regierung selbst.

Sie erinnert uns an die Zeit der tiefsten Schmach und der größten Zerrissenheit unseres Vaterlandes, an die Zeit, da Provinz gegen Provinz, Stadt gegen Stadt und Land sich feindlich abschloß, und da die Autorität und die Macht des Staates engherzigen und kurzsichtigen Interessen kleiner Kreise zum Opfer gebracht wurde. Die moderne Aera der wirtschaftlichen Interessenpolitik, die das Ansehen unserer gesetzgebenden Körperschaften wirksam zu untergraben droht, begann mit dem Tarifschacher des Jahres 1879. Im Reichstag wurden damals Getreidezölle gegen Industriezölle eingehandelt. Damals vergaß unser grundbesitzender Adel das noblesse oblige so weit, daß er die berüchtigte Formel: „eine Mark Roheisenzoll nur gegen eine Mark Roggenzoll" erfand. Ein Abgeordneter sprach von den „ehrlichen Maklern in den Koulissen des Hauses". Er sagte: „Der eine bot: Geben Sie 50 für Roggen, so gebe ich den vollen Eisenzoll — — man zweifelte ja mitunter, man mußte sich besinnen, daß man sich in der Leipziger Straße befand und nicht etwa in einer sonst auch sehr achtbaren Versammlung in der Burgstraße." Wir haben seitdem noch weit schlimmere Dinge erleben müssen und unser sittliches Empfinden ist gegen diese Politik gieriger Appetites so sehr abgestumpft, daß wir heute kaum noch die Entrüstung verstehen, die sich im Jahre 1879 unter Führung der liberalen Parteien dagegen erhob. Heute scheint es uns sehr zweifelhaft zu sein, ob das Abgeordnetenhaus noch ein moralisches Recht besitzt, über die Börse und die Auswüchse des Börsenwesens zu Gericht zu sitzen. Auch fällt es uns schwer, heute noch an den Liberalismus und seine hochherzige, weitsichtige, befreiende Politik zu glauben, wenn freisinnige Abgeordnete an diesem edlen Wettstreit sich in führender Weise beteiligen.

Man muß sich fragen: Haben diese freisinnigen Abgeordneten noch ein moralisches Recht, für Handelsfreiheit und Beseitigung der Verkehrshemmnisse zu kämpfen, wenn sie die Interessen eines Landesteils gegen die des anderen ausspielen, um dadurch einen unleugbar großen Fortschritt in der Entwicklung unseres Verkehrslebens zu vereiteln? Aus ihren Worten klingt es wie eine stille und verschämte Sehnsucht nach einer unübersteigbaren Zollmauer, die, an der Elbe errichtet, Schlesien gegen die verderbliche Konkurrenz Westfalens schützen möge.

Vom Standpunkt der politischen Ethik betrachtet sind die gegen die Kanalvorlage erhobenen Kompensationen ein trauriges Zeichen der Zeit. Sie bringen uns wieder einmal den Verfall des politischen Idealismus in seiner ganzen Ausdehnung und in schmerzlicher Deutlichkeit zum Bewußtsein.

K.

Zurück auf Kant!

Von Dr. Karl Vorländer (Solingen).

III.

Von den vier Männern, die wir als Fortbildner der Kantischen Philosophie und Methode nach der sozialwissenschaftlichen und sozialethischen Seite hin zu nennen haben, haben zwei (Stammler und Natorp) ihre Auffassung in systematischer Form ausführlich begründet, zwei (Cohen und Staudinger) in mehr populärer Darlegung das Verhältnis der Ethik zur Politik beleuchtet.

Der Führende unter den Neukantianern, Hermann Cohen in Marburg, hat sich über dies Thema zuerst in

Digitized by Google

dem dritten Abschnitte seines „kritischen Nachtrags" zu der von ihm herausgegebenen fünften Auflage von Albert Langes Geschichte des Materialismus (1896) ausgesprochen. Ueber seine Beurteilung Kants als „wahren und wirklichen Urheber des deutschen Sozialismus" brauchen wir nach dem, was wir selbst in gleichem Sinne in unserem vorigen Artikel dargelegt, uns nicht mehr des Näheren zu verbreiten. Es genügt, wenn wir Cohens eigene Stellung durch Aneinanderreihung seiner Hauptgedanken erläutern. Indem er sich energisch gegen das „Vorurteil einer naturalistischen Begründung", dem auch Lange nicht widerstanden habe, wendet, erklärt er kurz und bündig: „Der Sozialismus ist im Recht, sofern er im Idealismus der Ethik gegründet ist. Und der Idealismus der Ethik hat ihn begründet." Und weiter von dem modernen sozialen Bewußtsein: „Heute wehrt sich kein Unverstand mehr gegen den ‚guten Kern' der sozialen Frage, sondern nur noch der böse oder der nicht zureichend gute Wille." Nur der „idealfeindliche Egoismus, der der wahre Materialismus ist," verfagt dieser „Wahrheit des öffentlichen Bewußtseins," die freilich noch ein „öffentliches Geheimnis" ist, den Glauben und pocht auf das geschriebene oder gar „im Dienste seiner Interessen eiligst umzuschreibende" Recht, auf die „verbrieften Privilegien der Stände" gegenüber der — schon von den Stoikern und den Naturrechtlern des 17. Jahrhunderts vertretene — Idee der menschlichen Gesellschaft (societas humana). Freilich beruft sich die heutige Ethik nicht mehr auf die als Bürgin des Ideals zweideutig gewordene „Natur" Rousseaus, sondern auf die Idee im Kantischen Sinne des Leitbegriffs.

Indem Cohen so entschieden den Sozialismus als Idee anerkennt, hat er an den „dermaligen politischen Sozialismus" verschiedene sehr gewichtige Forderungen zu stellen: 1) Als Fundament muß der Materialismus nicht nur „zeitweise abgeschüttelt," sondern „radikal aufgegeben und verworfen" werden. 2) Als Krönung seines Gebäudes darf, wie die Ethik, so auch der Sozialismus die Gottesidee nicht abweisen, die freilich bei Cohen nichts Anderes als den Glauben an die Macht des Guten, die Hoffnung auf die Verwirklichung der gerechten Sache bedeutet. 3) Gegenüber einer rein realistischen Auffassung des Begriffs der Gesellschaft und neben den materiellen Bedingungen des wirtschaftlichen Lebens müssen Recht und Staat, als Ideen, Ehrfurcht fordern und finden; denn, wie ohne Gesetz keine Freiheit, so kann ohne jene beiden weder eine freie Persönlichkeit noch eine wirkliche Gemeinschaft moralischer Wesen bestehen. Mit der Anerkennung der bestehenden Rechts- und Staatsordnung kann sich gleichwohl der schärfste Blick für ihre Gebrechen und die tiefste Glut für deren gründliche Heilung verbinden, die von jeher den großen, „wahrhaft revolutionären Umschwung", nämlich den stetigen geschichtlichen Fortschritt, verbürgt haben. Endlich ist 4) mit der Idee der Menschheit die Idee des Volkes zu verbinden, indem wir jene, die wir achten und ehren, in diesem, das wir lieben, zu verwirklichen streben. Die Volksidee, wie z. B. ein Fichte sie gelehrt, vertritt zugleich die Idee der Menschheit im eigenen Volke gegenüber den bevorrechteten Ständen. In diesem Sinne für Erneuerung und Vereinheitlichung der gesamten Volkserziehung zu wirken, ist „der Inbegriff der Aufgaben des Idealismus."

Ungefähr gleichzeitig mit Cohens Schrift erschien das grundlegende Buch von Rudolf Stammler (in Halle): „Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. Eine sozialphilosophische Untersuchung" (Leipzig, Veit 1896). Während Cohen nur die Resultate giebt, enthält Stammlers Werk eine ausgeführte systematische Begründung des sozialen Idealismus, von der wir hier natürlich nur die gröbsten Umrisse andeuten können. Stammler faßt seine Aufgabe, ganz im Sinne Kantischer Methode und mit Berufung auf sie, rein erkenntniskritisch: Psychologie, Naturwissenschaft, Nationalökonomie wohl heranziehend, aber nur als Hilfstruppen betrachtend. Seine Kernfrage lautet nicht etwa: Wie ist soziales Leben entstanden?, sondern: Unter welcher formalen Bedingung ist soziales Leben als ein eigener Gegenstand unserer Erkenntnis zu erfassen und einheitlich zu denken möglich? Die Antwort: Indem das Zusammenleben von Menschen als äußerlich geregelt gedacht wird. Den Versuch einer einheitlichen Methode macht allerdings auch die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, und nicht in dem Anstellen einer solchen liegt ihr Fehler. Vielmehr erkennt auch Stammler eine kausalität, eine Erfahrung an, er behauptet einen „Kreislauf" und einen „Monismus" des sozialen Lebens; auch er hält den Zusammenhang der geistigen mit den zu Grunde liegenden wirtschaftlichen Bewegungen für grundsätzlich unabweisbar. Aber er behauptet mit Kant und den Neukantianern weiter: Es ist neben der unentrinnbaren Erfahrungskausalität noch eine andere Art von Gesetzlichkeit, d. h. Einheit des Gesichtspunktes, als diejenige von Ursache und Wirkung, zu denken möglich, die sich in den einfachen Unterscheidungen von Erkennen und Wollen, Bewirktem und zu Bewirkendem, Sein und Sollen auch dem Laien deutlich genug kundgiebt. Es soll das keine zweite Kausalität sein, die in die erste hineinführe und ihre ausnahmslose Geltung zu nichte machte, sondern eine neue Art Gesetzmäßigkeit, die nicht nach dem Warum, sondern nach dem Wozu, nicht nach Ursache und Wirkung, sondern nach Mittel und Zweck, bis hinauf zu dem Endzweck als oberster Einheit möglicher Zwecksetzung, fragt. Es giebt mit anderen Worten — was die Theoretiker des sozialen Materialismus vergessen — neben der kausalen noch eine ihr nicht widersprechende, sondern sie ergänzende teleologische oder, wie wir jetzt sagen dürfen, ethische Betrachtungsweise der sozialen Erscheinungen. Wie die systematische, so ist auch die ethische Beurteilung eines sozialen Vorkommnisses etwas von der genetischen Erklärung seines Werdens grundsätzlich Verschiedenes. Der soziale Endzweck aber kann, wenn anders er Allgemeingiltigkeit erstrebt, kein empirisch bedingtes Sonderziel, er muß ein formaler Gedanke sein, der in unbedingter Einheit über allen Einzelzwecken richtend und leitend steht; von Stammler formuliert als die Gemeinschaft freiwollender Menschen, „in der ein jeder die objektiv (d. h. sittlich) berechtigten Zwecke des Andern zu den seinigen macht" (S. 575).

Dieselben methodischen Grundgedanken, von denen wir Stammlers sozialphilosophische Unterfuchung beherrscht sahen, vertritt in seinem ersten Teile auch das kürzlich erschienene bedeutende Werk Paul Natorps (in Marburg): Sozialpädagogik (Stuttgart, Frommann 1899). Nur daß das, was Stammler in breiter Ausführung darlegt, bei Natorp in knappster Zusammenfassung erscheint und blos die Einleitung zu seinem Hauptthema bildet, das bei dem Zwecke des Stammlerschen Buches ausgeschlossen, bei Cohen nur eben angedeutet war: Der Begründung einer ganz neuen Wissenschaft, die von den „sozialen Bedingungen der Bildung und den Bildungsbedingungen des sozialen Lebens" handelt, einer auf Sozialethik ruhenden Sozialpädagogik, d. h. einer Volkserziehungslehre (Theorie der Willensbildung) auf der Grundlage der Gemeinschaft. Zwar bietet sowohl der methodische Aufbau der ‚erkenntniskritischen Grundlegung', als auch die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Grundbegriffe für den Philosophen von Fach das größte Interesse (eine Würdigung derselben aus unserer Feder wird demnächst in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" erscheinen). Für unseren jetzigen Zweck genügt indessen nach dem bisher Gesagten, daß auch hier die zentralen Grundgedanken der Kantischen Erkenntniskritik und Ethik, in der ihnen gerade von Natorp vorzugsweise gegebenen Zuspitzung auf das Gesetz der Einheit, die maßgebenden sind. Kants formales Sittengesetz bedeutet unbedingt einheitliche Ordnung

Digitized by Google

der Zwecke nach dem Maßstabe und unter der Herrschaft der Vernunft.

Das spezifisch Neue, was Natorps Buch abgesehen von den und hier nicht näher angehenden systematischen Ableitungen bringt, ist zunächst ein, wie überhaupt das ganze Buch, an praktischen sittlichen Anregungen reiches System von vier „Grundtugenden“: der Wahrheit, der sittlichen Thatkraft, der Reinheit oder des rechten Maßes und der Gerechtigkeit. Diese werden dann später von dem individuellen auf das sozialethische Gebiet übertragen. Denn der Mensch wird zum Menschen nur durch menschliche Gemeinschaft; Erhebung zum Gemeinschaftsgedanken bedeutet nicht, wie Nietzsche meint, Unterdrückung, sondern gerade Erhöhung und Erweiterung des eigenen Selbst. Die Bewährtigkeit des Einzelnen wird nun zur Herrschaft der vernünftigen Einsicht im öffentlichen Leben, die Thatkraft zum Einstehen für Recht und Gesetzlichkeit, das rechte Maß zur harmonischen Ordnung von Arbeit und Genuß überhaupt, die soziale Gerechtigkeit endlich verlangt, daß jeder Mensch seinen rechtmäßigen Anteil an Bildung, Regierung und — Arbeit habe! Das sozialpädagogische Ideal aber heißt: allseitige Entfaltung des Menschentums in menschlicher Gemeinschaft.

Was wir nun zu thun haben, um zu diesem Endziel zu gelangen, lehrt uns die „soziale Pädagogik“ als „Organisation und Methode der Willenserziehung.“ Als Organisation in Familie, Schule und Leben, als Methode durch Uebung und Lehre in geregelten Erziehungsgange unter harmonischer Ausbildung des wissenschaftlichen Verstandes, der ästhetischen Phantasie und des religiösen Gefühls. Es ist unmöglich, in wenigen Zeilen einen Begriff von der Fülle tiefer Gedanken und praktischer Anregungen zu geben, welche diese einhundertundfünfzig Seiten (nicht ganz die Hälfte des Buches) in sich bergen. Sei es, daß er die Haus-, Schul- und freie Selbsterziehung der Erwachsenen behandelt oder die verschiedenen Altersstufen in ihrer Eigenart (die zarte Kindesseele, den trutzigen Knabensinn, das begeisterte Jünglingsgemüt) schildert, sei es, daß er die zentralen Organisationsfragen der Volkserziehung von großen sozialen Gesichtspunkten aus erörtert oder rein pädagogische Themata (Lehre, Uebung, Strafmittel, Autorität, die Methode des Geschichts-, das Problem des „erziehenden“ Unterrichts) bespricht, daß er von der engen Gemeinschaft des Lehrenden und Lernenden oder der großen sozialen Gemeinschaft der Volksgenossen redet, daß er das grundlegende Verhältnis der Ethik zur Religion beleuchtet oder den Anteil prüft, der den verschiedenen Unterrichtsfächern, je nach ihrem Beitrag zur Verstandes-, Gemüts- und Gefühlsbildung, an der Erziehung des Willens gebührt: überall zeigt sich der die Dinge an der Wurzel fassende scharfsinnige Philosoph, der gründliche Sachkenner, der feine Psychologe, der die Zeichen der Zeit wie die ewigen Bedürfnisse der Menschheit verstehende soziale Ethiker, der in seinem knappen und zuerst kalt scheinenden Stile jede Phrase — bis zur Herbheit — verschmäht und doch seine ganze Persönlichkeit giebt. Auf einzelne Kapitel, die sich besonders zur ethischen Diskussion eignen, in gesonderter Behandlung zurückzukommen, behalten wir uns vor.

Von dem Geiste Kants zeugt endlich auch Franz Staudingers soeben erschienene Schrift: Ethik und Politik (62 S. Berlin, Dümmler, 1899). Wenngleich sein Anschluß an Kant ein nicht so ausgesprochener und unmittelbarer ist, wie bei den drei vorigen, so bekennt doch auch er, ähnlich wie Woltmann (vergl. Jahrgang 1898, Nr. 23 und 24): „Die analytische Begründung der Ethik durch Kant, wie sie durch Cohen, Natorp, Stammler u. a. weiterentwickelt worden ist, bildet die notwendige Ergänzung zu der vorwiegend historisch-kausalen Begründung (sc. des sozialistischen Grundgedankens) der Marx-Engelsschen Schule“ (Vorwort S. IV). Der erste Teil der jedem Ethiker höchst empfehlenswerten Schrift behandelt die theoretischen Grundlagen der Sozialethik, der zweite wendet sie auf die heutige Gesellschaft an.

Ganz im Sinne der uns nun bekannten Kantischen, wenn man will, neukantischen Methode legt auch Staudinger den verschiedenen Sinn von kausaler und Zweckbetrachtung dar, nur — der Absicht seiner Schrift gemäß — noch populärer und durch zahlreiche Beispiele aus allen Gebieten illustriert. Wie ‚richtig (wahr)‘ und ‚falsch‘, so haben auch ‚gut‘ und ‚schlecht‘ nichts mit kausalem Werden zu thun. Und nicht auf den Inhalt, sondern auf die Einheitlichkeit alles Erkennens kommt es der echten Wissenschaft, auf die des Thuns der in unserem Sinne begründeten Ethik an. „Wahr ist nur dann ein Satz, wenn er sich eindeutig in den Zusammenhang aller Erkenntnisse einfügen läßt“ (17), das entspricht genau Kants ‚formaler Einheit der Erfahrung‘. Und gut ist eine Handlung (ein Wille), sofern sie (er) sich einheitlich in den Zusammenhang alles Lebens (39), aller Zwecke einfügt; das ist Kants formales Sittengesetz. „Das Prinzip der wahren Moral ist also das Prinzip der Einheit menschlichen Denkens, Wollens und Handelns, unter gleichberechtigten Menschen“ (39). Es ist zugleich dasselbe Prinzip, das dem Christentum als Idee des Reiches Gottes (Kants „Religion innerhalb“ ꝛc.) zu Grunde liegt, nur „aus den Nebeln des Jenseits zu einer treibenden Kraft in dem Leben der Menschheit erhoben“. In diesem Sinne ist jene Einheit, nach der unser ganzes Wesen sich sehnt, „für uns wirklich Gott“ (43), weil das Gute, das „Unbedingte“ (Natorp), als oberster Richtpunkt unseres Denkens und Handelns. Das sittliche, oder sagen wir bestimmter, das sozialethische Ideal aber ist „die durch freie, gleichberechtigte Menschen zu schaffende Einheit des praktischen Gemeinschaftslebens in Erkenntnis, Zweckordnung und Wille“ (66 f.).

Aus ihm entspringt alle Gemeinschaftsethik. Dem gegenüber ist der Quell aller Gewaltethik die Verdunkelung dieses Einheitsstrebens, die das Mittel über den Zweck stellt: als fanatischer Sektengeist, als dogmatische Unterdrückungssucht, als nackte Interessenpolitik oder gar als „fatanische“ Lüge und Heuchelei. Die vernunftmäßige Fortbildung der gegebenen, historisch gewordenen Ordnung jenem sozialethischen Endziele zu ist die Aufgabe (ethischer) Politik; ihre Mittel: Erkenntnis und Organisation (80).

Mit dem praktisch interessantesten Teil von Staudingers Schrift, der nun folgenden ‚Anwendung‘ seiner Prinzipien ‚auf die heutige Gesellschaft‘, können wir uns, so sehr wir uns gerade an ihm erfreut, gestählt und erhoben haben, im Rahmen dieses Aufsatzes nicht mehr beschäftigen. Denn Themata wie: Die persönlichen Herrschaftsformen und die unpersönliche Herrschaft des Kapitals, das Profitsystem und die Möglichkeit seiner Aufhebung, oder die Kritik der der Gemeinschaftsethik widerstrebenden und der zu ihr hinstrebenden Richtungen des öffentlichen Lebens — zu den letzteren rechnet Staudinger außer der ausführlicher behandelten Sozialdemokratie auch die Nationalsozialen, die Bodenreformer und die Gesellschaft für ethische Kultur —, können nicht durch ein paar Sätze gewürdigt werden, sondern verdienen eine eingehendere Besprechung. Eine solche aber würde uns doch etwas gar zu weit von unserem Thema und Ausgangspunkte: Zurück auf Kant! abführen.

Der Leser weiß jetzt, was wir unter diesem Motto — nicht als Schlagwort, sondern als ernste Mahnung gedacht — verstehen. Es bedeutet in Wahrheit kein „Zurück“, sondern ein mächtiges „Vorwärts!“ auf der Bahn einheitlicher Erfassung des sozialen Geschehens und des sozialethischen Ziels. Daß auch der Marxismus zu dieser Erkenntnis kommen kann und wird, sobald er einsieht, daß es mit der bloßen Erforschung des kausalen Werdens nicht gethan ist, und daß andererseits die Gesetze der Zweckbildung, wenn sie kein leeres Schema bleiben wollen, sich mit dem Inhalte erfüllen müssen, den die Naturgesetze des sozialen Lebens ihr

Digitized by Google

darbieten, führt Standinger am Schlusse seiner Abhandlung aus (S 159). Und auch darin hat er Recht, daß der Nachweis dieses inneren Zusammenhanges in seinen praktischen Konsequenzen keine bloße „Doktorfrage", sondern eine Frage von eminentester praktischer Bedeutung ist. Denn von ihrer Lösung hängt es ab, ob der sittliche Befreiungskampf der Menschheit nochmals in den alten Formen verwüsteten Kampfes um die Beherrschung oder in der Rüstung und mit den Waffen der neuen wissenschaftlich-sittlichen Weltanschauung ausgefochten werden soll (160). Auch wir hoffen, daß der Gedanke der Gemeinschaftsethik durch seine innere Kraft und Wahrheit schließlich alle heute noch mächtig sich ihm entgegentürmenden Schwierigkeiten und Hindernisse besiegen wird, damit jenes schon von Kant bezeichnete und ersehnte Endziel dermaleinst zur Wahrheit werden könne: eine Gemeinschaft freier Menschen.

Ein Interview mit einem englischen Arbeiterführer.

Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).

Ende Mai dieses Jahres traf ich in London mit William Sanders zusammen, einem der begabtesten und charaktervollsten Arbeiterführer in London. Er hat in Battersea (Südwestlondon) zehn Jahre lang mit John Burns zusammen gearbeitet, um den Interessen der Arbeiter eine wirksame Vertretung in der städtischen Selbstverwaltung zu sichern. Das Werk der beiden Männer wurde mit Erfolg gekrönt. Der Arbeiter in Battersea bis hinab auf den Straßenfeger hat heute einen auskömmlichen Lohn. Die Arbeiterschaft hat einen entscheidenden Einfluß auf die Stadtverwaltung und sie wählte John Burns ins Unterhaus — als einzigen Arbeitervertreter im englischen Parlament. Uns so unbegreiflicher mußte es erscheinen, daß William Sanders vor etwa einem Jahre in die ethische Bewegung übertrat, um dieser seine ganze Zeit und Kraft zu widmen. Seine Mitkämpfer, bei denen der energische und wirkungsvolle Agitator in höchstem Ansehen stand, schüttelten die Köpfe und meinten: „Der Nächste, der übertritt, wird John Burns selber sein."

Ich fragte Mr. Sanders nach den Gründen seines Uebertritts, worauf er mir ungefähr Folgendes antwortete:

„Ich kam in Ihre Bewegung, weil es mir von Tag zu Tag klarer wurde, daß die Arbeiterschaft mit ihrer steigenden Macht so schweren sittlichen Versuchungen ausgesetzt ist und so gewaltigen politischen Aufgaben gegenübertritt, daß sich der bloße Appell an das Klassenbewußtsein oder an den materiellen Nutzen als absolut unzureichende Basis einer wirklich führenden Agitation erweist. Was die Arbeiterbewegung heute vor allem braucht, das sind nicht neue Programme oder sogenannte praktische Maßnahmen. Wir Engländer haben genug „Praktisches" gehabt — was wir brauchen, ist eine neue geistige Macht, ein neues Motiv, das die Massen in der Tiefe erregt, ihre besten Gefühle belebt, ihre Hingebung unmittelbarer mit der Sehnsucht nach einem reineren und edleren Leben verknüpft — statt das Ethische zu „vertagen" und durch den bloßen Kampf um die Macht innerlich zu veröden.

„Die Kirche kann uns diesen neuen Idealismus nicht geben. Man glaubt draußen oft ganz irrig, daß die Kirche hier zu Lande noch einen starken Einfluß im Volke habe. Für die industrielle Arbeiterklasse trifft das absolut nicht zu. Auch sind alle sittlichen Bewegungen in den Massen hier unabhängig von der Kirche entstanden, z. B. die Temperenzbewegung. Die Kirche bemächtigte sich erst später dieser Bewegung, als sie ihre Stärke bemerkte.

„Aber auch die Freidenker können uns nicht befriedigen. Der Arbeiter braucht für sein mühsames Werk eine Inspiration, eine erhebende Aussicht, eine aufbauende Kraft. Die bloße Zersetzung der Tradition kann unmöglich die Grundlage seiner moralischen Existenz und seiner sozialen Organisation sein.

„So kommen wir zur Ethik, zu einer weltlichen Offenbarung des höheren Lebens. Eine neue Gläubigkeit brauchen wir, die in Einklang mit unserm geistigen Klarwerden steht und mir beseelende Kraft gerade aus dem wachsenden Eindringen in die Thatsachen und Verantwortlichkeiten unseres menschlichen Daseins gewinnt."

Ich fragte im weiteren Mr. Sanders, welche besonderen Erfahrungen seiner politischen und agitatorischen Thätigkeit ihn zu den oben entwickelten Ueberzeugungen geführt hätten. Er schilderte die große industrielle Krisis, die Ende der achtziger Jahre über England hereinbrach und fuhr dann fort:

„Damals glaubten Burns und ich, daß die Gegensätze zwischen Arm und Reich immer klaffender würden und daß das Kommen des sozialistischen Reiches nahe sei. Wir nahmen uns vor, die neue Gesellschaft durch Sozialisierung der Stadtverwaltungen einzuleiten und vorzubereiten. Heute sehen wir, wie sich aus der Mitte der industriellen Arbeiterschaft selbst ein neuer Mittelstand erhebt und daß es gänzlich verkehrt wäre, die Hoffnung auf eine große Umgestaltung der Gesellschaftsordnung zu bauen auf die Hungerinstinkte einer verelendeten Masse. Vor einiger Zeit hat die Gewerkschaft der Kesselarbeiter ihr Vermögen in Höhe von 400 000 Mark in den Aktien eines großen Eisenwerkes angelegt, das notorisch seine Angestellten ausbeutet. Das hat uns sehr zu denken gegeben. Ein ganz neues Problem sehen wir aus der neuesten ökonomischen Entwicklung auftauchen: Wie können wir den gebildeten, bessergestellten Arbeiterstand selbst vor dem Versinken in Gewinnsucht und Gleichgiltigkeit bewahren und alle seine moralischen und ökonomischen Kräfte für das große Werk der Organisation gewinnen? Wenn Hunger und Erbitterung als Bundesgenossen der sozialen Reform nicht mehr ausreichen, welche neuen Motive können wir wirksam mach.n, um die Massen zu begeistern und ihre Ziele rein zu erhalten?

„Dazu kam eine andere Beobachtung, die uns ganz besonders stutzig machte und uns gezeigt hat, daß das Problem der Demokratie unendlich viel schwieriger und verwickelter ist, als wir es uns zuerst vorgestellt haben. Sie wissen, daß es der Stolz Englands ist, daß in unsere Verwaltung und Politik noch nicht jene Korruption der amerikanischen Politiker eingedrungen ist, wie sie z B in dem Demokraten Mr. Croker verkörpert ist, der es ganz naiv als das selbstverständliche Recht der machthabenden Partei bezeichnet, ihren politischen Einfluß zu persönlicher Bereicherung auszunutzen. Zu unserem Schrecken haben wir jedoch in letzter Zeit, zu nächst auf unserm Beobachtungsfelde Battersea, sehen müssen, wie in der sich entwickelnden Regierungsgewalt der Massen die ersten Anfänge demokratischer Korruption sichtbar werden: Die städtischen Angestellten suchten ihren Einfluß als Wähler dazu auszunutzen, um für sich aus dem Säckel der Gesamtheit höhere Löhne herauszuschlagen, als von den Gewerkvereinen der betreffenden Branchen festgesetzt sind. Die Folge davon wäre gewesen, daß sämtliche Steuerzahler des Bezirkes mehr belastet worden wären, um diesen Extralohn zu bestreiten. Es ist nun, ein Glück, daß zur Zeit ein so charaktervoller und ehrenhafter Mann wie John Burns in Battersea lebt, der mit größter moralischer Energie allen solchen Versuchen entgegentritt, politische Macht und politische Konnexionen zu Extra-Vorteilen anzunutzen — aber was soll werden, wenn einmal John Burns nicht mehr da ist? Wie soll dann die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten frei gehalten werden von jener verderblichen Versuchung? Stellen wir uns einmal vor, daß immer weitere Unternehmungen in Gemeindebetrieb übergeführt werden und daß dann die betreffenden Arbeitergruppen ihre politische Macht ausbeuten, um vor allem ihre Bezahlung zu erhöhen. Welche Perspektive

Digitized by Google

von Korruption eröffnet sich uns da! Nein — eine Demokratie ist nur möglich auf ethischer Grundlage, und wer es ehrlich mit dem Arbeiter meint und sich nicht selbst etwas vormacht, der muß seine ganze Kraft darauf konzentrieren, heute ethisch erziehend auf die Massen zu wirken und alle ihre politischen und sozialen Bestrebungen aus reineren Quellen zu speisen, als es der bloße Kampf um die Macht ist. Dazu genügt es nicht, daß irgendwo im sozialistischen Programm die Befreiung der ganzen Menschheit als letztes Ziel erwähnt wird — sondern wir haben das innerste Leben des Einzelnen in Angriff zu nehmen, von Jugend an, und das Reich, das da kommen soll, in den Tiefen des persönlichen Charakters zu begründen. Die wachsende Erkenntnis dieser Aufgabe war es, die mich Schritt für Schritt in die ethische Bewegung gedrängt und in mir die Ueberzeugung gereift hat, daß die Arbeiterbewegung trotz aller Prophezeihungen eine verlorene Sache ist, wenn es nicht gelingt, sie im gründlichsten Sinne zu einer ethischen Bewegung zu machen."

Wir möchten diesen Ausführungen nur noch eine Bemerkung anfügen: Der ethischen Bewegung wird heute vielfach der Vorwurf gemacht, daß sie nicht „praktisch" sei. Es giebt eine Menge Leute, die ihre Hingebung und ihre finanziellen Opfer nur solchen Bestrebungen widmen mögen, die unmittelbar irgend etwas Konkretes in die Welt stellen: Bibliotheken, Lesehallen, Volksküchen, Kinderkrippen ꝛc. Sie sehen nicht, daß schon diese Institutionen nur ermöglicht werden durch solche Personen, die zufällig durch Erziehung oder andere Einflüsse dazu inspiriert sind und daß noch ganz andere Monumente der Opferwilligkeit und Fürsorge erbaut werden könnten, wenn der ernste Wille und das Verantwortlichkeitsgefühl in weiteren Kreisen erregt werden, wenn Vorurteile beseitigt und Engherzigkeiten aufgelöst werden könnten, die heute viele an sich wertvolle und wohlgesinnte Menschen gebunden halten. Das alles ist geistige und pädagogische Einwirkung und nicht unmittelbar „praktisch" — wohl aber die psychologische Voraussetzung jeder wirklich durchgreifenden Praxis. Im Anfang steht nicht die That, sondern die Inspiration. Was würden wir wohl von einem Menschen sagen, der geringschätzig von der elektrischen Wissenschaft spräche und auf ein Tram hinwiese mit dem Ausrufe: „Das ist doch endlich einmal etwas Praktisches und Konkretes." Aber so gut wie der elektrische Wagen eine Stätte braucht, an der elektrische Kraft erzeugt wird und Denker, welche die Gesetze dieser Kraftverzeugung studieren — so braucht die Philanthropie, die soziale Reform und die Organisation ihre Inspiratoren und ihre geistige Vorbereitung und Vertiefung, und das um so mehr, je verwickelter die Probleme werden und je verwirrender sich die Interessen kreuzen. Das ist es, was jener englische Arbeiterführer gerade aus der jahrelangen Berührung mit dem realen Leben gelernt hat. Der Engländer ist zu praktisch, um aus abstraktem Fanatismus für das Konkrete die geistigen Lebensquellen aus dem Auge zu verlieren, aus denen alles menschliche Wirken gespeist wird.

Die Aufgabe des Staates hinsichtlich der Jugenderziehung.

Von Irma v. Troll-Borostyáni (Salzburg).

Es giebt wenig soziale Fragen, deren befriedigende Lösung das Interesse tief- und weitdenkender Geister so mächtig in Anspruch nehmen sollte, wie die nach den Grundlagen und Grenzen der Aufgabe des Staates in betreff der Jugenderziehung.

„Eine Frage?" wird vielleicht mancher verwundert einwenden. „Aber die Einführung der allgemeinen Schulpflicht, das Bestehen und die Neuerrichtung zahlreicher staatlicher Lehr- und Erziehungsanstalten beweisen doch die Erkenntnis der Verpflichtung, seitens der Regierungen für die Jugenderziehung Sorge zu tragen, und ihr Bemühen, dieser Verpflichtung gerecht zu werden."

Allerdings. Aber mit diesen Institutionen ist es nicht getan. Denn so lange es eine in geistiger und sittlicher Verwahrlosung aufwachsende Jugend giebt, ebensolange ist der Beweis erbracht, daß die Staaten der Aufgabe, welche die Gesellschaft ihnen zu stellen berechtigt ist, durch ihre Einrichtungen nicht entsprechen, ja, sich dieser Aufgabe vielleicht nicht einmal völlig bewußt geworden sind.

Sowie wir die Erben unserer Vorfahren sind, ebenso wirkt das Wissen und Können, das wir auf unsere Nachkommen übertragen, entscheidend auf den Entwicklungsprozeß der Menschheit. Die moralische und intellektuelle Befähigung der heranwachsenden Generationen, den großen Kulturaufgaben der Gesellschaft gerecht zu werden, ist für eine glückliche Lösung derselben von höchster Bedeutung, ja, man darf in berichtigender Umgestaltung des berüchtigten Wortes Ludwig des XIV. von Frankreich „L'état c'est moi" mit Recht sagen: L'état c'est la jeunesse.

Hieraus ergiebt sich die unbezweifelbare Verpflichtung des Staates, seine ganze Kraft für eine möglichst günstige Erziehung der Jugend einzusetzen, d. h. für Schaffung der bestmöglichen Bedingungen zur fortschrittlichen Weiterentwicklung der menschlichen Gesellschaft.

„Was sollen die Kinder lernen? — Was sie als Menschen zu thun haben," sagt Fourier sehr richtig. Wenn man aber Umschau hält unter den Scharen der heranwachsenden Knaben und Mädchen, wird man im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl nur eine kleine Minorität finden, die das lernt, was sie, zu fertigen Menschen herangereift, zu thun haben wird, zu thun haben soll.

Die Dreieinigkeit in der Erziehung, die moralische, intellektuelle und körperliche Erziehung, liegt für die breiten Volksmassen noch sehr im Argen. Der schlimmste Fehler der allgemein giltigen Erziehungsschablone ist die Vernachlässigung einer naturgemäßen harmonischen Entwicklung des ganzen, vollen Menschen, gepaart mit einem eine echte allgemeine Bildung ausschließenden oder doch erschwerenden, wüsten Durcheinander oberflächlicher Kenntnisse. Seit Rousseau weisen hervorragende Pädagogen, leider vergeblich, auf diese falsche Richtung hin und den über die Verbesserung der Staatsgesetze gemachten Ausspruch Buckle's*) möchte ich, auf die Erziehung angewendet, folgendermaßen übersetzen: „Tendenz und Richtung unserer modernen Erziehungsgesetze sei: die Dinge wieder in jenen natürlichen Lauf zurückzuleiten, aus welchem die Unwissenheit früherer Gesetzgebung sie verdrängt hat. Dies ist eines der großen Werke der Gegenwart, und wenn die Pädagogen es gut vollbringen, verdienen sie den Dank der Menschheit."

Der Grund, warum die bestehenden Einrichtungen zur Lösung der Erziehungsaufgabe sich als nicht ausreichend erweisen, ist nicht in der Mangelhaftigkeit des herrschenden Erziehungssystems allein zu suchen. Der Hauptgrund, warum in unsern modernen Staatsgebilden der Prozentsatz ihrer Glieder, welchen eine sie zu tüchtigen Menschen und Staatsbürgern heranbildende Erziehung zu Teil wird, noch ein so erschreckend geringer ist, liegt in dem sozialen Prinzip, die Aufgabe der Erziehung der Kinder bedingungslos ihren Erzeugern zu überlassen.

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß die günstigsten Prämissen für das moralische und physische Gedeihen eines Kindes nicht in den Verhältnissen eines glücklichen und wohlgeordneten Familienlebens gelegen seien, daß etwa die

*) The whole scope and tendency of modern legislation is to restore things to the natural channel, from which the ignorance of preceeding legislation has driven them. This is one of the great works of the present age; and if legislators do it well, they will deserve the gratitude of mankind. (History of civilisation of England. Leipzig, Brockhaus, 1865. I. vol, page 256.

Digitized by Google

Erziehung in öffentlichen Anstalten an und für sich und durchweg der in der Familie vorzuziehende sei. Nichts liegt mir ferner, als solches behaupten zu wollen.

Es ist aber eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß eine große Zahl von Kindern in sittlicher und geistiger Verwilderung aufwächst, weil deren Eltern infolge ihrer materiellen Notlage oder ihres eigenen sittlichen Tiefstandes — meistenteils infolge beider Ursachen zusammen — gänzlich unfähig sind, ihren Sprößlingen eine sittliche Aufzucht zu Teil werden zu lassen. Nicht nur für die Mehrzahl der unehelichen, auch für eine große Menge ehelich geborener Kinder vereinigen die häuslichen Verhältnisse, in denen sie aufwachsen, alle Bedingungen, um sie körperlich, geistig und moralisch zu verwahrlosen.

Die Depravation eines großen Teiles der heranwachsenden Geschlechter ist aber nicht nur eine Schmach, sondern auch ein Unglück für die Gesamtheit, indem jedes dieser in seiner Entwicklung sich selbst und dem Zufall überlassenen Kinder zu einem gefährlichen Gliede derselben heranwächst.

„Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein . . . ."

Ist der Verwahrloste zum Verbrecher geworden, so faßt ihn der Arm des Strafrechts, um ihn in ein Gefängnis zu stecken, aus dem er zumeist als ein noch böseres und gefährlicheres Individuum in die Freiheit zurücktritt, als er zu jener Stunde war, da sie ihm strafweise entzogen wurde.

Für jugendliche Verbrecher giebt es ja allerdings Korrektionsanstalten. Aber erstens entspricht deren Organisation ihrer Aufgabe nicht in vollem Maße, ferner ist die Strafmündigkeit, die den jugendlichen Verbrecher, anstatt einer Besserungsanstalt, dem Gefängnis zuführt, zu tief angesetzt, und schließlich — dies ist die Hauptsache — genügt es, um der sozialen Gefahr einer in sittlicher Verkommenheit heranwachsenden Jugend zu steuern, keineswegs, erst dann einzuschreiten, wenn die jugendlichen Personen sich bereits eines Verbrechens schuldig gemacht haben, sondern es ist erforderlich, dies schon dann zu thun, wenn sich sittliche Verwahrlosung erweisen läßt, oder die häuslichen Verhältnisse eine solche als unvermeidlich erkennen lassen.

„Wie es weniger schmerzhaft und billiger, weniger schwierig und zugleich des Erfolges sicherer ist," — sagt Eduard Livingstone — „in betreff körperlicher Uebel Präventivmittel statt Heilmittel anzuwenden, ebenso ist es auch hinsichtlich der sozialen Krankheiten ersprießlicher, zu bessern, um nicht strafen zu müssen, den Wüstling auf seiner Bahn aufzuhalten, bevor seine Laster ihn zu Verbrechen geführt haben, dem Dürftigen zu Hilfe zu kommen, bevor die Not aus ihm einen Dieb gemacht hat. Dieses System mag kostspielig und gewagt scheinen, in Wirklichkeit ist es aber weit ökonomischer und wirksamer als das beste Strafgesetz."

Die wichtigsten Interessen der Gesellschaft fordern es, daß das Material des künftigen Geschlechts nicht verwahrlost, sondern in günstigster Weise entwickelt und gebildet werde. Unser jeweiliger Zustand ist das notwendige Ergebnis der physischen, moralischen und intellektuellen Tugenden und Sünden unserer Vorfahren, deshalb die günstige Heranbildung der Jugend für die Gesellschaft von höchster Bedeutung. Daraus folgt aber die unumgängliche Verpflichtung des Staates, die Erziehung der Kinder nicht dem Zufall zu überlassen, sondern sie, wo es Not thut, selbst in die Hand zu nehmen.

Zu diesem Zwecke wären Erziehungsanstalten zu gründen für Aufnahme solcher Kinder, deren häusliche Verhältnisse erweisbarermaßen der für ihre gute Erziehung unerläßlichen Voraussetzungen entbehren, und in welchen sie erforderlichen Falles auch gegen den Willen der Eltern Aufnahme zu finden hätten.

Man befürchte nicht, daß durch Annahme dieses Prinzipes der Familienerziehung zu enge Schranken gezogen würden. Denn selbstverständlich müßten die Elternrechte gegenüber den Eingriffen der Behörde unter nötigen Kautelen gewahrt bleiben und dürfte, wie bereits betont, die staatliche Zwangserziehung nur in dem Falle die Familienerziehung ersetzen, wo bei letzterer die notwendigen Bedingungen, daß sie ihrer sittlichen Aufgabe zu entsprechen vermöge nicht vorhanden sind.

Von diesem Gesichtspunkte aus werden Familien- und Staatserziehung nicht einander prinzipiell gegenübergestellt, sondern jene findet in dieser ihre Ergänzung. Die Familie ist es, aus welcher der staatliche Organismus sich allmählich aufgebaut hat, und sie ist auch das Vorbild, wie er, soll er seiner sozial-ethischen Aufgabe voll und ganz entsprechen, auf seine Angehörigen wirken muß. Wenn man nun die staatliche Erziehung erforderlichen Falles an die Stelle der Familienerziehung treten läßt, so wird die letztere hierdurch nicht aufgehoben, sondern verbessert, indem nichts anderes geschieht, als daß in der großen Familie, als welche der Staat sich im höchsten und weitesten Sinne des Wortes zu betrachten hat, die Erziehungsaufgabe von den Schultern derjenigen, die ihr aus irgend welchen Gründen nicht gewachsen sind, genommen und geeigneteren Kräften übertragen wird. Nirgends so sehr als in der Annahme dieses Prinzipes tritt das Wort in Kraft: Alle für Einen, Einer für Alle, indem die Gesamtheit eintritt für die bestmögliche Entwickelung des Einzelnen, und in ihrem Schoße jeder Einzelne herangezogen wird für die bestmögliche Erfüllung seiner Pflichten gegen die Gesamtheit. Und so sehen wir in dem Gedanken der, wo es Not thut, einzusetzenden staatlichen Erziehung eine energische Bethätigung des Strebens nach dem höchsten und letzten Ziele aller menschlichen Kultur und edelster Entwickelung, nämlich der von allen beengenden Schranken kleinlicher, um das Wohl und Wehe des Anderen und die wichtigsten Allgemeininteressen sich nicht bekümmernden Ichsucht befreiten Humanität.

Nun könnte allerdings der Einwurf berechtigt scheinen, daß das anzustrebende Ziel nicht darin liege, die Erziehungsaufgabe von der Familie auf den Staat abzuwälzen, sondern vielmehr darin, durch eine radikale Umgestaltung der sozialökonomischen Verhältnisse die Ursache der aus der wirtschaftlichen Notlage und des zumeist aus derselben entspringenden sittlichen Tiefstandes der Eltern resultierenden Verwahrlosung ihrer Kinder hinwegzuräumen.

Gewiß ist es die sozial-wirtschaftliche Frage, an deren Lösung wir in erster Linie arbeiten müssen. Denn es steht außer Zweifel, daß in der zwischen den Besitzenden und Besitzlosen aufgerissenen ungeheueren Kluft, in der — nicht in einem unabänderlichen Naturgesetz, sondern in der falschen wirtschaftlichen Ordnung begründeten — wachsenden Armut der Volksmillionen neben dem schnell zunehmenden Reichtum einer kleinen Minderzahl das Hauptbemmnis einer gesunden Kulturentwicklung der Gesellschaft zu suchen ist, und daß ein Fortbestehen unserer heutigen die Klassenunterschiede und den Klassenhaß immer mehr auf die Spitze treibenden ökonomischen Zustände zu einer furchtbaren, die menschliche Gesellschaft mit einem Rückfall in Barbarei bedrohenden Weltrevolution führen würde.

Aber möge eine von allen Wissenden und Denkenden als unerläßlich erkannte Umgestaltung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse auf welchem Wege immer gesucht und erzielt werden: so wird und muß das Riesenwerk einer befriedigenden, weil gerechten, sozial-ökonomischen Reform — soll es ohne heftigste und daher tiefschädigende Erschütterungen des sozialen Organismus gethan werden — zu seiner Durchführung einer geraumen Zeit bedürfen.

Die Lösung der Erziehungsfrage ist aber eine zu dringende, um es zu gestatten, daß sie an die Lösung jener großen sozial-wirtschaftlichen Frage geknüpft und abgewartet

Digitized by Google

werden dürfte, bis die Entwirrung der letzteren auch die erstere naturgemäß und successive lösen werde.

Gerade vom Gesichtspunkte der unumgänglichen Notwendigkeit eines anzubahnenden Neubaus der volkswirtschaftlichen Verhältnisse und im Interesse der Möglichkeit, eine soziale Reform auf friedlichem Wege herbeizuführen, muß die soziale Verpflichtung, für die Jugenderziehung in vollem Maße Sorge zu tragen, energisch ins Auge gefaßt werden. Denn die Vernachlässigung der Erziehungsaufgabe von Seiten des Staates läßt, proportional mit der Massenverarmung, eine von Generation zu Generation sich stetig mehrende Zahl verwahrloster Individuen aufwachsen, die eine steigende Bedrohung der menschlichen Gemeinschaft bilden und jede friedliche Reformarbeit vereiteln.

Nun wird man zweifelsohne, wenn selbst die theoretische Berechtigung des in Rede stehenden Postulats zugegeben, doch auf die Unmöglichkeit seiner Realisierung hinweisen, mit der Begründung, daß die Staaten die zu seiner Durchführung erforderlichen Geldmittel nicht aufzubieten vermöchten.

Allerdings läßt sich eine gemäß den hier markierten Richtungslinien vorzunehmende radikale Lösung der staatlichen Erziehungsaufgabe mit einer aus dem Staatshaushalte für Volksbildung entfallende Quote, wie sie unsere Kulturländer gegenwärtiger Zeit für diesen Zweck aufwenden, nicht bestreiten.

Eine der letzten Nummern des „Volkserziehers" veröffentlichte hierüber folgende Daten:

Es wurden, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, in den nachgenannten Staaten verwendet für

	öffentlichen Unterricht	militärische Zwecke
Schweiz . . .	7 Franks 50 Cent.	4 Franks 40 Cent.
Frankreich . .	3 „ 65 „	20 „ 80 „
Deutschland . .	2 „ 40 „	12 „ 45 „
England . . .	2 „ 75 „	19 „ 25 „
Italien . . .	1 „ 85 „	8 „ — „
Oesterreich . .	1 „ 75 „	7 „ 05 „
Rußland . . .	— „ 15 „	10 „ 25 „

Solche Zahlen sprechen Bände.

Zwischen der Schweiz, deren Ausgaben für Volksbildung nahezu das Doppelte der für militärische Zwecke beträgt, und Rußland, wo die Ausgaben für das Heer achtzigmal soviel betragen als die für den Unterricht, stehen Oesterreich, dessen Opfer auf dem Altar des Militarismus das vierfache, Deutschland und Italien, wo sie das fünffache, Frankreich das sechsfache und England das siebenfache der für Volkserziehung aufgewendeten Ausgaben betragen.

Da kann es freilich nicht Wunder nehmen, wenn die geistige und sittliche Verwahrlosung der Jugend und die Zahl von Vergehungen und Verbrechen aller Art in so erschreckendem Maße zunimmt.

Die Staatsregierungen müssen Wandel schaffen. Es ist eine verhängnisschwere Verkennung der wichtigsten Volksinteressen, den Blick nur auf die etwa von äußeren Feinden drohenden Gefahren gerichtet, für den „bewaffneten Frieden" Unsummen zu opfern, und blind zu bleiben für die die Segnungen der Zivilisation bedrohenden, weit wesentlicheren Gefahren, die im Schoße der Völker selbst, in ihren der sittlichen Verwilderung preisgegebenen Massen, durch die Nichterfüllung der volkserzieblichen Staatsaufgabe keimen und quellen. Und es ist unbedingte Pflicht der Volksvertretungen, die Lösung des Volkserziehungsproblems energisch in Angriff zu nehmen.

Aber nicht allein des Staates Aufgabe ist es, die abgrundtief klaffenden Lücken der Volkserziehung durch geeignete Maßnahmen auszufüllen. Auch jedem Einzelnen als Glied der Gesellschaft, deren bedeutendste kulturellen Interessen an die Bewältigung dieser Aufgabe geknüpft sind, muß es als Pflicht zugesprochen werden, nach Maßgabe seines geistigen und materiellen Vermögens, an deren ersprießlichen Lösung mitzuarbeiten.

Manches ist ja auf diesem Gebiete schon geschehen. Die Zugänglichmachung von Museen, Büchereien, zoologischen und botanischen Gärten, Theatern und Konzerten für die Volksmassen wirken gewiß ihr Gutes. Doch ist es mit all dem nicht gethan. Der Hebel muß vor allem an die intellektuelle und moralische Hebung der sittlich verkommenden Jugend angesetzt werden, zu welchem Behufe die — weil vorläufig auf ausreichende Staatshilfe nicht zu rechnen ist — aus Privatmitteln zahlungskräftiger Volksfreunde in Angriff zu nehmende Errichtung zahlreicher, mit tüchtigen pädagogischen Kräften zu besetzender Erziehungsanstalten für Kinder, deren häusliche Verhältnisse eine gute Erziehung unmöglich machen, und Besserungsanstalten für verwahrloste jugendliche Personen notthut.

In Amerika werden alljährlich von reichen Leuten gewaltige Summen gespendet für volkserzieblichе Institutionen. Wie verschwindend gering sind dagegen die in den europäischen Staaten für diese Zwecke dargebrachten Gaben! Und doch giebt es auch hier unter den Besitzenden eine namhafte Zahl von Menschen, in deren Seelen der Funke der Begeisterung für das ideale Ziel des Volkswohles glüht und die für gemeinnützige Veranstaltungen bereitwilligst Opfer bringen. Sollte es da nicht möglich sein, diese Elemente zur Schaffung solcher in Rede stehender Erziehungs- bezw. Besserungsanstalten zu sammeln? Was ein Einzelner nicht vermag, vermöchten Gesellschaften, die sich behufs Unternehmungen für erzieblіche Zwecke organisieren würden. Und wahrlich, es wäre des Schweißes der Edelsten wert, ihre Kräfte einzusetzen für das große, das heilige Werk: die unglücklichsten und elendesten ihrer Mitmenschen — die in ihren moralischen und gesellschaftlichen Untergang bedingende Verhältnisse hineingeborenen Kinder — dem Verderben zu entreißen.

Streiflichter.

Jüdischer Religionsunterricht mit staatlicher Unterstützung. Als im Juni des letzten Jahres der Verbandstag des Deutschen Rabbinerverbandes nach obligatorischem Religionsunterricht in den Schulen rief, bedauerten wir (vgl. VI. Jahrg. S. 190) trotz des formalen Rechts auf paritätische Behandlung, das jede Religionsgemeinschaft besitzt, diese Stellungnahme, weil darin ein Entgegenkommen gegen die Konfessionalisierung der Schulen liege. Die Hand, die sich ihm dort entgegenstreckte, hat der preußische Kultusminister natürlich nicht gesgögert, zu ergreifen. Er stellt in einer eben erlassenen Verfügung solchen Schulverbänden, welche freiwillig an Stelle der leistungsfähigen Synagogengemeinden für die ihnen überwiesenen jüdischen Kinder besonderen jüdischen Religionsunterricht einrichten wollen, Beihilfe aus staatlichen Mitteln zur Verfügung.

Wir begreifen es nicht, wie eine Religionsgemeinschaft, angesichts der so offen vorliegenden Schädigungen, die jedes staatliche Eingreifen in ihre Sphäre mit Notwendigkeit zeitigt, für eine, wahrscheinlich noch recht dürftige, Subventionierung ihr Selbstbestimmungsrecht aus der Hand geben kann. Und wenn wir nicht wüßten, daß die Orthodoxie gleichviel ob jüdisch, protestantisch oder katholisch, gleich blind ist gegen die Gefahren konfessioneller Bindung von Kinderseelen, so würden wir uns auch wundern, daß gerade von jüdischer Seite aus — wahrscheinlich zur Freude aller Antisemiten — die Scheidung der Kinder nach Bekenntnissen in die Schule getragen wird. Hoffentlich geht es dem Rabbinerverband nicht wie dem Goetheschen Zauberlehrling. —

* * *

Kein Reichswohnungsgesetz? Wegen Erlasses eines Reichswohnungsgesetzes hatten der deutsche Verein „Arbeiterheim" zu Bielefeld

Digitized by Google

und der Gesamtvorstand der evangelischen Arbeitervereine zu M.-Gladbach beim Reichstage petitioniert. Die Petitionskommission war über diese Petition zur Tagesordnung übergegangen. Der Regierungskommissar hatte, nach der „Post", die Erklärung abgegeben, die Reichsregierung sei durchdrungen von der hohen Bedeutung, welche eine Besserung der Wohnungsverhältnisse der unbemittelten und der arbeitenden Volksklassen für die soziale Wohlfahrt und soziale Ethik besitzt. Unlängst seien weitere wichtige Aufgaben auf diesem Gebiete durch die Gesetzgebung und die Verwaltung zu lösen. Zu bezweifeln sei es aber, daß gerade das Reich hier zum Eingreifen berufen sei und nicht vielmehr den Bundesstaaten die erforderlichen Maßnahmen zu überlassen seien. Dies gelte sowohl von der Wohnungsaufsicht, als auch von der Wohnungsfürsorge. Das Bedürfnis nach Herstellung billiger und gesunder kleiner Wohnungen und nach öffentlicher, insbesondere auch finanzieller Unterstützung der darauf gerichteten Bestrebungen sei örtlich in hohem Grade verschieden und daher nur durch Landesbehörden sachgemäß zu beurteilen. Wenn aber die Entscheidung darüber, ob und wie weit die positive Wohnungsfürsorge durch behördliche Thätigkeit und Gewährung öffentlicher Mittel oder öffentlichen Kredits zu unterstützen sei, in den Händen von Landesbehörden zu belassen sei, so werde auch die Gewährung von Staatsmitteln oder von öffentlichem Kredit Sache der Einzelstaaten bleiben müssen.

Es ist nicht erschöpfend, schreibt die Volkszeitung, warum das Reich nicht zuständig sein soll für ein Reichswohnungsgesetz, das dringend notwendig ist, namentlich auch im Hinblick auf die bekannten elenden Arbeiterwohnungs-Verhältnisse. In Preußen wird es voraussichtlich niemals zu einem Landesgesetz dieser Art kommen. Dazu haben die Junker einen zu großen Einfluß auf die Entschließungen der Parlamente.

Sprechsaal.

Das Züchtigungsrecht in der Schule. Die feindige Begrüßung der neuen Züchtigungsverordnung in Preußen von Seiten dieses Blattes veranlaßt mich, zu dieser pädagogischen Reform doch einige Bedenken zu erheben. Es soll diese Verfügung zum Teil als ein Fortschritt im preußischen Erziehungswesen hochaus nicht bestritten werden. In Hessen existiert schon eine ähnliche Bestimmung seit 1876, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß dieselbe den Lehrer nicht zum Prügelmeister auf Kommando degradiert, wie mir dies bei der preußischen Verordnung der Fall zu sein scheint. Abgesehen davon, daß die Strafe ihren Zweck eher erreicht, wenn sie unmittelbar folgt, den Übergriffen doch diese Verfügung des Herrn Bosse immerhin ein Kompromiß mit der Geistlichkeit, unter deren Einfluß die Schule in Preußen nun völlig steht. Dies berührt uns so peinlicher, da doch der Lehrerstand eine von der Kirche unabhängige Stellung, eine reine Staatssache, war. Diesterweg sagt einmal in seinen „Rheinischen Blättern": „Hinausschieben können die Geistlichen die Selbständigkeit der Schule, aber ganz verhindern nun und nimmermehr. Was im Entwicklungsgang der Dinge liegt, kann keine Macht der Erde für immer vernichten, wenn die Zeit erfüllt ist, so geschieht es. Mag sich, wer da will, den Feinden gelingt den Hyß zu verbrennen, es wird doch der Luther nicht ausbleiben, und das große Werk der Befreiung der Schule von unwürdigen Bevormundungen wird ihm gelingen." Wenn aber das preußische Kultusministerium festhält, die Schule der Geistlichkeit vollständig zu submittieren, statt an ihrer Befreiung mitzuarbeiten, so heißt das die geistige Entwicklung der Schule und des Volkes hemmen. — Prinzipiell ist es ja sehr wünschenswert, daß körperliche Züchtigungen nur in den äußersten Fällen zur Anwendung gelangen, „allein man kann nicht als ein Symptom moderner Geisteepidemie zum Vorschein kommen, als eine Schneidigkeit, Kraftandeutung, Gegnerschaft gegen den „Humanitätsdusel", als Überglauben an die heilende Macht der Gewalt", wie dies in Nr. 17 der Ethischen Kultur zum Ausdruck gebracht wurde, sondern die Körperstrafen müssen in möglichst humaner Weise zur Anwendung kommen; geht ein Erzieher über die Grenzen hinaus, so muß dies mit Recht scharf geahndet werden. Wenn man aber meint, „unsere barulenen Erzieher lebten noch zu wie im alten Testament mit der rächenden und strafenden Gottheit", so seien etwa rüde Mittelalterlinge, so ist der Grund doch vor allen Dingen in der Lehrerbildungsfrage zu suchen, und diese ihrer Lösung näher zu führen, würde Herrn Bosse größere Lorbeern eintragen.

Wenn es auch auf ein Postulat ethischer Kultur angesehen werden kann, die Prügelstrafen aus der Schule zu verbannen, so sind dieselben doch im gegebenen Falle als Erziehungsmittel noch lange nicht verwerflich. Man denke sich die II. Bürgerschule einer Fabrikstadt mit Klassen zu je 80—100 Schülern. Ja, hier hat der Lehrer gar oft mit solchen offenlichen Widerständen zu kämpfen, daß sich diesen gegenüber alle übrigen Erziehungsmittel als unwirksam erweisen, und er ist dann gezwungen — wollte er seine ganze Autorität nicht preisgeben — die Jugend das harte Gesetz der Strafe fühlen zu lassen; und die Autorität ist doch eine unerläßliche Bedingung für eine ersprießliche Wirksamkeit. Da kommt es vor, daß selbst sechsjährige Sprößlinge an dem rohen Trinkgelage ihrer Eltern (Fabrikarbeiter) teilnehmen und am nächsten Morgen dem Lehrer in betrunkenem Zustande mit potenzierter Frechheit begegnen. In einer solchen Stunde sind grobe Diebstähle, ja selbst Sittlichkeitsverbrechen nicht selten; wenn man da alle moralisch verkommene Zöglinge in Korrektionshäusern unterbringen wollte, so würde dies einen unerschwinglichen Brutzlei ausmachen, und selbst dann würden Worte der Liebe auch nicht ausreichen. Solange die häusliche Erziehung noch solche Zustände aufweist, wird die Schule die körperliche Züchtigung als Erziehungsmittel nicht entbehren können. Pädagogen, welche nicht nur die Theorie, sondern auch die Praxis der Volksschulen kennen, haben keineswegs die körperlichen Strafen verworfen. So äußert sich z. B. Herbart: „Die körperlichen Züchtigungen, welche da einzutreten pflegen, wo Verweise nicht mehr helfen, würde man umsonst aus der Schule zu verbannen suchen, sie müssen aber so selten sein, daß sie mehr aus der Ferne gefürchtet als vollzogen werden. Es schadet dem Knaben nicht, wenn er sich erinnert, als Kind einmal die Rute bekommen zu haben, es schadet ihm auch nicht, wenn er die Unmöglichkeit, jetzt noch Stockschläge zu bekommen, in gleichen Rang stellt mit der Unmöglichkeit, daß er sich selbst eine solche Behandlung zuziehen könnte". R. Fuchs sagt einmal: „Nur Mangel an Kenntnis der Kindernatur kann die Ueberzeugung hervorbringen, daß Schläge als Erziehungsmittel schlechtweg verwerflich seien."

K. H.

* * *

Diese Zuschrift, sowie andere uns aus Lehrerkreisen zugegangene Aeußerungen, geht von der irrigen Annahme aus, als hätten wir mit unserer grundsätzlichen Stellungnahme zur Frage der körperlichen Züchtigung und mit der Billigung des Durchdrehens gleicher Auffassung im Kultusministerium ein praktisches Reglement für die augenblicklich bestehenden Schulen geben wollen. Das konnte unsere Absicht schon darum nicht sein, weil wir rein von pädagogischen Erwägungen ausgingen; wir wissen aber sehr wohl, daß die bedauernswerten Lehrer, die vor solche Klassen, wie oben geschildert, gestellt werden, leider in der Zwangslage sind, zum Prügelagogen bei seite zu lassen und den Unteroffizier, um nicht zu sagen den Tierbändiger hervorzukehren. Ebenso müssen wir mit dem Einsender leider völlig Recht geben, daß, wie augenblicklich die Sache liegt, eine bedauerliche stärkere Abhängigkeit des Lehrers von „seinem" Pastor die Folge sein dürfte. Aber die staatliche Klassenüberfüllung und die unerklärliche Bevormundung des Lehrers durch die Geistlichkeit sind Uebelstände, die für sich beklämpft werden müssen, die aber die Anerkennung richtiger pädagogischer Grundsätze für die Schule nicht hindern dürften. Angenommen einmal, ein energischer preußischer Kultusminister wäre von der ernstesten Absicht erfüllt, diese seine Züchtigungsordnung aufs strengste zur Durchführung zu bringen — würden ihm und seinen Räten nicht merkwürdig die Augen aufgehen über die von ihnen geduldete Mißhandlung der Pädagogik, wenn sie von bestimmten Ortsund Kreisschulinspektoren andauernd Berichte über schreiend nötig gewordene körperliche Züchtigung erhielten? Was den immer wiederholten Klagen im Parlament, in den Lehrervereinen und der pädagogischen Presse nicht gelingen will: Das Gewissen für diese Sünde am wehrlosen Volkstum zu schärfen, das würde dann vielleicht durch die bei uns so geschätzte amtliche Berichterstattung erreicht werden. Auch was der Herr Einsender über die Zweckmäßigkeit einer, wenn schon nötig gewordenen, dann mit Blitzesschnelle erforderlichen Züchtigung sagt, ist völlig richtig; aber eben über diese Fragen würde sich der Lehrer mit einem aus demselben Amt hervorgegangenen Schulinspektor sehr leicht einigen, schwerlich mit dem über seine Autorität eifersüchtig wachenden Geistlichen. Daß übrigens dieser, nicht der Lehrer, mit den „berufenen" Erziehern, die noch in der Strafsteorie des alten Testaments befangen seien, gemeint ist, hätte der Herr Einsender schon aus den Gänsefüßchen sehen können. D. Red.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Der Wille zum Glauben und andere popularphilosophische Essays. Von William James. Deutsch von Dr. Ch. Kenel. Mit einem Geleitswort von Prof. Dr. F. Paulsen. Stuttgart, Fr. Frommann. 1899.

Mythologie und Metaphysik. Die Entstehung der Weltanschauung im griechischen Altertum. Von Wilh. Bender. Stuttgart. Fr. Frommann, 1899.

The Children's book of moral lessons. By F. J. Gould, London, Watts & Co. 1899.

Die wahren Gründe wider den Sozialismus. Von Dr. F. Wollny, Leipzig, Oswald Mutze 1899.

Ernste Antworten auf Kinderfragen. Ausgewählte Kapitel aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus. Von Dr. R. Penzig. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, F. Dümmler 1899.

Träume. Von Oline Schreiner. Aut. Uebersetzung a. d. Engl. Von Marg. Jodl. Mit einer Einl. von Dr. F. Jodl. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, F. Dümmler 1899.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8883.

Ethische Kultur

Inserate: Die 6mal gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Rabatte in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 8. Juli 1899. | Nr. 27.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Entartung des Ehrbegriffs. Von Philalethes. — Die Einheitlichkeit im Universitätsunterricht. Von Dr. H. Schmidkunz. — Der Genossenschaftskongreß in Liverpool. Von Helene Simon. — Streiflichter: Neue Lieder fürs Volk. Die Begründung einer interakademischen Vereinigung. — Eingegangene Schriften.

Entartung des Ehrbegriffs.

Von Philalethes.

Ehre ist das hinreichende Maß von Wert und Geltung, welches dem Einzelnen von der Gesamtheit anderer Menschen zuerkannt wird. Der Trieb nach Ehre ist in diesem Sinne nur eine besondere Form des Selbsterhaltungstriebes, insofern er darauf gerichtet ist, sein Selbst, mit allem was ihm eigentümlich zugehört, auch nicht in der bloßen Vorstellung anderer vernichten zu lassen; darum ist es ein natürliches und sittlich gerechtfertigtes Bestreben, seine Ehre zu wahren und wenn sie erschüttert zu sein scheint, sie wiederherzustellen.

Es giebt in Wahrheit nur eine ernstliche Erschütterung der persönlichen Ehre: nämlich diejenige, die man selbst bewirkt durch eine Handlungsweise, welche sittlich verwerflicher Gesinnung entspringt. Und eine in solcher Art verloren gegangene Ehre wieder herzustellen, giebt es nur ein Mittel: sortan nach besten Kräften gut zu handeln. Alle übrigen Arten von Ehrverletzung aber, solche die von anderen hervorgerufen werden, können immer nur äußerlicher und oberflächlicher Art sein. Denn wie kann die persönliche Integrität, der sittliche Wert der Persönlichkeit, auf dem alle Ehre beruht, durch einen anderen vermindert werden? Ein sittlich Hochstehender wird darum, je höher er steht, um so leichter derartige Angriffe auf seine Ehre durch Verachtung abthun können. Aber es kann dennoch in manchen Fällen notwendig sein, auch der falschen Meinung anderer entgegenzutreten. Auch hier aber giebt es nur ein Mittel: man appelliert von dem schlecht Unterrichteten an den besser zu Unterrichtenden, von dem Vorurteil des Einen an die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit anderer, die als Schiedsrichter gelten, mögen sie nun vom Staate dazu ernannt sein oder nicht.

Und nun betrachte man die Anschauung von Ehre, die in unseren „höheren Ständen" am weitesten verbreitet ist. Ein Vorkommnis der jüngsten Zeit bietet dazu erwünschten Anlaß. Vor einigen Tagen ist über das Duell zwischen dem Leutnant Döring und dem Studenten Klöckorn in Koblenz, wobei der letztere erschossen wurde, vom Generalkommando des 8. Armeekorps ein amtlicher Bericht erschienen, der ein wahrhaft klassisches Dokument zur Sittengeschichte unserer Zeit bildet. Die Vorgeschichte des Duells wird zunächst etwa wie folgt dargestellt:

Ort der Handlung: ein öffentlicher Tanzboden in einem Moseldorf. Zeit: Ostermontag.

Leutnant Döring in Zivil hatte ein junges Mädchen zu einem Tanz engagiert. Als nach der ersten Hälfte des Tanzes das Mädchen bat, es vom weiteren Tanzen dispensieren zu wollen, weil es zu müde sei, verlangte Leutnant Döring, der den ganzen Tanz bezahlt hatte, daß das Mädchen nun auch nicht mit dem Student Klöckorn tanzen solle. Hierauf entschuldigte sich das junge Mädchen bei Kl., weil es mit ihm nicht getanzt habe; es habe dem Leutnant das Wort gegeben, es nicht zu thun. Der Bruder des Klöckorn, der dies hörte, faßte die Aeußerung des Mädchens so auf, als ob dasselbe überhaupt nicht mit Kl. tanzen solle. Klöckorn stellte darauf den Leutnant zur Rede. Leutnant D. — etwas animiert und erregt durch die Haltung Kl's. mit verschränkten Armen ihm gegenüber — fragte zurück, wie er dazu käme, ihn in dieser Weise zu stellen. Kl. wiederholte seine Frage mehrmals in ruhiger Weise, erhielt aber ähnliche Antworten wie zuvor vom Leutnant D. mit dem Zusatze, er wisse wohl nicht, wen er vor sich habe, und es sei eine Unverschämtheit oder Frechheit, ihn so zur Rede zu stellen. Hierauf versetzte Kl. dem D. eine Ohrfeige. Dieser stürzte sich nun auf Kl. und hieb mit dem Ausdruck „Lüpel, Lump, Feigling" auf ihn ein.

Zunächst ist nach dieser Darstellung soviel klar: ein Mensch von seiner entwickelten sittlichen Gefühl würde nicht so leicht in eine solche Situation gekommen sein, wie sie hier zu dem Renkontre die Veranlassung bot. Aber gleichviel, wenn man dies auch zwei jungen Leuten zu Gute hält: Handelt es sich hier um eine Ehrverletzung ernstlicher Art? Zwei Menschen, die sich wohl selbst nur obenhin kennen, kommen in einer durch Tanz und Wein erregten Stimmung zu nüchterlegten Schimpfereien und handgreiflichen Beweisen ihres Zornes — ist dadurch die persönliche Integrität des einen oder anderen verletzt, ihr sittlicher Wert irgendwie herabgemindert? Jedermann wird diese Frage ohne weiteres verneinen. Ganz anders der Ehrenrat, vor den die Angelegenheit nunmehr gebracht wird. Denn der amtliche Bericht des Generalkommandos besagt nun nach der „Köln. Ztg." weiter:

Döring meldete den Vorfall dem Präses des Ehrenrats und dieser überzeugte sich, daß ein Ausgleich bei der Schwere der Beleidigung ausgeschlossen sei. Der Regierungskommandeur trat dieser Ansicht bei. Zu den vom Ehrenrat gestellten Bedingungen heißt es, daß der Präses des Ehrenrats als Unparteiischer zu fungieren habe, daß der Zweikampf auf 15 Meter mit gezogenen Pistolen bis zur Kampfunfähigkeit des einen Gegners ausgefochten werden sollte. Dem Unparteiischen wurde die Befugnis eingeräumt, daß er nach dreimaligem Kugelwechsel den Kampf aufheben „kann". Die Bestimmungen lauteten: „Die Gegner fechten Schulter gegen Schulter, Pistole im ausgestreckten Arm, Mündung nach unten. Der Unparteiische kommandiert 1—2—3 mit Pausen von 3 Sekunden. Auf 1 wird die Pistole gehoben, auf 3 muß geschossen sein." Die amtliche Darstellung des Generalkommandos sucht diese schweren Bedingungen damit zu erklären, daß der „Ehrenrat und der

Digitized by Google

Regimentskommandeur gegen diese vom Leutnant D. gestellten Bedingungen, deren die gegnerische Partei unter Abänderung der ursprünglich geforderten Entfernung von 15 Schritt in 15 Meter zugestimmt hatte, wegen der Schwere des Falles nichts einwenden konnten."

Man muß da die Frage aufwerfen: Wer war dieser Präses des Ehrengerichts und wer dieser Regimentskommandeur, welche übereinstimmend einer Rempelei jugendlicher Menschen den Charakter der höchsten, völlig unangleichbaren Ehrverletzung zudiktierten? Freilich giebt es in unseren Kadettenhäusern keinerlei Unterricht und Erziehungsmaßnahmen, die auf eine Klärung sittlicher Begriffe abzielen, — aber sollte ihnen ihr eigenes, selbst ungeklärtes, Empfinden nicht gesagt haben, daß sie mit solcher Feststellung den sittlichen Begriff der Ehre auf das niedrigste Niveau hinabgezogen und dadurch gleichzeitig ein junges Menschenleben der Vernichtung zugeführt haben? Wenn sie denn einmal dem sinnlosen Vorurteil nachgaben, daß eine Verletzung der Ehre durch eine Gewalttat, durch ziellosen Mord, geführt werden könne — war selbst in diesem Falle die Sorgfalt des unparteiischen Richters ausreichend gewahrt? Gesetzt selbst, man habe von dem ungeschriebenen Ehrenkodex nicht abweichen dürfen, wonach der Versuch, sich gegenseitig nach bestimmten Regeln zu ermorden, die einzig zulässige Sühne für höchste Ehrverletzung bilde — war das denn eine hohe, geschweige denn die höchste Ehrverletzung, war es überhaupt eine Ehrverletzung, auch nur von einem oberflächlichen ethischen Standpunkt betrachtet, und wenn ja, durften die begleitenden Nebenumstände außer Betracht bleiben? Das Strafgesetzbuch erkennt selbst dem schweren Verbrecher, der in der Erregung sich befand, mildernde Umstände zu, und dieser „Ehrenrat" verurteilt einen Menschen zum Tode, weil er sich in der übermütigen Tanz- und Weinlaune mit einem anderen gezankt hat? — Der Bericht des Generalkommandos schließt damit, daß alles ganz korrekt zugegangen sei und niemanden ein Tadel oder Vorwurf treffen könne. Nun, das Gegenteil ist der Fall: diesen Vorwurf erhebt vielleicht keine „zuständige" amtliche Stelle, aber es erhebt ihn das Gewissen des deutschen Volkes, es erhebt ihn jeder Einzelne, der sittlich höher denkt und höhere Begriffe von wahrer Ehre hat. Und diese alle richten auch die Frage an die „zuständige" Stelle: Wie lange soll diese amtlich approbierte Duellwut mit ihrer wahrhaft verheerenden Wirkung auf das sittliche Bewußtsein noch dauern? Könnte man nicht, um einen bescheidenen Anfang in sittlicher Gegenwirkung zu machen, von dem vielen Geide, das alljährlich für Kirchen ausgegeben wird, in die niemand hineingeht, wenigstens einen Teil verwenden für Versorgung unseres Offizierskorps mit ethisch bildender Lektüre, für eine vertiefte sittliche Erziehung des jungen Nachwuchses in Kadettenhäusern und Akademien?

Die Einheitlichkeit im Universitätsunterricht.*)

Von Dr. Hans Schmidtkunz (Berlin-Wilmersdorf).

Die Bestrebungen nach dem Ausbau und Ausbau einer Hochschulpaedagogik, denen auch diese unsere Vorträge gewidmet sind, haben neben vielen anderen Einwänden Einen und selbst von Nahestehenden erfahren, der einer besonders ernsten Beachtung würdig ist, auch wenn er sich aus Irrtümern oder Mißverständnissen aufbaut und schließlich sogar, selbst ohne unmittelbare Widerlegung, schon durch die Thatsachen der sich fortentwickelnden Hochschulpädagogik hinfällig werden wird. Er hat zwei Teile und besagt in diesen folgendes.

Erstens. Die Lehrgegenstände der verschiedenen Hochschulen, ja sogar die verschiedenen Gruppen von Fächern an Einer Hochschule, zumal der Universität, sind gegen einander so disparat, daß ihre Unterrichtsweisen je für sich und unvergleichbar dastehen. Es giebt keine ihnen übergeordnete, keine allgemeine Hochschul-, ja auch nur Universitätspädagogik.

Zweitens. Für die meisten Lehrgegenstände der Hochschulen ist die Unterrichtsweise bereits ausgereift. Es bleiben nur noch einige übrig, namentlich die Gruppen der historischen und philologischen Fächer. Hier gilt es, den vorgeschrittenen Nachbarn nachzukommen; darauf hat sich eine sogenannte Hochschulpädagogik zu beschränken, und ist sie hier am Ziel, so ist sie auch überhaupt fertig.

Aus diesem Doppeleinwand würde natürlich folgen, daß es das gar nicht gebe, was als Thema des heutigen Vortrags vor Ihnen liegt. Aber auch umgekehrt: giebt es ein solches Thema, oder wenigstens: bewährt es sich als ein würdiger Gegenstand, dann ist jener Doppeleinwand hinfällig.

Wenn ich nun unser heutiges Thema in mehreren, in fünf Punkten durchführe, deren jeder ein Beweis sowohl für Berechtigung und Wert unseres Themas als auch gegen jenen Einwand sein soll, so kommt es hier zuerst darauf an, die Existenz oder Berechtigung eines den speziellen Unterrichtsproblemen übergeordneten Allgemeinigiltigen, also einer allgemeinen Hochschulpädagogik zu erweisen; dann sollen einzelne Punkte folgen, die in einem reifen Ausbau dieser von selbst enthalten sein müßten, vorläufig jedoch je für sich zu behandeln sind. Dies um so mehr, als wir uns diesmal nicht auf die Hochschule überhaupt und nicht auf jede der verschiedenen Hochschulen beziehen, sondern auf die Universität beschränken wollen — teils um unser obnehin schon recht mannigfaches und weitgreifendes Thema zu vereinfachen, teils weil ich selbst die Universität besser kenne als die anderen Hochschularten, teils auch weil auf Grund der Erledigung des Themas in Einem Teilgebiet die anderen Teilgebiete durch eine entsprechend abgeänderte Uebertragung der dortigen Ergebnisse auf sie zum teil bereits erledigt sein werden.

Also die erste Verteidigung gegen jenen Einwand und zugleich den ersten Nachweis und den ersten Bestandteil einer Einheitlichkeit im Universitätsunterricht bildet und verkündet unsere These: Es giebt eine allgemeine Hochschulpädagogik. Wir wollen zuerst zeigen, daß es eine solche geben muß, und dann, daß sie thatsächlich die und die Bestandteile aufzuweisen hat.

Was das erste dieser beiden Momente betrifft, so bitte ich Sie, sich einmal den Zustand völlig verschiedener Unterrichtsweisen in den diversen Lehrgegenständen oder Gruppen von Lehrgegenständen an der Universität ganz rein und vollkommen vorzustellen, mit dem Nachdruck auf Beispiele von möglichst Diversem, wie etwa von klassischer Philologie und von Therapie, oder von Dogmengeschichte und von Chemie. Beobachten Sie, bitte, selbst, ob Ihnen dies bis zu Ende gelingen wird. Also der Unterricht des klassischen Philologen soll gänzlich unvergleichbar sein mit dem des Therapeutikers, der des Dogmenhistorikers ebenso mit dem des Chemikers! Meine verehrten Zuhörer — derartiges giebt es in der Welt überhaupt nicht, und daß es das nicht giebt, daß die Welt überhaupt viel einheitlicher ist, als der darauf nicht eigens Vorgebildete glaubt, dafür wird gerade ein richtig einheitlicher Universitätsunterricht ganz besonders eintreten.

Aber nun zurück zu unserer speziellen Sache! Nehmen wir ein Beispiel. Der eine Hochschullehrer hält in seinem Lehrplan daran fest, zuerst die Theorie seines Fachs und dann erst die Geschichte seines Fachs zu geben; der andere macht es umgekehrt; der dritte kann noch eine Gleichzeitigkeit beider Teile einrichten; der vierte muß es bereits wieder so machen wie einer von den drei ersten; ebenso alle weiteren. Also muß mindestens ein Drittel aller Fächer in dieser Gestaltung eines wichtigen Punktes des Lehrplans übereinstimmen. Sagt jemand, das bleibt von Fall zu Fall jedem einzelnen Fach nach seinen eigentümlichen Anforderungen

*) 5. Vortrag im Cyklus „Schule und Hochschule", gehalten am 9. Januar 1899 zu Berlin in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums.

Digitized by Google

überlassen, so übersieht er eben die Thatsache, daß hier doch nicht nur eigentümliche, sondern auch wenigstens zu einem Drittel zusammentreffende, gemeinsame, genauer gesagt: gleiche Anforderungen vorliegen, und zwar eben aus der Natur jedes Lehrgegenstandes heraus.

Oder ein anderes Beispiel. Wenigstens Ein Fach wird sich doch finden, für dessen Unterricht die Maxime gelten kann, an die sogenannte Anschauung anzuknüpfen. Wird nun in jedem anderen Fach die Anschauung eine ganz andere Rolle spielen? Zwar wird jedenfalls in der Chemie Chemisches und nicht Tertiches, in der Philologie Tertliches und nicht Chemisches den Anschauungs-Ausgang bilden müssen. Aber ist nicht das eine wie das andere eine Anschauung und wird es nicht in mehr als Einem Fach eine gleiche Stellung bekommen, sei's als ein prius oder als ein posterius?

Ferner: Gewiß sind die Wissenschaften von einander verschieden; allein sie sind nicht nur verschieden, sondern auch verwandt: der Inhalt des zweiten Teils der Logik, die Methodenlehre, um von dem ersten Teil, der Elementarlehre, gar nicht zu sprechen, kehrt in jeder speziellen Wissenschaft als Grundlage ihrer speziellen Methodenlehre wieder; ganz abgesehn von sonstigen Gemeinsamkeiten der Wissenschaften, auf die wir zum Teil noch zu sprechen kommen werden.

Endlich: Gewiß sind die Menschen und also auch die Hochschulstudenten von einander verschieden; allein sie sind nicht nur verschieden, sondern auch ähnlich; Beweis dafür das Bestehen sowohl der Popularpsychologie als auch der fachmäßigen Psychologie. Der Lehrstoff wird also nicht nur in verschiedenes, sondern zunächst in gleiches Erdreich hineingeleitet, und wie typisch wir Menschen namentlich in unseren Unbeholfenheiten sind, davon weiß jeder Lehrer, einschließlich des Universitätslehrers, einen ganzen Liederkranz zu singen.

Also es giebt über die speziellen Didaktiken der einzelnen Fächer hinaus etwas Allgemeines in der Hochschulpädagogik, ebenso wie es längst auch in den unteren Schulen über die Spezialdidaktiken des sprachlichen, naturkundlichen und sonstigen Unterrichts hinaus etwas allgemein Pädagogisches giebt; ja ein solches besteht auch über die Unterschiede der verschiedenen Schulstufen und Schulgattungen hinaus und besteht selbst mit einer latenten Bedeutung auch für die Hochschulen, längst ehe es durch deren Spezialdidaktiken in Aktualität treten mag.

Mit all dem Gesagten hätten wir jedoch in der Hauptsache nur erst Anliegenheiten jeglicher Pädagogik betont. Eine allgemeine Hochschulpädagogik könnte sich demnach bescheiden, mit der allgemeinen Pädagogik überhaupt identisch zu sein. Immerhin würde dann diese Größe plus der Summe der Spezialdidaktiken an einer Hochschule eine ganz respektable Gesamtsumme ergeben. Es fragt sich jetzt, ob in diese Gesamtsumme nicht noch ein Mittleres einzuschalten ist, eine spezifische Pädagogik für alle Hochschulen, oder wenigstens für die Universität; ein Mittleres also, das der allgemeinsten Pädagogik unter-, der spezifischen Volksschulpädagogik sowie der spezifischen Gymnasialpädagogik u. s. w. nebengeordnet und endlich den speziellen Didaktiken der einzelnen Fächer einer Alma Mater übergeordnet wäre.

Die Verneinung der Frage liegt nahe; ja sie trägt fast etwas Zauberkräftiges in sich. Nur dürfte die Folgerichtigkeit dann auch dazu führen, eine spezifische Volksschulpädagogik und eine spezifische Gymnasialpädagogik zu leugnen. Es gebe nur Eine Pädagogik, ein- und dieselbe für jede Schule — diesen Satz hat gerade einer der tüchtigsten der heutigen Pädagogiker auszusprechen gewagt. Ich glaube aber nicht, daß er es selber im genauesten Sinne glaubt. Er wird, wenn man ihn präzise fragt, neben dem immer und überall Gleichen auch verschiedene Determinationen davon für jede Schulstufe und Schulgattung einräumen. Er wird vermutlich mit einem Satz übereinstimmen, den man gern zum A-B-C der Didaktik rechnet, und unter dem man jedenfalls nicht bleiben darf, wenn man auch, wie ich meine, ihn doch noch erweitern muß, mit dem Satz: „daß die Form und Methode jedes Unterrichts, möge er in einer höheren oder niederen Schule erteilt werden, sich nach nichts anderm zu richten habe, als nach der eigentümlichen Natur des jeweilig zur Behandlung stehenden Wissensstoffes und dem geistigen Standpunkt der Schüler.“*)

Ist man über das Positive dieses Satzes einig, so muß man auch darüber einig sein: die eigentümlichen Naturen der auf den verschiedenen Schulstufen zur Behandlung stehenden Wissensstoffe und der verschiedene geistige Standpunkt ihrer Schüler bedingen für jede Stufe Determinationen der im Uebrigen aufrecht bleibenden allgemeinsten Pädagogik.

Wenn wir nun die Frage, ob die Thätigkeit der Hochschulen überhaupt in die Pädagogik hineingehört, als bejaht annehmen, so ist die Notwendigkeit einer spezifischen Hochschulpädagogik von jener mittleren Allgemeinheit dargethan. Es wird sich jetzt darum handeln, näher auf ihren Inhalt einzugehen.

Wenn Sie nun, begreiflicherweise, gerade von mir verlangen, ich sollte Sie mit diesem Inhalt in befriedigender Weise bekannt machen, so muß ich gestehen: in dieser Weise ist dies heute noch nicht möglich. Wäre dieser Inhalt vorhanden, so würde ja eine der wichtigsten Aufgaben unserer hochschulpädagogischen Bewegung bereits gelöst sein. Allein so weit sind wir eben nicht. Wäre heute der erste Band eines Handbuchs der Hochschulpädagogik, enthaltend den allgemeinen Teil, bereits in verläßlicher Weise geschrieben, so würde dies einen derart entwickelten Stand der Sache anzeigen, daß wir kaum erst nötig hätten, mit unseren Bestrebungen uns an die Mitwelt zu wenden, damit sie uns in Dingen unterstütze, die über die Kräfte Eines oder Weniger hinausgehn. Einiges kann man allerdings jetzt schon verlangen, und dies will ich auch versuchen hier zu geben.

Der Redner legte nun die allgemeinen Verschiedenheiten der Hochschulpädagogik von der Pädagogik der unteren Schulstufen dar und fuhr dann fort:

Unser Erweis einer allgemeinen Hochschul-, insbesondere Universitätspädagogik garantiert nun auch die Möglichkeit einheitlicher Bestandteile im Universitätsunterricht; ja die einzelnen Proben, die wir zur Verstärkung jenes Erweises zugezogen hatten, sind zugleich auch schon Beispiele solcher Bestandteile. Wir wollen nun in den diesem ersten Punkt folgenden vier Punkten die hauptsächlichen Mittel angeben, durch die der Universitätsunterricht sozusagen vor einem Auseinanderfallen behütet und vereinheitlicht werden kann; Mittel, die ihrerseits hinweider die Position einer allgemeinen Hochschulpädagogik verstärken und ihren Inhalt bereichern.

Also vor allem, als zweiter Punkt, die Frage, ob denn an den Universitäten blos der eine Bestandteil der Pädagogik, die Didaktik, d. h. die Praxis und Theorie des Unterrichts gelten soll, und nicht auch der andere Bestandteil, die Praxis und Theorie der Erziehung, die Pädagogik engeren Sinns. Sehen wir uns zunächst die bisher thatsächlich geltenden Meinungen an! In früheren Jahrhunderten, namentlich aber gegen Ende des 18. Jhn, dachte man bei der Universität wenigstens auch an eine Erziehungsanstalt; näheres darüber muß uns die bisherige und namentlich die künftige Geschichtschreibung der Universitäten lehren. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts trat unser Klassiker Fichte energisch für die erzieherische Aufgabe der Universitäten ein. Allein thatsächlich haben sich die Universitäten seither nicht fo entwickelt. Sie gelten im großen Ganzen nicht mehr wie früher auch als Er-

*) „Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung.“ Herausgegeben von K. Mailhefius. 5. Heft: „Der Bildungsgang und die Stellung der Seminarlehrer.“ Von L. S. Gotha 1898. S. 12.

Digitized by Google

ziehungsanstalten. Grund dessen wohl zunächst das Abtreten ihrer zeitlich ersten Aufgaben an die Gymnasien und die Entfaltung der Freiheit ihrer Lehr- und Lernweise. Insbesondere ist hier wichtig die steigende Schärfe in ihrem Arbeitsteilungs-Verhältnis zum Gymnasium. Man entschied sich im großen Ganzen dafür, diesem die Erziehung und die Allgemeinbildung, der Universität hingegen die bloße fachliche Ausbildung für den künftigen Beruf zuzuteilen. Damit in Zusammenhang stand der während unseres Jahrhunderts sehr starke Nachdruck, den man auf die sogenannte Allgemeinbildung in den höheren Schulen, unter Zurückdrängung ihres Wertes als Vorbildner für die Hochschulen, und auf die fachwissenschaftliche Thätigkeit der Universität legte Kenner der Schriften Lagarde's werden sich erinnern, in welch heftiger Weise dieser Mann gegen das Idol oder gegen das übertriebene Idol der Allgemeinbildung loszog und dafür namentlich den Ministerialrat Johannes Schulze als den „Provisor alles Gistes im deutschen Unterrichtswesen" verantwortlich machte. („Deutsche Schriften". 1892. S. 180). Und Kenner der früheren Jahrzehnte der Geschichte des preußischen Unterrichtsministeriums werden sich der berühmten Frage von Johannes Schulze erinnern, die er zu thun pflegte, wenn ihm die Beförderung eines Privatdozenten vorgeschlagen wurde: „Was hat er geschrieben?" Eine Frage, die noch für unser ganzes Universitätsleben kennzeichnend ist, die im Universitätsdozenten den Gelehrten und nicht den Lehrer sehen will, der also gerade für unsere Bestrebungen ein hauptsächlicher Angriffspunkt sein soll.

(Schluß folgt).

Der Genossenschaftskongreß in Liverpool.*)

Von Helene Simon.

Auf dem vorjährigen Genossenschaftskongreß in Peterborough wurde Liverpool als eine genossenschaftliche Wüste mit vier verarmten Vereinen geschildert. Aus eben diesem Grunde widerstand man den Lockungen der Naturschönheit und pekuniärer Vorteile, die das am Meer gelegene Blackpool und der reiche Verein von Oldham verhießen und folgte der Einladung des Vertreters für Liverpool, um das unwirtliche Erdreich propagandistisch zu besuchen.

Inzwischen hat schon die durch die bevorstehende Ehre gegebene Anregung günstig gewirkt. Im Laufe des Jahres sind die vier „trübseligen" Vereine in zwei lebenskräftige Konsumgenossenschaften mit wesentlich verbesserten Verhältnissen und Aussichten verschmolzen worden.

Ehe wir nun bei der Gegenwart verweilen, wollen wir nach dem Beispiel der genossenschaftlichen Presse einen Blick in die genossenschaftliche Vergangenheit Liverpools thun. Da hören wir zwar nicht gerade von vergangenem Glanz, erhalten aber geschichtlich höchst bedeutungsvolle Daten. In der Vor-Rochdale'schen Zeit hat Liverpool alle heutigen genossenschaftlichen Bildungen vorübergehend vorweggenommen. Im Jahre 1767 errichteten Trade-Unionisten hier in Folge eines Streiks die erste produktivgenossenschaftliche Werkstätte. 1830 bestand ein Vereinsladen mit 32 Mitgliedern, einem Kapital von 50 Pfd. St. und eigener Schusterwerkstätte. Das klingt bescheiden, aber Rochdale und andere Orte begannen noch bescheidener und hatten Erfolg, während der Liverpooler Verein zerfiel; vielleicht in Folge zu hoher idealer Einschätzung seiner Mitglieder, d. h. der Auszahlung zu geringer Dividenden: vielleicht fehlte auch der zähe Volkscharakter, die eigensinnige Ausdauer der Bewohner Lancashires, die diese zu Bahnbrechern machte.

1831 begegnen wir in Liverpool der ersten Großeinkaufsgenossenschaft unter dem Namen „North-West of England Cooperative Company" mit 1000 Pfd. St. Kapital und einem Wochenumsatz von 650 Pfd. St. Im folgenden Jahre zählte sie 31 Vereine und setzte wöchentlich 1830 Pfd. St. um. „Dieser Verband," sagt die Cooperative News") „gleichviel ob man in ihm den Ursprung der heutigen Großeinkaufsgenossenschaft sieht oder nicht, verkörpert jedenfalls den gleichen Gedanken eines Handelszentrums in Liverpool, insofern die englische Großeinkaufsgenossenschaft gegenwärtig hier einen ihrer blühendsten Zweige hat."

Von den 4—500 Genossenschaften, die zwischen 1828 und 1832 unter dem Einfluß Owenscher Ideen entstanden, scheinen die in Liverpool mit zu den kurzlebigsten gehört zu haben. Von 1832—1851 besteht keine Kunde mehr von einer derartigen Vereinigung, obwohl der greise Agitator Holyoake von unermüdlicher agitatorischer Thätigkeit berichtet.

„Wer verfocht in dieser Zwischenzeit," sagt er, „in Liverpool die Lehren der Mäßigkeit, Sanitation, Wohnungs- und Unterrichtsreform, wenn nicht die genossenschaftlichen Pioniere. Liverpool war neben Birmingham, Leeds und Manchester einer unserer 4 hauptsächlichen Kampfplätze. Wir waren unserer Zeit voraus, aber wir waren zur Stelle."

Eine 1853 ins Leben getretene „Cooperative Provident Association Limited" arbeitete mit gutem Erfolg. Der Verein nahm nach den „Cooperative News" so schnell zu, daß er heute der Stadt würdig sein könnte, ohne die verhängnisvolle Streitfrucht eines der Mitglieder. Unzufrieden mit seiner Stellung und nicht wie gegenwärtig der Entscheidung des Genossenschaftsverbandes**) unterworfen, gründete er einen Konkurrenzverein, dessen Sturz das Vertrauen erschütterte und den seines älteren Borgängers nach sich zog.

Wir kommen nun zu der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge und treffen auf interessante vergleichende Gesichtspunkte zur Entwicklung der Genossenschaften in den Großstädten überhaupt.

Liverpool, das mit seinen Vorstädten gegen 900 000 Einwohner zählt, ist die zweitgrößte Stadt Englands und steht hinsichtlich seines Reichtums und seiner Bedeutung als Handelsplatz nur hinter London zurück. Und hier wie dort die gleiche Erscheinung. Es finden sich nur kümmerliche Ansätze genossenschaftlicher Bildungen in diesen Bevölkerungszentren. Hier wie dort die gleichen Ursachen. Die Arbeiter leben zerstreut und ohne örtlich bedingte Beziehungen zu einander; ein großer Teil derselben, unter ihnen auch die Allerbedürftigsten, wechselt beständig Arbeits- und Wohnstätte. Ist an kleineren Plätzen alles nahe bei einander, übersehbar, stabil, so hier alles auseinandergerissen, im Fluße begriffen und schwer kontrollierbar.

Erst 1884 kam es in der Umgegend Liverpools wieder zu genossenschaftlichen Anfängen. Die Anregung gab das erste, hier von der englischen Großeinkaufsgenossenschaft erbaute Schiff, der sogenannte Pionier; 1886 folgte die City; zwei weitere Konsumvereine wurden 1891 gegründet; gegenwärtig hat die Stadt Liverpool zwei Konsumvereine mit zusammen 3,502 Mitgliedern.†)

*) Es ist der 31. Jahreskongreß.

*) Das leitende Wochenblatt der ganzen Bewegung; 1898 setzte es wöchentlich 47,549 Exemplare ab. Außer der „Cooperative News" giebt es noch drei größere Blätter von mehr individuellem lokalem Charakter, so der 14 tägig erscheinende „Scottish Cooperator"; monatlich erscheinen „The Wheatsheaf" und „Labour Copartnership", sowie 5 Distrikts- und 376,504 Vereins-Publikationen.

**) Cooperative Union; 1869 gegründete oberste schiedsgerichtliche, propagandistische und erzieherische Instanz der Bewegung. Mitglieder derselben sind von fast 2000 Vereinen mit weit über 1½ Millionen Mitgliedern 1,025 Vereine, nicht wie in Nr. 36 (Sept. 1898) dieser Zeitschrift irrtümlich von mir angegeben, die Gesamtheit der auf gegen 2000 zu schätzenden Vereine Großbritanniens.

†) Wie verschwindend diese Zahl ist, sieht man am besten vergleichsweise; so hat z. B. Burnley mit etwa 94 000 Einwohnern 10 947 Genossenschafter; Huddersfield auf etwa 100 000 E. 11 950 G.; Bolton auf über 100 000 E. 23 027 G.; Leeds auf gegen 370 000 E. 42 922 G. In Oldham sind mehr als die Hälfte der Einwohner genossenschaftlich organisiert, in Rochdale jeder 4. Mann; in Manchester der 5o., in Liverpool einer von 175; in London einer von 250.

Digitized by Google

In engem Zusammenhang mit dem bisher ungelösten Problem erfolgreicher genossenschaftlicher Organisation in Großstädten steht das Problem der Armut, und immer häufiger und bestimmter kommt innerhalb der Bewegung das Bewußtsein ihrer bisherigen Grenzen nach unten, und der Drang, sie zu verrücken, zum Ausdruck. Interessante Belege hierzu bietet der diesjährige Kongreß. In seiner Eröffnungsrede rühmt der Präsident das Wachstum der Bewegung, ihren auch materiell bethätigten Eifer zur Hebung des Bildungsniveaus der Arbeiterklasse, die erzieherischen Bestrebungen der Frauengilde, die vergrößerte Eigenproduktion. Wir sind stolz auf unsere Zahlen, fährt er fort, aber die Erfahrung lehrt, daß sie sich aus den bisher gestellten, angesehenen Arbeitern rekrutieren. Es giebt weite Bevölkerungskreise, die wir buchstäblich nicht berühren, die außerhalb unseres Rahmens stehen. —

„Wir müssen die ärmeren Klassen gewinnen — müssen uns von dem Brandmal befreien, daß wir uns um unsere armen Brüder nicht sorgen. Ich höre von einem Notstandsfonds reden, geben wir sofort an die Gründung eines Deinglichkeitsfonds. — — Die Genossenschaft hat Anpassungsfähigkeit für die Aermsten der Armen, wie für die Reichsten. Geloben wir uns, daß der Liverpooler Kongreß der Markstein werde, an dem wir beschließen, daß kein Armenviertel (slum) wie dunkel es auch sei, kein noch so elendes Heim fürder unberührt bleibe.“

Allerdings erfahren wir nicht, wie der Redner sich die Ausführung seiner löblichen Vorsätze denkt. Ebensowenig befriedigend klingt der einzige diesjährige Kongreßaufsatz*) des bekannten Genossenschaftlers Greening aus: „Wie ist es möglich, der Genossenschaft in großen Bevölkerungszentren Erfolg zu verschaffen?“

Der Verfasser bringt in vorzüglicher Anordnung das Zahlenmaterial zur Beleuchtung der Thatsache, daß die Bewegung in Großstädten versagt, schildert die Ursache des Versagens und die Quelle des Erfolges in kleineren Fabrikplätzen im nachbarlichen Miteinanderleben der Bewohner, und die Unzulänglichkeit der seit 1894 nach dem Rochdaler Prinzip in London gegründeten Volkskonsumvereine.

Dieses Rochdaler Prinzip ist das Prinzip der organisierten Kundschaft oder der Konsumgenossenschaft, in welcher der Gewinn am Verkauf der Ware, nach Abzug der Geschäftskosten und der für Gemeinzwecke bestimmten Summe, unter die Käufer nach Maßgabe ihrer Einkäufe verteilt wird. Dem Wesen nach ist hier der Gewinn am Preise beseitigt, denn die verteilte Dividende ist nur diejenige Summe, die der Käufer beim Einkauf zum Marktpreis über den Selbstkostenpreis der Ware gezahlt hat.**)

Der jüngste der jahlreichen Versuche das Rochdaler Prinzip auch im eigentlichen London†) durchzuführen, sind nun die von der englischen Großeinkaufsgenossenschaft und dem Genossenschaftsverband, wenn man will dem genossenschaftlichen Handels- und Kultusministerium, gemeinsam gegründeten Volkskonsumvereine (People's Cooperative Societies).

„Man ging davon aus“, sagt Greening, „daß frühere Mißerfolge dem Mangel an Kapital, schlechter Verwaltung, zu kleinen Anfängen und zu großer Isolierung entsprungen seien. Um allem diesem zu begegnen, stellte die Großeinkaufsgenossenschaft zunächst die Summe von 3000 Pfd. zur Gründung von Konsumläden zur Verfügung, entwarf die Statuten, stellte die leitende Behörde, sachverständige Geschäfts- und Rechnungsführer, Auditoren. Kurz führte alle ihre erprobten Hülfsquellen zur Einrichtung der Volkskonsumvereine ins Feld.††)

*) Congress paper, ein im Druck vorliegender vom Verfasser verlesener und zur Diskussion stehender Aufsatz. In der Regel liegen zwei solcher papers vor.

**) Der Verkauf zum Marktpreis ist ein rechnerisches Hilfsmittel, um den anders nicht zu ermittelnden Selbstkostenpreis kleinster Warenquantitäten festzustellen. — Es ist das große Verdienst der Frau Sidney Webb in ihrem Buche „Die englische Genossenschaftsbewegung“ aus der Praxis der Konsumgenossenschaft ihre Theorie abgezogen und klar formuliert zu haben.

†) In den Vorstädten Londons sind einige sehr blühende Konsumvereine.

††) Man ernannte damals ein „Cooperation in London Committee“, mit der Aufgabe in geeigneten Distrikten Versammlungen

Der Genossenschaftsverband begann eine energische Propaganda zu ihrer Unterstützung. Konferenzen. Vorträge, gesellige Zusammenkünfte, Konzerte, erzielte Hilfsmittel jeder Art wurden angewendet. Eine Zeit lang erschien der Erfolg gesichert. Die Großeinkaufsgenossenschaft trug einen großen Teil der Auslagen und die Volksvereine konnten demzufolge einen ½ Dividende zahlen. Als die G. E. G. ihre Unterstützung verminderte, sank die Dividende auf 6 d und dann auf Null. —

So Herr Greening Stellen wir nun seiner Kritik den thatsächlichen Verhalt in Kürze gegenüber. Von 9 Gründungen der beiden letzten Jahre sind zwei mit bereits bestehenden größeren Vereinen verschmolzen worden. Von 7 bestehenden Vereinen mit 1 259 Mitgliedern, 3 129 Pfd St. Anteilkapital und einem letztjährigen Umsatz von 22 666 Pfd. St. haben drei Vereine mit einem Gewinn von 1 526 Pfd. St. gearbeitet, die 4 anderen mit einem Verlust von 84 Pfd. St. Der Bericht der vereinigten Propaganda Komitees*) sagt hierzu:

„Obgleich wie auf viele, jetzt sehr erfolgreiche Vereine hinweisen können, die ohne unsere Unterstützung nie entstanden wären, müssen wir gestehen, daß hinsichtlich anderer Vereine die aufgewendete Mühe in keinem Verhältnis zum Erfolg steht. Trotzdem beginnen wir selbst der Zukunft einiger der schwächsten und am wenigsten versprechenden Vereine mit einiger Hoffnung entgegenzusehen.“

Das sind keine blendenden Resultate, aber kann man nach nur 4 jähriger Probezeit für die Zuangriffnahme des schwierigsten aller genossenschaftlichen Probleme, ja aller sozialen Probleme überhaupt, der Organisation der untersten, am schlechtesten entlohnten, unregelmäßig beschäftigten Arbeiterklasse, viel mehr erwarten? — Und was empfiehlt Herr Greening an Stelle des Rochdaler Prinzips?

„Wir müssen“, sagt er, „einen greifbaren Mittelpunkt für die Vereine der Großstädte finden; die Großeinkaufsgenossenschaft ist für die Londoner Massen ein zu abstrakter Begriff, repräsentiert für sie nur Interessen und Anschauungen von in weiter Ferne lebenden Menschen. Was not thut, ist ein heimatlicher und nachbarlicher Mittelpunkt, Männer und Frauen, die man in den anliegenden Häuserreihen kennt. Haben wir diesen gefunden, so ist der erste Schritt zum Erfolg gethan.“ — „Dieser Mittelpunkt soll gefunden werden in den Angestellten des Konsumladens. Durch die Beteiligung am Gewinn sollen sie veranlaßt werden, die Sache des Vereins zu der ihrigen zu machen; sie müssen wissen, daß sie etwas zu gewinnen oder zu verlieren haben.“ — —

„Die Hälfte des Reingewinns soll den Konsumenten zufließen, die andere Hälfte soll dazu dienen, ein dauerndes und immer wirksames Interesse an dem Verein zu erregen, in der Weise, daß 25 % des Gewinns den Angestellten zufließen, die übrigen 25 % auf Gemeinzwecke kommen.“

An und für sich ist die Gewinnbeteiligung Einzelner, hier der Angestellten, ein ungenossenschaftliches Prinzip, denn die Eliminierung des Profits durch seine Rückvermeisung an die Gemeinschaft der Konsumenten ist damit aufgehoben. Es ist eine nicht immer erfüllte Pflicht der Genossenschaft, bahnbrechend zu sein in Bezug auf gute Entlohnung, gute gesundheitliche Zustände und mäßige Arbeitszeit für ihre Angestellten; aber man mache diese Angestellten nicht zu einer

mit Zuhilfenahme von Freikonzerten zu veranstalten, den Zuhörern die Vorteile des Konsumvereins klar zu machen und den erzielten Eindruck durch Stimmenwerbung in der Nachbarschaft zu ergänzen. In eine genügende Anzahl von Arbeitern gewonnen, so wird ein Zweig der People's Cooperative Society gegründet, der obligat. London allmählich mit einem Netz solcher Zweige zu durchziehen. Diese unterstehen der Kontrolle der Großeinkaufsgenossenschaft solange, als sie mit dem von ihr entlehnten Gelde arbeiten. Für die Dauer der Kontrolle ist die Großeinkaufsgenossenschaft für die in den Konsumläden eingelegten Summen haftbar; mit der Kontrolle hört auch die Garantie auf. Bei Vorschuß des halben Kapitals stehen ihr fünf Siebentel der Dertretung zu, bei Vorschuß von mehr als einem Viertel vier Siebentel, von weniger als einem Viertel den Siebentel 2c. Das von der Großeinkaufsgenossenschaft vorgeschossene Kapital soll allmählich durch Anteile von 1 Pfd. pro Kopf ersetzt werden. Diese Anteile werden entweder durch Zahlung eines Schillings zu Anbeginn und weiterer 3 d. pro Woche oder durch die Dividende gedildet und können jederzeit zurückgezogen werden. Einkaufspreis wird nicht gezahlt. Ein Anteilschein berechtigt den Besitzer zu Mitgliedschaft in Dereinen aller Teile Londons, ebenso sind Checks auf einen Laden im andern einlösbar, so daß im Falle des Wohnungswechsels Kapital und Mitgliedschaft kosten- und lastenfrei übertragen werden können.

*) Kongreßbericht für 1899 Seite 10 Joint Propaganda Committee

Digitized by Google

kleinen Gruppe von Ladeneignern, d. h. man setze nicht an Stelle der Gesamtheit der teilhabenden Käufer wenige Verkäufer. Greening ist ein alter und eifriger Anhänger der reinen Produktivgenossenschaft (Copartnership of Labour) und will ihr Prinzip gewiß im reinsten Glauben an seine Kraft auch auf die Konsumgenossenschaften angewendet sehen. Es ist das ein Experiment, das im besten Falle dazu führt, an Stelle eines einzigen Ladeninhabers eine kleinere oder größere,' immer aber engbegrenzte Zahl von Eigentümern zu setzen, während die Teilhaberschaft am Konsumverein jedem Käufer offen steht und offen bleibt, weil ihr Gedeihen mit der Zahl der Teilhaber-Käufer wächst.

Allein ganz abgesehen von der Verwässerung des konsumgenossenschaftlichen Prinzips, wie denkt sich Greening die Ausführung seines Vorschlags? Was ist z. B. dabei gewonnen, wenn die 2—3 Angestellte, die gegenwärtig auf je einen Londoner Volksverein kommen, am Gewinn beteiligt werden? Werden sie dem beständigen Wechsel der Bevölkerung steuern können; wird ihr Interessenanteil die von der Großeinkaufsgenossenschaft aufgewendete Arbeit und Mühe ersetzen können? Und wo soll der Gewinn hergenommen werden, an dem man sie beteiligt? Ein Experiment, das auf der Organisation der Käufer beruht, kann doch unmöglich auf einer Gewinnbeteiligung der Verkäufer begründet werden. Nicht darum handelt es sich, zunächst Verkäufer zu finden, die sich auf ihre Interessen verstehen, sondern nun Käufer, die den Sinn und Nutzen genossenschaftlicher Organisation begreifen lernen und um Verkäufer, die selbst wiederum in ihrer gleichzeitigen Eigenschaft als Käufer am Geschäft beteiligt sind, als Verkäufer aber nur fähige, gewissenhafte und ihrer Leistung entsprechend besoldete Beamte sind. Nach dem Greeningschen Plan sollen die am Gewinn beteiligten Angestellten den Mittelpunkt, den stabilen Kern der Volksvereine bilden, der heute fehle. Aber werden sie ein Aquivalent bieten können für den gewaltigen Mittelpunkt, von dem alle diese einzelnen Vereine auslaufen und in den sie münden, die große Einheit in der Zersplitterung, welche die Großeinkaufsgenossenschaft gewährt? Greening nennt diese Einheit zu abstrakt für die Londoner Massen. — Nunwohl, sie müssen gelehrt werden diese Abstraktion durch die von ihr in Wort und That geleistete und immer wieder geleistete Unterstützung als greifbare Wirklichkeit zu empfinden. Trotz der „tötlichen Apathie", mit der sie nach Ausage eines der Diskussionsredner zu kämpfen haben, ist der Gedanke und die Art der Inangriffnahme der Volkskonsumvereine richtig und bisher liegt ein intelligenterer Versuch der genossenschaftlichen Organisation in großen Bevölkerungszentren meines Wissens nicht vor. Die Probezeit ist eine zu kurze, die Entwnrfigung eine zu frühe. Sie sind nur ein Glied, aber ein wichtiges Glied bei der Behandlung des Problems der Armut. Sie stehen und fallen mit den andern Versuchen zur Hebung der Lage der unteren Volksklassen, der Beseitigung des Sweating-Systems, der Sanierung der Armenviertel, der Wohnungsreform. Bei stetiger Arbeit und besserer Entlohnung wird die „tötliche Apathie" von selbst weichen, und der Vereins-Laden ist nicht nur Mittel zur Verbilligung und Verbesserung der Lebensmittel, sondern auch agitatorischer Mittelpunkt zur allgemeinen Aufbesserung der Lebenshaltung.

Vor allen Dingen darf man nicht erwarten, eines tief wurzelnden, jahrzehntelanger Verkümmerung und Freudlosigkeit entspringenden Stumpfsinns in 3—4 Jahren Herr zu werden. Neben praktischer Geschäftstüchtigkeit gehört reformatorischer Eifer und Begeisterung dazu, die nicht leicht verglüht; etwas von dem inneren Feuer, das die halb wahnsinnige Agitation der Heilsarmee durchglobert. Freilich, die englischen Genossenschaftler sind große Herren und scheinen es übel zu vermerken, daß ihre „bedürftigen Brüder" sie nicht mit offenerem Armen empfangen. Ist es ihnen indeß mit ihrem reformatorischen Eifer Ernst und ist er groß genug, um Ausdauer und Opferwilligkeit für das begonnene Werk zu sichern, so sind sie eher in der Lage, in den Londoner Slums Fuß zu fassen, als irgend welche andere Organisation. Sie haben 1. die pekuniären Mittel zur Unterstützung der Ladengründung durch Vorschüsse und für die Agitation im großen Style; 2. sind sie in der Lage, die Neugründungen einer sachkundigen Aufsicht aus ihrer eigenen Mitte zu unterstellen; 3. haben sie das Mittel, welches lockt, sobald es begriffen ist, nämlich das des pekuniären Vorteils für die Mitglieder, die Dividende.

Wie weit der oft erörterte Punkt der individuellen Kreditgewährung in Betracht zu ziehen ist, ist eine offene Frage, die nicht damit abgethan ist, daß der Kredit als ein dem Geist der Genossenschaft widersprechender Teufel aus der Konkurrenzwirtschaft geschildert wird. Ein weise gehandhabter Kredit in Zeiten von Krankheit und Arbeitslosigkeit würde auch solchen Familien den Beitritt ermöglichen, die heute buchstäblich auf den kreditgebenden Schmuthändler angewiesen sind.

Während so die Grenzen der Genossenschaft nach unten hin trotz aller Erörterungen und Experimente immer noch Problem sind, ist ihre Ausbreitung in den Reihen der besser gestellten Arbeiter eine stetige.

Die Fortschritte der Bewegung kommen in Zahlen in diesem Jahre nicht vollständig zum Ausdruck, weil die 1897 eingegriffenen landwirtschaftlichen Genossenschaften Irlands, deren Entwicklung als eine sehr günstige geschildert wird, keinen Bericht erstattet haben. 1898 kamen auf 1603 berichterstattende Vereine 1,646,087 Mitglieder gegen 1,591,455 Mitglieder auf 1686 Vereine im Vorjahre.

Eine relative in den letzten Jahren regelmäßig wiederkehrende Abnahme der Vereine*) ist eine Folge der zunehmenden Verschmelzung kleiner Gesellschaften miteinander oder ihre Auffassung durch größere Vereine. Eine Resolution der Zentral-Genossenschaftsbehörde begrüßt diese Konzentration als das beste Mittel, schwache Vereine zu kräftigen und Konkurrenzkämpfen innerhalb der Bewegung vorzubeugen. Es ist interessant, wie sie auch in der Genossenschaft wieder einschleichen, gleichzeitig aber Mittel und Wege zu ihrer Beseitigung gegeben sind. Der Konkurrenzkampf erscheint hier als das sogen „overlopping", d. i. das Ueberschreiten der Grenzlinie der Gebiete einzelner Läden und Werkstätten, und der Gewinnung von Käufern jenseits des eigenen Gebietes durch Unterbietung hinsichtlich des Preises oder Ueberbieten durch das Versprechen höherer Dividenden. In der Hauptsache regelt sich die Angelegenheit wie oben durch freiwillige Verschmelzung benachbarter Vereine, wenn nötig, mit Zweigabteilungen. Trotzdem hat man eine besondere Kommission ernannt, die in streitigen Fällen über die Existenzberechtigung konkurrierender Vereine und die Möglichkeit der Föderation zu entscheiden hat

Wie in den kapitalistischen Betrieben, so tauchen auch in diesem genossenschaftlichen „Staate im Staate" die Streitigkeiten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wieder auf. Allein wie im Falle der Konkurrenz der Vereine, liegen auch hier die Mittel des Ausgleichs näher und werden bereitwilliger ergriffen, als in der kapitalistischen Wirtschaft. Die schiedsgerichtliche Thätigkeit einer zu gleichen Teilen aus Trade Unionisten und Genossenschaftlern bestehenden Kommission ist noch in ihren Anfängen, läßt aber für die Zukunft das Beste erwarten. Es hat sich so auch aus der Praxis die theoretisch bereits betonte Thatsache ergeben, daß Gewerkschaft und Genossenschaft einander nicht überflüssig machen, sondern daß sich beide im Wirtschaftsleben ergänzen und gegenseitig kontrollieren müssen, daß während die Genossenschaft den Arbeiter als Konsumenten zu schützen und zu fördern, die Gewerkschaft seine Stellung als Produzent auch innerhalb der genossenschaftlichen Produktion zu wahren hat.

*) Abgesehen von dem Fehlen der sich auf 300 belaufenden irischen Vereine.

Digitized by Google

Von der Erörterung einer Reihe wesentlicher, auf dem Kongreß verhandelter Punkte, wie die Frage einer reichsgenossenschaftlichen Parlamentsvertretung, der genossenschaftlichen Altersversicherung und Altenspensionen, die Fortschritte der genossenschaftlichen Produktion, der glänzende Erfolg des Kampfes der schottischen Vereine gegen die maßlosen Angriffe der privaten Händler, sehe ich hier ab, halte es aber an dieser Stelle für geeignet, auf die erzieherischen Bestrebungen der Genossenschaft noch etwas näher einzugehen.

Im Jahre 1896 hatte man auf dem Kongreß zu Woolwich eine spezielle Erziehungskommission eingesetzt, die beauftragt war, die durch die veränderten Verhältnisse notwendig gewordenen neuen Wege zu prüfen, welche die genossenschaftliche Erziehung einzuschlagen habe. Bis zur späten Einführung des zwangsmäßigen Elementarschulunterrichts im Jahre 1870 hatte die Genossenschaft ein weites und segensreiches Feld für ihre erzieherische Bethätigung, das seither der Staat übernommen hat. Ebenso läßt sich jetzt die Gemeinde Gründung und Führung öffentlicher Lesehallen angelegen sein.

Diese und ähnliche Gründe veranlaßten viele Vereine, die früher zu Erziehungszwecken hinterlegten Summen auf die Dividenden zu schlagen. Die neue Kommission sollte demgegenüber 1. den Vereinen die Notwendigkeit und die Vorteile genossenschaftlicher Erziehung klar machen und sie zur Zahlung von Beiträgen bestimmen; 2. einen neuen Plan ausarbeiten zur Förderung a) rein genossenschaftlicher Ausbildung in Theorie und Praxis der Genossenschaft, b) allgemeiner besserer Ausbildung und der Gewinnung solcher Kenntnisse, die zur sachkundigen Erfüllung der Pflichten als Staats- und Gemeindebürger befähigen.

Auf dem diesjährigen Kongreß hat die Kommission mit lebhafter Genugthuung ein kräftiges Wachstum der Thätigkeit in den bezeichneten Bahnen festgestellt. Sie hat Unterrichtsklassen 1. für Geschichte und Prinzipien der Genossenschaft; 2. für Wirtschaftsgeschichte; 3. für Verwaltungslehre und Bürgerpflichten; 4. für Buchhaltung in zahlreichen Vereinen eingerichtet. Die Schülerzahl belief sich im vergangenen Jahre auf 1114, darunter 260 weibliche. 573 derselben unterzogen sich Prüfungen und 391 sandten Preisarbeiten ein. Acht für die besten Schüler ausgesetzten Preise von je 2 Pfd. St. 10 Sh. wurden mit der Bedingung verteilt, sie entweder zur Teilnahme an Jahreskongreß der Genossenschaft oder an einer anberaumten Konferenz der Erziehungskommission mit den Oxforder Leitern der Volkshochschulkurse (University Extension) zu benutzen.

Um in den Kindern das Interesse an der genossenschaftlichen Arbeit zu wecken, sind ferner Doppelkurse für Kinder von 10 bis 13 und von 13 bis 16 Jahren eingerichtet worden. Von ihnen haben sich 1139 gegen 722 im Vorjahre Prüfungen unterzogen; das dem Unterricht zu Grunde liegende Textbuch „Talks on Cooperation“ ist 8912 mal verkauft worden.

Vorlesungen mit den in England so beliebten Wandbildern (Lantern Lectures) sind veranstaltet worden und in allen genossenschaftlichen Sektionen haben Redner aus den Reihen der Lehrer der Volkshochschulkurse Vorträge gehalten, so über Thomas More, die Genossenschaft im Tierreich, die industrielle Revolution ꝛc.

Für das kommende Jahr sind Kurse über die Zukunft der Gemeindeverwaltung und die Wohnungsfrage in Aussicht genommen.

Die jährlichen Bewilligungen für Bildungszwecke sind in den letzten Jahren stetig gestiegen und betrugen für 1898 53 343 Pfd. St. gegen 52 603 Pfd. St. im Vorjahre.

Erwähnen möchte ich zum Schluß noch eine einstimmig angenommene Resolution, die es der Genossenschaft zur Pflicht macht, der Wohnungsfrage näher zu treten, die Möglichkeit der Kapitalverwendung zum Bau guter Häuser zu prüfen, die zu möglichst niedrigen Mietpreisen an Mitglieder abgegeben werden sollen*). Gegen den Vorschlag des Verkaufs solcher Häuser wurde mit Fug und Recht geltend gemacht „er schaffe nur eine Reihe Privateigentümer, helfe denjenigen, die sich selbst zu helfen fähig seien und lasse den eigentlichen Kern der Wohnungsfrage, die gesunde Behausung der wirklich Hilfsbedürftigen unberührt.“

Fraglos greift die Genossenschaft hier unmittelbar in das Gebiet der staatlichen oder doch gemeindebehördlichen Aufgaben über. Allein sie hat vor der Zeit des Schulzwanges und der Gemeinde-Lesehallen, wie wir sahen, auch auf diesen Gebieten erfolgreich vorgearbeitet, und sich andern Arbeiten zugewendet, als ihre Mission erfüllt war.

Es kommt hier Schritt für Schritt zum Ausdruck, was diese Bewegung so eigenartig interessant macht. Aus der freiwilligen Vereinigung zum Kramladen, erwächst eine mächtige freiwillige Verkörperung des kollektivistischen Prinzips der gemeinsamen Fürsorge aus gemeinsamen Mitteln. Wir sehen, wie ein Teil der übernommenen Aufgaben an einem gewissen Grenzpunkt Sache des Staats oder der Gemeinde wird, während die entlastete Genossenschaft sich andern Gebieten zuwendet, um in neuer Richtung Bahn zu brechen.

Streiflichter.

Neue Lieder fürs Volk. Unter diesem Titel hat Ludwig Jakobowski (unsern Lesern bekannt durch die Besprechung seines Romans „Ioki“ in Nr. 17 d. Z.) ein kleines Büchlein herausgegeben, dem er in der Halbmonatschrift „Die Gesellschaft“ (Minden i. W. J. C. Bruns, VII. H.) die folgenden Geleitworte mitgiebt:

„Es handelt sich um den ersten Versuch, einen Bruchteil Kunstpoesie dem Volke zuzuführen, das in seiner großen Masse bisher vom Genuß der Litteratur vollständig ausgeschlossen war.

Man glaube doch nicht, daß unsere Nationallitteratur wirklich eine Litteratur für die Nation sei. Vor etwa zwei Jahren priesen ein paar Offiziere ihre Soldaten, ob und was sie vom Bismarck wüßten, diesem zur Zeit populärsten Namen deutscher Geschichte. Das Resultat war tief beträbend. Wenn heute ein Grubendirektor seine Arbeiter, ein Industrieller die seinigen, ein Großgrundbesitzer seine Bauerknechte fragen würde, wer Schiller und Goethe waren, was sie waren, was sie von ihren gelesen oder gehört hätten, das Ergebnis wäre so vernichtend, daß wir endlich einsehen sollten: Unsere gesamte Litteratur hat bis auf den heutigen Tag die Tiefe des Volkes noch gar nicht berührt; nur ein paar Hunderttausende, vielleicht eine Million, wissen von ihr; die sehnliche Bitte Gottfried August Bürgers: „Steigt herab von den Gipfeln eurer wolkigen Hochgelehrtheit und verlangt nicht, daß wir vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch wenigen hinaufklimmen sollen,“ sie ist ungehört verhallt; unsere Poeten haben fortgefahren, „wolkig“ zu bleiben, und so stehen wir nach einer scheinbar glänzenden Litteraturentwicklung von 150 Jahren vor dem schändlichen Ergebnis, daß das Volk die realen Segnungen der Eisenbahn, das politische Stimmrecht ꝛc. erfahren hat, die idealen der Künste nie und nirgends.

Und — wer das Volk kennt, der weiß, wie es nach Kunst hungert. Freilich nach klarer, schlichter, volkstümlicher Kunst. Warum ihm nicht geben, wonach es verlangt! Es langt nach allem Schund, den der Kolporteur ihm ins Haus trägt, und gern opfert der Bauer, Handwerker und Arbeiter ein Nickelstück. Vor mir liegt eine reiche Sammlung fliegender Blätter, „gedruckt in diesem Jahr,“ und in diesem Jahr für mich in schlechten Bauernbüsten gesammelt. Diese 4—8 Seiten kosten je 10 Pfennige. Und welch ein Schund neben hübschen Liedern! Dumme Kouplets („Der Mensch ohne Geld“, Das Wiener Früchtl“), großstädtische Straßenlieder („Margarete, Mädchen ohnegleichen“), Moritzbaten („Das neue Lied von der Wiener Weltausstellung und dem großen Börsenkrach“), wirkliche und ganz Volkslieder, dann ein Uhlandsches Gedicht („Ich hatt' einen Kameraden“), ein Gedicht von Theodor Körner das Gotthesche „Kleine Blumen, kleine Blätter“, freilich arg umgedichtet, eins von Chamisso, ohne Namen, fürchterliche Soldatenlieder u. a. m. sind der begehrte Inhalt dieser zumeist gelesenen Lieder einfacher Bauersknechte und Mägde. Der

*) Die Rochdaler Pioniere haben 300 Häuser und sollen die besten Mietsherren der Stadt sein.

Digitized by Google

ganze Unrat großstädtischer Gassenhauer macht sich breit, verlogenste Sentimentalität ersetzt wirkliches Gefühl („Dein liebes Bild wohnt in mein Herz") und ordinäres Zeug aus Singeltangeln jagt frech und unwiderlich alle naive Freude an Lied, Sang und Kunst in die Flucht.

All das brachte mich zu dem Entschluß, für das Volk ein Bändchen Lieder zusammenzustellen, um einen Versuch großen Stils zu machen. 1. jene Schundlyrik zu vernichten, 2. gute Kunstlyrik zu popularisieren, 3. den Hunger des Volkes nach schlichter Poesie zu befriedigen. Und zwar lag mir in erster Linie daran, die zeitgenössische Poesie zu berücksichtigen. . . .

Es gelang mir, die Kolportagefirma M. Liemann, Berlin, zu veranlassen, diesen großen Versuch zu wagen. Und so erscheint jetzt ein Büchlein: „Mein Lieder für's Volk", 160 S. stark, kleines Format, in einer Erstauflage von 100 000 Stück zum Preise von — 10 Pfennigen. Das Büchlein wird fast nur auf dem Wege der Kolportage in ganz Deutschland vertrieben und gelangt so in die Hände der Kreise, für die es bestimmt ist. Sowohl volkstümliche Strophen und Rhythmen, als auch kunstmäßige Lyrik ist aufgenommen, wenn ihre Ausdrucksmittel leicht verständlich und einfach waren. Ueber hundert Dichter mit über 300 Gedichten steuerten bei. „Das Volk will Masse haben," deklamierte der geschäftskluge Kolporteur und so mußte ich meine Lieblingsidee, 50 Gedichte feinster Auswahl zu bieten, fallen lassen. Um das Büchlein auch künstlerisch gefällig zu gestalten, hat sich der bekannte Maler-Radierer Hermann A. C. Hirzel, dessen Goldschmiedearbeiten diesem Kunstgewerbe neue Bahnen gewiesen haben, entschlossen, seine Kunst gleich mit in den Dienst dieser idealen Sache zu stellen. Seine 4 Zeichnungen sind in ihrer feinen Stimmung und schlichten Form ein wirklicher Schmuck für das Heftchen geworden.

Wie wird dieser erste Versuch wirken? Wird meine Hoffnung, eine Million dieser Büchlein ins Volk zu werfen, in Erfüllung gehen? Werde ich ihm andere folgen lassen können?

Wer weiß! Seine Wirkungen sind nicht von heute auf morgen zu spüren. Sie sind nicht mit Hebeln und Schrauben festzustellen. Aber ich habe schöne Hoffnung in innerer Kraft und zur Seele unseres Volkes. Wer in seinen Kreisen für die Verbreitung Sorge trägt, hilft meine Hoffnung erfüllen und mit an diesem Werke."

Wir können nur wünschen, daß dieser Versuch gelingen möge. Wie ungemein schwierig es ist, „für das Volk" zu schreiben, ist allgemein bekannt. Aber, was für das Volk geschrieben ist, nun auch in das Volk zu bringen ist fast noch schwieriger. Die Herausziehung des Kolportagebuchhandels zu dieser Kulturaufgabe ist überaus wichtig und es wäre nicht unmöglich, daß beim Gelingen solcher Versuche unser gesamtes Buchhandelswesen eine erfreuliche Umwandlung erfahren könnte.

* * *

Die Begründung einer internationalen Vereinigung, d. h. also die praktische Anerkennung des Prinzips des Internationalismus auf dem Gebiete der universitas litterarum, wie sie theoretisch stets bestanden hat, kündigte der ständige Sekretär der philologisch-historischen Klasse von der preußischen Akademie der Wissenschaften, Geh. Rat Prof. Dr. Diels in einer Rede an, die er zur Leibnizfeier über: „Leibniz und das Problem der Universalsprache" hielt. Nachdem er mit Wärme für das Englische als die praktische Weltsprache der Zukunft eingetreten, während das Lateinische nach wie vor als wissenschaftliches internationales Verständigungsmittel beibehalten werden sollte, fuhr er fort:

„Der Drang nach nationaler Einigung ist gestillt, der Trieb nach Verbindung nationaler Kultur kann sich nach allen Richtungen hin frei auswirken. Das 19. Jahrhundert hat seine Aufgabe erfüllt: es war die nationale Integration der Kulturvölker. Nun pocht das 20. an seine Pforte und stellt eine neue Aufgabe: die internationale Vereinigung. Eine Weltnation wie die deutsche kann sich dieser Verpflichtung nicht entziehen. Wie die Staaten sich eben im Haag auf den Ruf des Zaren versammelt haben, um internationale Friedensgarantien zu schaffen, so wollen sich im Herbste die deutschen Akademien mit den vornehmsten fremden Akademien in Wiesbaden versammeln, um eine „Internationale Vereinigung" zu gründen. Die Berliner Akademie hat sich diesem Friedenswerke, das die wissenschaftliche Arbeit des kommenden Jahrhunderts fördersam auszugestalten berufen ist, nicht entziehen wollen. Sie hat mit der altehrwürdigen Londoner Royal Society auf den Wunsch der übrigen deutschen Akademien die Einladungen erlassen. Wir hoffen, daß dies schwierige Unternehmen gelingen werde.

Wann wird man aber in preußischen Regierungskreisen und in einer bestimmten Presse aufhören, den von dem Kulturstreben unserer Zeit geforderten Internationalismus in einen unwahren und schiefen Gegensatz zum Patriotismus zu stellen?

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Ueber Schopenhauer zu Kant. Von Wilhelm Deutschümler. Wien, Verlag von Jacob Dirnböck.

Christus redivivus. Von Emil Blühhamm. Teil I: Die Voraussetzungen aller Wissenschaft. Berlin, Verlag von C. A. Schwetschke.

Aristoteles. Von Hermann Siebeck (Frommanns Klassiker der Philosophie VIII). Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte.

Ein Auskunftsbuch
herausgegeben von der
Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
Zweite vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage.
Ueber 600 Seiten gr. 8°.
Kartoniert Preis M. 3,—; in Leinwand gebunden M. 3,60.

Ausführliche Prospekte stehen zu Diensten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Moderne Philosophen
Porträts und Charakteristiken.
Von
Dr. M. Kronenberg.
Inhalt: I. Hermann Lotze. — II. F. A. Lange. — III. Viktor Cousin. — IV. L. Feuerbach. — V. Max Stirner.
Geh. 4 ℳ 50 ₰; geb. 5 ℳ 50 ₰.

Postkarten
mit ethischer Devise,
100 Stück inkl. Porto liefert gegen Einsendung von 2,70 Mk. (50 Stück 1,50 Mk.)
Lithographie-Anstalt Landmann & Mohn, Ahm, Hauptwache 20.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin-Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8883.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Kompareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Anzahme in allen Annoncenverwaltungen und in der Expedition W., Potsdamerstr. 111a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 111a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 15. Juli 1899. | Nr. 28.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Das alte und das neue Deutschland. — Die Einheitlichkeit des Universitätsunterrichts. Von Dr. Schmidkunz. — Die Arbeiterfrage in der Reichshauptstadt. Von Dr. Katzenstein. — Geistige Gesetze. Von Emerson. — Streiflichter: Zum internationalen Frauenkongreß in London. — Aus der ethischen Bewegung. Wiesbaden. — Sprechsaal. — Bücherschau.

Das alte und das neue Deutschland.

In einer öffentlichen Versammlung in Jena erinnerte neulich ein Nationalsozialer unter großem Beifall seiner Gesinnungsgenossen an die „schmachvolle Zeit", in welcher der Deutsche im Auslande geringgeschätzt worden sei und feierte die Machtpolitik der letzten Jahrzehnte, die uns überall auf dem Erdenrund den gehörigen Respekt verschafft habe. Nichts ist charakteristischer für die Bergröberung des deutschen Vaterlandsgefühls als diese oft gehörte Behauptung. Der Redner hat vollkommen Recht: Für alle diejenigen Bootier, welche eine Nation nach der Zahl ihrer Unteroffiziere und ihrer Torpedos einschätzen und welche sich durch ein fabelhaftes Selbstgefühl imponieren lassen — für alle diese war allerdings das Deutschland von Goethe und Schiller, von Kant und Fichte durchaus der Verachtung würdig und für diese ist heute die bis an die Zähne bewaffnete und schneidig regierte Nation ein höchst respektabler Anblick. Aber es wäre doch den Bewunderern dieser militärischen Kultur im eigenen Lande einmal zu wünschen, daß sie erführen, wie der wirklich gebildete Ausländer heute über Deutschland urteilt. In solchen Kreisen wird der Deutsche heute empfangen wie der Sohn einer edlen aber heruntergekommenen Familie. Rußland verzeiht man manche Barbarei — aber wie es möglich ist, daß die Deutschen sich nach einer so glorreichen Zeit des freien und würdigen Denkens über menschliche Dinge in einem so entwürdigenden System von polizeilicher und disziplinarischer Bevormundung zusammenfinden und sich dann durch ein brutales nationales Machtgefühl für die individuelle Unterthänigkeit entschädigen mochten — das will und kann heute kein denkender und geschmackvoller Ausländer verstehen. Und er selber, der eifrig Deutsch lernt, nicht aus Furcht vor den deutschen Waffen, sondern um die Kunst, Litteratur, Philosophie und Pädagogik des alten Deutschland zu verwerten für die eigene Kultur — er kann nicht dieses moderne Deutschtum verstehen, welches das Größte, was die Nation hervorgebracht hat, nämlich ihre Gedanken über Erziehung und Bildung, den fremden Völkern zur praktischen Verwertung überläßt, während es für die eigene Nation den Hurrahpatriotismus und die religiöse Ueberfättigung als Grundlagen der Jugenderziehung duldet. Oder wissen die Herren Nationalen nicht, daß man in England und Amerika längst dabei ist, die großen pädagogischen Denker der deutschen Vergangenheit unmittelbar für die pädagogische Praxis wirksam zu machen? Und unsere Jugend muß darben, weil die kirchliche und politische Rechtgläubigkeit heute für den Lehrer wichtiger ist als sein begeistertes Aufgehen in den Bildungsgedanken jener „schmachvollen" Zeit, in der wir noch kein herrliches Kriegsheer, und keine schneidigen Assessoren hatten und in welcher der Dichter der „Iphigenie" Minister wurde und ein Superintendent in einem großartigen Geschichtsgemälde Jesus Christus in den großen Zusammenhang der natürlichen Bildungsgeschichte einreihte. In jener Zeit schrieb auch eine geistreiche Französin ein Buch über Deutschland, in welchem das Urteil des gebildeten Auslands über unsere damalige Kultur seinen dankbarsten Ausdruck fand.

In kommerziellen Zeitschriften des Auslandes findet man heute öfter Artikel über die Ursachen des industriellen Aufschwungs Deutschlands; alle stimmen darin überein, daß er vor allem die deutsche Wissenschaft ist, auf der alle unsere bahnbrechenden industriellen Eroberungen beruhen — diese beneidete deutsche Wissenschaft aber, mit ihrer fast religiösen Hingebung, sie kommt nicht aus der Aera der Erfolgsanbetung, sondern sie hat ihre Wurzel in dem alten deutschen Idealismus, in jener tiefen und selbstlosen Hingebung an die gemeinsamen Güter der menschlichen Kultur, in jenem unerschütterlichen Wahrheitsernst, der keine Kompromisse mit persönlichen Wohlgefühlen und Neigungen kennt — jenem Geist, der vor allem in Lessing, Goethe, Schiller und Fichte verkörpert ist.

Und da kommen nun die Nationalsozialen und predigen, daß wir zur Eroberung neuer Märkte für unsere Industrie ein starkes Heer und eine starke Flotte brauchen und sehen nicht, daß eben diese brutale und hungrige Auffassung der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung unfehlbar die grundlegenden ideellen Faktoren unserer nationalen Produktivität zerstören muß.

Wir bekennen uns in dieser Frage zu dem Worte Christi: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches Alles zufallen", d. h. „Erfüllet mit edler Menschlichkeit und heiterer Nachgiebigkeit all Eure Arbeit und all Euren Verkehr, so werden nach dem ewigen Gesetz des Kosmos unfehlbar die Kräfte der Natur in Euren Dienst treten."

Der Mensch siegt über die rohe Natur nicht als Bestie sondern als Mensch, und diejenige Nation wird vom Weltgesetze selber den größten Anteil an der Verarbeitung des

Digitized by Google

Stoffs und der Verwertung der Kräfte zuerteilt bekommen, die am wenigsten durch brutale Begierde sich stören läßt in der Klärung und Verfeinerung der Gedanken und Gefühle, die den Menschen mit dem Menschen verbinden und sein ganzes geistiges Sein vom Selbstkultus erlösen. Und der nationale Egoismus ist nur eine andere Form des Selbstgenusses. F.

Die Einheitlichkeit im Universitätsunterricht.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Wilmersdorf).

(Schluß.)

Eine begreifliche Konsequenz dieser Sachlage ist nun der Umstand, daß man sich heute, und zwar selbst in pädagogischen Fachkreisen, gewöhnt hat, mit zwei Hauptgattungen von Schulen zu rechnen: mit der sogenannten Erziehungsschule oder Lebensschule oder (nach Pestalozzi) Menschenschule einerseits und der sogenannten Fach- oder Berufsschule andererseits. Man achte genau auf dieses Oder: Fachschule und Berufsschule werden identifiziert. Und Erziehung wie Allgemeinbildung werden scharf unterschieden von der „wissenschaftlichen, künstlerischen, oder Fachbildung". Die Pädagogen, welche die Angelegenheiten der Lehrerseminare erörtern, wenden sich scharf gegen ein Mischen beider Gattungen in diesen (vergl. die schon erwähnten „Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung", z. B. 1. Heft: „Die Stellung der Herbartschen Pädagogik zur Frage der Lehrerbildung", von Rektor Dr. Wohlrabe, 1897, bes. S. 21).

Dagegen sei vor allem auf Eins aufmerksam gemacht. Die Herbartsche Richtung in der Pädagogik, aus der gerade solche Forderungen nach reinlicher Scheidung jener beiden Schulgattungen kommen, hat unter anderen großen Verdiensten auch das, daß sie Erziehung und Unterricht mit Recht einander nahe gerückt hat und insbesondere jeden echten Unterricht — unterschieden von bloßer Belehrung — als einen erziehenden oder erziehlichen haben will und in ihm das beste Mittel einer Erziehung sieht. „Ich gestehe," sagt Herbart, „keinen Begriff zu haben von Erziehung ohne Unterricht, wie ich rückwärts keinen Unterricht anerkenne, der nicht erzieht."

Wieso kommt nun gerade diese pädagogische Richtung zu der vorerwähnten scharfen Trennung von Erziehung und Allgemeinbildung einerseits, Berufs- oder Fachbildung andererseits? Ich glaube, der Grund liegt eben in dem, was unsere Hochschulpädagogik ganz eigens überwinden will: Darin nämlich, daß man die lehrende Uebermittlung von Wissenschaft und Kunst noch nicht recht als Unterricht anerkennt. Auch die Herbartsche Pädagogik hat es hierin trotz einer Fülle wertvoller Einzelheiten noch nicht zu einem festen Standpunkt gebracht. Aber sobald man Ernst macht mit einer Anerkennung des Wissenschafts- und Kunstlehrens als eines Unterrichtens, muß gerade der Herbartianer der erste sein, der nun bei Unterricht auch gleich wieder an Erziehung denkt und einen bloßen Berufs- und Fachunterricht nicht als echten Unterricht gelten läßt.

Für die Pädagogik der Herbartianer wird hier die Dringlichkeit vorliegen, zum Problem der Hochschulpädagogik entschieden Stellung zu nehmen, durch klipp- und klare Aufwerfung und Beantwortung der Frage: Unterricht oder nicht Unterricht? Und sodann folglich: Erziehungsschule oder Fachlehrschule? Für jegliche gegenwärtige Pädagogik aber wird sich die Notwendigkeit ergeben, die Hochschule nicht so ohne weiteres der Allgemeinbildungs- oder Lebens- oder Menschenschule entgegen und als Berufsschule mit einer Fachschule gleichzusetzen. Ich glaube, wir dürfen nicht diese Zweiteilung machen, sondern müssen eine andere Zweiteilung machen: die Erziehungs-, die Fachschule. In dieser wird lediglich ein engbestimmtes Wissen oder Können oder beides vermittelt; erzieherisch mag dieses Vermitteln wirken, Erziehung zu beabsichtigen braucht es nicht. So ist es z. B, wenn jetzt jemand von uns Italienisch lernen will und dazu sich an einen Privatlehrer wendet oder in ein Sprachlehrinstitut begiebt; so ist es in den mehr handwerksmäßigen eigentlich sogenannten „Fachschulen". In jener Schulgattung aber, in der Erziehungsschule, wird nichts gelehrt ohne die Absicht, den Menschen auch ethisch zu ertüchtigen, noch mehr: ohne die Absicht, den ganzen Menschen möglichst vollkommen zu prägen, also zugleich mit einem Hinüberschreiten über Spezialbildung; worin dieses Hinüberschreiten besteht, werden wir noch nachher andeuten; vorläufig kennen wir es ja unter dem allerdings sehr gefährlichen Titel der „Allgemeinbildung".

Nun aber kann eine solche Erziehungsschule zweierlei verschiedene Zwecke haben: erstens den, Lebensbildung überhaupt, sei es eine niedrigere sei es eine höhere, zu geben, ohne das Absehn auf einen bestimmten Beruf; zweitens den, Bildung für einen bestimmten Beruf zu geben. In jenem Fall wollen wir sie Lebensschule, in diesem Berufsschule nennen (einschließlich etwaiger Berufsvorbereitungsschulen). Damit also wäre diese, die Berufsschule, toto genere verschieden von der Fachschule. Und dies entspricht schon der längst vollzogenen Ueberwindung des frühen Altertums mit seinem Mangel an dem Begriff „Beruf" im christlichen Sinn der Berufung, der vocatio. Für uns muß „Beruf" ein sehr hoher Begriff sein, weit über dem Erlernen von Italienisch oder von Klavierspiel stehend.

In diese zweite Art der erziehenden Schulgattung, in die Berufsschule, wollen wir jede Hochschule, voran die Universität, hineindenken; eine Mischung aus der Berufsschule oder wenigstens einer Berufsvorbereitungsschule einerseits und der Lebensschule andererseits ist trotz allem noch das bisherige Gymnasium und wird es, mit all den drückenden Folgen für unser Bildungswesen, so lange bleiben, als man, offen gesagt, nicht weiß, was man mit ihm will, und als man nicht die bange Frage nach der Bedeutung des Gymnasiums endlich im Sinn eines Columbuseies beantwortet, nämlich durch eine Teilung des Gymnasiums in ein Nacheinander zweier Schulstufen, einer lebensbildenden und einer berufsvorbildenden Stufe, von denen dann meiner Ueberzeugung nach jene die sogenannte realistische, diese die sogenannte humanistische oder idealistische Seite zu übernehmen hätte — letzteres auf Grund meiner weiteren Ueberzeugung, daß die Universität in allen ihren Teilen die griechische und lateinische Grundlage beibehalten soll, die dann ebenfalls zu den Momenten ihrer Einheitlichkeit gehören muß.

Also die Universität sei eine Erziehungsschule, sie richte sich auf die Ertüchtigung des Menschen als ganzer Persönlichkeit, aber sie thue es mit der streng festzuhaltenden und zwar gleich von Anfang an einzuhaltenden Beziehung auf den jeweils beabsichtigten Beruf; sie sei eine Berufsschule, keine Fachschule, und nicht bloß eine Lebensschule! Was damit im Einzelnen gesagt sein soll, muß erst aus einer weiteren Ausbildung der Pädagogik hervorgehen; sie hat bisher, so viel ich sehe, weder praktisch noch theoretisch den Begriff der Berufsschule einigermaßen zulänglich entwickelt. Wir werden im Folgenden einige kleine Anläufe dazu nehmen. Hier nur noch eine Andeutung von dem, was eine Hochschule bieten soll, wenn sie also, wie wir voraussetzen, eine Erziehungsschule sein und auf den ganzen Menschen wirken will. Sie soll, glaube ich, homogene und verhältnismäßig kleine Lehrkörper und ebensolche Schülerschaften haben. Werfen wir nun einen Blick auf unsere meisten philosophischen Fakultäten, zum teil auch auf die medizinischen und juristischen, so dürfen wir sagen: diese ungefügen großen Lehrkörper mit ihrer stellenweise so kunterbunten Zusammensetzung können innerhalb dieser noch bunteren Studentenmassen auf den Einzelnen nicht im Sinn einer verantwortungsvollen geschlossenen Menschenbildung einwirken

Digitized by Google

und sind jedenfalls ein Haupthindernis der Einheitlichkeit im Universitätsunterricht.

Aehnliche Uebelstände sind ebenfalls schon in den Kritiken der Verhältnisse unserer Lehrerseminare gerügt worden; ja man kennt und bekämpft sie längst in allen pädagogischen Verhältnissen. Hier gilt der Satz: „Ohne Zweifel begünstigen kleinere Schulsysteme die Einheitlichkeit im Lehrerkollegium, die gegenseitige Durchdringung der einzelnen Glieder, die Geschlossenheit der Arbeit. Der Einfluß der Erzieher wird im kleineren Kreise gesteigert, weil im engeren Kreise innigere Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler sich leichter anbahnen." (Dieselben „Beiträge," 2. Heft: „Zur Frage der Lehrerbildung in Deutschland", von Prof. Dr. W. Rein in Jena; Gotha 1898.) Demgegenüber nun unsere Universitäten mit ihren oft mehreren hundert Lehrern: der eine vielleicht mit Gewalt hinter seinem Schreibtisch hervorgezogen, der andere von der Praxis des Krankenbetts hergeholt, der dritte aus dem Gymnasium herübergenommen; bei den Grundsätzen und Gepflogenheiten für die Zulassung eines Privatdozenten sowie für die Berufung eines Professors das Drinnenstehen in lebendiger Praxis bald als Bedingung gefordert, bald als Gegengrund verdächtigt. Eine einheitliche Vorbildung des Universitätslehrers als solchen fehlt noch mehr, als eine solche für den Seminarlehrer fehlt (vgl. ebenda 5. Heft: „Der Bildungsgang und die Stellung der Seminarlehrer." Von L. S., Gotha 1898): unser „hochschulpädagogisches Seminar" will hier als Ersatz eintreten, könnte aber besten Falls erst in einem Menschenalter die Verhältnisse merklich ändern.

Und die 100 bis 300 Studenten, die manchmal in Einer Vorlesung sitzen — neben dem ersten Semester ein achtes, neben einem künftigen Gelehrten ein künftiger Landrichter, neben dem humanistisch Durchgebildeten ein beträchtlich anders Vorgebildeter, neben dem Einen, der keine Anschauungskraft besitzt, der Andere, der einen graesistischen Kunstausdruck nicht versteht, neben dem ernsten Schüler der belletristische Schlachtenbummler, neben dem nach Unterricht Dürstenden der Spötter, der den Lehrer nach seiner Katheder-figur oder nach seinem Interesse für Ibsen beurteilt — dieser Demos, der vor allem schon den Hauptunterschied mitbringt: den des künftigen Praktikers und des künftigen Theoretikers, und der die Universität von vornherein auf eine alle unsere Erörterungen modifizierende Doppelaufgabe stellt, einerseits Kandidaten, andererseits Doktoranden zu bilden?

Wir brauchen kleine und einheitliche Lehrkörper, kleine und einheitliche Studentenkörper. Machen läßt es sich schon, machen wird es sich im Maß der Durchbildung und Durchführung des Begriffs „Berufsschule" jedenfalls. Damit soll nicht etwa die schon von Fichte bekämpfte Zerschneidung in Fakultäten noch verschlimmert werden; vielmehr glaube ich, daß sich eine größere Zahl engerer Elemente des gesamten Universitätskörpers sogar leichter zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließen läßt.

Nun ein dritter Punkt unseres Weges, auf dem wir zur Einheitlichkeit im Universitätsunterricht gelangen sollen. Er ist das, was man „Formalbildung" zu nennen pflegt. Bekanntlich können wir jemandem irgend einen seelischen Inhalt beibringen entweder zu dem Zweck, damit er diesen allein aufnehme, oder zu dem Zweck, daß er vermittels dieser Aufnahme fähig werde, auch andere Inhalte aufzunehmen. Im ersteren Fall ist die Bildung eine materiale, im letzteren Fall ein formale. Mit beidem wurde bekanntlich viel Unfug getrieben; und den Extremen eines „didaktischen Materialismus" und eines „didaktischen Formalismus" gleich fern zu bleiben gilt als eine der Hauptforderungen gegenwärtiger Pädagogik. Die Formalbildung, und was sich Unseliges an sie knüpft, kennen Sie wohl Alle am ehesten aus dem Streit um die formalbildende Kraft der antiken Sprachen, von denen es also heißt, daß sie weniger um ihrer selbst als um ihrer Geschmeidigmachung des jungen Geistes willen gelehrt werden sollen. Vielleicht kennen Sie den Begriff der Formalbildung auch von der beliebten Definition her, sie sei ein Vermitteln von Können, wie die Materialbildung ein Vermitteln von Wissen. Dort die Fertigkeit, hier die Einsicht. Allein es giebt auch innerhalb des Könnens oder der Fertigkeit eine materiale und eine formale Bildung; beispielsweise kann mir, wenn ich ein Instrument lerne, ein bestimmtes Stück unmittelbar beigebracht werden (Materialbildung), oder es kann mir eine Reihe von Uebungen beigebracht werden, die mir das gewandte Spielen jenes Stücks oder überhaupt irgend welcher Stücke erleichtern (Formalbildung).

Sogar innerhalb der Erziehung giebt es ein solches formales Element. Wir bringen dem Zögling den Gehorsam gegen eine bestimmte Person oder in bestimmten Dingen bei; wir erzeugen in ihm den entschiedenen Willen zu einer bestimmten Art von Thätigkeiten und, was unbedingt dazu treten muß, die leichte Unterordnung der dazu erforderlichen seelischen und leiblichen Vorgänge unter den Willensakt, ihre Mechanisierung, kurz: eine bestimmte Gewohnheit. Wenn wir aber zu dem Einen Gehorsam, zu dem Einen Willen, zu der Einen Gewohnheit erziehen und dies nur eben mit der entsprechenden Geschicklichkeit thun, so wirkt diese Erziehung auch vorbereitend auf andere Fälle des Gehorsams, auf andere Akte des Willens, auf andere Gewöhnungen, demnach als Formalerziehung. Umgekehrt: wer niemals oder nur in ungenügender Weise zu dem einen oder anderen Gehorchen, Wollen oder Gewöhnen herangezogen wurde, wird dann im Reifealter des Lebens sich mit sonstigen Erfordernissen des Gehorchens, des Wollens und des Gewöhnens sehr schwer thun oder wird darin gar nichts leisten; insbesondere wird selbst sein kräftigster Akt des Willens für irgend eine Art von Tüchtigkeiten machtlos sein, da dieser Akt kaum je zur unentbehrlichen Mechanisierung führt; der alte Fehler wird immer wiederkehren.

Ich glaube nun, die Universität ist trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Berufszwecke eine besondere Stätte der Formalbildung. Schon des Unterschiedes halber, den wir zwischen Wissenschafts- und Schulfachunterricht gemacht haben: hier das abgerundete Verfügen über eine schärfer umgrenzte Menge von denen, was zu lernen ist, dort ein in keinem Augenblick genügend fixirbares Verfügen über große Gebiete, die sich stetig verändern, in denen die Auswahl von Provinzen für besondere Vertiefung zum Teil freisteht, und in denen vorwiegend einzelne Partien als mustergebend für Lernen und Forschen den Unterricht bestimmen. Ja, es scheint, unser bisheriges Universitäts-Unterrichten gehe darin bereits sehr weit. Alle jene Vorlesungen und Uebungen, die über ihre Einleitung nicht hinauskommen, sind übertriebene Formalbildung. Der Mangel unserer Universitäten an Kollegien, die gedrängte Uebersichten über größere Gebiete geben, ist ein Mangel an Materialbildung.

Aber jedenfalls müssen wir an der Formalbildung als einem der wichtigsten Teile der Praxis und einem der wichtigsten Kapitel der Theorie der Hochschulpädagogik festhalten. Sie giebt uns nun auch ein Stück Einheitlichkeit im Universitätsunterricht. Sie hält den Unterricht so, daß einzelne Partien des Lehrstoffs vikarierend für einander eintreten können. Sie thut dies innerhalb des einzelnen Fachs, sie thut es aber auch vom einen Fach hinüber in's andere: eine richtige Herandildung im einen Fach giebt so viel Vorbereitung auf ein anderes, als sich eben in allen Wissenschaften und in allen Wissenschaftsdidaktiken Gleiches findet, nicht mehr und nicht weniger. Die spezifische Deutbildung, die für jede Wissenschaft nötig ist, und von der bei den Schulfächern noch keine Rede sein durfte, kann und soll allerdings nicht verwischt werden.

Und jedenfalls leistet uns die Formalbildung an der

Digitized by Google

Universität auch die Gewöhnung an das reine Wahrheitstreben und an das Mittel dazu, an das evidente Urteil, im Gegensatz zu allem parteimäßigen Streben; und dies ist mit ein Grund, warum ich auf die Bedeutung der Hochschulpädagogik für unser allgemeines Wohl so viel Hoffnung setze. Damit aber stehen wir bereits wieder in der erziehlichen Aufgabe der Universität und in dem erziehlichen Wert jedes echten Universitätsunterrichtes. Es gilt eben auch, den Willen zur Wahrheit und zur Urteilsevidenz bilden, die Gefühlswärme dafür erwecken und diesen Zustand zu der bleibenden Disposition einer Gesinnung erheben.

Für alles dies sind die Verschiedenheiten der einzelnen Universitätsfächer im allgemeinen gleichgiltig, so daß auch hier wieder von Einheitlichkeit gesprochen werden kann. Allerdings verlangen — und jetzt machen wir einen Abstecher in die spezielle Hochschulpädagogik — einige Fächer noch mehr als andere diese hochschulpädagogische Ethik: insbesondere sind es, noch ganz abgesehen von der Theologie selbst, Philosophie, neuere Geschichte und Staatswissenschaften, die bekanntlich schon von der Parteien Haß und Gunst umflutteten Hochschuldisziplinen. Ihre jeweilige Besetzung kann auch am ehesten einen Riß in die Einheitlichkeit des Universitätslebens bringen. Nun ist ein Mittel beliebt, diesen Riß wieder gut zu machen. Sitzt nämlich auf einem solchen Lehrstuhl ein Parteimann, etwa ein „katholischer" Philosoph, oder ein „liberaler" Historiker, oder ein „katheder-sozialistischer" Nationalökonom, so gilt es als hohe Staatsweisheit der Fakultäten und namentlich der Ministerien, diesem Parteimann einen Gegenparteimann an die Seite zu setzen, meist „Strafprofessor" genannt: also etwa einen „protestantischen" Philosophen, einen „konservativen" Historiker, einen „individualistischen" (oder dergleichen) Nationalökonomen.

Das soll nämlich eine „Ergänzung" sein — oder wie man es etwa sonst beschönigen will. In der That ist es einer der größten Fehler, der in der Hochschulpädagogik, genauer auf ihrem administrativen Gebiet, gemacht werden kann; ein Gift für die studierende Jugend; eine Verschleuderung von Staatsgeldern. Die zwei Gegner paralysieren sich ja, in dem Maß, als sie eben Parteileute sind; sie sind Gegenkräfte, die eine Hemmung erzeugen, die nicht nur dadurch Null ergeben, sondern noch außerdem durch ihre Reibung Aergernis erregen und die Geister von Evidenz hinweg auf Partei lenken. Was aber thun, wenn irgendwo ein einseitiger Parteimann sitzt? Natürlich sollte dies von vorn herein niemals vorkommen. Ist es aber einmal geschehn, dann verlangt das hochschulpädagogische und schließlich ja auch allgemein pädagogische Prinzip der Einheitlichkeit des Schulwesens, daß man diesen Lehrer mindestens nicht besavouiere. Ja noch mehr: ist etwa sonst noch im betreffenden Staat ein Dozent von dieser Konfessur vorhanden, der untergebracht werden soll, so setze man ihn getrost jenem ersten an die Seite. Man hat dann zwar keinen Idealzustand, aber doch mehr als nichts: man hat wenigstens etwas Bestimmtes und Einheitliches, und man giebt der betreffenden Schulrichtung Gelegenheit, sich auszuleben, vielleicht sogar, ihre Selbstüberwindung zu bescheinigen. Und jedenfalls thue man dies (wenn eine solche Scheidung möglich ist) für die jüngeren Studenten; ältere können die Püffe, die von dem Gegenwirken jener Antagonisten ausgehen, noch eher vertragen.

Ich brauche wohl nicht besonders betonen, daß unsere ganze letzte Erörterung nicht nur Didaktisches, sondern auch Erzieherisches tritt. Allerdings beides in der innigen Vereinigung des „erziehenden Unterrichts". Die Ideale dieses innerhalb der Warte der Wissenschaftspädagogik sind wohl nicht bald so gut gekennzeichnet worden als in der Inaugurationsrede, mit der vor kurzem Croiset, der jetzige Dekan der Faculté des lettres zu Paris, der uns wohlbekannten Stimmungsmacherei den wissenschaftlichen Geist als das Ergebnis aus einzelnen intellektuellen Gewohnheiten entgegenstellte, nämlich folgenden: „Freiheit des Geistes, unermüdliche Beobachtung der Thatsachen, Gefühl für die Schwierigkeiten der Dinge, Vorsicht in den Behauptungen, Kühnheit in der Erfindung provisorischer Lösungen, Gewissenhaftigkeit in der Prüfung derselben und Bereitwilligkeit, sie aufzugeben, wenn sie mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen." („Das neue Jahrhundert", Köln, 1/12, 17/12 1898.)

Soviel also, um in unserem dritten Punkt, der Formalbildung, auch noch anzuknüpfen an unseren zweiten Punkt, die Erziehung; auch hier sehen wir, daß diese mehr erziehender Unterricht und weniger Zucht im gewöhnlichen Sinn sein wird, wenn sie als einer der Faktoren unseres Gegenstandes, der Einheitlichkeit im Universitätsunterricht, zur Geltung kommt.

Die zwei letzten Punkte in der Durchführung unseres Themas sind schneller erledigt. Der eine von ihnen, im Ganzen der vierte, ist das, was wir kurz die Verflechtung der Unterrichtsfächer, der andere das, was wir kurz die Konzentration des Unterrichts nennen mögen. Was jene betrifft, so ist es längst klar, daß trotz aller modernen Arbeitsteilung auch in der Wissenschaft doch die einzelnen Fächer durch unzählige Fäden zusammenhängen, ganz besonders die, welche sich zu Gruppen zusammenschließen lassen, wie etwa die mathematisch-physikalische, oder die philologische Gruppe. Aber auch darüber hinaus, ja selbst zwischen den beiden größten Abteilungen aller Wissenschaft, zwischen den sogenannten Geistes- und den sogenannten Naturwissenschaften, bestehen genug solche Fäden; unter anderm schon durch die Bedeutung der Geschichte alles naturwissenschaftlichen Arbeitens sowohl für dieses als für das geisteswissenschaftliche Arbeiten, und schließlich auch durch die noch später zu erwähnende Philosophie.

Die Einheitlichkeit im Universitätsunterricht verlangt, daß seine Fächer nicht unvermittelt neben einander vorgelegt werden, sondern daß sie — erlauben wir uns hier kurzweg einen Vergleich: daß sie das bilden, was der Biolog eine Lebensgemeinschaft oder Symbiose nennt. Kleinere Symbiosen bilden für jeden Studierenden sein „Hauptfach" und dessen „Nebenfächer"; größere Symbiosen bilden jene erwähnten Wissenschaftsgruppen, weit weniger unsere Fakultäten (in deren Gliederung z. B. die Physiologie nicht an ihrer richtigen Stelle steht); und die größte Symbiose in diesem Sinn bildet schon thatsächlich und soll noch mehr bildet die Universität selber

Eine andere Inauguralrede in diesem Wintersemester, die des Rektors der Universität Wien, des Botanikers Wiesner, behandelt „die Beziehungen der Pflanzen-Physiologie zu den anderen Wissenschaften" und giebt von dem, was wir hier unter dem Schlagwort Verflechtung näher ausführen könnten, so treffliche Bilder, daß wir uns begnügen dürfen, auf sie zu verweisen. Sie verfährt auch nicht, die Beziehungen der Pflanzenphysiologie zur Psychologie in Anknüpfung an Fechner's wenig beachtete Studie von 1848 über das Seelenleben der Pflanzen aufzudecken.

Fünfter und letzter Punkt: Konzentration. Man versteht unter dieser in der Pädagogik gewöhnlich etwa „die kontinuierliche, bewußt sich vollziehende Verbindung des Vielen, was der Unterricht bringt, in der werdenden Person des Zöglings, unter dem Gesichtspunkte zugleich, daß die die sittlich-religiösen Vorstellungen ersten Orts erzeugenden Gesinnungsstoffe das oder doch ein Zentrum der Unterrichtsfächer abzugeben haben." (So textiert in den erwähnten „Beiträgen" I S. 7.) Es hängt nun teils von der jeweiligen Schulstufe, teils von herrschenden Richtungen, teils von Nebenumständen ab, welche Inhalte dabei den Rang der zentralen bekommen, und wie weit man namentlich die Religion in die Mitte hineinschiebt. Innerhalb des Streites

Digitized by Google

um das Gymnasium war speziell die Zentralstellung der Antike als Beispiel für Konzentration hervorgetreten.

Auf unserem Gebiet wird nun dieser Begriff sowohl wieder zu Ehren als auch zu neuen Modifikationen kommen. Darf ich kurz meine Ansicht darüber aussprechen, so ist sie nach der universitären Konzentrationsinhalt die Philosophie; ja zum Teil nimmt sie diesen Ehrenrang bereits thatsächlich ein. Es ist ja nicht einmal etwas Neues, wenn wir den philosophischen Grundcharakter der letzten Fragen einer jeden Wissenschaft, das Einmünden einer jeden in die Philosophie betonen, und es ist nur eine Erweiterung geltender Gebräuche, wenn wir Philosophie als Nebenfach für jeden mit einem anderen Hauptfach beschäftigten Studierenden an der Universität empfehlen. Allerdings bedarf meines Erachtens die Spezialdidaktik der Philosophie einer kunstvollen Durchbildung, die sie eben noch lange nicht hat. Das Nähere darüber muß ich einer eigenen Darlegung vorbehalten. (Daß in einem anderen Sinn für jeden Studenten sein Spezialfach die „Konzentration" seines Studienkomplexes zu bilden hat, bleibe ebenfalls einer besonderen Auseinandersetzung vorbehalten.)

Nun nur noch eine besonders wichtige Seite dieser Angelegenheit. Die Uebereinstimmungen zwischen verschiedenen Partien der Welt und zwischen verschiedenen Wissenschaften sind stärker, als man zunächst annehmen möchte; im ersteren Sinn findet die Metaphysik, im letzteren die schon erwähnte Methodenlehre daran ihre Nahrung. So wird uns für den Universitätsunterricht vor allem die Methodenlehre wichtig. Was aber die Metaphysik betrifft, so kommt es uns bei unserem Thema insonderheit auf die Einheitlichkeit des Universums an. Ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich dieses mindestens als eine Analogie betrachte in dem, was wir einen Organismus nennen. Eine ungefähre Definition desselben könnte besagen: Organismus ist dasjenige lebende Ganze, von dem jeder Bestandteil das Ganze widerspiegelt. Das thut schon jede Zelle gegenüber unserem Leib; das thun auch größere Bestandteile von ihm; das thun namentlich seine Organe. Aus wenigen Knochenresten rekonstruiert der Paläontolog das vergangene Tier. Ebenso findet ein entsprechend geübter Blick das Universum in Teilen desselben wieder und belehrt sich aus diesen über jenes. Wir kennen ja bereits die Voraussetzung dieses Standpunktes in den längst üblichen Begriffen von einem Mikrokosmus gegenüber dem Makrokosmus. Wir wissen: das Auge des Menschen enthält einen Abdruck des jeweils sichtbaren Teiles des Universums, und die Seele des Menschen enthält ein Bild des ihm jeweils vorstellbaren Teiles davon. Noch eins: wie gewisse Teile des menschlichen Organismus, namentlich seine Organe, von denen sie enthaltenden Ganzen mehr verkünden, speziell das Seelenleben des Menschen besser offenbaren als andere Teile, so spricht auch die Geheimnisse des Universums besser der eine als der andere Bestandteil aus. Das Ganze offenbart sich dem offenen Blick überall, aber doch hier mehr als dort. Gott läßt sich überall finden, nur hier reichlicher, dort weniger reichlich. Wo er es reichlicher thut, da hat man, freilich auf Grund recht grober, oder vielmehr eine ursprüngliche fein angelegte Bildsichtheit vergröbernder Anschauungen von Offenbarung im gebräuchlichen Sinn des Wortes gesprochen.

Auf diese Zusammenhänge von Geist des Zöglings immer fester hinzulenken wird wohl die höchste Aufgabe eines philosophisch einheitlichen Universitätsunterrichtes sein. Die Erledigung dieser Aufgabe kann und soll an jeder Stelle desselben versucht werden. Sie wird zugleich dem Einzelnen das echt religiöse Gefühl von seiner dienenden Stellung innerhalb des Ganzen geben. Sie wird der Religionsunterricht der Universität sein, kein kirchlicher, nicht einmal — bei aller Anerkennung der in Christus so großartig niedergelegten Offenbarung des Universums — ein „christozentrischer", sondern ein „theozentrischer". Sie wird den alten Ausdruck „sub specie aeterni" lebensvoll pädagogisch zu neuen Ehren bringen, nicht mit einer Ueberhebung über die Andacht zum Kleinen und Genauen, sondern mit einer tiefen und verlöslichen Versenkung in sie — einer Versenkung, die noch so verschiedene Besonderungen annehmen mag und doch immer wieder im Grund eine sein und die Krönung der Einheitlichkeit im Universitätsunterricht bewirken wird.

Die Arbeiterfrage in der Reichshauptstadt.

Von Dr. L. Natzenstein.

I.

Denjenigen, der sich über die Arbeiterfrage der Reichshauptstadt unterrichten will, bietet sich wohl kaum ein besseres Mittel als das vortreffliche Buch des bekannten Munizipalstatistikers Dr. E. Hirschberg über „Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin."*) Um von dem wertvollen Inhalt des Buches einen Begriff zu geben, stelle ich die Ueberschriften der einzelnen Kapitel nach ihrer Reihenfolge zusammen: 1. Die Zahl der Arbeiter, ihre Zusammensetzung nach Beruf, Alter, Konfession, die örtliche Bewegung. 2. Die Wohnungsverhältnisse. 3. Erkrankungen und Sterblichkeit. 4 Das Arbeiterversicherungswesen. 5. Das Schulwesen. 6. Soziale Fürsorge der Behörden. 7. Organisationen der Selbsthilfe, Gewerkvereine, Gewerkschaften, Genossenschaften. 8. Arbeiterbewegung (Arbeitseinstellung, Notstand u. a.). 9. Die Arbeitslosigkeit 10. Arbeitsnachweis. 11. Arbeitslohn, Arbeitszeit und andere Arbeitsverhältnisse. 12. Lebenshaltung, Arbeiterbudgets. In dem Buche werden also alle Phasen der Arbeiterfrage in ihrer lokalen Beschränkung behandelt.

Jeder Stand hat seine soziale Frage. Die soziale Frage des Arbeiterstandes betrifft die Lage der Lohnarbeiter und die Grundlagen ihrer Entwickelung; sie umfaßt ferner diejenigen Mittel, die zur Hebung ihrer Lage verwendet werden, und die sich in drei Gruppen gliedern: Mittel der Selbsthilfe, Gesellschaftshilfe und Staatshilfe. Zu der ersten Gruppe gehören die Koalitionen, Genossenschaften und Hilfskassen der Arbeiter; zu der zweiten Bildungs- und Wohlfahrtseinrichtungen, wie z. B. Bibliotheken, Universitätsniederlassungen und Universitätsausdehnung, Bildungsvereine u. s. w.; zu der dritten Gruppe gehören in Deutschland die Arbeiterschutzgesetze und die Arbeiterversicherung; ferner die soziale Verwaltungsthätigkeit der städtischen Behörden. Eine derartige systematische Einteilung vermissen wir zwar in dem Buche des Dr. Hirschberg; doch leidet darunter keineswegs die Klarheit und Uebersichtlichkeit seiner Darstellung.

Im folgendem soll nur der Teil der Berliner Arbeiterfrage behandelt werden, der sich mit den Mitteln zur Hebung der Klasse beschäftigt. Es ist zunächst zu bemerken, daß die drei Gruppen der Selbsthilfe, Gesellschaftshilfe und Staatshilfe überall nebeneinander bestehen und wirksam sind, und daß, wenn hier und dort auch die eine oder die andere der drei Gruppen besonders stark hervortritt, doch niemals eine derselben ganz entbehrt werden kann. Es liegt im Interesse des sozialen und wirtschaftlichen Fortschritts, daß der Anwendung der Mittel dieser drei Gruppen ein möglichst weiter und freier Spielraum geboten, und daß ihrer Gleichberechtigung in keiner Weise die Anerkennung versagt werde.

Die Arbeiterfrage ist in ihrer hauptsächlichsten Bedeutung eine Frage der großen Städte. Erst mit der Entwickelung der Großstädte ist das moderne soziale Problem hervorgetreten, und es hat seine ernste und tiefgreifende Gewalt in den Großstädten erhalten. Die moderne Arbeiterfrage ist also vor allem die Arbeiterfrage der Großstadt.

*) Berlin 1897. Verlag von Otto Liebmann.

Digitized by Google

Sie ist nur im Zusammenhang mit der Großstadt zu verstehen, und sie kann ihrer Lösung nur in der Großstadt und mit den Mitteln der Großstadt entgegengeführt werden. Dadurch erhalten die sozialen Probleme der Großstadt ein ganz besonderes Interesse und deshalb sind neben den Mitteln der Selbsthilfe, die der Gesellschaftshilfe, die vor allem in der Großstadt hervortreten, und die der lokalen Verwaltung von ganz besonderer Bedeutung.

In England ist man längst zu dieser Erkenntnis gekommen, und es hat dort der sogenannte munizipale Sozialismus eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit entfaltet. Es sind die Bestrebungen dieses munizipalen Sozialismus in einem früheren Artikel der E. K. eingehend erörtert worden.*) Deutschland kann in dieser Beziehung noch viel von England lernen; denn in Deutschland ist diese munizipale Bewegung noch weniger organisiert und zentralisiert als in England. Für die Stadt müßte eine soziale Behörde geschaffen werden, in der alle diese Bestrebungen zusammengefaßt werden könnten. Denn nur durch die Zentralisation erzielen sie den höchsten Nutzen aus den angewandten Mitteln Ihrem inneren Wesen nach gehören z. B. die verschiedenen Zweige der Arbeiterversicherung, die Gewerbe- und Wohnungsinspektion, der Arbeitsnachweis und das Gewerbegericht so eng zusammen, daß ihre Zentralisation in einer leitenden Behörde die Wirksamkeit jeder einzelnen dieser Einrichtungen ungemein steigern würde.

Auch Hirschberg weist wiederholt und eindringlich darauf hin, wie sehr eine zentrale Organisation für Berlin zu wünschen wäre.

Nachdem er auf Seite 152 einen Ueberblick über die bestehenden Einrichtungen gegeben hat, fährt er fort:

„Aber alle diese Einrichtungen stehen in keinerlei organischer Verbindung; jede arbeitet für sich, die eine benutzt die andere nicht, weiß auch kaum, was sie leistet. Daneben stehen noch die Krankenhäuser, die Unfall-, die Invaliditätsversicherung, jede für sich, nirgend auch nur eine Spur organischen Zusammenhanges.

Während das statistische Amt sich oft fruchtlos bemüht, von den Berufsgenossenschaften Material über Unfälle, Löhne, Betriebe, Arbeiter zu erhalten und dasselbe wissenschaftlich durchzuarbeiten, sammeln die Fabrikinspektoren dieses Material nebenher, aber ohne die hinreichende Innerlichkeit und Durcharbeitung. Während das Einigungsamt sich bemüht, als Vertrauensmann zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern zu vermitteln, steht der als Vertrauensmann eingesetzte Fabrikinspektor von ferne. Ihm aber liegt eine Revisionsthätigkeit ob, die zum Teil eigentlich den Polizeiorganen zukommt, oder, soweit sie sich auf Dampfkessel bezieht, überhaupt nicht sozialpolitischer, sondern rein technischer Natur ist. Vollswirtschaftliche Gutachten zu erstatten, liegt nicht dem für solche Zwecke recht geeigneten statistischen Amt ob, sondern der juristischen Behörde des Gewerbegerichts, und diese wiederum fungiert gelegentlich als statistisches Ermittelungsorgan.

Es bedarf kaum eines Beweises, daß diesen verschiedenen Behörden eine organische Zusammenfassung notthut, wenn sie die ihnen auf den Gebieten der Arbeiterfrage obliegenden Aufgaben erfüllen sollen. Diese Zusammenfassung würde in einem Arbeitsamt, unterhalten von Staat und Stadt, zu gleichen Teilen erfolgen müssen.

Ihm müßte in einer wirtschaftlichen Abteilung die Führung einer brauchbaren Statistik der bestehenden Betriebe und Arbeiterzahl (letztere nach Geschlecht und Alter), der vorkommenden Unfälle und ihrer Folgen, der Unfallgefahr der Betriebe, der vorkommenden Erkrankungen und Sterbefälle, der Löhne, der Arbeitszeit u. s. w. sowie die Arbeitsvermittlung obliegen, während eine richterliche die gewerblichen Streitigkeiten entscheidet. Beide Abteilungen zusammen müßten bei Arbeitseinstellungen und dergl. in Funktion treten. Von diesem Arbeitsamt wäre auch der Teil der Thätigkeit der Fabrikinspektion auszuüben, welcher nicht polizeilicher oder technischer Natur ist.

Ein so geregeltes Amt würde nicht nur nicht die Beamtenzahl vermehren, sondern sogar manche Arbeit, die jetzt von den verschiedenen konkurrierenden Stellen mehrfach ausgeübt wird, ersparen; es würde ferner bei geeigneter Organisation unter der Leitnahme der Arbeiter auch vom Vertrauen und der Zufriedenheit der letzteren getragen sein.

Endlich aber dürfte die Thätigkeit eines Arbeitsamtes nicht auf die Fabrikbetriebe beschränkt, sondern müßte auch auf die kleineren und selbst die hausindustriellen Betriebe ausgedehnt werden. Insofern würde der Aufsichtsbeamte allerdings zugleich Wohnungsinspektor werden. Aber wenn man in der Einrichtung der Aufsichtsbeamten mit Recht einen Nutzen für die Arbeiter erblickte, so ist nicht einzusehen, warum man ihn nicht den in viel ungünstigerer Lage befindlichen Arbeitern der kleineren Betriebe zugute kommen lassen will."

Dieser Vorschlag des Herrn Dr. Hirschberg verdient, allgemein anerkannt und eingehend gewürdigt zu werden. In jeder Stadt mit mehr als 80000 Einwohnern sollte ein solches Arbeitsamt errichtet werden. Es könnten die Aemter der verschiedenen Städte mit einander in Verbindung treten, zusammen arbeiten und gegenseitig ihre Erfahrungen austauschen. Die Reichshauptstadt aber müßte mit der Errichtung eines solchen Arbeitsamtes vorbildlich vorangehen.

In einem zweiten Artikel soll ein kurzer Ueberblick gegeben werden über das, was die soziale Verwaltung Berlins bisher geleistet hat.

*) cf. Probleme der Großstadt Nr. 40 u. 41, VI. Jahrgang. (1898).

Heilige Gesetze.

Aus einem Essay von Emerson.

Kein Mensch kann das lernen, wozu ihm die Vorbedingung fehlt, wie nah ihm auch der Gegenstand vor Augen liege. Ein Chemiker könnte einem Zimmermann seine hochbarsten Geheimnisse mitteilen, ohne daß dieser am so klüger würde. Unsere Augen sind verschlossen, auf daß wir die Dinge nicht sehen können, die uns anstarren, bis die Stunde kommt, wo der Geist gereift ist; dann gewahren wir sie, und die Zeit, da wir sie nicht sahen, erscheint uns wie ein Traum.

•

Nicht in der Natur, im Menschen liegt alle Schönheit und aller Wert, den er schaut. Die Welt ist sehr leer, und ist dieser verklärende, emporheben de Seele für all ihren Glanz verschuldet. „Die Erde füllet sich den Schoß mit Herrlichkeiten," die nicht ihr eigen sind. Das Thal von Tempe, Tivoli und Rom ist Erde und Wasser, Fluß und Himmel. Gleich gutes Wasser und Erde haben tausend Plätze, und doch wie gleichgiltig lassen sie uns!

•

Die Menschen sind um Sonne und Mond, um des Horizontes und der Bäume willen nicht besser. Gleichwie man noch nicht beobachtet hat, daß die Aufseher römischer Galerien, oder die Diener von Künstlern sich höhere Gedanken angeeignet hätten, oder die Buchhändler besser sind, als andere Menschen. In dem Benehmen einer verfeinerten und edlen Persönlichkeit liegt eine Anmut, die dem Auge eines Bauern entgeht. Sie gleicht den Sternen, deren Licht uns noch nicht erreicht hat.

•

Jeder kann nur das sehen, was er schafft. Höfliche Träume sind Ueberbreibungen der Sünden des Tages. Wir sehen unsere üblen Leidenschaften in bösen Physiognomien verkörpert. Der Reisende in den Alpen sieht zuweilen seinen eigenen Schatten riesenhaft vergrößert, so daß jede Geste seiner Hand zum Schreckbild wird. „Meine Kinder", sagte ein alter Mann zu seinen Knaben, die durch eine Gestalt im dunklen Vorraum erschreckt waren, „meine Kinder, ihr werdet niemals Schimmeres sehen, als euch selbst."

•

Jeder kann nur das lesen, was er schreibt. Was können wir anderes sehen oder erwerben, als wir sind? Ihr sahet einen Flugen Mann Virgil lesen. Nun, dieser Dichter stellt für tausend Menschen tausend verschiedene Bücher dar. Nimm das Buch in deine beiden Hände und lies die die Augen aus; du wirst nie finden, was ich finde. Mit einem guten Buche ist es wie mit guter Gesellschaft. Einen niedrigen Menschen in einen Kreis von Adelsmenschen einzuführen, ist zwecklos; er ist nicht ihr Genosse. Jede Gesellschaft schützt sich selbst. Der Kreis ist vollständig gesichert, und er gehört nicht zu ihnen, ob auch sein Körper im Zimmer weilt.

•

Jeder kann nur seine eigene Gesellschaft haben. Nur der Seele kann ich mich befreunden, die ich innerhalb meines eigenen Gebietes treffe, der Seele, der nichts in mir widerstredt, die mir nicht widerstredt, sondern, aus demselben himmlischen Breitegrad geboren, in sich selbst alle meine Erkenntnis trägt. Nichts befriedigt sich schwerer, als Verachtung seiner Mahlverwandtschaft, die allein die Gesellschaft bieten sollte, und der thörichte Leichtsinn, der sich mit Hilfe fremder Augen seine Freunde wählt.

•

Schreckliche Grenzen sind in der Natur der Macht der Verstellung gezogen. Die Wahrheit herrscht über die widerstrebenden Glieder des Körpers. Es heißt, daß Gesichter niemals lügen. Kein Mensch wird Täuschungen erleiden, der den Wechsel des Ausdrucks genau beachtet. Wenn einer die Wahrheit im Geiste der Wahrheit spricht, so leuchtet sein Auge mit der Klarheit des Himmels. Wenn er schlechte Feile verfolgt und Lügen spricht, so erscheint das Auge trübe und manchmal schielend.

•

Digitized by Google

Was an Tugend da ist, wird sichtbar; was an Güte da ist, schafft sich Verehrung. Alle Teufel achten die Tugend. Die hohe, großmütige, aufopfernde Gemeinde wird stets die Menschheit belohren und beherrschen. Nie wird je ein lauteres Wort ganz in den Wind gesprochen. Niemals ging je eine Großmut verloren; irgend ein Herz findet sich, sie zu begrüßen und anerwartet aufzunehmen. Der Mensch gilt das, was er wert ist. Auf seinem Antlitz, seiner Gestalt, in seinem Schicksal steht es mit leuchtenden Lettern geschrieben, was er ist. Weder Verheimlichung noch Prahlerei hilft ihm. Wir offenbaren uns durch den Blick unserer Augen, durch unser Lächeln, Grüßen, Händeschütteln. Seine Sünde beschmutzt ihn und macht alle guten Eindrücke zu nichte. Die Menschen wissen nicht, warum sie ihm nicht trauen, — aber sie mißtrauen ihm. Sein Laster macht seine Augen glasig, prägt gemeine Linien in seine Wangen, drückt die Nase zusammen, setzt das Zeichen des Tieres auf den Hinterkopf und schreibt: o Narr! Narr! auf die Stirn eines Königs. Confucius rief: „Ein verstellter Mensch! wie kann ein Mensch sich verstellen!"

*

Die Lehre, die diese Betrachtungen enthüllen heißt: Sei, und scheine nicht. Leuchte mit wahrem Licht und nicht mit dem erborgten Wiederschein von Gaben. Gewöhnliche Menschen sind ein Notbehelf der Menschheit; sie verbergen sich, entschuldigen sich mit weitläufigen Gründen und häufen Schein auf, weil die Substanz fehlt.

Streiflichter

Zum internationalen Frauenkongreß in London

schreibt die Berliner „Volkszeitung" einen kurzen Epilog, der in mehrfacher Beziehung bemerkenswert ist. Wir entnehmen demselben folgende Stellen:

Es wird nicht unangebracht sein, nach dem Schluß der Tagungen einen Blick auf die Stellungnahme der Presse gegenüber den Verhandlungen der Frauen der Welt zu werfen. Niemals hat die Presse einen Kongreß nachsichtiger behandelt, als diesen. Das wird nun allerdings meiner festen Ueberzeugung nach nicht lange so bleiben können. Die Frauen haben sich bei weitem nicht zusammengefunden waren, sie werden sich nicht zum Schweigen bringen lassen.

Freilich mußte man oft genug bei Betrachtung der Versammlung an das Bibelwort denken: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Gering war die Zahl der Damen, welche das, was wir gewöhnlich von Damen erwarten, besaßen, gering die Zahl derjenigen, die sich zu der Einsicht durchgerungen hatten, daß nicht schöne Reden, nicht das Fassen von Resolutionen, sondern nur ernste unermüdliche, persönliche Arbeit im Dienste der armen, bedrängten Mitschwestern zunächst zu einer Besserstellung der weniger bevorzugten weiblichen Wesen und endlich zu einer Hebung des ganzen weiblichen Geschlechtes führen kann. Diese wenigen heroischen Charaktere aber ließen für den, der den Vorzug hatte sie sprechen zu hören, keinen Zweifel daran aufkommen, daß sie Großes erreichen werden, und zwar gerade deshalb, weil sie Frauen sind. Die Frau frägt nicht danach, ob es für sie und ihre Stellung in der Gesellschaft praktisch ist, etwas zu thun oder zu lassen, sie läßt sich von ihrem warmen Herzen den Weg vorschreiben und diesen Weg verfolgt sie mit einer Zähigkeit, welche wir uns „weiblichen Eigensinn" zu nennen gewöhnt haben. Ich wollte, die Männer hätten etwas von diesem „Eigensinn", es würde dann in allen Landen besser aussehen. . . . . .

Wenn englische Blätter darauf hinweisen, daß die Frau selbst in den Künsten, in denen sie Gleichheit mit den Männern genossen hätte, sich niemals dazu erheben konnte, die größten Männer auch nur annähernd zu erreichen, so ist damit doch nichts gegen die Freiheit und Gleichberechtigung der Frauen bewiesen. — Es giebt ganze Nationen, die auf dem Gebiete der Musik und der Malerei keine Größen hervorgebracht haben; beweist das etwa, daß diese Nationen deshalb kein Recht auf Freiheit haben? Wenn die Engländer sich vor allen Dingen darauf stützen, daß die Frauen nicht in der Lage sind, ihr Vaterland mit ihrem Leben zu verteidigen, so möchte es wohl genügen, daß keiner der Herren, die diesen interessanten Einwand erhoben, daran denkt, jemals das Vaterland zu verteidigen. Dafür hat England seine Söldner, und diese bezahlt die Frau ebenso gut, wie der Mann. Sollte aber dieser Vorwurf in Deutschland erhoben werden, so möchte ich mit den Worten einer Dame darauf aufmerksam machen, daß „Jahrzehnte verstrichen sind, ehe daß Männer in die Lage kommen, ihr Leben für das Vaterland einzusetzen, daß aber kein Tag verstreicht, an dem nicht Tausende von Frauen ihr Leben aufs Spiel setzen, um dem Staat neue Bürger zu schenken".

Fühlen wir Männer uns aber wirklich in jeder Beziehung der Frau überlegen, dann sollten wir um so weniger zögern, ihr Gleichberechtigung zuteil werden zu lassen, denn dann haben wir ja von ihr nicht viel zu befürchten. Was mir an der Frauenbewegung vor allen Dingen gefällt, das ist der Umstand, daß sie unbedingt und unwiderruflich zum Liberalismus der Frau führt. Die englischen Gräfinnen und Herzoginnen klatschten Beifall, wenn Ausführte fielen, die bei uns ein Parlamentarier kaum zu thun wagen würde. Der Einfluß der liberalen Frau, mag man ihn vorläufig auch durch Einladungen zu Hofgesellschaften und zu Orden ten zu unterdrücken versuchen, wird den Sieg davontragen über alle Hindernisse, vielleicht auch über die brutzutage notorische geistige Trägheit der meisten aus dem Männergeschlecht. Wünschen wir daher dem internationalen Frauenverbande gute Erfolge während der nun folgenden sinnfährigen Friedensarbeit und viel Glück zu dem dann stattfindenden Einzuge in die Hauptstadt des Deutschen Reiches!

Eine Schwalbe macht freilich noch keinen Sommer. Aber deshalb bleibt doch die Schwalbe die Botin des Frühlings.

Aus der ethischen Bewegung.

Der Hauptvorstand der D. G. E. K. hat in seiner Sitzung vom 2. d. M. beschlossen, mit Rücksicht darauf, daß für Leipzig noch einem Schreiben des dortigen Abteilungsvorstandes ein propagandistischer Erfolg des Gesellschaftstages nur für den Fall in Aussicht gestellt werden könnte, daß er in die Zeit nach Beginn der akademischen Vorlesungen, frühestens Anfang November, verlegt werde, die Wahl dieses Zeitpunktes aber aus verschiedenen praktischen Erwägungen unthunlich erschien, den Gesellschaftstag diesmal nicht in Leipzig stattfinden zu lassen.

Auf eine freundliche Einladung der Abteilung Wiesbaden wurde (zurückt von den Berliner Mitgliedern des Hauptvorstandes; das Votum der auswärtigen Mitglieder steht noch aus) beschlossen, den Gesellschaftstag am 21. bis 23. Oktober d. J. in Wiesbaden abzuhalten.

* * *

Abteilung Wiesbaden. In der am Sonntag abgehaltenen Generalversammlung der hiesigen Abteilung der „deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" bot der Vorsitzende einen kurzen Rückblick auf die 5jährige Vergangenheit derselben. Die Vorträge der Herrn Dr. Jhrigt (Frankfurt a. M.), Dr. Penzig (Charlottenburg), Privatdozent Dr. Forster (Zürich), Prof. Dr. Staudinger (Worms), sowie eine größere Zahl von Referaten über einschlägige Schriften seitens der Abteilungsmitglieder boten diesen mannigfache Anregung und gewannen der ethischen Bewegung, die sich heute über die ganze civilisierte Welt erstreckt, auch am unserem Orte neue Freunde. Den Hauptgegenstand der Tagesordnung bildete die Frage nach einem für die Abteilung geeigneten praktischen Thätigkeitsgebiete. Die meisten derjenigen Aufgaben, welche sich andere Abteilungen dieser Gesellschaft gestellt und in mustergiltiger Weise gelöst haben, daß sogar staatliche Behörden, wie z. B. in New-York, sie zu den ihrigen machten, sind vom hiesigen Volksbildungsverein in erfolgreicher Weise durchgeführt. Doch glaubt man der an anderen Orten bereits realisierten Idee eines Moralunterrichts näher treten zu sollen. Es wurden einige Mitglieder mit der Vorbereitung desselben betraut. — Die Neuwahl des Vorstands ergab: Stierern, Baron von Rotff (Vorsitz) Frau Weddigen, Frl. Freitag (Schriftsaml), Weddigen (Kassenamt).

Sprechsaal.

Eine sittliche Pflicht.

Auf dem jüngst abgehaltenen Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose wurde unter Anderm auch gesagt, daß diese Krankheit nicht erblich sei, und daß bei Beachtung bestimmter Vorsichtsmaßregeln in Bezug auf Ansteckung, einer Verehelichung Lungenkranker nichts im Wege stehe.

Die Tuberkulose selbst ist allerdings nicht erblich, was auch Niemand behaupten wird — wohl aber vererbt sich die Disposition dazu — die ist aber meiner Meinung nach gerade die Hauptsache! — Einem kräftig veranlagten Menschen mit starker Lunge und normalem Herzen vermögen die Tuberkelbazillen nichts anzuhaben, auch wenn er rohe Milch trinkt und auch sonst alle die auf dem Kongreß empfohlenen Vorsichtsmaßregeln im Umgang und bei der Pflege Tuberkulöser (Multimanke u. s. w.) außer Acht läßt, da seine gesunden Zellen schon bald der etwaigen feindlichen Eindringlinge Herr werden, während der schwach Veranlagte mit schmaler Brust und schwachem Körperbau, auch trotz der sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln erkranken kann.

Eigene tief schmerzliche Erfahrungen haben in dieser Beziehung meinen Blick geschärft, und so zeigten mir denn im Lauf der Jahre alle meine hierauf bezüglichen Beobachtungen, daß eine sorgfältige körperliche Erziehung und Pflege zwar vieles gut machen kann, die Hauptsache aber doch in der angeborenen körperlichen Beschaffung liegt. Ein kranker Baum kann eben nicht gesunde Früchte tragen, und daher scheint es mir ein falsches Mitleid mit dem Kranken, daß, um ihm eine — doch immerhin noch fragliche Kinderung seiner Leiden und durch

Digitized by Google

die liebevolle Pflege einer geliebten Gattin möglicherweise sogar eine Verlängerung seines Lebens zukommen zu lassen, ganze Generationen der Gefahr ausgefetzt werden sollen, mit einem Schwach veranlagten Körper fortwährend auf der Hut vor einem unsichtbaren Feind zu sein.

Die Natur kennt nun einmal kein Erbarmen und in grausamer Auslese sorgt sie schon dafür, daß alles Schwache schließlich dennoch zu Grunde geht, — aber welche unnennbaren Qualen sind mit dieser grausamen Auslese der Natur verbunden, die hier ein geliebtes, mit tausend Entbehrungen und Sorgen großgezogenes Kind vom Vater- oder Mutterherzen, das mit allen Fasern an ihm hängt, fortreißt und dort Gatten und Gattin trennt, die die reinste Neigung zusammengeführt. Wäre es da denn nicht besser, an Stelle der Auslese der Natur eine Auslese der Vernunft zu setzen, die da verhütet, daß solche schwach veranlagten, jeder Gefahr ausgefetzten Menschen überhaupt erst ins Leben gerufen werden?

Auf dem Kongreß wurde unter Anderm auch gesagt, man könne es nicht verbieten, daß Tuberkulose eine Ehe eingehen — wenn aber von solchem Verbot das Wohl der Allgemeinheit derartig abhängt, so muß ein solcher Eingriff in die individuelle Freiheit gestattet sein — ist doch z. B. auch das Impfen ein solcher Eingriff, und doch zeigen es heut nur Thoren noch, gegen dies Gesetz, das zum Wohl der Allgemeinheit geschaffen wurde, Front zu machen. Wieviel mehr zum Wohl der Allgemeinheit würde aber nicht ein Eheverbot für Kranke beitragen! Auch ist, infolge der Aufklärung von der Erblichkeit der Tuberkulose, die Ansicht schon ziemlich tief ins Volksbewußtsein eingedrungen, daß eine Heirat Schwindsüchtiger eine Versündigung an der Menschheit sei; es wäre daher sehr zu beklagen, wenn infolge der Ausführungen auf dem Berliner Kongreß diese Ansicht ins Wanken kommen sollte.

Solange aber noch kein Gesetz den Kranken hindert, sein Elend ins Ungemessene fortzusetzen, ist es die Pflicht des Einzelnen, den es angeht, aus freien Stücken ein Opfer zu bringen und auf ein Fortleben in seinen Kindern zu verzichten, die er damit ja nur dem Unglück preisgeben würde; — damit würde mehr erreicht, als durch alle, im Uebrigen noch so vortrefflichen hygienischen Maßregeln zusammengenommen. —

Würde es denn wohl einem Tierzüchter z. B. einfallen, ein erwiesen krankes Tier zu Zuchtzwecken zu benutzen? Er würde damit ja die ganze Rasse schädigen — beim Menschen aber, wo eine kräftige, leistungsfähige Rasse noch bei weitem wichtiger ist als bei Hunden oder Pferden da will man ruhig zulassen, daß Kranke und Schwächlinge sich auf Generationen hinaus an ihren Nachkommen versündigen! Wohl ist es ja gewiß, daß der Wert des Menschen auf Anderem als nur auf einem starken, gesunden Körper beruht, und daß zum Beispiel ein einziger geistig bedeutender, aber schwächlicher Mensch mehr für die Allgemeinheit Wertvolles schaffen kann, als es ganze Regimenter von Gesunden! Irrsinnige, geistig aber unbedeutender kann vermögen — aber ebenso gewiß ist es doch auch, daß das Genie, wenn es auch nicht an Kraft und Gesundheit gebunden ist, mit dieser im Verein erst sich in seinem vollsten Glanze entfalten kann, da ein fischer Körper auch den herrlichsten Geist durch täglich sich wiederholende Leiden und Sorgen zu Boden ziehen und schließlich zu Grunde richten muß. Und da es, kraft der Vernunft, in des Menschen Hand gegeben ist, an der Veredlung seines Geschlechts mitzuarbeiten, so wäre es sündhaft auf dieses göttliche Vorrecht zu verzichten, nur eines übel angebrachten Mitleids wegen, welches wahrlich nirgend ein solches Recht als hier die Bezeichnung „Humanitätsdusel“ verdiente. Es ist gut und es ist menschlich, für alle Kranken zu sorgen, soviel als nur irgend in Menschenkräften steht, aber ein unendlich Höheres und Besseres wäre es noch, dahin zu wirken, daß die Krankheit erst gar nicht aufkäme. Die Tuberkulose von dieser Seite angreifen, das erst würde den vollen Sieg in ihrer Bekämpfung sichern, und daher ist es für alle, die es angeht, eine sittliche Pflicht, wie sie zwar wohl schwerer, aber auch segensreicher nicht gedacht werden kann, das eigene Menschenglück zum Opfer zu bringen, aus Liebe zum Allgemeinheit.

Eugenie Hein.

Bücherschau.

E. Bade, Naturwissenschaftliche Sammlungen. Das Sammeln, Pflegen und Präparieren von Naturkörpern. Berlin, H. Walther 1899.

Ueber den erzieherischen Wert der verständigen Sammlung von Naturkörpern sind alle Pädagogen einig. Für unsere durch das leidige Stadtleben der Natur entfremdete Kinder, die trotz aller Unterrichtsreformen immer noch zu sehr in Büchergelehrsamkeit aufgehen werden, giebt es keine bessere Schule für Auge, Ohr, Hand und den ganzen Menschen, keine ausdauernde Bewahrung vor den sittlichen Gefahren des Uebergangsalters, als den durch heißen Sammeleifer vermittelten Verkehr mit der Natur. Hier darf der Erhirt auch wohl einmal ein Auge zudrücken, wenn sich dieser Eifer zu wirklicher Leidenschaft, zur Passion, steigert. Die blinde Sammelwut, die bei den von der Mode (!) gerade begünstigten Gegenständen (Briefmarken, Federn, jetzt Ansichtspostkarten) leicht zur blöden Monomanie wird, sühnt hier, sofern nur der Erzieher auf Verteilung der Naturerkenntnis dringt, höchstens zur Festigung eines Lebensberufes.

Augenblicklich, wo viele Tausende von Kindern eine leider nur kurze Anstandsvisite bei Mutter Natur machen, kommt ein Buch sehr zu pass, das ein verständiges und wahrhaft sittendes Sammeln der Naturkörper erleichtert. An Monographien über einzelne Zweige der Naturkunde, so vor allem für Botanik, Schmetterlings- und Käfersammlungen, fehlt es ja nicht, und diese werden auch durch das vorliegende Buch nicht überflüssig gemacht. Aber dies giebt neben den Anfangsgründen der verschiedenen naturkundlichen Disziplinen eine vortreffliche Anleitung auch zu all den mechanischen Arbeiten, die zu billiger und zweckmäßiger Selbstherstellung der nötigen Werkzeuge, Behälter u. s. w. erforderlich sind. Aus dem reichen Inhalt sei nur genannt: Glasbearbeiten, Metallarbeiten, Naturdrucke, Photographie, Mikrophotographie, das Abformen von Körpern, Tiere aller Art in der Gefangenschaft (Vollären, Terrarien, Aquarien), Ausstopfen, Skelettieren, Sammlung von Schmetterlingen, Käfern, Hautflüglern, Hemipteren, Konchylien, Pflanzen, Mineralien, Petrefakten, die Mikroskopie ꝛc. ꝛc. — Ueber einzelne Anweisungen und Rezepte wird ein gelbster Sammler ja mitunter anderer Ansicht sein, als der Verfasser; allenthalbige Vorsichtigen giebt es auch auf diesem Gebiet nicht. Aber alles, was angegeben wird, ist für den Anfänger durchaus praktisch und zeugt von sachtiger eigener Erfahrung. Dazu kommt, daß der Verfasser mit Takt überall auch die fromme sittliche Scheu vor Vernichtung fremden Lebens bewahren hilft, soweit das mit dem Zwecke irgend verträglich ist. In Summa: ein praktisches, empfehlenswertes Handbuch.

—nz—

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Recension bestimmte Bücher und dergl. sind bis auf weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Verlagsbuchhandlung von Hermann Walther
Berlin SW., Kleinbeerenstr. 28.

Zeitschrift für pädagogische Psychologie.

Herausgegeben
von
Dr. Ferdinand Kemsies,
Oberlehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule in Berlin.

Preis für den Jahrgang von 6 Heften 8 Mark.
(Postzeitungsliste für 1899 Nr. 8603.)

In den bereits erschienenen vier ersten Heften sind u. a. folgende Aufsätze enthalten:

F. Kemsies, Fragen und Aufgaben der Pädagogischen Psychologie.
J. Cohn, Was kann die Psychologie von den Pädagogen lernen?
H. Gutzmann, Die Sprachlaute des Kindes und der Naturvölker.
K. Puppenheim, Bemerkungen über Kinderzeichnungen.
M. Meyer, Die Tonpsychologie, ihre bisherige Entwicklung und ihre Bedeutung für die musikalische Pädagogik.
G. Flatau, Ueber psychische Abnormitäten bei an Veitstanz leidenden Schulkindern.
F. Kemsies, Die häusliche Arbeitszeit meiner Schüler.
E. Andreae, Zur Psychologie der Examina.
L. Hirschlaff, Die angebliche Bedeutung des Hypnotismus für die Pädagogik.
H. Fischer, Zur Methode des geographischen Unterrichts.
K. Aves, Der ästhetische Farbensinn bei Kindern.
H. Kasse, Die Schreibstube.
Hans Koch, Die häusliche Arbeitszeit meiner Schüler.

Außerdem enthalten die Hefte:
die regelmäßigen Sitzungsberichte der Psychologischen Vereine zu Berlin — Breslau — München
und unter dem Titel: „Bibliotheca paedopsychologica“ Berichte über Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogischen Psychologie mit Berücksichtigung aller Länder.

Probe-Hefte gratis direkt vom Verlag oder durch jede bessere Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 6882.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 22. Juli 1899. | Nr. 29.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Jeannette Schwerin †.

Die ethische Bewegung hat einen überaus schweren, einen unersetzlichen Verlust erlitten: mit Frau Sanitätsrat Dr. Schwerin ist eine ihrer hingebendsten Anhängerinnen und Vorkämpferinnen, ja mehr als das, eine wahre Verkörperung ihrer besten Ideale von uns geschieden. Nicht leicht hat in der Gegenwart im Sinne sozialer Versöhnung eine einzelne Persönlichkeit so viele und fruchtbare Anregungen gegeben, so viel Dauerndes und Zukunftsreiches geschaffen. Nicht leicht war aber auch bei einer Frau die freie Hingabe an öffentliche Wirksamkeit mit dem Besten, was die Persönlichkeit zu geben hatte, so unmittelbar verknüpft: weil sie selbst so ganz Weib und eben darum auch so ganz Mensch war und sein wollte, konnte, ja mußte sie auch aus innerstem Bedürfnis für die unbehinderte menschliche Entwicklung ihres Geschlechts kämpfen; wenn sie auch in die entlegensten Schichtungen des sozialen Lebens wenigstens einige Strahlen höherer Bildung und Gesittung zu leiten suchte, so hat sie deren Segnungen vor allem in sich selbst aufs tiefste empfunden; und indem sie dabei überall im Dienste und im Sinne der ethischen Bewegung thätig war, gab sie dieser nur in werkthätiger Arbeit zurück, was sie an fruchtbaren Ideen und Empfindungen in ihr selbst ausgelöst hatte. So war ihr das Glück beschieden, nach den verschiedensten Richtungen hin ins Weite zu wirken und doch dabei sich nicht selbst zu verlieren, sondern immer mehr sich erst recht zu finden. Wem es vergönnt war, dieser von feinster Humanität zugleich durchleuchteten und durchwärmten Frau im Leben zu begegnen und in ihre Seele zu blicken, der wird die Erinnerung daran unauslöschlich bewahren. Wir alle aber, die den gleichen Zielen nachstreben, rufen ihr ins Grab den innigsten Dank nach für alles Gute und Große, das sie im Sinne unserer Zukunftshoffnungen gewirkt hat.

Ave, pia anima!

K.

Inhalt:

Der deutsche Student und die ethische Bewegung. Von einem Privatdozenten. — Die Arbeiterfrage in der Reichshauptstadt. Von Dr. L. Katzenstein. — Dickens als Ethiker. Von Dr. Phil. Arnstein. — Streiflichter: Deutsche und chinesische Moral. Der Geist der Zuchthausvorlage in der Rechtsprechung. — Sprechsaal. — Eingegangene Schriften.

Der deutsche Student und die ethische Bewegung.

Von einem Privatdozenten.

Wer die heutige studierende Jugend in ihrem Leben und Treiben beobachtet, der muß leider feststellen, daß dieselbe in lebendiger Teilnahme an den großen fortschrittlichen Ideen der Gegenwart weit hinter der Jugend der übrigen Kulturländer zurückbleibt. In Rußland und in Italien stehen die Studenten im Vordergrunde der sozialen Bewegung; in Amerika und in England betrachtet es der Akademiker durchaus als ein Erfordernis seiner allgemeinen Bildung, den Universitäts-Niederlassungen in den Arbeiterquartieren einen Teil seiner Zeit und Arbeitskraft zu widmen und die sozialen Zustände und die Gedankenbewegungen der Arbeiterwelt an der Quelle zu studieren; die französischen Studenten beginnen sich soeben zu organisieren, nach den Worten eines Aufrufs, der von einem Komitee Pariser Studenten an die Kommilitonen sämtlicher französischer Universitäten gerichtet ist und folgendermaßen lautet:

„Eine Reihe von Studenten, ergriffen von einem gemeinsamen Ideal, haben sich vereinigt, um ihre Grundsätze auszubreiten und ihr eigenes Leben damit in vollerem Einklang zu setzen. Sie stellen kein neues Dogma auf. Ziel ihrer Vereinigung ist nur, die Studierenden aller französischen Universitäten um einige rein ethische Ideen zu sammeln und so einen Brennpunkt höheren Lebens zu schaffen und alle die Kräfte des Guten, die heute zersplittert sind, zu einer realen Kraft im Dienste der Gesellschaft zu machen. . . .

Die Ehrfurcht vor der menschlichen Persönlichkeit in allen ihren Formen, mit allen Konsequenzen, die daraus folgen, ist das zentrale Prinzip, die Seele dieser Vereinigung. Ihre Betätigung wird dahin gehen, dies Prinzip zum Siege zu bringen im Kampf gegen alle die Trübungen der Selbstsucht und Gewalt, die ihm im Wege stehen und seine Anerkennung hemmen.

Die alleinige Thatsache, daß man sich kennen lernt und vereinigt, wird schon eine Macht werden. . . ."

Während man in diesem Aufruf deutlich die tiefe Ergriffenheit spüren kann, die von der Dreyfus-Angelegenheit ausgeht und die junge Generation den neuen sittlichen Mächten zuwendet, welche in diesem gewaltigen Kulturkampfe ihre ganze menschliche Größe enthüllt haben — sehen wir leider in Deutschland die volle Hingebung der Jugend an die ethischen Ideen des Zeitalters lahmgelegt durch den Kultus

Digitized by Google

eines brutalen Nationalgefühls, das im Dienste des Rassenhasses und der Machtpolitik steht und keine Verwandtschaft hat mit jener edlen Volkstreue und jenem brennenden Verlangen nach sittlicher Erhebung aller Stammesglieder, welche einst Fichtes Reden an die deutsche Nation durchglüht haben. So kommt es, daß abgesehen von dem kleinen Häuflein der sozialwissenschaftlichen Vereine und einer Reihe sozialistischer Studenten, die große Masse der studierenden Jugend in Deutschland in sozialer Beziehung reaktionär oder stumpf ist und teils ganz im Fachstudium aufgeht, teils ihre Zeit und Kraft in Biergelagen und läppischen Vergnügungen vergeudet. Dieser Zustand ist um so beklagenswerter, als doch gerade die deutsche Studentenschaft große Traditionen hat aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, wo die Burschenschaften geradezu die Führung in der fortschrittlichen Bewegung der Zeit übernahmen. Damals griffen Verfolgung und Einkerkerung in die Reihen der Farbentragenden hinein — während heute die „An-Ulkung" der Polizei seitens der Musensöhne nur noch eine Art Satyrspiel ist, das man aufführt, um die traurige Rolle zu vergessen, die heute gerade die Konkurs spielen in ihrer gedankenlosen Annahme „feudaler" Gewohnheiten und Anschauungen und in ihrer blasierten Apathie gegenüber allem, was die Gegenwart bewegt.

Es soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden, daß die Vorlesungen über Sozialpolitik und Nationalökonomie seit etwa einem Jahrzehnt in steigendem Maße besucht werden. Aber da spielen sehr mannigfache Beweggründe mit — oft nur ein ganz oberflächliches Interesse an einer allgemeinen Orientierung über die Frage des Tages. Was in ganz erstaunlichem Maße fehlt, das ist ein starkes ethisches Erfaßtsein von der ganzen Ideenbewegung, die heute aus den Tiefen der sozialen Not in die herrschenden Kreise dringt und überall zu einer Revision alter Vorurteile und zu einem erweiterten Bewußtsein unserer Lebenspflichten treibt. Der lärmende Durrapatriotismus, welcher heute so weite Kreise der jungen Generation beherrscht, ist keineswegs ein Zeichen von hoffnungsvollem Idealismus, sondern vielmehr ein Beweis von der Verödung und Verflachung des ideellen Lebens in der Studentenwelt. Die Liebe zu meiner Mutter oder meiner Braut schreie ich nicht auf den Gassen aus, noch bekenne ich sie auf Biergelagen, auch bekunde ich sie nicht durch eine herausfordernde und hochmütige Beurteilung der Mütter und Bräute meiner Mitmenschen; denn je tiefer ein Gefühl sitzt und je weiter es in die Wurzeln unseres ganzen Wesens hinabreicht, um so keuscher und verborgener wird es seine Wunder weben, um so mehr wird es jede laute Schaustellung scheuen. Und darum bedeutet dieser neueste Patriotismus mit seinem prahlerischen Muskelnacken, mit seiner Demonstrantenmiene und seiner Menschenverachtung eine Auflösung jenes heiligsten Volksgefühls, das verwandt ist mit jeder echten Liebe und dessen Zeichen die Demut und die Stille ist. Und darum kann auch die Wiederbelebung eines wahren Nationalgefühls nur gewirkt werden dadurch, daß wir eine neue Ehrfurcht und Zartheit in alle Lebensbeziehungen bringen und vor allem das Gefühl der Pietät gegenüber dem Unterdrückten und Vergewaltigten zu einer sittlichen Macht in der Jugend werden lassen. Nur aus dieser *ethischen* Verknüpfung des Individuums mit der Gemeinschaft kann das echte Nationalgefühl erwachsen — das bloße instinktive Wohlgefühl inmitten großer geschichtlicher Erinnerungen und unter der siegreich flatternden Fahne ist stets in Gefahr verfolgungssüchtig und gewissenlos zu werden und die Glieder der Volksgemeinschaft selbst wieder in Wildheit und Verachtung gegeneinander aufzubringen.

Was daher die deutsche Studentenschaft braucht das ist weit mehr, als sozialpolitische Kollegs und sozialwissenschaftliche Vortragsvereine geben können. Es sind Vereinigungen zur Pflege einer neuen Gesinnung, Vereine, die nicht bloß die Thatsachen des sozialen Lebens, sondern auch alle die Konsequenzen untersuchen, welche aus diesen Thatsachen für unsere persönliche Lebensführung zu ziehen sind, Vereine, die an den großen Problemen der Zeit mit dem ganzen Herzen und dem ganzen Gewissen Anteil nehmen und die der Fachverknöcherung und dem wachsenden Strebertum ein aufrichtiges Trachten nach voller Menschenbildung entgegenstellen. Der Rahmen der sozialwissenschaftlichen Vereine ist für solche Bestrebungen viel zu eng: auch ist es durchaus angemessen, wenn sich derartige Vereine ihren speziell wissenschaftlichen Aufgaben ohne eine zu große Mannigfaltigkeit des Arbeitsprogramms widmen. Aber die sozialwissenschaftlichen Vereine werden auch für diese begrenztere Mission erst dann ein breiteres Wirkungsfeld finden, wenn erst einmal die soziale Idee in ihrer ganzen Tiefe die studierende Jugend aufgerührt haben wird. Ich denke mir das Programm solcher Gesinnungsgemeinschaften etwa folgendermaßen: Ein durch persönliche Propaganda stets wachsender Kreis von Studenten widmet einen Teil seiner Mußestunden und seiner Ferien der Pflege persönlicher Beziehungen mit der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung und sucht auf diesem Wege Einblick in die Nöte und Herzen der sich emporarbeitenden Massen sowie in die sozialen Ursachen des Verbrechens und des sittlichen Elends zu gewinnen. Schimm genug, daß der Besuch eines Studenten in einer Arbeiterversammlung heute eine staunenerregende Seltenheit ist — als ob es nur Sache der Arbeiter wäre und nicht unser eigenes Seelenheil anginge, wenn unsere festliche Zivilisation auf der tierischen Enge und Unsicherheit unserer Mitmenschen ruht — und als ob es nicht zur Berufsvorbereitung künftiger Aerzte, Lehrer und Beamten gehörte, das Volksleben in seiner ganzen Not und Sehnsucht zu verstehen! Eine solche Vereinigung aber dürfte keineswegs einseitig bloß die Stimme der Arbeiter hören. Sie müßte ebenso die persönliche Berührung mit Arbeitgebern suchen, um auch die Gesichtspunkte der anderen Seite menschlich verstehen zu lernen. Denn es besteht die Gefahr, daß junge Männer, die zum ersten Mal dem furchtbaren Elend und der menschlichen Verlassenheit weiter Volksschichten ins Angesicht sehen, nun sofort voll Empörung den herrschenden Klassen den Rücken kehren und ins Lager der Sozialdemokratie übergehen, um von da aus dann auf die „Bourgeoisie" zu schimpfen, ohne zu bedenken, daß sie doch aus dem gleichen Holze geschnitzt und nicht etwa durch besonderes moralisches Verdienst, sondern nur durch die Gnade günstiger geistiger Führung rechtzeitig vom Schlafe erweckt sind — sodaß es unnütze ihre Pflicht wäre, ihren Klassengenossen ähnliche weckende und verklärende Einflüsse zuzuführen, statt sie im Stich zu lassen und im Jargon des erbitterten und mißtrauischen Proletariers zu ihnen hinüberzuschreien. Ich sage das nicht, um den neuen Verein als einen Bund zur Bekämpfung der Sozialdemokratie zu kennzeichnen, sondern weil ich es als eine Pflicht gegen den Arbeiter selbst betrachte, daß die Gebildeten das soziale Problem von einer höheren Warte aus behandeln, als es die Taktik des Klassenkampfes thut.

Es war mir stets ein peinlicher Eindruck, sozialistische Doktoren oder Studenten sich selbst zu bloßen Sprechern der ungeklärten Instinkte und groben Kampfprogramme der Massen herabwürdigen zu sehen — peinlich, weil ich aus zahlreichen persönlichen Beobachtungen weiß, daß der eigentliche Arbeiter im tiefsten Innern von dem Akademiker etwas Höheres erwartet und bei sich denkt, daß er den Jünger der Wissenschaft doch nicht *deshalb* für die geistige Arbeit freigemacht habe, damit dieser in der Auffassung des sozialen Problems schließlich in den gleichen Beschränktheiten und Einseitigkeiten stecken bleibe, in denen das müde Gehirn des Handarbeiters auf und ab denkt. Es ist gewiß viel leichter, sich den individuellen und kollektiven Rachetinstinkten hinzugeben, mit denen sich bisher alle Gegenwirkung gegen menschliches Unrechttun verbunden hat, als sich ganz konsequent

Digitized by Google

vor die Frage zu stellen: Will ich mich selbst genießen, oder will ich heilen und helfen? Wenn wir heute einer humanen und pädagogischen Einwirkung auf den Verbrecher das Wort reden und dafür eintreten, daß in der ganzen Art unserer Gegenwirkung allen noch vorhandenen Keimen des Mitgefühls und des Ehrgefühls Nahrung gegeben werde — warum stellen wir dann die verblendeten und verirrten Gegner der Arbeiterbewegung außerhalb dieser höheren Einsicht und behandeln sie ohne jede Sorgfalt für ihr inneres Wachstum lediglich vom Standpunkt des Dreinschlagens und der öffentlichen Anklage? Diese ganze Inkonsequenz ist ein rechtes Zeichen des ethischen Dilettantismus, der sich heute in den Kreisen der Sozialreformer breit macht. Vor lauter ökonomischer Theorie und sozialpolitischer Technik übersieht man ganz, daß man es mit lebendigen Menschen zu thun hat und daß die soziale Reform in erster Linie eine Frage der „ethischen Technik", eine Frage der Gewinnung von Seelen ist. Dem leidenden Arbeiter selbst ist es gewiß unendlich erschwert, inmitten seiner Not und Bedrückung die geistige und sittliche Freiheit zu bewahren, um ganz konsequent den neuen Lebensmächten zu dienen, unter deren Walten die menschliche Solidarität zur Wahrheit werden soll. Aber um so dringender tritt eben an die künftigen geistigen Führer der Nation, an die „Musensöhne" die Forderung heran, sich von früh an in ernster Selbstzucht und gründlichem Nachdenken von all den Zügellosigkeiten und Sophismen der verfinkenden Menschheitsepoche zu befreien und Bildner der Zukunft statt Sklaven der Vergangenheit zu werden.

Daß der russische Kaiser in aller Ehrlichkeit auf der einen Seite dem Friedensgedanken huldigt, auf der anderen Seite die Vergewaltigung Finnlands ausdrücklich begünstigt — das ist ja nur ein Bild aus der großen Zusammenhangslosigkeit des sittlichen Denkens, in der sich die gegenwärtige Menschheit befindet: Ost in demselben Individuum Urväterroheit und tiefe Ergriffenheit von neuer Menschheitshoffnung. Träger neuen Lebens werden nur die sein, die der vollen Sonne ihr Antlitz zuwenden.

Das wäre das Programm einer ethischen Bewegung in der studierenden Jugend: Den sozialen Gedanken ganz durchzudenken und durchzuwollen, die soziale Frage als eine Frage der ethischen Erneuerung aller menschlichen Beziehungen aufzufassen und aus der ganzen Behandlung dieser Frage die militärischen Gleichnisse und Analogien zu verbannen, die unser ganzes Denken belasten und nur unsere gröbsten Energien wachrufen, wo wir die denkbar feinste Sorgfalt und Geduld brauchten, deren unsere Natur fähig ist.

Wie die alten Burschenschaften einst im Zeichen des neuen nationalen Ideals, das alle ihre sittlichen Kräfte mächtig erregte, in ihre Satzungen die Pflicht der Keuschheit bis zur Ehe aufnahmen — so wollen wir hoffen, daß die soziale Bewegung in ähnlicher Stärke eindringe in die deutsche Studentenschaft und anblühe zu einer ethischen Bewegung, die Alles an sich zieht, was an Adel und Ehrfurcht in den Seelen der Jugend bereit liegt und nur des weckenden Wortes harrt.

Die Arbeiterfrage in der Reichshauptstadt.

Von Dr. L. Katzenstein.

II.

Die Entwicklung der produktiven Technik, die die Wirthschaftsform der Großindustrie entstehen ließ, richtet an Staat und Gemeinde die gebieterische Forderung, auf allen Gebieten der Verwaltungsthätigkeit neue Organisationen zu schaffen, die geeignet sind, die neue Wirtschaftsform der Großindustrie zu einem organischen Bestandteil unseres sozialen Körpers umzubilden. Im Dienste dieses Zweckes ist die Gesetzgebung über Aktiengesellschaften, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung entstanden, und sind der sanitären und sozialen Verwaltung der Gemeinde die schwierigsten Aufgaben erwachsen. Ihrer Lösung stehen große Hindernisse entgegen, die sich zum Teil aus der eigentümlichen Zusammensetzung der Stadtverwaltung ergeben, zum Teil aus der mangelhaften Erkenntnis ihres eigentlichen Wesens. Die Organisation unserer Stadtverwaltung stammt aus einer Zeit, da der größte Teil der Bürgerschaft seßhafte Grund- und Hausbesitzer waren, und da die Interessen der Gemeinde mit den Interessen dieser ehrenwerten Klasse fast ganz und gar zusammenfielen. Abgesehen von dem Wandel, der inzwischen mit dem Charakter der Grund- und Hauseigentümer vor sich gegangen ist, kann heute kaum noch von dieser Interessenidentität die Rede sein. Dennoch besteht sie als Fiktion weiter, um als organisatorisches Prinzip für unsere Stadtverwaltung zu dienen. Wenn man nun aber als Grundlage einer so gewaltigen und maßgebenden Realität eine Fiktion genügen läßt, so müssen sich notwendig unhaltbare Zustände ergeben, und es wird selbst in einer liberalen Gemeinde der Fortschritt, der in der Anpassung an die wirtschaftliche Entwicklung besteht, nur sehr langsam und unvollkommen vor sich gehen können.

Wo aber das eigentliche Interesse fehlt, und wo dem rastlos vorwärts drängenden Leben eine Fiktion entgegen gehalten wird, da muß auch die Erkenntnis der Natur und der Gesetze dieser Entwicklung höchst unzulänglich bleiben.

So kommt es, daß die Lösung der ernsten sozialen Aufgaben, die der Verwaltung unserer Großstädte gestellt werden, und die wirklichen Gemeinsinn, aufrichtige Hingabe, rücksichtslose Energie und tiefe Einsicht voraussetzen, so häufig an den entsittlichenden und entnervenden Wirkungen einer Fiktion schleitern müssen.

Je mehr sich die Großstadt an Umfang, Bevölkerung, Reichtum und Ansehen dem Staate nähert, um so mehr wächst auch die Bedeutung der Aufgaben, die ihrer Verwaltung gestellt sind, und um so mehr hängt schließlich auch das Gedeihen des ganzen Staates von der Fähigkeit ab, mit der sie ihre Lösung unternimmt und zu Ende führt. Im stolzen Bewußtsein dieser Thatsache müßte auch die sittliche Kraft der Stadtverwaltung wachsen, damit dem äußeren Ansehen die innere Würde entspreche, und damit dieses Ansehen nicht eine Fiktion bleibe, die nicht Achtung, Ehrerbietung und Begeisterung, sondern Spott und Verachtung in dem Herzen der Bürger erzeugt.

Nur langsam und undeutlich ist den Vätern unserer Stadtgemeinden die Wahrheit aufgedämmert, daß die neue Wirtschaftsform der Großindustrie infolge ihrer sozialen Wirkungen auch eine Umgestaltung des städtischen Schul- und Bildungswesens erfordert. Vor allem müßten die schädlichen Folgen, die sich aus der wirtschaftlichen Entwicklung ergeben, durch die Einrichtung des Schulwesens und des Unterrichts nach Möglichkeit gemildert und verhütet werden. Es sind das besonders die Erweiterung der sozialen Gegensätze, die die Klassen von einander trennen und das gegenseitige Verständnis und damit die Wahrung des sozialen Friedens erschweren; es sind das besonders auch die Gefahren, die infolge der großindustriellen Maschinenarbeit der Ausgestaltung und Bildung der Arbeiterpersönlichkeit drohen. Man kann sich heute der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß unsere produktive Technik und die auf ihr beruhende wirtschaftliche Organisation berufen sein werden unser ganzes Unterrichtswesen bis in seine höchsten Spitzen umzugestalten. Den Anfang aber müssen die Kommunen mit der Umgestaltung des Elementarunterrichts machen. Man muß heute endlich anerkennen, daß der Einteilung unserer Schulen in Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen, Realschulen, höhere Mädchenschulen, Gemeindeschulen, Fortbildungs- und Gewerbeschulen jede innere Berechtigung fehlt. Diese Einteilung ist nichts weniger als geeignet, der Aufhebung sozialer Gegensätze zu dienen, und

Digitized by Google

sie giebt der technischen Bildung nicht die Stellung, die ihr im heutigen Unterrichtswesen gebührt. Ebenso wenig wie man besondere Schulen für die verschiedenen Konfessionen, sollte man besondere Schulen für einzelne soziale Klassen dulden. Dennoch ist die Gemeindeschule der Stadt Berlin überwiegend die Schule der Arbeiterklasse, wie das aus der Statistik, die Dr. Hirschberg auf Seite 117 seines Buches zusammenstellt, hervorgeht. Für die Beurteilung der Arbeiterfrage in der Reichshauptstadt ist daher eine Betrachtung des Gemeindeschulwesens und seiner Weiterentwicklung nicht zu umgehen. In richtiger Würdigung dieser Bedeutung hat ihm Dr. Hirschberg das fünfte Kapitel seines Buches gewidmet.

Es ist gewiß zuzugeben, daß bei dem schnellen Wachstum und häufigen Wechsel der städtischen Bevölkerung die Schulverwaltung immer größere Schwierigkeiten zu überwinden hat, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden will, und daß seit 1870 sehr anerkennenswerte Fortschritte gemacht worden sind. Der Aufwand für die Volksschulen betrug nach Hirschberg im Jahre 1895 etwa 10½ Millionen Mark, nach dem Etat von 1899 war er auf über 13 Millionen Mark gestiegen. Trotz dieses immer steigenden Aufwandes ist die Normalfrequenz der Gemeindeschulklassen im Jahre 1899 für die Klassen I, II, III auf 50, für die Klasse IV auf 60 und die Klassen V und VI auf 70 festgesetzt. Diese Frequenz stellt den Lehrer vor übermenschliche Aufgaben, wenn er seinen Beruf vollauf erfüllen will. Jedenfalls erscheint es völlig ausgeschlossen, der Individualität der einzelnen Schüler irgendwie Rechnung zu tragen. Und doch wäre eine Berücksichtigung und Ausbildung der Persönlichkeit als Gegengewicht gegen den nivellierenden Einfluß der modernen Großindustrie dringend zu wünschen. In dieser Beziehung versagt unser Gemeindeschulwesen vollständig

Die Schulnot, die gegenwärtig in Berlin herrscht, läßt sich nicht mehr ableugnen. Es geht das daraus hervor, daß 7140 Schüler in fliegenden Klassen unterrichtet werden, und daß die Absicht vorliegt, Schulbaracken zu errichten. Die herrschende Schulnot und die hygienische Verfassung mancher Schulräume lassen es dringend wünschenswert erscheinen, daß die Einsetzung der Schulärzte keine weitere Verzögerung erleide. Diese Frage ist so wichtig, daß auf ihren gegenwärtigen Stand etwas näher eingegangen werden muß.

Es ist sehr zu bedauern, daß auch in dieser Angelegenheit die Reichshauptstadt nicht den übrigen Städten vorbildlich vorangegangen ist, sondern daß sie sich von kleineren Städten, wie Wiesbaden und Offenbach, überholen ließ. Allerdings ist sie auch in Berlin seit dem Jahre 1890 erörtert worden, doch hatte sich der Magistrat immer ablehnend verhalten. Durch Beschluß vom 15. Dezember 1897 ersuchte die Stadtverordnetenversammlung den Magistrat, in Erwägung zu ziehen, in wie weit eine Zuziehung von Aerzten in weiterem Umfange als bisher zur Erledigung der Aufgabe der Schulverwaltung geboten und zweckmäßig erscheine; und ferner dafür Sorge zu tragen, daß in Verbindung mit den schon bestehenden Kursen für Fortbildung der Lehrer auch eine Reihe von Vorlesungen zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen in der Hygiene gehalten werden. Der Magistrat folgte dieser zweiten Aufforderung zuerst, indem er den Rektoren und Lehrern an zwei Tagen in der Woche Gelegenheit bot, Vorlesungen über Hygiene zu hören. Nachdem fast ein Jahr nach jenem Beschluß verstrichen war, legte der Magistrat der Stadtverordnetenversammlung einen Entwurf über die Einsetzung von Schulärzten vor. Nach diesem Entwurf soll jeder einzelnen Gemeindeschule ein Arzt zugewiesen werden, aber keinem Arzt sollen mehr als vier Schulen übertragen werden.

Dem Schularzt würden folgende Pflichten obliegen:

„1. Die Prüfung der für den ersten Eintritt in die Schule angemeldeten Kinder auf ihre Schulfähigkeit;

2. die Prüfung der für den Nebenunterricht vorgeschlagenen Kinder auf körperliche und physische Mängel, insbesondere auch auf die etwaigen Fehler an den Sinnesorganen, erforderlichen Falls unter Mitwirkung von Spezialärzten;

3. auf Ersuchen der Schulkommission bezw. des Rektors die Prüfung eines angeblich durch Krankheit am Schulbesuch verhinderten Kindes;

4. die Abgabe eines mündlichen oder schriftlichen, von den zuständigen Organen der Schul-Verwaltung erforderten Gutachtens,

a) über vermutete oder beobachtete Fälle ansteckender Krankheiten oder körperliche Behinderung von Schulkindern,

b) über vermutete oder beobachtete, die Gesundheit der Lehrer oder Schüler benachteiligende Einrichtungen der Schulhäuser und seiner Geräte."

Der Schularzt ist ferner verpflichtet, das Schulhaus und seine Räume während oder außerhalb des Unterrichts in angemessenen Zeiträumen zu besichtigen und den Rektor hygienische Mängel, die er bei dieser Besichtigung entdeckt hat, bekannt zu machen. Er muß in der Nähe der ihm zugewiesenen Schule wohnen und erhält für jede Schule ein Honorar von jährlich 500 Mk. Die Schulärzte werden periodisch zu Beratungen berufen, welche von einem dazu vom Vorsitzenden der Schul-Deputation bestimmten Mitglied der Schul-Deputation geleitet werden.

Obschon ein Mißerfolg dieser Einrichtung kaum zu befürchten ist, beabsichtigt die Verwaltung erst einen vorläufigen Versuch mit 20—25 Schulen zu machen. Ein in so kleinem Maßstabe unternommener Versuch wird für Berlin mit seinem 330 Gemeindeschulen kaum brauchbare Resultate ergeben; dennoch darf man ihn als bahnbrechenden Anfang freudig begrüßen.

Da die Stadtverordnetenversammlung im Prinzip dem Vorschlag des Magistrats zugestimmt hat, so darf man sich der Erwartung hingeben, daß Berlin demnächst die Einsetzung von höchstens 20 Schulärzten erleben wird.

In einem III. Artikel soll auf das Fortbildungs- und Gemeindeschulwesen im Zusammenhang mit der Arbeiterfrage eingegangen werden.

Dickens als Ethiker.

Von Dr. phil. Arnstein.

Taine in seiner Geschichte der englischen Litteratur stellt die Renaissancepoesie, deren höchster Gipfel die Kunst Shakespeares ist, deshalb so hoch über die moderne Litteratur, weil sie den Menschen gleichsam „jenseits von Gut und Böse", mit künstlerischer Objektivität in seinen Leidenschaften und Widersprüchen, in seiner Größe und Kleinheit, seinen Narrheiten und Thorheiten darstelle, und macht es der Kunst von Dickens, Thackeray und George Eliot zum Vorwurfe, daß sie an alles den Maaßstab der gesellschaftlichen Moral, des Erlaubten und Passenden lege. Mit Unrecht, wie mir scheint, denn die Kunst muß vor allem ein Spiegelbild des Lebens sein, und sie würde hinter ihrer hohen Aufgabe zurückbleiben, wenn sie nicht von den sozialen und ethischen Ideen getragen wäre, die das moderne Leben beherrschen und formwährend umgestalten. So ist denn auch die moderne Litteratur in ihren besten Hervorbringungen Tendenzpoesie, und die Idee des Guten vom gesellschaftlichen Standpunkte aus spielt in ihr dieselbe Rolle, wie die Idee des Schönen in der Kunst der Renaissance. Das gilt besonders von dem englischen Romane und von keinem mehr als von seinem genialsten Vertreter Charles Dickens. Dickens' Kunst hat einen ausgesprochenen ethischen Zweck. Seine reiche Phantasie und seine wunderbare Beobachtungsgabe standen unter der Herrschaft einer glühenden Liebe zur Menschheit und eines lebendigen Mitgefühls mit allen Leiden. Sein höchster Ehr-

Digitized by Google

geiz war nicht ein künstlerischer, sondern ein ethisch-sozialer. Er wollte dazu beitragen, die Leiden des arbeitenden Volkes zu lindern, Menschenliebe zu verbreiten, den Armen Mut einzuflößen und das Leben heiterer zu gestalten. So sind denn auch seine Romane fast alle mehr oder minder Tendenzromane, entweder in dem engeren Sinne, daß sie gewisse zeitliche Erscheinungen zum Gegenstande der Satire machen oder doch, insofern sie bestimmte Lebensanschauungen bekämpfen. In der Tiefe und dem Ernste der humanen Gesinnung, die alle seine Werke durchzieht, liegt vielleicht mehr als in ihren ästhetischen Vorzügen das Geheimnis ihrer großen und andauernden Wirksamkeit. Sein Einfluß ist vor allem der eines Lehrers gewesen, und es lohnt sich daher wohl, den Inhalt und den Charakter seiner Lehren kurz zu kennzeichnen.

Dickens besaß ein tief religiöses Gemüt. Er war kein konfessioneller Eiferer, sondern betrachtete dogmatische Fragen als unwesentlich und haßte theologische Zänkereien. In diesem Sinne lebte er und erzog er seine Kinder; dieser Sinn spricht auch aus seinen Werken. Der Stifter der christlichen Religion war ihm der göttliche Menschenfreund, der Freund der Kinder und der Armen, der Heiler und Tröster aller derer, die elend und schwer beladen sind. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele war ihm ein Bedürfnis und ein Trost, und nie ist dieser Glaube rührender und poetischer dargestellt worden, als in der Schilderung des Todes der kleinen Nell in dem „Alten Raritätenladen“ oder in der Sterbeszene des kleinen Paul Dombey in dem Romane „Dombey und Sohn“. Die Religion war bei ihm eine Sache des Gefühls, eine ehrfurchtsvolle Hinneigung des Herzens und Geistes zu Gott ohne Anerkennung einer Kirche in einer greifbaren Gestalt oder das Bekenntnis eines festen und klaren Glaubenssystems. Als Symbol dieser Religion des Herzens, die zur Nächstenliebe und Versöhnung, zum Mitleid, zur Wohlthätigkeit und Dankbarkeit ermahnt und auch harmloser Heiterkeit und dem fröhlichen Genusse der guten Dinge dieser Erde nicht abhold ist, hat er das Weihnachtsfest gepriesen und verherrlicht. Ihm widmete er vor allem seine 5 Weihnachtsmärchen, die von 1843—48 erschienen, und die unendlich viel Gutes gewirkt haben.

Wie aber das Weihnachtsfest mit seinen Freuden und der versöhnenden Stimmung, die es mit sich bringt, ein Sinnbild des Christentums nach Dickens' Herzen ist, so ist der englische Sonntag ein Sinnbild des Christentums, das er mit Humor und Satire, mit Ernst und Scherz bekämpft hat. Eine seiner ersten Schriften war ein Pamphlet über die Sonntagsfrage (1836), in der er eine freiere Auffassung der Sonntagsfeier befürwortet. Und in seinen späteren Romane, u. a. in David Copperfield, malt er in grellen Farben den verderblichen, verbitternden Einfluß des puritanischen Sonntagszwanges auf das kindliche Gemüt. Auch praktisch trat er, wenn die Gelegenheit sich bot, für eine humanere und weniger strenge Sonntagsfeier ein.

Besonders aber geißelt Dickens mit scharfer Satire die religiöse Heuchelei, die ihm als der größte Feind wahrer Sittlichkeit erscheint. Er trifft sowohl die bewußten Heuchler, die Schmarotzer, salbungsvollen Schwätzer und Intriganten, die die Religion als Deckmantel für ihre niedrigen Zwecke benutzen, als die weit schlimmeren unbewußten, die sich selbst täuschen und deshalb um so gefährlicher sind. Die düstere religiöse Selbstquälerei, in deren Gefolge die Unduldsamkeit und der Fanatismus einherschreiten, die pharisäische Selbstgerechtigkeit und der geistliche Hochmut — alle diese Schreckgespenster, die seit den Tagen der Rundköpfe das lustige Altengland Chaucers und Shakespeares verwandelt haben, erscheinen bei ihm, in jedem Nerv und in jeder Sehne zerlegt, in ihrer ganzen häßlichen Mißgestalt. Er hat eine ganze Reihe solcher düsterer Fanatiker geschildert, die ihre Umgebung quälen und dafür mit dem Himmel auf desto vertrauterem Fuße stehen, mit ihm in kaufmännischer Weise Abrechnung halten, wobei sich immer ein Saldo zu ihren Gunsten ergiebt. Diese Leute sprechen von Gott, wie von einem Manne, der in der nächsten Straße wohnt, und machen die Vorsehung für alle ihre Erfolge verantwortlich, seien sie auch auf unrechtem Wege erworben. Die Anziehungskraft dieser hysterischen Frömmigkeit liegt in der Gemütsaufregung, die sie bietet. Sie wirkt wie ein berauschendes Getränk, und die Geistlichen gefallen solchen Fanatikern am besten, „die den Weg zur Ewigkeit mit dem meisten Schwefel bestreuen und am unbarmherzigsten die Blüten und Blätter niedertreten, die am Wege wachsen.“ Aus solch einem verzerrten Idealismus erwächst dann die religiöse Verfolgungssucht, wie sie Dickens in dem historischen Roman „Barnaby Rudge“ darstellt, der die Katholikenverfolgung des Jahres 1780 schildert

Der Kampf gegen Puritanismus und Fanatismus und das Eintreten für religiöse Toleranz und eine freiere Lebensauffassung — das ist der Grundzug seiner religiösen Lehren. In ähnlicher Richtung bewegen sich seine *politischen Anschauungen*. An den politischen Tageskämpfen hat sich Dickens fast gar nicht beteiligt. Er hat es abgelehnt, wie andere Schriftsteller, Bulwer, Macaulay und Disraeli, in das Parlament einzutreten, und hat — abgesehen von der Gründung der großen liberalen Zeitung „Daily News“, der er aber nur drei Wochen lang vorstand — auch nie direkt politisch gewirkt, aber er hat doch durch seine Schriften einen mächtigen erziehenden politischen Einfluß ausgeübt. Dieser Einfluß richtete sich in erster Linie gegen den Chauvinismus oder „Jingoism“, wie die Engländer sagen, jenen verzerrten Patriotismus, der ein Kind anmaßender Unwissenheit und Beschränktheit ist, und der damals wie heute in England mächtig war. Er verspottet die thörichte Verachtung alles Fremden, wie sie sich bei dem englischen Philister findet, und das großsprecherische Phrasentum, womit Demagogen und Parlamentarier der nationalen Eitelkeit schmeicheln. Dagegen war er ein Patriot im besten Sinne des Wortes und stolz auf die Großthaten seiner Nation, auch die kriegerischen.

In Bezug auf die innere Politik war er Demokrat. „Mein politischer Glaube,“ sagt er einmal, „umfaßt zwei Artikel und hat nichts mit irgend einer Partei oder Personen zu thun. Mein Vertrauen auf die Regierung ist im allgemeinen unendlich klein, mein Vertrauen auf die Regierten ist im allgemeinen unbegrenzt.“ In dem großen Kampfe zwischen Regierenden und Regierten, zwischen Aristokratie und Volk, Autorität und Freiheit, der den geistigen Teil unseres Jahrhunderts ausfüllt, steht er immer auf Seiten der Regierten, des Volkes und der Freiheit, ohne deshalb auf die Fahne einer Partei zu schwören. In diesem Sinne schreibt er seine „Geschichte Englands für Kinder,“ diesen Geist atmet auch sein Roman aus der französischen Revolution, „Eine Geschichte von zwei Städten.“ Die Vergangenheit flößte Dickens nicht Verehrung, sondern nur Abscheu ein. Weit entfernt, sie nach Art der Romantiker zu idealisieren, konnte er sich nicht einmal in ihre Zustände und Denkungsart hineindenken, und sein Urteil über vergangene Epochen ist ebenso einseitig wie etwa das der mittelalterlichen Dichter der Alexandrowie Trojaromane über das Altertum. Er glaubte an einen beständigen, vernünftigen Fortschritt und sympathisierte mit allen Bestrebungen, die darauf gerichtet waren, die Lage der Menschheit zu bessern. Er begeisterte sich für die freiheitlichen Bewegungen in allen Ländern und erhob mächtig seine Stimme gegen die Sklaverei in Amerika. In England selbst verspottete er die Schwächen und die Anmaßung der Aristokratie, ohne ihren guten und großen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch zu dem Parlament hatte er wenig Vertrauen. Seine schlechte Meinung von diesem stammte wohl noch aus der Zeit, wo er als Reporter, wie David Copperfield, „Abend

Digitized by Google

für Abend Prophezeiungen niederschrieb, die sich nie verwirklichten, Betenerungen, die nie erfüllt wurden, Erklärungen, die mystifizieren sollten." Und noch verdrießlicher wandte er sich gegen den Bureaukratismus, die Unfähigkeit und das Cliquenwesen in der Regierung, die er in einem seiner Romane, „Kleindorchen", als „Unmundsbehörde" oder „Weitläufigkeitsamt" an den Pranger stellt. Wenn auch in seiner Satire manches übertrieben ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie viel Wahres enthält und einen wohlthätig aufrüttelnden Einfluß ausgeübt hat. Im einzelnen hat Dickens immer für Reformen in der Verwaltung, wie besonders auch in der Rechtsfrage mit vielem Erfolge gewirkt.

Es bleibt uns noch übrig, die wichtigste Seite von Dickens ethischer Wirksamkeit zu betrachten, sein Wirken als Sozialpolitiker. Sein Ziel war immer die Besserung der Lage des arbeitenden Volkes. Er machte sich zu seinem Anwalte, bekämpfte die Vorurteile der Besitzenden und Gebildeten gegen dasselbe und verherrlichte seine guten Eigenschaften, seine Ausdauer, Geduld und Sanftmut, sein Mitgefühl und seinen verständigen Sinn. Der Geist der Bergpredigt durchweht alle seine Romane. Die Kinder, die Armen an Geist, alle die elend und beladen sind, werden auf Kosten der Reichen verherrlicht und mit allen Tugenden ausgestattet. Er schildert zwar auch die Kehrseite der menschlichen Natur im Volke, Verbrecher, Diebe und Schwindler, aber das Gute überwiegt doch. Nicht mit Unrecht spricht George Eliot von seinen „übernatürlich tugendhaften Kindern und Arbeitern, seinen melodramatischen Bootsleuten und Kuriosanen."

Aus dieser Tendenz erklärt sich Dickens Haltung gegenüber der herrschenden Nationalökonomie seiner Zeit, die man gewöhnlich als das Manchestertum bezeichnet. Keiner hat sie in allen ihren Konsequenzen, ihrer Theorie des laisser faire und der freien Konkurrenz, ihrer utilitarischen Auffassung des Menschen als eines bloß erwerbenden Wesens so energisch bekämpft wie er. Wie fast alle hervorragenden Männer seiner Zeit, wie Kingsley, Disraeli, Tennyson und Ruskin stand er in dieser Beziehung unter dem bewußten Einflusse der Ideen Carlyles, der in den Schriften „der Chartismus" (1839) und „Vergangenheit und Gegenwart" (1843) so kraftvoll gegen „das Evangelium des Mammonismus" protestiert hatte. Aus diesem Geiste entsprangen vor allem die Romane „Oliver Twist", „Harte Zeiten" und „Unser gemeinsamer Freund" und die Weihnachtsmärchen. Ihm sind die Arbeiter nicht bloß Namen und Zahlen, deren ganzes Leben nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage geregelt wird, ihm ist nicht die Selbstsucht das einzige Motiv des Handelns und die Grundlage des ganzen sozialen Systems. Er verspottet die Philosophen, die die hungernden und frierenden Arbeiter mit der Statistik vertrösten, nach der nur so und soviel Prozent jährlich verhungern oder erfrieren, die hartherzigen Philister, die ihre Pflicht als Bürger gethan zu haben glauben, wenn sie durch ihre Steuern die Zucht- und Armenhäuser unterstützen helfen, und die im übrigen der bequemen Theorie huldigen: „Jeder für sich, und der Teufel hole den letzten." Seine Ansichten riefen damals heftigen Widerspruch hervor. Man nannte ihn einen Sozialisten und unklaren Revolutionär, man warf ihm vor, daß er von den Fragen, die er behandelte, nichts verstehe; heute ist es gewiß, daß er, trotz mancher Uebertreibungen im einzelnen, durch die intuitive Kraft seines Genius ohne Bücherkenntnis und Studium hier das Richtige getroffen hat. Er zeigt zwar keinen Weg aus den sozialen Schwierigkeiten — bestimmte Maßregeln zu empfehlen kann niemals der Zweck der Dichtung sein — aber er hat die Gemüter für eine freiere, menschlichere Auffassung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens vorbereitet.

Im einzelnen interessierte er sich besonders lebhaft für die Frage der Erziehung des Volkes. Nichts dünkte ihn thörichter, als das Vorurteil, daß die Bildung für die arbeitenden Klassen gefährlich und nutzlos sei. Nicht die Halbbildung, sondern die Unwissenheit mit ihrem Gefolge von Elend und Verbrechen erschien ihm mit Recht als die einzig wahre gesellschaftliche Gefahr. Deshalb nahm er an allen bildungsfreundlichen Bestrebungen zu Gunsten der Arbeiter thätigen Anteil und begrüßte besonders auch mit Freuden die Errichtung der sog. „Lumpenschulen" für die niedersten Schichten der Bevölkerung. Er wollte aber, daß diese konfessionslos geleitet würden, daß die Erziehung zwar eine religiöse sei, aber sich frei halte von den Formen und Dogmen der Kirche, die den Bedürfnissen und der Fassungskraft jener Kreise nicht entsprächen. Als man im Jahre 1870 ein Unterrichtsgesetz erließ, hat man Dickens Ideen in diesem Punkte befolgt. Die „Board School", die staatliche Volksschule in England, ist konfessionslos, wenn auch neben ihr konfessionelle Schulen unter Aufsicht der Geistlichkeit und mit Unterstützung des Staates bestehen. Und wie die einseitige dogmatische Richtung der klerikalen Partei, so verurteilte Dickens die einseitige Verstandesausbildung, wie sie das Manchestertum empfahl. Solch eine Erziehung, aus der Phantasie und Gefühl verbannt wären, brachte nach seiner Ansicht nur Henchler oder unglückliche Menschen hervor. Schlimmer natürlich noch war die gewissenlose Anobeutung der Kinder, wie sie in Nikolas Nickelby und David Copperfield so drastisch geschildert wird. Daß es solche Schulen heute in England nicht mehr giebt, daran hat Dickens' kraftvolle Satire ein großes und bleibendes Verdienst.

Noch andere Punkte des öffentlichen Lebens, besonders die Armenpflege und die öffentliche Wohlthätigkeit, berührt er in seinen Romanen, doch können wir hier im einzelnen nicht darauf eingehen. Er ist auch hier immer ein Anwalt der Humanität und Gerechtigkeit und ein Feind jeder Heuchelei und Anmaßung. Verhaßt waren ihm die Missionsgesellschaften, die ungeheuere Summen an die Bekehrung von Negern und Indianern vergeudeten, während in der Hauptstadt des britischen Reiches, vor den Thüren der Missionspaläste Elend und Unwissenheit mit ihrem Gefolge von Sünde und Verbrechen üppig fortwucherten. Und wie er die selbstlose Humanität eines Lord Shaftesbury bewunderte, so verurteilte er alle jene pseudophilanthropischen Bestrebungen, die der Selbstsucht, Eitelkeit oder krankhaften Sentimentalität entspringen, und die durch ihre Gedankenlosigkeit und Uebertreibungen oft mehr Schaden als Nutzen stiften. Die lungenstarken Berufsphilanthropen, die selbstgefälligen Gönner und Almosengeber, die sentimentalen Menschenfreunde, die ihre urteilslosen Gefühle besonders an Spitzbuben und Verbrecher verschwenden und die Gefängnisse zu Musterwohnungen umgestalten wollen, verspottet er ähnlich wie Carlyle. Seine Liebe zur Tugend entspringt eben aus einem gesunden Hasse gegen das Laster.

Ueberblicken wir noch einmal kurz die Gesamttendenz von Dickens' schriftstellerischer Wirksamkeit, den Inhalt seiner „Botschaft" an das englische Volk und die Menschheit.

Seine Blüte fällt in das zweite Drittel unseres Jahrhunderts. Es ist das eine Zeit gewaltigen materiellen Aufschwunges, eine Zeit, in der durch die Anwendung der Dampfkraft und die Entfesselung von Handel und Industrie der Nationalreichtum reißend zunahm. Eine neue Aristokratie der Arbeit und des Besitzes erwuchs, die vom Staate eine freie Bewegung verlangte, und der das Streben nach Reichtum als allein fortschrittsfördernd und naturgemäß galt. Gegen ihren einseitigen Materialismus erwies sich die Kirche als ohnmächtig. Auf der anderen Seite stand der Arbeiter, elend, gedrückt und unzufrieden, sich dann und wann gegen die verneintlichen „Naturgesetze" der Nationalökonomen vergebens erhebend. Dazwischen erschallten die Stimmen von Reformern und Philanthropen, die ihre unfehlbaren Heilmittel für den kranken sozialen Körper mit großer Lungenkraft anpriesen.

Digitized by Google

Dickens vertritt in diesem Wirrwarr streitender Interessen und Meinungen die Sache der Humanität und des Idealismus. Ohne philosophisches System, ohne Bücherkenntnis oder statistisches Material findet er überall das richtige Wort, weil sein großes, von Menschenliebe ganz erfülltes Herz seinem scharfen Verstande den Weg zeigt. Die Entwicklung der Folgezeit hat dies bewiesen; sie hat ihm fast überall Recht gegeben. In manchen Punkten ist seine Satire veraltet, weil eben nicht zum wenigsten durch dieselbe die Zustände besser geworden sind. In anderen dagegen, wie z. B. mit Bezug auf den Puritanismus und das Musterthum ist sie heute noch so „aktuell", wie der letzte Leitartikel oder Aufsatz in einer Zeitschrift. Wenn im allgemeinen in England der Klassenhaß mehr wie in irgend einem anderen Lande geschwunden ist, wenn die wahre Philanthropie, wie Dickens sie lehrte, d. h. das verständnisvolle und aufopfernde Wirken für das Wohl und die geistige Hebung der Schwachen, so große Fortschritte gemacht hat, so gebührt den Schriften Dickens' daran ein großes und wesentliches Verdienst.

Streiflichter.

Deutsche und chinesische Moral. Die zivilisatorische Thätigkeit Deutschlands in dem Gebiet von Kiautschau macht die glänzendsten Fortschritte. Unaufhörlich kommen von dort Nachrichten, daß Unruhen stattgefunden hätten, Missionare, deutsche Beamte, Offiziere und Soldaten angefallen würden u. s. w. Es wird notirlich „schneidig" mit Strafexpeditionen, Hinrichtungen, Niederbrennen von Dörfern, Wegführung von Geiseln u. s. w. vorgegangen, welche die Erbitterung der Chinesen steigern, neue Unruhen hervorrufen, infolgedessen neue Strafexpeditionen nöthig machen u. s. w. Und die erste Ursache aller dieser fortdauernd sich steigernden Greuel? Nun, diese liegt wie fast immer in solchen Fällen auf moralischem Gebiete. Die dummen Chinesen sind noch immer so erregt, weil sie die „höhere" Moral der Deutschen absolut nicht begreifen können", daß eine Mordthat auch durch geschäftliche Vorteile gesühnt werden könne. Daß seiner Zeit die Missionare ermordet wurden, halten sie zwar für ein großes Unrecht; aber daß Deutschland dafür ihnen ein Stück Land wegnahm, weil es seine Handelsgeschäfte ausdehnen wollte, das halten nun diese in der Kultur zurückgebliebenen Chinesen auch für unmoralisch. Als jüngst aus ähnlichem Anlaß eine neue Okkupation chinesischen Gebietes durch deutsche Truppen stattfand, hat eine chinesische Zeitung deutsche und chinesische Moral in folgenden Betrachtungen gegenübergestellt:

> Daß die Austeilung Chinas jetzt so rapide Fortschritte macht, daran ist auch nur Deutschland schuld durch seine jüngste Besetzung von Jhao. Ihm macht es nichts aus, der Urheber allen Unheils genannt zu werden; Gewalt geht ihm vor Recht. So schimm wie die Deutschen ist keiner von anderen!
>
> Als Grund für die Besetzung Jchaos durch deutsche Truppen giebt man die angebliche Verletzung fremder Missionare an. Wenn nun wirklich unsere Regierung den Fehler begangen und es an dem nöthigen Schutz hat fehlen lassen, so konnte Deutschland mit aller Energie darauf dringen, daß die chinesische Regierung ihre Beamten anwies, streng gegen die Anführer vorzugehen und die Ruhe wieder herzustellen. Das konnte man sich gefallen lassen! Keineswegs aber war es nöthig, mit Militärgewalt unser Land zu besetzen. Wäre China so unvernünftig gewesen, einen Krieg zu provoziren, dann hätte auch der Entscheidung über Gebietsabtretung und Kriegsentschädigung ein Vertrag geschlossen werden können. Nun hat aber diesmal China keineswegs zuerst den Frieden gebrochen; weshalb rückt man uns da auf den Leib? Gewiß nur deshalb, weil die Deutschen uns für eine herrenlose Horde von Barbaren halten, deren Land sie nach Belieben wegnehmen können. Sie verletzen das Völkerrecht, und wir können nichts dagegen thun." —

Aber auch die Chinesen machen allmählich Fortschritte in der „höheren" Moral. Der chenesische Zeitungsschreiber giebt schon an, in welcher Richtung die Entwicklung zu erfolgen habe:

> Nur ein Krieg kann China retten und zwar in erster Linie ein Krieg mit Deutschland. Nach meiner Ansicht sollte man den Krieg auf alle Fälle erklären, was auch immer der Ausgang sei. Krieg überhaupt ist die einzige Rettung vor dem Untergang; Krieg mit Deutschland aber ist die einzige Rettung vor Schmach und Schande!
>
> „Zu Kiautschou stehen noch nicht 1000 deutsche Soldaten. Im Kriegsfall würden doch 100 Chinesen wenigstens 1 Deutschen, 1000 Chinesen 10 Deutsche, 10000 Chinesen 100 Deutsche tödten. Mit 100000 Chinesen könnte man also die sämtlichen deutschen Truppen niedermetzeln! Wenn das große China mit seinen 400 Mill. sich erhebt, dann werden die Deutschen sich nicht mehr zu helfen wissen. Wir haben die fremde Kriegskunst gelernt (?), und mehr als ein europäischer Offizier wird uns zur Verfügung stehen, wenn nur die Regierung nicht mit Belohnungen knausert. Ferner müßte Deutschland Soldaten und Munition vom Auslande kommen lassen. Wenn wir ihm aber den Seeweg abschneiden (!), dann kann niemand dem Feinde Waffen liefern, während wir alle Munition, Gewehre und Kanonen im eigenen Lande herstellen können und dadurch keine Schererein mit den Lieferanten neutraler Staaten zu besorgen haben. . . .

Welch' glänzende Perspektiven zeigen sich hier für die Zukunft Chinas! Auch dieses Land befreit sich, dank den zivilisatorischen Einwirkungen Deutschlands von seiner „gewöhnlichen" Moral und erhebt sich glorreich zur Kanonenmoral und Ethik der Schneidigkeit!

* * *

Der Geist der Zuchthausvorlage in der Rechtsprechung. In der Wochenschrift „Die Arbeiterbewegung", dem offiziellen Organ der Arbeitgeber-Verbände Berlins finden wir folgende drei neue Fälle sozialer Rechtsprechung registrirt:

> Geldsammlungen zu Streikzwecken. — Der Maurer Haberl wurde zu 5 M. Geldstrafe verurteilt, weil er für den Maurerstreik Geld gesammelt hatte. Die gesammelten 9 M. wurden überdies konfiszirt.
>
> Erpressung durch Streikdrohung. — Ein Streikkomitee hatte verschiedenen Meistern einen Lohntarif zur Genehmigung vorgelegt mit der Erklärung, daß, wenn sie dem Gesuche nicht nachkommen sollten, die Kommission gezwungen sei, anderweitige Maßregeln zu ergreifen. Sie wurden wegen Erpressung verurteilt und es ist festgestellt worden, daß unter den anderweitigen Maßregeln Streik und Sperre gemeint gewesen sei. Die dagegen eingelegte Revision hat das Reichsgericht nach der „D. Juristenztg." verworfen. Insbesondere die Sperre sei für den Arbeitgeber eine sehr nachtheilige Maßregel; damit sei gedroht worden, und das Komitee habe damit zwar nicht für sich, aber für die Arbeiter, also für Dritte, einen Vortheil — den höheren Lohn — zu erlangen gesucht, auf welchen sie nur durch einen neu abzuschließenden Vertrag einen Anspruch erlangen wollten, welcher aber durch Zwang herbeigeführt werden sollte.
>
> Einer Nöthigung hat sich ein Steinhauer in Hannover dadurch schuldig gemacht, daß er zu einem anderen sagte: „Wenn Du die Streikliste nicht unterschreibst, dann giebts was!" Das Gericht nahm an, daß das „was" Schläge seien, die es gelben sollte, und verurteilte den Steinhauer zu 1 Woche Gefängnis.

Also wenn zu Streikzwecken der Arbeiter Geld gesammelt wird, so erwartet den Sammler Strafe und Konfiskation — hat man schon gehört, daß Arbeitgeber gestraft worden wären, wenn sie zur Durchführung einer Aussperrung, beispielsweise bei der jüngsten im Maurergewerbe, Geld gesammelt hätten? — Wenn Arbeiter Lohnerhöhung verlangen und mit Streik drohen, werden sie bestraft — noch niemals ist das gleiche gegenüber Arbeitgebern geschehen, wenn sie ungünstigere Arbeitsbedingungen festsetzten und im Falle ihrer Nichtannahme mit Aussperrung drohten. — Wenn ein Arbeiter Kameraden zum Anschluß an einen Streik, wiewohl im vorliegenden Fall in nicht ganz einwandfreier Weise, zu veranlassen sucht, wird er bestraft; wenn aber der Arbeitgeber noch weit schärfere Pressionsmittel anwendet, beispielsweise Boykottirung, Vernichtung der Existenz in Aussicht stellt — und das ist zweifellos noch schlimmer, als wenn es „Schläge" geben soll, wie das Gericht in obigem Falle „annahm" — dann wird er eben nicht bestraft.

Wozu bedarf es nach alledem noch einer Zuchthausvorlage? Die Behandlung der Arbeiter als minderen Rechtes und minderer Moralität, als Menschen geringerer Art, denen

Digitized by Google

eben nicht recht sein soll, was den Arbeitgebern billig ist, ist bereits in praxi so weit durchgeführt, daß sehr bald die letzten Reste von Koalitionsfreiheit verschwunden sein werden. Videant consules kann man in diesem Falle, angesichts der Verblendung der Regierung nicht sagen — aber videant populus: mögen alle, die ein Gefühl für Gerechtigkeit haben, sich vereinigen zur Wiederherstellung und Sicherung der jetzt schon zum guten Teil vernichteten Koalitionsfreiheit. Es giebt keinen Punkt in unserem öffentlichen Leben, wo die Stellungnahme im Sinne der Gerechtigkeit einfacher wäre.

Sprechsaal.

Eine sittliche Pflicht.

Zu den in Nr. 28. der E. K. unter obiger Ueberschrift veröffentlichten Aeußerungen über die Enthaltung und Fernhaltung erblich belasteter Individuen von der Fortpflanzung bitte ich einige Bemerkungen machen zu dürfen.

Die geehrte Verfasserin ist selber schon der Einsicht nahe, daß ihr Vergleich mit der Tierzucht garnicht zutrifft; denn sie bemerkt nachher, daß der Wert des Menschen auf Anderem als nur einem starken, gesunden Körper beruht.

Aber die letzteren entschiedenen Ausführungen hätten noch erheblich bereichert und sozial-ethisch vertieft werden können.

Was mir aber ganz unzulässig erscheint, ist das Suchen nach gesetzlichem Zwang und Verbot in solchen unsäglich zarten und schwierigen Fragen. Die Vergleichung mit dem Impfzwange ist dabei durchaus abzulehnen. Dieser letztere Zwang ist wohl noch an der Grenze des Zulässigen, sobald und solange die zwingende Staatsautorität hinsichtlich der äußersten Sorgfalt bei dem hierbei zu gewährenden Schutze gegen schlimme Gefahren ihre volle Schuldigkeit thut und mit sicherer Wirksamkeit that. Aber ein polizeilich-ärztliches Ehe-verbot für erblich oder persönlich mit schweren körperlichen Gefahren übertragbarer Art Belastete wäre eine Maßregel, die an sich einen furchtbar drückenden Eingriff in das Einzelleben und das familienleben bedeutet und in der Ausführung zu Härten, Konflikten und sozialen Uebelständen widerwärtigster Art Anlaß geben würde. Wie würde es denn unter Anderm mit den Strafbestimmungen für die Nichtbefolgung der gesetzlichen Vorschriften? Sollte da auch unser herrlicher Apparat von Gefängnis u. s. w. (Geldstrafe für die Besitzenden, Gefängnis und vielleicht Prügel für die Armen) zur Anwendung kommen?

Wenn doch wenigstens die Freigesinnten endlich aufstehen wollten, nach Strafgesetz und Polizei zu rufen, wenn ihnen ein sozialer Uebelstand vor die Augen tritt.

Sehr merkwürdig sind in dieser Beziehung die Worte der geehrten Verfasserin: Solange aber noch kein Gesetz den Kranken bindert, sein Elend ins Ungemessene fortzusetzen, ist es die Pflicht des Einzelnen, den es angeht, aus freien Stücken ein Opfer zu bringen. . . .

Es dürfte doch höchstens umgekehrt heißen: Solange das sozial-ethische Pflichtgefühl in jener Hinsicht noch nicht genügend wirksam ist, wird durch Gesetz und Verbot dafür zu sorgen sein; denn der Polizei-Zwang kann ja doch nur als der traurige Nothelfer gelten, solange die sozial-ethische freie Selbstbestimmung noch nicht sicher genug entwickelt ist, niemals aber als ein zu erstrebendes Ziel. Wir müssen überhaupt gerade unsere lieben Frauen herzlich bitten, in der berechtigten sittlichen Entrüstung, die sie über viele nicht genug zu bekämpfende Gewissenslosigkeiten gerade der Männer in derartigen Angelegenheiten empfinden, nicht so eifrig nach Zwang und Verbot gesetzlicher Art zu rufen. Das kann ja nur dazu beitragen, die gemeinsame Not, unter der wir Alle, besonders in Deutschland, von dem ganzen kriminalistischen und polizistischen Apparat leiden, zu steigern und die wahre Abhülfe, die doch nur auf dem Boden der sittlichen Freiheit und des verfeinerten Gewissens wächst, hinauszuschieben. Gerade in den entwickelteren und komplizierteren Zuständen, in denen wir leben, ist die Neigung, Uebelstände durch Verbot und Strafe zu bekämpfen, eines der größten Hemmnisse der gesunden Entwicklung größerer sittlicher Freiheit und Wahrhaftigkeit.

Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Ein Schachspiel. Graf Hugos Büste. Schauspiel in zwei Akten. Von E. Kroll. Straßburg, Verlag von J. Fr. Heitz.

Die Not der Gewerbetreibenden und die Bodenreform. Von Karl Marsels. (Soziale Streitfragen, herausgegeben von Adolf Damaschke, Heft VI) Berlin, Verlag von J. Harrwitz.

Privattestament und Nottestament nach dem bürgerlichen Gesetzbuch. Von J. Marcus. Berlin, Verlag von Louis Marcus.

Moderne Predigten. Von Paul Pfleiderer. I. Band 1898/99; mit dem Bildnis des Verfassers. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt.

Mit tiefem Schmerze melden wir den Mitgliedern unserer Gesellschaft den am 14. d. M. eingetretenen Tod der

Frau **Jeannette Schwerin,**
geb. **Abarbanell,**

zweiten Vorsitzenden des unterzeichneten Hauptvorstandes.

In eine Würdigung ihrer Person und ihres Wirkens einzutreten, ist hier nicht die Stelle. Auch der flüchtigste Versuch würde weit hinausführen über die Grenzen, die dieser ersten Anzeige gesteckt sind, selbst wenn wir uns auf das beschränken wollten, was die Entschwundene uns war und in unserm Kreise geleistet und geschaffen hat. — Seien diese Zeilen nur der wehmütigen Klage geweiht, der Klage über den unersetzlichen Verlust, den durch ihren Tod jeder erleidet, dem es wie uns vergönnt war, gemeinsam mit ihr für Menschenglück und sittliche Ideale zu streben und zu streiten.

Berlin, den 16. Juli 1899.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,80 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9553.

Ethische Kultur

Inserate: Die 5spaltige Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Rabatte in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 29. Juli 1899. | Nr. 30.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Staatlicher Gewissenszwang. Von Philalethes. — Vom Londoner Frauen-Kongreß. Von Natalie von Milde. — Die Arbeiterfrage in der Reichshauptstadt. Von Dr. L. Katzenstein. — Kolonialpolitik und Friedensbestrebungen. Von Th. Vetter. — Streiflichter: Politische Intoleranz auf kommunalem Boden. — Bücherschau: „Aus Natur und Geisteswelt". Bespr. von K. — Sprechsaal: Entgegnung eines Nationalsozialen auf Dr. Försters Aufsatz „Das alte und das neue Deutschland". Von Rechtsanwalt E. Krumbhaar. — Eingegangene Schriften.

Staatlicher Gewissenszwang.

Von Philalethes.

In früheren Jahrhunderten nahm die Kirche, die am festesten begründete menschliche Organisation, das Recht und die Pflicht in Anspruch, die Gesinnungen durch Machtsprüche und Gewaltmaßregeln zu regulieren, die „richtige" Gesinnung festzusetzen, die allein mit der bestehenden „göttlichen" Ordnung der Dinge vereinbar sei, die abweichende Gesinnung der „Ketzer" aber zu verfolgen, zu bestrafen, wenn nötig mit dem Tode. Auch heute noch beansprucht und übt die Kirche diesen Gewissenszwang, oft noch mit Erfolg, wie erst jüngst wieder der Fall des Professors Schell in Würzburg gezeigt hat. Aber ihre Macht ist heute außerordentlich vermindert, der Geist der Massen und vor allem auch der Mächtigen und Herrschenden zu verweltlicht, als daß sie mehr als vereinzelte Erfolge erzielen könnte. Die beherrschende, kraftvollste, in alle Lebensinteressen eingreifende menschliche Organisation ist heute nicht mehr die Kirche, sondern der Staat.

Ist aber nicht der Staat heute auf dem besten Wege, die ehemalige Funktion der Kirche, die Gesinnungen von oben durch Machtgebote und Zwang und Verfolgung zu regulieren, feinerseits zu übernehmen, wenigstens da, wo die sittliche Entwicklung gegenüber der materiellen noch so rückständig ist, wie in Deutschland? Deutschland, ein Land rückständiger sittlicher Entwicklung? In der That, so ist es. Denn es giebt dafür keinen sicherern Maßstab als die größere oder geringere Gewissensfreiheit oder Unfreiheit. Alle Sittlichkeit beruht ja im letzten Grunde auf der Uebereinstimmung mit sich, auf der Treue gegen sich selbst, auf der ehrlichen Selbstprüfung, die, unbeirrt durch alle von außen herantretende Versuchungen, nur der Stimme des eigenen unbestochenen Gewissens nachfolgt. Was kann also die Sittlichkeit mehr untergraben als Gewissenszwang, der das heiligste aller Rechte, das der Persönlichkeit, antastet, durch den aufgefordert wird, die eigene Ueberzeugung preiszugeben, weil dafür Vorteile, und im entgegengesetzten Falle Strafe und Nachteil in Aussicht stehn?

Und nun sehe man sich unsere Zustände an und beachte, wie da staatlicherseits der Kampf gegen die Sozialdemokratie geführt wird. Bezeichnenderweise kehren hier die Ausdrücke, welche der kirchliche Gewissenszwang handhabt, genau wieder: man kämpft gegen „Irrlehren", man will die braven Bürger, insbesondere die jugendhaften Arbeiter, vor der „Verführung" durch verderbliche Irrlehren schützen, man will die „bestehende Ordnung" gegen diejenigen verteidigen, denen nichts „heilig" ist, — womit natürlich gesagt sein soll, daß diese bestehende Ordnung an sich als heilig zu gelten habe u. s. w. Es handelt sich hier natürlich nicht um einen rein politischen Kampf, wie er ja auch gegen und von anderen Parteien geführt wird, und wie er durchaus berechtigt ist, es handelt sich auch nicht um einen ebenso berechtigten geistigen Kampf, der durch Belehrung fremde Meinungen zu ändern sucht, sondern es handelt sich um einen direkten Gewissenszwang, um die Benutzung aller staatlichen Machtmittel zur Vernichtung einer bestimmten Ueberzeugung und Gesinnung, und zur Erzeugung einer anderen. Dies ist das Entscheidende: die bestimmte Gesinnung und Ueberzeugung selbst ist nicht zu treffen, aber man sucht ihre Anhänger durch ein System von Belohnungen und Bestrafungen davon abwendig zu machen. Man denke an die widerliche Gesinnungsriecherei, die unter behördlicher Förderung seit Jahr und Tag in den Kriegervereinen getrieben wird, an das Verfahren gegen den Privatdozenten Arons, an die Ungeheuerlichkeit, daß einem Beamten verboten wird, einer Sozialdemokratin eine Wohnung zu vermieten u. s. w. In allen diesen Fällen handelt es sich lediglich darum, daß die herrschenden Machthaber einen, der sozialdemokratische Ueberzeugungen bekennt, in seinem Privatleben so viel als möglich zu schädigen suchen, einen, der sie bekämpft, der sich als Sozialistentödter hervorthut, möglichst auffällig zu belohnen suchen. Im Falle Arons liegen die Dinge besonders schlimm, weil hier neben der allgemeinen Freiheit der Ueberzeugung die der Wissenschaft in Frage kommt. Aber das Entscheidende ist doch in beiden Beziehungen das tief Unsittliche der behördlichen Verfolgung eines Mannes, dem man nichts als seine Gesinnung und Ueberzeugung vorzuwerfen hat. Ein Disziplinarverfahren wäre vielleicht unter einem Gesichtspunkt gerechtfertigt: wenn der Privatdozent Arons sich durch die schon lange im Gang befindlichen Einschüchterungsversuche hätte bestimmen lassen, seine Ueberzeugung preiszugeben. Denn dann hätte er sich allerdings „der Achtung und des Vertrauens unwürdig" erwiesen, die zur Stellung eines akademischen Lehrers erforderlich sind.

Digitized by Google

Welche politisch und welche sittlich verhängnisvollen Folgen dieses Verfahren haben muß, braucht nach dem Obigen eigentlich kaum noch näherer Darlegungen Man kann ganz davon absehen, daß jede Verfolgung Märtyrer schafft und dadurch die verfolgte Partei ungemein stärken muß, daß, wie allmählich auch dem Blödesten klar werden muß, die sozialistische Partei in Deutschland ihre imponierende Stärke zum großen Teil eben dieser Verfolgung verdankt — man kann von solchen opportunistischen Erwägungen ganz abgesehen, und sich fragen: welches ist die sittliche Wirkung, die Wirkung auf den öffentlichen Geist? Sie ist für jeden, der sehen will, wahrhaft erschreckend. Bei den Verfolgten zeigt sich das in doppelter Richtung: entweder sie unterwerfen sich löblich und verbergen ihre Gesinnung und Ueberzeugung, wenn sie sie nicht gar aufgeben, dann hat man also eine große Schaar von Heuchlern geschaffen, denen alles sittliche Fundament fehlt; oder durch den Druck wird Gegendruck erzeugt, die Gesinnung wird nun mit Trotz festgehalten und kann, ja wird in vielen Fällen zum Fanatismus entarten, der sich allen anderen Vernunftgründen absichtlich verschließt. Und wie korrumpirend wirkt dieses System nicht erst auf alle diejenigen, seien es Beamte oder von der Regierung direkt oder indirekt Abhängige, die sich zu Schergen dieser Verfolgungssucht, zu Exekutoren dieses Gewissenszwanges machen oder auch machen müssen! Kann derjenige wohl selbst Ueberzeugungstreue, kann er Gewissen haben, der sie nicht bei anderen achtet, der auf andere einwirkt, ihre Gesinnung um äußeren Lohnes oder Strafe willen preiszugeben? Kurz, wohin man sieht, sind die Folgen dieses Systems sittlich wahrhaft verwüstend, — und dieses System wird von denselben Leuten ins Werk gesetzt, die sich rühmen, um die Hebung der Sittlichkeit und Religion besonders bemüht zu sein und zu dem Zweck wohl auch wiederholt Kirchenbauten befördern. Risum teneatis!

Aber, so wendet man von jener Seite ein, es handelt sich hier um notgedrungene Abwehr des Staates gegen revolutionäre Umsturzbestrebungen. Rechtfertigt das die Verfolgung von Gesinnungen? Niemand wird dem Staate das Recht und die Pflicht bestreiten, die Achtung vor dem Gesetz zu sichern, also auch revolutionären Bestrebungen, die sich nicht innerhalb der gesetzlichen Schranken bewegen, entgegenzutreten, aber eben revolutionären Bestrebungen, nicht Gesinnungen, Handlungen, nicht Ueberzeugungen. Denn jede Gesinnung und Ueberzeugung ist, soweit sie eben ehrliche Gesinnung und Ueberzeugung ist, das konstitutive Element der Persönlichkeit und damit das Fundament aller Sittlichkeit, sie ist darum unantastbar auch für den Staat, der auf den Namen einer sittlichen Rechtsordnung irgendwie Anspruch machen will. Mag diese Ueberzeugung tausendmal irrig sein, so möge sie durch entgegengesetzte Belehrung korrigiert, aber nicht als Ueberzeugung durch Gewissenszwang korrumpiert werden. Zu den fundamentalsten Menschenrechten gehört auch die Freiheit des Irrens. Und mit welchem Rechte erklärt man denn die bestehende Ordnung der Dinge, selbst angenommen, daß die Sozialdemokraten sie gewaltsam umstürzen wollten, für unantastbar, und vindiziert ihr göttliche Qualitäten, nennt z. B. die bestehende Eigentumsordnung heilig, spricht blasphemisch von der geheiligten Person des Monarchen u. s. w.? Heilig und geheiligt ist nur das sittlich Gute, aber nicht irgend eine fehlerhafte menschliche Institution, auch nicht irgend ein irrender und schwacher Mensch, stehe er selbst auf der höchsten Sprosse der sozialen Stufenleiter.

Es wäre an der Zeit, daß gerade diejenigen, die Nichtsozialisten sind, nicht länger die Abwehr des staatlichen Gewissenszwanges vorzugsweise der Sozialdemokratie überlassen, bei denen sie aus leicht erklärlichen Gründen in der Erregung, welche die Verfolgung erzeugt, oft genug über das Ziel weit hinausgeht und so entgegengesetzt verwirrend und verwildernd wirkt. Es handelt sich hier nicht um eine Parteisache, sondern um eine allgemeine Angelegenheit aller rechtlich Denkenden, um eine energische Abwehr sittlicher Verheerungen der schlimmsten Art. Man glaube nur nicht, daß das System des politischen Gewissenszwanges bei der einen Partei stehen bleiben wird (schon wird ja auch in offiziösen Blättern wie von sozialistischen so auch von demokratischen „Irrlehren“ gesprochen), auch daß es nicht über kurz oder lang zur allgemeinen geistigen Gewissensknechtung erweitert werden wird — die lex Zedlitz und die Umsturzvorlage haben davon schon einen Vorgeschmack gegeben. Eins folgt immer aus dem anderen, es giebt eine innere Konsequenz in den Dingen, die stärker ist als die Absichten der Menschen. Darum videat populus! Noch kann eine planvolle sittliche Gegenwirkung gegenüber dem staatlichen Gewissenszwang vieles verhüten, was später nur nach harten Prüfungen möglich sein wird.

Vom Londoner Frauen-Kongreß.

Skizze von Natalie von Milde (Weimar).

Nach 24stündiger Fahrt in London angekommen, dachte ich mir, damit sei das Reisen abgethan. Aber weit gefehlt! In London selbst gings erst recht an. Man reiste im buss, im housom oder auch im underground train zu Arbeit oder Vergnügen Was an letzterem geboten ward, hat ein Anrecht auf ganz nachdrückliche Betonung, da es charakteristisch für das Ansehen der Frauenbewegung in England ist, daß eine Herzogin von Sutherland und ein Bischof von London an der Spitze vieler anderer Gastgeber ihr schönes Heim den Hunderten von Gäste öffnen. Wir huldigen gewiß dem idealen Ziel, die Aristokratie des Geistes, der Ethik einst als Herrscherin über die Aristokratie des Adels und Geldes erhoben zu sehen. Doch um die Vorurteile der Welt zu bekämpfen, ist es wohl ein wichtiger nicht zu unterschätzender Faktor, daß sich Persönlichkeiten, die für die Welt maßgebend sind, so freundschaftlich zur Sache stellen. Denn wenn uns auch aus den geistig Unselbständigen niemals selbstthätige Ueberzeugte erwachsen werden, so vollzieht sich doch mit genannter Hilfe allmählig der Wandel ungünstiger in günstige Vorurteile. —

Wir unsererseits genossen die gebotenen Herrlichkeiten ohne Vorurteil: mit Staunen und Entzücken. „Stafford House“, wie sich das Schloß der Herzogin von Sutherland bescheiden nennt, und die Gärten der Lady Rothschild boten Eindrücke, wie man sie beim Märchenlesen als Kind hatte: das Imposante irdischen Reichtums wurde durch Poesie verklärt.

Obgleich die Zahl der Einladungen weit größer war als die Möglichkeit, ihnen Folge zu leisten (am Morgen meiner Ankunft fand ich bereits zwölf vor), so traf doch bei mehreren der Gastgeber alles zusammen. Man sprach Bekannte und machte neue Bekanntschaften. Dieser Vorteil war um so höher anzuschlagen, als der Mangel allgemeiner Zusammengehörigkeit bei dem wichtigen ernsten Teil des Kongresses sehr fühlbar vor. Wir trafen uns nicht, wie feinerzeit in Berlin, immer wieder im selben Raum. Das bedauerliche Zuviel des Gebotenen machte vier, fünf, sechs gleichzeitige Vortragsgelegenheiten, also eine vollständige Zersplitterung der Sektionen, notwendig. Das bedeutete große Nachteile. Denn da man nicht vorher wissen konnte, who is who? und which is which? außer im einzelnen bekannten Falle, mußte man manches Langweilige in Kauf nehmen und manches Interessante einbüßen. So bedauerlich das aber auch für uns zur Sache Gehörigen war, bedauerlicher erschien mir noch, daß damit der Vorteil verloren ging, gerade die Uneingeweihten zu zwingen, sich das einmal

Digitized by Google

auf einem Kongreß anzuhören, was allen zu Gehör zu bringen, so bitter nötig wäre, was aber so Viele als überflüssig erachten. Wie traurig war es, daß oft die wichtigsten Verhandlungen einen leeren Saal fanden. So eilte ich eine halbe Stunde vor Beginn zu den Verhandlungen über die politischen Rechte der Frauen, ängstlich, einen Platz zu erhaschen. Denn ich erwartete eine Ueberfülle dort, wo eine Susan Anthony zu dieser Sache redete. Allein noch nicht die Hälfte des Saales füllte sich. Und neben dem höchsten Interesse, die Königin des Kongresses, Susan Anthony, Vergangenes und Gegenwärtiges so kraftvoll berichten zu hören, war das andere gewiß nicht zu unterschätzen, Mrs. N. Sewall den Vorsitz führen zu sehen. Sie that das mit Humor und Grazie: so stellte sie Dr. Anita Augspurg dem Publikum als die wahrgewordene, mit einem wirklichen Doktortitel versehene Portia vor. In der Sektion Trade-Unionism lieh der vortreffliche Mr Burrow, ein in der Arbeitersache voll orientierter und warm für sie handelnder Mann, meinem eigenen tiefen Bedauern Worte darüber, daß gerade dort die geringste Teilnahme bewiesen wurde, wo die Wurzeln des Frauenelends bloß liegen, von wo aus man also die Struktur der ganzen Frauenbewegung in ihrer Verzweigung bis in den Gipfel verfolgen kann. Wie fruchtbar wäre es gewesen, den letztgenannten Gegenstand ganz öffentlich in Queen's Hall zu behandeln, anstatt der sich so langweilig gestaltenden Friedensverhandlungen. Es war bedauerlich, daß die sonst den Rednern so streng angelegten Fesseln der zehn Minuten hierbei gänzlich fallen durften, so daß man gezwungen wurde, dieselbe Sache in hundert Wiederholungen anzuhören.

Der zweite Abend in Queen's Hall hingegen, welcher Women's Suffrage gewidmet war, erzielte allgemeines Interesse und einen großartigen Erfolg. In Uebereinstimmung mit seinen Landesschwestern, Mrs. Fawcett u. a. hörte man da das Parlamentsmitglied Mr. Begg zur Sache reden, dessen Vorname Faithful sich mit dem Verhalten zur Stimmrechtsfrage der Frauen so schön deckt. Unsere Marie Stitt vertrat Deutschland und erntete ihr wohlverdientes Teil an dem reichlich gespendeten Beifall.

Den Mittelpunkt dieser Gelegenheit, den Mittelpunkt des Kongresses überhaupt bildete Miß Susan Anthony, die Seniorin der ganzen Frauenbewegung. Es war eine Genugthuung, in die rückhaltlose und — seltene Freude! — allseitige Ehrbezeigung, die ihr zuteil wurde, einzustimmen. Und schön ist es, zu wissen, daß wohl die Meisten mit mir die Bekanntschaft mit dieser Persönlichkeit als das Hauptereignis des Kongresses erachten. Eine Achtzigjährige zu reden zu hören, mit aller Kraft des Geistes, ist an und für sich ein Ereignis! Was nun gar, da sie uns als Verkörperung des Mutes, der Ausdauer entgegentritt, welche unsere heilige Frauensache auch heute noch von Jeder von uns fordert, aber in welch erhöhtem Maße von ihren ersten Vertreterinnen gefordert hat. Daß diese Frau gerade, welche die Schwierigkeiten in ihren Urzuständen durchlebte und zum Teil überwand, Gedulb und Maß anrät, erscheint manchen von uns zwar selbstverständlich, ist aber nichtsdestoweniger hocherfreulich. Die lebenslang geübte Geduld, das folgerichtige, schrittweise „zugemessene" Vorgehen haben dieser Persönlichkeit den Stempel aufgedrückt; sie haben ihr verliehen, was allein übergewandt wirkt: die absolute Gelassenheit. Eine Achtzigjährige könnte ihre Kraft nicht so voll zur Verfügung haben, wäre die Gelassenheit nur die Frucht des späten Alters. Die ganz richtige Kraftersparnis und Kraftverwertung — die höchste Lebenskunst — vermag allein ein solches Resultat zu zeitigen. Es ist dem Gesicht Susan Anthonys deutlich aufgeprägt, daß sie sich immer in der Gewalt gehabt, daß sie Strenge gegen sich selbst geübt hat. Eine glückliche Kombination von Strenge und Humor verleiht ihr den eigenen Zauber. Humor ist oft die süße Frucht der Strenge. Macht diese allein das aus dem Menschen, was er werden kann, so lehrt uns der Humor, über die Mißern und Unzulänglichkeiten nicht verzweifeln und um so freudiger dort anzuerkennen, wo gute Arbeit oder auch nur der gute Wille anerkannt sein will. Denn „ein freudig Anerkennen ist des Alters zweite Jugend" nicht nur, es ist das Bedürfnis jedes reinen, für die Sache edel und selbstlos empfindenden Herzens. Die Vorstellung wäre eine ganz unmögliche, Susan Anthony mit ihrem eigenen Ruhm, mit der künstlichen Verbreitung desselben oder gar mit der Schmälerung von Anderer Verdiensten beschäftigt zu denken. Mit Strenge und Humor würde sie die heute verblümt und unverblümt so oft gehandhabte Maxime richten: „ich allein gelte etwas; ihr Andern seid gleich Null." —

Untrüglich drücken die Eigenschaften dem Menschen ihre Spuren auf. Manch Einer, der heute, noch in den sogenannten besten Jahren stehend, versucht, das Wahre zu entstellen, dem Unwahren Vorschub zu leisten, das Sachliche unter das Persönliche zu knechten, — fürchte das Alter und dessen Schlußwort auf menschlichem Angesicht.

Neben Susan Anthony beanspruchten noch andere Amerikanerinnen große Anerkennung: die schon erwähnte, für die nächsten fünf Jahre zur Präsidentin des Internationalen Bundes erwählte Mrs. Sewall, ferner Mrs. Ch. Perkins Stetson. Der letzteren, gleich hervorragend als Rednerin wie als Schriftstellerin, gebührte der Preis an dem Abend, der den „Ethics of Wages-Earning" gewidmet war. Wie sehr die Ethik des Menschen abhängig ist vom Oekonomischen, wie sehr die Frau gerade ethisch unter ihrer ökonomischen Unselbständigkeit leidet, das wurde von verschiedenen Gesichtspunkten scharf beleuchtet.

Im Gegensatz zu den Klagen der Anderen über die unbezahlte Arbeit der Hausfrau, über das geringe Taschengeld der Unverheirateten, das noch dazu bei plötzlichem Todesfalle des Ernährers aufhört, über die Ungerechtigkeit der ungleichen Löhne für gleiche Arbeit, betonte Mrs. Stetson besonders das Unethische derjenigen Existenzen, welche genießen und verbrauchen ohne Gegenleistung. Sie sagte ungefähr: es ist unethisch, den denkbar größten Nutzen aus dem Leben zu ziehen, ohne selbst dem Leben zu nützen. Das einzig richtige Lebensprinzip ist, dem Leben soviel zu geben, als irgend in unserer Macht steht. — Den Menschen, der genießt, ohne zu arbeiten, sollte man aus der Welt schaffen," setzte sie mit Humor hinzu.

Humor, Temperament, gesundes Selbstgefühl zeichnen die Amerikanerinnen aus. Es freut mich, zu hören, daß einige derselben allgemeiner bekannt gemacht werden sollen. Man plant, die ganz außergewöhnlich interessante Biographie Susan Anthony's und Mrs. Stetson's Buch: „Economics and Women" (London, Putnam's Sons) ins Deutsche zu übersetzen.

Und in Verbindung getreten zu sein mit unseren andersredenden aber gleichdenkenden Schwestern, den Schlag ihrer Herzen an unserem gefühlt zu haben, das ist der Ertrag dieses großartig angelegten Kongresses. Er entschädigt dafür, daß man nur Bruchstücke des Gebotenen genießen konnte.

Muß sich doch überhaupt die Einzelne auf ein kleines Teilchen des großen Ganzen beschränken und konzentrieren. Aber das Bewußtsein hebt auch die bescheidenste Arbeit, daß das volle Programm menschlicher Kultur von den Frauen beansprucht und vertreten wird, und daß sie ihren zukünftigen Schwestern den vollen Arbeitsanteil daran erobern.

Digitized by Google

Die Arbeiterfrage in der Reichshauptstadt.

Von Dr. L. Katzenstein.

III. (Schluß.)

Wenn man die Forderung aufstellt, daß die Schule dem Leben als Vorbereitung diene, so läßt sich kaum verkennen, daß unsere Gemeindeschule ihr nur in der allerdürftigsten Weise genügt. Der Arbeiter, der die Hände ausstreckt nach allen Schätzen, die unsere Kultur zu bieten hat, der in der Verwaltung, in der Politik, in der Vertretung seiner Berufsinteressen mit Umsicht und Einsicht täglich wachsende Leistungen vollbringen soll, er bedarf einer Schule, die ihn über den Kreis der elementarsten Kenntnisse, in dem sich der Unterricht der Gemeindeschule bewegt, hinausführt.

Eine Erziehung, welche die Anleitung zur Handfertigkeit, zum Gebrauch der Werkzeuge, zur Behandlung der Materialien, zu feinerem künstlerischem Verständnis ganz vernachlässigt, kann nur ein höchst unvollkommenes Bildungsresultat erzielen.

Würde dem Arbeiter schon in der Volksschule eine derartige Anleitung zuteil, so würde ihm beim Eintritt ins Leben nicht nur die richtige Wahl und die gründliche Erlernung des für ihn passenden Berufs erleichtert, nicht nur könnte er in freier künstlerischer Bethätigung seine persönliche Eigenart zur Geltung und Ausgestaltung bringen — sondern es würde auch das unsere Gesellschaft so schwer belastende Problem der Arbeitslosigkeit eher zu einer befriedigenden Lösung geführt werden können.*) Da er eine allgemeine Handfertigkeit und Uebung im Gebrauch verschiedener Werkzeuge gewonnen hätte, so würde er kaum in die traurige Lage geraten, völlig beschäftigungslos zu sein. Es könnte in dieser Weise den schädlichen und entsittlichenden Folgen regelmäßiger (Saisonarbeit) und unregelmäßiger Arbeitslosigkeit wirksam vorgebeugt werden.

Für das wirtschaftliche Wohlergehen des Arbeiters wäre es ferner von großer Bedeutung, wenn dem Kursus der Volksschule auch Unterricht in der Gesundheitslehre und der Haushaltungsführung eingefügt würde. Das Fehlen dieses Unterrichts trägt sehr viel dazu bei, daß sich die Wunde der Arbeiterfrage trotz aller Heilmittel, die Staat und Gesellschaft mit großer Sorgfalt angewandt haben, immer wieder öffnet. Die mannigfachen Bestrebungen zur Hebung seiner Lebenshaltung, ja selbst die weitgehendste Erhöhung seines Lohnes können keine segensreichen Wirkungen für den Arbeiter haben, so lange seine Frau nicht die Einsicht und die Fähigkeit besitzt, das höhere Einkommen im Haushalt wirtschaftlich zu verwenden und für die Ernährung der Arbeiterfamilie in vernünftiger Weise zu sorgen. Es kann auch trotz aller Maßregeln der Baupolizeiordnung und trotz aller gemeinnützigen Veranstaltungen die Wohnungsfrage nie endgiltig gelöst werden, so lange die Frau des Arbeiters es nicht versteht, ihre Wohnung in sanitärem Zustande zu erhalten.

Vernünftige und gesundheitsgemäße Haushaltungsführung würde schließlich den Erfolg haben, daß sich die Bedürfnisbefriedigung vollständiger gestaltet, daß die Kosten und Sorgen, die Krankheit und Sterblichkeit verursachen, abnehmen, und daß die Arbeitsfähigkeit länger erhalten bleibt. In dieser Weise würden sich auch die Lasten der Krankenkassen und der Invaliditätsversicherung vermindern. Es wären daher wohl Stadt und Staat in gleichem Maße interessiert, für die Einführung des Unterrichts in der Hygiene und der Haushaltungsführung zu sorgen.

*) Hirschberg sagt S. 120: „Eine tüchtige Ausbildung unserer Jugend in technischer Fertigkeit und guten Elementarkenntnissen ist aber zugleich auch eine Vorbedingung künftiger Arbeitslosigkeit. Denn gute und intelligente Arbeiter sind auch dann noch gesucht, wenn die Arbeitsgelegenheit im allgemeinen zurückgeht.

Als Mangel unseres Gemeindeschulkursus muß es auch betrachtet werden, daß er nicht einmal den elementarsten Unterricht in Staatslehre und Volkswirtschaft umfaßt. Den Arbeiter, der aktives und passives Wahlrecht besitzt, der im Parlament, in der Gemeindeverwaltung, in der Arbeiterversicherung, in der gewerblichen Rechtsprechung, in vielen anderen Aemtern eine höchst verantwortliche Thätigkeit ausüben muß, sollte schon die Schule auf diese Thätigkeit vorbereiten. Das soziale Problem würde viel an seiner Schärfe verlieren, wenn die Schule durch die Erläuterung unserer sozialen und politischen Einrichtungen eine gerechtere Würdigung derselben in allen Schichten unseres Volkes ermöglichte.

Keineswegs giebt sich die Verwaltung unserer Stadt dem Wahn hin, daß der Unterricht, den die Gemeindeschule bietet, irgendwie als Vorbereitung für die mannigfachen Pflichten des Lebens genüge. Sie hat vielmehr im richtiger Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit Fortbildungs- und Gewerbeschulen als eine Fortsetzung und Ergänzung desselben eingerichtet. Ihr Zusammenhang mit dem Gemeindeschulwesen ist aber nur ein sehr loser, und ihre Kurse bieten keineswegs völligen Ersatz für die vorhandenen Mängel.

Es fehlt nicht nur den Gewerbeschulen, sondern auch den Fortbildungsanstalten gerade das, was die Gemeindeschulen auszeichnet, und was sie trotz ihrer Mängel zu einer sehr schätzenswerten Einrichtung gemacht hat, nämlich: Die völlige Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Schulzwang.

Die Gewerbe-Ordnung enthält in ihrem § 120 eine Bestimmung, wonach die Gemeinden das Recht haben, den Besuch der Fortbildungsschulen für Arbeiter unter 18 Jahren obligatorisch zu machen. Es wurde auch ein dahin gehender Antrag im Jahre 1891 in der Stadtverordneten-Versammlung erörtert, man ist aber über seine Diskussion nicht hinaus gekommen*). Infolge dieser Unterlassungssünde kann es das Fortbildungsschulwesen natürlich zu einer gedeihlichen Entwicklung nicht bringen. Wie groß das Mißverhältnis zwischen dem Gemeindeschulwesen und den Anstalten, die seine Fortsetzung bilden, ist, ergiebt sich auch aus den Summen die im Haushaltsetat der Stadt dafür angesetzt sind.

Während nach dem städtischen Etat für 1899 die Kosten der Gemeindeschulen über 13 Millionen Mark betragen, giebt die Stadt Berlin für den Fortbildungsunterricht nur 128 002 Mark und für den gewerblichen Unterricht 374 210 Mark aus. Allerdings belaufen sich die Gesamtkosten des Gewerbeschulwesens für 1899 auf rund 620 000 Mark. Es kommen nämlich zu der städtischen Aufwendung noch folgende Beiträge hinzu: vom Staat rund 94 000, von Innungen und Interessenten rund 16 000 und an Schulgeldern rund 136 000 Mark.

Für den gewerblichen Unterricht bestehn folgende städtische Anstalten: 18 Fachschulen**), die Berliner Tischlerschule, der Gewerbesaal, die städtische höhere Webeschule, zwei Handwerkerschulen und die Baugewerkschule. Die gesamte Schülerzahl dieser 24 Anstalten betrug im Winterhalbjahr 1898/99 noch nicht ganz 9800. Diese Zahl deutet immerhin an, wie groß das Bedürfnis nach einem derartigen Unterricht unter der Berliner Bevölkerung ist. Nach der Anregung, die der Stadtrat Dr. Max Weigert im Jahre 1890 mit seiner Schrift „Die Volksschule und der gewerbliche Unterricht in Frankreich“ gegeben hatte, sind auf diesem Gebiete auch bei uns bemerkenswerte Fortschritte gemacht worden, aber die obigen Zahlen zeigen auch, wie viel der städtischen Verwaltung noch zu thun übrig bleibt.

Die übrigen Leistungen der Stadt Berlin für solche Bildungszwecke, die hauptsächlich für die arbeitenden Klassen

*) Vergl. Hirschberg. S. 126.

**) Fachschulen bestehen jetzt für Maurer und Zimmerer, Sattler, Maler, Schornsteinfeger, Barbiere und Friseure, Stell- und Radmacher, Glaser, Schuhmacher, Schmiede, Tapezierer, Korbmacher, Buchbinder, Gärtner, Buchdrucker, Schneider, Photographen, Töpfer und Klempner.

Digitized by Google

in Betracht kommen, sind noch unzureichender als die schon angeführten. Die ersten Volksbibliotheken wurden im Jahre 1850 eröffnet. Seitdem ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen, ohne daß große Fortschritte zu verzeichnen sind. Die Stadt unterhält 27 Volksbibliotheken, die im Jahre 1899 eine Gesamtausgabe von 64 535 Mark verursachen, und davon wurden für Bücheranschaffungen und Buchbinderarbeiten insgesamt 22 800 Mark ausgegeben. Nur mit zwei Bibliotheken sind Lesehallen verbunden, die an den Wochentagen drei und an den Sonntagen nur zwei Stunden geöffnet sind. Die Einrichtung von acht weiteren Lesehallen ist von der Gemeindebehörde beschlossen worden. Verglichen mit den Einrichtungen, die sich in anderen Staaten finden, haben unsere Volksbibliotheken es kaum zu irgend welcher Anerkennung gebracht. Es ist auch auf diesem Gebiet viel versäumt worden, was nur langsam wieder nachgeholt werden kann.

An private Unternehmungen und Vereine, die hauptsächlich die Zwecke allgemeiner Volksbildung zu fördern suchen, zahlt die Stadt für das Jahr 1899 Unterstützungen im Betrage von 29 350 Mark*).

Nach den obigen Ausführungen ist die Annahme berechtigt, daß die Leistungen, welche die Stadt Berlin für den Unterricht und die Bildung der arbeitenden Klassen aufwendet, in keiner Weise der Größe des vorhandenen Bedürfnisses und der Würde der Reichshauptstadt entsprechen.

Die übrigen Zweige der sozialen Verwaltung Berlins bedürfen einer besonderen Behandlung, die bei späterer Gelegenheit erfolgen soll.

*) Es erhalten:

Der Berliner Fröbel-Verein	4500 Mk.
Der Berliner Verein für Volkserziehung	1000 „
Der Berliner Hauptverein für Knaben-Handarbeit	3000 „
Der Lette-Verein	1000 „
Der Verein der Volkskindergärten	6000 „
Der Verein für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend	3050 „
Die Humboldt-Akademie	1500 „
Die Gesellschaft Urania	6000 „
Die Gesellschaft für Ethische Kultur zur Erhaltung von Lesehallen	3000 „
Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung	3000 „
Insgesamt	29350 Mk.

Außerdem erhalten der Aktien-Verein des Zoologischen Gartens 12000 Mk. und das Aquarium 6000 Mk. Gegen diesen Beitrag wird den Zöglingen der Gemeindeschulen, der Taubstummenschule, der Mädchenschule des Waisendepots und des städtischen Waisenhauses in Rummelsburg der unentgeltliche Eintritt gewährt.

Kolonialpolitik und Friedensbestrebungen.

Von Th. Brix (Schöneberg).

Daß Kolonialpolitik in dem heute üblichen Sinne und Friedensbestrebungen unvereinbare Gegensätze sind, haben die Vorgänge der letzten Zeit unwiderruflich gelehrt. Die Amerikaner, die „aus Humanitätsrücksichten“ den Krieg mit Spanien begonnen, schlagen den Grundsätzen der Humanität ins Gesicht, indem sie einen blutigen Krieg zur Befestigung ihrer Herrschaft auf den Philippinen führen. Dabei gewinnt in Amerika die Ueberzeugung immer mehr Raum, daß dies ein unnützes Opfer an Menschenleben ist. Unserer Regierung aber wird von allen „patriotisch fühlenden“ Männern reiches Lob gespendet, weil sie unseren Kolonialbesitz erweitert hat. Zugleich wird offen eingestanden, daß dieser Erwerb an sich keinen praktischen Wert hat. Es handelt sich nur um die Vorarbeit für künftigen wertvolleren Erwerb. Wer aber wollte glauben, daß es dabei auf die Dauer ohne schwere Kämpfe abgehen kann? Die Eifersucht der fremden Mächte und die Empfindungen der unterworfenen Völkerschaften selbst, das sind die zwei Klippen, die der wegen seines Geschickes vielbelobte Steuermann Graf Bülow auf die Dauer schwerlich ohne Anlassen wird umschiffen können.

Ein Vergleich mit der englischen Kolonialpolitik ist ja ganz unzutreffend, weil England seine Kolonien erworben hat in einer Zeit, als es noch ohne Konkurrenz dastand und als die Schwierigkeiten, die heute dem Erwerben und Festhalten von Kolonien entgegenstehen, noch nicht vorhanden waren. England hat von der Zeit gelernt; es versteht die Behandlung fremder Völkerschaften jedenfalls besser als wir, läßt ihnen möglichst viel Selbständigkeit und schont ihre Eigentümlichkeiten. Von den Kolonisatoren aber, die wir anschicken, wird die Vorstellung von der Gehorsamspflicht des Unterthanen in die neuhesiedelten Gebiete übertragen, und in Folge ihres schroffen gebieterischen Auftretens sammelt sich in der unterworfenen Bevölkerung, wie die Vorgänge in China lehren, ein Gährstoff an, der auf eine Explosion hindrängt.

Ja, liegt denn nicht der Grundfehler in der Vorstellung von dem „Herrscherberuf“ der Kulturvölker, zu dem namentlich unser deutsches Volk sich vorzüglich eignen soll? Der Zug der Zeit ist unwiderstehlich; die Völker, die bisher auf niedriger Kulturstufe standen, werden von ihm mitergriffen. Mit steigender Kultur, so weit sie dann kulturfähig sind, erwacht in ihnen das Bedürfnis, selbständig und frei von fremdem Druck ihre Angelegenheiten zu regeln. Nun beruhen aber zugleich alle Hoffnungen auf Ausbreitung unseres Handels, besseren Absatz unserer Arbeitserzeugnisse, auf der Voraussetzung, daß die Völker der Erde mit der Zeit es lernen werden, die Vorzüge und Wohlthaten der Kultur besser zu schätzen. Fördern wir denn diesen Fortschritt nicht sicherer, wenn wir als Lehrer und Helfer zu ihnen kommen, anstatt mit dem Schwert in der Faust unser „Herrenrecht“ geltend zu machen, wodurch wir tiefen tötlichen Haß in ihre Herzen pflanzen? Dann würde an die Stelle des Kampfes zwischen den Kulturvölkern um die Herrschaft über die unzivilisierten Völker der friedliche Wettbewerb treten, bei dem individuelle Tüchtigkeit entscheidet. Die wirtschaftlichen Interessen fallen zusammen mit den Forderungen der Humanität. Das „Jingothum“ aller Länder aber strebt danach, dem eignen Volk die Oberherrschaft, den Vorzug in dem Rat der Völker, zu erkämpfen. In diesen Bestrebungen wurzelt die Kriegslust. Können wir ihren Einfluß auf die Politik der Staaten nicht hemmen, so sind alle Bemühungen, den Frieden zu erhalten, aussichtslos.

Streiflichter.

Politische Intoleranz auf Kommunalem Boden. Aus Jena wird der „Frankf. Ztg.“ unter dem 21. Juli geschrieben:

„Ein Streit, der wegen seines Gegenstandes auch über das Weichbild unserer Stadt hinaus Interesse erregen wird, ist zwischen unserem Oberbürgermeister Singer und dem Mitbegründer und Leiter der Zeiß-Stiftung, Professor Abbe, zum Ausbruch gekommen. Die Ursache dieses Streites bildet die hiesige Lesehalle, welche von der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“ in Gemeinschaft mit der „Commenius-Gesellschaft“ und mit Unterstützung der Zeiß-Stiftung vor einigen Jahren begründet worden ist und die neben den Freien Lesehallen zu Berlin und Frankfurt a. M. unstreitig das großartigste Institut dieser Art in Deutschland bildet, auf welches denn auch die Stadt Jena mit Recht sehr stolz ist. Unsere Lesehalle legt selbstverständlich Blätter aller Richtungen ohne Unterschied der Parteistellung auf. Diese satzungsmäßige Bestimmung, welche übrigens auf alle von der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“ und der „Commenius-Gesellschaft“ in Deutschland begründeten Lese-

Digitized by Google

hallen ihre Anwendung findet, ist unserem Oberbürgermeister Singer nicht genehm, welcher auf dem Städtetag zu Greiz erklärte, daß er öffentliche Büchereien und Lesehallen zwar für wünschenswert, aber nicht für durchaus notwendig halte, und des weiteren äußerte:

da ich ein Bedürfnis, unserem Volke noch mehr Gelegenheit zum Lesen zu bieten, als es jetzt schon hat, nicht so ohne Weiteres anerkennen kann . . . . . Bei der nicht unbedenklichen akademischen Lesefreiheit, die sehr oft zur Halbbildung führt, ist es notwendig, daß von dem Leiter der Anstalt die Zuteilung der Bücher an die einzelnen Berufs- und Altersklassen streng überwacht wird. Völlig ausgeschlossen müssen sozialdemokratische Bücher und Schriften sein (!). Leider ist in unserem Jena eine größere jährliche Zuwendung aus einer unter staatlicher Aufsicht stehenden Stiftung davon abhängig gemacht worden, daß auch sozialdemokratische Werke und Zeitungen in der Lesehalle ausliegen."

Schließlich wies Oberbürgermeister Singer auch noch darauf hin, daß die Militärbehörde den Soldaten den Besuch der Lesehalle deshalb verboten habe, weil auch „sozialdemokratische Schriftstücke" daselbst ausliegen, und bemerkte: „Aus diesem Grunde müssen die Gemeindebehörden der Lesehalle auch kühl gegenüberstehen."

Professor Abbe, der Leiter der Zeiß-Stiftung, hatte es leicht, demgegenüber im „Jenaer Volksblatt" darauf hinzuweisen, daß der § 104 der Zeiß-Stiftung ausdrücklich bezüglich aller Bethätigungen der Stiftung vorschreibt „strenge Neutralität gegenüber allen politischen und religiösen Parteien". Dies bringe bei Zuweisungen an eine Lesehalle naturgemäß mit sich, daß ebenso die sozialdemokratische Litteratur daselbst aufgelegt werden müsse, wie die Litteratur der Agrarier, der Antisemiten und aller anderen politischen Parteien. — In amüsanter Weise führt Professor Abbe dann weiter aus, daß die Zeiß-Stiftung allerdings wie jede juristische Person unter staatlicher Aufsicht stehe, daß sich aber diese Aufsicht lediglich darauf erstrecke, daß die Verwaltung sich auch in Uebereinstimmung mit der landesherrlich genehmigten Stiftungsurkunde befinde. Und so ausführig dem Herrn Oberbürgermeister auch die geübte Neutralität allen politischen Richtungen gegenüber erscheine — keine staatliche Instanz habe die Macht, daran das Geringste zu ändern! Schließlich hat der Vorstand des Lesehallen Vereins in überaus würdiger Weise Stellung zu der Angelegenheit genommen und u. A. gesagt (in Bezug auf das Verbot für Militärpersonen, die Lesehalle zu besuchen):

„Bisher hatten wir angenommen, daß deutsche Gemeindebehörden, zumal diejenigen einer Universitätsstadt wie der unserigen, die ihren Auf gerade auch der in ihr herrschenden Geistesfreiheit verdankt, in Fragen der Geistesbildung sich von anderen Gesichtspunkten als militärischen leiten ließen. Wir glauben auch nicht, daß es in Deutschland noch einen zweiten Gemeindevorstand giebt, der die Selbständigkeit und Freiheit der kommunalen Verwaltung niedrig genug eingeschätzt, um sich, wie hier geschehen, in Bildungsfragen ganz in den Dienst der militärischen Anschauungen und Interessen zu stellen."

Die „Frankf. Ztg." bemerkt zu dem Vorstehenden:

„Man kann die Zeiß-Stiftung und den Vorstand des Lesehallen-Vereins zu ihrer entschiedenen Haltung nur beglückwünschen. Ihre charaktervolle Haltung wirkt in einer Zeit, wie der unserer, doppelt ermutigend!"

Das ist natürlich auch unsere Meinung. Aber andererseits ist diese Haltung völlig selbstverständlich. Die Lesehallen, welche die Gesellschaft für ethische Kultur begründet oder angeregt hat, würden ihren Ursprung völlig verleugnen, wenn sie auch nur einen Schritt vom Standpunkte unbegrenztester politischer Toleranz und Unparteilichkeit abwichen. Und je mehr politische Verfolgungssucht und Intoleranz um sich greifen, um so bedeutungsvoller wird auch nach dieser Richtung hin die Aufgabe ethischer Kultur, welche die freien Lesehallen zu erfüllen haben. Das Jenenser Beispiel lehrt aber auch, wie wichtig auf diesem Gebiete die private Initiative und Thätigkeit ist, und wie wenig Anlaß man hat, die weitere Entwicklung und Ausdehnung der öffentlichen Lesehallen, wie schon oft von wohlmeinender Seite vorgeschlagen wurde, ausschließlich dem Kommunen zu überlassen.

Bücherschau.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. Erstes Bändchen: Acht Vorträge aus der Grundheitslehre. Von Prof. Dr. H. Buchner. Zweites Bändchen: Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier.

Ueber die Notwendigkeit und die große ethische wie soziale Bedeutung des Hinaustragens der Bildungselemente unserer Zeit in die breitesten Volksschichten bedarf es keiner Worte. Es kann nach dieser Richtung nicht leicht genug geschehen. Sie setzt es denn auch nicht an allerlei Versuchen, den angehenden Wissens- und Bildungsdurst, den jeder Tag vermehrt, in möglichst konzentrierter Darstellung und in leicht faßlicher Form auch dem ungeschultesten Leser zu vermitteln. Wahrhaft gelungene Versuche dieser Art sind indessen äußerst selten. Denn Popularität der Darstellung im besten Sinne des Wortes ist eine der am schwierigsten zu lösenden Aufgaben. Oft wird unter hundert tüchtigen Gelehrten noch nicht einer gefunden, der dieser Aufgabe gewachsen ist. Es ist schon weit leichter, ein umfangreiches Volumen über ein und denselben Gegenstand zu schreiben, als ein dünnes Bändchen.

Wie weit die vorstehend angezeigte Sammlung den höheren Anforderungen dieser Art gerecht werden wird, läßt sich jetzt am Anfang noch nicht übersehen. Schon jetzt aber erwecken die beiden vorliegenden Bändchen in dieser Hinsicht das günstigste Vorurteil. Diese beiden Bächlein, von denen jedes im geschmackvollen Einbande nur 1,15 Mk. kostet, enthalten auf je ca. 150 Seiten eine Fülle ausgezeichneter Belehrung über den behandelten Gegenstand und vermitteln diese in einer flüssigen und gewandten Darstellung, welche geschickt die Scylla und Charybdis vermeidet, an denen populäre Darstellungen so oft scheitern: allzu akademisch und zerfahren zu bleiben oder einen allzu verteuflichten und künstlich simplifizierten Ton anzuschlagen.

Die Schrift von Prof. Buchner ist aus Vorträgen hervorgegangen, welche im Volkshochschulverein in München gehalten wurden. Sie führen in vortrefflicher Weise in die wichtigsten Gebiete der modernen Hygiene ein und geben viele wertvolle Fingerzeige sowohl für die höheren als die niederen sozialen Volksschichten. Eine ausgedehnte Verbreitung des Büchleins ist lebhaft zu wünschen, sie kann viel Gutes stiften.

Besonderes Interesse für unsere Leser hat natürlich die zweite Schrift, deren Verfasser, Gustav Maier in Zürich, den Lesern der E. K. so wohlbekannt ist. Sie giebt eine außerordentlich klare und anschauliche Uebersicht der sozialen Bewegungen und Theorien bis zum Auftreten Marx' und Lassalle's. Wo der Verfasser das dornige Gebiet so unendlich verwickelten modernen sozialen Problems betritt, wird man natürlich über diese oder jene Auffassung mit ihm streiten können — aber wie könnte man überhaupt über diese Dinge sich äußern, ohne in solcher Meinungsverschiedenheit selbst unter sonst Gleichdenkenden Anlaß zu geben? Ueberall aber erfreut man sich an der Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, und wohltuend berührt die Wärme, mit der da, wo die modernen sozialen Streitfragen behandelt werden, der ethische Gesichtspunkt in den Vordergrund der Betrachtung gerückt wird. Als Beispiel der Betrachtungs- und Darstellungsweise wie um ihrer selbst willen möge hier die Schlußbetrachtung der ganzen Schrift eine Stelle finden:

„Wenn man, wie wir, eine auch nur flüchtige Wanderung durch die soziale Geschichte der Menschheit beendigt hat, so bleibt als starker Eindruck das Gefühl der bisherigen Unzulänglichkeit aller Einrichtungen und Gedanken bestehen, die Erkenntnis der menschlichen Schwäche. In ewigem Wechsel wogt das Schicksal der Völker und Staaten auf und nieder, nichts ist von Dauer, und nichts bleibt groß — „Der arme ägyptische Fellah" — sagt mit Recht Ferdinand Lassalle — „heizt heute den Herd seiner dürftigen Hütte mit den Mumien der Pharaonen, die die Pyramiden gebaut haben." — Und doch bleibt etwas in diesem Werden und Vergehen, das ist die Menschheit, die Menge, das Volk: der Pharao ist vermodert und vergessen, aber der Fellah lebt noch heute. —

Langsam und fast unmerklich, aber doch sicher und bestimmt, vollzieht sich, wir fühlen es, in diesem Wechsel der Auftieg. Seine entscheidenden Kennzeichen offenbaren sich nicht in den äußerlichen Fortschritten unseres Lebens, wenig selbst in Litteratur und Kunst, nicht in den rasch abfallenden Blütenspitzen der Wenigen, die oben stehen, sondern in der Hebung der Massen, im Steigen des allgemeinen Niveau. Die Sklaverei und die Leibeigenschaft sehen wir fallen, und mit dem Wachsen des gesellschaftlichen Arbeit gewinnt die Freiheit festere Grundlagen durch Verbesserung der Volksverjehung, durch Anwendung

Digitized by Google

dessen, was die Wenigen gewonnen und ersonnen, auf das Schicksal der Vielen, durch eine Verfeinerung des Begriffes der Gerechtigkeit.

Doch jeder neue Fortschritt bringt neue Leiden. Erleuchtete Geister suchen deren Ursachen zu ergründen und die Not zu beseitigen. In der Kritik des Bestehenden erfolgreich, bleibt der Menschengeist immer unzureichend im Aufbau des Besseren. Denn in der Befreiung von dem einen bekannten Uebel erwächst ein anderes, das nicht vorherzusehen war. Von neuem beginnt die Arbeit der Kritik.

Aber der Schatz der Erfahrung mehrt sich, immer zahlreicher wird wenigstens die Anzahl der erkannten Irrtümer. Ein Zustand der Vollkommenheit wäre Stillstand, im Streben nach Vervollkommnung liegt unser tröstlichstes Lebenselement. Für dieses Streben bedürfen wir der tröstenden Sicherheit, daß auch dann nicht vergeblich war, wenn wir seine Früchte nicht mehr selbst genießen können: wir kämpfen für die Enkel, wie die Väter für uns gekämpft.

Auch auf das wirtschaftliche Leben dürfen wir das schöne Wort Lessings anwenden:

„Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mit scheinen sollten, zurückzugehen!" — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist."

K.

Sprechsaal.

Entgegnung eines Nationalsozialen auf Dr. Försters Aufsatz „Das alte und das neue Deutschland" in Nr. 28.

Verfasser dieses hält seit Jahren die „Ethische Kultur", ist aber zugleich Mitglied der nationalsozialen Partei und — entschließt zu hören — sogar des alldeutschen Verbandes.

Das reimt sich nach wiederholt in dieser Zeitschrift vertretenen Ansichten nicht zusammen und auf ethische Gesinnung können nach Ferrn Dr. Förster die Völker keinen Anspruch machen, die sich eine starke Flotte und für „Machtpolitik" eintreten.

Ich will zunächst auf einige von dem verehrten Herrn Gegner vorgebrachte Einzelheiten eingehen und dann auf den Kern kommen: Ist Krieg und Kriegesrüstung stittlich verwerflich?

Herr Dr. F. tadelt, daß man die Zeit, in welcher Deutschland nicht einig war und kein starkes Heer hatte, eine „schmachvolle" nennen könne. Er stellt die Zeit von Göthe und Kant der heutigen Zeit der Barbarei und des Hurrah-Patriotismus gegenüber. Nun, zur Zeit Göthes wurden noch deutsche Soldaten von ihren Fürsten zu deren unrem Vergnügen an fremde Despoten nach Amerika verkauft. Heute dient der deutsche Soldat dem Vaterlande.

Von der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sang einst Adolf Strodtmann:

„Was nicht bezgen mochte sein trotziges Haupt,
„Floh fernhin über das Meer,
„Denn über Europa hing das Gewölk
„Der Knechtschaft finster und schwer."

Ganz so schlimm ist es wohl doch nicht mehr in unserer Zeit des „Hurrah Patriotismus"! Haben wir doch einen frei gewählten Reichstag, der sich trotz aller und aller Partei-Verwerrung doch schon oft genug als ein Hort der Freiheit und des Fortschrittes bewährt hat!

Unaufhaltsam wanderte in jener machtlosen Zeit der Strom der Volksgenossen über die Grenzen: die Besten „die ihr Haupt nicht bengen mochten" und die Menge, die „kein Hüfung" fand in der Landwirtschaft und kein Brot in den Gruben.

Heute, in unserem barbarischen Macht-Staat hat sich die Lebenshaltung der unteren Klassen schon gewaltig gehoben und ein großer Strom von Ein wanderern ist nötig, die Arbeit zu schaffen. Leider von slavischen und sonstigen fremden Völkern, da jene — doch schmerzvolle! — Zeit die eigenen Volksgenossen übers Meer getrieben hat, die allerbesten Deutschen. Da drüben sind sie verhöhnt und getreten und sind der Kulturdünger eines aufstrebenden Volkes geworden, das uns jüngst auf Samoa eine Lant durch die ganze Welt schallende Ohrfeige versetzte. Da kommen dann die Friedensfreunde und wünschen es für „ethisch" hallen, wenn wir den Fremden in Afrika oder sonst wo and noch die andere Backe hinhielten: „Erfüllt mit heiterer Nachgiebigkeit alle Euer Arbeit" sagt Herr Dr. Förster. Nur kein Schiff, nur keine Kanonen! Hätten wir nur einigermaßen Schiffe gehabt, die Ohrfeige wäre uns erspart geblieben, es hätte gar nicht knallen brauchen.

Daß eine gute Rüstung den Krieg oft verhindern kann, zeigt allen Sehenden heute der wirtschaftliche Kampf: Wo sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gutgeschulten Verbänden gegenüberstehen, werden unendlich viel Streiks vermieden. Bei „immer breiterer Nachgiebigkeit" würde zu guter letzt für die eine Partei Nichts anderes herauskommen, als Untergang oder ein ganz schlimmer Verzweiflungskampf.

Herr Dr. F. hält es für den Gipfel der Kultur, wenn ein Göthe Minister wird. Wir halten es für richtiger, wenn es irgend sein kann, als Dichter einen Göthe, als Minister dagegen einen Bismarck zu haben. Göthe fand 1813 für sein Volk kein Wort, dafür hat er aber auch als Minister keinen Krieg geführt, keinen Menschen hingeopfert. Bismarck hat drei große Kriege geführt! Ja freilich, und die Kriege haben sehr viel Menschenopfer gekostet. Aber jetzt wandern nicht mehr die Hunderttausende über das Meer. Ganz wesentlich in Folge dieser Kriege und der dadurch errungenen Weltstellung hat sich unsere Volkswirtschaft so vervollkommnet, daß wir jetzt so viel Millionen mehr ernähren können und besser ernähren können, als früher. Und was erst die Hauptsache ist: Der Druck ist von unserem Volk genommen. Wir können wieder mit voller Kraft mitwirken im Wettbewerb der Völker, da wir wieder hoffen können, daß unsere Enkel nicht bestimmt sein werden, von Anderen getreten zu werden.

Die von Bismarck zuerst in großem Maßstab begonnene Sozialpolitik hat andererseits die Hebung der unteren Klassen in die Wege geleitet. Darin schreitet unser „fabelhaftestes" Volk allen anderen Völkern auf der Bahn der Kultur doch noch voran. Vergleiche Belgien! — Auch die Wissenschaft — Röntgen, Koch u. s. w. — kann noch mitkommen. —

Aber nun der Kernpunkt!

„Der nationale Egoismus ist nur eine andere Form des Selbstgenusses" sagt Herr Dr. F. — das trifft nicht zu. Er kann zuweilen dahin ausarten. Wenn nationaler Egoismus nur „Selbstgenuß" oder „Selbstkultus", zu deutsch Selbstberäucherung wäre, dann mag er verdammt sein.

Egoismus an sich ist weder allemal schädlich noch verwerflich: Ohne Selbstzucht giebt es überhaupt keinen Fortschritt in der Welt. Nicht „die kranke Selbstsucht" freilich, „die immer stehlen will" wollen wir in Schutz nehmen, sondern „die gesunde, die aus mächtiger Seele quillt", „die das Erworbene zurückströmen läßt als die Gaben ihrer Liebe".

Für wen schafft und errafft denn der Durchschnittsmensch als für Frau und Kinder? Sich selbst und seine Nachkommenschaft will er vorsorglich bringen! Dem Fortschritt seines Volkes, dem Fortschritt der Menschheit also dient seine Selbstsucht. Soweit ist sie sittlich, und sittlich ist auch die nationale Selbstsucht, die ein Volk tüchtiger und stärker machen will. Sie bringt das eigene Volk weiter und zwingt auch die anderen Völker zu höheren Anstrengungen im Kampfe um das Dasein.

Der auf diese gesunde Selbstsucht aufgebaute Kampf ums Dasein ist das ewige Loos des Menschengeschlechtes. Er ist es, der die Menschheit aus ihren tierischen Anfängen heraufgeführt hat zu der heutigen Höhe und der sie in so ganz anderen ungeahnten Höhen bringen muß im Laufe der Jahrtausende (hoffentlich auch zu einer Höhe, auf der auch der Kampf der Völker milderer Form annehmen kann).

Und gesund ist diese Selbstsucht darum, weil sie zugleich die höchste Tugend in sich schließt, die heiligste und natürlichste: Die Liebe zu den Kindern!

Die Liebe, die den eigenen Kindern den Platz an der Sonne sichern will, muß aber zugleich Vaterlandsliebe sein, denn mit dem Loos des eigenen Volkes steht und fällt auch das Loos unserer Kinder! Heilig ist von allen großen Völkern die Vaterlandsliebe gehalten. Gewaltiges hat sie gewirkt und Unzählige haben ihr das Leben geopfert!

Darum wollen wir es nicht nationale Selbstsucht, Selbstberäucherung und Hurrah-Patriotismus schelten lassen, wenn wir unser Volk stark und groß machen wollen. Mit allen Fiebern unseres Herzens fühlen wir es, daß die Zukunft unseres Volkes, das heißt unserer Kinder davon abhängt:

England hat mit allen seinen Kolonien über 300 Millionen Einwohner. Rußland schon jetzt über 130 und Deutschland 54! Rußland wächst jährlich vermöge seiner ungeheuren Ausdehnung durch ganz Asien auf friedlichem Wege in gewaltigem Maßstabe.

Herr Dr. F. sagt: „Rußland verzeiht man manche Barbarei." Nun, dann erlauben Sie uns doch gütigst, daß wir uns stark genug machen, dieser Barbarei einmal Stand zu halten, wenn dereinst die große Slavenflut wieder über die westliche Steppe zurückflutet, wenn die Barbarei unserer höhere Kultur verschlungen will.

Gnade unseren Kindern, wenn das eintritt; und sicher wird das eintreten, wenn wir nicht unsere zerstreuten Brüder, so weit das noch möglich ist, wieder sammeln und wenigstens für die Zukunft all unseren Nachwuchs zusammen halten, sei es im eigenen Haus, sei es in eigenen Kolonien.

Auch wir müssen uns also stark machen an Macht und an Menschen, an körperlichen, an geistiger und an sittlicher Tüchtigkeit. Das ist unsere heilige Vaterlandsliebe. Unseren Kindern wollen wir nützen und nicht anders nützen wir am besten der Menschheit. Sicherlich strehen auch wir darnach, den Kampf ums Dasein immer milder und gelinder zu gestalten: Aus dem gesetzlosen Mord und Totschlag der Wilden ist ein gesetzmäßiges Zusammenwirken der Kulturmenschen geworden. Aber auch der gesetzmäßigen Ausbeutung soll immer mehr gewehrt werden durch den Schutz der Schwachen. Gerade in diesem Punkte scheiden die National-Sozialen mit an der Spitze der Parteien.

Ja, höre ich einwenden: Mord und Totschlag unter den Einzelnen haben wir abgeschafft. Warum nicht auch unter den Völkern?

Digitized by Google

Das geht nicht: wenigstens zur heutigen Zeit noch nicht, und die heutigen Menschen müssen mit der heutigen Zeit rechnen. Warum geht es nicht? Ganz einfach:

Im bürgerlichen Verkehr sind die Urteile erzwingbar. Gebt uns ein Gericht unter den Völkern, das seine Sprüche ohne Kriegsvollstrecken kann!!

So lange das nicht möglich ist, und so lange ihr die Völker nicht abschaffen könnt, so lange wird der Kampf uns Dasein unter den Völkern immer noch durch das Schwert entschieden werden.

Und mag auch ein Kampf schießlich mit Kanonen ausgefochten werden müssen, so glauben wir doch noch, daß wir der Menschheit mehr nützen, wenn wir uns gut rüsten, als wenn wir die Lehre befolgen, die da lautet: „Heitere Nachgiebigkeit", die in den Verzweiflungskampf führt oder ins Verderben.

Zum Schluß sei es noch erlaubt, einen thatsächlichen Irrtum des Herrn Dr. F. zu berichtigen. Er nimmt an, daß die Nationalsozialen die Jugend nach Bildung hungern lassen, und mit Religion vollstopfen wollen. Der Parteibeschluß über das Schulwesen von 1897 verlangt u. A. Folgendes:

Aufsdan des Schul- und Bildungswesens auf den Grundsätzen der Gewissensfreiheit und Selbstverwaltung. Gemeinsamer Unterdau für alle Schul-Inhalten. Abschaffung der Vorschulen. Unentgeltlichkeit der unteren Schulen und ihrer Lehrmittel. Unterstützung der begabten Schüler für die höheren Schulen. Fortbildungsschulen für beide Geschlechter u. s. w.

Für den Lehrerstand wird verlangt: Vorbildung auf höheren Schulen. Ausbildung in Fachschulen, Gelegenheit zur Fortbildung auf der Universität (Pädagogische Universitäts-Seminare mit Uebungsschulen.) Ferner sachkundige Schulaufsicht mit Ausschluß aller Aufsicht durch Mitglieder eines anderen Standes, Sitz und Stimme von Lehrern im Schulvorstande, auskömmliches Einkommen und gerechte soziale Stellung.

Herr Dr. F. wird nicht umhin können, wenigstens in diesem Punkte seine Ansicht zu ändern.

Schönebeck a. E.

Rechtsanwalt Ernst Krumbhaar.

Anmerk. der Redaktion. Obgleich die hier vertretenen Anschauungen den unsrigen in den meisten Punkten widersprechen, haben wir der Zuschrift doch gern Raum gegeben, weil sie geeignet erscheint, die Diskussion der wichtigen Frage über das Verhältnis von nationalem Egoismus und Altruismus zu fördern. Es wird darauf weiterhin zurückzukommen sein.

Berichtigung.

In Nr. 29 muß es in dem Artikel „Die Arbeiterfrage in der Reichshauptstadt" in der 10. Zeile vom Schluß „mit seinen 290 Gemeindeschulen" statt „290 Gemeindeschulen" heißen, und in der vorletzten Zeile „Gewerbeschulwesen" statt „Gemeindeschulwesen".

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Der Buddhismus. Von F. W. Rhys Davids. Nach der 17. Auflage ins Deutsche übertragen von Dr. Arthur Pfungst. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Ethik und Politik. Von F. Staudinger. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag.

Verlagsbuchhandlung von Hermann Walther
Berlin NW., Steinbetterstr. 28.

Zeitschrift für pädagogische Psychologie.

Herausgegeben von
Dr. Ferdinand Kemsies,
Oberlehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule in Berlin.

Preis für den Jahrgang von 6 Heften 8 Mark.
(Postzeitungsliste für 1899 Nr. 8462a.)

In den bereits erschienenen vier ersten Heften sind u. a. folgende Aufsätze enthalten:

F. Kemsies, Fragen und Aufgaben der Pädagogischen Psychologie.
J. Cohn, Was kann die Psychologie von den Pädagogen lernen?
H. Gutzmann, Die Sprachlaute des Kindes und der Naturvölker.
K. Bappenheim, Bemerkungen über Kinderzeichnungen.
M. Meyer, Die Tonpsychologie, ihre bisherige Entwicklung und ihre Bedeutung für die musikalische Pädagogik.
G. Flatau, Ueber psychische Abnormitäten bei an Veitstanz leidenden Schulkindern.
F. Kemsies, Die häusliche Arbeitszeit meiner Schüler.
E. Andreae, Zur Psychologie der Examina.
L. Hirschfeld, Die angebliche Bedeutung des Hypnotismus für die Pädagogik.
H. Fischer, Zur Methode des geographischen Unterrichts.
K. Kurz, Der ästhetische Farbensinn bei Kindern.
H. Rose, Die Schreibfähigkeit.
Hans Koch, Die häusliche Arbeitszeit meiner Schüler.

Außerdem enthalten die Hefte:
die regelmäßigen Sitzungsberichte der Psychologischen Vereine zu Berlin — Breslau — München
und unter dem Titel: „Bibliotheca paedopsychologica" Berichte über Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogischen Psychologie mit Berücksichtigung aller Länder.

Probe-Hefte gratis direkt vom Verlag oder durch jede bessere Buchhandlung.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte.

Ein Auskunftsbuch
herausgegeben von der
Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
Zweite vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage.
Ueber 400 Seiten gr. 8°.
Kartonirt Preis M. 3,—; in Leinwand gebunden M. 3,60.

Ausführliche Prospekte stehen zu Diensten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Moderne Philosophen
Porträts und Charakteristiken.

Von
Dr. M. Kronenberg.

Inhalt: I. Hermann Lotze. — II. F. A. Lange. — III. Victor Cousin. — IV. L. Feuerbach. — V. Max Stirner.

Geh. 4 M 50 ₰; geb. 5 M 50 ₰.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, Post-Zeitungsliste Nr. 2889.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Kompareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 134a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 134a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 5. August 1899. | Nr. 31.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Haager Friedens-Konferenz. Von Philalethes. — Himmelsbild und Weltanschauung. Von Prof. Troels-Lund. — Das Ideal des Arbeiterstandes. Von Victor Magnus. — Streiflichter: Notwendigkeit einer königl. preuß. Genehmigungsbehörde. — Sprechsaal: Nationaler Egoismus. Von Dr. Fr. W. Foerster.

Die Haager Friedens-Konferenz.

Von Philalethes.

Als vor Jahresfrist der bekannte Friedenserlaß des russischen Kaisers erschien, hatten viele Optimisten sich der Hoffnung hingegeben, Fürsten und Regierungen und Völker würden, von der Initiative des Zaren mit fortgerissen, mit unmittelbarster Teilnahme und Begeisterung der praktischen Verwirklichung der Friedensidee näher treten, und als die Repräsentanten der Nationen würden ganz neue Männer, die besten Köpfe und die uneigennützigsten Vertreter humanitärer Anschauungen sich zu dem Werke vereinigen. Die Wirklichkeit spottete dieser überschwänglichen Hoffnungen. Die Friedenskonferenz trat freilich zusammen, aber sie war der lauen Stimmung der Völker und Regierungen, zum Teil selbst ihrem schlecht verheimlichten Widerstande abgerungen, diesen ersten praktischen Erfolg verdankte man nicht der inneren Kraft der Idee, sondern dem Einfluß, der Gewandtheit und Zähigkeit der russischen Diplomatie. Und die Liste der Teilnehmer an der Konferenz bewies auch sogleich, daß es sich im wesentlichen um eine diplomatische Aktion handele, die, wenige Ausnahmen abgerechnet, von Diplomaten und — Militärs inscenieret wurde. Nun konnte man von jedem dieser Delegierten die redlichsten Absichten und die eifrigste Hingabe voraussetzen und hätte sich doch sagen müssen, daß diese wohlerprobten Botschafter, Generäle und Obersten die ungeeignetsten Kräfte zur Lösung gerade dieser Aufgabe waren. Denn es handelte sich ja eben gerade darum, einem neuen Geiste in den Beziehungen der Völker Bahn zu brechen, der den hergebrachten diplomatischen und militärischen Anschauungen gerade entgegengesetzt ist, diese gleichsam illusorisch machen muß.

Unter solchen Umständen konnte der Erfolg der Konferenz kein anderer sein, als der wirklich eingetretene: daß in den mehr untergeordneten Fragen technischer Natur ein Einverständnis erzielt wurde, in der entscheidenden Frage aber die Beratungen resultatlos blieben. Denn diese mehr technischen Beratungsgegenstände, wie der Ausbau und die weitere Kodifikation des Völkerrechts, seine Ausdehnung auf den Seekrieg, die Stellung des rothen Kreuzes, weitergehende Bestimmungen zur Humanisierung des Krieges zu Wasser und zu Lande (ein merkwürdiger Widerspruch in sich selbst!), das Verbot unterseeischer Torpedoboote, der sogenannten Dum-Dum-Geschosse u. s. w. — das alles lag unmittelbar in der Richtung der bisherigen Entwicklung, alle diese Fragen waren und sind auch den Diplomaten und Militärs längst vertraut, und man durfte auch bei ihnen dasjenige warme humane Interesse voraussetzen, das zu ihrer Lösung erforderlich war. Und daß in dieser Richtung die Konferenz ihrer Aufgabe wenigstens einigermaßen gerecht geworden ist, ist gewiß schon ein bleibendes Verdienst, das von den zivilisierten Völkern mit größtem Danke zu begrüßen ist.

Aber wie hätte es selbst unter den denkbar günstigsten Umständen möglich sein sollen, daß diese so zusammengesetzte Konferenz über die entscheidenden Fragen der Abrüstung und der permanenten obligatorischen Schiedsgerichte eine Einigung erzielte? Aber selbst wenn es möglich war, — wäre es auch schon wünschenswert gewesen? Versammelt waren ja hier zunächst nur Delegierte der Regierungen, nicht der Völker, und nicht die ersteren sind es ja doch hauptsächlich, von denen dem Frieden die meiste Gefahr droht, sondern die letzteren; es ist der überall entfesselte Nationalhaß, welcher die beständige Quelle kriegerischer Verwicklungen bildet — man denke nur an die Entstehungsgeschichte der letzten Kriege, der wirklich ausgebrochenen wie der mühsam durch die Besonnenheit der Regierungen verhüteten. Wenn es also wirklich auch in diesen entscheidenden Fragen zu einer Einigung gekommen wäre — hätten die Völker sie auch ratifiziert? Und wenn selbst alle Parlamente sie ratifiziert hätten — würden die Völker in der Stunde auflodernder Leidenschaften daran festhalten? Sicherlich würde das in mehr als einem Falle nicht geschehen, und dann hätte die Friedenssache um so größeren Schaden erlitten.

Nein, es handelt sich hier zunächst nicht um ein Werk diplomatischer Vereinbarung, sondern der Volkserziehung. Die notwendige Voraussetzung jener weitergehenden Vereinbarungen ist ein neuer Geist in den Beziehungen der Völker, ist die Ausbreitung ethischer Kultur, vor allem die gänzliche Umwandlung unseres Erziehungssystems, die Einführung eines freien Moralunterrichts, durch den auf dem einzig möglichen, dem natürlich menschlichen Wege die Achtung vor dem Menschen in jeglicher Gestalt, die Liebe zu allen Völkern, die in ihrer Weise am Baue der Kultur mitarbeiten, in die jugendlichen Seelen eingepflanzt wird, statt daß jetzt die Einimpfung des Völkerhasses geradezu eine Hauptmaxime der Staatsraison geworden ist. Was diplomatische Arbeit

Digitized by Google

zunächst thun konnte, war lediglich, diesem Werke der Volkserziehung der Zukunft nach Möglichkeit die Bahn frei zu machen und gleichzeitig den schlimmsten Folgen nationaler Leidenschaft durch vorläufige Präventiv-Maßregeln vorzubeugen, — dazu ist das fakultative Schiedsgericht, auf welches die Haager Konferenz sich geeinigt hat, das wirksamste und auch das vorläufig ausreichende Mittel. Ist dann jenes große ethische Erziehungswerk einigermaßen fortgeschritten, so mag eine neue Konferenz zusammentreten, aus den besten und einsichtigsten Volksgenossen aller Länder gebildet, um in freier Initiative, und ohne diplomatische Hemmnisse, hinter sich den Chorus aller gebildeten Völker zu weitergehenden Ergebnissen zu gelangen, als sie der jetzt beendeten Haager Konferenz beschieden waren So unendlich wertvoll es ist, daß durch sie die ganze Friedensfrage in schnelleren Fluß gekommen ist, so schädlich würde es sein, sie nun weiterhin zu überstürzen. Denn, wie Lessing sagt, es ist nicht wahr, daß die grade Linie immer den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten bildet.

Himmelsbild und Weltanschauung.*)

Von Prof. Troels (Lund).

Das 16. Jahrhundert war ein abschließender Punkt in der Entwicklung der Menschheit. Jahrtausende alte Gedanken flammten hier mit erneuter Kraft auf, leuchteten, nachdem sie alle durchdrungen hatten, jetzt zum letzten Male. Teufelsglaube und Sterndeutung setzten alle in Aufruhr, indem sie als zwei gewaltige Ungeheuer der Vergangenheit vom Boden aufschossen und sich im Kampfe erhoben. Der Schuß, welcher sie fällte, schloß eine lange und merkwürdige Periode in der Entwicklung der Menschheit ab und weihte die neue ein, an deren Schwelle wir stehen.

Warum mußte die Lebensbeleuchtung des 16. Jahrhunderts aufhören? Was gab den Anstoß zu dem geistigen Durchbruch, von dem wir mit Recht den Sturz des uralten Gedankenganges, den Anfang einer neuen Hauptperiode datieren? Wenn unsere ursprüngliche Behauptung Stich hält, muß der tiefste Grund in einer neuen Ansicht von den Himmelsverhältnissen, in einer neuen Ansicht von Licht und Dunkel, von dem Abstande zwischen Himmel und Erde zu suchen sein.

Man hat diese neue Ansicht in Kopernikus' großer Entdeckung, daß die Erde sich um die Sonne dreht, zu finden geglaubt. Und Kopernikus' Lehre enthielt den Anlaß eines Einspruches gegen den alten Gedankengang. Es rührte sich in ihr eine andere Art Leben als in ihrer Umgebung. Aber sie war sich selbst des Unterschiedes nicht voll bewußt, geschweige imstande, sich ganz geltend zu machen. Hier war dasselbe Mißverhältnis vorhanden wie bei der Vogelbrut, welche, zum Leben erwacht und zu freier Bewegung bestimmt, sich noch in dem engen Gefängnisse des Eies befindet. Kopernikus' System entspricht in seiner Entstehung im 16. Jahrhundert dem Uebergangszustand, in dem der Menschengeist, zu neuem Verständnisse, einer höheren Art des Lebens geweckt, sein Gefängnis zu ahnen anfing, aber noch nicht die Schale des Welteneies zu durchbrechen vermochte.

Der deutlichste Ausdruck für dieses Unvermögen ist der Fortbestand der Sterndeutung. Tycho Brahe und Kepler bezeichnen gegenüber der Kopernikanischen Welterklärung den Zweifel und den noch sicherer begründeten Beweis, aber beide waren gleichwohl — eifrige Sterndeuter. Und mit Recht. Denn wenn Gottes Wille sich mechanisch im Weltenuhrwerk nach unten fortpflanzt, von dem äußersten ungeheuren Triebrade an bis hinab zu einer schlichten Krebsschere oder der Säfteverteilung in einem neugeborenen Hündchen, so war — mochte der Gang des Rades so oder so gehen — in Ermangelung wirklicher Zeiger der taktmäßige Gang von Gottes Willen am deutlichsten in den äußersten großen Zahnrädern zu beobachten. Es war verhältnismäßig gleichgiltig, ob die Erde hier oder dort in dem Räderwerk saß. Das Entscheidende war, daß alles in innerer Verbindung stand. Alles bildete eine Einheit. Wie scheinbar wild auch die Spreu flog und das Mehl stob, während das Leben im Kreise herum mahlte, alles zusammen war die geschlossene Weltenmühle, die ging und ging, während Gottes Wille über das Triebrad brauste.

Aber ob man nun bloß auf den Gang der Räder geachtet und treulich sich um sein Thun bekümmert oder ob man über das geheimnisvolle Gepuffel gegrübelt hatte, welches sich zuweilen hören ließ, den unheimlichen Spuk, wenn das Dunkel fiel und die Säcke von einer unsichtbaren Hand geöffnet wurden, während es funkelte wie von Katzenaugen im Dunkeln — die Tage vergingen, tagaus, tagein; auf die Dauer wurde es in der Mühle eng.

Kopernikus' Lehre wurde der erste Ausdruck dafür, daß die Mühle ein Gefängnis sei. Gerade dadurch, daß man von einem anderen Mühlwerk sprach als dem früher angenommenen, führte der Gedanke auf das Mühlrad selbst hin und machte schließlich darauf aufmerksam, daß das Leben, die die Welt nur ein Mühlwerk war. Gab es da außerhalb der Mühle garnichts? Ungeduldig trippelte der Menschengeist als Vöglein im Ei. Es mußte etwas außerhalb der Schale geben. Drinnen war es eng und abgeschlossen, es ließ sich nicht atmen. Sich allein überlassen konnte sich Kopernikus' Lehre jedoch nicht den Weg hinaus bahnen, sie trippelte immer nur im Kreise herum.

Da ertönte auf einmal ein seltsamer Laut. Voll neuer Triebe pickte der Menschengeist plötzlich mit dem Schnabel an die Weltschale. Sie gab nach und sprang. Und hinaus stürzte der Gefangene verwirrt, begeistert, neugeboren in die große wunderbare Welt, wo alles fremd, eisig fremd war.

Wer war der Befreier des Menschengeistes? Wer sprengte das Weltenei? Der war es, der zuerst den Gedanken aufsprach, daß der Fixsternhimmel, die achte Sphäre, nicht die Grenze der Welt bildete. Es gab überhaupt gar keine Wölbung, gar keinen Fixsternhimmel, denn das alles war nur Raum und Kugeln, Raum und wieder Kugeln; denn die Welt ist nicht endlich, sondern unendlich.

Niemals ist jemand mit mehr Fug verurteilt worden als Giordano Bruno, als er im Jahre 1600 zum Tode verurteilt wurde. Nachdem man ihn sieben Jahre im Gefängnis gehalten und vergebens versucht hatte ihn zu überzeugen, übergab die römische Kirche ihn endlich der weltlichen Gewalt, mit der freundlichen Zumutung, „ihn milde und ohne Blutvergießen zu behandeln". In der Sprache des damaligen Rechtsganges hieß das, daß man ihn lebend verbrannt zu sehen wünsche. Am 17. Februar 1600 bestieg er ruhigen Mutes im Vertrauen auf die Wahrheit seiner Ueberzeugung den Scheiterhaufen auf dem Campo di fiore in Rom. Als der Scheiterhaufen erloschen war, wurde die Asche des Verbrannten in den Tiber geworfen, damit jede Spur von ihm vertilgt würde. Die Strafe war hart, aber vom Standpunkt der Richter durchaus gerecht. Denn Giordano Bruno war ein falscher Wegweiser. Wenn man ihm folgte, so würden alle die großen Gedanken der Zeit, nicht nur Teufelslehre und Sterndeutung, sondern auch die Dreieinigkeit, ja die Kirche selbst entgleisen und den Abhang hinab in die schwarze Tiefe stürzen. Denn alle diese Gedanken wurden zu Kleinigkeiten und verschwanden im Verhältnisse zu dem neuen, schwindelnden von einer unendlichen Welt, einem unendlichen Gotte. Mit Fug herabte da das Bestehende seinen ärgsten Widersacher des Lebens.

*) Auszugsweise Wiedergabe der letzten Kapitel eines eben in deutscher Uebersetzung erscheinenden Buches des skandinavischen Historikers Troels-Lund „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten" (Leipzig, B. G. Teubner), geb. 5 Mk.

Digitized by Google

Aber das Wunderbare an jenem Scheiterhaufen vom 17. Februar 1600 war, daß, obschon der Blick, der sich vertrauensvoll zum Himmel kehrte, im Tode brach, obschon die Hand, welche neue Wege gewiesen hatte, zu Asche verwandelt in die Wasser des Tiber verstreut wurde, doch nicht das Neue, sondern das Alte auf ihm in Lohe aufging. Unsichtbar entzündeten Giordano Brunos Gedanken die alten Vorhänge. Und ohne daß einer der Anwesenden es ahnte, war es die alte Weltauffassung, welche an diesem Tage zum Tode verurteilt wurde, waren es Jahrtausende alte Vorstellungen, deren Gang zum Scheiterhaufen begann. Langsam aber sicher. Denn der neue Gedanke, der so groß und kühn war, daß nicht einmal Keppler sich zu ihm zu erheben vermochte, hat sich von da an verbreitet. In unserer Zeit wird er schonungslos über jedermann ausgestreut, sprößt er auf in dem jungen Kindergemüt. Jeder von uns erinnert sich jener schrecklichen Stunde, da er sich uns zum ersten Male aufdrängte, da die gemütliche Vorstellung von der Himmelswölbung zerbrach, und der Gedanke an den unendlichen Raum, die unendliche Welt uns zu Boden riß. Von der Stunde an waren wir gezeichnet. Selbst wenn wir im Laufe der Zeit den Schmerz vergessen konnten, war der Durchbruch geschehen, und wir waren an einen Gedanken gefesselt, welchen wir nie mehr loslassen konnten, und welcher uns nicht mehr loslässt. Denn man kann nicht mehr zurückkehren. Die alte Periode in der Entwicklung des Menschengeistes ist abgeschlossen. Eine neue uns unbekannte hat angefangen. Wir stehen an ihrer Schwelle. Dreihundert Jahre scheinen eine lange Zeit für uns, aber es ist nur wenig, wo es sich um die gewaltigen Zeiträume der menschlichen Entwicklung handelt. Der Vorhang ist hinter uns gefallen. Mit geblendetem Blicke starren wir vorwärts.

* * *

Wenn aber so die alten Gedanken zusammenbrachen, welches sind da die neuen Gedanken der Zeit, welche daran gehen, jene abzulösen? So weit es überhaupt schon jetzt möglich ist, sich eine Ansicht über das besondere Gepräge der neuen Zeit zu bilden, so scheint dieses bis jetzt zuerst und zumeist von dem einen Grundgedanken bestimmt: Die Welt ist unendlich. Hierauf ist eine neue Antwort auf die Frage nach dem Abstande zwischen Himmel und Erde, nach dem Verhältnisse zwischen Tag und Nacht, Licht und Dunkel gegeben.

Ist die Welt unendlich, so will dies mit anderen Worten sagen, daß der Abstand von der Erde nach oben, nach außen, nach unten auch unendlich ist. Es giebt überhaupt keinen Himmel. Was wir Himmel nennen, ist nur das blaue Bild, welches sich in unserem Auge als Eindruck des unendlichen Raumes bildet. Die Erde ist nur ein winzig kleiner Teil der Welt, eine verschwindende Flocke, und jeder einzelne von uns wieder ein unendlich kleines verschwindendes Wesen auf der kleinen Erde.

Die erste Wirkung dieses Gedankens ist ein erstarrendes Gefühl von Kälte, welches aus dem unendlich großen Raume hereinströmt, ein Schaudern, sich so schrecklich klein zu fühlen. Hier giebt es keine Gnade. In dem hohen Kältegrade des unendlichen Raumes, gleichgiltig gegen das irdische Leben, umschließt uns diese Empfindung, erstiert unser früheres Gefühl von unserer früheren selbständigen Bedeutung, unser Kindesglaube, daß alles nur auf uns sieht, sich um uns dreht. Durch das Thor dieser Demütigung müssen alle hindurch.

Der Menschengeist würde jedoch nicht er selbst sein, wenn er sich damit begnügte, sich gegenüber dem Neuen und Großen nur scheu zu verbergen. Vorwitzig und keck hat er auch den Kopf herausgestreckt, um sich umzusehen. Und innerhalb der neuen Periode hat er angefangen, sich auf zwei Wegen zurecht zu finden.

Der allzu schwere Druck der unendlichen Welt über uns läßt sich ins Gleichgewicht bringen durch einen entsprechenden Druck von unten aus einer anderen, unendlichen Welt. Die Einzahl liegt genau in der Mitte zwischen den unendlich großen Zahlen und den unendlich kleinen Brüchen. Aehnlich mußte es dem Menschen gelingen zu schwimmen, das Gleichgewicht zu gewinnen, wenn darunter eine Welt des unendlich Kleinen entdeckt werden konnte. Hat es uns erschreckt, mit dem Fernrohr hinauf unter die zahllosen Kugeln zu sehen, wohlan, so richte zur Abwechslung das Mikroskop auf die Erde und auf dich selbst!

Auf diesem Wege hat der Menschengeist seine erste Form der Befreiung erreicht. Das unendlich Kleine hat in unserm Jahrhundert eine Rolle gespielt wie nie zuvor. Auf der Voraussetzung von dem unendlich Kleinen und seiner entscheidenden Bedeutung beruht die ganze heutige Lebensanschauung. Was ist nach der Erklärung unserer Zeit Gesundheit anders als die unermüdliche Wirksamkeit der zahllosen Blutkörper? Was ist Krankheit und Ansteckung anders als die Wirkung der unzähligen Bakterien und Bacillen? Das Leben selbst, das unserer Kugel wie das des einzelnen Menschen, ist in sich nur die Summe der zahllosen, unendlich kleinen Uebergänge. Denn kein äußerer gewaltsamer Wille hat nach unserer Auffassung zu Zeiten ungeheuldig eingegriffen und die Steinchen aufgestellt oder das Spiel zusammengeworfen. Still und halb unmerklich, durch zahllose geduldige Tröpfchen unendlich kleiner Uebergänge hat sich unsere Kugel entwickelt, ihr Leben gelebt von dem ersten lockeren Nebelballe an bis zu der festen Form, in welcher sie jetzt rollt, von der Sonne gelöst, nach Norden und Süden hin eisbedeckt, in der Mitte mit blinkendem Meere und dazwischen weit ausgedehnten Ländern mit Wäldern und Menschengewimmel. Durch die unendlich kleinen Uebergänge hat sich auf der Erde das Leben wieder in eine Unzahl Formen gespalten, stark verschiedene, stammverwandte. Durch die unendlich kleinen Uebergänge entwickelt sich jeder einzelne Mensch aus der Keimzelle des Mutterleibes; indem er sich heraufdient durch die Pflanzen- und Tierformen des fötalen Zustandes, gelangt er endlich — immer nur durch kleine Uebergänge — zu der Selbstbewußtsein genannten Gedankenklarheit, die durchsichtig auf ihrem Hintergrunde das Leben wiederspiegelt. Denn alles fließt, jeder Augenblick bebt vor Veränderung, das Leben selbst ist Wachstum und Entwicklung.

In dem Gedanken an die Entwicklung hat der Menschengeist in der jetzt begonnenen Periode seine andere und höhere Form der Befreiung erreicht. Auf dem Wege des unendlich Kleinen ist man dazu gekommen, sich selbst als Einer anzusehen und zu fühlen, hat man das Gleichgewicht gewonnen und einen festen Platz für die Füße gefunden. In dem Begriffe der Entwicklung wagt man hervorzugucken nach außen und aufwärts auf die unendliche Welt, den unendlichen Gott.

* * *

Alle jene großen Fragen, welche zu ihrer Zeit als mächtige Wolken über den Mittelmeerländern lagerten: Sterndeutung, Teufelslehre, Dreieinigkeitsglaube und Gottes Menschwerdung, haben jetzt angefangen sich zu heben, und haben an Schwere verloren. Nur eine Frage bleibt noch lebenskräftig bestehen, hat sich zu größerer Macht ausgewachsen, nicht zum wenigsten durch die größere Annäherung der Völker in unserem Jahrhundert, das ist die Frage der Menschheit als großer Brüderschaft. Die tiefste Antwort des Altertums war, wie bekannt: Es ist die höchste Aufgabe des Menschen, sich selbst als Opfer hinzugeben. Die Epikureer nannten diese Selbsthingabe Freundschaft, die Stoiker Pflichterfüllung. Jesus von Nazareth bestimmte sie als Nächstenliebe, geweckt durch Gottes Liebe zu uns. Die Antwort der Neuzeit, daß das große Mitleid die vorwärts-

Digitized by Google

treibende Kraft der Entwicklung ist, ist derselbe Gedanke. Nur schließt die Gegenwart umgekehrt als Jesus. Er lehrte: Gott liebt uns als Vater, darum sollen wir einander als Brüder lieben. Die Gegenwart sagt: Das höchste, beste Gefühl, das wir in uns selbst entdecken können, ist das Mitleid mit anderen, die Liebe zu anderen. Laßt uns also diesem Gefühle folgen, welches die höchste Norm unseres Wesens zu sein scheint.

Hier bleibt die Gegenwart wie mit einem Rucke stehen in der Erkenntnis und sagt: Weiter wissen wir nichts und können nichts wissen. Denn der Mensch ist endlich, Gott ist unendlich. Aber verstohlen blickt das Menschenherz aufwärts und träumt: Ist Liebe das Höchste im menschlichen Wesen, das einzige Gefühl, welches sich warm und selbstleuchtend über die irdischen Verhältnisse zu erheben vermag, mag sie da nicht der Schößling eines höheren Daseins sein, des nächsten nach dem der Pflanze, des Tieres, des Menschen? Die Liebe fordert keinen Lohn, sie ist sich selbst genug. Aber ob die Vernunft in der Entwicklung imstande ist von Geschlecht zu Geschlecht Blüten anzusetzen und in Liebeshandlungen zu erglühen? Muß nicht Liebe selbst von Liebe stammen? — Es sind nur Träume, Hirngespinste, Sommerfäden des Bewußtseins. Aber während sie neue Kraft in das Gemüt gießen, sprechen sie Worte des Segens über das große Unbekannte der Zukunft.

Das sind, soweit man jetzt schon unterscheiden kann, die Hauptzüge in der Lebensanschauung der neuen Periode, welche daran ist, die der Vergangenheit abzulösen. Zurückzukehren ist nicht länger möglich. Das alte Weltenei ist unwiderruflich zersprungen. Sicherlich werden aber Jahrhunderte vergehen, ja wohl Jahrtausende, ehe die neue Auffassung zur Klarheit gelangt ist, ehe sie alles zu voller Entfaltung gebracht hat, was sie in ihrem Schoße trägt. Nicht nur jetzt im Anfange, wo das Neue sich noch am Alten bricht, wird die Beleuchtung des Lebens oft recht bunt zusammengesetzt sein. Auch die Zukunft eröffnet in dieser Hinsicht Möglichkeiten, welche wir nicht überschauen können.

Ist die jetzt ins Leben getretene Deutung die letzte und höchste Antwort der Menschheit auf das Lebensräthsel? Muß man sagen, daß dies im Wesentlichen durch die neuen Anschauungsweisen gelöst ist: Entwicklung, unendliche Welt, unendlicher Gott? Die Begeisterten hoffen es. Aber die großen Fragen selbst: Tag und Nacht, Licht und Dunkel, Abstand zwischen Himmel und Erde weisen immer noch hinaus über ferne, ferne zukünftige Bahnen. Nüchtern betrachtet stehen wir jetzt am Anfang der Antwort. Es ist wieder einmal gelungen eine neue und wahrscheinlichere Antwort auf das Wie? des Verhältnisses zu finden, aber wir sind noch nicht zu dem Warum? der Sache gelangt.

Denn das hat noch kein Mensch beantworten können: Warum ist das Dasein, wie es ist? Warum leiden wir Schmerz? Buddha, Sokrates, Jesus, Giordano Bruno haben nicht einen Zipfel dieses Schleiers zu lüften vermocht. Für die Gedanken der Gegenwart liegt das Verhältnis ebenso unerklärt wie vordem. Vergebens verschleiern wir die Sachlage, indem wir von Entwicklung und von Streben des Endlichen nach dem Unendlichen hin sprechen. Aber warum giebt es den Abstand? Warum soll die Erde eine Nachtseite haben, der Mensch dem Schlafe, der Schlaffheit, der Krankheit, dem Tode unterworfen sein? Die Ausdrücke Entwicklung, Endliches, Unendliches erklären nicht das Bitterste in dieser Beziehung. Warum eine Entwicklung, welche sich nur spät und schmerzhaft ihrem Ziele nähert? Warum gerinnt das Unendliche stets in endlichen Welten und Einzelwesen? Jeder menschliche Versuch, darauf zu antworten, ist bisher, von welcher Seite der Auffsung auch versucht worden ist, mit durchbohrten Flügeln und blutend wieder aus der Höhe heruntergestürzt. Ist das Dasein und sein Schmerz ein Werk des Zufalls? — Noch räthselhafter als der Zufall selbst. — Ist es eine Wirkung der Vernunft? — Unfaßbar. — Ist es von Liebe hervorgerufen? — Ewige Liebe, wie kannst du dazu das Herz haben!

Es ist möglich, daß die Menschheit niemals zu einer befriedigenden Antwort auf ihre Fragen gelangen soll. Vielleicht ist es ihr Los, als Blutkörper im Adernetz der alten, immer noch jungen Erde immer eine Haut zwischen sich und Licht und Luft zu haben. Die Erde selbst bringt es ja auch nur dazu, beständig um das Feuer zu kreisen, von dem sie stammt. Aber sicher wird die Menschheit ununterbrochen nach Antworten auf die Fragen streben, welche das Dasein selbst ihr stellt. Dieses beständige Streben wird ihren Lebenslauf zeichnen. Und von den wechselnden Antworten wird die wechselnde Lebensbeleuchtung abhängen.

Mit dieser langen Wanderung vor Augen fällt ein neues Licht über den Lebenszug, wie er sich jung, keck und bunt am Morgengrauen des zwanzigsten Jahrhunderts vorwärts schlängelt. Die Lüftung des Unendlichen hat den Blick der Vordersten erfrischt; das Brausen des großen Unbekannten summt vorn. Jetzt wie zuvor verstehen nur die wenigsten einander, so wenig als sich selbst. Aber während der Blick gespannt vorwärts dem zueilt, was ihnen entgegen braust, tönt noch vertrauensvoll der alte Feldruf durch die Reihen, wenn auch in verschiedenen Deutungen: „So bleiben denn die drei, Glaube, Hoffnung und Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen."

Das Ideal des Arbeiterstandes.

Von Victor Magnus (Reppen).

Der auf dem 10. evang.-sozialen Kongreß zu Kiel mit so wohlverdientem Beifall aufgenommene Vortrag des Herrn Prof. Friedr. Paulsen-Berlin über „Wandlungen des Bildungsideales in ihrem Zusammenhange mit der sozialen Entwicklung" rückt die ethisch so eminent wichtige Frage nahe, welches das Vorbild der Zukunftserziehung sein werde. Nach jenen Ausführungen ist unser Volksgeist zunächst beherrscht worden von dem kirchlich-lateinischen Bildungsmuster, wie es der erste Stand, der Klerus, repräsentierte. Im Laufe der wachsenden Kulturentwicklung errang sich danach der Adel, der zweite Stand, jene Präponderanz und verbreitete die Herrschaft des höfischen, des modern-französischen Bildungsideales. Mit dem Emporwachsen des dritten, des bürgerlichen Standes übernahm in der Folge das humanistisch-hellenistische Vorbild die führende Rolle, und nunmehr, inmitten des Emanzipationskampfes des vierten, des Arbeiterstandes, sind wir wieder in der Entwicklung eines neuen Erziehungsideales begriffen. Die Beendigung dieses Ringens beendet zugleich die Standesdifferenzierung in der gebildeten Welt. Das Produkt desselben wird darum ein allgemeinmenschliches Bildungsmuster darstellen müssen, sofern wir das Wesen der Welt als ein zweckmäßiges und harmonisches anerkennen. Suchen wir den spezielleren Inhalt jenes Ideales aus der Entwicklungsgeschichte unseres Volksgeistes und dem Charakter der heutigen Geistesrichtung, insonderheit den idealen Bestrebungen des modernen Arbeiterstandes genauer zu bestimmen!

Fangen wir bei dem zunächst Liegenden an! Das jeweilige Erziehungsideal soll abhängig von der jeweiligen sozialen Bewegungsform und das besondere Produkt sein des jeweilig gerade aufstrebenden Standes. Das Vorbild der Zukunft wird also eine Frucht des heutigen Arbeiteridealismus darstellen. Worauf ist dieser gerichtet?

Wir antworten zunächst negativ. Er will nichts von einer phantastischen, liebesüberschwänglichen Religion wissen, die ihn mit mystischem Zauber auf einen einstmaligen „ewigen", „jenseitigen" Lohn verweist. Ihm imponiert allein die reale, positive, exakte Naturwissenschaft, die darauf begründete minutiös-präzise und unfehlbare Technik und ein

Digitized by Google

schlichtes, natürliches, ungekünsteltes sittliches Auftreten. Die Kirche vermag sein Ideal also nicht aufzubauen. Ebenso verachtet er jede höfische Form und manierierte Ritterlichkeit. Die derbe, einfache, solide Kraft, auch in der Gesellschaft, erscheint ihm allein als mannswürdig. Der Adel vermag sein Ideal also ebensfalls nicht darzubieten. Er lacht über den Spießbürger mit seinem engen Horizont und kurzsichtigen Egoismus und spottet über die Weisheit längst verstaubter Zeiten. Das humanistisch-hellenistische Ideal vermag seine mächtige, gesunde Naturwüchsigkeit also auch nicht zu befriedigen. Er fühlt, daß ihn alle Gesetzsamkeit eines Kant, eines Hegel auch nicht einen Schritt weit seinem Ziele näher führt. Eine neue Wissenschaft, einzig und allein die Entwicklungswissenschaft, die exakte Naturwissenschaft kann seine Hoffnungen erfüllen. (? Anm. d. Red.)

Welches ist der Inhalt der letzteren? Worauf richtet sich das Streben des heutigen Arbeiterstandes?

Auf die Glückseligkeit Aller im Erdenleben, d. h. auf die Freiheit Aller von drei Uebeln: 1. von der äußerlichen Sklaverei und Plackerei, 2. von der geistigen Niederhaltung und Ohnmacht, und 3. von der sittlichen Unterdrückung und Brutalisierung. Für diese drei Uebel macht er verantwortlich das kirchlich-lateinische, das höfisch-adlige und das bürgerliche Lebensideal. Sein Streben ist also positiv gerichtet auf den sichren Besitz dreier Güter: 1. der äußeren Unabhängigkeit Aller, sowohl politisch, wie wirtschaftlich, 2. der geistigen Bildungsreife Aller, 3. der sittlichen Freiheit Aller.

Die wahre intellektuelle, sittliche und wirtschaftliche Freiheit ergiebt aber in Wirklichkeit die allseitige Harmonie des Menschenwesens und die höchste relative Vollkommenheit des irdischen Lebens. Also wird das künftige ausgereifte Ideal des Arbeiterstandes die volle Harmonie repräsentieren müssen in intellektueller, sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht.

Das Lebensideal ließt aber jedesmal als Produkt aus dem jeweiligen höchsten Zeitbewußtsein, entspricht genau dem erreichten Grade der Welt- und Lebensanschauung. Folglich hat der Aufbau jenes Lebensideales zur unerläßlichen Voraussetzung die Begründung einer vollkommen harmonischen Welt- und Lebensauffassung. Es würde hier zu weit führen, nachzuweisen, daß diese Begründung allein möglich ist auf der Basis des natürlichen Entwicklungsgesetzes. Darum seien hier nur zwei Gesichtspunkte des Herrn Prof. Paulsen genauer erwogen, um aus dieser Betrachtung den Charakter des künftigen Bildungsideales näher zu bestimmen.

Wenn in jenem Vortrage als besondere Kennzeichen der heutigen Bildungsrichtung das nationale, das volkstümlich-demokratische und das realistische Moment angegeben werden, so sind diese drei Momente nicht ausschließliche Eigentümlichkeiten unserer Zeitrichtung. Wir sehen in ihrer Betonung nur einen besonderen Hinweis auf die augenfällige Macht, zu welcher die staatlich-organisierende Konzentration der Kräfte, die Anerkennung der einzelnen Menschenwerte und die Erkenntnis der natürlichen Wirklichkeit im Laufe der Jahrtausende allmählich vorgeschritten ist. Denn das oberste Entwicklungsgesetz der menschlichen Kultur lehrt uns den stetigen Fortschritt: 1. in der Erkenntnis der Naturkräfte und deren Anwendung in Produktion und Verkehr, 2. in der Humanität, Freiheit und Gleichberechtigung und 3. in der Konzentration der Staatsenergie und der höheren Vereinheitlichung und Organisation einzelner Gruppen, wie des gesamten Menschengeschlechtes. Also die Erkenntnis und zweckmäßigere Verwendung sowohl der mechanischen Elementar- wie der geistigen und sittlichen Menschenwerte hebt sich in ununterbrochenem Fortgange und tritt auf der heutigen Entfaltungshöhe des Menschengeistes ganz sinnfällig in die Erscheinung. Wer begriffen hat, daß dieser Menschengeist weiter garnichts ist, als die jetzige oberste irdische Sprosse einer ununterbrochen weiterwachsenden Entwicklungsleiter leitet das angegebene menschheitliche Kulturprinzip nur wieder ab aus einem höheren Gesetz, welches für alles Werden —, und ein stabiles Sein giebt es nirgends und nie, — maßgebend ist und welches lautet: „Unaufhörliche, allmähliche Veredlung der Entwicklungsformen durch Differenzierung zu immer höherer Einheit." Die konsequente Innehaltung dieses naturwissenschaftlichen Entwicklungsgesetzes ergiebt die reinste Harmonie der Welt- und Lebensanschauung sowohl betreffs der materiellen, also ungeistigen, wie der höheren geistigen und sittlichen Vorgänge und Erscheinungen. Das künftige harmonische Lebensvorbild kann ausschließlich auf diesem naturwissenschaftlichen Boden heranwachsen, um logisch allseitig widerspruchslos und ausreichend zu sein.

Mit dem Ende der Ständemterschiede werden alle Menschen auf ein gleiches Niveau erhoben, sie erscheinen sämtlich als gleichberechtigte Wesen und werden nur noch durch das gesunde und zuverlässige Auge der Naturforschung betrachtet. Hatte sich die Naturwissenschaft bisher nur mit den niederen, stofflichen Prozessen beschäftigt, so wird sie freilich künftig ihre vorzügliche Aufmerksamkeit dem Menschengeiste und dem Menschenethos zuwenden, deren Anatomie, Physiologie und Pathologie ergründen und aus der Entwicklungsgeschichte und den Entwicklungsgesetzen der Menschenkultur das ethische Kausalprinzip und die wirtschaftlichen Normen ableiten, deren endliche zielbewußte Anwendung ein naturnotwendiges Erfordernis der allseitigen, also auch sittlichen und äußerlichen Harmonie bildet.

Auf die hervorragende Wichtigkeit der Erkenntnis dieser natürlichen Entwicklungsgesetze für die Bildung des künftigen Erziehungsideales, des Arbeiterideales weist uns nun aber vor allem anderen die von Herrn Professor Paulsen weiterhin vorgetragene Reihenfolge der bisherigen Bildungsmuster mit unabweisbarer Deutlichkeit hin. Wir wollen dieselben deshalb in unserem Sinne geschichtlich vorüberziehen lassen.

Der junge germanische Volksgeist, noch ohne klare, nüchterne Naturanschauung und tiefere Erkenntnis des wirklichen Kausalismus der umgebenden Erscheinungen, wird zunächst beherrscht von wilder, ungebändigter Phantasie und maßlosen Affekten. Der seiner Beobachtung sich unmittelbar aufdrängende Kampf in der niederen Natur, sein eigenes Ringen mit den Elementarmächten, mit wilden Tieren, mit Seinesgleichen verleihen dem Menschen ein rauhes, hartes, aber kraftstrotzendes und darum feiner Eigenart gemäß auch wieder heiteres und gemütstiefes Gepräge und bilden in einer figurenreichen Mythologie die Idealgestalten seiner Phantasie charakteristisch aus. Langsam nimmt seine Anschauung der Wirklichkeit etwas klarere Formen an, die Erwerbsbedingungen, die sozialen Wechselbeziehungen werden milder, das Christentum wird nach erbittertem Widerstande eingeführt und zähmt nach und nach wenigstens die grausamsten Begierden.

Aber doch findet nicht der natürliche Verstand, sondern das an sich schon übermächtige Gefühls- und Imaginationsleben des jungen Volksgeistes Nahrung in der mit orientalischer Liebesglut und orientalischem Wunderreichtum um ihn emporwachsenden und seine bisherigen Vorstellungen überwuchernden neuen Lehre. Und steht auf der einen Seite nunmehr das Bild der überschwänglichsten Güte, so folgt ihm auf der entgegengesetzten Seite, vermittelt durch die Uebergänge der Demut, des tugendhaften Leidens, der harten Askese, der bitteren Weltentsagung, des düstersten Begriffes der Strafe, der schauerlichsten Qual, doch das Bild jämmerlicher Furcht, wie es einschüchternder und herrschafter garnicht gedacht werden kann. Zugleich erscheint das Ich oder wenigstens der Mensch als der Mittelpunkt der ganzen Welt, um den sich alles dreht, wie die Sonne vermeintlich um die Erde. Seine Unvergänglichkeit, nämlich die Ewigkeit entweder in unvorstellbar glückseligem Genießen oder in unsäglich schenßlichen Martern ist nach wie vor eine unterminbare Konsequenz des kindlichen Eigendünkels. Die römische Geist-

Digitized by Google

lichkeit herrscht, übt die Vormundschaft über den noch gänzlich unmündigen Volksgeist aus.

Daß diese Herrschaft des kirchlich-lateinischen Bildungsideales die Kindheit des Germanentums darstellt, ist klar ersichtlich: Ungeschulte Phantasie, zügellose Affekte zumal der Liebe und der Furcht, Unselbständigkeit, Hingabe an die erziehende Autorität, heiliger Respekt vor diesem Machtfaktor u. s. f. sind eben die Merkmale der kindlichen Lebensperiode.

Aber die Erkenntnis und die Daseinsformen wachsen und verpweigen sich mehr und mehr. Die nüchterne Wirklichkeit nimmt das Kind allmählich in ihre Schule, die Relationen unter den Menschen differenzieren sich und werden fester: Ein weltliches, praktisches Regiment thut not und erhebt sich immer kräftiger neben dem kirchlichen. Die zunehmende Organisation der Gemeinschaften erfordert eine stets wachsende Zahl zuverlässiger Beamter insbesondere zur Kriegführung und Rechtsprechung. Es tritt der zweite Stand, der Adel, in den Vordergrund. Eine weitere Folge des allmählichen geistigen Wachstums ist das Streben des Einzelnen, von der unerträglichen kirchlichen Bevormundung loszukommen und die eigenmächtige Selbstbestimmung und Geistesfreiheit durchzusetzen. Kaum hatte die christliche Lehre sich im deutschen Volke wirklich befestigt, als auch schon die Reformationsbestrebungen des Mittelalters das verhaßte geistliche Regiment abzuschütteln beginnen. Der Einfluß der Reformation ist ein ungeheuer. Eine solide Bildungsgrundlage ist indeß noch nicht in genügender Stärke aufgenommen, deshalb ist der Inhalt des nunmehrigen Erziehungsideales, dem tonangebenden zweiten Stande entsprechend, ritterliche Spielerei, Tändelei und leere Form: das höfische, nämlich das modern-französische Vorbild.

Während aber auf der einen Seite jene gekünstelte Feinheit in den höheren Schichten und ihren Nachahmern als die erstrebenswerte Lebenskunst gilt, sucht in der Folge im großen Volke der Drang nach voller, auch politischer und wirthschaftlicher Gleichberechtigung und Selbständigkeit, Realisierung und wird im späteren Fortgange mächtig bestärkt durch die gleichartigen, thatkräftigeren Bestrebungen verwandter oder benachbarter Volksgenossenschaften, nämlich durch die nordamerikanischen Freiheitskämpfer und die französische Revolution.

Diese Periode mit ihrem überall unzureichenden Wollen und Streben, ihrer Sucht nach persönlicher Anerkennung und Vollgiltigkeit, ihrem hier artig-zierlichen und leichtfertigen, dort grob-ungestümen und trotzig-gewaltsamen Begehren stellt offenbar die Jugend des Volksgeistes dar. Waren zuerst verschleierte Phantasie und weichliches Gefühl die maßgebenden Lebensmächte, so tritt in diesem zweiten Abschnitt aus der kindlich naiven Empfindung die verlangende Willensregung des entweder laccio-manierlichen oder aber flegelhaft-brutalen Jungherrn offensichtlich hervor.

Der Jüngling wächst zum Manne heran. Er wird praktisch, nüchtern, erwerbsam. Der dritte Stand hat sich durchgekämpft. Der Geist ist ernster geworden, er lächelt über das oberflächliche Formenwesen und verabscheut den plumpen Trotz. Er sucht einen gediegenen Grund und greift in die alten Geistesschätze. Als schönstes Kleinod erscheint ihm die griechische Bildung. Nach Maßgabe der ihm durch die Reformation und die nachfolgenden geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Erfahrungen angewiesenen Entwicklungsstufe bildet er sich nun das humanistisch-hellenistische Ideal aus. Aber wie das Einzelwesen zunächst in dem Schulunterricht die schon vorhandenen Geistesprodukte aufnimmt, um gerade dadurch für das spätere Leben selbst produktiv zu werden, so greift der bürgerliche Volksgeist, sobald er sich in Philosophie und Philologie gründlich genug geschult hat, selbstschöpferisch in die umgebende Welt ein, macht sich in exakter, naturwissenschaftlicher Methode eine ungeheure Summe von mechanischen Kräften dienstbar, schafft die maschinenmäßige Technik und den Großbetrieb für Produktion und Verkehr und gewinnt ein Verständnis von der eminenten Bedeutung der zentralisierten Organisation. Klopstock und der alte Odysseus verlieren freilich ihren Reiz, aber das forcierte wirtschaftliche Leben läßt auch kaum eine andere Beschäftigung zu als die des berechnenden, kalten, äußere Güter sammelnden Verstandes. Trockene, selbstsüchtige, unermüdlich Gewinn suchende Thatkraft dokumentiert den reif gewordenen Mann, dem Sentimentalität und phantastische Schwärmerei als läppische Puerilia gelten: das Bild des echten Spießbürgers.

Welches sind nun die Vorzüge des naturgemäß gebliebenen Greisenalters? Erkenntnis der Lebensgesetze, abgeklärte Weltersahrung, gerechtes Urteil, sittliche Ruhe und Reinheit, wirtschaftliche Behaglichkeit! Doch greifen wir tiefer! Nach dem Naturgesetze der geistigen Evolution endlich erst eine (bewußte) Empfindung, danach ein Zweckbegriff, danach ein Wille, dann die That und erst aus der Beobachtung einer Mehrheit von Thatfällen die Abstraktion des herrschenden Gesetzes und die sittliche Reflexion: ebenso in jeder besonderen Handlungskette, wie beispielsweise in der geistigen Entwicklung des Säuglings, — ebenso in dem Erwachen aus dem Schlafe, wie ganz sicherlich in dem einstmaligen Werden des Geistes überhaupt! Primitive (bewußte) Empfindung, Willensthätigkeit, praktische That, Gesetzeserkenntnis und moralische Reife, das sind der Reihe nach auch die charakteristischen Hauptmerkmale der einander folgenden Lebensalter.

Daraus folgt analog, daß die künftige Bildung sich vorzüglich auf die gesetzliche Abstraktion und sittliche Reife, also darauf richten wird: 1. die chaotisch aufgehäuften niederen Elementarkenntnisse in ein einheitliches System und die darin herrschenden Entwicklungsgesetze zum allgemeinsten Verständnis zu bringen, 2 an dieses System harmonisch anzuschließen das Naturgesetz des Menschengeistes, seine Entwicklungsgeschichte und Entwicklungsprinzipien, insonderheit aber die Normen einer harmonischen Wirtschaftsordnung und vor Allem das sittliche Naturgesetz festzustellen und zur allgemeinsten Herrschaft durchzuführen Logik, Vernunft, Naturwissenschaft sind die anschließlichen geistigen Werkzeuge einer gereifteren Zukunft.

Wir haben bisher zwei Merkmale des künftigen Bildungsideales gewonnen: 1. Es wird die Glückseligkeit in der vollkommenen Harmonie der intellektuellen, sittlichen und äußeren Lebensfaktoren repräsentieren und 2. im Gegensatz zu den seitherigen ständischen wird es ein allgemein-menschliches, nämlich das naturgemäße oder naturwissenschaftliche sein.

Wir behaupten drittens, daß, während die früheren Erziehungsvorbilder nach einander das lateinische, das französische, das hellenische waren, das künftige Lebensideal das germanische sein wird. Nicht Nationaldünkel oder Willkür, sondern folgende Ueberlegung führt uns zu dieser Ueberzeugung:

Das freigeistige Germanentum prädominiert heute überall. Man vergleiche Preußens Sieg über Süddeutschland und Oesterreich, über Frankreich, Englands Stellung gegenüber Irland, den wirtschaftlichen Aufschwung der Vereinigten Staaten Nordamerikas, die Blüte der deutschprotestantischen Kantone der Schweiz gegenüber der Stagnation in den romanisch-katholischen, die musterhaften landwirtschaftlichen Zustände der skandinavischen Völker, andrerseits den Verfall Spaniens, die Korruption Frankreichs, den niedrigen Kulturstand Italiens, Belgiens u. s. w

Weiterhin ist das Germanentum geschichtlich der Träger des Fortschritts geworden, und gerade sein Charakter erfüllt in erster Linie die Bedingungen allseitiger Harmonie.

Kraftvoll, ruhig, kaltblütig, heiter, gemütvoll, gründlich, entnahm es dem Christentum die besten Edelsteine seines reichen Hortes, erkämpfte im Mittelalter die Selbstbestimmung und innere Freiheit der Persönlichkeit, ließ sich politisch die

Digitized by Google

reifsten Früchte durch die gewaltigen Völkererschütterungen in den Schoß werfen, schuf die peinlich-korrekte, minutiös-präzise, unermüdliche moderne Naturforschung, errang sich technisch das Uebergewicht über alle Völkertassen. Auch hinsichtlich der Staatsform steht es an der Spitze des Völkerzuges. Das konstitutionelle System und das Genossenschaftswesen Englands, die konzentrierte Beamten-Organisation Deutschlands, seine allgemeine Schulbildung, seine Arbeiterschutzgesetzgebung sind die herrlichsten Blüten menschheitlicher Kultur.

Wir kommen also zum Schluß. War das klerikale Ideal das kirchlich-laieinische, war das höfische Ideal das modern-französische, war das bürgerliche Ideal das humanistisch-hellenistische, so wird das künftige, nämlich das allgemeinmenschliche oder naturwissenschaftliche Bildungsideal das harmonisch-germanische sein.

Und dies ist zugleich das Vorbild des Arbeiterstandes. Kernig, kraftvoll, ruhig, kaltblütig, zweckbewußt, gründlich, heiter, gemütvoll, so muß der Mensch beschaffen sein, der ihm gefallen soll, der Glückseligkeit genießen will. Glückseligkeit aber heißt ihm Harmonie aller gesunden Anlagen seines Wesens. Sie wird erreicht werden einzig und allein durch folgende drei Faktoren:

1. Die Harmonie im Denken, d. h. exakte Logik und Vernunft werden nach der ausschließlichen Maßgabe des natürlichen Entwicklungsgesetzes ein einheitliches, völlig widerspruchsloses System der Weltauffassung und Lebensanschauung aufbauen, welches für jedes normale Menschengehirn als maßgebend bestehen wird.

2. Die Harmonie im sittlichen Wollen, d. h. exakte Logik und Vernunft werden nach der ausschließlichen Maßgabe des natürlichen Entwicklungsgesetzes ein wirklich-wirksames ethisches Naturgesetz feststellen, welches, als zwingendes Veredlungsmittel, eine notwendige Voraussetzung der inneren Glückseligkeit wie der Lösung des wirtschaftlichen Sozialproblems bildet.

3. Die Harmonie im äußeren Handeln, d. h. exakte Logik und Vernunft werden nach der ausschließlichen Maßgabe des natürlichen Entwicklungsgesetzes diejenigen Normen zur allgemeinsten Erkenntnis und Verwirklichung führen, welche mit Hilfe des Genossenschaftswesens und der konzentrierten Staatsenergie im Stande sind, Allen die zu einem harmonischen und wahrhaft menschenwürdigen Lebensgenuß unerläßliche wirtschaftliche Freiheit zu gewähren.

Streiflichter.

Notwendigkeit einer königl. preuß. Gesinnungsbehörde. In dem Verfahren gegen den Privatdozenten Dr. Arons hat der Regierungskommissar Geh. Rat Eisler offenherzig erklärt, das, was bestraft werden solle und die Entfernung des Angeschuldigten aus seiner akademischen Stellung erforderlich mache, sei nicht irgendwelches gesetzliches oder moralisches Verschulden, sondern — lediglich die Gesinnung. Damit hätten wir uns denn glücklich zu der sittlichen Höhe der Zeiten Wöllners emporgearbeitet, durch welche die Epoche der Schlacht von Jena so vortrefflich vorbereitet wurde.

Es fehlt nur noch eine Kleinigkeit: daß die staatlich approbierte Gesinnung auch behördlich regelmäßig überwacht werde. Das historische Muster dafür ist ja auch in der Zeit Wöllners bereits gegeben. Damals gab es eine Prüfungsbehörde für Gesinnungstüchtigkeit, bestehend aus den drei wackeren Gesinnungswächtern Hermes, Wolterdorf und Hillmer, die u. a. ohne Furcht und Zagen auch den bekannten akademischen Lehrer Immanuel Kant, einen der schlimmsten Hetzer gegen die kgl. preuß. Gesinnung und Prediger des Umsturzes, gemaßregelt haben. Bei der Ausdehnung, welche der preußische Staat inzwischen gewonnen hat, dürfte freilich ein Dreimänner-Kollegium jetzt nicht mehr ausreichen, aber angesichts der Wichtigkeit der Sache ist diese Frage von untergeordneter Bedeutung. Wesentlicher wäre es, daß, da doch viele gute Staatsbürger und selbst hochgebildete Universitätslehrer ratlos sind, wie weit die behördlich approbierte Gesinnung reicht, wie weit nicht, die Gesinnungsbehörde zunächst einmal für Universitätslehrer einen kurzen Gesinnungsleitfaden verfaßte. Da Herr Bosse ja schon früher erklärt hat, es sei die Aufgabe der Universitäten, — nicht etwa zu lehren was man als wahr erkannt habe, Gott bewahre, — sondern die Jugend in einer bestimmten nämlich patriotisch-monarchischen Gesinnung zu erziehen, so ist damit die Wichtigkeit unserer Anregung gekennzeichnet und zugleich ein wichtiger Fingerzeig für die Bearbeiter jenes Leitfadens gegeben. Als Motto empfehlen wir ihnen den Satz aus dem Wöllner'schen Edikt: es solle allen Versuchen entgegen getreten werden, „durch welche auf unverschämter Weise unter dem Namen der Aufklärung zahllose und allgemeine Irrtümer verbreitet werden." In einer historischen Einleitung aber könnte vielleicht, um zu zeigen, wie sehr oft die besten Absichten vorsorgender Regierungen von den hetzerischen Verbreitern unsittlerischer Lehren entstellt und verkannt werden, auch auf einen Brief Hegels an Schelling aus jener Zeit zurückgegriffen werden, in dem es u. a. heißt:

„Den Geist, den die Regierung einzuführen droht, habe ich in Deiner Beschreibung erkannt; er ist in Heuchelei und Furchtsamkeit (einer Folge des Despotismus) gegründet und selbst wieder Vater der Heuchelei; der Geist, der in jeder öffentlichen Konstitution herrschend werden muß, die den chimärischen Einfall hat, Herz und Nieren prüfen zu wollen und Tugend und Frömmigkeit zum Maßstab der Schätzung des Verdienstes und zur Anstellung der Aemter zu nehmen. *Ich fühle innigst das Bejammernswürdige eines solchen Zustandes, wo der Staat in die heilige Tiefe der Moralität hinabsteigen und diese richten will.* Bejammernswürdig ist er, auch wenn der Staat es gut meinte, noch unendlich trauriger, wenn Heuchler das Richteramt in die Hände bekommen, welches gesehenen muß, wenn es auch anfangs gut gemeint gewesen wäre."

Sprechsaal.

Rationaler Egoismus.

Um den Ausführungen des Herrn Rechtsanwalt Krumbhaar zu antworten, müßte ich ein Handbuch der Ethik schreiben. Er berührt die zentralen Probleme der sozialen Ethik; jeder seiner Sätze ist das treffende Gegenbild aller von mir vertretenen Anschauungen. Was nützt da ein kleines Spezialsal-Geplänkel? Ich will daher im Folgenden kurz einige seiner Mißverständnisse berichtigen und ihm meinen Standpunkt durch einige weitere Erwägungen begreiflicher zu machen suchen.

Nicht diejenigen habe ich Böotier genannt, welche für Machtpolitik eintreten. War doch selbst Goethe ein Bewunderer der Gewaltpolitik Napoleons. Vielmehr hatte ich diejenigen im Auge, welche den Kulturwert eines Volkes lediglich nach dem Maße seines militärischen Selbstgefühls messen und es wagen, eine Epoche unserer Vergangenheit als schmachvoll zu bezeichnen, die von der ganzen gebildeten Kulturwelt als die Blütezeit des deutschen Genius gefeiert wird und welche die ideelle Grundlage für die nachfolgenden politischen Entwicklungen gewesen ist. Niemand wußte besser als Bismarck, daß ohne die Nachwirkung des idealistischen Aufschwunges jener großen Zeit die Einigung der deutschen Stämme trotz alles Blutes und Eisens eine unmögliche Sache gewesen wäre. Goethe und Schiller haben wahrlich mehr für das tiefere Einheitsbewußtsein der Deutschen getan, als die preußische Pickelhaube.

Gewiß gab es damals noch absolute Fürsten und keinen deutschen Reichstag — aber sieht denn mein Kritiker nicht, daß alle freiheitlichen Bestrebungen unseres Volkes ihre mächtigsten Antriebe gerade aus der geistigen und sittlichen Würde jener von Schiller und Fichte durchglühten Zeit empfangen haben? Und um wie Vieles hat dann die Gewaltlosere die Hoffnungen jener großen Zeit betrogen! Welchen sauten Frieden mit einer gewaltthätigen Staatsräson haben diejenigen schließen müssen, welche in ihrer Jugend für ein freies Deutschland gekämpft und gelitten haben!

Digitized by Google

Daß heute Tausende von Deutschen ruhig daheim bleiben, die in früheren Zeiten empört in das Land der Freiheit ausgewandert wären — das spricht doch noch keineswegs für die Vortrefflichkeit unserer Zustände, sondern eben nur für das Verunterkommen des deutschen Idealismus durch seine Ausübung mit dem Gewaltmeiden. Charakteristisch dafür ist das Wort des liberalen Professors Oldrick in den „Preußischen Jahrbüchern", daß wir Deutsche eine starke Gesinnung brauchen, „koste es was es wolle an Volksfreiheiten und Verfassungsparagraphen."

Bedauerlich ist es, daß Herr Rechtsanwalt Krumbhaar seine Ansichten durch einige Behauptungen zu stützen sucht, die den fundamentalsten Erkenntnissen der Wirtschaftsgeschichte und der Bevölkerungslehre widersprechen, ohne auch nur den Schatten eines Beweises dafür beizubringen. Ob die Behauptung, daß wir sämtliche Einwanderer brauchen, weil vor einem halben Jahrhundert so viel Deutsche ihr Vaterland verlassen mußten, daß wir nicht genug Arbeitskräfte für unsere Produktion haben — wahrend es doch eine ganz bekannte Thatsache ist, daß die slawischen Arbeitskräfte die Deutschen nur deshalb verdrängen, weil sie sich zu jedem Hungerlohn anbieten.

Ferner die Behauptung, daß wir heute Millionen Volksgenossen mehr ernähren können, weil uns Bismarck durch den Krieg eine Weltstellung erkämpft hat: haben etwa die Vereinigten Staaten ihre industrielle Weltstellung auf Grund von militärischen Erfolgen erreicht? Der Handel folgt überall der Preisliste und nicht der Flagge, und die industrielle Entfaltung Deutschlands wurzelt in ungleich feineren und komplizierteren Bedingungen als es die kriegerischen Aktionen sind, die nur die lärmenden Begleiterscheinungen eines naturellen Prozesses darstellen und gerade unserer wirtschaftlichen Entwicklung schwere Gründerkrisen und die Brutalisierung des Arbeitsverhältnisses gebracht haben.

Der Herr Einsender meint, daß ich wenigstens bezüglich der Schulfrage meine Ansichten ändern werde. Keineswegs. Daß die Nationalsozialen ein konfessionelles Schulprogramm vertreten, ist mir bekannt. Ich lege die deutschen Schulzustände auch nicht speziell den Nationalsozialen, sondern dem „modernen Deutschtum" zur Last. Was nützen alle Schulprogramme der Nationalen, wenn sie gleichzeitig den Militarismus unterstützen, der die Jugendschaft an der pädagogischen Verdumm unseres Schulwesens trägt! Wer selber dem deutschen Volke so leidenschaftlich das nationale Jähnefletschen als Grundlage seiner Existenz und Tüchtigkeit empfiehlt, der soll sich dann auch nicht wundern, wenn die Regierung die Aufgaben für die Schulen in Gestalten der militärischen Schlagfertigkeit täglich mehr beschneidet und die Gesinnungstüchtigkeit der Lehrer höher als ihre erzieherische Initiative anschlägt. Wahrlich leisten ist eine größere Utopisterei auf der politischen Bühne erschienen, als dies nationalsoziale Programm, das „Weltpolitik" sein will, weil es Ariel und Kaliban gleichzeitig in Dienst nimmt!

Nun zum nationalen Egoismus. Keineswegs kämpfe ich dagegen, daß eine Nation für ihr eigenes Gedeihen arbeiten soll — genau so, wie der Einzelne für sich und seine Familie. Unter Egoismus aber versteht der Übersetzende Sprachgebrauch diejenige Gesinnung, die sich, die sich auf Kosten des Mitmenschen und ohne Rücksicht auf jene Gegenseitigkeit durchsetzt, in der alles persönliche Dasein ruht und wächst. Und diese Art von Selbstsucht bietet sich mir nicht immer gleich verwerflich und wirtschaftsfeindlich dar. — mag sie nun eine einzelne Persönlichkeit oder eine kleinere oder größere soziale Gruppe die große Thatsache der menschlichen Lebensgemeinschaft mißachten lassen. Daß irgend ein Anderer sich der Anerkennung dieser Thatsache entzieht — das giebt mir nicht das geringste Recht, nun auch meinerseits die Verpflichtung zu lieblosen. Nach Herrn Krumbhaar besteht die nationale Selbstbehauptung darin, daß wir unser besseres Selbst opfern, sobald eine andere Nation den Anfang damit macht; meiner Ansicht nach besteht die echte Selbstbehauptung darin, daß wir unserm tiefsten Rechtsgefühl auch dann treu bleiben, wenn andere von dem ihrigen abgeirrt sind.

Aber was sind das für Utopien! — wird Herr Krumbhaar ausrufen. Wie haben ja doch im internationalen Verkehr noch keine festen Rechtsinstanzen! Aber ich frage: Wo in aller Welt hat eine ethische Entwicklung mit festen Rechtsinstanzen begonnen? Die sittliche Institution der Gastfreundschaft war die erste Sicherung internationaler Beziehungen, nur eine langsam ansteigende Entwicklung des internationalen Solidaritätsbewußtseins bereitet die endlich rechtliche Kodifizierung tiefgreifender sozialer Bedürfnisse vor, die sich lange vorher mit wachsender Stärke in neuen sittlichen Gefühlen und Idealen kundgeben. Wer mit der Anerkennung der neuen sittlichen Mächte warten will, bis die Rechtsinstitution da ist, der könnte auch mit dem Loosdau warten, bis das Dach vom Himmel fällt. Auch im gewerblichen Kampf beginnt die sittliche Entwicklung nicht mit dem Einigungsamt, sondern sie endigt damit. Großmut und Rachgiebigkeit müssen sich längst in der Praxis zur Anerkennung durchgerungen haben, bevor sie sich in Rechtsformen typisalisieren und einen neuen Schritt in der Erkenntnis menschlicher Solidarität kodifizieren können.

Aber ist das nicht einfach Selbstmord? Ist nicht jede Großmut, jede Nachgiebigkeit, jeder Vertrauensbeweis eine Entwaffnung? Wenn nun Rußland über uns herfällt gerade in dem Augenblick, in dem wir einmal etwas sind? Gemiß, Herr Krumbhaar. Sie haben völlig Recht und wenn Sie so wollen: Hier ist der schwache Punkt der Friedensbeherzigungen. Aber diese scheinbare Schwäche ist die Stärke alles sittlichen Lebens, sie ist das Grundwesen aller Liebe und ohne sie ist der Mensch nichts besser als ein lauerndes Raubtier und diese Erde nichts als eine gelbe Wüste. Unbemeisbar bleibt ewig das Vertrauen darauf, daß echter Edelsinn nicht mit Gemeinheit beantwortet wird und daß Nachgiebigkeit in dem Andern die gleiche Stimmung erweckt. Wie können wir beweisen, daß Rußland oder Frankreich nicht über uns herfällt, wenn unsere Haltung endlich einmal konsequent der geistigen und sittlichen Gegenseitigkeit der Kulturwelt Ausdruck giebt, und wenn wir tiefaufathmend von dem Banne rei werden, mit dem die steinerne Mißtrauen alle frohe Menschlichkeit gebunden hält. Aber wie, die wir das gläubige Vertrauen haben, daß die Anderen so wenig Bestien sind, wie wir selbst, sondern gemischt aus Starrsinn und Schnsucht und empfänglich für jede Sprache, in der wir sie anreden — wir sählen tief, daß dieser Glaube unaufhaltsam die Wirklichkeit seiner Offenbarung gemäß gestalten wird.

In der politischen Welt ist der deutsche Kaiser zur Zeit wohl der einzige Mensch, der eine Ahnung von der unermeßlichen Kulturwirkung des heiteren und ritterlichen Entgegenkommens hat und nicht angeblickt ist von der großen Feigheit, die aus Angst vor Mißdeutung den ersten Schritt der Versöhnung nicht zu thun wagt.

Vor Samoa haben wir eine Ohrfeige bekommen? Vielleicht. Aber soll der Verkehr großer Staaten unter dem Zeichen der Korpsstudenten-Ehrlichkeit stehen? Wechselseitiger Ehrgeiz der Mitmenschen, in dem internationalen Wettbewerb der Kinderei nur niemand den Vorrang zu lassen! „Schiffe leider nicht zur Zeit gekommen, um die Ohrfeige zurück zu geben". In dieser furchtbar ernsten Zeit mit ihrem Schwerzensschrei nach Einigung dies Nachrechnen von Ohrfeigen! Und an diesem deutschen Wesen soll die Welt genesen?

Glücklicherweise gehört Herr Krumbhaar doch zu uns. Er ist Nationalsozialer und tritt für die Arbeiterbewegung ein. Und wenn Herr von Stumm ihm entgegnet, daß jede Konzession die Arbeiter nur unverschämter machen und daß jede Nachgiebigkeit die Sicherung des Unternehmers nur erschweren werde, so wird er ihm sagen, daß alle Erfahrungen gezeigt haben, daß die „bessere Verträglichkeit" auf der einen Seite unwiderstehlich auch das Rechtsgefühl und die Bescheidenheit auf der anderen Seite weckt. Und wenn wer so, Stumm ihn dann fragen wird: Wie können Sie das beweisen? — so kann auch er nur mit unserm unvergeßlichen Egidy antworten: „Es ist mein Glaube; mehr noch, meine felsenfeste Ueberzeugung."

Es giebt auf ethischem Gebiete im letzten Grunde keine Beweise. Es giebt nur den Sieg des Glaubens über den Unglauben. Was die ethische Wissenschaft kann, das ist nur: den unermeßlichen Schutt der Vorurteile und der Trugschlüsse wegzuräumen, unter denen der Unglaubige von alterher die heute starrsinnig sein eigenes besseres Ahnen begräbt. Dazu aber ist die bisherige philosophische Kritik gänzlich unzureichend. Wir brauchen eine Ethik, die sich biologisch, soziologisch und nationalökonomisch mit den Thatsachen des Lebens auseinandersetzt und an der Hand der realen Zusammenhänge zeigt, warum der nationale Egoismus einer unbedachtsamen und unverständlichen Interpretation der nationalen Interessen entspringt.

Zürich. Fr. W. Foerster.

Verlagsbuchhandlung Hermann Walther
in **Berlin** SW., Kleinbeerenstr. 28.

Die Bilanz des Christentums.
Von
Ernst Heinemann.
„O, rast den schlechtern Teil davon hinweg
Und lebt so reiner mit der andern Hälfte."
(Hamlet, 5. Aufzug, 4. Szene.)
Preis: elegant broschiert **Mk. 1,50.**

Das interessante Buch, welches von der theologischen Presse mit Fleiß totgeschwiegen wurde, sucht den wahren Wert des Christentums in seiner Ethik und spricht das Urteil über das dogmatische Priestertum. Die Freimütigkeit und scharfe Logik des Verfassers machen das Buch für jeden Ethiker lesenswert.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2885.

Ethische Kultur

Inserate: Die kriegspflichtige Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 12. August 1899. | Nr. 32.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Sittliche Arbeitsteilung. Von Prof. F. Staudinger. — Verantwortlichkeit. Von Dr. R. Penzig. — Der gute Lehrer. Von Dr. Hans Schmidkunz. — Streitschrift: Welche Denkmäler in Deutschland gesetzt und nicht gesetzt werden. Noch einmal „Politische Intoleranz auf kommunalem Boden". — Aus der ethischen Bewegung: Der Gesellschaftstag der D. G. E. K. Kegat. Abt. Frankfurt a. M. — Bücherschau: M. Heß, „Uebermenschentum und Fuchsstaat". Besprochen von —nr—.

Sittliche Arbeitsteilung.

Von F. Staudinger (Worms).

In „Mahomets Gesang" stellt Göthe den herrschenden Strom dar, der in seinem Laufe durch die Lande die Bäche von den Bergen, die Flüsse aus der Ebene aufnimmt und dem alten Vater, dem ewigen Ozean zuführt. „Kommt ihr alle!" ruft er ihnen zu, als sie ihn stehend bitten, er möge sie aufnehmen, damit sie die Sonne nicht auffange, und in öder Wüste nicht gieriger Sand sie verschlinge.

„Kommt ihr alle!" so ruft auch heute der große Strom einer Menschheitsbewegung den einzelnen Strömen und Bächen zu, die abseits von ihr fließen, und, falls sie den Weg nicht zu ihr zu finden vermögen, im Sande versickern, im Sonnenbrande des Tageslebens verzehrt werden. Diese Menschheitsbewegung ist eine sittliche Bewegung; sie zielt darauf hin, die einzelnen Menschen, die gesamte Menschheit einem ewigen dauernden Ziele, immer größerer Einheit des Lebens, immer größerer Vollkommenheit entgegenzuführen.

Gar mannigfach sind die einzelnen Strömlein und Bächlein, die Rinnen und Teiche, die die Verbindung mit dem großen Strom notwendig haben, wenn sie nicht verrinnen oder versumpfen wollen. Da sind politische Bestrebungen und Bestrebungen zur Hebung des Volkswohlstands, da sind Erziehungsstendenzen, Volksbibliotheksgründungen, Mädchenheime, Fürsorge für Arme und Kranke, Bangesellschaften und Vereine für Volksvergnügungen; da sind Genossenschaften aller Art und Gewerkschaften, Gesellschaften zur Förderung von Wissenschaft und Kunst, Vereine zur Erhebung und Erbauung bin zu der Vertretung kleiner materieller Einzelinteressen. Man sagt, unsere Zeit sei so sehr auf das Materielle gerichtet, und das ist zweifellos wahr. Es hat vielleicht keine Zeit gegeben, welche die materiellen Interessen des Lebens mit solcher Gewalt betont und gefördert hätte, wie die heutige. Aber auf der anderen Seite ist zweifellos wahr, daß auch kaum jemals in der Geschichte solch eine Menge gemeinnütziger Bestrebungen aufgetaucht sind und die menschenverbindenden idealen Tendenzen sich mit solcher Macht geregt haben, wie heute.

Indessen in dieser von Tag zu Tag wachsenden, immer mehr Menschenkräfte in ihren Dienst ziehenden Masse von sozialen und sittlichen Bestrebungen fehlt leider heute — ebenfalls mehr wie jemals — eins, das Wichtigste: der Zusammenhang. Und nicht nur das; es fehlt vor allem noch das Bewußtsein und das Gefühl für die Notwendigkeit inneren Zusammenhangs, und das lähmt oft die besten Bestrebungen und macht sie unfruchtbar. Es bewirkt, daß die Vertreter verschiedener zusammengehöriger und in ihrer Art wertvoller Bestrebungen ihre besondere Thätigkeit überspannen, für allzumächtig, womöglich für allein wichtig hinstellen und auf die Träger anderer, dem gleichen Ziele dienender Aufgaben geringschätzig herunterblicken, und deren Thätigkeit herabsetzen. Dadurch werden wichtige Aufgaben verkümmert, andere erhalten eine falsche und einseitige Richtung, je nachdem die Strömung unklarer Instinkte und die Macht der Reklame gegen die einen und für die anderen Partei ergreifen heißt. Wir können das allenthalben im gewöhnlichen Leben wie im Parteileben wahrnehmen. Da fehlt zum Beispiel der Forscher in einer Wissenschaft über den Verarbeiter, der seine Forschungen zu populärer Belehrung geeignet macht, der Methodiker über den, welcher das Einzelwissen im Schweiße seines Angesichts zusammenträgt, der Volksbildner über den, welcher betont, daß die materielle Lage gehoben werden muß, der letztere wieder über den dummen Teufel, der glaubt Belehrung könnte wirken, ehe diese materielle Lage gehoben worden ist. So konnte man z. B. selbst innerhalb der Sozialdemokratie in den letzten Jahren vielfach einseitige Betonung entweder des politischen oder des gewerkschaftlichen oder des genossenschaftlichen Gedankens wahrnehmen. Der Theoretiker sah zweifeln auf die praktische Kleinarbeit vornehm herab; und der Praktiker entgegnete, was liege ihm am Spintisieren; ein Schritt wirklicher Bewegung sei mehr wert als alle Theorie.

Das ist der beklagenswerte Mangel unserer Zeit, daß zwischen den vielen, im innersten Grunde nach einem Ziele hin arbeitenden Strebungen das Bewußtsein des Zieles und die Einsicht fehlt, daß bewußtes einheitliches Zusammenwirken der verschiedensten Teilarbeiter zu diesem Ziele notwendig ist. Dies Ziel aber ist einheitliche Ordnung des Lebens und Strebens unter frei zusammenwirkenden Menschen. Das ist's eigentlich, was man im allgemeinen und umfassenden Sinne unter sozialer Ethik, das ist, was man auch unter Sozialismus verstehen muß. Man mag es auch „praktisches Christentum", „Humanität", oder sonstwie nennen; auf den Namen kommt da nichts an; umsomehr aber auf die Sache.

Digitized by Google

Die aber besteht eben in gar nichts anderem, als darin, daß sich die Träger der verschiedenen Einzelbestrebungen bewußt werden, daß sie in einer einheitlichen Verknüpfung menschlichen Lebens zusammengehören. Denn werden sie einsehen, wie notwendig die eine und die andere Thätigkeit ist, und sie werden sich helfen und stützen, statt sich zu verzetteln und einander zu paralysieren. Der Theoretiker muß einsehen, wie wesenklich die unscheinbarste Einzelthätigkeit im großen Zusammenhang sein kann, und der Praktiker muß erkennen lernen, daß eine Praxis, die nicht an dem Gesetze der Einheit geprüft und nach Art und nach Umfang ihr Maß erhalten hat, mehr schlimm als gut zu machen vermag.

Alles Wissen wie alle Praxis hat sich darum diesem Gesetze der Einheit bewußt unter zu ordnen, und stets zu fragen, ob und wie weit eine Einzelbestrebung die einheitliche Gemeinschaft freier, sich selbst bestimmender Menschen zu fördern vermag. Ob es sich darum handelt, zu studieren oder zu lehren, andern zu helfen oder die eignen Interessen zu fördern, das bleibt sich gleich. Ueberall muß der Maßstab jenes Gesetzes über die Art und den Umfang des Strebens entscheiden.

Auch das, was man gemeinhin im engeren sozialpolitischen Sinne Sozialismus nennt, das Streben nach demokratischer Verfassung der materiellen Produktion, hat seine moralische Befugnis an diesem allgemeinen Gesetze zu erweisen. „Ob“ irgend ein Produktionszweig zu verstaatlichen, oder zu kommunalisieren ist, „in welchem Umfange“ „wie“ und „wann“ dies zu geschehen habe, das ist danach zu entscheiden, ob solche Maßregel das einheitliche Zusammenwirken gleichberechtigter und freier Menschen soweit zu fördern oder zu hemmen geeignet ist. Eine bestimmte Maßregel, wie die Verstaatlichung des Kornhandels oder des Bankwesens, mag zu einer Zeit, wo sie die Herrschaft einzelner Interessengruppen stärkte, verwerflich, zu einer anderen Zeit, wo sie der Gesamtheit zu Nutz würde, empfehlenswert sein. Stets ist gut, was den einheitlichen Zusammenhang fördert; stets ist schlecht, was ihn schädigt oder hemmt.

Darum muß aber schlechthin gut sein die Erwerbung des Bewußtseins dieser Gesetzlichkeit, und des Willens, sie als Prüfstein und Maßstab des Thuns anzuerkennen. Diese Gesetzlichkeit ist heute der Strom, welcher die Arme anstimend den Bächen von den Bergen, den Flüssen auf der Ebene zurnft: „Kommt ihr alle!“ Es ist diejenige Macht, die von jeher in Religion und allem höheren Leben unbewußte Triebkraft war. Noch in Göthe's Gedicht erscheint sie als Bild des gewaltigen Helden, der allein des Zieles bewußt ist, und der die anderen schwächeren Mitmenschen, wenn sie ihm blindlings folgen, herrlichen Zielen entgegenführt. Aber heute gilt es nicht mehr blindlings folgen, sondern es kommt darauf an, daß alle bewußt dem Ziele gemäß handeln. Und in dem Maße, als wir dies vermögen, werden wir Sittlichkeit und Freiheit zu verwirklichen im Stande sein.

Auf dem Grunde dieser Gesetzlichkeit ist darum auch allein die in unserer Ueberschrift genannte sittliche Arbeitsteilung möglich, weil hier allein wirkliches Zusammenarbeiten möglich ist. Wollen wir letzteres, so müssen wir auch die Grundlage wollen, die das allein verbürgt. Sonst bleibt es beim losen Nebeneinander- und oft Gegeneinanderschaffen, das heute die Kräfte des sittlichen Fortschritts noch in so betrübender Weise isoliert und lähmt.

In wenigen Wochen findet in Wiesbaden der diesjährige Gesellschaftstag der Gesellschaft für ethische Kultur statt. Möchte da einmal auch diese wesentliche Frage zur Erörterung kommen und besprochen werden, welche Grundbedingungen gedeihlicher gemeinsamer Arbeit zu Grunde liegen müssen. Ob heute schon eine Verständigung auf dem genannten Boden möglich ist, steht ja freilich dahin; aber diese prinzipielle Verständigung muß denn doch einmal angebahnt werden, wenn die Gesellschaft ethische Führerin sein will für weitere Kreise als bisher, wenn sie den von ihr in Anspruch genommenen Beruf, an Stelle dogmatischer Ethik eine festbegründete humane Ethik zu setzen, ernstlich zu erfüllen gewillt ist.

Verantwortlichkeit.*)

Von Dr. R. Penzig (Charlottenburg).

I.

Die Pflicht der Verantwortung erwächst — wie alle unsere sittlichen Forderungen — auf dem Boden der sozialen Gemeinschaft. Wie sich niemand diesem Verhältnis zu Mitmenschen entziehen kann, so ist auch die Verantwortlichkeit für das eigene Sein und Handeln allgemein menschlich; für irgend etwas und irgendwem ist alles verantwortlich, was nur menschlicher Art angehört. Und zwar, weil wir alle anderen etwas schuldig sind. Es ist das ungeheure Gestecht der alles Existierende verbindenden Kausalbeziehungen, das dieses Band der Verantwortlichkeit um alles bewußte Vernünftige schlingt und nur der noch nicht Vernünftige, wie das unmündige Kind, oder der nicht mehr Vernünftige, wie der Wahnsinnige, sind von dieser Gemeinschaft der Verantwortlichkeit ausgeschlossen. Hier berührt sich die Verantwortlichkeit mit der Zurechnungsfähigkeit im juristischen und moralischen Sinne, ohne doch mit ihr zusammen zu fallen. Wer unzurechnungsfähig ist, der kann freilich für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden, aber wohl kann der Zurechnungsfähige seine Verantwortlichkeit leugnen. Das geschieht z. B. von jenem extremsten Individualismus, der in der Herrschaftslosigkeit, in der absoluten Freiheit des Einzelnen von allen menschlichen, unter- und übermenschlichen Gewalten das Ideal der Menschenwürde erblickt. Das geschieht ferner von seiten der rein mechanistisch-fatalistischen Weltanschauung, die alles Geschehen, einschließlich der menschlichen Handelns, nicht nur — wie auch wir anerkennen — ursächlich bestimmt sein läßt, sondern in dieser Ursächlichkeit dem Einzelwillen und Einzelwesen keine besondere Stellung einräumt, so daß die Menschen nur Puppen wären, gezogen an unsichtbaren Drähten einer von Ewigkeit her vorbestimmten Causalität. Wenn ich nun die Verantwortlichkeit als eine allgemein-menschliche Eigenschaft behaupte, so muß ich mich kurz mit diesen beiden Gegnern auseinandersetzen.

Der Anarchist meint: ich bin Niemandem verantwortlich. Ohne mein Zuthun und ohne meinen Willen bin ich in die Welt gesetzt, daher auch Niemandem etwas schuldig. Was geht mich die andere Welt, was die anderen Menschen an? Mir geht nichts über mich. Mein Wille ist theoretisch absolut frei, praktisch stößt er nur an die Grenzen des Könnens, der Macht. Meine Macht ist mein Recht. Irgendwelche Mächte, denen ich für mein Thun und Lassen Rechenschaft zu geben hätte, giebt es nicht und wenn es sie gäbe, so würde ich sie nicht anerkennen. Menschheit, Staat, Volk, Gesellschaft sind unwirkliche Begriffe; das Ich steht über ihnen u. s. w.

In dieser Argumentation ist anzuerkennen, daß in der That alle diese Mächte, denen gegenüber von Verantwortlichkeit gesprochen werden kann, erst in dem Augenblicke wirkliche Mächte für mein Ich werden, wenn dieses Ich sie gleichsam autonom, aus freister Entschließung heraus anerkennt. Es beweist das aber gar nichts anderes, als daß sittliches Handeln und sittliches Wollen aus eigenem Entschlusse, nicht gedrängt von irgend welcher himmlischen oder irdischen Gesetzgebung wirksam werden müssen oder mit anderen Worten eben die Autonomie der vernunftnäßigen Ethik im Gegensatz zu jeder Heteronomie (Selbstgesetzgebung gegen Fremdgesetzgebung). Aber es beweist nicht die Nicht-

*) Aus einem Vortrag in der humanistischen Gemeinde zu Berlin.

Digitized by Google

existenz dieser Mächte als sehr realer Faktoren. Mit demselben Rechte könnte der extremste Individualismus — und er hat es gethan — die Existenz der ganzen Welt leugnen wollen, weil — wie unzweifelhaft wahr — diese Existenz für mich an meine eigene Sinnesthätigkeit geknüpft ist. Ein solcher Berkeley'scher Idealist kommt in der That zu der an Wahnsinn streifenden Behauptung: wen er nicht gewissermaßen schöpferisch hinsehe oder was er nicht hinhöre, hintaste — das existiere eben nicht. Genau so wie der Anarchist die historischen Mächte leugnet, weil er sie für sich nicht schaffen will. Er statuiert also das völlig unfaßbare und logisch widersinnige Wunder eines Ichs ohne Anfang und Ende, ohne Grenzen und muß doch widerwillig faktische Grenzen dieses Ichs an anderen Ichs und den rauhen stoßenden Dingen der Welt einräumen. Thatsächlich ist dies nichts, als ein Spiel mit Worten. Denn die eigentliche Moral dieses Anarchismus nimmt zuletzt alle jene Mächte, denen wir uns verantwortlich glauben, ebenfalls wieder auf, nur als eigene Kreaturen des allmächtigen Ichwillens; sie konstatiert nicht die Verantwortungslosigkeit, sondern die Selbstverantwortlichkeit und lehrt so auf den Boden unserer Moral zurück, die ja ebenfalls die bewußte und freie Anerkennung der Verantwortlichkeit für alle Menschen fordert. Das stolze Wort: „ich bin Niemandem verantwortlich" erhält den selbstverständlichen Zusatz, „wenn ich nicht will", aber dieses Wollen ist eben der Urgrund aller sittlichen Persönlichkeit, das, wogegen sich kein normaler Mensch wehren kann, die Stimme des Gewissens in uns oder der unaustilgbare Wille des Guten.

Das führt uns zu dem zweiten Gegner: dem Fatalismus, der alle Verantwortlichkeit für menschliches Thun und Lassen ablehnt, weil der Mensch ja doch nicht thun könne, was er wolle und unentrinnbar in die Fesseln einer nubengsamen Naturnotwendigkeit geschlagen sei. Wer sich diesem Gegner gegenüber — wie es die religiöse Weltanschauung häufig thut — auf die sogenannte Existenz des freien Willens berufen wollte, der ist bald widerlegt. Denn ein solcher freier Wille der Willkür, der wirklich auch nur mit einer ursachlichen Handlung den ganzen künstlichen Bau der Naturnotwendigkeit zertrümmern müßte, existirt nie und nirgends als in der Illusion. Was wir thun, ja was und wie wir denken, wollen, uns entschließen, wie wir empfinden und vorstellen — das ist in der That nach dem ausnahmslosen Gesetz von Ursache und Wirkung von Ewigkeit her bestimmt. Das Handeln folgt unweigerlich aus dem Sein, mit Schopenhauer zu reden oder wie Schiller es unvergänglich schön ausgesprochen:

„Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen,
Die innere Welt, der Mikrokosmos ist
Der tiefste Schacht, aus dem sie ewig quellen,
Sie sind notwendig, wie des Baumes Frucht.
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich den Menschen Kern erst untersucht,
So kenn' ich auch sein Wollen und sein Handeln."

Was indessen die Fatalisten stets übersehen, ist dies, daß eben der Wille des Menschen zwar auch eine Kausalität, aber eine mit Bewußtsein begleitete Kausalität darstellt und daß in diesem Bewußtsein das Gefühl der Verantwortlichkeit für das eigene Thun oder das eigene Sein, aus dem ja alles Handeln quillt, als ursächlicher Faktor mit enthalten ist. Es ist, als wenn in einem Uhrwerk neben den durch rein mechanischen Druck und Zug getriebenen Rädern auch eine elastische Spiralfeder enthalten ist, die vermöge der in ihr aufgespeicherten Energie der Elastizität ebenfalls wirkt, aber anders, als jene in einander greifenden Zahnräder. Natürlich wirkt auch sie nach rein mechanischen Gesetzen; die elastische Kraft, die sie zur Ausdehnung zwingt, wird wohl spezifisch nicht allzu verschieden sein von jenen Kräften der Gravitation und Adhäsion, und wer da behauptete, sie könne auch anders, als ihre Schnellkraft gegen die ihr entgegenstehenden Hindernisse stemmen, wäre genau so thöricht, wie der Lobredner der absoluten Freiheit der Willkür. Aber deshalb wird doch die Spiralfeder nun nicht zu einem durch Gewicht und Kette niedergezogenen Rade! In ähnlicher Weise haben wir uns den menschlichen Willen mit seinem Verantwortlichkeitsbewußtsein zu denken, eben als einen durch die menschliche Organisation gerade in dieser Form bestimmten Bestandteil des großen Mechanismus, genannt Welt, und jene unentrinnbare Notwendigkeit wird uns sehr fühlbar in der ganzen Struktur unseres denkenden und wollenden Wesens, das in seinem tiefsten Grunde gar nichts Anderes denken kann, als das Vernünftige und nichts Anderes wollen, als das Gute. Alle Abweichungen, wie sie zahllos in jedem menschlichen Leben, das dem Irrtum und der Schwachheit unterworfen ist, vorkommen, sind eben nichts als mechanische und völlig tau'al bedingte Störungen der Spiralfeder — sie vermögen sie aufzuhalten und sogar rückwärts zu drehen — aber sie beweisen gerade durch diese Gegenwirkung die Unzerstörbarkeit der eigentlichen Schnellkraft, des Willens zum Guten.

Das allgemein menschliche Bewußtsein also der Verantwortlichkeit bildet so gewissermaßen nur den Regulator an der Maschine des menschlichen Willens; sie ist von ihm nicht zu trennen, oder vielmehr der unregulierte Wille, der Verlust des Verantwortlichkeitsbewußtseins führen, wie wir schon gesehen haben, zum regellosen Wahnwitz, zur Unzurechnungsfähigkeit.

So wird das Verantwortlichkeitsbewußtsein direkt zum Maßstabe der sittlichen Reife des Menschen. Zwei weitere Punkte sind ferner zu untersuchen:

1. Wofür sich der sittliche oder sittlich werdende Mensch verantwortlich fühlen kann und muß.
2. Wem er sich verantwortlich fühlen darf.

Wofür bin ich verantwortlich, wofür kann ich verantwortlich gemacht werden?

Alle unsere Handlungen folgen, wie gesagt, aus unserem Sein, und unser Sein ist, wie hinzugefügt werden muß, nur der momentan und begrifflich angeschaute Augenblick eines ewigen, anfangs- und endlosen Werdens. Nun, für unser Sein sind wir doch wohl nicht verantwortlich? Sehen wir zu.

Die Religion, nicht nur des Christentums, sondern z. B. auch des Buddhismus, wie noch anderer ernst philosophisch gedachter Religionssysteme, kennt bekanntlich den Begriff der Erbsünde — einen Begriff, der zunächst dem vorurteilsfreien Denken als der Gipfel der Absurdität erscheint. Daß wir büßen sollen, was Adam und Eva durch den Apfelbiß gesündigt, erscheint schon Kindern als ungereimt und ungerecht. Und doch halten wir es alle für gerecht und süreine vortreffliche sittliche Ordnung, daß kluge Eltern kluge Kinder, gute Großeltern vortreffliche Enkel haben, und sagen, es sei kein Wunder, daß dieser oder jener Mensch nichts tauge, denn seine Familie habe nie etwas geleistet, d. h. wir verwerfen wohl die theologische Form der Konstruktion einer erblichen Sünde, weil eben Sünde ohne einen Willenakt der sie begehenden Person nicht zu denken ist, aber wir verwerfen keineswegs auch den Begriff der Vererbung von sittlichen Fähigkeiten und Unfähigkeiten, von intellektuellen und physischen Vorzügen oder Belastungen. Daß diese Verschiedenheit der Erbschaft zu Tugend und Laster, zu Genie und Talentlosigkeit, zu hoher sittlicher Größe und tiefer sündlicher Verworfenheit, zu Leben oder Tod führen muß, wissen wir. Es ist die hehre Weisheit, die der mosaische Gott der Zehngebote predigte mit seiner Verheißung, denen, die diese Gebote halten, wohl zu thun bis ins tausendste Glied, aber die Verächter seines Namens heimzusuchen bis ins dritte und vierte Glied. Mit andern Worten: wir erkennen an, auch nach der strengsten Wissenschaft von heute, daß in dem Sein unserer Kinder, Enkel, Urenkel und Nachfahren ein Kern, vielleicht ein Rest, von den sittlichen, in-

Digitized by Google

tellektuellen und physischen Vorzügen oder Schäden ihrer Eltern und Urellern steckt. Das ist der wahre und tiefe Sinn der Lehre von der Erbsünde. Und wenn wir nun uns selbst als die Urenkel ungähliger Vorfahren betrachten, so drängt sich uns unabweislich und rein logisch der Gedanke auf: Verantwortlich für mein augenblickliches Sein, wie ich es als neugeborenes Kind empfing, bin zwar nicht ich, wohl aber diese meine Urellern. Daneben aber stellt sich sofort der zweite Gedanke: aber für meine Nachkommen werde ich in der That ein Teil Verantwortlichkeit dafür zu tragen haben, was ich aus diesem ursprünglichen Sein mache.

Der Inder geht weiter. Ihm ist das Bewußtsein der Lebenseinheit alles Existierenden mit allem Vorangehenden und Nachfolgenden so lebhaft, der Glaube an die Einheitlichkeit und Einzigkeit der Kraft, die die ganze lebende und leblose Welt durchströmt, ohne an die Zeitvorstellung gebunden zu sein, so lebendig, daß er ohne Weiteres den gerade Lebenden auch verantwortlich macht für sein So- und nicht Andersein. Es ist der große ethische Gedanke des Karma, jener Last guter oder böser Thaten, die durch Jahrtausende hindurch von der Schulter des Toten auf den Lebenden gewälzt wird, der im Buddhismus die größte Rolle spielt. Nichts in der ethischen Welt geht je verloren; Sünde, Schuld oder Verdienst und Tugend einer ganzen Generation, ja der ganzen Menschheit, bilden das Päckchen, mit dem belastet ein jeder Neuankommende seinen Weg zu schreiten hat — und von der Zusammensetzung dieses Päckchens wird nicht nur sein Glück, sondern auch seine Bedeutung für die nach ihm Kommenden abhängen. Er kann zu überwiegender Schuld neue Schuld hinzufügen, aber er kann auch von der gewaltigen Sündenlast der Vorfahren durch sein persönliches Verhalten ein Teilchen subtrahieren, vielleicht die Summe der guten Thaten um einige vermehren, die dann seinen Nachkommen wiederum zu Gute kommen. Unendlich tiefer und geistreicher ist diese Auffassung von der Verantwortlichkeit des Einzelnen gegenüber all seinen Nachfolgern in der Lebenskette, als die rein mechanische und öde Stellvertretungslehre etwa der katholischen Kirche mit ihrem Gnadenschatz guter Werke, die den Verstorbenen im Fegefeuer, den Lebenden als Fürbitte der Heiligen, den Nachkommen als Gutschrift im Himmel zu Gute kommen sollen. Der absolute Individualismus des Christentums reicht nicht heran an die großartige Auffassung des Buddhisten, daß das jedesmalige Ich nur die eben aufschäumende Welle in einem von Ewigkeit in Ewigkeit sich fortwälzenden Lebensstrome bedeutet. Für diese Auffassung ist das Individuum eben als Teil des Ganzen in der That auch mitverantwortlich für sein Sein, das eben nur das augenblicklich von der Sonne des Bewußtseins beschienene aufsprizende Teiltröpfchen des ganzen Stromes darstellt.

Was aber hier indische Weisheit vor Jahrtausenden in dichterisch-schöner Form ausgesprochen, das ist auch für unser nüchternes Denken bisher noch der Weisheit letzter Schluß. Auch uns ist ja nicht nur die Materie, lebende wie tote, ewig; nein, auch der Geist, die Kraft, die sie belebt, kann ja nur eine einzige sein und in unserer augenblicklichen Existenz sind wir das letzte, vollendetste Produkt einer von Unendlichkeit her währenden Entwicklung und die Knospe einer sich in die Unendlichkeit hin weiterstreckenden Fortentwicklung. Die Verantwortlichkeit der Urellern für ihr von ihnen ausgestaltetes Sein reicht der Verantwortlichkeit der Enkel über unseren eigenen Kopf hinweg die Hand — es ist der Geist, der sich den Körper baut, das gilt auch von dem Geiste der Menschheit selbst. Aber wer uns in diese hochfliegenden Träumereien nicht zu folgen vermag oder gewillt ist, auch für ihn wird die Verantwortlichkeit für das Sein nun ein anderes Antlitz bekommen haben; jedenfalls für das Sein der Zukunft, für das Werden. Er übernimmt eine Erbschaft sub beneficio inventarii, mit allen Vorteilen, aber auch Lasten des gegenwärtigen Besitzstandes und er kann und darf sich der Verpflichtung nicht entziehen, mit dem ihm so geschenkten Pfunde zu wuchern und es womöglich gemehrt und gebessert der folgenden Generation zu übergeben.

Erst aus diesem Grundgedanken der schweren Verantwortlichkeit für die Kommenden, der Rücksicht auf die Nachwelt entspringt nun jene echte Sittlichkeit, die sich in jedem Momente der Verantwortlichkeit für alles Handeln und für alle Unterlassungen, für jedes Wort, das unsern Lippen entspringt, und für jeden Gedanken, der durch unsere Hirnzellen zieht, bewußt ist. Hinzu aber tritt nun noch das Bewußtsein der Tragweite unserer Handlungen, Worte und Werke für die Anderen, für die Mitwelt, für das Sein des Nebeneinander, während wir bisher nur das Sein in seinem Nacheinander berücksichtigt hatten. Denn wie es bei dem engen Kausalzusammenhang alles irdischen Geschehens nicht anders möglich ist, jeder Einzelne, und sei er noch so relativ unbedeutend, in seinen eigenen Augen noch so wertlos, wird zum Zentrum einer gewaltigen Strahlenreihe von sittlichen oder unsittlichen Wirkungen auf seine Nebenmenschen. Aus dem Verantwortlichkeitsbewußtsein vermögen wir die ganze Fülle sittlichen Lebens, die gesamte Moralität, zu entwickeln. Wer seinen Mitmenschen hilfreiche Hand reichen will zur Erlangung einer höheren Sittlichkeit, zur Erfüllung seiner humanen Aufgabe, der schärfe ihm das Verantwortlichkeitsbewußtsein. Es ist die gleichzeitig unendliches Leid, aber auch die erhebendste Freude bergende Biegengabe, die der Genius der Vernunft der Menschheit mitgegeben hat. Lange hat sie geschwankt darüber, *wofür* denn eigentlich der Einzelne die Verantwortung zu tragen habe und noch ist die Frage nicht nach allen Seiten endgiltig gelöst. Aber noch viel verheerender, viel glückzerstörender ist jene weitere Frage in das Denken der Menschheit getreten, *wem* sie nun eigentlich Antwort schulde für ihr Sein, ihr Werden und ihr Handeln.

Der gute Lehrer.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Wilmersdorf).

Was wir unter einem guten Lehrer zu *verstehen* haben, darüber sind wir wohl sofort einig: es ist der, von dem für gewöhnlich der beste Unterrichtserfolg erwartet werden kann, oder der mit dem geringstmöglichen Aufwand von Mühe, Mitteln und Zeit seine Schüler am weitesten bringt. Die schwierige Frage ist erst die, wie der Lehrer im Einzelnen beschaffen und thätig sein muß, um den Rang eines guten Lehrers anzuerkennen. Auf diese Frage vollständig zu antworten würde wohl einen großen Teil der ganzen Pädagogik ergeben. Uns soll es hier nur auf das Hervorheben einiger wichtigerer von jenen Beschaffenheiten eines guten Lehrers ankommen und zwar namentlich solcher, die besonders charakteristisch sind, d. h. an denen man in einigermaßen verläßlicher Weise den guten Lehrer erkennen kann, kurz: seiner „Kennzeichen.“ Wir denken dabei an jeglichen Lehrer schlechtweg: vom Volksschullehrer an bis hinauf zum Universitätslehrer, vom „Korrepetitor“ an bis zur Gefangslehrdiva; und wir denken dabei insonderheit an die Eltern, die für ihr Kind eine Entscheidung unter verschiedenen zur Wahl stehenden Lehrern treffen sollen, und die gern das beste Glück dabei haben möchten, aber meistens unbegreiflich wenig dazu thun und oft genug mit dem nächstbesten Briefschreiber zufrieden sind, der sich auf ein Zeitungsinserat hin meldet.

Die erste Hauptsache ist die: wir müssen dem fraglichen Lehrer ansehen, daß er sich just als Lehrer fühlt, nicht als etwas anderes, und zwar als Lehrer von Beruf — sei es nötigenfalls auch nur im Neben- oder im idealen Beruf. Der große Pädagogiker Comenius hat es in seiner schlagenden Weise so ausgedrückt: „Ein guter Lehrer ist der zu nennen,

Digitized by Google

der sich das zu sein bemüht, was sein Name aussagt, ein Lehrer, nicht eine Lehrermaske."

Demnach wird es bereits verdächtig erscheinen, wenn uns der angebliche Lehrer sofort oder bald mit einem anderen Interesse als dem des Lehrerthums kommt: der Lehrer auf unteren Stufen etwa als Käfersammler, der auf höheren Stufen als Gelehrter, der Gesangslehrer als Komponist, u. d. m. Es ist ein nicht genug zu bedauerndes Unheil, das unser Unterrichtswesen zum größten Teil durchsieht und das Urteil des Publikums fast allenthalben niederhält: daß man nämlich glaubt, die Tüchtigkeit in einem Fach als solchem bedeute auch schon die Tüchtigkeit des Lehrerthums. Allerdings ist jene Tüchtigkeit eine Vorbedingung für diese; sie ist aber auch nicht mehr als das, und sie kann bei besonders unpraxiger Entfaltung sogar zu einem Hindernis für diese werden — schon weil sie die gesunde Persönlichkeit zu sehr in Beschlag nimmt, als daß daneben noch für anderes Wichtige Platz bliebe. Berühmte Gelehrte und Künstler sind gerade selten auch gute Lehrer; sie sind es am ehesten noch für weit vorgeschrittene Schüler, denen es um letzte Feinheiten der Ausbildung zu thun ist, und jedenfalls am wenigsten für Anfänger, für die ja ein gründliches Vertiefen in die Elemente das Allerreife ist.

Ebenso wird es uns bereits verdächtig vorkommen, wenn uns der Lehrer als ein Mann der Pflicht statt vielmehr als ein Mann des Berufes entgegentritt. Schon ein häufiger Gebrauch des Wortes „Pflicht" kann uns hier wie sonst bei Menschen stutzig machen. Beruf ist dabei als Berufung und Eignung durch irgend welche höhere Mächte — irdischer oder nicht irdischer Art — zur Ausfüllung eines Bestandteiles irgend eines Ganzen genommen. Wer diese Berufung und Eignung in sich fühlt, der ist frei von dem Zwangsweisen eines „Menschen der Pflicht", und Pflicht ist ja kaum etwas anderes als verfehlter Beruf (? D. R.). Ob nun jemand eine Sache als Beruf treibt (wenngleich vielleicht nur als Nebenberuf): das wird, auch wenn sich's nicht formulieren läßt, kaum verborgen bleiben, falls man nur eben darauf sucht; und es verrät sich durch verschiedene Eigenheiten, die nun in unserm Fall immer zu den Kennzeichen eines guten Lehrers gehören.

Als die erste dieser Eigenheiten, als eines der sichersten dieser Kennzeichen und als eine der natürlichsten Anforderungen an den guten Lehrer betrachten wir die Liebe zu seinen Schülern — Liebe nicht in dem Sinn verliebter Hingerissenheit, sondern in dem eines warmen Anteils an Freud und Leid des Andern und eines Bedürfnisses, ihn geistig mit Eigenem zu erfüllen. Gewöhnlich spricht diese Anforderung von „Liebe zur Jugend"; sicherlich ist auch damit eine wichtige Seite der Sache angedeutet, und sicherlich ist diese Forderung an den Lehrer, falls er sich nicht gerade auf den Unterricht Erwachsener beschränkt, ohneweiteres zu stellen. Allein man vergesse nicht, daß „Jugend" noch ein sehr weiter Begriff ist, und daß nicht bald jemand von einer wirklichen Liebe zur Jugend schlechtweg erfüllt sein kann. In Wirklichkeit wird es sich wohl um ein bestimmtes Jugendalter handeln, das der Lehrer liebt, in dessen spezielle Bedürfnisse er sich hineinlebt, und dessen Schulkinse seine Lehrerkategorie bestimmt. Es ist etwas beträchtlich anderes, Liebe etwa zu dem vorschulpflichtigen Alter in den Kindergärten und hinwieder Liebe zu den Flegeljahren im Gymnasium haben. Nun so mehr aber werden wir es als Kennzeichen eines guten Lehrers nehmen, wenn er sich in der „Liebe zur Jugend" sozusagen spezialisiert hat; und wollen wir ihn näher erkennen, ihn „auf den Zahn fühlen", so werden wir ihm Gelegenheit geben, mit seiner Liebe zu dieser oder jener Jugendstufe selber herauszurücken und dabei eine (von solcher Liebe wenigstens im Lauf der Zeit unzertrennliche) Einsicht in die seelische und leibliche Verfassung der fraglichen Altersstufe zu zeigen. Bei wem wir mit all diesem Forschen oder auch nur mit solchen Gesprächsthemen gut aufkommen, der ist zwar noch nicht unbedingt, aber sehr leicht ein guter Lehrer; wen wir kaum dagegen finden, der ist es so gut wie sicher nicht. Und wer die ihm auszuvertrauende Jugend liebt, der hat damit auch den wichtigsten Schritt gethan, ihr Vertrauen zu gewinnen; ohne ein solches aber ist es kaum möglich, den Schülern „Sinn und Mund zu öffnen" und dadurch den Unterricht erst recht gedeihlich zu machen.

„Die Hauptsumme aller Schullehrertugenden ist Liebe und frohe Laune." Diese Worte einer vielerfahrenen pädagogischen Autorität zeigen uns, was für eine nächste Forderung gegenüber dem Lehrer wir an die erste anschließen möchten. Dem Lehrer kann sie leicht als die allerschwierigste, ja sogar als Unvereinbarkeit und Hohn vorkommen, zumal wenn er nicht eines der „heiteren", sondern eines der anscheinend „finsteren" Fächer, wie etwa Mathematik, vertritt, und wenn seine äußeren Verhältnisse so sind, daß sie eine frohe Laune gar nicht zuzulassen scheinen. In einem solchen Falle sind allerdings Andere schuldiger als der Lehrer, wenngleich der Mangel an Berufsgefühl bei diesem auch mit eine Ursache schlimmer äußerer Lage sein kann. Allein es dürfte eine große Täuschung sein, den Mangel an froher Laune eines Lehrers auf solche Gründe zurückzuführen. In Wahrheit wird er wohl wieder nur eine Folge davon sein, daß der Lehrer seinem Beruf noch nicht den Geschmack abgewonnen hat; mit der Berufsfreudigkeit kommt die frohe Laune von selber und läßt sich selbst im Unglück nicht ganz verdrängen. Ein einsichtiger Lehrer weiß auch, daß er mit Frohsinn ebenso erfolgreich ist, als mit Unmut erfolglos, und daß man nach einem alten Schulmannswort in einer heiteren Stunde unter seinen Zöglingen allmächtig ist.

Dazu gehört nun auch das mögliche Vermeiden alles Zwanges. Wir erkennen den guten Lehrer nicht nur an der Liebe und frohen Laune, sondern auch daran, daß die Moral der alten Fabel vom Sturmwind und Sonne, die um Wanderers Mantel eifern, in ihm zur Wirklichkeit geworden ist. Gelingt es ihm nicht, im Schülerherzen ein unmittelbares, spontanes Interesse zu erwecken, so wird sich der Unterricht immer nur als etwas Unvollkommenes weiterschleppen. Das soll natürlich nicht Lurheit bedeuten; Energie und vor allem unerschütterliches Festhalten an dem einmal Geforderten darf keinesfalls fehlen — ein Lehrer, der mit seinen Anforderungen hin- und herschwankt, wird uns dadurch bereits verdächtig. Daß ein unpünktlicher Lehrer schlechtweg unbrauchbar ist, bedarf wohl nicht erst weiterer Worte.

Einer der bekanntesten Wünsche Derer, die der gegenwärtigen Pädagogik als Stürmer und Dränger gegenüberstehen, ist der nach einer individualisierenden Behandlung der Schüler. Richtig ist der Wunsch im Allgemeinen jedenfalls; aber auch in seiner Ausführung darf nicht wieder die Schablone des Individualisierens um jeden Preis walten. Unterricht und Erziehung sollen ja zunächst etwas Allgemeingiltiges geben, sollen Bürklur durch Einsicht und Unterordnung erstehen. Das gehört jedenfalls zu ihren Zielen; die Mittel dazu werden sich allerdings nach den jeweiligen Verhältnissen richten müssen und folglich auch nach der Beschaffenheit derer, die unterrichtet und erzogen werden sollen. Nun ist es aber auch anders auf niedrigeren Altersstufen und anders auf höheren. Je mehr ein Schüler noch in den Anfängen des Lernens steht, desto dringlicher ist es, ihn aus dem individuellen Belieben heraus in die Unterordnung hineinzuführen; je weiter er es in seiner gesamten Ausbildung gebracht, desto mehr ist diese Umwandlung erledigt, und desto mehr treten seine eigenen Anforderungen hervor. Also kurz: je höher hinauf, desto mehr Individualisierung!

Unsere Sache ist es nun, zu beobachten, ob der Lehrer solche Unterschiede macht, und ob er sich nach der jedenfalls

Digitized by Google

nötigen Individualisierung bemüht. Das kann er aber nur, wenn er sich selber in die jeweiligen Verhältnisse, mit denen er zu rechnen hat, hineinlebt. So ist es ein weiteres und eines der sichersten Kennzeichen eines guten Lehrers, das gleiche, wie das Kennzeichen eines guten Arztes: daß er sich nämlich erst selber genau über den jeweiligen Fall unterrichtet, daß er die inneren und äußeren Verhältnisse seines Schülers oder Patienten zu erforschen sucht und nicht gleich mit allgemeinen Formen oder Formeln kommt.

Noch eines ist dem guten Lehrer und dem guten Arzt gemeinsam: daß sie sich nicht als Theoretiker, sondern als Künstler fühlen. Zur Grundlegung ihres Wirkens müssen sie allerdings auch über theoretische Kenntnisse verfügen; allein dies ist erst die Grundlage, und das darauf gegründete Lehren und Heilen ist eben eine Kunst und zwar eine, die trotz alles dazu erwünschten Talentes erworben sein will.

Je mehr der Lehrer Künstler und je weniger er Theoretiker ist, desto mehr wird er sich bemühen und wird es erreichen, die Hauptthätigkeit des Schülers in die „Lektion" statt in die „häusliche Arbeit" zu verlegen. Am unfassbarsten „Aufgeben", an Moralpauken über Fleiß und wieder Fleiß u. s. w. erkennen wir den guten Lehrer jedenfalls nicht; an einer vorwärtsbringenden Ausnutzung der Unterrichtszeit weit eher. Dazu gehört auch, daß überall, wo die Unterrichtszeiten nicht schon von vornherein festgelegt sind, also namentlich im Privatunterricht, der schlechte Lehrer den Unterricht nach der Zeit bemißt, der gute die Zeit nach dem Unterricht. Der „Stundengeber" ist kein Lehrer. Und wenn wir den Lehrer, insbesondere also wieder den nicht von unwandelbaren Formen abhängigen Lehrer, fragen, wie lange er die Ausbildung des Zöglings in diesem oder jenem Fach rechnet, so giebt uns seine Antwort bereits einigen Anhalt zu seiner Beurteilung. Den allerdings naheliegenden Wünschen nach möglichster Kürze entgegenzukommen ist für seinen Wert kein günstiges Zeichen; eine je längere Zeit der Lehrer verlangt, und je mehr er sich eine Verpflichtung des Schülers wenigstens auf einen beträchtlichen Teil dieser Zeit ausbedingt (was namentlich bei Lehrern der Künste vorkommt), desto mehr Achtung können wir vor ihm haben — versteht sich, wenn es sich nicht erschöpflich um Unfug handelt. Dazu gehört endlich auch, daß der gute Lehrer das höchste Gewicht auf die elementaren Anfänge, auf einen gründlichen Unterbau legt. Nur der Dilettant eilt rasch in die höheren Stockwerke hinauf.

Um unsere Fähigkeit des Unterscheidens guter und schlechter Lehrer noch weiterhin zu entwickeln, müssen wir eine möglichst feine Witterung bekommen für das, was am Lehrer eine sogenannte „Methode", was an ihm individueller Spielraum oder schlechweg „Individualität" ist, und was direkte Fehler sind. Jene sogenannte Methode wird meistens überschätzt; ob Einer „nach" Professor Müller's System oder nach Doktor Meyer's Methode unterrichtet, ist nicht nur nicht das Wichtigste, sondern eine solche Ankündigung soll uns viel eher sehr bedenklich machen. Die Trefflichkeit eines Lehrers liegt anderswo liegt in dem, was sich schlierlich in keine Worte bringen läßt: in seiner jeweiligen individuellen Kunst. Direkte Fehler fachlicher und pädagogischer Art verraten sich am ehesten in einem dem Schüler und seinen Angehörigen wohl bald merklichen Gefühl des Zwangsmäßigen, des Unnatürlichen, der Uebermüdung, der Unlust.

So sehr nun die Hauptsache immer die unbestimmbare individuelle Kunst des Lehrers ist, so sehr müssen sich aber auch alle Beteiligten hüten, ausgesprochene und zwar namentlich typische Fehler eines Lehrers in die Freiheit des individuellen Spielraums einzurechnen. Als schlimme Lehrertypen sind bekannt: der Schnellsprecher, der Vielsprecher, der Witzemacher, der Disziplinarius, der Vergesser, der Verbitterte und Herzensharte, und so noch viele andere. Auch der Choleriche sollte dem Lehrerberufe fernbleiben, der Stotterer und der Ah-Sager erst zu einem Nervenarzt gehn; wer ferner alle erdenklichen Mittel anwendet, um sich beliebt zu machen, wird dies am wenigsten erreichen, und wer dem Schüler fortwährend die Qual des Lehrerberufs und die Opfer, die er bringt, vorreibt, dem sollen wir Qual und Opfer schleunigst ersparen.

Wollen wir schließlich wissen, vor welchem Schulwesen und vor welcher Pädagogik wir am meisten Respekt haben dürfen, so gelte die Antwort: es ist damit am besten vort bestellt, wo man das meiste Gewicht auf die Lehrerbildung legt. Der Laie in pädagogischen Dingen fragt nach Lehrstoff und Richtung" und etwa auch nach den Lehrbüchern, der Halbgebildete nach der „Methode", der Fachmann nach dem Lehrer. Allerdings ist die stolze Meinung, daß jedermann Lehren und über Pädagogisches urteilen könne, trotz aller Fortschritte, die neuerdings in der Lehrerbildung erreicht worden sind, noch bei den allermeisten Menschen verbreitet, und gilt merkwürdiger Weise um so mehr, um je ältere Schüler und um je entwickeltere Lehrstufen es sich handelt. Noch jüngst schrieb dem Verfasser dieser Zeilen ein Schulmann: „Es ist leider eine bekannte Erfahrung: je höher die Schulgattung, desto geringer die Würdigung der Pädagogik und ihrer Weisungen."

Für uns bleibt das Ergebnis: Lehren ist eine Kunst und der gute Lehrer ist der, der sich diese Kunst in bestmöglicher Weise zu eigen gemacht hat.

Streiflichter.

Welche Denkmäler in Deutschland gesetzt und nicht gesetzt werden. Auch die Beantwortung dieser Frage ist in hohem Maße kennzeichnend für den öffentlichen Geist in der Gegenwart. Es grassiert in deutschen Landen eine wahre Denkmalswut — aber nur in der sogenannten „patriotischen" Richtung. Handelt es sich dabei darum, der Bedeutung eines großen Mannes durch ein Kunstwerk möglichster Vollendung sichtbaren Ausdruck zu geben? Nein, wenn man sich alle diese zahlreichen Kaiser Wilhelms-Denkmäler ansieht, die jedes Maß errichtet, so sieht man deutlich: es handelt sich zunächst um eine oberflächliche und möglichst billige „patriotische" Massendemonstration, d h um eine Demonstration von vereinigten Strebern, Höflingen, Chauvinisten und Durrahpatrioten, für welche die echte, deutsche Vaterlandsliebe nicht existiert, sondern höchstens ihr Surrogat, der auf Aeußerlichkeiten gerichtete u d darum noch augenfälligere Demonstration strebende sogen. Patriotismus. Und dieser letztere hat auch da, wo ernsthaft nach künstlerischem Ausdruck gestrebt wird, so sehr das Uebergewicht, daß die künstlerischen Absichten gegenüber dem leeren Schaugepränge des „Patriotismus" zum guten Teil zu Boden sinken. Auch das Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal in Berlin ist dafür ein trauriges Zeugnis.

Nun sollen wir noch eine Stufe hinunter steigen. Nicht einmal künstlerische Monumente sollen mehr errichtet werden, sondern direkte Götzenbilder, Verseinerungen des Lebendigen. Und selbstverständlich soll vor und bei diesen Götzenbildern auch nach allen Regeln heidnisch-mystischen Spuks angebetet werden. Und die diesen Plan ersonnen haben, das sind Leute, die dereinst Hüter und Führer des deutschen Geisteslebens werden sollten, das sind deutsche Studenten. Sie wollen Bismarcksäulen im ganzen deutschen Lande errichten, deren Plan also beschrieben wird:

„Wie vor Zeiten die alten Sachsen und Normannen über den Leibern ihrer gefallenen Reiter schmucklose Felsensäulen aufrichteten, deren Spitzen Feuerkanale trugen, sollen wir unserem Bismarck zu Ehren auf allen (!!) Höhen unserer Heimat gewaltige granitene Feuerträger errichten. Ueberall soll ein Sinnbild der Einheit Deutschlands (?!), das gleiche Zeichen erstehen, in ragender Größe, aber einfach und prunklos, auf massivem Unterbau eine schlichte Säule (für 20 000 Mk. nebenbei!), nur mit dem Wappen und Wahlspruch des eisernen Kanzlers geschmückt."

Digitized by Google

Gegen dieses Treiben wendet sich in treffenden Worten ein Verehrer Bismarcks, ein württembergischer Pfarrer E. Goes, der im „Protestant“ schreibt:

„Das Neueste in Deutschland sind die Bismarcksäulen. Es war der deutschen Studentenschaft vorbehalten, diesen Unfug auszudecken. Wir „alten Herren“ aber werden mit Fuchsritten bombardiert, in denen uns die Pistole auf die Brust gesetzt wird, entweder thun wir mit oder wir sind keine Patrioten! Wer sollte angesichts solch peinlichen Dilemmas zurückbleiben!

Ich glaube: wir thun nicht mit und sind doch Patrioten! Wir riskieren sogar das schreckliche Schimpfwort „Philister“. Im übrigen glauben wir den Gewinn Bismarcks mehr Ehre zu erweisen, wenn wir uns durch diese neueste Äußerung des Bismarck-Cultus, wenn sie denn sein muß, keckisch den älteren Leuten überlassen, die besser imstande sind, Bismarcks Werk zu würdigen. Es hat nämlich nicht jedermann das Recht dazu, einem Großen die Anerkennung auszusprechen. Daß aber die Jugend ein besonderes Recht an Bismarck habe (wodurch denn?), das zu behaupten ist doch der helle Unsinn und Größenwahn.

Der Preis der Bismarcksäulen, über die die glücklichen Geschlechter des kommenden Jahrhunderts stolpern dürfen (womöglich soll nämlich in der Nähe einer jeden größeren Stadt so ein kunstvoller Steinbaute emporragen!), soll schwanken zwischen 8 000 und 20 000 Mk. Der Mindestpreis wird natürlich nur auf dem Papiere vorkommen, in Wirklichkeit will kein Bierort hinter dem andern zurückstehen. Nun, wie splendid und großartig und wie gar nicht kleinlich verfügt hier die studierende Jugend ohne Ar und Halm und ohne Heller und Pfennig über den väterlichen Geldbeutel!

Was ist denn aber der Humor davon, daß man — ich muß noch einmal sagen: — künftig über solche Bismarcksäulen stolpert? Sie sollen dazu erinnern, daß Bismarck unser war und erzählen, wie der Parteien Hader verstummte vor der heiligen Stille jener Gruft im Sachsenwalde“. Sie sollen also eine Unwahrheit erzählen! Aus der lebendigen geschichtlichen Persönlichkeit des „bestgehaßten“ Deutschen soll durch eine kolossialen Steinhaufen ein blasses mythisches Heiligenbild werden.

Hoffentlich bleibt Bismarck der einzige Säulenmann. Wenn je im deutschen Vaterland noch Lust und — Platz für andere Säulenheilige vorhanden sein sollte, dann nur lieber für Loyola und Windthorst, aber ja nicht für — Luther! Nur keine Lutherfäulen, hört ihr! Wir haben genug am Lutherrock und an den — „Lutheranern“, diesen lebendigen Kirchensäulen.

Salvavi animam meam, indem ich dem Herrn stud. med. Eltermann in Bonn auf eine Fuchsritt etwa so erwiderte: Geehrter Herr Studiosus! Ich bitte Sie, mich mit Fuchsritten, die die geplanten Bismarcksäulen betreffen, künftig gefl. verschonen zu wollen. Bismarck hat sich schon selbst ein Denkmal errichtet, in dem Monumentalgebäude, so man Deutsches Reich nennt, und in den Herzen, die etwas von seinem Geiste haben. Säulen sind gewöhnlich ein Zeichen der nahen Erstarrung und Versteinerung. Möge Bismarck dieser (trotz Ihrer Steinen) niemals anheim fallen. Verwenden Sie das viele Geld gescheiter. Bismarck hat Ihre Säulen nicht nötig. Er gehört nicht zu den Stümpern und Durchschnittsmenschen, deren Namen bei der Nachwelt durch solche kostspielige Steinmassen ein künstliches Dasein gefristet werden muß. Seien Sie überzeugt, daß, wie ich, noch viele alte Studenten denken — Luther werden Sie sagen. Da fragt sich nur, wer größer von Bismarck denkt, wir oder Sie. Mit Kommilitonengruß: Gönningen (Württemb.). E. Goes.

Lehrreich ist aber auch, welche Denkmäler in Deutschland nicht gesetzt werden und gesetzt werden können. Darüber spricht sich unter der Ueberschrift „Wie Deutsche ihre Dichter ehren“ Abg. Dr. Barth in der Nation mit folgenden treffenden Worten aus:

„Dieser Tage ist ein Heine-Denkmal feierlich enthüllt worden. Deutsche waren zu vielen Tausenden bei diesem Fest erschienen, Jung und Alt, Frauen und Männer; begeisterte Reden wurden gehalten; ein Chor von zweitausend Sängern trug die Loreley vor. Natürlich war der Schauplatz dieser Feier ein deutscher Gau, etwa der Loreleyfelsen am rebenumkränzten Rhein, den Heine's Muse zum Wallfahrtsort von Millionen gemacht hat? O nein! Für ein Heine-Denkmal ist im großen Deutschen Reich kein Platz. Die deutsche monumentale Kunst hat höhere Aufgaben. Sie muß jedes Nest mit einer teilweisen Germania schmücken und die monarchische Staatsordnung durch die plastische Verherrlichung ganzer Dynastien sicher stellen. Wie sollte sie auch nicht! Riskiert sie doch, wenn sie einmal ein Kunstwerk, wie Herters Loreley-Brunnen, ins Leben ruft, gleich einem lästigen Hausierer von der Schwelle jeder gesinnungstüchtigen Kommune abgewiesen zu werden. Der Bürgerstolz und der Bürgertumsgeist von Düsseldorf und Mainz empörten sich gegen die Zumutung, einem Manne wie Heine, der weder einem Kriegerverein noch dem Allbentschen Verbande angehört hatte, der sogar Jude war und es deshalb heute, nicht einmal zum Leutnant bringen würde, ein Plätzchen auf öffentlichem Markte einzuräumen. Was hätten die Stützen von Thron und Altar, der Bund der Landwirte oder gar Herr Liebermann von Sonnenberg dazu denken sollen! Lieber noch eine neue Germania oder sonst etwas „Patriotisches“. Was blieb dem Heine-Denkmal übrig? Es mußte auswandern, auswandern vor dem Obskurantismus, der Engherzigkeit, der philisterhaften Feigheit, wie vordem so viele, die

„Thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten“.

Auf nach Amerika! Nach jenem Lande der Dollars, auf das unsere „Idealisten“ ganz von oben herabsehen, weil es „an Bildung so tief unter uns steht“.

Die Deutsch-Amerikaner von Newyork nahmen sich des aus Deutschland Vertriebenen liebevoll an, und heute erhebt sich das erste Denkmal des nach Goethe ersten deutschen Lyrikers in der größten Stadt der amerikanischen Republik. Einer amerikanischen Stadtbehörde mußten Deutsche das Heine-Denkmal zum ehrenden Schutze übergeben, weil im Deutschen Reich Unglaube bis Offenbarung hatten, die sich weigerten, das Schutzrecht zu übernehmen. Welch ein Stoff zur blutigsten Satire! Hätten wir einen zweiten Heine, was würde der aus diesem Stoffe machen!

Dr. Ernst Richard, der Präsident des Heine-Denkmalsausschusses in Newyork, welcher mit einer männlichen und gehaltvollen Ansprache das Denkmal der amerikanischen Stadtverwaltung übergab, wandte sich im ersten Theil seiner Festrede zu seinen Landsleuten in deutscher Sprache. Er erinnerte unter Anderem an Heines Verse:

Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite Kluge Herzen
Wissen stets in unsern Scherzen
Lieb' und Freundschaft zu entdecken!

um dann fortzufahren:

„Einen Sieg des freien Menschentums über das Philistertum bedeutet auch der heutige Tag — denn in diesem Denkmal ehren wir nicht nur den Dichter, den Meister der deutschen Sprache, den Kämpfer im Befreiungskampfe der Menschheit; es ist nicht nur ein deutsches Kunstwerk, ein herrliches Geschenk, welches wir als neuen Schmuck unserer Städten dahin tragen; die Enthüllung dieses Denkmals bedeutet mehr: sie ist ein Protest freier Amerikaner gegen deutsche Engherzigkeit, ein Mahnruf, der dem deutschen Volke die Schamröte ins Gesicht treiben soll.“

Bis jetzt hat man noch nichts davon bemerkt, daß dieser Protest auf den öffentlichen Geist bei uns seine Wirkung ausgeübt und dem deutschen Volke die Schamröte ins Gesicht getrieben hat. Vielmehr hat noch jüngst der deutsche Reichstag aber vielmehr dessen aus katholischen und protestantischen Klerikalen zusammengesetzte Mehrheit dem größten deutschen Dichter, Goethe, eine fast ähnliche Behandlung zu Teil werden lassen. Dr. Barth schreibt darüber:

„Stehen wir doch in deutschen Landen noch unter dem frischen Eindruck der wahrhaft schimpflichen Behandlung, die dem Straßburger Goethe-Denkmal im deutschen Reichstag widerfahren ist. Man mag darüber streiten, ob es wohlgethan war, mit einem Antrage auf Reichsbeihülfe an die Volksvertretung zu gehen; aber nachdem es einmal geschehen war, den erbetenen Zuschuß von 50 000 Mark wie eine unbequeme Bettlerei zu behandeln, der gegenüber man weder Ja noch Nein sagt, sondern die durch perennierende Beschäftigungsunfähigkeit abgewiesen wird, das war schlechthin skandalös. Man komme nicht damit, daß hier bloß Ungeschick in der Geschäftsführung der Reichstagsleitung vorliege und keine dolose Absicht. Jeder Kundige weiß, daß derartige Ungeschicklichkeiten im Parlament nur dann vorkommen und nicht verbessert werden, wenn sie den entsprechenden Parteien gelegen kommen. Goethe ist eben unseren Dunkelmännern, protestantischen wie katholischen, von jener ein Dorn im Auge gewesen. Sie haben sich wohl oder übel mit diesem strahlenden Genius abgefunden, wie mit der Thatsache, daß sich die Erde um die Sonne dreht, aber sie sagen sich mit Recht, daß die Weltanschauung Goethe's von der ihrigen himmelweit getrennt ist, und daß der Goethe'sche Geist in Allem lebendig ist, was sie im öffentlichen Leben bekämpfen. Die Behandlung des Heine-Denkmals und des Straßburger Goethe-Monuments ist auch ein Denkmal, ein Denkmal dessen, was am Ende des neunzehnten Jahrhunderts aus der geistigen Freiheit in Deutschland geworden ist.“

* * *

Noch einmal „Politische Intoleranz auf kommunalem Boden.“ Mit Bezugnahme auf den auch von uns

Digitized by Google

in Nr. 30 der E. K. gewürdigten Fall der Beeinflussung der Jenenser Lesehalle durch den dortigen Oberbürgermeister erhält die „Frkf. Ztg.“ eine Zuschrift aus Wiesbaden, in der es heißt:

„Während es in Jena den Bemühungen des dortigen Oberbürgermeisters nicht gelungen ist, die in der öffentlichen Volks-Lesehalle ausliegenden Zeitungen und Zeitschriften sozialdemokratischer Tendenz daraus zu entfernen, liegt in der hiesigen öffentlichen Volks-Lesehalle des Zweigvereins der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung auch nicht eine einzige sozialdemokratische Zeitung oder Zeitschrift aus. Wenn daher die hiesige Volks-Lesehalle gerade aus den Kreisen, für welche sie vorzugsweise bestimmt ist, verhältnismäßig nur wenig besucht wird, so kann dies eigentlich Niemand wundern. Auch hier würden die Pforten der Volks-Lesehalle der sozialdemokratischen periodischen Literatur gewiß nicht verschlossen bleiben, wenn nicht das Fortbestehen der Lesehalle abhängig wäre von der Fortdauer der städtischen Subvention. Zwar glaubt hier kein Mensch, daß unsere Stadtverordnetenversammlung die dem Zweigverein der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung bewilligte städtische Beihilfe wieder streichen würde, wenn Blätter der gedachten Richtung Eingang in die Volks-Lesehalle fänden. Allein es ist charakteristisch für unser Stadtoberhaupt und unseren Magistrat, daß Beide schon aus Rücksicht auf die staatliche Aufsichtsbehörde in diesem Falle sofort ihr Veto einlegen würden, wie sie ja auch entgegen dem Votum der Stadtverordnetenversammlung das Erbe vorigen Monats beschlossene Verbot der Benutzung städtischer Wahlhefthäfte durch politische Parteien und Vereine (gemeint ist nur die Sozialdemokratie) aufrechterhalten haben, obwohl zweifellos die weit überwiegende Mehrheit unserer Einwohnerschaft mit diesem Magistratsbeschlusse nicht einverstanden war und ist.

Man ersieht auch aus diesem Falle wieder, wie das Bestreben der Gesinnungsverfolgung das von oben gegeben wird, selbst auf relativ freigesinnte Stadtverwaltungen weiter wirkt und wie Wichtiges, das muß immer wieder betont werden, gerade aus diesem Grunde die private Initiative, die von solcher Autoleran unberührt ist, auf dem Gebiete öffentlicher Lesehallen zu leisten berufen ist.

Aus der ethischen Bewegung.

Der Gesellschaftstag der D. G. E. K. ist nunmehr endgiltig auf die Zeit vom 21—23. Oktober d. J. nach Wiesbaden einberufen. Nach den §§ 24—27 der Satzungen werden die Delegierten (je eine Stimme auf das volle Hundert Mitglieder, mindestens aber eine Stimme) von den Abteilungen gewählt. Ein Delegierter kann bis drei Abteilungen vertreten, resp. Stimmen führen; auch solche Mitglieder des Hauptvorstandes, die vom Hauptvorstand selbst nicht zu einem der fünf Delegierten bestimmt worden sind, können Mandate auswärtiger Abteilungen übernehmen.

Anträge auf Satzungsänderung müssen bis zum 26. August, andere Anträge bis zum 25. Sept. an den Hauptvorstand (Adr. bis zum 1. Oktober Berlin N., Ziegelstr. 10/11) eingereicht sein. Die Tagesordnung wird überdem Tage vor Beginn mitgeteilt.

* * *

Legat. Unser verstorbener Freund, Dr. Martin Leibel, hat seine ärztliche und opferfreudige Tätigkeit an den Bestrebungen unserer Gesellschaft noch über das Grab hinaus bewahrt, indem er dem Hauptvorstande der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in seinem letzten Willen ein Legat von 3000 Mk. für die Zwecke der ethischen Bewegung ausgesetzt und gleichzeitig der Gesellschaft seine wertvolle Bibliothek vermacht hat. Durch solche edle Zuwendungen werden nicht nur die Leider noch schwachen Mittel der Gesellschaft vermehrt und gestärkt, sondern es wird auch, was vielleicht noch höher anzuschlagen, der Wunsch des Verstorbenen den Erben zu einem heiligen Vermächtnis, in seinem Sinne weiter zu wirken für die Ideale, denen er sein Leben geweiht hatte.

* * *

Abteilung Frankfurt a. M. Freie Bibliothek und Lesehalle zu Frankfurt a. M. Soeben ist der fünfte Jahresbericht der Freien Bibliothek und Lesehalle zu Frankfurt a. M. erschienen, welcher wiederum Zeugnis von der raschen Entwicklung dieses Institutes ablegt. Die Frankfurter Lesehalle wurde am 23. September 1894 durch die Freie Abteilung der D. G. E. K. errichtet und am 8. Oktober desselben Jahres eröffnet. Damals verfügte die Bibliothek nur über 250 (!) Bände — heute über 10758 Bände. Damals lagen 155 Zeitungen und Zeitschriften aus, während deren Zahl heute 361 beträgt. Im Ganzen hat die Bibliothek in 4 Jahren 5 Monaten 7414 angemeldete Bücher-Entleiher; nicht weniger als 260434 Bände entliehen. Diese Zahlen beweisen schlagend, welch ein ungemein dringendes Bedürfnis nach unentgeltlicher Lektüre im Volke vorhanden ist.

Die Lesehalle war im abgelaufenen Vereinsjahre von 53854 Personen besucht, worunter 4545 Frauen und Mädchen. Der stärkste Besuch war in den Monaten November und Januar zu verzeichnen, nämlich durchschnittlich 188 Personen pro Tag. —

Der Jahresbericht bietet sehr viel wertvolles Material für Jeden, der sich für die von der „D. G. E. K.“ nach Deutschland verpflanzte Lesehallen-Bewegung interessiert. Namentlich wird betont, daß sich die Entnahme wissenschaftlicher, dezw. belehrender Bücher mit jedem Jahre gehoben hat. Ganz besonders groß war die Benutzung der gewerblich-technischen Abteilung. Die Bibliothek ist eifrigst darauf bedacht, ihren Bestand in dieser Richtung zu heben. Wichtig ist die Mitteilung, wonach die Beschaffung großer Verluste an Büchern sich noch bewahrheitet hat, trotz der überaus liberalen Bedingungen, welche für das Ausleihen maßgebend sind. Prozentualisch beträgt der Verlust 0,02 % von den ausgeliehenen Büchern — er ist von Jahr zu Jahr 1,0 % des Anwachses der Zahl der ausgeliehenen Bücher kleiner geworden. — Das Budget des Institutes betrug Mk. 16420 im vergangenen Geschäftsjahre, welches mit einem Fehlbetrage von Mk. 650 schloß. — Nachdem die Stadt Frankfurt ihren Jahres-Beitrag von Mk. 3000 auf Mk. 6000 erhöht hat, dürfte die Lesehalle in Zukunft ohne Fehlbetrag wirtschaften. Ein zu mehreren Jahren angesammelter Fehlbetrag von pct. 4750 wurde durch eine Sammlung unter den Mitgliedern des Vereins Freie Bibliothek und Lesehalle voll gedeckt.

Der 5. Jahresbericht ist von dem herz. Vorsitzenden Herrn Landtagsabgeordneten Prediger Carl Sänger erstattet und kann durch denn 1. Bibliothekar, Herrn A. Seerig, von Interessenten bezogen werden.

—ge—

Bücherschau.

M. Heiß, Uebermenschentum und Zuchthaus. Ein Anarchistenideal. Mainzer Verlagsanstalt 1899.

Die vorliegende Broschüre ist ein kräftiger Protest gegen den Nietzsche-Kultus, wie er in manchen Kreisen Mode ist, und was der Verfasser gegen dieses Liebäugeln mit dem Uebermenschentum sagt, ist sterdings und eindruckvoll. Negativen freilich vermag Aberhaupt dem sprunghaften Denken des ängstlichen Apostelnachfolgers in den Ebenenmanen einer Philosophie nicht zuzubilligen und steht in dem unleugbaren Esolg dieser schillernden Sammlung von Bruchstücken eines glänzenden Geistes nur ein Symptom der herrschenden Oberflächlichkeit des Denkens, die ein ernstes und konsequentes Vertiefen in die Menschheitsprobleme und vor Allem selbstständiges Arbeiten daran gern dem künstlichen Philosophen überläßt, wenn man sich nur mit einigen geistreichelnden Paradoxen schmücken und so noch Thörichteren gegenüber die Rolle des radikalen Denkers spielen kann. So scheint mir auch die Beschäftigung Nietzsches als eines vergangenen Prinzipienreiters, der lieber die ganze Welt zu Grunde gehen ließe, als auch nur ein Tüpfelchen seiner Philosophie zu opfern“ verfehlt, weil gerade konsequentes Durchdenken eines vielleicht fruchtbaren Gedankens Nietzsche nicht eigen war, die „Falle der Gelichter“ ihn niemals verlockt hat, darüber, daß Zarathustra über sich hinaus führen; auch solche Mitglieder des Hauptvorstandes, die vom Hauptvorstand selbst nicht zu einem der fünf Delegierten bestimmt worden sind, können Mandate auswärtiger Abteilungen übernehmen.

Anträge auf Satzungsänderung müssen bis zum 26. August, andere Anträge bis zum 25. Sept. an den Hauptvorstand (Adr. bis zum 1. Oktober Berlin N., Ziegelstr. 10/11) eingereicht sein. Die Tagesordnung wird überdem Tage vor Beginn mitgeteilt.

* * *

Legat. Unser verstorbener Freund, Dr. Martin Leibel, hat seine ärztliche und opferfreudige Tätigkeit an den Bestrebungen unserer Gesellschaft noch über das Grab hinaus bewahrt, indem er dem Hauptvorstande der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in seinem letzten Willen ein Legat von 3000 Mk. für die Zwecke der ethischen Bewegung ausgesetzt und gleichzeitig der Gesellschaft seine wertvolle Bibliothek vermacht hat. Durch solche edle Zuwendungen werden nicht nur die Leider noch schwachen Mittel der Gesellschaft vermehrt und gestärkt, sondern es wird auch, was vielleicht noch höher anzuschlagen, der Wunsch des Verstorbenen den Erben zu einem heiligen Vermächtnis, in seinem Sinne weiter zu wirken für die Ideale, denen er sein Leben geweiht hatte.

* * *

Abteilung Frankfurt a. M. Freie Bibliothek und Lesehalle zu Frankfurt a. M. Soeben ist der fünfte Jahresbericht der Freien Bibliothek und Lesehalle zu Frankfurt a. M. erschienen, welcher wiederum Zeugnis von der raschen Entwicklung dieses Institutes ablegt. Die Frankfurter Lesehalle wurde am 23. September 1894 durch die Freie Abteilung der D. G. E. K. errichtet und am 8. Oktober desselben Jahres eröffnet. Damals verfügte die Bibliothek nur über 250 (!) Bände — heute über 10758 Bände. Damals lagen 155 Zeitungen und Zeitschriften aus, während deren Zahl heute 361 beträgt. Im Ganzen hat die Bibliothek in 4 Jahren 5 Monaten 7414 angemeldete Bücher-Entleiher; nicht weniger als 260434 Bände entliehen. Diese Zahlen beweisen schlagend, welch ein ungemein dringendes Bedürfnis nach unentgeltlicher Lektüre im Volke vorhanden ist.

Die Lesehalle war im abgelaufenen Vereinsjahre von 53854 Personen besucht, worunter 4545 Frauen und Mädchen. Der stärkste Besuch war in den Monaten November und Januar zu verzeichnen, nämlich durchschnittlich 188 Personen pro Tag. —

Der Jahresbericht bietet sehr viel wertvolles Material für Jeden, der sich für die von der „D. G. E. K.“ nach Deutschland verpflanzte Lesehallen-Bewegung interessiert. Namentlich wird betont, daß sich die Entnahme wissenschaftlicher, dezw. belehrender Bücher mit jedem Jahre gehoben hat. Ganz besonders groß war die Benutzung der gewerblich-technischen Abteilung. Die Bibliothek ist eifrigst darauf bedacht, ihren Bestand in dieser Richtung zu heben. Wichtig ist die Mitteilung, wonach die Beschaffung großer Verluste an Büchern sich noch bewahrheitet hat, trotz der überaus liberalen Bedingungen, welche für das Ausleihen maßgebend sind. Prozentualisch beträgt der Verlust 0,02 % von den ausgeliehenen Büchern — er ist von Jahr zu Jahr 1,0 % des Anwachses der Zahl der ausgeliehenen Bücher kleiner geworden. — Das Budget des Institutes betrug Mk. 16420 im vergangenen Geschäftsjahre, welches mit einem Fehlbetrage von Mk. 650 schloß. — Nachdem die Stadt Frankfurt ihren Jahres-Beitrag von Mk. 3000 auf Mk. 6000 erhöht hat, dürfte die Lesehalle in Zukunft ohne Fehlbetrag wirtschaften. Ein zu mehreren Jahren angesammelter Fehlbetrag von pct. 4750 wurde durch eine Sammlung unter den Mitgliedern des Vereins Freie Bibliothek und Lesehalle voll gedeckt.

Der 5. Jahresbericht ist von dem herz. Vorsitzenden Herrn Landtagsabgeordneten Prediger Carl Sänger erstattet und kann durch denn 1. Bibliothekar, Herrn A. Seerig, von Interessenten bezogen werden.

—ge—

Bücherschau.

M. Heiß, Uebermenschentum und Zuchthaus. Ein Anarchistenideal. Mainzer Verlagsanstalt 1899.

Die vorliegende Broschüre ist ein kräftiger Protest gegen den Nietzsche-Kultus, wie er in manchen Kreisen Mode ist, und was der Verfasser gegen dieses Liebäugeln mit dem Uebermenschentum sagt, ist sterdings und eindruckvoll. Negativen freilich vermag Aberhaupt dem sprunghaften Denken des ängstlichen Apostelnachfolgers in den Ebenenmanen einer Philosophie nicht zuzubilligen und steht in dem unleugbaren Esolg dieser schillernden Sammlung von Bruchstücken eines glänzenden Geistes nur ein Symptom der herrschenden Oberflächlichkeit des Denkens, die ein ernstes und konsequentes Vertiefen in die Menschheitsprobleme und vor Allem selbstständiges Arbeiten daran gern dem künstlichen Philosophen überläßt, wenn man sich nur mit einigen geistreichelnden Paradoxen schmücken und so noch Thörichteren gegenüber die Rolle des radikalen Denkers spielen kann. So scheint mir auch die Beschäftigung Nietzsches als eines vergangenen Prinzipienreiters, der lieber die ganze Welt zu Grunde gehen ließe, als auch nur ein Tüpfelchen seiner Philosophie zu opfern“ verfehlt, weil gerade konsequentes Durchdenken eines vielleicht fruchtbaren Gedankens Nietzsche nicht eigen war, die „Falle der Gelichter“ ihn niemals verlockt hat, darüber, daß Zarathustra über sich hinaus führen; auch solche Mitglieder des Hauptvorstandes, die vom Hauptvorstand selbst nicht zu einem der fünf Delegierten bestimmt worden sind, können Mandate auswärtiger Abteilungen übernehmen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 3993.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 19. August 1899. | Nr. 33.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die gegenwärtige Aufgabe der Jugend. Von Prof. F. Buisson. — Verantwortlichkeit. Von Dr. R. Penzig. — Die Frau der Zukunft. Von Oda Lerda-Olberg. — Streiflichter: Die Wurzel des Uebels. — Festschriftenschau. — Sprechsaal: Völker-Selbstsucht. Von E. Krumbhaar. — Eingegangene Schriften.

Die gegenwärtige Aufgabe der Jugend.

Von F. Buisson.*)

Sobald wir „ein gewisses Alter" erreicht haben, ein Euphemismus, über den wir Alle, solange wir jung sind, lächeln, überkommt uns plötzlich, wie eine neue ergreifende Wahrnehmung, die Vorstellung einer längst gekannten Thatsache: daß die menschlichen Geschlechter einander ablösen.

Das Haupt der Familie sieht seine Söhne zu Männern herangewachsen, dem Staatsbürger begegnen an der Wahlurne jugendliche Gestalten, die zum ersten Mal ihr Wahlrecht ausüben, der Gelehrte, Künstler oder Schriftsteller beobachtet, daß die zu seinen Füßen gesessen, eigene Bahnen einschlagen; und plötzlich sagt er sich: „Denen gehört die Zukunft, so sehen die Leute nach Dir aus!"

Fast instinktiv ringt sich aus unserer Seele für sie ein heißer, überschwänglicher Segenswunsch. Wer es vermöchte, auf einen Zug, durch Wort oder Blick auf die neue Generation das Beste zu übertragen, was an Ueberzeugungen und Hoffnungen unsere Herzen hat höher schlagen lassen! Unsere Ideale möchten wir ihnen leihen, was unser Denken am tiefsten angeregt, was wir am heißesten erstrebt, erträumt haben in jenen allzu schnell entschwundenen Zeiten, da wir noch etwas galten.

Aus solchem Empfinden heraus wende ich mich in diesem Augenblick an die französische Jugend, um sie, an der Schwelle des kommenden Jahrhunderts, wie ein alternder Vater seinen Sohn, der seine Stelle einnehmen wird, zu fragen: „Sage mir, woran glaubst Du, wohin geht Deine Neigung, Dein Sehnen, was wirst Du aus Deinem Leben machen?" . . .

Wenn Alt und Jung überhaupt zu einer gegenseitigen Verständigung kommen soll, muß man sich zunächst der großen Verschiedenheit der Verhältnisse bewußt werden, unter denen die einen wie die andern ins öffentliche Leben eintreten. . . .

Was die Väter erträumt hatten, die Republik, die Söhne fanden sie fertig vor. Um die zukünftige Entwicklung sorgte niemand, sondern nur, daß sie in die Erscheinung trat. Nun sie besteht, errötet die Jugend für uns über die Enttäuschung, ohne fast den Mut zu finden, es uns zu sagen. Ein Mutiger hat es einmal ausgesprochen: „Dieser Staatsform ist jetzt das größte Unglück passiert: sie hat ihre Poesie verloren."

Wie gerne würdet Ihr alle Einrichtungen vortrefflich finden, wenn Ihr nicht leider zu klar sehet, daß nichts so ist, wie es sein sollte.

Frankreich, tröstet man sich, wird nicht mehr von Cäsaren, sondern nach den Prinzipien von 1789 regiert. Gewiß, wenn nur diese schönen, in ihrer allzugroßen Einfachheit viel zu schönen Prinzipien nicht seit ganz andere Welt vor sich hätten. Wieder konnte man voraussehen, daß das heutige Europa im tiefsten Frieden stärker gerüstet dastehen würde, denn je zuvor im offenen Kriege, noch ahnte man die enormen Fortschritte der Wissenschaft, die neben der Entwicklung der Industrie den Kapitalismus und die verderbenbringende Herrschaft des Mammon im Gefolge hatten, eben so wenig wie den Rückschlag solcher zu Tage tretenden Wandlungen, die, durch die zerrütteten Wirkungen des industriellen auf das gesellschaftliche Getriebe, in unserm Wirtschaftsleben weit gewaltigere Umwälzungen hervorrufen, als die von 1789. —

Gewiß, Frankreich hat auch die Freiheit der Presse. Wenn nur nicht dieser Traum unserer Jugend sich bei Euch fast zum beängstigenden Alpdruck verwandelt hätte. Ihr merkt wohl, daß sie nicht mehr unterdrückt werden kann; nur daß ihr dazu bei Euch murmelt: „Unser Volk stirbt noch daran."

Auch parlamentarisch regiert wird unser Land. Jedes freidenkende Volk muß nach dieser Regierungsform, deren vollendetste Ausprägung das allgemeine Stimmrecht ist, streben, aber wie kommt es doch, daß, seitdem wir sie haben, das politische Niveau der Nation, anstatt sich zu heben, gesunken ist? Mit den unerbittlich strengen Anforderungen der Jugend, vornehmlich an andere, fühlt Ihr mit Schmerzen, wie wenig Bewunderung für den Parlamentarismus, wie wenig Vertrauen in die Kraft seiner Wirksamkeit Ihr ausbringen könnt. Vorbei ist der Glaube an die Weisheit der Gesetzgeber wie an die der Regierenden. Ihr verzeiht es euren Vorgängern nicht, daß sie Euch, nur schlecht vermischt, die Spur von so viel Aergernis hinterlassen, davon ihr nichts weiter mehr wissen wollt, als daß es daran übergenug gegeben. Ihr zöget lieber in ein reinliches Haus ein, wäre es selbst so neu, daß Euch die Farbe an den Händen kleben bliebe.

*) Nach einem Vortrage vom 10. März, gehalten im Collège des sciences sociales Paris. Revue bleue 1899. Uebersetzt von Jenny Jaffé.

Digitized by Google

Gehen wir von der Politik zur sozialen Frage über, um wie viel tiefer gähnt der Abgrund zwischen den zwei Generationen!

Da marschiert Ihr zumeist Alle direkt in reformatorischem Sinne mutig vorwärts, ohne viel zu fragen, wohin der Weg Euch führen wird. Lag das Sehnen der Väter vorwiegend auf politischem Gebiet, so neigen sich die Söhne hauptsächlich der wirtschaftlichen Frage zu. Euch liegt für Frankreich weniger an einer guten Verfassung, als an etwas mehr von sozialer Gerechtigkeit. Hinweg über die alten Schranken, die für uns so hoch sind, welche Liberale von Klerikalen, Monarchisten von Republikanern trennten, reicht Ihr Euch, ohne falsche Scham, die Hand in einer Art gemeinsamem Sehnens nach einem Sozialismus, der vielleicht nicht sehr viel mehr wert ist, als der unsere, aber der eine Macht ist, weil er ein Glauben ist. In der That habt Ihr, von all unseren Traditionen diese allein wahrhaft aufgenommen, weil sie die einzige ist, in der Ihr mit Eurem Herzblut neues Leben geweckt habt. . . .

Für alle Schwierigkeiten in unserem Staatsleben bietet sich von vorn herein eine Lösung, die ich Euch aber inständig bitte, zurückzuweisen. Außer heruntergekommenen Bonapartisten wagt allerdings Niemand, davon zu sprechen. Aber ohne das Heilmittel direkt zu empfehlen, sucht man Euch geschickt darauf zu stoßen. Ihr kennt die Weise, ihr kennt den Text. . . . Immer wenn das Vertrauen in eine bedeutende Persönlichkeit gesäuscht worden, bei jeder Verzögerung in der Budgetfrage, bei irgend welcher Verwicklung im öffentlichen Leben, bei äußeren oder inneren Angelegenheiten, hört man immer wieder die Klage: „Nein, wirklich, vom Parlamentarismus ist nichts mehr zu erwarten.“ Und damit beginnt die Reihe der altbekannten Phrasen: Von der Pfütze, in der man herumwatet, von der Zeit, die vergendet wird, von der Autorität, die abbröckelt, von der Nation, die sich in solchen Kämpfen aufreibt, Frankreich bedürfe einer Regierung, die da regiert, eines Mannes, einer Faust, ja eines „Degens“! Ihr fürchtet solche Reden nicht mehr, weil Ihr sie schon so oft gehört habt; haltet dennoch die Augen offen! . . .

Das eine Zugeständnis verlange ich von Euch, auch wenn Ihr aus unserer Geschichte, die fast schon Eure ist, nichts gelernt hättet, auch wenn Ihr für die etwas spröden Formen der parlamentarischen Republik nicht viel Begeisterung übrig habt: Gelobt Euch trotzdem, diese Formen immer zu verteidigen — für ein freiheitliebendes Volk giebt es keine andere — und sagt damit an, sie zu achten; denn an dem Tage, da sie unter der allgemeinen Verachtung fallen, wäre es zu spät, sie zu verteidigen. Ihr wißt nicht, was Frankreich ist ohne die Freiheit, Ihr habt es nicht gesehen und ahnt nicht, was für eine Figur dieses große Land in der Welt spielte, ohne Rednertribüne und Presse, ohne Vereine und Genossenschaften, ohne selbstgesetzgebende Versammlung. Möge Gott Euch vor solchen Erfahrungen schützen. Und Ihr mögt immerhin fortfahren bis zum Ende ungerecht gegen die Regierungsform zu sein, die Euch schon alle Freiheiten in die Wiege gelegt hat; immer noch besser, als daß Ihr auf eigene Kosten lernen müßtet, was es auf sich hat, eine einzige dieser verlorenen Errungenschaften wieder zu erobern!

„So wäre also unter den bestehenden Verhältnissen der Optimismus offizielle Lebensauffassung? Es soll weiter experimentiert, die ausgetretenen Geleise nicht verlassen werden, aus Furcht, der geheiligten Form der Republik zu nahe zu treten? Die Widerwärtigkeiten sollen kein Ende nehmen, der Ekel steigen?“

Nein. Ich habe Euch gebeten, nicht dem Pessimismus zu verfallen, damit habe ich aber noch nicht gefordert, daß ihr Optimisten werden sollt.

Hoch über diesen beiden philosophischen Lehren, die für diejenige Trägheit zwei entgegengesetzte Ausflüchte bieten, zwei vortreffliche Vorwände, um die Hände in den Schoß zu legen, steht eine andere, die Philosophie der Kraftentfaltung. Wenn es Eurer Neigung entspricht, wendet heut Alles zum Schlimmsten, aber unter der Bedingung, daß Ihr morgen Alles zum Besten wendet. Man hat diese Lehre Meliorismus genannt. Nennt sie, wie Ihr wollt, aber übt sie nur! Zu gleicher Zeit, wo ich Euch bitte, die Einrichtungen, ohne die weder Freiheit, noch Fortschritt, weder Reformen noch Selbstachtung sich erhalten könnten, wie einen kostbaren Rahmen zu erhalten, füge ich hinzu: Bleibt nicht dabei stehen. Es ist nicht nur selbstverständlich, am Handwerkszeug dies oder jenes zu vervollkommnen, die Geschäftsordnung der Kammer oder den Wahlmodus oder irgend welche Gesetzesparagraphen zu verbessern: Es bedarf mehr als das. Frankreich braucht Neues. Und was soll dies Neue sein? Eine zweite Revolution, und Ihr werdet sie machen; eine Revolution, die die Kühnheit derer von 89 und 48 weit hinter sich lassen wird, ohne einen Tropfen Blut zu kosten.

(Schluß folgt).

Verantwortlichkeit.

Von Dr. A. Penzig (Charlottenburg).

II.

Jahrtausendelang ist die Frage, wem wir verantwortlich sind, falsch beantwortet worden und wird noch häufig falsch beantwortet.

Damit kommen wir zu der psychologischen oder ethnologischen Entstehung des Verantwortlichkeitsbewußtseins in der Menschheit. Wenn wir den Geist zurückwandern lassen in jene unbekannten Zeitfernen, wo neben dem tierischen Leben auch schon die ersten Wesen höherer menschlicher Organisation sich durchsetzten gegen die mannigfachen Gefahren ihrer Umwelt, so begegnen wir ihnen höchst wahrscheinlich als einer gesellschaftlichen Horde, die zunächst nur durch engen Zusammenschluß die mannigfachen Angriffe zurückzuweisen im Stande war, mit denen sie die Tierwelt bedrohte, und die erst allmählich durch den Gebrauch von Werkzeugen die Wehrlosigkeit überwand, in der sie die Natur scheinbar sich selbst überlassen hatte. Dieses gesellige Hordenleben aber verlangte, wie wir das noch jetzt bei den geselligt lebenden Tieren sehen, Unterordnung, zunächst der jüngeren Generation unter die ältere, der Schwächeren unter die Stärkeren, der Unerfahrenen unter die Erfahreneren, dann wohl meist unter das Familienhaupt, gleichgiltig ob diese Familie nach Mutter- oder Vater-Recht zusammengekommen war. Es erwuchs der Begriff der Autorität und damit zugleich auch der der Verantwortlichkeit. Wo wir in einem geordneten Tierstaat noch heute einzelne Aufgaben wechselnd oder auch ständig bestimmten Einzelnen übertragen sehen, — denken Sie an die postenstehenden Gemsen, Antilopen, an die Arbeitsteilung der Bienen, Ameisen u. s. w. — da ist auch etwas dem menschlichen Verantwortlichkeitsgefühl Entsprechendes ausgebildet worden. Der Einzelne, dem eine Aufgabe gestellt ist, muß Antwort geben können dem Oberhaupte, wenn er gefragt wird, wie er seiner Pflicht nachgekommen ist. Wie wir uns diesen Verkehr bei den artikulierter Sprache entbehrenden Tieren vorstellen wollen, das ist ein Problem, das bisher noch fast nicht in Angriff genommen worden ist, aber gleichviel, eine Art von Verkehr, die Grundlage aller geselligen Vereinigung, muß bestanden haben. Nur auf diesem Wege kann das Bewußtsein, einem andern Rechenschaft geben zu müssen für eigenes Thun oder Unterlassen, in die Menschheit eingedrungen sein. Der Begriff der Selbstverantwortlichkeit, bei dem eine Zweiteilung des Menschen in dem Sinne stattfindet, daß der eine, der Vernünftige oder gutes Wollende, fragt, und der andere, der Augenblicksmensch, antwortet, begegnet uns erst am Schluß der ganzen Kulturreihe. Ohne

Digitized by Google

eine Autorität über sich zu haben, handelt der Naturmensch absolut ohne Verantwortlichkeitsbewußtsein nach den einfachen Regeln der Erfahrung und Klugheit. Die Verantwortlichkeit stellt sich uns also in ihren Anfängen dar eng verquickt mit dem Begriff der Autorität.

Wir wissen nun aus der Religions- und Kulturgeschichte, welche Wandlungen dieser Autoritätsbegriff durchgemacht hat; es genügt, hier zu zeigen, wie von dem ersten Bedürfnisse an, dem Stammesoberhaupt Rechenschaft zu geben, sich das Verantwortlichkeitsbewußtsein durch den Ahnenkultus und durch den die Natur mit den Geistern der Dahingeschiedenen beseelenden Animismus allmählich theologisiert. Je mehr der Hordenführer durch seine persönliche Verwandtschaft und besondere Vorzüge, die mit der Ausbreitung der Horde ja immer weniger hervorstechend werden mußten, an Ansehen einzubüßen drohte, desto enger schloß er den Bund mit den abgeschiedenen Geistern der Ahnen; auf sie berief er sich, wenn er nicht nur Gehorsam, sondern auch Rechenschaft über Gethanes oder Unterlassenes verlangte — und aus den Ahnen wurden Heroen, aus den Heroen Halbgötter und Götter. Weil er die Autorität von ihnen lieh, so erhielten sie auch ihren Teil von der Verantwortlichkeit und so verschob sich langsam, aber mit Sicherheit, der Schwerpunkt der Verantwortlichkeit aus dem Diesseits ins Jenseits. Fern sei es, die großen Dienste verkennen zu wollen, die gerade hierdurch die Sittlichkeit erfuhr. Jene bloße Gewöhnung an Unterordnung und Gehorsam vor dem nicht allwissenden und allmächtigen Häuptling konnte mit der Ausbreitung der menschlichen Gesellschaft nicht Schritt halten; sie wäre in nichts zerfallen ohne diese Stütze einer übernatürlichen Autorität. Weil der Mensch vor der Strafe der Geister und Götter zitterte, wo ihn die Furcht vor der weltlichen Autorität nicht von antisozialem Handeln zurückhalten konnte, darum wurde er zwar nicht sofort sittlicher, aber er machte doch jenen großen Schritt in seiner Entwicklung weiter, daß er die Forderungen sozialer Klugheit als Gebote einer Gottheit gleichsam auf den Himmel projicierte. Das Verantwortlichkeitsbewußtsein blieb nicht mehr beschränkt auf einige wenige Handlungen, zu denen er gerade vom Stammesführer bestellt worden war, sondern es erweiterte sich auf sein ganzes Thun und Lassen. Es entstand eine Gesetzesreligion mit zunächst irdischen, dann über das Einzelbasein auf Kindeskind hinausreichenden, endlich ganz ins Jenseits verlegten Belohnungen und Strafen, die freilich keineswegs den höchsten Typus der Sittlichkeit darstellt, aber doch ein gewaltiger Fortschritt war im Hinblick auf die Plan- und Regellosigkeit des menschlichen Handelns in der gesetzlosen Horde. Das Verantwortlichkeitsbewußtsein gleibt uns den Schlüssel zu jener engen Vermischung rein weltlicher Sittlichkeit oder Legalität und religiöser Frömmigkeit, aus der die Machthaber, die Gebietenden, die Autoritäten noch immer die Sittlichkeit allein nicht lösen wollen und deren letzte Frucht der Ruf ist: Dem Volke muß die Religion erhalten werden, — weil diese Religion eben ein Machtmittel der Herrschenden ist. Nicht völlig Unrecht haben die zahlreichen freien Denker und Vorwärtsstürmer, die über diesen Mißbrauch der religiösen Gefühle empört, nun auch im Priestertrug nur die Herrschsucht verkörpert und in der Bibel das Strafgesetzbuch des Denkträgen sehen — aber sie vergessen leicht die geschichtliche Betrachtung, daß der Weg zur Autonomie noch stets über die Heteronomie gegangen ist, wie er es bei unsern Kindern noch thut, die vom Gehorsam und durch den Gehorsam zur Freiheit geführt werden. Sie haben Recht, wenn sie die Kinderspeise nicht mehr für die Erwachsenen wollen, Recht, wenn sie verlangen, daß der Weg, den die Menschheit nun einmal gegangen, nicht als der noch heute einzig gangbare bezeichnet werde — als ob nicht eben die Abkürzung dieses Weges gerade das wäre, was wir Kultur nennen, — Recht, wenn sie das bewußte Gaukelspiel verurteilen, mit dem aus egoistischen Gründen der in der Macht Befindlichen die große Menge in Geistesträgheit und Stumpfheit erhalten werden soll — aber sie haben Unrecht, indem sie den kulturgeschichtlichen Wert dieses Durchganges durch die Gesetzesreligion nun völlig leugnen. Die Sittlichkeit büßt durch das Zugeständnis, daß sie im Anfang durch die Form der Religion gegangen ist, so wenig an ihrem Werte ein, als unsere Astronomie, weil sie aus der Sternbeuterei hervorgegangen, unsere Chemie, weil sie dem Suchen nach dem goldspendenden Stein der Weisen entsprungen ist.

In diesem Lichte müssen wir den Schritt der Menschheit betrachten, als sie den ersten und einzigen absoluten Autoritätsträger, der Gottheit, sich verantwortlich fühlte, als sie die besten und edelsten Gebote der sozialen Gemeinschaft zu Forderungen dieser Gottheit erhob und nun zum ersten Male das ganze Thun und Lassen eines ganzen Lebens unter den Druck eines Bewußtseins davon stellte, man werde dereinst Rechenschaft geben müssen für jede Handlung, jede Unterlassung, jedes übereilte Wort, das den Lippen entflohen, ja zuletzt für jeden Gedanken, der in unserer Seele aufkeimte.

Welche Wandlungen dieser Gottesbegriff nun weiter durchgemacht hat, wie aus dem strafenden und eifrigen Gott des Zornes ein helfender und versöhnender Gott der Liebe wurde, wie in demselben Maße sich auch die Forderung der religiösen Verantwortlichkeit verinnerlichte und vertiefte, das ist aus der Geschichte des Christentums bekannt. Diese Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen, im Gegenteil, wir stehen mitten darin. Der hebräische Rachegott wich dem liebenden Vater im Himmel; dieser wird immer mehr zu der unpersönlichen, das ganze All durchflutenden schöpferischen Liebeskraft, und diese Allkraft entdeckten die besten Denker schon längst in dem Zentrum unserer eigenen Persönlichkeit. Die Gottheit in uns selbst, wie sie zur echten Menschlichkeit geworden; jeder von uns ein Gottessohn und Menschensohn, gottgleich, weil und wiefern die Erkenntnis von gut und böse ihm aufgegangen ist — das ist, nur in religiöser Sprache der Vorzeit, ja der Kern auch der humanistischen Lehre. Und in demselben Maße hat sich das Bewußtsein der Verantwortlichkeit verfeinert. Nicht mehr zu dem strafenden, aber auch nicht mehr zu dem liebenden Gott wenden wir uns, um unsere Schuld zu bekennen und Lohn oder Verzeihung zu erbitten; dem ganzen All, der in der Natur unzerstörbar lebenden und webenden Kraft, der Vorwelt, Mitwelt und Nachwelt fühlen wir uns verantwortlich, eben weil wir uns nur als Beauftragte dieses herrlichen, schöpferischen Allwillens wissen — aber nicht als Sklaven eines unbegreiflichen Weltwillens, nicht als die kettenbelasteten Sträflinge eines unfeligen sich selbst erlösen wollenden leidenden Gottes — wie E. v. Hartmann diesen Weltwillen nennt — fühlen wir uns. Diese Welt ist uns nicht ein Gefängnis, ein Kerker, in den uns pädagogische Raffiniertheit oder unbegreifliche Willkür geworfen, sondern wir fühlen das All im eigenen Ich. In letzter Instanz sind wir es selbst, ist es unser eigenes Bewußtsein, vor das wir treten mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit. In uns lebt der unbestechliche Richter, unser Menschentum, der uns in demselben Augenblick, wo er uns verurteilt, hochbegnadigt, und in dem Augenblick, wo er uns erhebt, tief demütigt. Wir wissen es: für unsere Ueberzeugungen, unsere Gedanken sind wir Niemandem verantwortlich, als unserer eigenen Vernunft. Keine Höllenstrafe kann schlimmer sein, als das Bewußtsein, wir haben wider unsere bessere Ueberzeugung gesprochen, gelehrt oder gehandelt. Aber dieselbe Vernunft lehrt uns auch, daß, was wir stolz eigene Ueberzeugung nennen, nicht unser Verdienst oder Werk ist, daß unser Wissen noch immer Stückwerk ist und, so viel oder wenig davon da, daß es das Produkt unzähliger Einzelindividuen ist, so wie wir. Für unser Handeln erkennen wir keinen anderen Richter an, als unser eigenes Gewissen. Wehe dem,

Digitized by Google

der vor diesen Thron mit schuldbefleckter Seele tritt — sie läßt sich nicht töten diese Stimme, wie fressendes Feuer und der Wurm, der nicht stirbt, die erbarmungslose Stimme der Selbstverachtung, die uns unaufhörlich zuflüstert: andere magst du täuschen, aber mich nicht. Du wußtest, was gut oder böse und wähltest das Böse — die Sünde wider den heiligen Geist der Menschheit in dir. Aber sie giebt auch den Frieden der Seele. Nicht so, als ob wir je vor unserem eigenen Gewissen ständen, als die, die alles gethan, was wir schuldig waren — auch unser Gewissen würde uns dann zurufen: ihr seid unnütze Knechte, gehet hinaus ins ewige Feuer, weil eben diese Selbstzuversicht, dieser Stolz das untrüglichste Zeichen wäre dafür, daß der Trieb nach Besserem in uns abgestorben, daß wir nicht einmal das Empfinden mehr von etwas Höherem, von absolut Gutem in uns hätten — nein, dasselbe Gewissen, das unsere Fehler, Irrtümer und gewollten Vergehungen verurteilt und verdammt, zeigt uns auch den lindernden Trost: Eure Individualität, Euer Ich, Eure Einschränkung in Zeitlichkeit und Oertlichkeit, das ist die tiefste Ursache Eurer Sünde; der Einzelne kann nicht darüber hinaus, aber in dem gewaltigen Meer des Geschehens, in dem alle Einzelexistenzen wieder untertauchen, findet jene Ausgleichung statt, nach der ihr Einzelwesen vergeblich verlangt. Mag Eure Sünde noch so blutrot sein, so wird sie doch schneeweiß werden, denn in diesem ganzen Strome des menschlichen Geschehens waltet das ewige Gesetz: das Unbrauchbare, Fehlerhafte, Sündige geht auf die Dauer an seiner eigenen Lebensunzulänglichkeit zu Grunde. Nur das Gute ist das Ewige und Fortlebende.

Und so treten wir drittens auch für unser Empfinden und Fühlen nur vor den Richterstuhl des eigenen Schönheitsideals. Was schön ist, kann mir kein Anderer sagen, als ich selbst so wie ich selbst die oberste Entscheidung behielt über das, was mir wahr, was gut ist. Wie unser Denken, Wollen und Empfinden nur die Dreieinigkeit eines einheitlichen Menschenlebens ist, so ist diese Wahrheit, Güte und Schönheit nur die Dreieinigkeit des einen Gottes in unserm Busen, der wahrer Mensch ist.

Aber dies ist nur die eine Seite der Entwicklung, welche das Verantwortlichkeitsbewußtsein im Bunde mit dem Autoritätsbewußtsein in den letzten Jahrtausenden durchlebt hat und noch durchlebt. Eine zweite Entwicklung geht neben ihr her, die Entwicklung zum Schlechteren, die Zurückbildung des hohen Gottheitsideals, das schon unsere Urvorelteru am Ufer des Ganges oder auf dem iranischen Hochland in strahlender Reinheit ausgebildet hatten. Ging unsere Entwicklung den Weg der Verwandlung des Buchstabens in Geist, so tötet jene wieder den Geist, um den Buchstaben lebendig zu machen. Die Gottheit wird wiedernm zum Götzen, die Freiheit des selbstverantwortlichen Menschen zur Knechtschaft des Autoritätsanbeters. Nicht nur im äußerlichen Kirchentum, in der hierarchischen Gliederung der Priesterschaft, in den Anathema schleudernden oder leidige Duldung gewährenden Rom ist dieser Götzendienst zu Hause. Nein, sein Sitz ist überall, in Konsistorien wie in Kardinalkollegien, in Hofskanzleien und Parlamentsträumen, in Ministerien wie in Schulstuben. Und das Zeichen, woran er zu erkennen? Die Verantwortlichkeit giebt es uns an die Hand. Wenn wir hören: nicht ihr seid verantwortlich, verantwortlich für euer Thun und Lassen sind nur wir, nicht ihr könnt euch erlösen, Erlösung kommt nur durch unsere alleinseligmachende Institution, nicht ihr könnt euch regieren, zum Glück, zur Wohlfahrt vermag nur unsere höhere Erleuchtung und Bildung zu führen — Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk —, da hören wir die sittlichkeitleugnende und vermüstende Sprache der Reaktion. Es ist die Kurpfuscherei am sozialen Körper, die mit einem Allheilmittel prahlt und vergißt, daß es der Körper ist, der sich aus eigener Lebenskraft heilen muß oder untergehen.

So lange uns noch vorgeredet wird, wir könnten nichts aus eigener Kraft, wir sollten unsere Bürden und Beschwerden nur vertrauensvoll auf andere Schultern legen, wir wären nur dieser oder jenen Führern, nicht aber uns selbst verantwortlich — und so lange diese schmeichelnden Stimmen noch Glauben finden, so lange kann eine sittliche und soziale Gesundung unseres Volkes, der Menschheit nicht eintreten. Nein, die Menschheit kann nicht erlöst werden, sie muß sich selbst erlösen — wie ein buddhistischer Spruch sagt. Auch wir wollen das Verantwortlichkeitsbewußtsein erweitern und stärken, aber nicht Priestern gegenüber, die den Schlüssel zum Himmel zu haben vorgeben, nicht Parteien und Klassen, die das alleinige Rezept zur Glückseligkeit des Volkes in der Hand schwenken; nein, wir wollen, daß Alle Allen verantwortlich seien für alles Denken, Handeln oder Unterlassen und Empfinden, der Vorwelt, Mitwelt und Nachwelt — und der einzige Weg dazu ist: jeder Einzelne sei sich selbst der alleinige und der strengste Richter.

Die Frau der Zukunft.*)

Von Oda Lerda-Olberg (Genua).

Schopenhauer vergleicht den Titel eines Buches mit der Adresse eines Briefes: Das Buch, auf das ich hier hinweisen möchte, ist falsch adressiert und wird daher leicht in einen Leserkreis geraten, für den es nicht bestimmt ist. Es ist kein Ausblick in die Zukunft, ganz und gar nicht, nur ein Stückchen Gegenwart, auf dem noch viel Vergangenes und Vergehendes lastet. Wer darin Gedanken über die Tendenz der Entwicklung der Frau, oder über künftige Phasen der Frauenfragen sucht, geht leer aus. Denen aber, die Materialien sammeln über das seelische Leben der Frau von heute, die nicht die Mühe scheuen, diese Materialien selbst aus einer Hülle von Unwesentlichem und Konventionellem herauszuschälen, denen sei die Lektüre des Buches empfohlen: Gewiß hat die Autorin ihr Buch auch für sie bestimmt; da aber einmal die Adresse falsch ist, so muß sie es sich schon gefallen lassen, wenn man sich erlaubt, eine andere darunter zu setzen.

Es ist eine Erzählung — ein Tendenzroman, wenn man will — mit vielen technischen Schwächen, aber es ist ein ehrliches Buch, hinter dem ein Mensch steht, dem es bitter ernst um seine Sache ist. Und es ist ein Buch, das manches ausplaudert, nicht über den Stand der Frauenfrage, soweit sie in Kategorien mit dieser oder jener Etikette zerfällt — sondern über die Art und Weise, wie sich das Mädchen unserer Zeit, mit seiner dieser Zeit nicht entsprechenden Erziehung mit dem wirklichen Leben begrifflich auseinandersetzt. Manchem Leser wird diese und jene der Theimerschen Ausführungen trivial vorkommen, aber doch sollten sie uns eher wehmütig stimmen.

Das Interesse, das uns diese Sentenzen, die uns sehr elementar vorkommen, nicht abnötigen können, das sind wir der Autorin schuldig, dem Menschen; sie belehrt uns über einen Teil der Frauenfrage, von dem sie nicht spricht. Und gerade dies ist ein sehr trauriges Kapitel, das wir aus den verschiedenen Teilen des Buches ziemlich vollständig zusammensuchen können: es handelt von der großen freevelhaften Verschwendung an geistiger Kraft, die unsere Zeit treibt, indem sie die Mehrzahl der sog. gebildeten Frauen mit einem Surrogat des intellektuellen Lebens abfindet. So teilt uns Camilla Theimer hier und da in Orakelsorm Dinge mit, die wir mit der Muttermilch eingesogen zu haben glauben: sie haben diese Dinge Herz- und Kopfzerbrechen gekostet und sie schätzt sie nach dem von ihr bezahlten Preise. Es ist etwas Tragisches in diesem mühevollen Ringen, etwas Tragisches in dem Stolze, mit dem sie das Errungene zeigt:

*) Die Frau der Zukunft, von Camilla Theimer, Kommissions-Verlag der Gesellschaft für graphische Industrie. Wien 1898.

Digitized by Google

Sehr, wie frei ich mich gemacht habe — aber man sieht nur, wie eng sie gebunden war. Und diesen Kampf kämpfen unzählige Mädchen, und geben ihre beste Kraft daran, um es schließlich auf ein Niveau zu bringen, auf dem sie hätten anfangen können, wenn man sie nicht künstlich vom Kontakt mit dem geistigen Leben ihrer Zeit abgeschnitten hätte.

Skizzieren wir kurz den Inhalt. Die Heldin, Marie Heimburg, ist Journalistin (ein Beruf, den die Verfasserin augenscheinlich nicht kennt und von dem sie keine klare Vorstellung hat) und lernt während eines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten den Mann ihres Herzens, Allister Macdonaldson, kennen. Beide verbindet eine aufrichtige Neigung, und obwohl sich der Mann durch frühere Beziehungen zu einer jungen Krankenpflegerin, Edith Reed, gebunden fühlt, kommt es zu einer regelrechten Verlobung. Marie nimmt den Mann streng ins Gebet und er wird in seitenlangen Reden über die Frauenfrage mit allen Anneren katechisiert. Er ist ein ehrenhafter, aber schwacher Mensch, geistig etwa dem fragenden Teil in den philosophischen Abhandlungen zu vergleichen, die in Gesprächsform geschrieben sind. So läßt er sich in allem und jeden den Stempel ihrer sittlichen Wertschätzungen ausdrücken, und verzichtet auf die Gelüste, um ein Mädchen zu heiraten, die ihn mit raffinirter Kunst in ihre Netze gezogen hat, eben, um die Frau eines wohlhabenden Mannes zu werden. Die „tragische Schuld" sieht die Heldin selbst in der Härte, mit der sie ihn von sich gestoßen hat, als er sie in einem Momente der Leidenschaft um ihre volle Hingabe anflehte. An demselben Tage sucht er seine frühere Maitresse auf, um endgiltig mit ihr zu brechen und wird von ihrer Zudringlichkeit und den eigenen Sinnen besiegt. Es folgt eine Zeit der Ungewißheit und des Schwankens, die die zarte Gesundheit, der Heldin vollständig untergräbt. In zwölfter Stunde findet Allister endlich den Mut, alles zu gestehen, auch daß jenes Mädchen sich durch ihn Mutter fühlt. Marie nimmt ihm das Versprechen ab, die Mutter seines Kindes zu heiraten und geht freiwillig in den Tod.

Die These ist schlecht entwickelt, aber auch das Leben entwickelt keine Thesen. Besonders schwächt es das Interesse an der Handlung ab, daß die Heldin schwindsüchtig ist, ihr freiwilliger Tod also eine barmherzige Lösung. Sieht man aber auf das, was die Personen bewußt zu dieser Lösung beitragen, so muß man sagen, daß es quia absurdum geschieht. Ein abstrakter Pflichtbegriff geht um, wie ein Bürgengel. Es lebe die Pflicht: et pereat mundus. So heiratet ein anständiger Mann eine Dirne, die von diesem Manne geliebte und ihn wieder liebende Frau geht in den Tod, einem noch ungeborenen Geschöpfe zu liebe. Es wird ganz außer acht gelassen, daß dieses Geschöpf eine doch nur verhältnismäßig sehr geringe Wahrscheinlichkeit dafür bietet einst im Gesellschaftsleben den Platz auszufüllen, zu dem sich der Vater durch seinen sexlichen Selbstmord untüchtig macht, ebenso wie die opfermutigen Helden vergessen, daß dem Kinde mit dem es erwartenden Heim auch nicht gedient ist und daß eine Person, wie diese Edith Reed, zweifellos in die Adoption gewilligt hätte, wenn sie nicht ein noch einsacheres Auskunftsmittel vorzog. Beide lassen sich einfach von einem Schlauern übertölpeln, um so vollständiger, weil sie anständige Menschen sind. Das ist ein allbekannter Brauch und hat mit der Frauenfrage schlechterdings gar nichts zu thun.

So ist die Handlung — die die Weltfremdheit der Verfasserin illustriert — nur das Band, an dem eine Reihe von Diskussionen, richtiger Sentenzen aufgereiht sind. Hier fehlt es nicht an gesunden, in der Regel Verbindung nenen Gedanken, die aber mit zahlreichen unhaltbaren Behauptungen vermengt sind. So fordert Camilla Theimer Kenschheit beider Teile vor der Ehe, lediglich in Rücksicht auf die Gesundheit der kommenden Generation, bleibt also auf dem einzig realen Boden, den es meines Erachtens für diese Forderung geben könnte, während sie sich von allem Thatsächlichen loslöst, wo sie Hilfsmittel vorschlägt. Man braucht nur zu wollen — „auf den Willen allein kommt es an". Und dieser genügt nach ihrer Ansicht, um z. B die Prostitution zu beseitigen. Zu derartigen Sätzen kommt die Autorin teils durch ihre unvollständige Kenntnis der sozialen Erscheinungen, von deren Gesetzmäßigkeit und mannigfaltiger Verknüpfung und Abhängigkeit sie sich keine Rechenschaft ablegt, teils, weil sie ein Arsenal von transscendenten Begriffen, wie einen allgütigen Gott, eine allweise Mutter Natur mitbringt, zu denen sich dann, von der Verfasserin noch nicht einmal geargwohnt, natürlich auch der freie Wille gesellt. Um diesen ihren eisernen Bestand an „Unbiskutierbarem" mit dem in der Welt Gesehenen und Erlebten in Einklang zu setzen, sind logische Seiltänzerkunststücke nötig, die ganze Seiten ausfüllen, mit dem durch die Stellung des Problems selbst bedingten Erfolge. Mit solchen Dingen hat sich jeder denkende Mensch abgegeben, sie gehören zur geistigen Entwicklung wie das Zahnen zur körperlichen, aber sie zu Papier bringen und ihnen einen anderen als psychologischen Wert beimessen, das konnte nur eine Frau. Solche Momentaufnahmen haben für den Psychologen Interesse, der Entwicklungsphasen studieren will; das Ergebnis, die von diesem oder jenem Menschen heute gefundenen Antworten auf diese oder jene Frage dagegen haben gar kein Interesse, so lange bei ihrem Zustandekommen nicht die Summe der Kenntnisse, die den Bestand einer Epoche ausmachen, mitgewirkt hat. So lange nicht alles in assimilierbarer Form für den Gebildeten vorhandene Wissen assimiliert ist, variiert die Antwort auf alle diese Fragen mit den äußeren Gelegenheiten für Aneignung neuer Kenntnisse — welchen Wert können all diese provisorischen Antworten haben? Sie befriedigen ein dem Einzelnen innewohnendes Bedürfnis — damit haben sie aber ausgedient. Dadurch, daß man sie in einem Buche niederlegt, hilft man Niemandem vom Flecke. Es ist nicht wünschenswert, daß uns andere als die eminentesten Geister über ihre Stellung zu den transscendenten Fragen aufklären und solche Veröffentlichungen sind nicht zu ermutigen, denn der Wert, den sie als Selbstvivisektionen in anima nobili für den Psychologen haben, entspricht, meiner Ansicht, nicht der dafür aufgewandten Kraft.

Und darin ist das Buch in gewissem Sinne typisch für eine Reihe von Veröffentlichungen über die Frauenfrage: ans ihnen tritt uns immer wieder vor Augen, wie wenig haushälterisch heute mit der intelligenten Kraft der Frau umgegangen wird. Gerade auf einem Gebiete wie diesem, wo so unendlich viel Arbeit noch zu thun bleibt, wo die Stunde der Sonnthese noch so sehr fern ist, ist es zu bedauern, daß so viele gute Intelligenzen sich auf eigene Faust in Spekulationen verlieren, anstatt sich in die kleinen, absolut unumgänglichen Vorarbeiten zu teilen. Derselbe Mangel an Methode, der der Fluch unserer Mädchenerziehung ist, kommt in zahllosen Veröffentlichungen über die Frauenfrage zum Ausdruck. Gerade die fortschrittlichen Elemente auf diesem Gebiete — und ich rechne Camilla Theimer zu diesen — sollten sich dem Studium der physiologischen und sozialogischen Einzelfragen zuwenden und da beschelbentlich Kärrnerarbeit verrichten, ohne die eben kein Bau zustande kommt. So wäre es nützlicher, Materialien über Kinderstersichtigkeit und ihr Verhältnis zur Kinderdichtigkeit, zum Berufe der Eltern, zur Erziehung im ersten Lebensjahre zusammenzutragen, den vermeintlichen Gegensatz zwischen Intellektualität und Fruchtbarkeit der Frau, die physiologische und sozialogische Grundlage der sexuellen Entartung des weiblichen Geschlechtes und ähnliches zu studieren, anstatt sich mit Definitionen über das Wie und Warum, über Gott und Natur zu quälen.

Wem es merkwürdig scheint, daß ich bei der Besprechung eines Romans mit dieser Empfehlung schließe, dem sei erwidert, daß ich den Roman als solchen weder be-

Digitized by Google

sprechen wollte, noch besprechen könnte, sondern nur die Teile des Buches, die Beiträge zur Francenfrage sein sollen und mir für den Stand dieser Frage charakteristisch erschienen.

Streiflichter.

Die Wurzel des Uebels. Die Anklagen, die der Universitätsprof ssor und Gymnasialdirektor Dr. Hermann Schiller gegen die hessischen höheren Lehranstalten erhoben hat, haben über die Grenze des Deutschen Reiches hinaus Aufsehen erregt. Die Leiter des hessischen Schulwesens stehen heute im Armensünderstübchen, und mancher Pädagoge mag beim Lesen der Schillerschen Philippika an seine Brust geschlagen und gesagt haben: „Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin, wie diese Hessen." Oder vielleicht auch nicht! Oefter noch wird der Leser in dem Bilde, das Herr Schiller gezeichnet hat, die eigene Person und die eigenen Verhältnisse wiedererkannt haben. Freilich etwas ärger, als irgendwo im Deutschen Reiche, scheint es in Darmstadt hergegangen zu sein. Aber das, was in den Schillerschen Anklagen als das Wesentlichste erscheint, findet man leider überall in der einen oder der anderen Form.

Herr Schiller hat mitgeteilt, daß die hessischen Lehrer und Prüfungskommissionen auf Veranlassung ihres ersten Chefs bei schwachen Leistungen nicht nur ein Auge, sondern beide zugedrückt haben. Wo geschieht das nicht, und wo muß es nicht geschehen, wenn bei den heutigen Schulverhältnissen überhaupt leidliche Prüfungsergebnisse zu Tage gefördert werden sollen? Wer selbst Prüfungen gemacht, oder solchen öfter beigewohnt hat, weiß, wie dünn die Talente in den Prüfungssälen gesät sind, und wie kläglich das Wissen sich darstellt, das so manches Jüngling und Mann mitbringt, wenn er bei einem Prüfungskollegium um das Patent für ein Amt sich bewirbt. Und es kann bei dem heutigen Schulsystem nicht anders sein.

Welche Kinder werden den höheren Schulen und damit den akademischen Berufen gegenwärtig zugeführt? Zunächst gewiß eine Anzahl begabter Knaben aus bescheidenen Verhältnissen. Aber die große Mehrheit der Schüler sitzt nur deswegen nicht auf den Volksschulbänken, sondern am Gymnasialpult, weil die Eltern in einer wirtschaftlichen Lage und sozialen Stellung sich befinden, in der es für selbstverständlich gehalten wird, daß der Sprößling sich akademische Bildung erwirbt. Ob die erforderliche geistige Begabung vorhanden ist, spielt in der Regel keine Rolle. Man rechnet dann eben von vornherein damit, daß der wenig Begabte einige Jahre länger die Schulbank drückt. Wenn der Mangel an geistiger Kraft nicht gar zu groß ist, so gelangt das Söhnchen schließlich ja doch ans Ziel. Kein vernünftiger Mensch wird auf den Gedanken kommen, daß die Talente in den bessersituierten und sozial höherstehenden Volksklassen dichter gesät seien als in den ärmeren. Jede Volksschulklasse zählt unter normalen Verhältnissen nicht viel weniger Indioiduen, die zu einer höheren Ausbildung befähigt wären, als eine gleich große Sexta und Quinta eines Gymnasiums. Hier wie dort sind die mittelmäßigen Köpfe in der übergroßen Mehrheit und nur verhältnismäßig wenige sind zu einem Berufe, der vorwiegend geistige Arbeit erfordert, von der Natur besonders ausgerüstet. Wollte man in den höheren Schulen nur Kinder haben, die geistig besonders hervorragen, so müßten die Rekruten eben aus allen Volkskreisen, ohne Rücksicht auf Rang, Stand und Beruf der Eltern, gesammelt werden. Daß eine solche Auslese heute nicht möglich ist, versteht sich von selbst, und ob das nächste Jahrhundert soziale Zustände schaffen wird, unter denen hieran gedacht werden könnte, muß wenigstens stark bezweifelt werden.

Die Voraussetzung für eine solche Auslese würde sein, daß die menschlichen Fähigkeiten vorurteilsfreier als heute gewürdigt würden. Gegenwärtig steht die geistige Arbeit der körperlichen gegenüber unverhältnismäßig hoch im Kurse. Ein Vater, der einen gelehrten Beruf ansäbt und in diesem gar zu einem höheren Staatsamte emporgestiegen ist, kann sich nicht leicht an den Gedanken gewöhnen, daß sein Sohn einst lediglich der Geschicklichkeit seiner Hand sein Brot und seine Stellung verdanken solle. Erst wenn in der Menschheit eine vorurteilsfreiere Schätzung der Fähigkeiten Platz gegriffen hat, könnte der Geheimrat sich dazu entschließen, daß sein Sohn Schlosser oder Tischler würde.

Aber nicht nur diese soziale Wandlung kommt in Betracht, sondern vor allem auch eine tiefere und vorurteilsfreiere Auffassung von Menschenglück und Menschenwert. So mancher geistig wenig befähigte Mann ist durch seine Erziehung einem Berufe zugeführt worden, für den er sich absolut nicht eignet. Sobald er später zur Erkenntnis seiner Unfähigkeit gelangt, gehen Lebens- und Schaffensfreude verloren. Der Mensch erwirbt nur dann volle Fremde am Dasein, wenn die Kräfte, die die Natur in ihm besonders stark entwickelt hat, sich ausreichend und mit Erfolg bethätigen können. Wer eine geschickte Hand sein eigen nennt, gehört nicht auf das Katheder, und wessen Geist mit Denkkraft b sonders begabt ist, nicht in den Pferdestall. Wer von diesen beiden auf einen falschen Platz gestellten der Unglücklichere ist, lasse ich dahingestellt. Wahrscheinlich werden heute verhältnismäßig mehr Kinder dadurch unglücklich, daß die Schulgeißel, trotz mangelnder Anlagen, sie zur geistigen Arbeit antreibt, als dadurch, daß sie bei niederer körperlicher Arbeit zurückgehalten werden. Das Erstere geschieht von den bessersituierten Eltern freiwillig fast ebenso allgemein, als das Letztere unfreiwillig von den ärmeren. Daß nur ein sehr kleiner Teil der wohlhabenden Eltern die Freiheit, die ihnen ihre Lage giebt, bei der Erziehung ihrer Kinder vernünftig ausnützt, wird kaum jemand leugnen.

Die Begriffe von oben und unten, von hoch und niedrig, in denen wir aufgewachsen sind, bedürfen einer sorgsamen Korrektur. Nicht das, was der Einzelne im Staate und in der Gesellschaft ist, sollte maßgebend für seine Wertschätzung sein, sondern einzig und allein der Grad der Vollkommenheit, den seine Leistungen aufweisen und der sittliche Wert, der seiner Persönlichkeit zukommt Die geschickte Hand sollte dem klugen Kopfe nicht ohne weiteres nachgestellt werden. In einem sozialen Organismus, in dem die Kräfte nicht nach ihrer Gattung, sondern nach dem Grade ihrer Ausbildung und dem Maße und der Art ihrer Bethätigung geschätzt werden, würde kein Vater Anlaß haben, sich darauf zu versteifen, daß sein Sohn gerade dies und kein anderes Metier erlerne, sondern die Sorge würde sich einzig darauf richten, daß das, was erlernt würde, so vollkommen als möglich geschähe.

Mögen wir von so gearteten Verhältnissen heute aber auch noch so weit entfernt sein, so könnte doch der individuellen Veranlagung der Kinder, auch von solchen Eltern, die ihre soziale Position bei ihren Nachkommen unter allen Umständen behaupten wollen, bedeutend mehr Rechnung getragen werden. Das Gebiet der nationalen Kultur und der nationalen Arbeit differenziert sich immer mehr und giebt damit auf allen Stufen und in allen Zweigen dem Individuum die Möglichkeit, sich seiner Art gemäß zu bethätigen und damit nicht nur andern so viel als möglich zu nützen, sondern auch für sich die größtmögliche Summe von Lebensgenuß und Lebensglück zu erwerben. Aber in unsern Schulleben ist von dieser Mannigfaltigkeit des Kulturlebens leider nichts zu spüren. Die Uniform wird dem Kinde unbarmherzig auf den Leib gedrückt. Der Pädagoge erscheint vielmehr als geistiger Dresseur, denn als Pfleger der nach Entwicklung verlangenden inneren Kräfte. Das

Digitized by Google

Bilden des Menschen wird von der praktischen Pädagogik immer noch als ein äußeres Formen und nicht als eine durch den Organismus vorherbestimmte innere Entwicklung aufgefaßt. Die Vorurteile der Eltern wirken mit der Unvollkommenheit der Pädagogik zusammen, und hieraus resultiert das ganze Schulelend, das überall zu finden ist, aber hin und wieder durch sensationelle Ereignisse manchenorts etwas schärfer beleuchtet wird, als durch die tagtäglichen Wahrnehmungen. An beiden Stellen wird deswegen auch eine wirkliche Reform einsetzen müssen. Nur kindliche Naivetät kann erwarten, daß etwaige „neue Männer" in der Schulverwaltung so tiefliegende Schäden beseitigen könnten. Im Gegenteil! Es ist ein Segen, daß durch Ereignisse, wie der hessische Schulskandal, die Wunden hin und wieder bloßgelegt werden. Ohne dies kann nicht einmal der Wunsch nach Besserung sich geltend machen.

J. Tews.

Zeitschriftenschau.

Ueber Kulturellen Dilettantismus, insbesondere seine Bedeutung für die Frauenbewegung, finden wir in der Wiener Halbmonatsschrift „Dokumente der Frauen" einige treffende Ausführungen von Bertha Zuckerkandl. Sie sagt u. a.:

„Man spricht jetzt viel über den Dilettantismus in der Kunst. Leichtwort hat ihn sogar die moderne Volkskunst genannt. Thorschluß wird das Verständnis für die Bestrebungen unserer zeitgenössischen Kunst ungeheuer popularisiert, indem der Kunstliebhaber nachempfindend und selbständig nachschaffend tief in die schöpferische Thätigkeit der ausübenden Künstler dringt. Wir wünschen, eine gleiche Bewegung wäre auch bezüglich der geistigen Evolutionen unserer Epoche möglich.

Die Frauenfrage z. B. erleidet eine Retardierung ihrer natürlichen Entwicklung nur durch das Unverständnis, welches gerade die große Mehrheit der Frauen und Mädchen dieser Bewegung entgegenbringen. Der Abstand ist zu groß zwischen dem kleinen Häuflein der Aktiven, der Streitbaren und der gleichgültigen, trägen, interessenlosen Klasse jener weiblichen Wesen, welche keine anderen Impulse kennen, als die — egoistischen Wohlbehens.

In England, diesem Paradies der gleichmäßigen, logischen Evolutionen, da steht die Sache ganz anders. Die Rechte, welche eine im öffentlichen Leben stehende Frau sich erstreitet, werden auch von der Weltdame, von der Bürgern hochgehalten. Dort arbeiten die Frauen an der Popularisierung der Frauenfrage.

Bei uns trägt die mangelhafte Erziehung der Mädchen Schuld an der jammyen Gleichgültigkeit, welche öffentlichen Fragen entgegengebracht wird. Ich sage Erziehung, und nicht Bildung. Denn eine mangelhafte Bildung schließt das Verständnis für Kulturerscheinungen nicht aus. Es genügt, daß die sittliche Erziehung des Mädchens eine ernste ist, daß man ihren Geist zur Aufnahme allgemeiner, unpersönlicher Fragen trainiert und ihr Interesse statt der Enge des täglichen Lebens dem Thun und Wirken ihrer Zeit zuwendet.

Die Frauen, die Mütter haben eine solche Aufgabe zu lösen. Vor Allem indem sie in ihrem Hause, an ihrem Tisch das öde Salongeschwätz verscheuchen. Der Persönlichkeitskultus, welcher in den Wienern steckt, fördert auch ihre Gespräche. Beinahe immer fällt dem sogenannten Tratsch der Löwenanteil der Unterhaltung zu. Wenige nur kennen den köstlichen Wert einer die geistigen Vibrationen der Gegenwart streifenden Diskussion.

Das sollte nicht sein, und es ist nur so, weil geistige Trägheit ganze Gesellschaftsschichten durchzieht. Man öffnet den Frauen die Thore des Ghettos, in welchem sie jahrtausenderlang schmachteten — und sie ziehen nicht hinaus der Freiheit entgegen. Sie bleiben verborgen in der kleinmütigen Einfarmis verharrer Horizonte. Und doch, wollten sie nur die ersten Schritte wagen, es ginge keine mehr zurück. Mit freudigem Staunen fänden sie in sich Kräfte zu geistigem Genuß, die sie nie geahnt. Und dieses Bedürfnis nach geistigem Genuß kann durch ein einfaches Training des Willens zu einer Lebensbedingung werden.

Durch Erhöhung des eigenen Niveaus, durch strengere Anforderungen an das geistige Ich könnten Frauen, welche als wohlhabende Gattinnen nur den leichten Pflichten ihrer Mutterschaft, ihrer sozialen Verbindungen zu leben haben, Förderinnen einer Bewegung werden, die ihre Unabhängigkeit als Frau, ihrer Rechte als Mutter erweitern und schützen wird.

Der philosophisch-ethische Dilettantismus der Frau des achtzehnten Jahrhunderts war für den Durchbruch der großen sozialen Umwälzung von weittragender Bedeutung. Ihre Bildungsgrad reichte oft kaum bis zur Orthographie. Trotzdem war ihr Gedankenflug hoch und eigen, Freiheit und Sinnesfeinheit erfüllte ihre Seele. Von ihrer Kaminecke, des ihrem Salon strömte die befreiende Lehre eines Rousseau, eines Voltaire und Diderot. So wie damals die Lehren einer neuen Weltordnung durch die enthusiastische Intuition der Frauen bis in das feinste Gedder der Volksseele geleitet wurden, sollte jetzt die kulturell soziale Umwandlung — in welcher die Emanzipation des weiblichen Geschlechtes eine so große Rolle spielt — durch geistig mitstrebende, kongenial empfindende Frauen propagiert werden.

Es ist gewiß nur zu billigen, wenn wir unsere Mußestunden mit der Erlernung und Ausübung der Malerei, der Skulptur und der angewandten Künste ausfüllen. Sollten wir aber nicht auch gleichzeitig einigen Wert auf die Bildung unseres Geistes in sozialen Fragen legen? Nicht versuchen, die Ziele und Zwecke kennen zu lernen, welchen unser öffentliches Leben zustrebt? Sollten wir nicht wenigstens uns über die primitivsten Begriffe klar sein, welche die neuen Erscheinungen unserer Kulturepoche bieten?

Es gilt, Vorurteile auszurotten, Mißverständnisse zu klären, es gilt, die Basis zu schaffen für ruhigen, nüchternen Aufbau neuer Lebensgesetze. Nur wenn in der Familie der Sinn für die hohe sittliche Mission des freien, gleichberechtigten Weibes sich entwickeln wird, nur wenn die Begriffe unserer modernen Ideologie von Frauen jedes Standes, jedes Berufes in tiefverständiger Weise verbreitet und geklärt werden, nur dann ist eine wirklich logische konsequente Förderung der Frauenfrage zu schaffen.

Sprechsaal.

Völker-Selbstsucht.

Entgegnung an Herrn Dr. Förster.

Der Streit, ob eine Frist mit Recht schmachvoll bezeichnet wird, ist recht müßig. Für ein Volk kann eine Frist recht schmachvoll sein auf diesem oder jenem Gebiet des Lebens und recht erfolgreich und ruhmreich auf einem anderen. Wer jene Zeit vor 1871 als schmachvoll bezeichnete, meinte damit das Verhalten der Deutschen als Volk und er hatte Recht und es dachte nicht daran, etwa die wissenschaftlichen oder philosophischen Leistungen oder die idealen Bestrebungen jener Zeit herunterzusetzen. Ich möchte übrigens auch bezweifeln, daß unsere jetzige Zeit an idealen Bestrebungen unbedeutender wäre. Ueberall steht man solche auch heute wagen und keimen. In unseren Gebieten, in unseren Bürgern und in der Arbeiterschaft steckt auch heute eine große glühende Masse von Idealismus und andererseits gab es auch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts genug kleinbürgerlichen Posten von Biedermeierei, Spießbürgertum, Hopfgeist und recht erbärmlichen kleinem Brei.

Und besonders auch die, welche heute für ein starkes Heer und eine starke Flotte eintreten, die für das Vaterland Alles einsetzen möchten, auch die nehmen Ariel und nicht Kaliban in ihren Dienst! — Ob einzelne Behauptungen von mir den fundamentalen Erkenntnissen des Wirtschaftsgeschichte widersprechen, will ich nicht weiter erörtern, um Platz für die Hauptfrage zu behalten, aber gerade das von Herrn Förster zu meiner Widerlegung in dieser Beziehung gewählte Beispiel ist doch recht verfehlt:

Das Vordringen der Slaven beruht heute durchaus nicht bloß auf dem Verdrängen der teureren deutschen Arbeitskräfte: die slavische Einwanderung hat ganz andere Fahlen als die deutsche Auswanderung. Fahlen beweisen!

Was die Schulfrage anlangt, so hat Jedermann den ersten ausdrücklich gegen die Nationalisolaen gerichteten Aufsatz des Herrn Förster doch verstehen müssen, daß auch diese Partei mit den „Herrn Nationalen" wegen ihrer Haltung gegenüber der Schulfrage hat angegriffen werden sollen. Herr Förster hat jetzt ausgesprochen und anerkannt, daß die Nationalsozialen ein fortschrittliches Schulprogramm vertreten. Dieser Punkt ist damit erledigt.

Nun zur Hauptsache.

Auch da kommen wir vielleicht zusammen. Herr Förster sagt: „Ich kämpfe nicht dagegen, daß eine Nation für ihr eigenes Gedeihen arbeiten soll." Bravo, Herr Förster! Sie gehören damit zu uns, den Nationalen, und da ich als Sozialer zu Ihnen gehören soll, was ich dankbarlichst annehme, so gehören wir wohl zu einander als — National-Soziale!

Ein Volk soll für sein eigenes Gedeihen arbeiten! Das ist zugegeben. Aber dabei soll nur das Volk nach Herrn Förster

1) niemals auf Kosten Anderer für sein Gedeihen arbeiten, weil dies die verwerfliche Selbstsucht sei.

2) Wehr und Waffen niederlegen und abrüsten, um so einer höheren Ethik die Bahn zu brechen, die Wehr und Waffen ersetzen soll.

„Was für Utopien!" sage ich, Sie haben es richtig gerafen, Herr Förster. Aber das ist noch das Wenigste, ich sage noch viel mehr: Welche falschen, welche verderblichen Schlüsse! sage ich.

Zugegeben, daß das Volk für sein Gedeihen arbeiten soll und darf, so wird auch der Kampf ums Dasein unter den Völkern zugegeben. Um diesen Punkt ist ganz und gar nicht herumzukommen! So lange es Völker giebt, und die giebt es doch heute noch, so lange giebt es auch einen Kampf ums Dasein unter ihnen. Jedes Arbeiten für das eigene Gedeihen geht daher schließlich auf Kosten der Mitmenschen. Im Kampfe ums Dasein muß ein Teil gewinnen und ein

Digitized by Google

Teil verlieren. Das ist der Sinn der Sache und zugleich der Keim des Fortschrittes. Ein Mann oder ein Volk führen den Kampf ums Dasein überhaupt nicht mehr, wenn sie die „Selbstbehauptung“ so weit treiben, aus Grundsatz lieber zu Grunde zu gehen und dem bösen Feind seinen schlechten Willen zu lassen und ihn darin zu bestärken, als sich gegebenenfalls ihrer Haut zu wehren und sich dazu stark zu machen. Wer den von der Natur vorgeschriebenen Kampf ums Dasein nicht anstechten mag, der kann sich nicht wundern, wenn die Natur keinen Platz für ihn hat, wenn er zu Grunde geht!

Es geht also ganz und gar nicht, die Grenze der unsittlichen Selbstsucht da zu finden, wo man dem Anderen in das Gehege kommt. Jeder kommt Jedem in das Gehege, so lange es noch Vorwärtsstreben in der Welt giebt. Einzig und allein darin liegt die Lösung den Kampf immer milder zu gestalten, daß heißt die Ethik fortzubauen. Jede Zeit hat ihre Ethik und wir sind gern dabei, die Ethik des Völkerverkehrs mit fortbauen zu helfen.

Es ist aber ein falscher und durchaus gefährlicher Schluß, daß wir darum unser Bestehen auf das Spiel setzen müßten. Im Gegentheil, wenn wir immer bloß klein beigeben, beschränken wir den Anderen in seiner uneden Gesinnung. Wenn wir stark sind, so verhandeln wir mit einander nach Recht und Billigkeit, aber würde ich auch einem Heren von Stumm sehr wohl zu antworten wissen: starke Rüstung auf beiden Seiten giebt Achtung vor dem Recht und vor der Billigkeit auf beiden Seiten.

Herr Forster schießt auch sehr weit vorbei, wenn er seine Ansicht mit dem Satz stützen zu können glaubt, daß das geschriebene und gewungene Recht der Moral folgt.

Nebenbei bemerkt ist dies durchaus nicht immer der Fall. Sehr oft muß erst das Gesetz das Rechtsbewußtsein schaffen. F. B. die bekannt üblichen Mogeleien auf der Eisenbahn contra fiscum! Erst einige Denunziationen wegen Betruges haben die Gewissen wunderbar geschärft!

Im allgemeinen ist der Satz richtig, daß das Gesetz der Moral folgt. Aber weich ein falscher und gefährlicher Schluß daraus, daß wir nun ohne Gesetz und Recht fertig werden können. Im Privatleben brauchen wir noch Gesetz und Recht, obwohl hier schon allgemein Selbsthülfe allgemein als Unrecht gilt, wieviel mehr im Völkerverkehr das, was uns Mangels Gesetz und Richter allein schützen kann, die Rüstung.

Wir warten deshalb auch keineswegs, wie Herr Forster meint, mit dem Haushan (dem Ausbau der Moral), bis das Dach vom Himmel fällt, wir sind sehr gern dabei zu helfen, daß das sittliche Bewußtsein gefördert wird. So lange uns dies zukünftig erhoffte, bessere sittliche Bewußtsein aber noch nicht schützt, würden wir thöricht, leichtfertig und frevelhaft gegen Kind und Kindesfinder handeln, wenn wir Wehre und Waffen abschaffen wollten!

Es paßt auch ganz und gar nicht das Beispiel von dem ersten gastfreien Menschen. Nur wenn er stark war, konnte er gastfrei und gütig sein. Wenn er nicht stark gewesen wäre, hätte ihm in jener wilden Zeit der Andere mit Gewalt genommen, was er in Güte gab: Der Kleine, der immer Nachgebende hat schließlich kein Verdienst mehr von der Güte, er muß eben! Stets „heitere Nachgiebigkeit“ ist auch ethisch vom Uebel.

Wohl handelte der erste gastfreie Mensch edel, er konnte es, weil der starke Speer in der Ecke lehnte. Wehre, wenn man ihn mit Gewalt hätte zwingen wollen! Also wollen auch wir edel und menschenfreundlich sein und zugleich unser Pulver trocken halten, auf daß unser Edelmut unser Verderben bleibe!

Herr Forster meint, daß heute fast allein der deutsche Kaiser den moralischen Wert eines „heiteren Entgegenkommens“ zu würdigen wisse; der Kaiser spricht aber auch zuweilen von der „gepanzerten Faust“ und bei Gelegenheit soll er das Wort gesprochen haben „wer Gott vertraut und feste um sich haut“. Wir freuen uns, wenn der Kaiser damit aussprechen wollte, daß er nicht der Mann bloßer „heiterer Nachgiebigkeit“ sein will.

Aus der „heiteren Nachgiebigkeit“ des Herrn Dr. Forster in seinem ersten Aufsatz ist im zweiten „heiteres, ritterliches Entgegenkommen“ und „heitere Verträglichkeit“ geworden. Mit dieser Abschwächung beweist Herr Dr. Forster wie durch die That so viel „heiteres Entgegenkommen“, daß wir auf diesem Wege noch ganz zusammen kommen können. Auf der Linie nämlich, die eben so weit entfernt liegt von der blinden Nachgiebigkeit, die sich alles gefallen läßt und damit Mord und Kindesmord auf das Spiel setzt, wie von der roabderischen Raufboldigkeit, die auch um jede Kleinigkeit einen Zank vom Zaun bricht.

Eine kaum erklärliche Unrichtigkeit bringt Herr Förster, indem er unter Anführungszeichen anführt: „Schiffe wieder nicht zur Feit gekommen, um die Ehrliege zurückzugeben.“ Das muß so aussehen, als ob ich dies wörtlich gesagt hätte. Ich habe es aber weder wörtlich noch dem Sinne nach gesagt. Ich habe gesagt, wenn wir mehr Schiffe gebaut hätten, so würde es gar nicht erklallt haben. Das heißt: die Amerikaner würden es nicht gewagt haben, auf deutsche Pflanzungen zu schießen und deutsche Pflanzer einzusperren, wenn wir mehr Schiffe da gehabt hätten. Herr Forster thut so, als ob ich bedauert hätte, daß es nicht zum Schießen gekommen sei. Es hätte reiner erheblichen Aufmerksamkeit bedurft, um zu sehen, daß ich bedauert habe, daß nicht überhaupt jedes Blutvergießen dadurch verhindert werden konnte, daß wir nicht etwas mehr Macht zeigen konnten.

Wenn ich dies große Mißverständnis bedauern muß, so kann ich um so mehr dem letzten Vordersatz des Herrn Förster zustimmen:

Wir brauchen eine Ethik, die sich biologisch, sozologisch und nationalökonomisch mit den Thatsachen des Lebens auseinandersetzt und an der Hand der realen Zusammenhänge zieht . . .

Gerade die harten Thatsachen, die realen Zusammenhänge der Biologie, Sozologie, und Nationalökonomie lehren überall den Kampf ums Dasein, auch unter den Völkern!

Nun wohl, wirken wir für den Fortschritt der sittlichen Ideen! Aber so lange wir noch nicht sicher sein können, daß uns die sittlichen Ideen allein schützen können, so lange soll doch noch der starke Speer unzerbrochen in der Ecke bereit stehen.

Und wer nicht dem Gewaltmenschen Bismarck folgen will, der folge mit Herrn Forster dem großen Humanisten Goethe, der da sagt:

Was bringt in Ehren?
Sich wehren!

Ernst Krumbhaar, Rechtsanwalt.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Soziale Gedanken eines Optimisten. Von M. Pontifex. Berlin, Dr. R. Wrede, Verlag.

Das Massenelend in Berlin. Von DDr. Castor u. Pollux. Berlin, Dr. R. Wrede, Verlag.

Dokumente der Frauen. Herausg. v. Auguste Fickert, Marie Lang, Rosa Mayreder. Band I, Nr. 12.

Zur Religion. Ein Wort zur Verständigung an die Gebildeten unter ihren Verehrern und Verächtern. Von May Nissen. Stuttgart, Wilh. Digel.

Psychologie der Kindheit. Von Prof. Dr. Fred. Tracy. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. Stimpfl. Leipzig. Verlag von Ernst Wunderlich.

Erneuerung der Genfer Uebereinkunft. Ein Vorschlag für die Friedenskonferenz. Von Carl Ernst Helbig. Dresden, Verlag von Oscar Damm.

Freigemeindliche Predigervakanz.

Die Königsberger freie evangelisch-katholische Gemeinde, deren Zweck ist „Förderung des religiösen Lebens auf dem Grunde der sittlich-religiösen Freiheit“, wünscht einen Prediger anzustellen von religionswissenschaftlicher Bildung und Lehrbefähigung.

Nähere Bedingungen werden mitgeteilt und Meldungen bis zum 1. Oktober cr. entgegengenommen von dem

Vorsteher **L. Lindl,**
Königsberg (Ostpr.), Kalthof.

Verlagsbuchhandlung Hermann Walther
in **Berlin** SW., Kleinbeerenstr. 28.

Die Bilanz des Christentums.
Von Ernst Heinemann.

„O, ruft den schlechtern Teil davon hinweg
Und lebt so reiner mit der andern Hälfte.“
(Hamlet, 5. Aufzug, 4. Szene.)

Preis: elegant broschiert **Mk. 1,50.**

Das interessante Buch, welches von der theologischen Presse mit Fleiß totgeschwiegen wurde, sucht den wahren Wert des Christentums in seiner Ethik und spricht das Urteil über das dogmatische Priestertum. Die Freimütigkeit und scharfe Logik des Verfassers machen das Buch für jeden Ethiker lesenswert

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,20 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2882.

Ethische Kultur

Inserate: Die 5gespaltene Kompareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 26. August 1899. | Nr. 34.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Auswüchse des Autoritätswesens. Von Epimetheus. — Die gegenwärtige Aufgabe der Jugend. Von Prof. F. Buisson. — Die Sozialreform und das Beamten- und Werkführertum in den Geschäftsbetrieben. Von einem Handarbeiter. — Juliane Déry. Von Helene Simon. — Streiflichter: Strafmündigkeit und Zwangserziehung. — Aus der ethischen Bewegung: Abt. Jena. Abt. Wiesbaden.

Auswüchse des Autoritätswesens.

Von Epimetheus.

Von namhafter pädagogischer Seite war in der vorigen Nummer (Streiflichter) anläßlich der im hessischen Schulsystem zu Tage getretenen Korruption die Ansicht ausgesprochen worden, daß bei der Beurteilung von Schülerleistungen so ziemlich überall ein Auge zugedrückt werden müsse und werde; die Wurzel des Uebels sei einfach die allen vernünftigen Grundsätzen widersprechende Art der Rekrutierung des Schülermaterials für die höheren Unterrichtsanstalten. Gewiß ist dies auch richtig und ein wertvolles Moment für ein halbentschuldigendes Verstehen der psychologischen Möglichkeit solcher Verirrung bei sonst berufstreuen Männern. Aber so wenig sicherlich damit etwa eine ganze Entschuldigung jener Vorkommnisse beabsichtigt worden ist, so wenig ist auch dadurch die letzte Ursache dieser tieftraurigen Vorgänge aufgedeckt. Es liegt unseres Erachtens hier eine der schlimmsten Entartungen des Autoritätswesens vor, dieselbe Entartung, die überall da zu Tage tritt, wo ein mißverstandenes autoritatives Schutz- oder Solidaritätsverhältnis zwischen Personen gleicher Berufssorbeit dazu verleitet, Fehler der Gefährten oder Untergebenen lieber zu decken und zu vertuschen, als mit ihrer offenen Brandmarkung das eigene Ansehen scheinbar erschüttern zu lassen; eine Entartung, die von den sittlich wertvollen Eigenschaften der Kameradschaftlichkeit und gegenseitigen helfenden Nachsicht direkt in den Sumpf lichtscheuer Kameraderie und Komplizen- oder Günstlingswirtschaft führt. Wir brauchen den Blick nicht nach Rennes zu richten, wo eben dieses falsche Solidaritätsbewußtsein der Armee seinen letzten erbitterten Kampf gegen die Wahrheit kämpft; Darmstadt liegt uns näher. Durch zahlreiche Veröffentlichungen in süddeutschen Zeitungen, durch die Kammerverhandlung, die zum Sturz des hessischen Ministeriums Soldan führte, durch die Angriffe und Enthüllungen des Geh. Oberschulrats Professor Schiller in Gießen, durch den gerichtskundig gewordenen Skandal Dettweiler-Ahlheim, aber auch nicht zum wenigsten durch uns von vertrauenswürdigster Seite zugekommene Nachrichten und Mitteilungen aus der hessischen Lehrerschaft, die deutlich erkennen lassen, daß der, aus Unkenntnis der Verhältnisse jetzt vielfach infolge seiner Disziplinierung als Märtyrer gefeierte Professor Schiller selbst reichlichen Anteil an den jetzt von ihm öffentlich gerügten Schäden gehabt hat — durch all dies wird ein Bild entrollt von Willkürlichkeiten, Ungesetzlichkeiten, Durchstechereien, Vertuschungen und — was das Schlimmste ist — Einschüchterungen vieler redlicher Männer, das, auf einen kleinen Maßstab übertragen, jenem großen Drama Dreyfus-Zola recht betrübend ähnlich ist. Uns kommt es nicht darauf an, Anklagen zu erheben oder zu wiederholen gegen einzelne Personen. Wie für den Tieferblickenden nicht der Verbannte von der Teufelsinsel trotz seiner unsäglichen Leiden derjenige ist, der am meisten zu beklagen und zu bedauern ist, sondern die Männer, die, unentrinnbar in das eigene Netz von Selbsttäuschung, Lüge und Fälschung verstrickt, mit der Tollkühnheit und frechen Rücksichtslosigkeit der Verzweiflung den aussichtslosen Kampf gegen das immer heller aufleuchtende Licht der Wahrheit führen, so ergreift uns nur tiefe Trauer um die in ihrem Beruf sonst verdienstvollen Männer, denen die Machtvollkommenheit, die auf ihre Schultern gelegt war, und die Mitwissenschaft um Unregelmäßigkeiten, die „im Namen der Autorität“ gedeckt werden mußten vor dem profanen Urteil der Menge, zur Klippe geworden ist, an der ihre Berufsehre scheitern mußte. Man vergegenwärtige sich nur die Gefühle eines Lehrers, der, gedrängt durch seinen Vorgesetzten und von der Furcht um den Verlust seiner Stellung gepeinigt, die Hand geboten zu unwürdigen Durchstechereien und der nun vor seiner Klasse den Kampf gegen Schulbetrügereien aufzunehmen hat! Oder den Gemütszustand eines Schulrates, der in lebhafter Erinnerung an eigene zahlreiche Willkürlichkeiten in der Behandlung, Beförderung oder Versetzung, seiner Untergebenen, den Feldzug aufzunehmen hat gegen zufällig aus Licht gekommene ähnliche Vergehen seiner Schutzbefohlenen! Alle diese Männer hätten zweifellos eine grob an sie herantretende Versuchung, im eigensten persönlichen Interesse ihre Pflicht zu verletzen, mit Entrüstung von sich gewiesen. Erst der langsam und allmählich sich einschmeichelnden Verführung durch das wachsende Bewußtsein einer an Willkür streifenden Machtbefugnis, durch die erlaubende oder doch nicht direkt verbietende Connivenz der Vorgesetzten, durch die Notwendigkeit einer gegenseitigen vertuschenden Nachsicht gelang es und gelingt es noch immer, den Ehrenschild von Männern in einflußreicher Stellung zu befudeln.

Es ist das System, das angegriffen werden muß, der Grundgedanke von dem Gottesgnadentum, der übermenschlichen Heiligkeit und der anfälligen Zartheit aller

Digitized by Google

Autorität, die sofort ins Wanken geriete, wenn vor der elenden Plebs der Nichtbeamten einmal die menschliche Unvollkommenheit eines Autoritätsträgers enthüllt würde, und die darum lieber um jeden Preis, auch um den der eigenen Gewissenhaftigkeit, gestützt werden müsse; im letzten Grunde eine völlig antiquierte, fast fossile Ansicht von der Unzurechnungsfähigkeit der großen Menge des einfachen Bürgertums. Vom einfachen Schutzmann bis zum Minister beherrscht diese Ansicht, als ob die Beamtenschaft eine geschlossene Kaste sei, deren Mißgriffe höchstens im eigenen Kreise, auf disziplinarischem Wege, aber beileibe nicht vor der hohen Oeffentlichkeit gerügt werden dürften, unser staatliches Leben, und wenn dann einmal durch eine besondere Verkettung von Umständen derartiges „an die große Glocke" gebracht wird, so schließt sich sofort der Ring der Autoritätsträger, und an Stelle des Wunsches und Bedürfnisses, unsaubere Elemente möglichst rasch und gründlich auszuschließen, tritt das „im Interesse der Staatsraison, des Ansehens der Regierenden oder der Scheu vor dem öffentlichen Skandal" arbeitende Vertuschungssystem.

Daß unsere Wäsche nicht immer sauber bleibt, liegt an unserer Körperlichkeit und Menschlichkeit. Unsere persönliche schwarze Wäsche vor dem Publikum auszubreiten, wäre grobe Geschmacks- und Taktlosigkeit. Aber wenn Männer des öffentlichen Lebens, in maßgebenden Stellen oder auch nur auf Vertrauensposten, es nicht verstanden haben, ihr Ehrenkleid unbefleckt zu erhalten, dann hilft kein Reinwaschen in der abgeschlossenen Stille von Diensträumen und Disziplinarkonzilien; das ganze Volk und die weiteste Oeffentlichkeit hat ein Recht darauf, daß ihm nicht die sittliche Befugnis, schwarz schwarz zu nennen, genommen werde. Auch in dieser Beziehung könnten unsere regierenden Kreise etwas von der Arbeiterpartei lernen. Man verliert nämlich sonst die Fähigkeit, weiß weiß zu nenen. —

Die gegenwärtige Aufgabe der Jugend.

Von F. Buisson (Paris).

(Schluß.)

Die Ursache des allgemeinen Unbehagens, unter dem wir alle leiden, läßt sich mit einem Wort nennen. Es besteht bei uns ein Mißklang und Mißverhältnis zwischen unseren Gesetzen und Sitten, zwischen den gesetzgeberischen Einrichtungen und dem Volksgeist, zwischen unserem politischen Regime und unsern sozialen und moralischen Zuständen; eins ist schneller gewachsen als das andere.

Habt Ihr einmal den menschlichen Organismus in der kritischen Zeit beobachtet, die Kindheit und Jugendalter trennt? Rasch aufgeschossen, ungezwungen, schlank, schon von hohem Wuchs scheint der fertige Mann vor uns zu stehen. Aber bald beugt sich der jugendliche Körper, als wäre er gewaltsam ausgezogen worden. Das Knochengerüst, das angelegt, aber noch nicht ausgebildet ist, scheint noch zu weich, um ihn aufrecht zu erhalten, wie ein zu rasch entwickeltes Gewebe, das noch der nötigen Blutfülle ermangelt. Unter solcher Störung des Gleichgewichts leiden alle Funktionen. Dieser große, aber noch schwächliche Kindeskörper ist mager und eckig. Bald schlägt das Herz als wollte es bersten, bald scheint etwas im Geist verworren, Fieber wechselt mit unbezwinglicher Ermüdung und allgemeiner Erschlaffung, die alle Lebensquellen bedroht. Eine ernste Krisis, aber gefährlich nur dann, wenn unglücklich zusammentreffende Komplikationen den Zustand verschlimmern. Und doch ist es die Krisis des Wachstums; nichts ähnelt mehr einer Krankheit des Verfalls, und doch ist sie es, die den Mann macht.

Unsere junge Republik macht eben solche Krisis durch. Da sie einem etwas zu heftigem Wachstum ihr Dasein verdankt, muß sie ihre Schwäche überwinden, durch gesunde Kost an Kraft und Ausdehnung zunehmen, muß Blut, Fleisch und Muskeln ansetzen. Für diese nachträgliche Ausbildung bedarf es mehr Zeit, als für die ursprüngliche, die einer raschen Blutentfaltung im Lenz zu vergleichen war. Sie vollzieht sich langsam, im Untergrund, in der Gewebsmasse durch Millionen unerklärlicher neuer Ansätze, ein unsichtbares und lautloses Wirken des Nährstoffes, ohne das die wundervolle Blüte der Jugend ihren Glanz nicht über die kurze Spanne eines jungen Morgens hinaus bewahren könnte.

Diese innere Arbeit bleibt unserer Republik noch zu leisten.

Zweier Bedingungen bedarf es, um eine Republik auf festen Fuß zu stellen: die eine ist leicht: ihr die republikanische Verfassung zu geben; die zweite schwer: ihr ein Volk von Republikanern zu schaffen.

Ersteres kann man im Verlauf weniger Monate erreichen, zum Zweiten gehören mehrere Generationen. Wir wissen es nur zu gut in Frankreich, man kann mehr als ein Mal die Regierungsform wechseln, ohne daß der Volkscharakter davon ernstlich berührt würde. . . . Von der Demokratie, dem jahrhundertlangen Traum aller großen Denker, haben wir nur den Rahmen und nichts als den Rahmen. Sollen wir ihn zerbrechen? Nein, ausgefüllt muß er werden.

Und hier steckt grade Eure Lebensaufgabe, junge Männer!

Nach der alten klassischen Theorie giebt es drei Staatsgewalten, die richterliche, die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt. Eure Aufgabe ist's, eine vierte zu schaffen, die den anderen erst ihren ganzen Wert verleiht und wie durch Zauber alle ihre Unzulänglichkeiten beseitigt. Ihr Name ist gleichgültig, nennen wir sie Volksgeist, Volksgewissen, die Seele Frankreichs oder der Republik.

Eitle Phrase, denkt Ihr, ein Nachhall der zu volltönenden Sprache von 1830?

Ich will Euch beweisen, daß es heute etwas Anderes ist, an einigen Beispielen, ohne weitere Ausführung. Für jedes genügt ein Wort, so beweiskräftig und leider so betrübend sind sie.

Ihr klagtet eben über die Uebel, die eine uneingeschränkte freie Presse in der Verbreitung von Lüge, Verleumdung und anderem Schmutz verursacht, dagegen biete keine der drei Staatsgewalten ein durchgreifendes Heilmittel.

Das ist wahr.

Denken wir uns nun aber ein Volk, das, hypothetisch, meinetwegen durch ein Wunder, an die Preßfreiheit ebenso gewöhnt wäre, wie an andere Freiheiten, und das es verstände, ihr Achtung zu erzwingen, ein Volk, dessen überwiegende Mehrheit gelernt hätte, sich nicht mehr durch albernen Klatsch irre leiten zu lassen, ein Volk, das Sinn und Phantasie so im Zaum hielte, daß es weder im Theater, noch in der Lektüre von Büchern und Tagesblättern gierig noch nach den stark gewürzten Genüssen systematischer Schmähsucht verlangte, das zu stolz wäre, um nicht die unlauteren Erzeugnisse einer leider sehr einträglichen Schandliteratur in die Gosse zurückzustoßen, der sie entstammen, trügen sie selbst als Unterschrift Namen von Akademikern. Wäre dieses Volk noch gefährdet? Glaubt Ihr, daß die unanständige Presse es vergiften könnte? Die Verseuchter unsittlicher Schriften, zusammen mit den Verleumdern und Erpressern hätten in einer gesunden, kräftigen und hochsinnigen Demokratie keinen Nährboden für ihre Entfaltung.

Tagesblätter leben nur so lange, als sie gefallen; sie warten nur mit dem auf, was von ihnen verlangt wird, mit einem Wort, ein Land hat die Presse, die es verdient!

Ein zweites Beispiel. Ihr klagt über das Sinken des politischen Niveaus und macht das allgemeine Stimmrecht dafür verantwortlich. Schön. Hofft Ihr vielleicht, daß Frankreich eines Tages auf den Wahlzensus zurückgreifen wird? Nein? Ich dachte es wohl. Was bleibt also übrig, als

Digitized by Google

dieses allgemeine Stimmrecht, das uns über den Kopf zu wachsen droht, zu vertiefen und seine Bedeutung klar zu machen? Was habt Ihr bis jetzt dafür angewendet? Kaum 20 Jahre ist es her, daß wir für das Schulgesetz gestimmt haben, dessen Bedeutung für die staatsbürgerliche Erziehung nicht größer ist, als die Kenntnis des Alphabets für einen Kursus in der Sorbonne. Nach wenigen Jahren, oft sogar nach einigen Monaten eines kärglichen Primärunterrichts, wo der Geistessame hastig ausgestreut worden, im Alter von 11, 12 Jahren stellten wir das Kind wieder auf die Straße, es dem Zufall, der Werkstätte, der Schenke überlassend, aus ihm einen Mann, einen Bürger, einen Wähler zu bilden.

Was bisher nicht geschehen, nun, das muß jetzt geschehen: das ist das ganze Geheimnis.

Jede lebensfähige Demokratie braucht einen engeren auserwählten Kreis von Menschen, die ihr Herz und Hirn repräsentieren. Der ganze Jammer unserer jüngsten Zeit rührt daher, daß sich solche Auslese bei uns noch nicht organisch vollzogen hat. Ihre Elemente sind dünn gesät, ohne Zusammenhang, wissen weder von einander, noch kennt sie die Menge. Ihr jungen Leute, vereinigt Euch zu dieser Elite! Einer der Veteranen unserer Demokratie, Emile Trélat, wiederholte mir unlängst eine Definition, die ich Euch mitteilen will: „Eine gesunde Demokratie ist ein sozialer Boden, aus dem kurzlebige Aristokratien hervorsprießen und sich frei entwickeln." Ohne Zweifel wollte er damit sagen, daß sie nur so lange Bestand haben, als sie nützen. Warum solltet Ihr nicht eine solche Aristokratie bilden? Mein Traum für Frankreichs nächste Zukunft zeigt mir Euch, etwa in der Rolle, die die Aristokratie in der englischen Gesellschaft spielt, nur mit dem Unterschiede, daß Ihr nicht eine höhere Klasse, die das Volk beeinflußt, sondern selber Volk sein und dessen stets eingedenk bleiben werdet.

War das nicht auch ein wenig der Traum eines der Euren, Henry Bérenger's, in seinem Buch über die Geistesaristokratie? Ja, ich sehe Euch diese heilige Pflicht erfüllen, der Volksvernunft zum Siege verhelfen, Licht und Liebe verbreiten! Was Ihr sagen und lehren werdet, — ich beanspruche nicht, es zu wissen, vielleicht wißt Ihr es selbst noch nicht. Sicher wird Euer Evangelium anders lauten als das unserige. Vorüber sind die Zeiten der großen abstrakten grundlegenden Gedanken. Für unsere Versuche einer umfassenden Lösung des Welträtsels habt Ihr nur ein bitteres Lächeln. Ihr verlangt nach schärferer Präzisierung. Euch ist es um genaues Einzelwissen zu thun. Ihr versteht besser als wir, wie es um die treibende Kräften in der Zusammensetzung des Lebendigen steht. Anstatt des Absolnten, das wir vergeblich suchten, findet Ihr wenigstens das relativ Wahre als Resultat Eurer Forschung. Gut, eignet Euch Kenntnisse an, mehr, als wir es gekonnt. Nur glaubt nicht, daß die Wissenschaft mit ihren kritischen Methoden, mit ihrer präzisen Beobachtung Euch der Notwendigkeit enthebt, Euch eines Tages zu freien Entschließungen, zu selbstständigem Handeln aufzuraffen. Was Ihr auch seid, in welche Studien Ihr euch versenkt, Ihr habt vielleicht schon morgen, wenn nicht noch heute, das Problem des Lebens in's Auge zu fassen, für Euch und für Euer Vaterland! Frankreich wird sein, was Ihr von ihm heischt, daß es sei; vergeßt das nie und verschiebt die Verantwortlichkeit dafür nicht. Eure eigene steht dabei auf dem Spiel. Faßt Euren Entschluß und Frankreich wird Euch folgen, weil Ihr der lebenskräftige und thätige Teil der Bevölkerung seid. Ihr seid das Salz der Erde, der Sauerteig der Masse. Als den Bevorzugten der Bildung hat Euch das Vaterland sein Bestes gegeben. Ihr seid deshalb auch am meisten in seiner Schuld. Entschließt Euch, sage ich, und antwortet mir nicht, daß Ihr Euch noch zurückhaltet, daß Ihr noch nichts wißt, daß Ihr noch tieferer Studien bedürft. In die Streitfragen, die Euch von den Vätern überkommen, wollt Ihr nicht eintreten; das ist zu verstehen. Aber in den Fragen, die ich Euch auffordere zu behandeln, werdet Ihr in zwanzig Jahren genau so wenig wissen, wie heute, denn sie sind eher Sache des Willens, als des Wissens! . . . .

Für den Mann im Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit, in Eurem Alter, meine Freunde, giebt es große allgemeine Gesichtspunkte der Parteiergreifung, die dann die ganze Zukunft entscheiden. Fragt Euch ganz still, welcher Art die sind, bei denen Ihr bis heute Euch aufgehalten.

Mögen es solche sein, die von früher Jugend bis in's späte Alter Euch lehren werden, mit Treue und Thatkraft Eure Pflicht, Eure volle Pflicht zu erfüllen, solche, die Euch in den Stand setzen, gleich morgen, wenn Ihr aus Eurem Studienzimmer tretet, diejenige Laufbahn zu beginnen und bis zur Stunde der großen Ruhe fortzuführen, die hinter Euch wie ein leuchtender schmaler Sternschnuppen-Streif den Lebensweg eines edlen Menschen auf Erden bezeichnet.

Die Sozialreform und das Beamten- und Werkführertum in den Geschäftsbetrieben.

Von einem Handarbeiter.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Sozialreform oft recht mechanisch aufgefaßt wird: ein bloßes Kassenwesen, ein Gewerbegericht mit sehr beschränkten Direktiven erscheint schon vielen Leuten als der Inbegriff der Sozialreform. Daß auch der, der keiner Kasse angehört, der im Leben eine höhere soziale Stufe einnimmt, verpflichtet ist, seine Handlungen nach höheren Gesichtspunkten einzurichten, darüber denken nicht viele nach.

Gewiß, die verschiedenen Kassen, das Gewerbegericht u. s. w. sind alles ganz nützliche, ja höchst notwendige Einrichtungen. Aber sind sie das Wesentlichste einer Sozialreform? Das muß entschieden verneint werden. Sie sind ein kleinerer Bestandteil von ihr. Und geht mit der Entwickelung der erwähnten Institutionen nicht auch gleichzeitig eine Umwälzung in uns vor sich, so sinken sie thatsächlich zu gewöhnlichen Wohlthätigkeitsanstalten herab; ihr Wirken wird durch uns, da wir die Alten geblieben sind, immer mehr erschwert, verengt, und als schließliches Resultat bleibt dann von der ganzen Reform: ein Tropfen auf einen heißen Stein. Und das umsomehr, als diese Institutionen schon an und für sich viel zu wünschen übrig lassen. Man befrage einen Krankenkassenarzt und er wird zugeben müssen, daß die Behandlung der Kranken im Verhältnis zu dem heutigen Stand der medizinischen Wissenschaft häufig noch so vor sich geht, wie es Goethe im ersten Theil des Faust geschildert hat. Selbstverständlich ist aus diesen Worten kein Vorwurf für den Arzt abzuleiten; ihm sind die Hände eben vielfach gebunden und so bleibt ihm oft nichts anderes übrig, als in erhöhtem Maße für den armen Patienten zu hoffen, daß sich dessen Natur selbst helfen werde. Also selbst nach dieser Seite hin ist das Reformwerk höchst mangelhaft geraten; umfassendere Mittel muß der Staat, die Gesellschaft zur Verfügung stellen, soll das, was begründet worden ist, im modernen Sinne seine Aufgabe erfüllen können. Sind diese notwendigen Mittel vom Staate in absehbarer Zeit zu erwarten? Ja, wenn die Waffentechniker nicht so fleißig und geschickt an der Arbeit wären, dann könnte man auch für die andern und ohne Zweifel höherstehenden Kulturfragen und -Gebiete eine bessere Förderung erwarten denn bisher. —

Also die Sozialreform ist mehr als der Inbegriff des Versicherungswesens, der Gewerbegerichte und wodurch man sonst noch den wirtschaftlich Schwächern zu stützen suchte. Sie muß alle in Beschlag und alles in uns in Beschlag nehmen und ganz anders als bisher; nicht lau, mit tausend Vorbehalten, kleinlichen Erwägungen, unendlich traurigen Rebekämpfen u. s. w. Sie ist, möchte ich fast sagen, ein

Digitized by Google

Prinzip, eine Weltanschauung. Sie darf sich nicht auf dunklen, momentan hervorbrechenden Empfindungen, die bald wieder ins Stocken geraten können, aufbauen, sondern ihr muß die Einsicht in die gesamte Entwicklung eigen sein. Und eine Sozialreform, die uns nicht alle als thätige und ganze Menschen umfaßt, ist eigentlich ein Unsinn.

Wie hart stehen sich heute die Geister um ökonomischer Vorteile willen gegenüber! Eigentlich ein beschämendes Zeichen für unsere Kultur, für unsere Einsicht in den Gang der Entwicklung. Und in wie entsetzlich mechanischer Weise die Staatsmänner der Vergangenheit und die der Gegenwart regiert haben und regieren und wie verwüstend das Wirken derer um Stumm bezeichnet werden muß — ob das nicht unsere Enkel mit voller Schärfe ersahren werden? Ein Trost bleibt bestehen, es gibt die eisernen Notwendigkeiten. Sie zwingen zu Auswegen, zur Sammlung und Verständigung der Geister; das unerbittlich Notwendige setzt die Köpfe zurecht, erweitert deren Inneres; und die sich nicht erweitern lassen — je nun, sie werden erfahren, daß die Notwendigkeiten frühere Jahrhunderte leichter zu beseitigen waren, als die unserer Zeit. Jener politische Kreis der Entwicklung ist entschieden geschlossen; jetzt heißt es einen neuen beginnen. Das Neue, das Notwendige unserer Zeit ist eben nicht mehr auszutilgen und vollends nicht mehr mit den Waffen und Mitteln früherer Perioden. —

Es ist kein Geringerer als Professor Brentano, der dem Beamtentum in den Betrieben eine hohe Aufgabe zuweist: zu vermitteln zwischen dem Prinzipal und den Arbeitern. Leider, daß mir dieses Wunderbare so äußerst selten begegnet ist; und oft hätte ich gewünscht, daß zwischen dem Prinzipal und uns, den Arbeitern, gar kein Vermittler gewesen wäre, beide Theile hätten sich thatsächlich ohne diese „Hilfe" schneller verständigt, als es eben mit ihr im Bunde geschehen ist. Und wenn man mich aufs Gewissen befragte, ob es nicht besser wäre, diesen „Dritten" bei den Verhandlungen überhaupt auszuschließen, ich stimmte wohl zweifellos zu, und mit mir gleichzeitig die übrige Arbeiterschaft; einige Schmarotzer zögen vielleicht den gegenwärtigen Zustand vor, die Lieblinge der Werkführer oder dieses oder jenes Beamten. . . Doch bei der Frage stellt sich wieder das Hindernis auf, daß viele große, auf Aktien beruhende Betriebe keinen einzelnen Inhaber aufweisen.

Dieses unsere Beamtentum sei ökonomisch eben recht abhängig, heißt es stets allgemein, und wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe. Ich bin nun der Letzte, der dieser Gebundenheit nicht Rechnung trägt. Aber ich erlaube mir den Satz denn doch etwas einzuschränken, und zwar auf Grund meiner Erfahrung und eigenen Anschauung. Ein gut Stück Feigheit, wenn nicht Charakterlosigkeit flüchtet sich unter den erwähnten Satz und läßt sich durch ihn verteidigen. Wer ist denn heute nicht gebunden und wer wird es in einer Zeit nicht sein, die in so umfassender Weise dem ökonomischen Götzen die besten und sattigsten Opfer darbringt, so daß Marx sein eigentlich furchtbares Wort von der materialistischen Geschichtsauffassung prägen konnte? Wäre es ihm vergönnt gewesen, seine Lehre, seine Sätze in unsern Tagen zu formulieren, man müßte sie wahrhaftig noch bedingungsloser annehmen, als es einst geschehen konnte.

Also wer ist heute nicht gebunden? Nun, der Arbeiter wehrt sich wenigstens gegen den ausschließlichen Begriff, er wehrt sich, wenn er auch von den treibenden und bestimmenden Mächten oft zurückgeschlagen, entwaffnet und zu Boden gedrückt wird. Thäte er's nicht, es stände um ihn wahrhaftig noch schlimmer. So tiefe Wurzeln hat unsere prächtige, mechanisch wirkende Sozialreform bisher getrieben! Ja, der Arbeiter und der Beamte! Das ist ja das Verhängnis dieser Menschen- und Berufsklasse, daß sie meist nur alle Lächerlichkeiten und Konvenienzen der oberen Zehntausend ersteus in sich aufnimmt, nachahmt, oder besser gesagt nachäfft und dann noch als unerbittliche, starre Notwendigkeiten ausgeben und verteidigen will. Was ist ein Mensch wert, für sich und die Gesamtheit, der es nicht wagt, sich des Scheines, des nichtsnutzigen, aber aufzehrenden Plunders zu entledigen? Ja gewiß, ein Einzelner, wenn er nicht ein ganz Starker ist, kann sich am Ende dem Joche nicht so leicht entziehen, wohl aber eine zahlreiche Klasse. Und man will intelligenter sein als der Arbeiter!

Aber ist es wirklich eine so umfassende Intelligenz, über die man verfügt? Einzelne Personen natürlich ausgenommen, doch die große Masse der Beamten und zumal der Werkführer müßte ein elendes Dasein führen, wenn sie sich von oder mit Hilfe ihrer Intelligenz ernähren müßte. Ich kann einzelne Bethätigungen im Betriebe durchaus nicht als Intelligenz ansehen; es sind mechanische Verrichtungen, man wird jahrelang dazu gedrillt, der Eine in diesem, der Andere in jenem; schließlich erlangt man darin eine große Fertigkeit, man wird meinetwegen sogar ein außerordentlich brauchbares Glied im Betriebe, aber Intelligenz besitzt man noch lange nicht, die muß durchs ganze Leben hindurch und aus volleren Quellen gespeist werden. Und hier ist das Traurige zu konstatieren: weniger noch als bei den körperlich schwer angestrengten Arbeiten habe ich bei den im Geschäftsbetriebe thätigen Beamten das Bestreben gefunden, sich geistig auszubreiten, vom Leben eine vollkommenere Ueberschau zu gewinnen. Was das bischen Schule geboten, und was die Lehre noch allenfalls hinzugefügt hat, das ist der geistige Fonds, der fürs ganze Leben vorhalten soll. Einige Brocken französisch oder englisch, gesuchter äußerer Schliff, den Sport aus der Sphäre des Vernünftigen in die der Tollheit erhoben, ein Glänzen und Erheben — mit einem Worte, ein unglaublich enges geistiges Dasein. Die Beamten mögen sich selbst sagen, wie viel solche Elemente sie in ihrer Mitte bergen. Ein vollständig ödes Leben, durchtränkt und beherrscht von übergroßer Einbildung, an dieser scheitert alles. Oft nahm ich Veranlassung, in den Kreisen dieser Betriebsbeamten das Bessere, Inhaltsvollere zu versuchen — umsonst, der Kneipkomment des Studenten oder das Gebahren des schneidigen Militärs erschien wichtiger. Und diesen Herren ist in den Geschäftsbetrieben das bischen Sozialreform, das wir besitzen, zur Erledigung anvertraut; natürlich löst sich alles wieder in einzelne mechanische Handlungen und Verrichtungen auf. Von der Persönlichkeit selbst geht nichts Menschenwerbendes aus. — Und so liegt eine andere, weit umfassendere Sozialreform, als es die von Gesetzeswegen vorgeschriebene ist und sein kann, vollständig danieder

Ja, selbst in Betrieben, wo noch ein etwas freundlicherer Geist von oben weht, wo es mit der Gebundenheit der dort Beschäftigten noch nicht so schlimm bestellt ist, habe ich zu meinem Bedauern die Beamtenschaft nicht wesentlich anders gefunden, als ich's zu schildern versucht habe. Die Werkstätte ist allerdings kein Salon, wo man lange Höflichkeiten drechseln kann, doch selbst im strengsten Befehl kann immer noch ein Menschliches zu finden sein; kein Betrieb wird dadurch geschädigt, im Gegenteil, es wird freudiger an solchen Stätten gearbeitet. Eine volle Gerechtigkeit verbreite der Werkführer oder der Beamte um sich, er dulde keinen Schmarotzer, er empfauge keine Klatschgeschichten, er sei für jeden Arbeiter dasselbe und er wird sehen, daß man sich seiner stets mit Achtung erinnert. Selbst schroffe Maßregeln der obersten Geschäftsleitung kann ein Werkführer, wenn er ein ganzer Mann ist, erheblich mildern. Doch diesen Takt und diesen Mut verlange ich nicht von jedem und meinetwegen von niemand. Hier ist es Sache der Arbeiter, für ihr Recht einzustehen. Es ist eigentlich nur ein Geringes, ja ein Selbstverständliches, was ich von dem Werkführer oder den anderen Betriebsbeamten verlange; ein jeder anständige und gerecht empfindende Mensch kommt dem heute schon im

Digitized by Google

weiteren Leben nach. Und dieses Geringe zu bethätigen, ist überall möglich, auch für den Durchschnittsmenschen; ich selbst war in schwierigen Stellungen und habe die Erfahrung gemacht, daß man auch an solchen Stätten, bei passender Gelegenheit manche Bemerkung wagen kann, die für die Allgemeinheit gute Folgen nach sich zieht; und ist das alles nicht möglich, so ist's dem Betriebsbeamten doch noch gegeben, in dem Einen oder dem Andern den Menschen nicht ganz zu verleugnen.

Zu erwähnen ist auch, daß der heutige Werkführer oder Werkmeister, wie sich die Herren jetzt lieber nennen hören, längst nicht mehr das ist, was sein Vorfahre in dem Beruf einst war. Die Qualität des Materials hat gegen früher, trotz der heutigen besseren Bildungsgelegenheit, entschieden eine Einbuße erlitten. Der Werkführer der alten Zeit war in den meisten Fällen ein weitgereister Mann, er hatte vieler Herren Länder gesehen, wußte tüchtig umzugehen mit Reißbrett und Zeichenstift. Er war im Betriebe alles, auf ihn berief sich jedermann, es ruhte alles auf seinen Schultern, und von ihm ging jegliches aus. So stand er auch durch die ausgebreiteteren Kenntnisse und die größere Erfahrung dem Prinzipal mit mehr Autorität gegenüber, als sein Nachfolger von heute. Diesem hat der Techniker, der Zeichner u. s. w. die wichtigste Funktion abgenommen, eine eigentliche geistige Thätigkeit braucht er somit nicht mehr zu verrichten oder doch nur in geringem Maße und das nur noch in kleinen Betrieben. Lohnzettel anschreiben, dem Arbeiter das Rohmaterial zuweisen und was dergleichen mechanische Verrichtungen sind, das bildet den heutigen Werkführers vornehmste Beschäftigung. All' das Wesentliche von früher geht heute vom Kontor, von der obersten Leitung aus. Das ist nun einmal nicht zu ändern, das charakteristische Merkmal der Großproduktion ist die Arbeitsteilung und so wird sie überall durchgeführt. War früher die Person da, so sind es jetzt viele Personen; auf einer Schulter könnte auch heute nicht mehr alles ruhen. Inwiefern diese Entwickelung der Kunst, dem Kunstgewerbe förderlich war, das zu erörtern muß ich natürlich hier unterlassen; nur auf unsere Ausstellungen sei hingewiesen, wo wir, was künstlerische Ziele anbetrifft, ganz und gar schlecht abschneiden; und wenn ein Mann, wie der verstorbene William Morris sich gegen diese Entwickelung auflehnte und in einer umfassenderen Persönlichkeit sein Dasein suchte, so ist dies, gerade heute, doppelt freudig zu begrüßen. Die Einheit zu finden und sie leicht wieder zu finden in unserer Aufteilung und Zerlegung, das wird auch unser Bestreben werden müssen. Dann laufen wir keine Gefahren, steigern uns, auch in der Aufteilung und Zerlegung.

Ein größeres Maß von geistigen Kenntnissen, als es die Volksschule bietet, wird von den heutigen Werkführern kaum verlangt, wenigstens in der übergroßen Mehrzahl nicht. Und das ist zu bedauern. Jedoch das Selbstbewußtsein, die selbstherrliche Art ist mächtig gestiegen, natürlich nur gegen den Untergebenen, den Arbeiter. Und so ist's erklärlich, daß man auch bei den Untergebenen, also dem Arbeiter, keinen höheren geistigen Stand voraussetzt oder, wenn er vorhanden, ihn gerade nicht mit liebevollen Augen bemerkt. Mir passierte vor einigen Jahren sogar das Mißgeschick, wegen eines mathematischen Lehrbuches, das ich in der Werkstätte im Schubfastken verwahrt hatte, entlassen zu werden; nichts anderes lag vor, meine Mitarbeiter waren von der Maßregel überrascht; mir selbst wurde die Antwort: „gelehrte Leute könne man nicht brauchen." So handelt die Kleinlichkeit, sie fühlt sich gedemütigt, bedroht, von Gespenstern umlagert. Die Fälle sind häufiger als sie bekannt werden. Man erinnert den Werkführer daran, daß man mit ihm vor Jahren in dem und dem Betriebe gearbeitet habe. Dies Erkennen wird uns verhängnisvoll, der Protz regt sich in dem Werkführer, er will nicht mehr an seine einstige Arbeiterlaufbahn erinnert sein. Wie wir's auch begingen, es ist nichts mehr recht, die Chikane spielt jetzt; wir müssen hinaus, man wird entlassen. In einem der größten Berliner Betriebe hat sich dies vor nicht langer Zeit ereignet. Und dann wundert man sich noch über Majestätsbeleidigungen, daß Anklagen erhoben werden? Hier fühlt sich sogar ein kleiner Knirps tötlich beleidigt und aus einer Ursache, die eigentlich nur ehrenvoll sein sollte, und auch nur so aufgefaßt werden müßte.

Die oberste Leitung der Geschäfte bekümmert sich natürlich nicht um solche Vorkommnisse, man fühlt sich zu „vornehm" dazu. Der Chef erscheint fast gar nicht in den Werkstätten, vielleicht zu den hohen Feiertagen einmal. Die Entlassung und die Aufnahme der Arbeiter steht dem Werkführer oder sonst einem Beamten zu; die Herren sind sich ihrer Macht bewußt, sie wissen, daß niemand ihre Zirkel stört und so handeln sie demgemäß.

„. . . Der Bewerber um die Werkführerstelle muß Militär gewesen sein." So heißt es heute auch allgemein in den betreffenden Bekanntmachungen; war man Unteroffizier, dann um so besser für uns, die ausgeschriebene Stelle ist uns da völlig sicher. Nur sind das recht unglückliche Forderungen und Bestimmungen für den, der die Verhältnisse kennt Schon indem man die Zuhörigkeit zum Militär so betont, muß in dem Reflektanten der Glaube aufdämmern, daß ein besonders strammes, auch nicht den geringsten Widerspruch duldendes Regiment gewünscht werde, und er handelt dann demgemäß. Die Richtung nach der Schärfe hin wird ihm immer mehr Leitstern sein, bis eines Tages aus diesem Auftreten . . . ein Streik entsteht, wie ich auch das schon erlebt habe. Wo ein klärendes Wort die Geister beruhigt hätte, muß es sofort zum Aeußersten kommen, das dann immer, auf beiden Seiten auch für die Zukunft einen Bodensatz hinterläßt. Und die oberste Leitung des Geschäftes huldigt auch noch dem Wahne, für ihren Angestellten in jedem Falle und unter allen Umständen eintreten zu müssen. Der Unteroffizier ist in allem eine städnige Einrichtung geworden.

Man hat thatsächlich in gelehrten Kreisen oft recht unrichtige Vorstellungen von dem Leben, wie es sich in einem Betriebe zuweilen kund giebt. Alle besseren Empfindungen heißt es draußen lassen, sonst ginge man bald unter. Was die Herren in den gelehrten Werken geben, sind, wenn auch Schäden besprochen werden, immerhin noch schwungvolle Zeichnungen. Von dieser Schönheit und Menschlichkeit wünschte man immer etwas in und an die Arbeitsstätte mitnehmen zu können.

(Schluß folgt.)

Juliane Déry.

Von Helene Simon.

„Das Leben lieber tausendmal erleiden als ein einzigmal den Tod."

Seit dem Charfreitag, an dem Juliane Déry sich das Leben nahm, ist im Guten und Bösen von ihr die Rede gewesen. Die Sensationslust hat ihr abgeschmacktes Spiel mit der Dichterin getrieben und jener Architekt, der im tiefsten Sinne hier nur Zufall, eine der Karnevalsmasken des Schicksals war, hat es für notwendig gehalten, an seiner und der Menschheit größerer Ehre „der Toten die Wahrheit" nachzusagen. Ich glaube, Niemandem wäre es eingefallen, dem Manne eine Schuld zuzuschreiben. Es ist Menschenrecht, sich zu irren und des ehrbaren Bürgers gutes Recht, einen Irrtum, der ihm zum Verhängnis geworden wäre, bei Zeiten aufzuheben. Mit einem Wort — die Entlobung war seine Sache, gleichviel ob sie Juliane Déry in den Tod getrieben hat oder nicht. Aber Sache der Oeffentlichkeit ist es, di

Digitized by Google

Handlungsweise zu kennzeichnen, mit der dieser „gerechte Kammmacher“ seine nicht angegriffene Gerechtigkeit verteidigt und frechwuchernden Unkraut auf ein Grab gesät hat.

Der glänzend erbrachte Beweis mangelnder Persönlichkeit dieser letzten Personifikation, in der Juliane Déry das Schicksal erschien, erregt zwar ein gewisses enttäuschtes Bedauern, ist aber andererseits geeignet, das psychologische Problem schärfer zu umgrenzen. Handelte es sich nicht um einen an sich großen Verlust, so mußten der tötlichen Verzweiflung der Dichterin noch andere Ursachen zu Grunde liegen, und die Entscheidung darüber, ob hier ein tragischer Fall oder nur ein trauriges Begebnis vorliegt, kann einzig und allein in Juliane Dérys Persönlichkeit gefunden werden.

Das psychologisch Interessante in ihrem Leben und Sterben liegt darin, daß sie mit Fug und Recht den Schaffensfähigen zuzurechnen ist und im Aufwärtssteigen begriffen war, obwohl sie sich nicht Zeit gelassen hat, ihren Höhepunkt zu erreichen. Eine tiefere Gerechtigkeit wird darum zunächst aus ihren Schöpfungen heraus zu einem Urteil über ihre Wesensart zu gelangen suchen. —

Von Juliane Dérys Werken hat ihr erster Novellenband „Hoch Oben“ den größten litterarischen Erfolg gehabt. Als das Charakteristische in beiden Novellen „Meine Braut“ und „Variatio delectat“ hat die Kritik eine durch ihre Schärfe auffällige Verhöhnung der Gesinnungslosigkeit der Wiener Aristokratie gekennzeichnet. Diese moralische Unterströmung, die man ihnen zuschreib, verbunden mit einer glänzenden Darstellungskunst, die zu spannen weiß, und einer großen Diskretion des Ausdrucks, der sich überdies durchaus in den herkömmlichen Formen bewegt, erklärt wohl ihren in keinem Verhältnis zur Aufnahme der späteren Schöpfungen der Verfasserin stehenden Erfolg. —

Ob Juliane Déry den Adel, wie Karl Emil Franzos in der „Deutschen Dichtung“, Bd. 26, Heft II, sagt, in Folge eines persönlichen Erlebnisses bitter gehaßt hat, weiß ich nicht, jedenfalls hat sie ihn in späteren Jahren sehr geliebt. Sie war jung, impulsiv, eine scharfe Beobachterin; in einem bürgerlichen Milieu lebend hing sie an der Konvention und durchschaute gleichzeitig, wie sehr sie Hülle war. Allein sie moralisierte schon damals nicht und deshalb konnte sie auch keine Satirikerin in dem Sinne sein, wie man sie aufgefaßt hat. Sie besaß einen Humor, der stark die Grenzen des Burlesken streifte. Sie wollte nicht geißeln, weil sie haßte, sondern sie mußte lachen, weil sie die Gegensätze zwischen sittlichem Handeln und sittlichen Worten durchschaute und es machte ihr Vergnügen, diese Gegensätze zu karikieren. Vielleicht glaubte sie damals, daß in bürgerlichen Kreisen Wort und That einander weniger widersprechen, der Firnis dünner aufgetragen sei. Einer wirklichen Prüfung hat sie diese Dinge nie unterzogen, eine dahingehende Ueberzeugung nie besessen. Sie war gutmütig, hatte Sympathie für die Unterdrückten und ein gewisses ästhetisches Wohlgefallen am Ausbegehren. Das Ursprüngliche, Natürliche zog sie an, aber der Glanz imponierte ihr auch. — Im Grunde genommen gefiel ihr die Welt, wie sie war, vorausgesetzt, daß man es verstand, sich in ihr einzurichten. Eine durch und durch unnachdenkliche Natur war sie von wundervoller, wenn auch zu undifferenzierter Aufnahmefähigkeit und besaß großes Gestaltungsvermögen.

Gehen sehr junge Schriftsteller in der Regel mit nach Innen gerichtetem Blick durch die Welt, so war es mit Juliane Déry umgekehrt. Deshalb sind auch alle Schöpfungen ihrer ersten Periode mehr oder minder Milieuschilderungen.

Auch in ihrem zweiten Novellenband „Ohne Führer“ bewegt sich Juliane Déry ebenso wie in „Hoch Oben“ in den regelrechten Geleisen der guten Erzählerin. In „Am Kreuzweg“ karikiert sie das Aeußerliche des Wohlgetriebes mit derselben Treffsicherheit und demselben unbefangenen, gewissermaßen unbeteiligten Behagen, wie in „Hoch Oben“ das Adelsmilieu. Die Novelle ist geistreicher, feiner und ausgefeilter als alle vorhergehenden.

Ein dritter Novellenband „Katastrophen“ greift schon in die zweite Schaffensperiode hinüber. Obwohl ihre Technik unverkennbar Turgeniem'sche Einflüsse zeigt, sind die Katastrophen durchaus originell. Es sind mehr flott und keck hingeworfene Humoresken als Novellen, von oft außerordentlichem Reiz der Darstellung und einem ganz persönlichen jauchzendem, krastvollem Naturempfinden, mit dem kleine Komik des Menschlichen geschickt verwoben ist. Der „Angekündigte Tod“ ist zweifellos die am feinsten durchgeführte der vier Skizzen, aber jede derselben ist reich an geistreichen Einzelheiten und prächtigen Naturschilderungen. Im Ganzen sind sie, der „Angekündigte Tod“ ausgenommen, im Gegenstand zu wahllos, vor allem so grotesk auskllingend, daß man sich eines ärgerlichen Gefühls ob dieser Talentvergeudung nicht erwehren kann.

Von den Dramen der Juliane Déry, die ich zu der ersten Schaffensperiode rechne, „Die Schand“ ein Volksstück in sechs Bildern, der Einakter „Es fiel ein Reif“ und die Komödie „Die sieben magern Kühe“ ist nur „Die Schand“ vor „Ohne Führer“ und „Katastrophen“ verfaßt, wenn auch nicht veröffentlicht worden.

Von „Hoch oben“ geht die Dichterin in der „Schand“ in die Kreise des Kleinbürgertums. Das Sujet, das verführte und dann verlassene Mädchen ist nicht neu, die Fabel von der größten Anspruchslosigkeit, lose wie der psychologische ist der formale Zusammenhang des Stückes. Wir sehen keine ausgeprägten Einheiten, sondern nur Volksstypen mit den natürlichen Empfindungen der Liebe und des Hasses und mit Gemeinkommen, teils innerlichen, teils rein äußerlichen Ehrbegriffen. Aber in Scherz, Spott, Liebe, Wut und Verzweiflung ist der Volkston gut getroffen, das Blinde, gleichsam rein Physiologische in der Mutterliebe äußert sich in kindlich wahren, warmen Tönen und giebt dem Leser ein Gefühl von Hilflosigkeit gegenüber diesen echten Thränen eines undifferenzierten Kummers. Wie der Mutterinstinkt hat der Drang nach äußerem Ansehen, das heiße begehrliche Blut, Triebe, die in Juliane Déry ebenso mächtig waren wie sie im Volke sind, einen lebensvollen Ausdruck gefunden. Allein das Stück bleibt im Physiologischen haften und hat nicht Eigenart genug, um mit den gleichsam zerhackten Eindrücken, die es hinterläßt, auszusöhnen. Es sind Bilder, aber zu laute und mit zu groben Mitteln gemalte Bilder, die wir sehen. Sie interessieren, ja, sie packen gelegentlich, aber wir sind zufrieden, wenn der Vorhang fällt.

In den „Magern Kühen“ artet Juliane Dérys Humor geradezu zur Burleske aus, die noch dazu durch ewige Wiederholung langweilt. Das derb gesunde Lachen, das ihr eigen und das, wo es nuancierter auftritt, erfreut, poltert hier sieben Auftritte hindurch mit immer stärkerer Herzhaftigkeit, so daß dem Zuschauer bei dieser Schöpfung eines Weibes angst und bange wird.

Etwas geradezu zart Weibliches hat im Gegensatz hierzu der nichtbedeutende, aber feine und stille Einakter: „Es fiel ein Reif.“ Trotzdem, aus allen drei Dramen spricht dieselbe Juliane Déry, die weinen konnte mit dem undifferenzierten Schmerz der Frau aus dem Volke, rauchen, lachen und fluchen konnte, wie ein Gassenbub und in irgend einem Winkel ihres sturmgeschüttelten Herzens die mimosenhaften Seelenzustände eines verfeinerten Weibtypus barg. Allen diesen Arbeiten gemeinsam ist die kecke und wuchtige Pinselführung eines ungewöhnlich urwüchsigen Talentes.

Der breite, stellenweise brutale Humor der mit Ausnahme von: „Es fiel ein Reif“ sowohl in den Novellen als in den Dramen der ersten Periode überall hervortritt, durchklingt zum Teil auch die Dichtungen der zweiten Periode. Hierhin rechne ich: „Selige Liebe“, das dramatische Idyll „Die selige Insel“, den im Quickborn-Heft 3 abgedruckten

Digitized by Google

Einakter „das Stärkere", einige dort erschienene Gedichte, ferner das noch ungedruckte Drama „Pußtastürme" und den mir ebenfalls nur im Manuskript bekannt gewordenen Roman „Die Rosa."*)

Es ist die Periode, in der die Verinnerlichung ihrer Dichtkunst einsetzt, in der sie lernt, dem eigenen Pulsschlag zu lauschen und das innerlich Durchlebte mit dem eigenen Herzblut zum Liede zu gestalten. Ihre derbe, wildbegehrliche, leidenschaftlich frohlockende Ursprünglichkeit hat ihre Fesseln gesprengt und überschäumt in kecken Sprüngen die Dämme des Herkommens. Alles verwoben mit einem zugleich zarten und markigen Naturgefühl; Sonne, Mond und Sterne, Anger und Bäume, Sommer und Winter, die wechselnden Bilder der Außenwelt hineingezogen, eingewoben mit einer alles beherrschenden Liebe.

„Und übersauchen alle Traurigkeiten dieser Welt." — „Doch kommt der Abend und wir sitzen träumend da, Baum und Bank sind verwandelt, solche Zauberer sind wir. Zum Wundergarten wird die Welt. Die herabhängenden, weitausgreifenden Zweige, die uns Himmel und Sterne verhüllen. Der ganze Anger liegt wie unter einem Dach."

In der „seligen Insel" ist ein hintergründig kühnes Problem, gleichsam in Meeresbraus und Sturm, in Sonnenleuchten und Inselpracht getaucht. Ein Problem, das leise an die Jugendarbeit „Meine Braut" in „Hoch Oben" erinnert. Auch hier ist der Geliebte zu lang ausgeblieben.

„War's der Wind
der um mich strich,
mich küßte lind
und inniglich?
War's die Sonne,
die mich brannte?
So heiße Wonne
ich niemals kannte —
So ward ich sein."
— — — — — —
— — — — — —
„Ich schwöre's zu Deinen Füßen
ich will mein Fehlen büßen."
— — — — — — —
„Ja, ohne zu klagen
mein Leblag mich plagen
und alles, alles thun,
nur nicht im Grabe ruhn."
— — — — — — —
„Muß es denn sein
soll ich schon scheiden?
und den häßlichen, gräßlichen Tod erleiden."
— — — — — — — —
— — — — — — —
„Ich kann Dich nicht töten"
— — — — —
„Der Schuldige bin ich!
Ich Säumiger ohne Arg."
— — — — — —
„Du bist die Freude,
Dich darf keiner fragen
von wannen Du kommst,
von welchem Geist getragen
und wer Dich schon gesehn."
— — — — —
„Ich küß' Dich heilig
ich küsse Dich zu meinem Weibe."

Wohl keine der Schöpfungen Juliane Dérys ist bezeichnender für sie, als dieses Gedicht. In ihm spiegelt sich die ganze Lebenssucht und Lebensliebe eines ungewöhnlich gesunden und kräftigen Körpers und einer naiven Seele wieder. Ich weiß kaum ein anderes Werk einer Frau, durch welches die Daseinsfreude so mächtig pulsiert und in der schrankenlose Leidenschaft einen zugleich so glühenden und keuschen Ausdruck gefunden hat.

*) Ich sehe von jeder genauen chronologischen Einleitung hier ab, auch berücksichtige ich nicht alles, was Juliane Déry geschrieben hat, sondern nur dasjenige, was mir an sich oder für ihre Persönlichkeit bedeutsam erscheint.

Erlittenes ist nur der verklingende Unterton, es macht die Freude, die mit tausend Tönen jubelt, nur gewaltiger.

„Es giebt Naturen, die nie unschuldig waren und immer unschuldig sind." Zu ihnen gehört Juliane Déry. Daraus erklärt es sich, daß sie, die mit Rücksicht auf die äußere Lebensgestaltung immer vom Herkömmlichen abhängig blieb, sich auch am Maßstab des Herkömmlichen gemessen nie mit demselben zerfallen empfand. Ohne einen besondern Glücksfall mußte sie auf den Bahnen, in die sie hineingeraten war, früher oder später am Leben scheitern. Und der große Glücksfall blieb aus.

„Meiner Meinung nach," heißt es in „Meine Braut" „muß die Ehe ein frisches, starkes, durch und durch gesundes Glück bedeuten, während unseres nur eine wehleidige Karrikatur derselben sein würde, die obendrein schon eine lebensgefährliche Operation bestehen mußte. Ich aber möchte noch glücklich werden — das ist mein fester Entschluß — menschlich schön und vollkommen glücklich und gerade durch die Ehe es werden. Wer weiß, vielleicht werde ich einmal für die erlittene Demütigung noch reichliche Genugthuung finden." —

Es ist etwas männliches in diesem starken bewußten Willen zum Glück, dem ungebrochenen Persönlichkeitsgefühl, das sich als in seinem Werte unbeeinträchtigt empfindet, — das zu geben hat, nicht genommen wird.

Erst als sie sah, daß „Frisches, starkes, durch und durch gesundes Glück in Andern" nicht allein aus der eigenen Kraftfülle heraus vom Weibe gefunden werden kann, sondern unter Umständen Geburtsschein und Vergangenheit stärker sind als dieses Kraftgefühl, ging Juliane Déry aus dem Leben.

Juliane Déry liebte die Einsamkeit und war ihrer Eigenart nach eine innerlich einsame und ursprünglich wählerische Natur. In den Perioden des Schaffens gehörte der Morgen der Arbeit; Nachmittage und Abende konnte sie monatelang mit halbgeschlossenen Augen ihren Phantasien nachhängen, ein Glas Wein vor sich und eine Cigarette nach der andern rauchend. In solchen Zeiten war sie liebenswürdig und heiter, wie Jemand, der etwas Schönes erlebt. In Zeiten der Erregung, wenn es sich um ein zu erwartendes Glück oder Unglück handelte, war sie ruhelos, flatterte wie ein aufgescheuchter Vogel bald hierhin bald dorthin, in Jubel und Klage gleich leidenschaftlich.

Obwohl Juliane Déry die Einsamkeit liebte, fürchtete sie die Vereinsamung.

Und mehr und mehr fühlte sie sich vereinsamt. Sie hatte Enttäuschungen auf Enttäuschungen erlebt, erschien sich verkannt, vom Unglück verfolgt. Sie war haltlos und stützebedürftig. Ganz Weib in ihrem Sehnen nach Anlehnung, Behütetsein, Geliebtsein, auf Händen getragen sein. Die legitime Ehe und das legitime Kind waren bei ihr, die alle Voraussetzungen der Legitimität gelegentlich über Bord warf, zur fixen Idee geworden. Dazu kam ein stark fatalistischer Zug. Der „Angekündigte Tod" in „Katastrophen" ist in diesem Sinne charakteristisch für ihr eigenes Sein. Schon die kleinen Zufälligkeiten des Lebens, ein herabgefallenes Bild, eine Begegnung waren für sie geheimnisvolle Vorbedeutungen. Mehr und mehr erschienen ihr die eigenen Erlebnisse als dunkle Kette, von denen jedes einzelne Glied sich gegen sie verschworen hatte. Gegen ihre Erfolge in der Kunst, gegen ihr Glück in der Liebe. Aus tausend hohlen Augen sah das Verhängnis sie an, mit tausend Stimmen, von der erblichen Belastung an bis zur letzten Enttäuschung, redete das Schicksal.

Im Winter 1899 war das Maß der Enttäuschungen voll. Sie hatte nach jener Aussicht auf Ehe, Hafen, umfriedetes Leben wie nach einem Rettungsanker gegriffen. Als er ihr entglitt, hörte sie auf, an die Möglichkeit des Glückes zu glauben. Sie sah in seinem letzten Verlassen

Digitized by Google

nicht die natürliche Konsequenz ihres eigenen Lebens, das im Widerspruch mit dem Herkommen doch seine Bahnen wandeln wollte, sondern ein Fatum.

Trotzdem muß es ein Augenblick riesengroßer Verzweiflung und Verein samung gewesen sein, der stärker war als aller Lebensdurst, als alle Furcht vor dem „häßlichen, gräßlichen Tod.“

Es war so vieles geeignet, sie im Leben festzuhalten. Da waren die ungedruckten Werke, die „Pußtastürme“, ein Drama, das bei allen Mängeln von volksliedartigem Zauber ist und bei ernster Durcharbeitung wohl über alle ihre bisherigen Schöpfungen hinausgewachsen wäre. Da lag der Roman „die Nofa“, der einen wirklich großen, auch äußerlichen Erfolg verhieß.

Ich nehme an, daß die Freunde, denen die Herausgabe von Juliane Dérys ungedruckten Arbeiten anvertraut ist, sie mit einem ausführlichen Lebensbild der Verfasserin begleiten werden.

Noch sehe ich ihr blasses Löwinnengesicht vor mir, wenn sie mit ihrem leise fremdländischen Accent aus ihren stürmischen Kinder- und Jugendjahren erzählte. Es waren Erinnerungen, die sie selbst biographisch wiedergeben versprach, ungarische Leitmotive, die in ihrem ganzen späteren Leben und Dichten wiederklingen.

Ich möchte zum Schluß noch auf drei im Quickborn (Heft 3 Juliane Déry, Walter Leistikow) erschienene Gedichte hinweisen, die vielleicht ihre einzigen Schöpfungen sind, denen nichts zur Vollendung fehlt. „Todesritt“, „Nacht“ und „Wind“. Rastloses Sehnen, schauriges Ahnen und wortkarges Leid einer Natur, die mit allen Fasern ihres Wesens am Leben hing und nach seiner Sonnenseite strebte, haben hier einen ergreifenden Ausdruck gefunden.

„Rief
es nicht? Von Leide
gepeitschelt, tief
neigt sich die Weide
und hängt so traurig
herab. Um Hilfe
flehend, ganz schaurig
rauscht es im Schilfe.
Was war das wieder?
Es blickt noch blasser
der Mond hernieder
und starrt ins Wasser. —“

Streiflichter.

Strafmündigkeit und Zwangserziehung. Die betrübende sittliche Not, die durch allzustrenge Anwendung des Strafgesetzes auf Kinder („jugendliche Verbrecher“) einerseits, durch sorgloses Gehenlassen gegenüber öffentsichtlicher Vernachlässigung der Elternpflicht andererseits entstanden ist, scheint endlich auch der Regierung zum Bewußtsein gekommen zu sein. Wenigstens kündigen die „B. P. N.“ an, daß ein Gesetz vorbereitet wird, in dem die Strafmündigkeit, die jetzt vom 12. Lebensjahre beginnt, bis zum vollendeten 14 Lebensjahre hinaufrückt. Es heißt dort:

„Es läßt sich nicht leugnen, daß die jetzige Bestimmung des Strafgesetzbuches vielfache Mißstände im Gefolge hat und namentlich die doch durchaus wünschenswerte Besserung der jugendlichen Missethäter nicht zu verbürgen, vielmehr zu verhindern geeignet ist. Dieser Uebelstand ist an den zuständigen Regierungsstellen nicht erst jetzt erkannt worden. Man hat deshalb auch schon vor einiger Zeit eine Aenderung in Aussicht genommen, und zwar so daß eine Vorlage vorbereitet ist, worin für die unbedingte Strafmündigkeit an Stelle des vollendeten 12. das vollendete 14. Lebensjahr als Grenze gewählt werden soll. Ueber die Vorlage auf dieser Grundlage sind Verhandlungen mit den Regierungen eingeleitet. Wie sie ausfallen werden, und wie späterhin der Bundesrat sich zu der Sache stellen wird, bleibt abzuwarten. Gewissermaßen als Ergänzung dazu wird die im Abgeordnetenhause für Preußen bereits angekündigte Aenderung des Zwangserziehungswesens angesehen werden dürfen. Hier soll eine erhebliche Ausdehnung und Weiterentwicklung des Zwangserziehungswesens durch eine Aenderung des Gesetzes, betreffend die Unterbringung verwahrloster Kinder, eintreten. Die Vorlage, welche die Aenderungen enthält, ist in Preußen sogar schon fertig gestellt, man hat von ihrer Einbringung im Landtage vorläufig nur Abstand genommen, weil die laufende Tagung schon so wie so durch andre Entwürfe überlastet war.“

Daß Besserung durch die Strafe als „doch durchaus wünschenswert“ bezeichnet wird, ist bereits ein kleiner Fortschritt in der ethischen Beurteilung der Strafe, den wir gebührend anerkennen. Wir meinen freilich, es wäre längst Zeit, daß die unglückselige Vergeltungs- und Sühne-Theorie aus unserem Rechtsbewußtsein verschwände und in die Rumpelkammer jener schiefen Begriffe gethan würde, die uns von der kirchlichen Theologie, sogar im Gegensatz zu der bescheidenen Frömmigkeit des: „Ich will vergelten, spricht der Herr“ und des „Richtet nicht“, anerzogen worden sind. Ob ferner die Aenderung des Zwangserziehungswesens auch eine Besserung bedeuten wird, dürfte davon abhängen, ob neben der „weiteren Ausdehnung“ des Rechtes zur Zwangserziehung der Ton mehr auf Erziehung, als auf Zwang gelegt werden wird. Wenn schon Zwang zur Erziehung geübt werden muß, so bedeutet das doch wohl nicht nur: Erziehung durch Zwang — wie man in manchen Kreisen, mehr als billig, geglaubt zu haben scheint.

Es wäre zu wünschen, daß die „sogar schon fertiggestellte“ Vorlage möglichst bald dem Urteil der Pädagogen und Sozialreformer zugänglich gemacht würde.

Aus der ethischen Bewegung.

Den Vierteljahresberichten vom Anfang Juli entnehmen wir folgende Daten von allgemeinerem Interesse:

Abteilung Jena. Im letzten Quartal veranstalteten wir drei öffentliche Versammlungen, welche durchweg sehr gut besucht waren: Es sprachen Rechtsanwalt Viktor Fraenkl (Berlin) über den Fall Fiethen. Eine Resolution zu Gunsten der Revision des Prozesses wurde dem Berliner Fiethen-Komitee zur Verfügung gestellt. Ferner Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen): „Das höchste Wesen als Erziehungsideal.“ Endlich Dr. Fr. W. Foerster über die Universitäten und die Arbeiterbewegung.

Im bevorstehenden Winter wird der Versuch gemacht werden, moralische Kinderbelehrung hier einzurichten. Mitgliederzahl seit Beginn des Jahres 1899 von 25 auf 60 gewachsen. Wanderredner Anfang September erbeten.

Abteilung Wiesbaden. Der Vortrag von Prof. Staudinger (Worms) über die Beziehungen zwischen Ethik und Religion war leider nur schwach besucht. Der Versuch, eine Mark Eintrittsgeld zu erheben, erwies sich als unpraktisch. Die Nachversammlung der Mitglieder und Gäste brachte lebhafte Diskussion über das angeregte Thema und dann über die Frage, ob zur Einführung ethischer Prinzipien in die gesellschaftlichen Zustände Gewalt bedingungslos auszuschließen sei. Eine Einigung der Ansichten hierüber wurde nicht erzielt, wenn auch im Allgemeinen das Mittel der Gewalt als mit den Grundsätzen der Ethik unvereinbar erachtet wurde.

Die folgende Sitzung behandelte die Frage: Wie hat sich die Ethik zur Kolonialfrage zu stellen? Das Endergebnis der vielfach auseinandergehenden Meinungen war etwa, daß Kolonialpolitik wohl wünschenswert sein könne in Hinsicht auf übervölkerte Länder, wenn die eingeborene Bevölkerung der Kolonien dadurch auf eine höhere Bildungsstufe gehoben und das Land zum Besten aller ertragsfähiger gemacht würde. Ob dies heute allein mit Mitteln ethischer Kultur erreicht werden könne, wurde jedoch bezweifelt und deshalb die Unterstützung der Kolonialbestrebungen den Ethikern nicht empfohlen. Weitere Sitzungen beschäftigten sich mit Bericht und Besprechung über Prof. Ziegler's Buch: Die soziale Frage eine sittliche Frage und über einen Vortrag des Schulrats Dr. W. Langen: Knabenerziehung und Mädchenerziehung.

Der Vorsitzende der Gesellschaft für ethische Kultur in New-York, J. D. Lange, berichtete ferner ausführlich über die Entstehung, Entwicklung und Thätigkeit der amerikanischen Gesellschaft.

Der Abteilungstag wählte den allen Vorstand wieder und beschloß die Ausarbeitung eines Programms für einen Moralunterricht für Kinder im Herbst d. J.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2983.

Ethische Kultur

Inserate. Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 2. September 1899. | Nr. 35.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Angst vor der Menschlichkeit. Von Dr. R. Penzig. — Von den Werten. Von Dr. Hans Schmidkunz. — Die Sozialreform und das Beamten- und Werkführertum in den Geschäftsbetrieben. Von einem Handarbeiter. — Streiflichter: Eine Denunziation. — Zeitschriftenschau. — Sprechsaal: Noch einmal nationaler Egoismus.

Die Angst vor der Menschlichkeit.

Von Dr. R. Penzig.

Ein sonderbares Bild boten in der letzten Zeit die liberalen, d. h. die für persönliche Freiheit, Menschenwürde und Gleichberechtigung eintretenden Tagesblätter gegenüber den ersten schwachen Regungen einer auf Organisation der Dienstboten ausgehenden Bewegung. Mit wenigen Ausnahmen wurden sich dieselben „Organe der öffentlichen Meinung oder des Volkes", die täglich über die Kurzsichtigkeit der Reaktion klagen und schelten, die das arbeitende Volk unmündig und unmissend erhalten wolle, der groben Inkonsequenz gar nicht bewußt, die in dem wohlfeilen Spott über den „Sklavenaufstand der Hundstage" liegt. Man ist sehr gern ein wenig sozialgesinnt und arbeiterfreundlich — auf Kosten der Andern, zumal wenn diese politische Gegner sind; Hütekinder, Tagelöhner, Instleute u. dergl. beschäftigt der liberale Philister ja nicht: also nur kräftig losgezogen gegen die Verdummungstendenzen der bildungsfeindlichen Osteibler! Daß aber in seinem Hause, zum täglichen Umgang seiner Kinder, in fortwährender intimer Lebensgemeinschaft Menschen existieren, deren Bildungsniveau Gesichtskreis und Menschenbewußtsein ganz ebenso durch übermäßige abstumpfende Arbeit und durch die herabwürdigende Wirkung persönlicher Dienstbarkeit herabgedrückt und eingeengt wird, wie beim ländlichen Gesinde — das ist ein Gedanke, der ihm nicht kommt. Und wenn er einmal kommt — nun, dann ein breites, behagliches Lachen über die Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit von Minna, Jette, Auguste und Johann, die in Ferienstimmung auch einmal „Herrschaft" spielen wollen, als wären sie Menschen, die für sich etwas bedeuten können!

Aber das Lachen ist nicht ganz frei von Beklemmung. Der Spaß fing bereits an ungemütlich zu werden, als nun die Sozialdemokratie — wo mischen sich diese Störenfriede nicht ein! — anfing, die Angelegenheit ernsthaft zu nehmen, und so mancher blickte wohl schon nach dem rettenden Polizeileutnant, der dem „groben Unfug" steuern sollte. Ja, die Gesindeordnung, die wollte man preisgeben — die ist ja noch aus der vormärzlichen Zeit, sogar von 1810! Auf die „geringfügigen körperlichen Züchtigungen", auf die polizeiliche Begutachtung der „Menge und Beschaffenheit der täglichen Beköstigung" ja, auf das Recht, einen entlaufenen Dienstboten durch den Schutzmann wieder in das Dienstverhältnis zurückführen zu lassen, wollte man allenfalls verzichten — aber was sollte daraus werden, wenn bei der herrschenden Dienstbotennot nun das Gesinde selbst anfangen wollte, über seine Lage nachzudenken, Mißstände öffentlich zu besprechen, kurz, gerade so zu thun, als ob sie vollberechtigte Menschen wären! Da muß ja alle Autorität in Trümmer gehen. Ungeputzte Stiefel, verbranntes Essen, unaufgeräumte Zimmer. Steigende Impertinenz der „Leute" und unerhörte Ansprüche auf freie Zeit stiegen vor der entsetzten Einbildungskraft auf und im Hintergrunde dämmerte die Erinnerung an „die mädchenlose, die schreckliche Zeit" als drohendes Zukunftsbild.

Der Vorgang zeigt, wie sehr wir alle noch, trotz aller schönen Begeisterung für höhere Menschlichkeit, Erhöhung der Menschenwürde u. dergl., von einer unbestimmten Angst vor dieser Menschlichkeit besessen sind, wenn sie uns in unserm gewohnheitsmäßigen Schlendrian zu stören droht. Es wiederholt sich jetzt in der engeren Welt des Hauses jener Vorgang, der vor 30 Jahren die Industriewelt gegenüber der plötzlichen Unbotmäßigkeit der Arbeiter erschreckte. Wie man dort, ohne daran zu denken, daß der Maschinenbetrieb das alte patriarchalische Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer rettungslos beseitigt hatte, mit Staunen und Schrecken gewahr wurde, daß sich in der Arbeiterwelt ein Drang nach Selbständigkeit, nach höherer Gesittung und Lebenshaltung erhob, der das ganze auf schweigende Unterordnung aufgebaute Industriesystem in seinen Grundfesten zu erschüttern schien, so schüttelt jetzt auch mancher sonst freidenkende Hausherr, manche von Herzen gutmütige und für ihre Leute treu sorgende Hausfrau den Kopf über den aufrührerischen Geist, der in das Hausgesinde gefahren ist, ohne zu bedenken, daß in den Beziehungen von Herrschaft und Dienstboten durch die Fortschritte unserer die haustrauliche Selbstthätigkeit lahmlegenden Industrie und Technik und durch die Erweiterung der Kluft in der Lebenshaltung der dienenden und der herrschaftlichen Personen eine mindestens ebenso starke Verschiebung von der patriarchalischen Familienzugehörigkeit des Dienstpersonals nach einem freien Vertragsverhältnis hin stattgefunden hat. Und wie man damals nach einer kurzen Periode, in der man die Liebknecht, Hasselmann, Tölcke und Bebel als komische Figuren bespöttelte, nach Gesetzen gegen Streiks und Arbeiterkoalitionen, nach polizeilichem Schutz gegen Störung des friedlichen Arbeitsverhältnisses rief, so wird man bald, wenn der billige Spott

Digitized by Google

verstummt sein wird, der geplagten Regierung, die mit der Erhaltung der bestehenden Staatsordnung gegen Umsturzgelüste so schon alle Hände voll zu thun hat, auch noch die Wahrung des Hausfriedens gegen ordnungswidrige Selbständigkeitsgelüste der dienenden Klasse zur Pflicht machen.

Die verständnislose Frage des satten Fabrikanten von damals: Was fehlt dem Arbeiter eigentlich? Hat er nicht, solange es eine Gegenleistung giebt, auskreichendes Brot und gute Behandlung? Wozu braucht er höhere Bildung oder gar Kunstgenüsse, die ihn nur mit seiner Lage unzufrieden machen? Ist für den Arbeitsunfähigen nicht unser Armenwesen, unsere Wohlthätigkeitspflege da? — Diese Frage ist mehr und mehr verstummt vor der wachsenden Einsicht der Menschen unserer Tage in den engen Zusammenhang und die gegenseitige Bedingtheit der Wohlfahrt und Herzens- wie Kopfesbildung aller Klassen. Und wenn jetzt gerade von der Seite der wohlmeinenden und treu für ihre Leute sorgenden Herrschaften die übnliche Frage aufkauchen sollte: Was fehlt unseren Dienstboten denn zur Zufriedenheit? Sind sie nicht im Schoße der Familien sehr viel besser geschützt vor Not und Entbehrung des Daseinskampfes? Kommen wir nicht auch ihren steigenden Ansprüchen an höhere Lebenshaltung, Gesittung und verfeinerten Genuß entgegen? u. s. w. — so hoffen wir, daß die dort gewonnene Einsicht in die Bedürfnisse jedes Menschenherzens, besonders aber des abhängigen und dienenden Menschen, vor dem folgenschweren Irrtum bewahren wird, als sei der Drang und Wunsch nach Verbesserung ihrer sozialen Lage, mag er zunächst vielleicht auch bizarre Formen annehmen, bei unseren Dienstboten nur das Resultat fremder Verhetzung, zügelloser Genußsucht und unbändigen Freiheits- und Gleichheitstaumels. Der Uebergang einer Klasse zu einer Stufe höherer Menschlichkeit vollzieht sich nicht immer ohne Erschütterungen, ohne Uebertreibungen und Maßlosigkeiten auf beiden Seiten, ohne eine vielleicht tiefgehende Störung bisheriger Lebensgewohnheiten und liebgewonnener Vorurteile; aber es muß auch gesagt werden, daß bei Weitem nicht die Zügellosigkeit und Uebertreibung berechtigter Ansprüche von Seiten der bisher in ihrer freien Lebensentfaltung Gehemmten die eigentliche Gefahr der Verschärfung der Gegensätze in sich birgt, sondern jene kopflose, nach den entschwindenden Autoritätsmitteln vergangener Zeiten haschende Angst vor der kommenden höheren Menschlichkeit.

„Unsere Beziehungen zu den Dienenden" schreibt F. W. Foerster in seinem Schriftchen: „Die Dienstbotenfrage und die Hausfrauen" (Zürich-Leipzig, Verl. von K. Henkel), das wir unseren Leserinnen und Lesern gerade jetzt recht warm empfehlen möchten — „sind zugleich Beziehungen zu unserem eigensten tiefsten Leben: Jede Abstumpfung unseres sozialen Feingefühls in einer einzigen Lebensbeziehung verhärtet und vergröbert die Organe unserer Seele auch auf allen anderen Gebieten, sowie die nachdenkliche und mitfühlende Gestaltung einer einzigen Beziehung die verstehende Zartheit und die Liebeskraft unseres Wesens auf allen Punkten erhöht und uns Welten erschließt, die vorher „jenseits unserer Hörbarkeiten" waren . . . Wir vergessen nur zu oft, daß unsere Dienstboten unser Leben nicht mehr mit dem stumpfen Auge des Lasttiers, sondern mit dem geschärften Blick der Kulturseele betrachten. Wir haben überall die Volksbildung erhöht, um nicht mit Barbaren arbeiten zu müssen — nun müssen wir aber auch die Konsequenzen ziehen und unser Dasein so ordnen, daß keine Kontraste mehr bestehen bleiben, die für ein beseeltes Wesen unerträglich sind. . . . . Die Achtung vor der Persönlichkeit des Untergebenen stellt zweifellos ungleich stärkere Forderungen an unsere Selbstüberwindung als alle die wohlthätigen Veranstaltungen, durch welche wir die dienenden Klassen mit ihrer Lage auszusöhnen trachten. Aber es giebt kein anderes Mittel für den wirklichen Frieden mit den Menschen. Denn die Wohlthätigkeit und die bevormundende Fürsorge ist meist nur eine andere Form der Herrschaft über die Seele unseres Nächsten. Die Menschen wollen aufatmen im Bewußtsein eines eigenen Willens und einer eigenen Seele und man legt sie in neue Ketten der Abhängigkeit. Darum die tiefberechtigte Unzufriedenheit aller Beschenkten und Bevormundeten. Wir können denen nicht recht dankbar sein, die in der Form der Fürsorge erst recht ihre Ueberlegenheit auf uns lasten lassen, sondern nur denen, deren vornehmste Sorge die Erhöhung unseres eigenen Kraftgefühls bildet. Denn Liebe ist Teilnahme am tiefsten inneren Verlangen des Andern."

Von den Werten.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Wilmersdorf).

Wie war es doch vordem mit Moral und Ethik so bequem! Man nahm den nächstbesten Standpunkt her, über den ja meistens gar kein Zweifel, keine Qual der Wahl war, und wertete, moralisierte und theoretisierte in einheitlichem Zug darauf los. Ob nun katholische oder Aufklärungs- oder sonst eine Moral: gar viel Verschiedenheit gab es da weder in der Art der Durchführung noch in den Ergebnissen. Allein schon längst hatten sich doch einige Zweifler hervorgewagt, je nach den Zeitverhältnissen mehr oder weniger schüchtern, hatten Bedenken an diesem gemütlichen Schnellfertigkeit mit der Ethik, an diesem Dogmatismus, geäußert, und in unserer Zeit ist der Ruf immer lauter geworden: „So geht es mit der Ethik nicht weiter." Der Grundzug dieser gegenwärtigen Zweifel ist der Gedanke, wir müßten uns erst, abgesehen von allen Standpunkten praktischer und theoretischer Art, klar werden über die Grunderscheinungen des sittlichen Höher- und Niedriger-Schätzens, des sittlichen Bewertens, ja des Wertens überhaupt und müßten uns nach einer objektiv kühlen Naturgeschichte und Naturlehre dieser Erscheinungen des Wertens bemühen. Auch eine für jetzt sehr gute geschichtliche und kritische Uebersicht aller jener Zweifel liegt bereits vor, die „Geschichte des ethischen Skepticismus" Professor Kreibig's in Wien, die zugleich in ihrer Einleitung eine so reinliche Bestimmung der ethischen Hauptbegriffe und Hauptfragen gibt, daß sie auch für rein systematisches Arbeiten auf diesem Feld eine vorläufig wohl nicht zu umgehende Vorbereitung darbietet.

Für ein verläßliches Neubauen oder wenigstens Weiterbauen der Ethik fehlte aber immer noch eines, dessen Dringlichkeit wir bereits angedeutet hatten: eine Klärung über die Grunderscheinungen des Wertens überhaupt, also jedenfalles über eine der allerhäufigsten und praktisch geläufigsten menschlichen Thätigkeiten: eine Thätigkeit, die wir im alltäglichen Leben überall brauchen und ausüben, sei es, daß wir etwas kaufen oder verkaufen, sei es, daß wir unsere Mitmenschen, eventuell auch uns selber, loben oder tadeln, sei es, daß wir an guten Thaten und schönen Phantasien Gefallen finden oder an dem Gegenteil Mißfallen finden. Es fehlte uns also als Ergänzung zu den Teilen der Philosophie, die für andere Gruppen von Erscheinungen die grundlegenden Klärungen besorgen, eine eigene Elementarlehre des Schätzens, freundwörtlich eine Timologie, eine Werttheorie allgemeinster Fassung. Ausgearbeitet, ja auch nur in Angriff genommen war eine solche Darlegung bisher nicht. Allerdings hatte man in der Philosophie schon längst und immer den Betrachtungen über das, was schlechtweg ist, also der sogenannten Ontologie, Betrachtungen über unser Schätzen der Thatsachen, also die sogenannten timologischen, gegenübergestellt; und allerdings war seit einiger Zeit eine „Timologie" als Vorhalle jeder praktischen Philosophie immer dringender erfehnt worden. Eine systematische Theorie des Wertens, ein System der Werttheorie, fehlte aber immer noch. Nun liegt

Digitized by Google

auch ein solches „System der Werttheorie“ vor uns und zwar von Christian von Ehrenfels, Professor der Philosophie an der deutschen Universität in Prag. Zwei Bände sind erschienen (Leipzig, Reisland 1897 und 1898); ein dritter ist späterhin zu erwarten. Es soll uns hier nicht der Versuch aufhalten, ein Gesamtbild der bis jetzt vorliegenden Teile des Werkes zu geben. Wohl aber wird es sich lohnen, eine Reihe wichtiger Punkte hervorzuheben, die einerseits jene Leistung kennzeichnen und andererseits einigen speziellen Interessen von heute entgegenkommen.

Unabhängig von dem Mangel einer allgemeinen Theorie der Wertungen war doch Eine Klasse von ihnen bereits seit einiger Zeit recht gründlich untersucht worden: die Klasse der wirtschaftlichen Wertungen. Die kurz so genannten österreichischen ökonomischen Werttheoretiker hatten ihre Spezialwissenschaft durch gewichtige Beiträge zu einer spezifisch ökonomischen Wertlehre bereichert, die aber keineswegs auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt bleiben mußten und nun von Ehrenfels für seine allgemeine Wertlehre mitbenutzt wurden. Diese Erweiterung ist zugleich charakteristisch für den auf Ueberwindung des „Materialismus“ in jeder Form gerichteten Zug unserer Zeit. Er tritt in der vorliegenden Leistung auch noch durch manche Einzelheiten hervor. Mit ihm berührt sich eine dieses System der Werttheorie besonders auszeichnende oder vielmehr jedem solchen Unternehmen unentbehrliche Eigentümlichkeit: die psychologische Grundlegung. Auf jeden Fall sind ja unsere Wertungen seelische Phänomene und wollen als solche beschrieben und erklärt sein. Aber noch mehr: für Ehrenfels ist „Wert“ keine den Dingen beziehungslos zukommende Eigenschaft, sondern ein Verhältnis zu unserer seelischen Welt: er ist schlechtweg so viel wie „Begehrbarkeit“ oder ist, ausführlich definiert, „eine Beziehung zwischen einem Objekte und einem Subjekte, welche ausdrückt, daß das Subjekt das Objekt entweder thatsächlich begehrt oder doch begehren würde, falls es von dessen Existenz nicht überzeugt wäre.“ Nicht deswegen begehren wir die Dinge, weil sie irgend einen geheimnisvollen „Wert“ in sich haben, sondern sie haben Wert, weil wir sie begehren.

Um so dringlicher wird eine psychologische Darlegung des Begehrens und des sonstigen damit in Zusammenhang stehenden Seelenlebens. Der erste Band des vorliegenden Werkes ist größtenteils, nach und auch bereits innerhalb der Erledigung der „Allgemeinen Werttheorie“, der „Psychologie des Begehrens“ gewidmet. Daraus nur kurz folgendes. Dem Verfasser sind Fühlen und Begehren nicht Eine, sondern zwei Grundklassen seelischer Erscheinungen, wobei Begehren der umfassende Begriff für alles Wünschen, Streben und Wollen ist. Trotz jener Scheidung finde kein Begehren ohne ein Fühlen statt; und dies führt zu einem „Gesetz der relativen Glücksförderung“, das der Verfasser mehrmals in seine Darstellung einflicht, ohne es jedoch dem Leser ein für allemal bestimmt vorzuführen. Es besagt, daß ein Begehren dann stattfindet, wenn durch dieses ein Mehr von Glück entsteht, als beim Unterlassen des Begehrens eintreten würde. Ergebnis: alles Begehren wird in seinem Ziel sowohl wie in seiner Stärke von der „relativen Glücksförderung“ bedingt, die es, gemäß den Gefühlsdispositionen des betreffenden Individuums, bei seinem Eintritt ins Bewußtsein und während seiner Dauer in demselben mit sich bringt.*) Der Beweis freilich, daß es sich so und nur so verhält, scheint uns der Hauptfache nach nur in dem zu bestehen, was wir das „eudämonistische Vorurteil“ des Verfassers nennen möchten. Eine kleine kritische Andeutung dafür sei in folgendem gegeben. Er spricht zunächst immer von einem Mehr an Glück (sei es nun ein Mehr von Lust oder ein Weniger von Schmerz). Später aber ist unvermutet vom „besten“ und „bestmöglichen“ Glückszustand die Rede. Der Gegensatz zwischen Verschiedenheiten des Mehr oder auch der Stärke einerseits und den Verschiedenheiten des Gut, Besser, am Besten andererseits enthält im Keim den ganzen Streit um den „Eudämonismus“, d. i. kurz um die Ueberschätzung des Glückes als Prinzip unseres Verhaltens. Darin liegt ja eben der springende Punkt, ob uns das Glück schlechtweg treibt, oder ob uns noch weitere Verschiedenheiten treiben. Die Gegner des Eudämonismus — und zu ihnen gehören wohl die meisten männlichen Deutschen, ob nun philosophisch gebildet oder nicht — meinen eben, daß wir auch ein geringeres Glück einem größeren vorziehen, wenn dort etwas Besseres steckt als hier; sie wagen sogar die Vermutung, daß uns überhaupt nicht Glück treibt, sondern etwas ganz anderes; und sie freuen sich wohl herzlich, daß sich in unserem Werttheoretiker, wenn auch noch so leise, ein Stückchen Gegnerschaft gegen den Eudämonismus verraten hat.

Doch lassen wir das; lassen wir auch die vielen noch so dankenswerten Einzelausführungen über Psychologisches, die der Verfasser gegeben hat, und sehen auch ab von mancherlei Bedenken, die wir gegen seine Aufstellungen über Suggestionen, Associationen und andere psychologische Gegenstände vorzubringen hätten. Wichtiger wäre schon seine Uebersicht über die verschiedenen Varianten, Ableitungen und Arten des allgemeinen Wertbegriffes; allein auch dabei handelt es sich um ein Netz von Begriffen, dessen Auseinanderfaltung hier auch dann zu umständlich wäre, wenn der Verfasser die Feststellungen dieser Begriffe nicht meistens so versteckt hätte, daß man selbst beim eifrigsten Zurückblättern oftmals im Ungewissen schwebt. Leider durchzieht diese Schwierigkeit das ganze vorliegende Buch. Insbesondere sind es die häufigen Verweisungen auf früheres, die dem Leser unnötige — durch kurze Wiederholungen und zumal durch klare Einführungen des Neuen so leicht vermeidliche — Mühe machen: „sie“, „jene“, das „angeführte“, „die Annahme“, „die eine jener letzteren“, „unter diesen Bedingungen“, „der so erweiterte Begriff“ u. dergl. mehr. Dazu dann Satzbildungen, so schwerfällig, daß man sich wundert, warum denn der Verfasser die so naheliegende Zerlegung in einfachere Satzgebilde unterlassen hat. Die engen sachlichen Beziehungen des Verfassers zu dem Philosophen A Meinong spiegeln sich auch in der Darstellungsweise wider. Austriacismen wie z. B. „Ferners ziehen jene Vorstellungen die Lucidität auf sich, welche“ u. s. w., fehlen natürlich ebensalls nicht. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß Unvollkommenheiten in der Gedrücktheit, ein Buch, ein gut lesbares, gut übersichtliches Buch herzustellen, gerade bei der das Buchmachen am üppigsten betreibenden, der deutschen Nation, speziell bei ihren Gelehrten, auffallend häufig sind. Der Typus der breiten und tiefen Massen von Denkmaterialien anstatt eines aus ihnen erst aufzubauenden Gebäudes kehrt auch in der vorliegenden Leistung wieder, trotz der im Inhaltsverzeichnis zu Tage tretenden sorgfältigen Einteilung. Hoffentlich wird uns der letzte Band — der dem wirtschaftlichen Gebiet gewidmet sein soll — nicht das auch hier so nötige Sach- und Namenregister vermissen lassen.

Was im Ehrenfelsschen Werk neben der „timologischen“ Grundlegung vorläufig am wertvollsten sein dürfte, sind die, den zweiten Band ausmachenden, „Grundzüge einer Ethik“ — und zwar, wenn wir wieder verstreute Aufschlüsse des Verfassers richtig verstehen, nur als einer Psychologie der ethisch oder sittlichen genannten Wertthatsachen; Aufgabe sei hier nicht das Diktieren ethischer Postulate, sondern das Präzisieren des Begriffs der ethischen Wertthatsachen aus ihrer erfahrungsgemäßen Betrachtung. Herausgreifen möchten wir daraus vor allem das Interesse des Verfassers für das, was er die „ethische Wertbewegung“ nennt, also die Veränderung der ethischen Wertbewegungen, kurz auch als „ethische Entwicklung“ bezeichnet. An der Beschreibung dieser Bewegungsformen, an dem über Entwicklung und Erstarrung,

*) Vgl. jetzt eine Polemik darüber in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“, 1899 Heft 2 and 3.

Digitized by Google

über Entwicklungsmoral und aufsteigende ethische Wertung u. dergl. mehr Gesagten wird wohl jeder Evolutionist seine Freude haben, auch wenn manchem schon das hier aufgebotene, freilich nicht allzugroße Maß von Darwinismus unlieb sein mag. Dazu dann das besonders rühmenswerte Streben nach klaren Begriffen und eindeutigen Bezeichnungen, das hier auch erfolgreicher durchgeführt ist als in den grundlegenden Ausführungen, aber natürlich immer im Anschluß an diese. Dort war z. B. die „für ein bestimmtes Gebiet von Wirkungen bezweckter Handlungen typische Kette" von Geschehnissen, „von denen jedes vorausgehende einen Teil der Ursache des nächstfolgenden enthält, und in welcher sich alle drei Gruppen, der Mittel, des Zweckes und der Folgewirkungen unterscheiden lassen", als „Zielfolge" beschrieben worden. Innerhalb dieser traten bei solchen Wertungen, die kurz gefaßt der menschlichen Gemeinschaft, nicht aber dem Individuum nützen, bei den „überindividualistischen" Wertungen, bestimmte Glieder ihrer Zielfolge hervor, in denen jene Wertungen den Grund für ihre Erhaltung und Fortpflanzung, über die Individuen hinweg, besitzen; sie werden die „Erhaltungsglieder" genannt. Hier wird nun dieser Begriff benützt zum Erfassen der allgemeinen entwicklungstheoretischen und biologischen Bedeutung dessen, was sich die „sozialen Verhaltungsregulatoren" nennen läßt, und erscheint wieder als „Zielgrund" (raison d'être), d. i. als der Vorteil, der die Existenz eines Organes vom teleologischen Standpunkt aus rechtfertigen würde, in sich jedoch keinerlei Zweckbeziehung enthält; dies gilt nicht nur von physischen Organen, sondern ohne weiteres auch von psychischen. U. s. w.

Im Uebrigen möchten wir noch die so glücklich einfache Unterscheidung von Moral und Ethik hervorheben. In meinen Gefühlsdispositionen des Mitleids, der Wahrheitsliebe u. s. w. gebe ich moralische Wertungen; richtet nun jemand auf diese Vorgänge seine Hochschätzung (eventuell Geringschätzung), so giebt er ethische Wertungen. Kurz: das Moralische ist das Objekt des Ethischen, das Ethische die Wertung des Moralischen. Daß dabei ganz wohl mit Allgemeingiltigem zu rechnen sei — was gegenüber den beliebten Hinweisen auf steten Wechsel der moralischen Wertungen besonders Kreibig in seinem erwähnten Werk nachgewiesen hatte — wird aus der vorliegenden Gesamtleistung selber so einleuchtend, daß die eine oder andere in ihr enthaltene unmittelbare Aufklärung darüber nur eben erwähnt zu werden braucht. Auch die verschiedentlichen Beziehungen zur Metaphysik (die jedoch für das Ganze keineswegs bindend sind) u. dgl. m. seien hier nur eben angedeutet.

Alles in Allem hat uns Ehrenfels eine Leistung geboten, an der nicht gut vorübergehen kann, wer sich auf diesen Erkenntnisgebieten tummeln will. Sie ist nun so wertvoller, als hier auch auf einem Feld, auf dem Exaktes im engeren Sinn des Zahlenmäßigen nicht geboten werden kann, doch eine theoretische Sicherheit erreicht worden ist, die alle Eignung besitzt, das Ansehen der Philosophie dem der heute immer noch beliebteren Wissenschaften mit anzugleichen.

Die Sozialreform und das Beamten- und Werkführertum in den Geschäftsbetrieben.

Von einem Handarbeiter.

(Schluß.)

Ich habe früher das in den Werkstätten grassierende Schmarotzerwesen erwähnt. Diese Erscheinung ist ein recht wunder Punkt und trägt vielfache Erbitterung in die Gemüter. Diese Freunde und Lieblinge des Werkführers oder des einen oder des andern Beamten erstatten getreulich Rapport über alles, was sich in der Werkstätte ereignet Bei der Arbeit nimmt man's nicht so genau, man überwacht sich weniger, ein Wort fällt, — der Werksführer ist unterrichtet. Die Lieblinge haben auch die Aufgabe, den neu Eintretenden Mut zuzusprechen, im Falle diesen der Akkordpreis zu niedrig erscheint; man solle die Arbeit nur beendigen, später würde es besser werden, im Anfang müsse eben jeder das Schlechtere hinnehmen. Man verweist auf sich als Exempel, wie man jetzt mit den Verhältnissen zufrieden sei. Und da der Neuling gewöhnlich nicht orientiert ist, so läßt er sich auch bestimmen, arbeitet und arbeitet, hört dem Biedermannstone zu und hofft auf Besserung. Sonnabends finden sich der Werksführer und seine Freunde in der Stammkneipe ein und bei einer großen Weißen mit Himbeer und einem saftigen Eisbein lacht man über die Gimpel, die nicht alle werden. Von manchen widerlichen Szenen dieser Art konnte ich, mit Namhaftmachung der Personen, berichten. Natürlich läßt man den Werkführer nicht bezahlen, man macht ihm auch andere Geschenke, erweist ihm Gefälligkeiten u. s. w.; dafür verdient man schön, bekommt die beste und angenehmste Arbeit zugewiesen. Ich kenne einen großen Betrieb hier, wo gute Arbeiter bei intensivster Bethätigung zu keinen höheren Verdienst als 18 Mark pro Woche kamen; dagegen die Vertrauensmänner der Werkführer zu 40 - 50 Mark, ja noch mehr. Es ist ein gegenseitiges Stützsystem; man erhält sich gegenseitig, und so springt die eigene geistige Unzulänglichkeit nicht so kraß hervor. Aber die Mehrzahl leidet unter dieser Wirtschaft, sowohl materiell als moralisch, und die Quelle häßlicher Szenen bildet sie auch oft.

Ein zweites Beispiel. Es ist ein großes Möbel- und Dekorationsgeschäft. Sämtliche Arbeiter sind auf eine vierzehntägige Kündigung verpflichtet. Der Werkführer der Tapezierer hat ein, wie ich glaube, ausnahmsweises Gehalt, 36 Mark die Woche und dann noch einige Nebeneinkünfte. Das alles genügt ihm aber nicht, er möchte sich materiell noch mehr steigern; er möchte Ueberstunden machen, und sie würden notwendig werden, wenn ein Teil der Gehilfen ihre Entlassung bekäme; jedoch das könnte erst nach 14 Tagen geschehen, der Kündigung wegen. Im Kontor werden allerlei unwahre Angaben gemacht und dann beschlossen, die Arbeiter durch List um ihr gesetzliches Recht zu bringen. Man redet ihnen vor, daß so viel der Arbeit vorhanden sei, man wisse sich nicht zu helfen; doch um eine einheitliche Regelung zu erzielen, und da die Tischler keine Kündigung hätten, was nebenbei eine Lüge war, so solle die Kündigung überhaupt entfallen in jeder Branche. Der Koup gelingt, die Tapezierer unterschreiben wirklich, ein Teil von ihnen wird darauf am nächsten Tage, am Sonnabend entlassen, und der Werkführer ist zu seinen Ueberstunden gekommen. Der Fall hat sich thatsächlich ereignet. Die Arbeiter handelten thöricht, aber sie vertrauten dem Biedermannstone.

Ein anderes großes Geschäft. Es herrschte hier eine leidliche Ordnung Wir hatten zur gegebenen Zeit unsere Anbepausen: Frühstück, Mittag, Vesper. Der Inhaber des Geschäfts, ein reicher Mann und soweit auch wohlwollend, störte unsere Ordnung durchaus nicht; nur war er ohne eigenes Urteil, verstand vom Geschäft wenig, lehnte sich demnach an andere und so erwies er sich jeder Einflüsterung zugänglich. Es kam ein neuer Expedient, ein an sich positives Kenntnissen sehr armes Bürschchen — er zählte 19 Jahre — doch verfügte er über eine gewisse Dosis von Bauernschlauheit. Er sprach im Kontor . . . reblich für sich. Bald wurde an unsern Anbepausen gerüttelt, sie sollten, angeblich dringender Arbeit wegen verschoben, bald nicht mehr gehalten werden. Die Ueberstundenwirtschaft riß in einem Maße ein, wie nie zuvor; man war keinen Tag sicher, ob man zur bestimmten Feierabendstunde, um ½5 Uhr, nach Hause gehen würde; und dazu arbeitete man im tiefen Keller, teilweise sogar mit giftigen Farben. Die Ueberstunden bürgerten sich dann auch morgens ein; selbst am Sonntag sollte trotz des gesetzlichen Verbots gearbeitet werden, und es wurde auch von den Schmarotzern gearbeitet. Die Ordnung war nun

Digitized by Google

vollständig durch den einen Menschen, den Expedienten, auf den Kopf gestellt worden. Und nichts sprach für den Mann; sein Gehalt war ein gutes, wie denn überhaupt in dem Geschäft an die Beamten und Verkäufer ansehnliche Gehälter gezahlt wurden. Doch um alle seine Vorgänger auszustechen, um sich noch eine besondere Gratifikation zu ersagen, die dann wieder in allerlei Sportsexereien aufging, mußten alle Rechte der Arbeiter einfach gestrichen werden. Und wer sich nicht fügte, nicht alles mitmachte, der mußte hinaus. Die Gegenstände kannen unfertig, mit vielen Mängeln behaftet zur Kundschaft hin, ein ewiges Reparieren ging nun in den Wohnungen an, man wurde ungeduldig, alle Schuld wurde uns aufgehalst, es gab vielfachen Verdruß, und dem Geschäft selbst erwuchsen die riesigsten Kosten durch das massenhafte Fahrgeld und die andern Auslagen. Jedoch dies einzusehen, dazu war eben der Geist des Geschäftsinhabers unzulänglich; und leider, auch die geringe Urteilskraft des Publikums ermöglicht solche Wirtschaft. Ein junger Mensch kann sich das alles zu nutze machen, und wie wir gesehen haben geschah und geschieht dies in überreichem Maße. Bei meiner sehr liberalen Anschauung ist es mir wirklich nicht möglich, die geschilderten Fälle unter die Rubrik der ökonomischen Abhängigkeit zu bringen. Was geschehen, ist ein Verbrechen und in seinen Folgen und Wirkungen vielleicht ein verderblicheres als irgend ein anderes.

Ein vierter Fall. Wir sind in einer großen Lokomotivfabrik. Es herrscht da das System der Kolonnenführer. Die Herren sind selbst Arbeiter, nur ist ihr Lohn höher und sie bestimmen in der ihnen unterstehenden Kolonne auch die Länge der Arbeitszeit für diese. Einige von den Herren kenne ich, sie sind gutsituierte Hausbesitzer. Ueberstunden wären gerade nicht notwendig, auch die Arbeiter sind dagegen, doch die Schicht wird verlängert, oft bis in die späte Nacht hinein, mechanisch arbeitet man weiter, ohne Interesse, ermüdet und stumpf. Die kleinen Potentaten, die Kolonnenführer, wollen es eben so, und der Arbeiter soll sich der Laune, der Bosheit fügen. Daß es bei solchen Zuständen für den Arbeiter oft unmöglich ist, seine mangelhafte Bildung zu verbessern, liegt wohl auf der Hand; und mancher Unglücksfall in den Fabriken dürfte auch der langen Ueberarbeit zuzuschreiben sein. Daß da die oberste Leitung nicht eine andere Organisation schaffen könnte, daß die Länge der Arbeitszeit von einem beliebigen untergeordneten Organ bestimmt werden müsse, ist schwer zu glauben.

Und nun als Schluß des heutigen Rundganges ebenfalls ein sehr großes Etablissement. Der Besitzer ist ein vielfacher Millionär. Diese Eigenschaft verpflichtet ihn dazu, sich um das untere Getriebe seines Geschäftes überhaupt nicht zu bekümmern. Daß da der Weizen der unteren Beamtenschaft besonders blüht, dürfte nach dem Gesagten wohl als selbstverständlich erscheinen. Selbst Verkäuferlehrlinge haben es hier in der Hand, die Aufhebung der Arbeiter willkürlich zu verschieben oder unmöglich zu machen. Und alles wieder unter dem Schutze der so brauchbaren Notwendigkeit. Der kleinste Widerspruch wird von dem Beamtenpersonal sofort als Beleidigung aufgefaßt, als Sozialdemokratie bezeichnet. In der Anständigkeit des Geschäfts hat der Arbeiter überhaupt keinen Schutz mehr; will er sich schützen, so muß er's selbst thun und dann sind seine Tage gezählt. Freilich ist hier die Arbeiterschaft auch darnach; sie empfindet nicht mehr, was man ihr anthut, so unsäglich traurig habe ich es nirgends gefunden. Das protektionistische System herrscht in diesem Geschäft ausschließlich. Wer schmeichelt und heuchelt, kann sich hier in Müßiggang ergehen, so viel er will; den Andern, der auf sich hält, den erdrückt man förmlich mit Arbeit; jenem wird Lohnerhöhung, diesen verweist man cynisch auf den Himmel, der würde uns dann allen zulegen. Der Schmarotzer darf sich erkühnen, seinen Mitarbeiter zu schuhriegeln, wie er will. Was Wunder, wenn nun diesem einmal die Galle übergeht und es dann in den Frühstückspausen aus geringfügigen Anlässen zu Prügeleien kommt. Es gab bestialische Szenen, das Blut spritzte nur so hin, wuchtige Bierseidel waren auf den Köpfen total zertrümmert worden. Ein Ekel und Entsetzen erfaßte jeden Fühlenden, und dann wurde es dem Schmarotzer von der obersten Leitung aus mit Betriebsunfall entschuldigt. Ist ein derartiges Verfahren nicht geeignet, zu solchen Szenen, wie der geschilderten, förmlich anzureizen, besonders geistige tiefstehende Menschen? Ihren stiehlt man sich gegenseitig; sie wieder auszulösen, kostet einen halben Thaler, der dann natürlich in minderwertigen geistigen Getränken aufgeht. Solcher Verhältnisse müde, trat ich nach einigen Monaten der Thätigkeit aus und bringe diese Zustände zur Kenntnis. Den Wahrheitsbeweis für das Gesagte anzutreten, bin ich jeden Augenblick bereit.

Ueblich ist es auch in solchen Geschäften, dem Arbeiter jede Lüge und Täuschung dem kaufenden Publikum gegenüber zuzumuten, und wer darin nicht Virtuos ist oder es sein will, der erscheint eben als unbrauchbar. Wie weit dies nun für das weitere Leben zerstörend wirkt, erörtere ich nicht; nur dächte ich, daß auch das Publikum, wenigstens was die materielle Seite anbetrifft, alle Veranlassung hätte, an solchen Erscheinungen nicht achtlos vorüberzugehen, es wird ganz grauenhaft übervorteilt, geschädigt.

Zum Schluß denn also nochmals die Frage: Muß unter solchen Verhältnissen die Sozialreform, wie sie jetzt betrieben wird, nicht als der Tropfen auf den heißen Stein bezeichnet werden? Können wir infolge dieser unserer mechanischen Auffassung zu nennenswerten Resultaten gelangen? Dürfte es so zu der von so vielen erwarteten Ausgleichung und Versöhnung der Gegensätze kommen? Ich glaube, da muß denn doch tiefer geackert werden, nach der Seite einer vollern ethischen Auffassung hin. Ist haben es wir Arbeiter versichert, daß sie den Arbeitsgeber gern von der Verpflichtung der verschiedenen Kassenbeiträge entbänden, sie würden diese Groschen auch noch bezahlen, wenn er andererseits nur wieder in seinem Betriebe die Schäden tilgte, wie ich sie nur in einer kurzen Zusammenfassung erörtern konnte.

Man erwartet heute alles vom Staate; gewiß, er kann manches geben; aber das Wesentlichste doch nicht. Dies muß aus uns selbst hervorgehen, ein größerer Ernst als bisher muß in uns hineinkommen, sich unser bemächtigen; der Sinn für das Bedeutendere muß uns eigen werden, dann gewinnen wir eine Fülle von Zeit zu allerlei Notwendigem, das aber heute in so vielen Fällen hinter die traurigsten Nichtigkeiten zurücktreten muß. Die Gesamtheit hat zahlreiche Mittel und Wege an der Hand, um sich ganz unleidliche und so tief schädigende Zustände zu verbieten. Und der Arbeitgeber, er schiebe die untersten Angelegenheiten seines Betriebes nicht ganz von sich, er widme sich ihnen zuweilen und sei's nur auf kurze Zeit; schon die Thatsache, daß seine untergeordneten Organe jemand hinter sich verspüren, der ihrer Willkür an einem Tage ein Ende machen könnte, wird viele der Uebel, wie ich sie geschildert habe, einfach verschwinden machen. Manchen Betrieb kenne ich, wo es so ist, und man fürchtet da nicht für die Disziplin, sie leidet auch wirklich nicht; man könnte sich wohl daher leichteren Herzens auf die Seite des Abgeordneten Roesicke stellen, als auf die, wo Freiherr v. Stumm mit einem um 200 Jahre verspäteten Absolutismus thront. Auch die Arbeiterschaft wird gut thun, energischer an ihrer Hebung zu arbeiten, denn ein enger, unfreier Geist ist oft unter ihnen zu finden. — Was nun endlich die leitenden Staatsmänner anbetrifft, so mögen sie sich selbst eingehend fragen, ob die geplanten Gesetzesverschärfungen nicht in ganz anderer Richtung wirken dürften, als man sich's vorstellt. Was an Uebeln

Digitized by Google

an uns vorübergezogen ist — im Zeichen einer solch, revidierten Gesetzgebung würde sich das Schädliche erst recht sicher fühlen, man würde es gleichsam konservieren. Wenn die Selbstsucht dahinterkommt, wie vortrefflich die verschärfteren Gesetzesbestimmungen für ihre Zwecke zu gebrauchen sind, so wird sie auch in umfassendem Sinne davon Gebrauch machen. Eine weitschichtige Sozialreform muß darum gegen alle derartigen Gesetzesproduktionen eine abweisende Stellung einnehmen.

Ein mutiger Mann hat vor nicht langer Zeit seinen erkluften Parteistandpunkt revidiert. Es hat Aufsehen und Sensation erregt. Lassen wir es nicht dabei bewenden. Suchen wir ihm Recht zu verschaffen, wenn nicht schon für die unmittelbare Gegenwart, so doch für eine nicht allzuferne Zukunft. Die ideellen Faktoren, von denen er spricht, daß sie im Leben heute schon wirkend und wirksam seien, sie sollen eine wirkliche, achtunggebietende Macht werden. Wie die Dinge heute liegen, so dünkt es mir, als ob jene Imponderabilien des politisch-sozialen Gebietes, aus denen sich für Staat und Gesellschaft Katastrophen ergeben haben, heute noch mächtiger sind als alle ideellen Faktoren ..... Kein Uebel ist so klein, als daß es nicht groß werden könnte; und jedes Uebel war ursprünglich nicht so wirksam, erst durch unsere Indolenz und Verstimmis ist es umfassend geworden. — Mit größeren materiellen Opfern, wenn diese wirklich ins Gewicht fallen sollten, ist unsere weitergehende Sozialreform, auch nicht verbunden; die heutige mechanische Art, weniger wirksam, verschlingt mehr. Erst wenn wir uns so geändert haben, können wir sagen: Unser soziales Gewissen ist erwacht.

Streiflichter.

Eine Denunziation gegen unseren langjährigen verdienten Mitarbeiter am Werke ethischer Kultur, Prof. Staudinger in Worms, anläßlich seines eben erschienenen Büchleins „Ethik und Politik" (Berlin, F. Dümmler) wird von unserer zu erratender Seite im „Wormser Tageblatt" und in der „Wormser Zeitung" versucht. Ein „Schulmann" schreibt dort u. a. Folgendes:

„Wer wollte es verkennen, daß eine gewisse Fersttrentheit" (Wie beschreiben und mild ausgedrückt! D. Red.) „in der Leitung des hessischen Schulwesens offenkundig geworden war. Die Energie, mit welcher Staatsminister Rothe die auf diesem Gebiet vorgefundenen schweren Mißstände weggeräumt und neuen Männern die Wege geebnet hat, ist nicht nur in den Kreisen des Publikums, sondern auch in denjenigen des Lehrerstandes mit Genugthuung begrüßt worden. Die neuen Männer sind aber nicht nur berufen, für eine gesunde Fortentwicklung der Organisation unseres Schulwesens einzutreten, sie müssen vor allem im Interesse unserer Söhne darüber wachen, daß der Geist in unserer Schule ein gesunder bleibt, daß nicht etwa in den Lehrerseminarien, Volksschulen und höheren Schulen diejenige zersetzende (!) Weltanschauung einzieht, welche beispielsweise Herr Professor Dr. Staudinger von Worms in seinem bei Dümmler in Berlin kürzlich erschienenen Buche „Ethik und Politik" darlegt ...."

„Wir werden durch Auszüge aus der neuesten Staudingerschen Schrift den Wormser Eltern den Beweis zu führen versuchen, daß eine nationale vaterländische und religiöse Erziehung ihrer Söhne nicht möglich ist, wenn in die Köpfe derselben die Staudingersche Weltanschauung eingepreßt werden sollte."

Es wird nun an der Hand willkürlich aus allem Zusammenhang gerissener Sätze, die von der „W. Zeitung" dem „Tageblatt" samt sinnentstellenden Druckfehlern ruhig nach gedruckt werden mit der Begründung „das Buch liege nicht vor", die Anklage erhoben auf Sozialismus, Bismarckfeindschaft (man denke!), Mangel an nationaler Begeisterung; dazu fügt der Angreifer in der W. Zeitung: Unkenntnis der christlichen Grundideen, offenes Bekenntnis zum Republikanismus hinzu, und findet endlich mit Verdrehung der Staudingerschen Worte über den moralisch verwerflichen Ehrenkodex des Offizierkorps einen „höchst unmoralischen Angriff gegen unser Offizierkorps und damit gegen Vorschriften von höchster Stelle" in dem Büchlein. Das ist reichlich viel. Die Erwiderung, die unser Freund dem anonymen Ankläger zu Teil werden läßt, ist so würdig und eindrucksvoll, daß wir einen Teil davon unseren Lesern nicht vorenthalten können. Er schreibt:

„Wer ein Buch schreibt, muß auf Kritik gefaßt sein, und wer ein Buch über sozialpolitische Dinge schreibt, muß darauf gefaßt sein, daß manche Kritik nicht bloß von wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitet wird, sondern daß auch die Parteileidenschaft sie beeinflußt. Und darauf hatte auch ich mich gefaßt gemacht. Unerwartet war aber auch der Autor das Recht, Kritik wider Kritik zu setzen, Irrtümer und schiefe Auffassungen zu berichtigen und den Standpunkt des Kritikers zu kennzeichnen.

Berichtigung und Erörterung sind freilich dann unmöglich, wenn eine Kritik keine Kritik ist, sondern ein Auszug von Stellen, die eigens zu dem Zwecke zusammengestellt sind, um dasjenige Publikum, welches den Verfasser und seine Schrift nicht kennt, gegen ihn einzunehmen und aufzureizen ....

Eben dies Verfahren ist es, das mein Herr Kollege mir gegenüber in Anwendung bringt. Solcher Kampfweise gegenüber auch nur ein Wort der Widerlegung und Richtigstellung zu verlieren, halte ich für unter meiner Würde. Es wird auch wohl für die, welche meine Person kennen oder mein Buch ernsthaft und unvoreingenommen gelesen haben, nicht nötig sein.

Dagegen halte ich es für gut, demjenigen Teile des Publikums, der meine Schrift nicht kennen zu lernen Gelegenheit hat, kurz ihre Grundtendenz darlegen, die er so gänzlich außer Betracht zu lassen gerufe.

Sie fließt, ebenso wie verschiedene schon früher von mir im gleichen Sinne verfaßte Bücher und Abhandlungen, aus dem Geiste des am Ende des vorigen Jahrhunderts lebenden Königsberger Philosophen Immanuel Kant; sie vertritt also den sittlichen Standpunkt des Mannes, dessen Ideen neben denen Fichtes die gebildete Jugend des damaligen Deutschland erfüllten, und die sie in die Freiheitskriege begleiteten. Darnach sind sie freilich, in der diesen Kriegen folgenden Reaktion, wieder in die Rumpelkammer gewandert oder gar mit Acht und Bann belegt worden.

Kants Sittenlehre will das innerste Gesetz dessen erforschen, was man bisher in den höchsten Religionen sittlich genannt hat; er will das Prinzip finden, welches sich in unserem Gewissen ausspricht und das Zusammenleben des Volkes und der Völker — soweit es sittlich zu nennen war — von jeher bestimmt hat. Dies Gesetz, so lehrt er, besteht im freien Zusammenstimmen menschlicher Zwecke, das heißt in einer einheitlichen Ordnung, in widerspruchslosem Zusammenklang menschlichen Fühlens, Wollens und Handelns. Ueberall da ist somit keine Sittlichkeit vorhanden, wo die Menschen nicht nach dieser sittlichen Ordnung fragen, sondern ohne weiteres ihren Neigungen und Interessen dienen; sie fehlt überall, wo sie die gleiche Menschenwürde ihrer Mitmenschen mißachten und diese vergewaltigen und unterdrücken.

Diese Sittenlehre, die meiner Ueberzeugung nach mit dem innersten Kern der Lehre Christi übereinstimmt, sucht auch ich, ebenso wie vor mir fast sämtliche Jahrhunderte Philosophen, zu vertreten. Sie steht allerdings in schroffem Gegensatz zu der heute wie vor 100 und auch vor 1900 Jahren verbreiteten satten Pharisäer- und Philistermoral, die ihre Ansichten und ihr Verhalten nach eigensüchtigen Interessen und den Wünschen der Reichen und Mächtigen modelt. Bei solchen Geistern wird sie natürlich heute wie immer schwersten Anstoß erregen, besonders wenn man sie, wie ich im zweiten Teile meiner Schrift thue, auf die Praxis des öffentlichen Lebens anzuwenden versucht.

Für dieser Anwendung hat mich folgende Erwägung geführt. Seit Jahrzehnten sehen wir unser Volk in zwei Nationen gespalten. Die eine ringt nach neuen besseren Zuständen, aber unkundig jenes Grundgesetzes, das allein sittlichen Streben zu Grunde liegen muß, thut sie das vielfach in ungesetzlicher Weise und ist darum oft nicht im Stande, den vielen berechtigten Strebungen, die sie vertritt, allgemeine Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Diesen Teil bilden die sozialdemokratischen Arbeitermassen. Die andere Nation in unserem Volke vermag vielfach über der Besitzung für die äußere nationale Einheit — die auch mir ein köstliches Gut ist — nicht zu sehen, wieviel noch zur inneren Einheit fehlt, und worin die sittlichen Bedingungen dieser inneren Einheit bestehen; sie kann darum auch an den Bestrebungen jenes anderen Volksteiles nur die Fehler, nicht aber das Gute erkennen. So sind beide in Zwietracht gegeneinander entflammt. Diese unselige Spaltung des Volksganzen benutzen dann fanatisierte und interessierte Geister, um den Haß und das Mißtrauen hüben und drüben stets neu zu erzeugen und den Riß zu vereinigen, der ihrem Eigeninteresse so förderlich ist, der aber die Nationen aufs tiefste zu schädigen geeignet ist.

Die Gründe zu dieser Spaltung aufzudecken und dadurch mitzubeifen, daß sie beseitigt werde, das halte ich in der That für eine nationale Aufgabe im eminentesten Sinne des Wortes. „National sein, heißt innere Einheit schaffen", so sage ich in meinem Buche. Da halte ich nun mit vielen aufrichtig national gesinnten Männern den wachsenden Einfluß der Geldmächte für einen Hauptgrund dieser

Digitized by Google

Spaltung. Ich halte es für eine große Krankheit unserer Zeit, für ein Hinderniß innerer Einheit, daß diese Mächte teils bewußt, teils unbewußt den Staat wie ihre Mittenzohen materiell und moralisch immer mehr von ihren Interessen abhängig machen. Ich glaube, daß hierin eine ernste Gefahr für unsere Nation wie für alle Nationen, eine schwere Bedrohung wirklich innerer Religiosität, Kultur und Gesittung liegt. Als Ziel schwebt darum auch mir die endliche Auflösung der Kapitalherrschaft vor, die vergehen wird, wie sie geworden ist; mir schwebt als sittliches Ziel des Strebens der Zustand vor, den die ersten Christen das Reich Gottes auf Erden nannten, den Immanuel Kant als ein einheitliches Zusammenwirken freier Menschen dachte, die sich selber zu höherstehen sähig sind. Ich glaube, der Umstand, daß wir dem weit von diesem Ziele entfernt sind, enthebt uns nicht der Pflicht, darauf hinzustreben.

Das ist zweifellos Sozialismus. Freilich; Sozialismus ist ein Wort, das leider noch manchen Unkundigen einen Schreckensschauer durchs Rückenmark jagt. Man denkt dabei an gewaltsame Wegnahme des Eigentums, an Empörung, an Tyrannei des Pöbels, an Aufhebung aller Selbständigkeit und an, was weiß ich noch alles mehr. Allein der folgerechte Sozialismus kann die Selbständigkeit nicht verkümmern, er muß gerade bessere Bedingungen schaffen wollen; er darf nicht andere zu beherrschen suchen, sondern muß die Menschenwürde eines jeden sicher stellen; er kann kein Eigentum wegzunehmen trachten, sondern muß gerade das heute von der Geldmacht bedrohte Eigentum zu schützen suchen. Darum kann er nicht umstürzen, sondern nur umbilden wollen und muß Aufbauen zu schaffen suchen, wo einer den andern nicht mehr auszuwuchern und zu beherrschen vermag.

Solches Ziel kann an sich weder unrecht noch staatsgefährlich sein. Wenn man freilich das genannte Ziel auf dem Wege gewaltsamen Umsturzes der gegebenen Rechtsordnung erreichen will, so ist es zu verwerfen. Aber nicht das Ziel, sondern nur die Art, wie es da erstrebt wird, ist dann verwerflich zu nennen. Diesen falschen Weg aber verurteile ich grundsätzlich, und nicht bloß taktisch, sehr entschieden in meinem Buche. Ich betone allerdings, daß echter Sozialismus nur durch ernstes Streben nach Wahrheit und Recht und durch selbstlose stetige Arbeit in Staat, Gemeinde und Genossenschaft zu verwirklichen ist. Ueberall wo freie Menschen aus freiem Willen zu gemeinsamen Zielen zusammen arbeiten und diese Arbeit dem Sittengesetz unterordnen, da erfüllt sich schon ein Stück Sozialismus. Und diesen Sozialismus weiter anzustreben, halte ich für die wesentlichste nationale und sittliche Aufgabe.

Das ist der Standpunkt meines Buches. Dagegen mag der Gegner manderlei einzuwenden haben; er mag sogar meinen, ein solcher Standpunkt sei undurchführbar. Bei sachlicher Bestreitung aber kann man sich doch gegenseitig mit Achtung gegenüberstehen. Laßt die verschiedenen Ansichten ruhig wirken, dann werden wir allmählich der Wahrheit näher kommen; und wenn die Gluth, die ich vertreten helle, wirklich eine Stubenflamme ist, so wird sie in der freien Luft bald absterben.

Neben dieser Art des Meinungskampfes aber giebt es leider heute noch jene andere, die dem Gegner, welcher unbequeme Dinge sagt, den Mund zu verschließen strebt. Der Verschiedenes gegenüber, welche hieraus entspringt, habe ich es für nötig gehalten, dem Publikum, bei dem ich verdächtigt worden bin, meinen wahren Standpunkt offen vorzutragen."

Bemerkt sei noch, daß im Gegensatz zu ihren Kollegionen die „Wormser Volkszeitung" warm und entschieden für den Angegriffenen eintritt. Wir wünschen unserem Freunde Glück zu solchen Gegnern und solchen Freunden.

Zeitschriftenschau.

1.

J. Abenarius spricht im Kunstwart (1899, 13) von „krankhafter oder krankmachender Dichtungen kranker Geister" und von der Gefahr geistiger Ansteckung, welche — im Umgang mit Dichtungen wie im wirklichen Leben — um so größer ist, wenn der Kranke als gesund erscheint, als unsersgleichen; die Lobingungen der sog. „Personalsuggestion" sind dann weit günstiger, da wir uns dem „Suggereur" nicht von vornherein als geistig überlegen fühlen.

Gegenwärtig nun geht unter uns eine ziemlich schwere psychische Seuche um, die „Decadence". Sehr bezeichnend ist, daß ihr Name von den meisten der Decadenten selbst angenommen worden ist: sie fühlen sich als Menschen des Verfalls, sie kämpfen nicht gegen ihre Erkrankung — sie geben sich ihr hin, sie belauschen sie, sie gewinnen ihr Reize ab, sie sind wohl gar stolz darauf und fühlen sich, wie so viele der ihnen so nahe verwandten Hysterikee als etwas „Feineres": feiner als die Gesunden! Das Gesunde ist ihnen unangenehm, weil es sie nicht genug reizt, die daß der Reizungen stetig bedürfen; sie brauchen das Uebertriebene, Grelle. Rohe. „Sensationelle", das sie aufpeitsche. Wenn aber die Aufgeregtheit ihnen das Scheingefühl der Kraft ein Weilchen lang vorgaukelt hat, so sind sie in ihrer Ermattung überempfindlich, und vertragen und lieben nunmehr nur das Leiseste. Daher ist ihre Dichtersprache für gewöhnlich ein Lispeln, Säuseln und Stammeln — wenn sie aber kräftig sein soll, ein Schreien.

Die Dichtungen der Begabten unter den Decadenten sind auch für die Gesunden feinsowegs immer ohne Wert. Ueberreizte Nerven werden dies oder jenes stärker empfinden, als gesunde, und wenn durch die Darstellung ihres Fühlens für den Gesunden häufig nur eine Disharmonie und eine Unruhe entsteht, so wird doch auch vorkommen, daß die erhöhte Empfindlichkeit eine wesentliche und daher wertvolle Eigenschaft bewußt macht, die gewöhnlichen Sinnen verborgen bliebe. Ein gesunder Kopf nimmt das eben auf; über das andere sieht er weg. Anders der schon Angekränkelte, oder auch der Schwache, wenn er sie kräftige Gesundheit hält, was ihm wieder eine ungeheure Imponiert. Er lebenführung und Weltanschauung bis zu seiner Heilung Lebewohl sagen . . .

Allerdings ist es nicht immer leicht, festzustellen, was gesund und was krank sei. Es ist besonders schwer bei Neurotigen und wird sogar unmöglich nach der Grenze hin, wo gesund und krank in einander übergehen. Aber das schadet garnicht soviel; beachtet man die Frage einmal, so wird man in unsicheren Fällen skeptisch gegen die Gesundheit sein, und das genügt schon. Und bei einer großen Menge von Kunstwerken wird die Beantwortung der nützlichen Frage doch leicht. Gesunde Werte sind die, welche in letzter Folge der Erhaltung des Lebens dienstbar sind. Gesund ist also auf unserem Gebiete, was unsere geistigen Organe kräft, verfeinert und in rechten Ausgleich, ihr rechten Wechselwirken erhält; gesund ist, was nicht schwächt und zerrüttet, sondern übt und erzieht. Auch durch Unlust geschieht das, auch durch Schmerz, aber mit dem Ziel der großen Freude, mit der ein gesunder Starke seiner selbst, seines Menschengeschicks und der Welt genießt, wenn er in Saft und Kraft verwandelt, was immer er aus den Tiefen des Lebens zum Tranke heraufhebt. Gesund sind deshalb alle die reinen Gefühle, deren Merkmal die Ruhe ist, Ruhe, wie sie sowohl der echte Humorist erreicht wie der echte Tragiker. Fehlt das, und besteht nur unser unmittelbares Empfinden doch, daß hier Kunst sei, so wird's franke Kunst sein. Leide sie auch nur an einer Entwicklungskrankheit, die sich auszheilen kann.

2.

Th. Achelis sucht (in der Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1899 III darzulegen, daß Sozjologie und Psychologie nicht zu scheiden seien. die Philosophie zu „regenerieren". Angabe der Sozjologie würde es sein, die Entwicklung der verschiedenen Organisationsformen nach jeder Richtung hin zu verfolgen, soweit nötig unter Berücksichtigung des grundlegenden Verhältnisses zwischen Individuen und Gesellschaft — während es Sache der psychologischen Analyse ist, den Geist des Individuums und der Persönlichkeit einer kritisch-induktiven Untersuchung zu unterziehen. Dort haben wir es in der Hauptsache mit der Fortgliederung der Wirkungen in die einzelnen Komponenten zu thun, hier mit dem Aufspüren der letzten treibenden Ursachen, welche dem ganzen Geschehen zu Grunde liegen. Daß wir in dieser psychologischen Analyse stets die Grenzen der Erfahrung zu beobachten haben und uns nicht den vorsichtsreichen Einstiftungen einer phantasierenden Metaphysik anvertrauen dürfen, versteht sich für unsere an naturwissenschaftlich-empirische Arbeit gewöhnte Generation selbst; der klare Unterschied des unbewußten und bewußten geistigen Lebens, der für unsere ganze Entwicklung so maßgebend ist, wird nie ein Anlaß werden dürfen, mit Schelling und Hartmann in den unergründlichen Tiefen eines Transcendent-Unbewußten zu fabulieren und dieses zum herrschenden Weltprinzip zu erheben. Nur im unmittelbaren Anhalt an die sozial-psychischen Thatsachen des Völkerlebens in Religion, Mythologie, Recht, Sitte, Kunst und Wissenschaft können wir die zenen Erscheinungen zu Grunde liegenden, instinktiven, jenseits des Religion befindlichen Ideen erfassen, die uns in einer unmittelbar introspektiven Beobachtung unseres nicht erst sich entfaltenden, sondern schon zu einem gewissen Abschluß gelangten Bewußtseins zugänglich sind. In diesem Sinne werden Sozjologie und Psychologie sich nicht im Wege stehen, sondern einander organisch ergänzen.

3.

Ueber eine der wichtigsten sozialen und volkswirtschaftlichen Angelegenheiten — den Arbeitsnachweis — berichtet Rich. Freund in der Sozialen Praxis (1899, 50). Freund besitzt eine reiche sachliche und persönliche Erfahrung: er ist Obmann des Brauerarbeitsnachweises, Vorsitzender des Zentralvereins für Arbeitsnachweis und der Invalidität- und Altersversicherungsanstalt in Berlin sowie war auch Vorsitzender des Innungsschiedsgerichts und des Gewerbegerichts).

Besonderes Gewicht legt er auf die „paritätischen Fach arbeitsnachweise". Solcher giebt es in Deutschland bis jetzt nur einen: den Berliner Brauerarbeitsnachweis. Dessen Satzungen kamen unter Mitwirkung der sozialdemokratischen Partei zu Stande; man wird also annehmen müssen, daß der Standpunkt der Arbeiter genügend gewahrt worden ist. Und trotzdem funktioniert der Arbeitsnachweis zur Zufriedenheit der Arbeitgeber ohne jede üble Nebenwirkung. Die Arbeitgeber sind vollständig frei in der Einstellung und vollständig frei in der Entlassung des Arbeiter. Die Arbeiter müssen nur der Reihe nach zur Einstellung präsentiert werden. Auch darf die Einstellung wegen Zugehörigkeit des Arbeiters zu einer Partei oder Gewerkschaft nicht verlagt werden. Daß die Arbeitgeber bei der Einstellung von Arbeitern

Digitized by Google

zur Benutzung des Arbeitsnachweises gezwungen sind, erscheint nur als notwendige Voraussetzung für die vollkommene Ausbildung jedes Fachorbeitsnachweises.

Die Verhandlungen im „Kuratorium“ — das beim Berliner Brauerarbeitsnachweis aus vier Vertretern der Brauereien und vier Vertretern der Arbeiter zusammengesetzt ist — vollziehen sich ruhig und sachlich, und fast alle Beschlüsse werden einstimmig gefaßt. In dem Augenblick — bemerkt Freund — wo die Arbeiter an der Verwaltung beteiligt werden, haben sie auch das volle Bewußtsein der Verantwortlichkeit ihrer Stellung; sie beurteilen die Beschwerden durchaus objektiv, und mit ist kein Fall in der Erinnerung, wo die Arbeiter einseitig Partei für ihre Kameraden genommen hätten. — Ferner ist darauf hinzuweisen, daß die Verwaltung des Fachorbeitsnachweises mit den inneren Einrichtungen und Verhältnissen des betreffenden Gewerbszweiges vielfach in Berührung kommt und so in der Lage ist, rechtzeitig auf Beseitigung mancher Mißverhältnisse oder Arbeitsstände hinzuwirken. —

Freund wünscht, für große gewerbliche Zentren, jedem größeren Gewerbszweig einen besonderen Fachorbeitsnachweis; kleinere verwandte Gewerbszweige dagegen könnten von einem ihrem Verhältnissen angepaßten) Fachorbeitsnachweis bedient werden. Diese Fachorbeitsnachweise sollen völlig selbständig sein, mit dem allgemeinen Arbeitsnachweis nur in loser äußerer Verbindung stehen.

R. D.

Sprechsaal.

Noch einmal nationaler Egoismus.

Entgegnung an Herrn Rechtsanwalt Krumbhaar.

Herr Krumbhaar will sein Volk „stark machen“ gegen „den bösen Feind“. Wo ist dieser böse Feind? Wer hat denn heute irgend ein Interesse daran, über uns herzufallen und das ungeheure Hazardspiel eines Weltkrieges ins Rollen zu bringen? Wer denkt im Ernst daran? Es ist doch nur noch der chauvinistische Wahnsinnstrieb und der Ehrgeiz der Berufsmilitärs, was den Kriegsbefürchtungen einen Schein von Berechtigung giebt. Ich bestreite nirgends das Recht der Notwehr. Aber ich finde es keine menschenwürdige Existenz für eine große Nation, in einer Art von Verfolgungswahnsinn sich von lauter bösen Feinden umgeben zu glauben und ihr ganzes Dasein auf die Vorbereitung zur Notwehr einzurichten — und damit schließlich auch Schritt für Schritt die anderen Völker in die gleiche Angstpsychose zu treiben. „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ so sage ich, wenn ich sehe, wohin uns der Geist Bismarcks gebracht hat. Der gemeine Zweifel an der menschlichen Natur ist aus der Weltpolitik in die innere Politik eingedrungen. Aber vor unseren Augen vollzieht sich die weltgeschichtliche Absurdität dieser ganzen Staatsweisheit des lauernden Mißtrauens. Ob Herr Krumbhaar seine letzte Entgegnung wohl geschrieben hätte, nachdem er die jüngste Entwicklung der Dreyfus-Angelegenheit gelesen? Der Appell an die Angst vor dem bösen Feind ist ja dort das Hauptmittel der Gegner der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Und die ganze wahnsinnige sittliche Verwirrung und Ratlosigkeit dort ist doch nichts als das reifste Ergebnis derjenigen Grundsätze, welche Herr Krumbhaar auch weiterhin für den Völkerverkehr festhalten will. Wenigstens weiß ich nicht, was er sich unter einer Ethisierung des internationalen Daseinskampfes vorstellt, wenn der Hauptgesichtspunkt die Notwehr gegen den „bösen Feind“ sein soll. Zu dieser Haltung gehört eben auch das Spionagesystem mit seinem unduchdringlichen Netz von Betrug und jeder Art von moralischer Auflösung. Die Herren Nationalsozialen stellen sich mit Vorliebe „ein starkes Heer“ und „eine starke Flotte“ vor und schwelgen da romantisch in der gefürchteten Stellung Deutschlands — wieviel Seelen aber innerhalb und außerhalb der Grenzpfähle inmitten dieser doppelten Moral korrumpiert werden, das wird ihnen wohl erst klar werden, wenn auch in Deutschland einmal das große Geschwür des Militarismus aufbrechen wird. Hoffentlich aber wird unsere jüngere Generation genug aus der großen Tragödie des französischen Militarismus lernen, um diejenigen „alten Herren“, welche blind für die Zeichen der Zeit bleiben, freundlich in ihren großen Erinnerungen ieben und reden zu lassen, selber aber der Regierung keinen Mann und keinen Groschen mehr für Rüstung zu bewilligen. Dann werden wir auch unsere Staatsmänner zwingen, andere Töne im Völkerverkehr anzuschlagen. Es ist mandmal gut, dem Schreimeyer den Stock fortzunehmen, damit er seine edleren Talente entdecken und gebrauchen lernt. Ja, und wenn Deutschland sogar einmal mit der Abrüstung anfinge? Das scheint für Herrn Rechtsanwalt Krumbhaar der schrecklichste der Schrecken zu sein. Aber steht er nicht, daß die Sympathie der ganzen gebildeten Kulturwelt eine Nation, die damit begönne, stärker schützen würde, als es alle Kanonen vermöchten? Ja — und wenn doch der „böse Feind“ seine momentane militärische Ueberlegenheit ausnutzen wollte, um Europa zu unterjochen — was würde ihm die militärische Ueberlegenheit helfen gegenüber der moralischen Spannkraft eines Volkes, das überfallen wird in dem Augenblick, in dem es der anderen Nation (die in den Augen des Herrn Krumbhaar wohl aus lauter Barbaren bestehen muß) den ersten handgreiflichen Beweis des Vertrauens giebt? Jedenfalls ist internationale Abrüstung eine Utopie, solange das allgemeine Mißtrauen bestehen bleibt — und das verschwindet durch keine Kongreßmachungen, sondern nur dadurch, daß von irgend einer Seite das Beispiel dazu gegeben wird. Ich gebe Herrn Krumbhaar recht zu, daß dieser Schritt nicht von Deutschland gethan werden wird, obgleich es nur Gott fürchtet und sonst nichts in der Welt, sondern von irgend einer der anderen Nationen. Deutschland wird hinterdrein kommen, wenn es einmal das moralische Gift seiner Machtverfolge innerlich überwunden haben wird.

Herr Rechtsanwalt Krumbhaar behauptet ferner, daß in dem internationalen Kampf ums Dasein jedes einzelne Volk vorwärts kommen könne nur auf Kosten des Anderen. Ich will ihm dagegen eine authentische Stimme aus den Kreisen des Welthandels zitieren, die ihm andeuten mag, daß das nationalsoziale Programm in dieser Beziehung durchaus eine rückständige Auffassung des Wirtschaftslebens weiterschleppt und dem großen Gesetz der Gegenseitigkeit im Import und Export des Weltverkehrs nicht gerecht wird. Die Londoner „Investors Review“, ein leitendes Blatt des englischen Exportbandels, polemisiert gegen Chamberlains Machtpolitik und gegen Englands Eifersucht auf die Kolonialbestrebungen der übrigen Länder und sagt dabei: „Der wirtschaftliche Aufschwung der übrigen Länder ist eine Quelle des Gewinns für uns selbst, wenn wir nur Willenskräfte genug haben, um über kleinliche Eifersüchteleien Herr zu werden.“ Gedeiht etwa der Unternehmestand auf die Dauer durch Ausbeutung der Arbeiterschaft oder ist nicht die wachsende Kaufkraft der Arbeiter auch ein direkter Gewinn für die Industrie? Die Menschheit kämpft eben ihren Kampf ums Dasein nicht wie die Raubtiere, sondern wie die genossenschaftlich lebenden Tiere; die Solidarität der Völker ist daher die Bedingung der höchsten Lebenssicherung auch der einzelnen Volksindividuen und das wachsende internationale Rechtsgefühl und Gewissen sind kein leerer Wahn, sondern, biologisch genommen, nur die Organe, die sich in dem Daseinskampfe unserer Gattung ausbilden.

Damit genug. Ich werde demnächst eingehend auf diese Fragen zurückkommen.

Zürich. Fr. W. Foerster.

Bei dem Hinscheiden meiner teuren Frau

Jeannette Schwerin

sind mir vom Hauptvorstande der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, von deren Ableilungsvorständen, sowie von zahlreichen Mitgliedern und Freunden der ethischen Bewegung warme Kundgebungen der Teilnahme und Ehrungen zu Teil geworden. Bei der Fülle derselben ist es mir nur möglich, bewegten Herzens in diesem den Bestrebungen der D. G. E. K. gewidmeten Blatte meinem Danke Ausdruck zu geben.

Berlin, im August 1899.

Sanitätsrat Dr. Ernst Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9225.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 9. September 1899. | Nr. 36.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die amerikanische Kultur und die ethische Bewegung. Von Dr. F. W. Foerster. — Das Volkshaus in Brüssel. Von Dr. Arnheim. — Epilog zur Goethefeier. Von Dr. Kronenberg. — Streiflichter: Gewissenskonflikte. Das Mißtrauen in der internationalen Politik. — Selbständigkeit. Von Emerson. — Aus der eth. Bewegung: Abteilung Hamburg.

Die amerikanische Kultur und die ethische Bewegung.

Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).

Die ethischen Probleme der modernen Zivilisation treten wohl nirgends so mächtig und drängend hervor, wie in der gegenwärtigen amerikanischen Kultur. Der beständige Prozeß der Verschmelzung der einwandernden Rassen zu einem einheitlichen Volkswesen, die wachsende Spannung zwischen Weißen und Schwarzen, der beginnende Militarismus inmitten einer riesigen Demokratie — und auf solchem zerrissenen Grunde die größte Entfesselung aller menschlichen Kräfte, die weitgehendste Freiheit von traditioneller Bindung — diese ganze eigenartige Zuspitzung und Verwicklung sozialer Probleme muß natürlich die Frage nach einer allen Rassen und Religionen gemeinsamen Grundlage des ethischen Lebens zu einer der brennendsten Kulturfragen machen. Kein Wunder daher, daß die ethische Bewegung in Amerika sehr ernst genommen wird und daß eine ganze Reihe ihrer Gesichtspunkte bereits von öffentlichen Institutionen acceptiert worden ist.

Vor nunmehr 28 Jahren erhob sich Felix Adler, um vor der jüdischen Gemeinde in New-York unter dem Talmudtexte „Gehe aus den Ruinen“ und anknüpfend an die weitherzigsten Prophezeihungen des alten Testaments eine neue sittliche Gemeinschaft zu verkündigen, die unabhängig von allen Glaubensschranken den Menschen mit dem Menschen verbinden und seinem innern Leben Halt und Weihe geben solle. Die internationale Ausbreitung dieser Idee deutet schon an, daß die gesamte Kultur den Bedürfnissen entgegenreift, welche zuerst in Nordamerika nach neuen Ausgangspunkten der moralischen Erziehung drängten. Wir dürfen nicht vergessen, daß alle die Konflikte jener vorwärtsstürmenden Kultur bald genug zu allgemeinen Menschheitsfragen auswachsen werden. Weltverkehr und Technik untergraben immer mehr die instinktive Sicherheit vererbter Gewohnheitsordnungen und Anschauungen, und das Rassenproblem wird für alle Nationen aktueller, je weiter die Besiedlung der Erde vorschreitet und die Menschen zwingt, sich auf der Grundlage der Vernunft und reinen Menschlichkeit zu vertragen, wo Abstammung, Religion und geschichtliche Erinnerung kein Gemeinschaftsband mehr knüpfen. Indem wir daher im folgenden den kulturellen Hintergrund der ethischen Bewegung in Nordamerika schildern, berühren wir eine Reihe von Fragen, die zweifellos mit jedem weiteren Jahrzehnt mehr in den Gesichtskreis der öffentlichen Erörterung rücken werden — so viel auch heute noch über Ethik gelächelt wird von denjenigen, die da glauben, der gewaltigen Verwicklung aller menschlichen Lebensbedingungen immer noch mit den alten plumpen und schematischen Mitteln Herr werden zu können. —

Wer heute näher mit der amerikanischen Zivilisation in Berührung tritt, der wird trotz aller großartigen und ermutigenden Eindrücke doch im Wesentlichen der weitverbreiteten Ansicht Recht geben müssen, daß dort drüben die Jagd nach dem Dollar vorherrschender in alle menschlichen Beziehungen eindringt, als es in irgend einem andern Kultursystem der Fall ist. Wir wollen das ohne jede pharisäische Ueberhebung feststellen und zugleich nach einer menschlichen Erklärung suchen, die uns hoffen läßt, daß wir es hier nicht mit einem tieferwurzelnden Defekt der ganzen Nation, sondern mit einer kulturellen Phase zu thun haben, hinter welcher schon eine Fülle neuer sittlicher Kräfte zur Entfaltung drängt. Man erinnere sich hier an die wunderbare Schilderung, welche George Elliot in ihrem „Silas Marner“ von dem erstarrenden Einfluß giebt, den die Auswanderung in eine völlig neue kulturelle Atmosphäre oft gerade auf feiner organisierte Naturen ausübt: die fremde Umgebung weiß nichts von ihrer Lebensgeschichte und ruft durch kein Zeichen ihre Leiden und Freuden ins Gedächtnis zurück; so erscheint ihnen die eigene Vergangenheit wie ein Traum und auch die Gegenwart ist nur nebelhaft, weil sie mit keinen Erinnerungen verbunden ist — da greifen sie zu dem einzig Realen, zur Arbeit, und lassen die ganze Welt ihres Innern versinken. So wird der aus allen Heimatsbeziehungen herausgerissene Baumwollspinner Silas Marner zum seelenlosen Geizhals, der Tag und Nacht spinnt, um allabendlich ein neues Geldstück dem klingenden Schatze hinzuzufügen. Und dieser Silas Marner ist der Lebenstypus, welcher der amerikanischen Zivilisation das Gepräge giebt. Amerika ist das Land, in dem der Auswanderer seine innere Welt verblassen sah und nun sein ganzes Sinnen und Trachten der rastlosen Mehrung der sichtbaren Güter zuwandte. Dort, wo sich die Nachkommen der ältesten Einwanderer in größerer Zahl vorfinden, wie z. B. in Boston und Philadelphia, da entwickelt sich im Laufe der Generationen wieder ein höheres Leben und wirkt unablässig reinigend und erhebend auf den großen Einwandererzug, der von Osten gen Westen das

Digitized by Google

Land in Besitz nimmt — aber man darf sich nicht wundern, daß diese geistigen Wirkungen bisher keineswegs stark genug waren, um das gewaltige Völkergemisch der Fremdlinge vor der Erstarrung aller reicheren Innerlichkeit zu bewahren und ihnen in ihrer tiefgreifenden Lebenskrisis einen Halt für die Rettung des geistigen Menschen zu gewähren. Es ist merkwürdig, wie z. B. gerade die Deutschen am meisten in Gefahr sind, im Auslande allen Idealismus zu verlieren und ganz zu kahlen Erwerbsmenschen herabzusinken. Vielleicht eben gerade deshalb, weil ihr inneres Leben so stark durch tausend Gemütsbeziehungen mit der Heimat verwachsen ist, daß der Abschied von den gewohnten Symbolen und Erinnerungen vollständig zerstörend auf sie wirkt und nur Persönlichkeiten mit sehr starken inneren Bedürfnissen der eigenen Vergangenheit treu bleiben läßt. Der Deutsche ist in Amerika bekannt dafür, daß er länger als alle anderen eingewanderten Rassen dem „fatherland“ einen romantischen Kultus widmet, das ihm nachleuchtet wie ein Jugendtraum und ihn mitten in der Hast des Erwerbes wie ein religiöses Gedenken begleitet — aber vor sich sieht er kein Licht und keinen Traum, sondern bis zum Tode nichts als das atemlose Hasten um den Dollar. Darum spielen auch die dortigen Deutschen in der geistigen Kulturgeschichte des amerikanischen Volkes nur eine verschwindende Rolle. Natürlich sind jener großen Krisis alle Rassen ausgesetzt, aber wenige scheinen so viel Generationen zur inneren Wiederherstellung zu gebrauchen als die Deutschen. Auch die jüdischen Einwanderer verfassen in der neuen Welt überraschend schnell ihre somit so zähe festgehaltene religiöse und historische Tradition — aber ihre angeborene moralische Leidenschaft läßt sie nie ganz den Sinn für ideelle Güter verlieren, sondern treibt sie sofort zu neuen Formen für die Pflege des inneren Menschen, so daß es kein Wunder ist, daß die ethische Bewegung mit ihrer Loslösung der sittlichen Hingebung von allen überlieferten Symbolen gerade aus den Kreisen des amerikanischen Judentums emporgewachsen ist.

Auf meiner Heimreise von New-York traf ich einen Fabrikanten von Chicago, der mit seiner Tochter nach Europa reiste und ein rechter Typus der Stärke und Einseitigkeit dieser materiellen Civilisation Amerikas war. „Ich reise mit meiner Tochter durch alle bedeutenderen Städte Europas;“ so sagte er „sie besichtigt Landschaft und Kunstschätze — ich kümmere mich um diese Dinge garnicht, ich durchforsche nur allerorten die Thürschlösser; denn sehen Sie“ — und hier griff er in die Tasche — „hier hab' ich ein kleines wunderbares Schloß, das wird seinen Weg auf den Weltmarkt auch ohne eine größere Flotte finden.“ Gewiß kann niemand seinen Blick verschließen vor dem großartigen Bilde der materiellen Civilisation, welche Amerika dieser Art von rastloser Pionierarbeit verdankt — aber die Erbauer dieser Civilisation sind zugleich ihre Märtyrer und nur zu verhängnisvoll beginnen auf allen Gebieten des amerikanischen Lebens die Folgen dieser entseelenden Hast und Einseitigkeit hervorzutreten. Die Weltstadt Chicago bei Sonnenuntergang giebt ein ergreifendes Bild dieser Arbeitsstimmung. Die ganze Stadt scheint eine einzige hämmernde und gluthauchende Fabrik zu sein; dichter Rauch weht hinüber auf den wunderbaren Michigansee, legt sich schwarz auf die Wellen und umwollt die Aussicht; hart am Ufer rast die Stadtbahn vorbei; die Menschen darin lesen die neuesten Zeitungen; selten starrt einmal einer zerstreut auf den See hinaus; der breitet sich aus endlos wie ein Meer bis zum Horizont in blassem Blau mit sonnenglänzenden Segeln und fernen rosa Wolkenhügeln, lockend wie eine Welt des Friedens: So liegt dort die ganze Welt höherer Menschlichkeit mit ihrer Sehnsucht und Stille abseits vom Leben, wie ein blasser Traum, verhüllt von den Rauchwolken des Tagewerks — und dieses Tagewerk erscheint als Sinn und Erfüllung des Daseins. Denn für den amerikanischen Pionier ist das Leben kein Mysterium; das Rätsel der Unendlichkeit ragt nicht hinein in sein Hasten und Mühen; er arbeitet bis an den Rand des Grabes und selbst seine letzten Träume sind noch beherrscht von den Bildern der ewigen Geschäftigkeit — so wie jener alte General im Bürgerkriege zu Tode verwundet in seinem Zelte liegt und noch in sein Sterben das Fieber des unaufhaltsamen Vorwärtsdringens nachzittern läßt: „Bald werde ich den großen Fluß überschreiten!“ Wer diese geschäftigen Menschen einmal schärfer ins Auge faßt, dem wird nicht entgehen, daß ihre stolze Sicherheit etwas Mühsames und Krampfhaftes hat — weil sie sich alle mehr oder weniger betäuben gegen eine Frage, die in ihrem Innersten unmöglich stumm zu machen ist und immer wieder nach Antwort verlangt: Wozu dies ganze liebelecre Ringen und Hasten? In welchem Lichte mag all diese bestimmungslose Emsigkeit erscheinen, wenn sich einst das Grab öffnet? Erster Klasse durchs Leben jagen und nichts hören und sehen — ist das wirklich das Geheimnis unserer Bestimmung? Die unentrinnbare Stille der Scheidestunde mit dieser unausweichlichen Frage des tiefsten Gewissens — ist das vielleicht das jüngste Gericht? Es mag die ganze Angst dieser Frage sein, die so viele Millionäre Amerikas plötzlich Tausende und Millionen von Dollars für die geistige Kultur opfern läßt. Es ist der starke Kontrast der amerikanischen Erwerbsjagd mit einem unausrottbaren Bewußtsein der menschlichen Natur, was gerade auf den Höhen des Lebens plötzliche Bekehrungen bringt. So hat neuerdings der hundertfache Millionär Carnegie den größten Teil seines Riesenvermögens für die Mehrung der unsichtbaren Güter bestimmt, weil er „nicht als Verbrecher sterben wolle.“

Nirgends zeigt sich wohl der gewaltige materielle Aufschwung der modernen Zivilisation in so großartigen Bildern wie in Chicago. Aber nirgends überfällt uns auch so stark der bange Zweifel: Wo bleiben inmitten dieses Hämmerns und Klopfens die ewigen Güter der Menschheit? Ja — und selbst diese materielle Zivilisation mit ihrem sausenden Räderwerk und ihrer wunderbaren Organisation der ineinandergreifenden Arbeit — muß sie nicht einmal furchtbar zusammenbrechen, wenn diese Ausdörrung des inneren Menschen so weiter fortschreitet? Denn es ist nicht wahr, daß der Teufel, auf hohem Berge stehend, die Hand ausstreckt und dem, der ihn anbetet, die Herrlichkeiten der Erde schenkt. Die Engel der hilfreichen Liebe und selbstlosen Hingebung müssen hinzutreten, wo immer sich Menschenhände zu dauerndem Triumph über Stoff und Kraft verschlingen wollen.

So ist es denn nur zu begreiflich, daß eine Bewegung zur Verinnerlichung aller menschlichen Beziehungen gerade aus dem betäubenden Lärm dieser materiellen Kultur empor kam, die dem Einzelnen nicht mehr Zeit läßt, zu sich selbst zu kommen und sein Verhältnis zum Mitmenschen nachdenklicher und sorgfältiger zu behandeln. Wer in amerikanische Häuser kommt, der wird bemerken, daß die frommen Bilder der Frührenaissance mit ihrer seligen Beschaulichkeit und ihrer kindlichen Demut dort ungleich mehr als in Europa zur Ausschmückung der Zimmer verwertet werden — aber gerade hier hat man den überwältigenden Eindruck, als sei die Welt jener alten Meister etwas Fremdes und Vergangenes, dessen geistiger Inhalt keine Verwandtschaft mehr mit dem Leben und Trachten dieser gehetzten Menschen hat. Und doch — mag es sein, daß die Symbole verblassen, in welchen die Vergangenheit ihr andächtiges Fühlen auslebte: Soviel ist gewiß, daß keine Zivilisation Dauer haben kann, in welcher die tiefmenschlichen Erlebnisse und Gefühle ganz ausbleiben sollten, welche jenen Gebilden ihre rührende und erhebende Schöne gaben: Die Demut des suchenden Menschen, der noch täglich voll Reue und Gelöbnis einkehrt in sein Inneres, nachgebend einem zehrenden Sehnen nach

Digitized by Google

Läuterung; die Zerknirschung des Sünders, der sich verdammt fühlt nicht von einem außerweltlichen Richter, sondern von der Erkenntnis der höheren Kräfte seiner Natur, die er vergeudet und zertreten hat — die dankbare Verklärung einer Seele, die erfahren, daß es etwas Höheres giebt als das, was die Menschen Glück nennen: das qualvolle herzbewegende Wachthum des inneren Lebens, das Stillwerden aller Ungeduld im Mitgefühl.

Durch das ganze Wirken der ethischen Bewegung in Amerika geht das Streben, diese Idee des höheren Lebens wieder lebendig zu machen und Selbsteinkehr an Stelle der Selbstbetäubung zu setzen. Für Propaganda nach außen wird sehr wenig, ja eigentlich nichts gethan; niemals greift die Bewegung als solche in die Entwicklung der öffentlichen Dinge ein; man beschränkt sich im Wesentlichen darauf, einen festen Kreis mit der einen Gesinnung zu durchdringen, ausgehend von der Heiligung der ewigen Beziehungen von Mensch zu Mensch — in der Hoffnung, daß von diesem Kreise dann belebende Wirkungen von Familie zu Familie und von dort aus in das öffentliche und geschäftliche Leben dringen werden. Felix Adlers ganze Wirksamkeit ruht auf diesem Grunde. Seit 28 Jahren spricht er von Mitte Oktober bis Mitte Mai fast jeden Sonntag zu seiner Gesellschaft und fast immer über ein rein ethisches Thema; manchmal ersetzen ihn andere Redner; aber nur wenn er spricht, ist der gewaltige Saal der Carnegie Hall, der fast 3000 Personen faßt, vollständig gefüllt.

Nur 500 von den Zuhörern mögen Mitglieder der Gesellschaft sein, das übrige Publikum kommt aus allen Klassen und Berufen; eine ganze Reihe der einflußreichsten Männer und Frauen sind seit Jahren dankbare Besucher dieser Vorträge. Vor und nach der „lecture" findet regelmäßig Chorgesang und Geigenquartett statt; die ganze Veranstaltung erinnert an eine religiöse Versammlung. Felix Adler hat eine große Wirkung auf sein Publikum. Er findet immer neue Wendungen, Gleichnisse und Anknüpfungen für sein tiefernstes Mahnen an das Eine was not thut. Den größten Eindruck machte mir seine Osterrede über die Bedeutung Jesu für unsere Zivilisation. In seinem fast leidenschaftlichen Bekenntnis zu Jesu als dem großen ethischen Lehrer für die Gegenwart zitterte wohl ein Ton der Reue hindurch über seinen eigenen Anteil an dem großen nationalen Irrtum des kubanischen Krieges. Aber gerade der hohe moralische Mut, der in diesem Bekennen lag, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf die Hörer — da fast jedes Wort die schwerste Verurteilung der ganzen amerikanischen Gewaltpolitik enthielt. Er feierte die Lehre Jesu, daß man den Teufel nicht durch Feuer austreiben, den Unrechtthuenden nicht durch seine eigenen Waffen überwinden könne und daß Betrug sich nicht durch Betrug und Gewalt nicht durch Gewalt vertilgen lasse. . . . „Die Macht zu erlösen, liegt nicht in dem Anderen, sondern in uns selbst. Wenn wir sein genug sind, so ist kein menschliches Wesen so heruntergekommen, daß es unserm Einfluß widerstehen kann. Wenn unsere Einwirkung nicht Erfolg hat, so liegt der Grund darin, daß wir nicht sein genug waren, weil das göttliche Licht in uns selbst nicht hell genug leuchtete. Und unsere Pflicht ist dann, in unser eigenes Innere zu gehen. In dem Maße als wir uns selbst entwickeln, wird auch unser Einfluß auf die Andern seine Wirkung haben." Ein andermal sprach Adler über die Zukunft der ethischen Gesellschaft in New-York. Es handelte sich um die Aufbringung von 500 000 Dollars für ein eigenes Heim der Gesellschaft, in dem sowohl für die Sonntagsvorträge wie für die ethische Schule würdige Räumlichkeiten vorhanden wären. Er sagte u. a. etwa Folgendes: Es schiene ihm, als sei das Interesse an der Bewegung bei einer Reihe der ältesten und rührigsten Mitgliedern etwas eingeschlafen. Sei denn etwa das mächtige Kulturbedürfnis geringer geworden, aus welchem die ganze Bewegung entstanden sei? Er müsse das Gegenteil behaupten: „Und wenn Ihr Alle mich im Stich lassen würdet — ich würde so fest wie vorher an die Idee glauben. . . . Sie würde alsbald in neuen Formen Gestalt suchen. Denn unsere ganze Zivilisation ruft danach. Neulich stellte ein protestantischer Bischof dieses Landes fest, daß jetzt auch der soziale Zwang zu schwinden beginne, der bisher noch viel Familien der kirchlichen Einwirkung erhalten habe; die Kirche könne daher keinem Theologen mehr eine Lebensstellung gewährleisten, der nicht durch seine Persönlichkeit gemeindebildend wirke. Was bedeutet dies? Es bedeutet, daß immer breitere Volkskreise ohne jedes ernste und heiligende Wort bleiben und ihren eigenen schlechten Trieben ausgeliefert sind. Und wenn die Eltern stumpf werden in dem bloßen Wechsel zwischen Alltäglichkeit und leichter Zerstreuung — was wollen sie dann ihren Kindern zur Antwort geben, wenn diese nach Auskunft in den höchsten Fragen des Lebens verlangen? Wir brauchen wahrlich einen Ort, wo von Zeit zu Zeit ein erhebendes Wort gesprochen wird, das Ausdruck giebt dem Besten und Reinsten, was in unserer Seele liegt und nur zu oft im Treiben der weltlichen Dinge erstickt wird. Und darum wollen wir uns ein eigenes Heim schaffen — nicht einen gemieteten Saal, der allen möglichen Zwecken dient, sondern ein Haus des Friedens, einen Tempel der Menschlichkeit für Jugend und Alter, in dem Alles eine Stätte finde, was Erhebendes und Schönes aus der reinmenschlichen Heligung unseres Daseins quillen kann." In vier Wochen waren bereits 300 000 Dollar zusammengekommen, der Platz für das neue Gebäude gekauft und die Beratung über den Bauplan eingeleitet. Ein armer Setzer hatte sein Jahresersparnis im Betrage von 25 Dollar eingesandt; ein orthodoxer Christ zeichnete 15 000 Dollar mit der Bemerkung: „Weil ich die ethische Bewegung für das einzige konstruktive Werk in unserer Zeit neben der Kirche halte." „Das sind Zeichen" — so sagte mir Adler — „daß wir jetzt endlich durchdringen; ich beginne jetzt allmählich die Früchte jahrelanger Arbeit zu pflücken."

Wer von uns hat sich nicht schon die Frage vorgelegt, ob es denn überhaupt ausgemacht sei, daß durch Vorträge und Predigten die Menschen gebessert werden, d. h. in ihren Pflichtenkreise liebevoller und geduldiger gemacht und in ihrem Verantwortlichkeitsgefühl erweitert werden können? In Adlers Wirkungskreis habe ich die Antwort auf diesen Zweifel gefunden. Wenn Vorträge nur Veranstaltungen sind, in denen sich gelehrte oder agitatorische Eitelkeit spreizt, dann werden sie sicher eher zerstörend als aufbauend wirken. Sind sie aber Mittel, um eine starke und ernstgerichtete Persönlichkeit in Kontakt mit einem größeren Kreise empfänglicher Menschen zu bringen, so haben sie eine ganz unfehlbare Wirkung. Gewiß werden sie nicht den Charakter der Hörer umgestalten. Aber sie werden in diesem Charakter selbst Kräfte auslösen, die vorher nicht geweckt wurden, und sie werden Neigungen entmutigen, die bis dahin ohne ernste Gegenwirkung geblieben sind. Sie werden eine Atmosphäre höherer Lebensanschauungen schaffen, in der die Roheit ihre gewohnte Sicherheit verliert und eine neue Sorgfalt unmerklich und unbewußt in alle menschlichen Verhältnisse dringt. Die meisten Menschen fügen einander Qualen zu und geraten in Zwiespalt miteinander, nicht aus boshafter Absicht, sondern aus Gedankenlosigkeit und Blindheit — welchen Segen kann da ein reifer Mann oder eine reife Frau stiften, wenn sie, erhoben über das hastige Treiben und ganz der Betrachtung der Lebensprobleme zugewandt, in feierlicher Stunde so Manchem die Augen öffnen und ein hilfreiches Wort für die Not des Alltags spenden! Viele Menschen lehnen heute die Anteilnahme an einer solchen Stunde der Sammlung mit dem Bemerken ab: „Was mir da gesagt wird, das weiß ich Alles schon selbst" — als ob nicht das schon von höchster Bedeutung ist, daß wir von Zeit zu Zeit einmal erfahren,

Digitized by Google

was wir alles im Grunde unseres Herzens schon wissen, und in edler Rede und Gestaltung vernehmen, was wir selbst kaum in Worte zu fassen vermögen. Wird denn der Liebende den Dichter ablehnen, weil der ihm nichts neues mehr sagen kann? Felix Adler hat in diesem Geiste nun fast drei Jahrzehnte in New-York gewirkt. Man spürt seinen Einfluß am deutlichsten in der jungen Generation. Gewiß teilen die jungen Männer und jungen Frauen der Gesellschaft nicht in allen Punkten seine Ueberzeugungen — wohl aber habe ich in diesem Kreise jenen schönen und bescheidenen Ernst gefunden, wie er bisher überall in der Geschichte einen Jugendkreis verklärt hat, der unter dem Einfluß einer überragenden geistigen Persönlichkeit aufwuchs. Ein wesentliches Hilfsmittel dieser Einwirkung auf die junge Generation war für Adler die von seiner Gesellschaft im Jahre 1878 gegründete Schule, die wohl die bedeutsamste und fruchtbarste Institution ist, welche bisher von unserer Bewegung ins Leben gerufen wurde.*) Sie führt Knaben und Mädchen in gemeinsamer Erziehung hinauf bis zum sechszehnten Jahre und hat eine Reihe von Freistellen für begabte Kinder unbemittelter Eltern, wodurch ihr ein demokratischer Charakter gesichert wird.

(Fortsetzung folgt.)

Das Volkshaus in Brüssel.

Von Dr. Phil. Arnstein (Berlin).

In einer der winkeligen und abschüssigen Straßen des südlichen Brüssels nicht weit von der Place du Sablon, wo nach uralter Sitte die Handwerksgesellen am Sonntage Ball spielen, in der Rue Joseph Stevens, erhebt sich inmitten der kleinen alten Häuschen ein prächtiges großes Gebäude. Im Erdgeschosse sind Waarenlager und ein geräumiger, luftiger Wirtssaal, im zweiten und dritten Festsäle und Verwaltungs- und Beratungszimmer und oben eine breite Terrasse, von der man einen herrlichen Ausblick auf das Häusermeer von Brüssel hat. Das ist das neue Volkshaus der Wirtschaftsgenossenschaft der belgischen Arbeiterpartei in Brüssel, das im April dieses Jahres vollendet worden ist.

Es ist Sonntag, ein Brüsseler Sonntag, d. h. ein Tag der Ausspannung und des fröhlichen Genusses. Eine heitere Schar von Arbeitern mit Frauen und Kindern sitzt Bier trinkend an den Tischen oder bewegt sich durch die Räume und ergeht sich auf der Terrasse, während andere einem Vortrage zuhören, den ein Genosse in einem der Festsäle hält, und in dem er zum Beitritt zu einer neuen Versanstaltung der Genossenschaft, einer Versicherung gegen Krankheit, Unfall und Invalidität, auffordert. Die Arbeiter aus der Stadt zeigen mit dem Stolze des Besitzers ihren Fremden vom Lande die weiten prächtigen Räume des Hauses und erzählen ihnen, mit welchen großen Schwierigkeiten und Kosten — über 1 Million Francs — es erbaut worden ist. Und als Beweis für die Solidität und Sicherheit der Gesellschaft führen sie die allerdings merkwürdige Thatsache an, daß die öffentlichen Sparkassen unter Bürgschaft des Staates auf hypothekarische Sicherheit das Geld zu dem Bau geliehen haben — zugleich ein Zeichen der Vorurteilslosigkeit der Regierung gegenüber einem Unternehmen, das doch einen durchaus sozialistischen Charakter trägt.

Am Abend findet zu Ehren der „Ligne socialiste des anciens militaires“, d. h. des sozialistischen Kriegervereins in dem über 800 □Meter großen Festsaale ein Fest statt, zu dem jeder gegen ein geringes Eintrittsgeld Zutritt hat. Fast dreitausend Menschen, Männer, Frauen und Kinder sind in dem Festraume versammelt. Das Programm besteht aus Gesängen, Vorträgen, Fechter-, Akrobaten- und Seiltänzerkunststücken, lebenden Bildern und einer Ansprache eines Abgeordneten der Partei. Die zahlreiche Versammlung folgt den Vorführungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und spendet den Kunststücken ebenso lebhaften Beifall, wie den antiklerikalen Liedern und Scherzen. Die ganze Aufführung, bei der die strengste und ungezwungenste Ordnung herrscht, trägt fast den Charakter eines großen Familienfestes, ein solcher Geist der Gemeinsamkeit geht durch die Versammlung. Und die Rede des Abgeordneten, der sich dieses Mal an die Frauen und Mädchen wendet und ihnen die Vorzüge der Genossenschaft auseinandersetzt, ihnen klarlegend, wie diese ihre Männer, Verlobte, Brüder dem verderblichen Einflusse des Alkoholismus und der Kneipe entzieht, giebt dem Abend gleichsam eine höhere Weihe. Wir verlassen das Volkshaus mit dem Gefühl, daß hier in der That etwas Großes für die Arbeiter geschaffen zu sein scheint, welches es sich wohl lohnt, näher kennen zu lernen.

Das Brüsseler Volkshaus, das seit 1885 besteht, ist die größte einer Reihe von sozialistischen Wirtschaftsgenossenschaften, wie sie seit 1881 in Belgien in allen bedeutenden Industriecentren gegründet worden sind. Wirtschaftsgenossenschaften zum Einkauf und zur Erzeugung von Waaren hat es in Belgien, wie in England, Deutschland und Frankreich schon lange vor dieser Zeit gegeben. Aber die Eigentümlichkeit dieser belgischen sozialistischen Genossenschaften ist die Verbindung von wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zwecken. Jeder, der dem Volkshause als Genosse beitritt, muß nicht bloß 25 Cent. Eintrittsgeld zahlen und eine Aktie zu 10 Francs erwerben, sondern auch seinen Beitritt zur belgischen Arbeiterpartei und die Anerkennung ihres Programms erklären. Das Haus der Genossenschaft ist das Hauptquartier der Partei; sie bildet nicht nur die Sparkasse, sondern auch die Kriegskasse des Sozialismus. Ein Teil der Geschäftsüberschüsse, 5–10 Proz. und darüber, wird zur politischen Propaganda und zur Unterstützung bei Lohnkämpfen benutzt. Das Brüsseler Volkshaus widmete diesem Zweck im Jahre 1897 21 692,83 Francs, im Jahre vorher sogar mehr als das Doppelte dieser Summe. Während des großen Streiks der Kohlenarbeiter im Jahre 1889 fanden die Bäckereien der Genossenschaften den Streikenden nicht bloß Geld, sondern auch 60 000 Kilogramm Brot. Und nicht nur in politischer Hinsicht sind die Genossenschaften der Mittelpunkt der Arbeiterbewegung, sondern sie streben auch darnach, der Brennpunkt des geistigen und sittlichen Lebens der Arbeiter zu werden. Sie bieten ihren Mitgliedern geistige und künstlerische Genüsse, Vorträge, Konzerte, anständige gesellige Vergnügungen, sie richten Fortbildungskurse ein und gründen Bibliotheken. Sie suchen auch den Arbeiter sittlich zu heben, indem sie den Alkoholismus, der in Belgien mehr Schaden als in irgend einem anderen Lande anrichtet, bekämpfen, und in ihren Wirtschaften nur Bier und keinen Branntwein verschenken. Um die Genossenschaften gruppieren sich die politischen Vereine und ein großer Teil der Gewerkschaften und freien Hilfskassen, soweit sie nicht schon älteren Datums sind. Sie betrachten sich nicht ausschließlich als ein Mittel, wirtschaftliche Vorteile zu erlangen, zu sparen und billig einzukaufen, sondern zugleich als Vorposten des kollektivistischen Zukunftsstaates, in dem es keine Reichen und keine Armen mehr geben wird, im feindlichen Lande des modernen Kapitalismus. So machen sie sich nicht allein das ökonomische Streben des Arbeiters nach Besserung seiner Lage dienstbar, sondern auch sein Klassenbewußtsein und seinen sozialistischen Glauben, sein Sehnen und Hoffen auf bessere künftige Tage.

Diese Verbindung von praktischen und idealen, politisch-sozialen und wirtschaftlichen Zielen hat wider alles Erwarten große Früchte getragen. Das „Volkshaus“ hat heute über 17 000 Mitglieder. Seine große Maschinenbäckerei, die größte des Landes, erzeugt jährlich etwa

*) Sie wurde zunächst als ein freier Kindergarten für Arbeiterkinder begründet, der dann zu einer „working men's school“ und weiterhin zu einer Musteranstalt für die öffentlichen Schulen auswuchs.

Digitized by Google

10 Millionen Vierpfundbrote, das Brot zu 27 Cent. Es besitzt eine große Kohlenhandlung, zwei Metzgereien, verschiedene Werkstätten, ein Waarenhaus und seit kurzem auch eine Molkerei in dem Dorfe Herselingen bei Brüssel, womit zum ersten Male versucht wird, die genossenschaftliche Bewegung auf das platte Land zu übertragen. Es hat vom 1. Juli bis 31. Dezember 1898 einen Reingewinn von 184 907,74 Francs erzielt, wovon über 100 000 Francs nach Maßgabe des Einkaufs — 2 Cent. auf das Brot — an die Mitglieder vertheilt worden sind.

Aehnlich ist die Lage der übrigen Genossenschaften. Die älteste derselben, der Vooruit in Gent, an deren Spitze Eduard Anseele, der bedeutendste Organisator der Partei steht, hat heute einen Umsatz von über 2 Millionen Francs. Sie stellt wöchentlich 90—100 000 Brote her, besitzt 4 Apotheken, 6 Spezereiläden, Schuhmacher- und Kleiderwerkstätten, eine Zigarrenfabrik und ein prächtiges Klubhaus im schönsten Teil der alten vlämischen Industriestadt. Sie versichert ihre Mitglieder gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und gewährt ihnen im Alter von 60 Jahren nach Maßgabe der Länge ihrer Mitgliedschaft und des Betrages ihrer Einkäufe in den Läden der Genossenschaft eine Pension. Und dabei betrug ihr Gewinn im ersten Semester 1897 216 363,10 Francs, wovon etwa $^3/_4$, 166 759,28 Francs, an die Genossen vertheilt wurden.

Auch die anderen Genossenschaften in Antwerpen, Löwen, Lüttich, Verviers und in dem Dorfe Jolimont mitten in dem Kohlenbistrikte stehen in Blüte, und ihr Erfolg spornt zu immer neuen Gründungen an.

Die Bedeutung der Genossenschaften für Belgien ist eine ungemein große. Zunächst haben sie den Preis des Brotes für die Arbeiter um 30—40 % erniedrigt und ihnen manche andere wirtschaftliche Vorteile gewährt. Ferner bilden sie eine Zuflucht für die Sozialisten, die in Folge der Bethätigung ihrer Meinungen ihre wirtschaftliche Existenz verloren haben und ihr Beschäftigung und ein Unterkommen finden. Wichtiger ist aber die allgemeine Wirkung der Genossenschaften. Sie haben dem belgischen Sozialismus eine sichere materielle Grundlage gegeben und ihn die Möglichkeit gezeigt, auf dem Wege der Selbsthilfe das Loos der Arbeiter zu bessern. Sie sind nicht nur die Stärke der Arbeiterpartei, sondern auch die Ursache, daß die ruhigeren verständigen Elemente, deren Hauptstütze die Vlamen sind, über die heißblütigen Wallonen den Sieg davongetragen haben und bieten die Gewähr, daß die weitere Entwicklung auch in ruhigen Bahnen verlaufen wird. Dank den Genossenschaften und ihrem erziehenden Einflusse hat der belgische Arbeiter erkannt, daß die politische Agitation, Stimmzettel, Wahlen und Majoritäten allein keine bleibenden Aenderungen zu schaffen vermögen, daß diese vielmehr nur Symptome und Folgen der Veränderungen in den Meinungen und in den thatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnissen sind. So hat die belgische Arbeiterpartei den sozialreformatorischen, allen Utopien und revolutionären Trugbildern feindlichen Charakter erhalten, der sie auszeichnet.

Auch die klerikale Regierung in Belgien hat diese wohlthätige, antirevolutionäre Einwirkung der Genossenschaften auf die Arbeiter wohl erkannt. Sie zeigt sich im allgemeinen ihnen günstig, wenn sie auch zuweilen, wie im Jahre 1896 durch den Prozeß gegen den Leiter des Vooruit, Eduard Anseele, sie zu bekämpfen sucht. Sie gewährt ihnen Kredit und andere Vorteile, und leitende Persönlichkeiten, wie vor einigen Monaten der frühere Justizminister Le Jeune, scheuen sich nicht, selbst in den Volkshäusern zu den Arbeitern zu sprechen.

Epilog zur Goethefeier.

Von Dr. M. Kronenberg.

Feste der Erinnerung fügen selten dem Bilde der Vergangenheit einen wesentlich neuen Zug hinzu, aber sie sind in fast allen Fällen charakteristisch für die Feiernden. Auch der Goethefeier der jüngsten Tage hat es an solchem charakteristischen Zügen nicht gefehlt, die keinen unwesentlichen Beitrag liefern zur Psychologie unserer Zeit. Ich meine damit weniger die besondere Art, wie da und dort dem Andenken Goethes gehuldigt wurde: daß die Erinnerungsfeier hier ganz veräußerlicht und dort mehr verinnerlicht war, auf der einen Seite nach dem Muster unseres Schützenfestpatriotismus der Grad der Begeisterung durch die Intensität des Lärmes markiert wurde und auf der anderen Seite die Vertreter der großen stillen Goethegemeinde nichts anderes thaten, als für sich, im eigenen Inneren die Driftamme neu zu entzünden. Das Alles aber ist charakteristisch nur für den oder die Einzelnen. Was vor allem bemerkenswert für unsere Zeit ist, war die Stellungnahme zu Goethe, welche im Laufe der Feier insgesamt sich zeigte.

Zunächst nach der negativen Seite hin: Unzweifelhaft blieb das deutsche Volk in seiner großen Gesamtheit von der Erinnerungsfeier fast ganz unberührt, ja man kann behaupten, daß selbst die Mehrzahl der Gebildeten sich teilnahmlos zeigte. War es, wie man behauptet hat, weil nur die vollen Jahrhunderte, nicht aber die anderthalbe einen geeigneten Anlaß zur Erinnerung bieten? Ach nein, die Zahl 150 ist rund und nett genug, um in unserer jubiläumsfrohen Zeit Anlaß zu ausgiebigster Erinnerungsfeier zu bieten. Der Grund liegt viel näher: Unserer Zeit, unserem Volke, dessen Führer die Höhergebildeten sind, fehlt es an einem inneren Verhältnis zu Goethe! Darüber darf die Thatsache nicht hinwegtäuschen, daß namentlich ein gewisser Sybaritismus, der sich in ästhetischer Ueberkultur gefällt, Goethe seit langem zum Gegenstande eines wahren Kultus gemacht hat und daß auf der anderen Seite eine betriebsame Goethe-Forschung keinen Winkel seines Lebens undurchsucht läßt. Die ersteren begreifen ihn lediglich unter dem Gesichtspunkte einer formal-ästhetischen Kultur, die letzteren ebenso ausschließlich oder doch überwiegend als Objekt einer archaisierenden Forschung: ist damit dem Genius Goethes auch nur im Entferntesten Genüge gethan? Goethe, der eine große geistige Welt schuf, neue Werte erzeugte, in dessen Schöpfungen kaum eine Seite des Daseins in Natur und Menschenwelt nicht wiederklingt, Goethe hat, wie wohl kein Sterblicher vor und nach ihm, alles Menschliche in sich aufzunehmen gewußt — und unsere Zeit, in welcher so viele Kräfte thätig sind, alles menschliche Sein zu vereinzeln und zu zerstückeln, sollte ihn innerlich frei verstehen und würdigen können?

Was aber soll nun geschehen, um dem Geiste Göthes nah und näher zu kommen? Soll die Forschung noch weiter ausgedehnt und verbreitet werden? Sollen wir der eigenen Denkweise uns entäußern um diejenige Göthes anzunehmen? Das hieße noch mehr zu geistigen Selbstmördern werden, als es schon der Fall ist und das Ziel aufs sicherste verfehlen. Man kann nur auf eigenen selbstgebahnten Wegen in die Nähe eines geistigen Gipfelpunktes gelangen. Auch Göthe hat das erfahren. Das Wort, welches er Iphigenien in den Mund legte:

Und so in dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,

hat eine symbolische Bedeutung auch für seine gesamte Geistesarbeit. Ueber dem griechischen Lande ist zum ersten Male die Sonne eines freien Menschentums aufgegangen, und seitdem hat sich dorthin die suchende Seele aller gewandt, die nach demselben freieren Menschentum Sehnsucht empfanden. Dorthin wandten sich die großen Geister der italienischen Renaissance, Shakespeare und die deutschen

Digitized by Google

Humanisten, zuletzt, mit größerer Hingebung als alle, auch Goethe. Von den Göttern Griechenlands heißt es, daß sie auf den Höhen des Olympus sich niederließen, und nun von Gipfel zu Gipfel Zwiesprache hielten. So erscheinen auch die großen Vertreter des Humanismus, die geistigen Freiheitshelden, wie von hohen Gipfeln aus über die Jahrhunderte hinweg mit einander zu sprechen und einander zu verstehen. Darum hat auch Goethe wie kaum ein Zweiter in der Welt des Griechentums gelebt, hat er für das in sich vollendetste Werk der italienischen Renaissance-Kunst, Lionardo's Abendmahl, und das der englischen, Shakespeare's Hamlet, die tiefste Interpretation gegeben; und Iphigenie, Tasso und Faust, die im Mittelpunkte seiner reifsten Schöpfungen stehen, sind auch die Chorführer des griechischen, italienischen und deutschen Humanismus. Aber das alles nicht im archaisierenden Sinne, sondern so, daß er durch selbständige geistige Arbeit und eigene Schöpferkraft dazu gelangte, auch die entfernten Blütezeiten der humanistischen Denkungsart zu verstehen und zu bewundern. Weil der Geist der italienischen Renaissance immer mehr dem des Altertums sich näherte, lernte man dieses auch immer mehr kennen, und weil Goethe auf eigenen Wegen (sogar über eine Periode der Bewunderung für die Gothik hinweg!) zur heidnisch-griechischen Denkart gelangte, hat er auch das Altertum verstehen gelernt — nicht umgekehrt. Auch unsere Zeit muß auf eigenem Wege von neuem dem Goetheschen Geiste nahe zu kommen suchen. In unsern Tagen regt es sich auf verschiedenen Seiten, um einen neuen Humanismus erstehen zu lassen, der an die Vergangenheit anknüpft, aber doch auch besondere Züge aufweist, die der Gegenwart ausschließlich angehören. Nichts wäre verderblicher, als wenn der Riesenschatten des Olympiers von Weimar diese Gegenwart verdunkelte. Möge die kleine Schaar derer, die auch heute, sehnsuchtsvoller als je, das Land der Griechen und das Goethes mit der Seele suchen, sich bewußt bleiben, daß sie es nur finden können, wenn sie von dem vollen Bewußtsein der lebendig wirkenden Gegenwart aus weiter es zu finden sich bemühen. Wenn der Neuhumanismus, dessen Keime sich bereits allerorten zeigen, zum siegreichen Durchbruch gekommen ist, dann wird auch eine neue Aera für das Verständnis des Goetheschen Geistes anbrechen.

Streiflichter.

Gewissenskonflikte. Die an Ueberraschungen und abhanderlichen Erscheinungen so reiche Entwicklung der Kanalfrage in Preußen hat zuletzt zur Maßregelung einer Reihe von Beamten geführt, die als Abgeordnete gegen den Kanal gestimmt hatten. Dadurch ist eine ethische Frage von prinzipieller Tragweite in den Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion gerückt.

Natürlich bemächtigten sich die einzelnen Parteien der Angelegenheit nicht lediglich im ethischen Sinne, sondern auch vom Standpunkte der politischen Opportunität für den jeweiligen Parteistandpunkt. Das kann man verstehen, aber es sollten doch in solchen Fällen, wo ein hohes ethisches Interesse in Frage kommt, alle opportunistischen und parteitaktischen Erwägungen zunächst hintangesetzt werden.

Es handelt sich um ein Doppeltes: um die Stellungnahme der Regierung und die der disziplinierten Beamten.

Daß das Vorgehen der Regierung vom sittlichen Standpunkte durchaus zu verwerfen ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Sie konnte nach der Abstimmung wohl zu der Erwägung kommen, daß diese frondierenden Beamten ungeeignet seien, weiterhin ihre ausführenden Organe zu bleiben, da andernfalls die Einheitlichkeit der Verwaltung und damit die Festigkeit des Staatsorganismus stark bedroht wäre. Aber in diesem Falle blieb ihr keine andere Wahl als völlige Entlassung unter Zubilligung einer angemessenen Pension. Was aber soll die Zurdispositionstellung für eine andere Wirkung haben als die betroffenen Beamten in den schärfsten Gewissenskonflikt zu stürzen? Das heißt doch nichts anderes, als eine Prämie auf die Gesinnungslosigkeit setzen. Denn es bedeutet, daß die auf Wartegeld gesetzten Beamten bald wieder in gleiche oder bessere Stellungen befördert werden sollen, — wenn sie durch ihr Wohlverhalten Veranlassung dazu geben, d. h. ihre parlamentarische Abstimmung den Wünschen der Regierung anpassen, ihre Ueberzeugung materiellen Vorteilen opfern.

Von Seiten der Beamten freilich wäre dieser Konflikt leicht zu lösen, indem sie selbst den richtigen Schritt thun, den die Regierung aus Schwäche nicht zu thun wagte: durch Forderung ihrer Entlassung die Freiheit ihrer Ueberzeugung vor jeder Beeinflussung sicher zu stellen. Warum entziehen sich die disziplinierten Beamten, wenn anders sie bei der Abstimmung nur ihrer Ueberzeugung gefolgt sind, nicht der moralischen Zweideutigkeit ihrer Lage?

Diese ganze Lage hat freilich nur entstehen können durch die politische Zweideutigkeit, an der unser öffentliches Leben schon lange krankt: daß abhängige Verwaltungsbeamte auch als unabhängige Volksvertreter auftreten. Man kann sich sehr wohl denken, daß bei einer weiteren Entwicklung unseres öffentlichen Lebens und bei einer feineren Durchbildung unserer ethisch-politischen Begriffe und Anschauungen auch diese Situation ihre Zweideutigkeit verlieren könnte. Aber diese Möglichkeit liegt noch in sehr weiter Ferne, und darum kann nicht nachdrücklich genug gefordert werden, daß die politischen Beamten, die ja leicht genug zu bestimmen sind, von der Wählbarkeit verfassungsmäßig oder auf dem Wege der Verordnung ausgeschlossen werden. Es zeigt sich auch hier wieder die innere Verbindung des Verschuldens Einzelner mit den Verfehlungen der Gesamtheit. Das Volk selbst hätte sich in erster Linie anzuklagen, daß es aus Schwäche und Indolenz einen Zustand moralischer Zweideutigkeit nicht beseitigt, der nun zur Quelle sittlicher und politischer Nöte geworden ist und zu immer heillloserer Verwirrung zu führen droht.

* * *

Das Mißtrauen in der internationalen Politik. Der Dreyfusprozeß hat für uns Deutsche eine merkwürdige Ueberraschung gebracht. Wir erfahren, daß man Deutschland kriegerische Absichten zugeschrieben hat in einer Zeit, als Niemand in Deutschland an Aehnliches dachte. Zwar klingt die Behauptung, die leitenden Männer Frankreichs hätten damals einen Krieg mit Deutschland voraussgesehen und vor Deutschlands Kriegslust gewaltige Furcht empfunden, recht unwahrscheinlich. Aber schon daß diese Behauptung aufgestellt wird, um Mercier und Genossen aus der Verlegenheit zu reißen, daß das Mißtrauen gegen Deutschlands Friedensliebe zur Rechtfertigung des eigentümlichen Verhaltens dieser Männer herbeigezogen wird, läßt uns einen Einblick in die französische Volksseele thun. In der That hat ja das Mißtrauen gegen Deutschland in dem ganzen Dreyfusprozeß eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Dies Mißtrauen hat Schuld an dem schweren Unrecht, das dem Manne gethan worden ist; es hat ein schweres Staatsverbrechen möglich gemacht. Was Wunder denn, daß weiter versucht wird, durch Berufung auf populäre Irrtümer die öffentliche Meinung des Landes zu täuschen und das Unrecht zu verdecken.

Wenn wir uns aber über die Leichtgläubigkeit der Franzosen wundern, sollten wir doch nicht ganz vergessen, wie viel wir selbst zur Bestärkung des gegenseitigen Mißtrauens beigetragen haben. Im Jahre 1887 bliesen unsere Offiziere und ihre Hilfstruppen mit vollen Backen in die Kriegstrompete, d. h. es wurde nicht von unserer Seite zum Kriege getrieben, aber man behauptete, daß die Franzosen sich ernstlich mit Kriegsgedanken trügen und den Krieg

Digitized by Google

emsig vorbereiteten. Wie allgemein bekannt ist, war dies ein Wahlmanöver, darauf berechnet, die Militärvorlage unter Dach zu bringen und eine dem Fürsten Bismarck gefügige Parlamentsmehrheit aus der Wahlurne hervorgehen zu lassen. Manche mögen damals wirklich an die Kriegsgefahr geglaubt haben. Andere aber, die an dem Lärmschlagen mithalfen, haben ohne Zweifel die Tendenz des ganzen Manövers durchschaut. War denn aber damals, bei der Erregbarkeit der Franzosen und ihrer Neigung zum Mißtrauen, jede Gefahr ausgeschlossen, daß sie glauben konnten, wir wollten den Krieg? Konnte nicht aus dem von unserer Seite erregten Kriegslärm wirklich ein Krieg entstehen? Die Bismarckverehrer beurteilen unsere Politik nach dem Grundsatz, daß Alles, was Bismarck that, wohlgethan war. Wer unbefangen urteilt, wird finden, daß Fürst Bismarck mitunter recht gefährliche Experimente anstellte.

Im Uebrigen soll zugegeben werden, daß gegenwärtig von deutscher Seite das Mögliche geschieht, um das in Frankreich gegen uns herrschende krankhafte Mißtrauen zu beseitigen. Gewiß suchen unsere Staatsmänner nach Kräften einen Krieg mit Frankreich zu vermeiden. Daß aber unsere gewaltigen Rüstungen und ebenfalls die Bemühungen, Frankreichs alten Groll zu versöhnen, nur der Erhaltung des Friedens dienen sollen, steht darum noch nicht fest. Vielmehr ist für die Vermutung Raum, daß Frankreich als ein wertvoller Bundesgenosse betrachtet wird für den Fall, daß einmal ein großer Krieg zwischen den Völkern um die „Aufteilung der Welt“ geführt werden sollte. Dabei wird auf die kolossale Eifersucht Frankreichs gegen England gebaut. Aber der Dreyfusprozeß und andere Vorgänge und Stimmungszeichen beweisen, daß Frankreich uns noch immer als den „Erbfeind“ betrachtet und in einem etwaigen Kriege gewiß nicht auf unserer Seite zu finden sein wird. Möchten die Zeichen des fortdauernden Mißtrauens und der feindseligen Gesinnung in Frankreich ernüchternd wirken auf Alle in Deutschland, die etwa zu Illusionen neigen. Möchte daraus ersehen werden, daß wir den Frieden am besten sichern durch eine Politik, die nicht nur die Versöhnung Frankreichs erstrebt, sondern dem Streben nach Gebietserweiterung entsagt, das schwere internationale Verwicklungen veranlassen könnte und im Auslande dem Mißtrauen gegen unsere Friedensliebe Nahrung giebt.

Th. B.

Selbständigkeit.

Aus einem Essay von Emerson.

Mich kümmert einzig, was ich zu thun habe, nicht was die Leute denken. Diese Regel, gleich schwer zu befolgen im wirklichen wie im gefügten Leben, macht den ganzen Unterschied zwischen Größe und Gemeinheit aus. Sie ist um so schwerer, weil sich immer Leute finden, die da besser zu wissen meinen, was deine Pflicht ist, als du selbst. Es ist leicht, in der Welt nach der Meinung der Welt zu leben, es ist in der Einsamkeit leicht, nach seiner eigenen zu leben, — aber der große Mensch ist der, welcher inmitten der Menge, ohne zu sträuben, die Unabhängigkeit der Einsamkeit zu bewahren weiß.

Der Grund, weshalb wir uns Gebräuchen, die für uns tot sind, nicht fügen dürfen, liegt darin, daß wir unsere Kräfte damit vergeuden. Wir verlieren mit ihnen unsere Zeit und sie verwischen das Bild unseres Charakters. Wenn die eine alte Kirche aufrecht erhältst, einer toten Bibelgesellschaft beisteuerst, mit einer großen Partei für oder gegen die Regierung stimmst, offene Tafel hältst, wie so viel niederträchtiges Volk, — wie soll ich unter all diesen Schalen den Kern deines Wesens entdecken? All die Kraft, die du auf diese Erbärmlichkeiten verwendest, wird dem wirklichen Leben entzogen. Aber thu d.in Werk, und man wird dich kennen. — Thu dein Werk und neue Kräfte werden dich durchströmen. Jede männliche Seele sollte bedenken, was für ein Blindekuh-Spiel die gesellschaftliche Gleichförmigkeit ist. Wenn ich die Sekte ferne, der einer angehört, weiß ich auch schon, was er denkt. Ein Prediger kündigt an, er werde heute über die Zweckmäßigkeit einer Institution seiner Kirche sprechen. Weiß ich nicht voraus, daß er unmöglich ein neues und ursprüngliches Wort sagen kann? Weiß ich nicht voraus, daß, so sehr er sich den Anschein giebt, die Gründe der betreffenden Institution zu prüfen, er das durchaus nicht thun wird? Weiß ich nicht voraus, daß er vor sich selbst gebunden ist, die Sache nur von einer Seite anzuschauen, von der ihm erlaubten Seite, nicht als Mensch, sondern als Geistlicher? Er ist ein bestellter Anwalt, und das Pathos der Advokaten ist die leerste Heuchelei. Nun wohl, die meisten Menschen haben ihre Augen mit dem einen oder anderen Tuche verbunden und sich einer der landläufigen Meinungen angeschlossen. Diese gesellschaftliche Orthodoxie hat zur Folge, daß sie nicht etwa in einigen Einzelheiten falsch werden, einiger wenige Lügen mitmachen, sondern sie werden durch und durch verfälscht. Keine Wahrheit, die von ihnen ausgeht, ist ganz wahr. Ihr Zwei ist nicht das richtige Zwei, ihr Vier ist nicht das richtige Vier, sodaß jedes Wort, das sie sprechen, uns verstimmt, und wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen, sie zu berichtigen. Und die Natur säumt nicht, uns die Sträflingsuniform der Partei, der wir angehören, anzumessen, wie kommen mit der Zeit dahin, alle ein und dasselbe Gesicht zu schneiden und gewinnen allmählich einen sanften eselhaften Ausdruck. Eine ärgerliche Erfahrung dieser Art, die sich sogar in die Weltgeschichte eingeschlichen hat, macht jeder, ich meine das „blöde Beifallslächeln“ das gezwungene Lächeln, das wir in einer Gesellschaft anstecken, in der wir uns nicht wohl fühlen, mit dem wir ein Gespräch beantworten, das uns nicht interessiert. Die Gesichtsmuskeln, nicht willkürlich, sondern von einer die Herrschaft an sich reißenden Unterströmung des Willens bewegt, verzerren sich mit dem unangenehmsten Gefühle.

*

Wir müssen allein gehen. Wie ist die schweigende Kirche vor dem Beginn der Messe lieber als die beste Predigt. Wie entfernt, wie kühl, wie keusch erscheinen die Menschen, wenn jeden ein Vorhof, ein Heiligtum umgiebt! So wollen wir immer bleiben. Müssen wir denn die Fehler unseres Freundes, unseres Weibes, Vaters und Kindes annehmen, weil sie um denselben Herd mit uns sitzen oder vom selben Blute sein sollen? Alle Menschen sind von meinem Blut, und ich von dem alter Menschen. Dennoch will ich ihre Begehrlichkeit oder Narrheit nicht einmal so weit anerkennen, daß ich mich ihrer schäme. Aber deine Absonderung darf nicht nur mechanisch, sondern muß geistig sein — das heißt sie muß Erhebung sein. Zu Letzten scheint die ganze Welt sich verschworen zu haben, dich mit gewichtigen Kleinigkeiten zu belästigen. Ein Freund, ein Klient, ein Kind, Furcht, Krankheit, Not und Widrigkeit, alle klopfen zugleich an die Thür deines Gemaches und rufen: „Komm zu uns!“ — Aber du bleibe für dich und laße dich nicht in ihre Verwirrung zerren.

In unseren glatten Zeiten heißt es da vor allem die Wahrheit sprechen. Diese erlogene Gastfreundlichkeit und Sympathie muß ein Ende haben. Du kannst nun nicht mehr so leben, wie es diese betrogenen Betrüger, die unseren Verkehr bilden, erwarten. Sprich zu ihnen: O Vater, o Mutter, o Weib, o Bruder, o Freund, ich habe mit euch bisher nach dem Scheine gelebt. Von nun an ist die Wahrheit mein Weg. Wisset, daß ich von nun an keinem Gesetz mehr gehorche, außer dem ewigen Gesetz. Ich will von keinem Bunde mehr wissen, ich will nur mehr euer Nachbar sein. Ich werde mich bemühen, meine Eltern zu erhalten, meine Familie zu ernähren, der keusche Gatte eines Weibes zu sein — aber all diese Pflichten muß ich auf einem neuen, ungewohnten Wege erfüllen. Ich kümmere mich um eure Sitte nicht. Ich muß ich selbst sein. Ich kann mich nicht länger für dich, oder für dich, opfern. Wenn ihr mich lieben könnt, wie ich bin, um so besser, wir werden beide um so glücklicher sein; wenn ihr mich nicht lieben könnt, so will ich mich dennoch bemühen, eure Liebe zu verdienen. Ich will meine Meinungen und Überzeugungen nicht verbergen. Ich bin so fest überzeugt, daß alles Tiefe heilig ist, daß ich kühn vor Sonne und Mond das thun will, was immer mich innerlich erfreut und wozu mein Herz mich antreibt. Wenn du edel bist, will ich dich lieben; wenn du es nicht bist, will ich weder dich noch mich durch erheuchelte Zuneigung betrügen. Wenn du ein wahrer Mensch bist, aber einer anderen Wahrheit folgst als ich, so halte dich an deine Gesichten, ich will meine eigenen suchen. Ich thue dies nicht aus Selbstsucht, sondern in Demut und Wahrhaftigkeit. Es ist dein Interesse, wie meines und das aller Menschen, wie lange wir auch in Lügen gelebt haben mögen, von nun an in Wahrheit zu leben. Schimd dies heute hart? Du wirst es bald lieben, was dir deine Natur so gut, wie die meine mir, vorschreibt; und wenn wir beide der Wahrheit folgen, so wird sie uns beide zuletzt zum Heile führen. Ich werde dadurch meinen Freunden weh thun? Mag sein; aber ich kann nicht meine Kraft und Freiheit verkaufen, um ihre Empfindlichkeit zu schonen. Uebrigens haben alle Menschen vernünftige Augenblicke, manchmal wird jedem ein Einblick in die Regionen der ewigen Wahrheit gegönnt. Dann werden sie mich rechtfertigen und dasselbe thun.

*

Es ist leicht zu erkennen, daß nur ein größeres Selbstvertrauen — Selbstgehorchen eine heilsame Umwälzung in allen Beziehungen und Thätigkeiten der Menschen herbeiführen kann: in ihrer Religion, ihrer Geselligkeit, ihren Eigentumsverhältnissen und in ihren philosophischen Anschauungen!

Was sur Gebete erlauben sich die Menschen! Was für Gottesdienst nennen, zeigt nicht einmal männlichen Mut, geschweige denn heiligen Geist. Jedes Gebet ist ein Umsehen nach fremder Hilfe, ein Ziehen am Bettlerglocken durch ein fremdes Verdienst, und verliert sich in unendliche Irrgänge von Natürlichem und Uebernatürlichem, von

Digitized by Google

Mittleramt und Wundern. Jedes Gebet, das irgend einen besonderen Vorteil, das etwas anderes, etwas Geringeres als die höchste Gnade, als alles Gute verlangt, ist blasphemisch. Das wahre Gebet ist die Betrachtung der Dinge des Lebens vom höchsten Gesichtspunkte aus. Es ist das Selbstgespräch der beschamenden und entzückten Seele. Es ist der Geist Gottes, der da ausspricht, daß sein Werk gut sei. Aber das Gebet als Mittel, irgend ein privates Ziel zu erreichen, ist Gemeinheit und Diebstahl. Es setzt einen Dualismus in der Natur voraus, anstatt Bewußtsein und Einheit. Ein Mensch, der mit Gott eins ist, wird nie beten. Er wird in jedem Thun ein Gebet erkennen. Das Gebet des Landmannes, der in seinem Acker kniet, um ihn zu säten, das Gebet des Schiffers, der mit dem Schlage seines Ruders kniet, — das sind wahre Gebete, die die ganze Natur verstimmt, obgleich es sich um geringeres handelt.

Eine andere Art falscher Gebete sind Bedanern und Reue. Unzufriedenheit ist immer Mangel an Selbstvertrauen und Willensschwäche. Unglücksfälle soll man bedauern, wenn dem Betroffenen damit geholfen wird; — wenn aber nicht, so geh an deine Arbeit, und das Uebel wird sich lindern. Unser Mitleid ist ein ebenso niedriges. Wir kommen zu denen, die da thöricht weinen, und setzen uns hin und plärren mit ihnen, anstatt ihnen Wahrheit und Gesundheit in rauhen elektrischen Schlägen mitzuteilen, indem wir sie noch einmal mit ihrer eigenen Vernunft in Verbindung setzen. Das Geheimnis des Glückes ist: fremde am Werk unserer Hände. Willkommen Göttern und Menschen ist der Mann, der sich selbst hilft. — ihm öffnen sich alle Thüren, ihn grüßen alle Zungen, ihn krönen alle Ehren, alle Blicke folgen ihm begierig nach. Unsere Liebe kommt ihm entgegen und umarmt ihn, weil er sich nicht um sie bewarb. Wir liebkosen und feiern ihn besorgt und wenig, weil er seinen eigenen Weg ging und unsere Mißbilligung verachtete. Die Götter lieben ihn, weil die Menschen ihn haßten. „Für den ausharrenden Sterblichen," sprach Zoroaster, „sind die seligen Unsterblichen schnell!"

So wie die Gebete der Menschen eine Krankheit des Willens sind, so ist ihr Glaube eine Krankheit des Intellekts. Sie sagen gleich jenen thörichten Israeliten: „O, laßt nicht Gott zu uns sprechen, auf daß wir nicht sterben; sprich du, spreche irgend einer von euch, und wir wollen gehorchen!" Nirgend kann ich Gott in meinem Bruder finden, weil er die Thore seines eigenen Tempels geschlossen hat und nur Lobeis von seines Bruders, oder von seines Bruders Bruders Gott erzählt. Jeder neue Geist entspricht einer neuen Klassifikation. Wenn es ein Geist von ungewöhnlicher Kraft und Thätigkeit ist, ein Locke, ein Lavoisier, ein Hutton, ein Bentham, ein Fourier, so zwingt er seine Klassifikation auch anderen auf, und siehe! wir haben ein neues System. Je tiefer der Grundgedanke desselben ist, je mehr Dinge es dem Jünger faßbar macht, um so größeren Erfolg wird es haben. Aber nirgends zeigt sich dies so, wie bei Richten und Religionen, denn auch diese sind nichts anderes als Systeme irgend eines genialligen Geistes, der den elementaren Gedanken der Pflicht und die Beziehungen des Menschen zum Höchsten zu seinem Gegenstande machte. Calvinismus, Quakerismus, Swedenborgismus sind solche Systeme. Der Jünger der neuen Lehre findet ebensoviel Freude daran, alle Dinge der neuen Terminologie einzutreiben, wie ein unzufriedener Kind, das eben Botanik gelernt hat und nun eine neue Erde, einen neuen Frühling entdeckt. Und eine Zeit lang wird er fühlen, daß sein Geist in dem Maße wächst, als er in den seines Meisters eindringt. Aber in allen unsicheren Seelen wird also alsbald das System vergötzert, und für das Ziel gehalten, was doch nur als solch ein gebrauchtes Mittel ist; die Grenzen des Systems verschwimmen ihrem Auge am fernen Horizont mit den Grenzen des Weltalls, und die Himmelslichter scheinen ihnen an dem Bogen, den ihr Meister aufgebaut, zu hängen. Sie können nicht begreifen, wie ihr Heterodoxen ein Recht zu leben habt, — wie ihr nur überhaupt leben könnt. „Ihr müßt uns das Licht geradezu gestohlen haben!" Sie sassen noch nicht, daß das unbeweingliche, in kein System zu sperrende Licht in jede Helle dringt — selbst in die ihre. Mögen sie eine Weile spren und es ihr eigen nennen. Wenn sie ehrlich sind und recht thun, so wird ihr ziestiches neues Vertterbach bald zu enge und niedrig werden, wird sich biegen, weit springen, saulen und schwinden, und das unsterbliche Licht wird jung und frendig, millionenfarbig, millionenstrahlig über das Weltall wie am ersten Morgen leuchten.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Hamburg-Altona. Professor F. Toennies referierte im April über die Wohnungsfrage. Nach eingehender Besprechung des Gegenstandes wurde beschlossen: 1. daß die Abteilung Hamburg-Altona dem Verein „Reichswohnungsgesetz" in Frankfurt a. M. mit einem Mitgliedsbeitrage von 20 M. beitrete. 2. Den Antrag an den nächsten Gesellschaftstag zu stellen: „Sämtliche Abteilungen mögen dem Thema „Die Wohnungsnot eine sittliche Not" ihre Aufmerksamkeit zuwenden und die finanzielle und moralische Unterstützung des Vereins „Reichswohnungsgesetz" ins Auge fassen."

Die definitive Vorstandswahl hat noch nicht stattgefunden. Mitgliederzahl 56. Wanderredner werden im Winter willkommen sein.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte.

Ein Auskunftsbuch
herausgegeben von der
Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Zweite vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage.
Ueber 400 Seiten gr. 8°.
Kartonirt Preis M. 3,—; in Leinwand gebunden M. 3,60.

Ausführliche Prospekte stehen zu Diensten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlagsbuchhandlung Hermann Walther in Berlin SW., Kleinbeerenstr. 28.

Die Bilanz des Christentums.
Von Ernst Heinemann.
„O, ruft den schlechtern Teil davon hinweg
Und lebt so reiner mit der andern Hälfte."
(Hamlet, 3. Aufzug, 4. Szene.)
Preis: elegant broschiert **Mk. 1,50.**
Das interessante Buch, welches von der theologischen Presse mit Fleiß totgeschwiegen wurde, sucht den wahren Wert des Christentums in seiner Ethik und spricht das Urteil über das dogmatische Priestertum. Die Freimütigkeit und scharfe Logik des Verfassers machen das Buch für jeden Ethiker lesenswert
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.
Soeben ist erschienen:
Moderne Philosophen
Porträts und Charakteristiken.
Von
Dr. M. Kronenberg.
Inhalt: I. Hermann Lotze. — II. F. A. Lange. — III. Victor Cousin. — IV. L. Feuerbach. — V. Max Stirner.
Geh. 4 ℳ 50 ₰; geb. 5 ℳ 50 ₰.

Postkarten
mit ethischer Devise,
100 Stück inkl. Porto liefert gegen Einsendung von 2,70 Mk. (50 Stück 1,50 Mk.)
Lithographie-Anstalt Sandmann & Mohn, Alm, Hauptwache 20.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2882.

Ethische Kultur

Inserate: Die 6mspaltige Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 16. September 1899. | Nr. 37.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Der Geist des Unglaubens. Von Philalethes. — Die amerikanische Kultur und die ethische Bewegung. Von Dr. Fr. W. Foerster — Glossen zur Wohnungsfrage. Von Dr. H. Kurella. — Streiflichter: Das Verdikt der berechnenden Leidenschaft. Absolutistische und katholisierende Tendenzen, Machtpolitik und Jesuitismus. — Eingegangene Schriften

Der Geist des Unglaubens.

Von Philalethes.

In seiner Straßburger Rede sprach der Kaiser in diesen Tagen, wie schon wiederholt in ähnlichen Wendungen, von dem Geiste des Unglaubens, der in unserer Zeit durch die Lande schreite. Er forderte die Diener der Kirche auf, sich unter den staatlichen Schutz zu stellen, um sich damit wirksamer auch gegen die Angriffe des Unglaubens zu sichern. Gleichviel ob man diese Aufforderung in dem Sinne auffaßt, wie es im Mittelalter geschah, daß der Staat der Kirche seine Macht nur leihe, wie ein Dienstbeflissener seinem Herrn, oder in dem Sinne, daß das Schutzverhältnis der Kirche zum Staat auch eine Abhängigkeit und Unterordnung der ersteren bedinge: so viel ist sicher, daß in den kaiserlichen Worten die Meinung ausgesprochen ist, der neuzeitliche Geist des Unglaubens sei der Feind, den Staat und Kirche gemeinsam zu bekämpfen hätten.

Dieser wiederholt schon zu Tage getretenen Meinung gegenüber kann man es nur immer wieder lebhaft beklagen, daß der höchste Repräsentant der Staatsgewalt sich in so verhängnisvollen Anschauungen über das Verhältnis von Staat und Kirche bewegt, in Anschauungen, welche den höchsten Interessen grade des Staates am meisten bedrohlich sind. Denn was ist jener Geist des Unglaubens, der hier in Frage kommt? Ist er dem Staat oder der Kirche oder beiden in Wahrheit feindlich gesinnt?

Es giebt freilich eine Art des Unglaubens, die darin dem Kirchenwesen verwandt ist, daß sie sich exklusiv, feindlich oder selbst fanatisch zu jeder Art religiösen Glaubens verhält, deren Vertreter sich ebenfalls kirchenartig zu Gemeinschaften zusammenschließen und dann allen andern menschlichen Genossenschaften kirchlicher oder nichtkirchlicher Art, in denen Meinungen und Ueberzeugungen zu Dogmen und leeren Verstandesformeln erstarrt und verhärtet sind, völlig gleichen, es sei denn, daß die vorherrschende Negativität d i e s e Art von Kirchen- und Sektenbildung noch abstoßender machte. Aber hier handelt es sich eigentlich gar nicht um den Unglauben, sondern um einen Glauben, oft ebenso beschränkter Art wie jener andere, dem er sich entgegensetzt.

Ganz andere aber der echte, schöne Unglaube, der dem Kirchentum jeder Art entgegengesetzt ist. Er ist nicht oder nicht mehr glaubend, weil es ihm heiliger Ernst ist um sein Inneres, sein Seelenheil, seine Sittlichkeit, sein Thun und sein Wollen. Er ist oft nicht mehr glaubend, weil er so gerne glauben möchte, aber nicht mehr glauben kann, aus Gewissenhaftigkeit, Wahrheit und Treue gegen sich selbst. Solchen Unglauben hatten alle religiösen Reformatoren und Religionsstifter, von Christus bis Luther, ebenso alle die frommen Mystiker des früheren und des ausgehenden Mittelalters bis auf die neue Zeit, die Eckhard und Tauler ebenso wie die Spener und Zinzendorf. Und neben ihnen hat es immer eine kleinere Zahl von Menschen gegeben und giebt es heute eine größere und immer mehr wachsende, die nicht mehr glauben können, aber auch nicht mehr zum Glauben hinstreben, weil sie ihren Willen und ihren Intellekt von allem, was sie nicht selbst sind, befreit haben, weil sie ihren Tempel im eigenen Inneren und aus eigener Kraft aufzubauen bemüht sind. Sie suchen das Erhebende und Verehrungswürdige deshalb nicht weniger auf, weil sie es nicht in Kirchen und durch Vermittlung von Priestern aufsuchen, und je weniger sie meinen, das Höchste, Göttliche sei ein für allemal in einer Kirchengemeinschaft, einem einzelnen Hause, einem Buche, einer Person beschlossen, um so freier meinen sie es überall auffinden zu können — in Natur und Menschenwelt. Solche Art des Unglaubens hat beispielsweise Wilhelm von Humboldt, der nicht nur ein großer Denker, sondern auch einer der bedeutendsten preußischen Staatsmänner war, von sich bekannt und geschildert: „Es giebt Charaktere", sagt er, „in welchen eine so innige Consequenz aller Ideen und Empfindungen herrscht, die eine so große Tiefe der Erkenntnis und des Gefühls besitzen, daß daraus eine Stärke und Selbständigkeit hervorgeht, welche das Hingeben des ganzen Seins an ein fremdes Wesen, das Vertrauen auf fremde Kraft, wodurch sich der Einfluß der Religion so vorzüglich äußert, weder fordert noch erlaubt. Wenn diese nun voll des edelsten Stolzes, dessen endliche Wesen fähig sind, mit Goethe-Prometheus auf ihr Leben hinblickend ausrufen:

„Hast du nicht alles selbst vollendet
heilig glühend Herz?"

— wie müssen da in ihnen alle die Ideen von Alleinsein, von Hilflosigkeit, von Mangel an Schutz und Trost und Beistand schwinden, die man gewöhnlich da glaubt, wo eine persönliche, ordnende, vernünftige Kette der Ursachen des Endlichen fehlt!"

Digitized by Google

Gewiß, das ist Unglauben. Aber ist es nichts Anderes als diese klägliche Negativität, die einen Schein des Verächtlichen von selbst hervorruft — oder nicht vielmehr grade die größte Lebensfülle, aber der aller Fortschritt, alles bedeutsame Wirken hervorgeht? Fast Keiner von den großen Geistern, die über die Erde geschritten sind, dem nicht das Prädikat des Unglaubens zuerteilt wurde. Und diese alle, die überhaupt erst aus den primitiven Formen der Theokratie einen Staat geschaffen haben, die ihn fortdauernd neu schaffen und erhalten, indem sie geistige Werte hervorbringen, die Sittlichkeit verweltlichen, d. h. in die innere Organisation des Staatslebens hineinführen, um sie zu festigen — sie sollen vom Staat gewaltsam bekämpft werden, um sie der Kirche zuzuführen? Nein, es giebt keinen stärkeren Bundesgenossen für den Staat als den sogen. Unglauben, keinen schlimmeren Feind als die Kirche. Die letztere ist selbst ein Staat, aber einer, der sogleich nach seiner Bildung dem Auflösungsprozeß verfallen ist, weil er etwas organisieren will, was sich auf die Dauer nie organisieren läßt, Gesinnungen, Anschauungen und Gemütsstimmungen. Jeder Staat wird darum unfehlbar in den inneren Zersetzungsprozeß hineingerissen, der sich mit der Kirche eng verbindet und den „Unglauben“ bekämpft. Die ganze Geschichte lehrt es, noch jüngst die Entwicklung Spaniens, Oesterreichs, die traurigen Erscheinungen in Frankreich, wo ebenfalls Staat und Kirche seit langem eng verbunden sind, — sollten alle diese Erfahrungen umsonst sein? Und umsonst sein grade in Preußen, dem Lande, dessen größter Herrscher, Friedrich der Große, auch einer der größten Vertreter und Bahnbrecher des „Unglaubens“ war und eben damit und dadurch die moderne Großmacht Preußen erst geschaffen hat?

Die amerikanische Kultur und die ethische Bewegung.

Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).

(Fortsetzung.)

Der leitende Gesichtspunkt dieser Schule ist die Bildung des Charakters. Darauf wird nicht nur durch einen direkten Moralunterricht hingewirkt, sondern auch durch die ethische Durchdringung des gesamten übrigen Unterrichtes. Statt der üblichen Kriegsgeschichte wird z. B. das Hauptgewicht auf die Entwicklung der Zivilisation gelegt; den Kindern wird gezeigt, wie alles, was sie jetzt genießen und bewundern, die Frucht mühevoller Arbeit und Hingebung ist. So wird in den jungen Seelen das Verlangen erweckt, das eigene Leben einzusetzen für das Wachstum des Edlen auf Erden, für die Bändigung der rohen Kraft im Namen der Gesittung. Damit diese Bestimmung der künftigen Arbeit in der rechten Weise geschehe, haben sämtliche Lehrer die Aufgabe, die einzelnen Schüler von Anfang an in bezug auf ihre besonderen Fähigkeiten und Gaben zu prüfen, darüber während der Schulzeit Buch zu führen und dann den Eltern den entsprechenden Rat zu erteilen. Regelmäßige Konferenzen zwischen Lehrern und Eltern, die einmal im Monat im Schulhause stattfinden, sorgen dafür, daß die Wechselwirkung zwischen Schule und Haus rege erhalten wird. Was der Besucher in dieser Schule zuerst bewundern muß — besonders wenn er in einem preußischen Gymnasium aufgewachsen ist, das ist das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrenden. Es giebt weder Prügel noch Strafen oder sonstige äußerliche Mittel, um Disziplin zu halten, auch keine Noten und Rangordnungen — was den Besucher um so mehr verwundern muß, wenn er die Ruhe und Sammlung in der Klasse beobachtet. Die Ordnung beruht einfach auf dem freundschaftlichen Verhältnis zwischen der Klasse und dem Lehrer; ihm ist keine Macht gegeben, durch den Stock das zu erzwingen, was der Eindruck seines Ernstes und seiner Güte oder die fesselnde Kraft seiner Lehrweise nicht zu erreichen vermag — und dieser Umstand allein giebt der ganzen Schule eine Atmosphäre von gegenseitigem Vertrauen und Anstand, in der eine mutwillige Störung des Unterrichts oder trotziger Unfleiß fast undenkbar scheint.

Die fruchtbarste Neuerung, die Adler in diese Schule einführte, war die Einrichtung des Handfertigkeitsunterrichts als eines Mittels für die künstlerische, geistige und moralische Entwicklung der Kinder. Aber empfand es als unzureichend, die Fröbelsche Methode nur auf die ersten Kinderjahre zu beschränken und er bemühte sich, dieselbe zu erweitern und in innigeren Zusammenhang mit den übrigen Lehrgegenständen zu bringen. So lernen z. B. die Schüler der oberen Stufen Physik und Mechanik, indem sie eine Reihe der dazu nötigen Apparate selbst hervorbringen und u. a. auch das Modell einer Dampfmaschine konstruieren. Das befruchtet dann wieder den historischen Unterricht, in welchem die Zivilisation als die wachsende Bemeisterung der Natur durch den Menschengeist dargestellt wird. In der That bringt der sogenannte Anschauungsunterricht den Lernenden bei weitem nicht so nahe mit der Wirklichkeit in Berührung, als diese „schöpferische“ Methode, welche ihn die Gegenstände durch eigene Hervorbringung kennen lehrt. Wer übrigens durch die einzelnen Klassen wandert und die Schüler bei diesem „manual training“ beobachtet und die allgemeine Freude und Emsigkeit des Arbeitens bemerkt — handle es sich nun um die Herstellung geom. trischer Körper oder indianischer Gewebe oder von Robinsons Hütte oder einer Maschine — der wird Adler Recht geben, wenn er sagt, daß in dem bisherigen Schulwesen die schöpferischen Instinkte der Kinder geradezu unterdrückt worden sind. Die Methoden der ethischen Schule auf diesem Gebiete sind daher auch seit etwa 10 Jahren von sämtlichen öffentlichen Schulen New-Yorks in den Lehrplan aufgenommen worden und haben von dort aus Eingang in das Schulwesen auch der übrigen Staaten Nordamerikas gefunden. Adler mißt dem Handfertigkeitsunterricht neben der oben angedeuteten Wirkung noch folgende pädagogische Bedeutung zu: Die künstlerische Sorgfalt und Hingebung, mit der die Kinder hier etwas hervorbringen, nur mit Rücksicht auf Schönheit, Vollendung und Wahrheitstreue, wird einen veredelnden Einfluß auch auf ihren Charakter haben und sie über jene Auffassung erheben helfen die alles menschliche Thun nur nach dem unmittelbaren Nutzen und Gewinn abschätzt. Am wichtigsten erscheint uns folgende Erwägung Adlers: Im Schulleben kommt alles darauf an, daß die Selbschätzung des Schülers nicht niedergedrückt werde. Manche intellektuell etwas schwerfällige Kinder verlieren nur zu leicht jedes Selbstvertrauen und verfallen allmählich in Apathie und Störrigkeit. Solche Kinder können dann gerade durch den Handfertigkeitsunterricht wieder aufgerichtet werden, weil sie hier vielleicht die „Intellektuellen“ an Geschmack und Geschick weit übertreffen — so daß sie wieder Freude an sich selbst bekommen und nicht mehr unter der Ueberhebung der andern zu leiden haben. In dieser Beziehung sind in der ethischen Schule die erfreulichsten Erfahrungen gemacht worden.

Das eigentlich Charakteristische der Adlerschen Schule ist jedenfalls der durch alle Altersstufen gehende „Moralunterricht.“ Während meiner Anwesenheit in New-York fand im „Social reform club“ ein interessanter Diskussionsabend über das Problem des Moralunterrichts statt, der sehr geeignet war, den Ausländer in das gegenwärtige Stadium der ganzen Frage zu führen. Das Hauptreferat des Abends hatte der protestantische Reverend Rainsford; das Korreferat Dr. Elliot, der den Moralunterricht in der ethischen Schule erteilt. Der Reverend ging zunächst von der Thatsache aus, daß in den amerikanischen Volks-Schulen aus Rücksicht auf die verschiedenartigen Denkanschauungen der Eltern keinerlei Religionsunterricht erteilt wird. Aber das könne seiner

Digitized by Google

Meinung nach nur ein Uebergangszustand sein. Gewiß solle niemand vergewaltigt werden, man könne ja die Ideen der Gotteskindschaft und der Brüderlichkeit aller Menschen in der allgemeinsten Form geben; aber lieber wolle er katholischen Religionsunterricht als garnichts; die Jugend dürfe nicht nur auf die zufälligen Einflüsse des Hauses und der näheren Umgebung angewiesen werden, sie brauche in unserer gährenden Zeit mit allen ihren auflösenden Tendenzen dringender als je ein planvolles Eingehen auf die Fragen des persönlichen Lebens. Ihm entgegnete ein Schullehrer, daß es unmöglich sei, Moral in der Schule zu lehren, das Leben erziehe und nicht der Unterricht. Den beiden Rednern antwortete Dr. Elliot: Es erscheine ihm als eine Sünde, wenn der Lehrer seine große suggestive Macht über die Heranwachsenden nicht gebrauchen wolle und sich zu einer Maschine degradiere, die blos Zahlen und Thatsachen wiedergebe. Warum soll man z. B. die Welt-Geschichte nicht dazu benutzen, der Jugend den menschlichen Sinn ihrer unentrinnbaren Zusammenhänge zu erlenchten und zu zeigen, was wir im Großen und Kleinen aus den Irrtümern der Vergangenheit lernen können? Gewiß erziehe das Leben — aber damit es erziehlich wirken könne, müsse man es der Jugend richtig interpretieren. Das könne allerdings nicht durch solche religiös-sittliche Allgemeinheiten geschehen, wie sie der Rev. Rainsford vorgeschlagen habe. Unter Gotteskindschaft und allgemeiner Brüderliebe könne sich ein Kind nichts denken; man müsse vielmehr ganz einfach die konkreten Lebensverhältnisse menschlich besprechen und dabei an die persönlichen Erfahrungen der Kinder anknüpfen, um ihnen zu helfen, aus ihrer eigenen Berührung mit der Wirklichkeit die richtigen Schlüsse zu ziehen. Nach der Diskussion trat der Rev. Rainsford zu Dr. Elliot heran, um ihm sein vollstes Einverständnis auszudrücken — wieder ein Beispiel dafür, wie falsch es ist, den konfessionslosen Moralunterricht als eine kirchenfeindliche Institution hinzustellen, während er nichts ist, als eine pädagogische Notwendigkeit und eine Forderung der bürgerlichen Gewissensfreiheit.

Was nun den Moralunterricht in der ethischen Schule betrifft, so wird derselbe im Wesentlichen nach den Gesichtspunkten erteilt, welche Felix Adler in seinem Buche „Der Moralunterricht für Kinder" entwickelt. Am Sonntag früh findet eine ethische Sonntagsschule für alle Klassen statt; in der Woche knüpft die ethische Besprechung 15–30 Minuten lang an den Geschichtsunterricht oder an die Litteraturstunde an; bei den ganz Kleinen bilden Fabeln den Ausgangspunkt. Die Kinder freuen sich stets sichtlich auf diese Besprechungen, weil sie wissen, daß hier alles Gelernte in lebendige Beziehung zu ihrem eigenen Dasein mit allen seinen kleinen Konflikten, Interessen und Rätseln gesetzt wird. Ich war z. B. einmal dabei, als griechische Geschichte unterrichtet wurde; eine Viertelstunde vor Schluß der Stunde erschien Dr. Elliot, um nun einmal vom menschlichen Standpunkte über Themistokles und Aristides zu reden und die Kinder selbst zum Nachdenken zu bringen, ihren Blick für die Verwicklung der Motive zu schärfen, ihr sittliches Urteil zu entwickeln und im Anschluß an den gegebenen Stoff einige persönliche Lebensfragen zu besprechen. Wie die Kinder aufhorchten, wie ihnen die Gestalten der Geschichte lebendig wurden, wie das Nachdenken auf ihren freudig-ernsten Gesichtern zu Tage trat! Es war eine Freude zu sehen. Hier löste sich mir auch die Frage, ob es vielleicht besser sei, statt eines besonderen Moralunterrichts lieber alle einzelnen Unterrichtsstunden ethisch zu durchdringen. Das geht deshalb nicht, weil einfach nicht alle Lehrer den Takt, die Vorbildung und die geistige Beweglichkeit für diese delikate Aufgabe haben und dann durch trockne Nutzanwendungen mehr verderben als helfen können. Ein besonders befähigter Lehrer, der seine ganze Zeit und Lektüre dieser Aufgabe widmet, sollte die gesamte moralische Unterweisung an einer oder an mehreren Schulen zugleich übernehmen — und er sollte auch allein dazu anserlesen sein, den übrigen Lehrstoff mit den Schülern vom ethischen Standpunkte zu besprechen — ohne daß dadurch etwa solchen Lehrern die Hände gebunden würden, die Lust und Liebe dazu haben, ihren Gegenstand mit moralischen Lebensinteressen in Beziehung zu setzen.

Die ethische Sonntagsschule ist so geordnet, daß um 9 Uhr morgens in allen Klassen eine kleine Stunde über ethische Fragen gesprochen wird, teils im Anschluß an Fabeln, Homer, biblische Erzählungen oder neuere Litteratur, teils ganz frei — dann versammeln sich alle Klassen in der Aula, woselbst eine Ansprache an die Kinder, gemeinsamer Gesang und Liturgie stattfindet, letztere beginnend mit den Worten: „Es glüht ein Licht in jedem Menschen, der in die Welt kommt", worauf im Wechselrede zwischen Lehrer und Kindern das Bekenntnis zu edler Menschlichkeit in einigen Worten gesprochen wird. Eine größere Reihe von Eltern nehmen stets an dieser Feier teil, um sich dann zum Vortrage nach Carnegie-Hall zu begeben. Während der Sonntagsschule selbst habe ich bei den Kindern nie eine Spur von Ermüdung, sondern stets die allerfreudigste Aufmerksamkeit gefunden. Ich erinnere mich besonders einer Besprechung über Lüge und Notlüge, die Dr. Elliot abhielt und die außerordentlich bewegt wurde durch die Fülle der verschiedenen Meinungen, die geäußert wurden. Man kam schließlich zu dem Resultate, daß Lüge erlaubt sei in den Fällen, in denen der Geist des Andern nicht in der Lage sei, die Wahrheit zu verstehen oder zu ertragen. (Zu Fällen von geistiger Umnachtung oder schwerer Krankheit.) Zum Schluß gab Elliot der weitlichen Ethik und ihrer Betonung des diesseitigen Gerichtes schönen Ausdruck, indem er darauf hinwies wie unsere Gewohnheiten zu unserm Schicksal werden und sagte: „Glaubt nur nicht, daß Eure Lüge verborgen bleiben kann. Sie wird sichtbar werden in Euren Gesichtszügen, sie wird offenbar werden in Eurem Charakter; sie wird bloßgelegt werden durch Euer ganzes Leben und Reden — Ihr könnt kein Unrecht im Verborgenen thun." Ist das etwa weniger lebendig und weniger verständlich als die Lehre von der jenseitigen Vergeltung oder dem Auge Gottes, das Alles sieht?

Für die jungen Mädchen und jungen Männer der Gesellschaft für ethische Kultur sind übrigens nach dem Verlassen der Schule regelmäßige wöchentliche Zusammenkünfte eingerichtet, welche unter der Leitung von Prof. Adler oder Dr. Elliot der Besprechung von Grundfragen des persönlichen Lebens dienen — sodaß hier eine der Konfirmation ähnliche geistige Einwirkung geschaffen ist, nur mit dem Unterschiede, daß in dem kirchlichen Leben diese Einwirkung meist ihren Abschluß gerade dann findet, wenn der junge Mensch in die volle Krisis des Mündigwerdens eintritt.

Die Schule der New-Yorker Gesellschaft für ethische Kultur hat etwa 200 Schüler und Schülerinnen. Aber ihr Einfluß reicht viel weiter. Ich berichtete schon, daß der Handfertigkeitsunterricht von dort aus in die öffentlichen Schulen der Stadt übergegangen ist. Aber auch die ganze übrige Einrichtung und Methodik der Schule wirkt vorbildlich. Kein Tag vergeht, an dem nicht mehrere Fachmänner oder Laien von auswärts dem Unterricht beiwohnen. Die Kinder sind so sehr an diesen Besuch gewöhnt, daß der Unterricht dadurch nicht mehr gestört wird. So werden die leitenden Gedanken dieser Institution in das ganze Land hinausgetragen. Insbesondere gewinnt die Idee des Moralunterrichtes Anhang unter denen, die inmitten der eingewanderten Racen zu wirken suchen und die ganze Machtlosigkeit der konfessionellen Ethik in diesen Kreisen erfahren haben. Man hat daher Dr. Elliot in den „Settlements" von Ost-New-York ethische Besprechungen für Knaben im Alter von 14 bis 16 Jahren abhalten lassen und höchst erfreuliche Erfolge

Digitized by Google

damit erzielt. Die Knaben, die bis dahin nur sozialistische Katechismen lasen, zeigten sich unerwartet empfänglich, als ihnen die Verhältnisse und Beziehungen ihres persönlichen Lebens als fesselnde Probleme vor Augen geführt und der Funke des Edelsinns in ihnen angefacht wurde, der in der Wüste des großstädtischen Lebens in Gefahr war ganz zu ersticken. „Wer hat ihm von mir erzählt?“ so fragte ein Knabe nach einer solchen Stunde ganz erschrocken, weil er sich im Innersten getroffen fühlte.

Ein höchst hoffnungsvolles Beginnen in dieser Richtung zeigt der „East side Ethical club“ der vor wenigen Monaten von einigen gebildeteren Arbeitern begründet wurde, die sich an Adler wandten mit dem Ersuchen, ihnen ethische Lehrkräfte für die Jugend ihres Bezirkes zur Verfügung zu stellen. Dr. Elliot und Prof. Adler teilen sich nunmehr in die Aufgabe, allsonntäglich für die jungen Männer zu sprechen, während durch einige jüngere Frauen Klassen für Mädchen in verschiedenen Altersstufen eingerichtet worden sind. Ich habe alle diese Veranstaltungen besucht und war jedesmal aufs Neue überrascht von dem Eifer und der geistigen Regsamkeit der Zuhörenden. Es offenbart sich hier mitten aus dem Volke heraus ein elementares Verlangen nach reinmenschlicher Heiligung des täglichen Lebens, eine tiefe Unzufriedenheit mit der blos nationalökonomischen Betrachtung der eigenen Not. In derselben Straße, in welcher der Ethical club seine Räume gemietet hat — unterstützt durch wohlhabende Mitglieder der Hauptgesellschaft — bemerkte ich eine Kirche, deren Fenster mit Brettern zugenagelt waren — weil dieselbe aus Mangel an Besuch hatte geschlossen werden müssen. Dieser Rückzug der ethischen Macht der Vergangenheit zeigte recht drastisch die Notwendigkeit, in diese Bevölkerungskreise die weltliche Ethik hineinzutragen.

In dem irischen Viertel New-Yorks stiftet viel Segen die von Elliot begründete „Hudson-Guild“ die ebensalls seit einem Jahre ein eigenes Haus mit großen Klubräumen hat. Diese Institution dient im Wesentlichen der Aufgabe, die ziemlich verwilderte Jugend des Bezirkes an Organisation und soziales Leben zu gewöhnen, um dadurch der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiter moralisch vorzuarbeiten. Fast 200 Knaben des Bezirkes stehen unter dem Einfluß dieser Institution; dieselben sind in verschiedenen Klubs organisiert, teils zum Zwecke der Fortbildung, teils für Musik und Geselligkeit; Elliot betrachtet es mit Recht als den ersten und wichtigsten Schritt bei allen derartigen Unternehmungen, die Vergnügungen in eine edlere Atmosphäre und reinere Umgebung zu heben und dadurch allmählich auch andere höhere Bedürfnisse zu wecken, die sonst in dem Wirtshaus- und Gassenleben erstickt werden.

Es ließen sich noch eine ganze Reihe von New-Yorker Institutionen namhaft machen, welche direkt oder indirekt ihre Inspiration Prof. Adler und seinen Mitarbeitern verdanken — aber man macht durch solche Aufzählungen nur zu leicht vergessen, daß der wirkliche Einfluß einer derartigen Organisation geistigsittlicher Wirkungen nur zum kleinsten Teil an konkreten Monumenten gemessen werden kann oder an dem, was die Oeffentlichkeit einige Zeit beschäftigt, sondern daß ihre eigentliche Bethätigung in dem gewinnenden Ton, dem weckenden Wort, der gütigen Rede liegt, die von Mensch zu Mensch durch tausend Herzen und Köpfe geht und plötzlich dort das Licht der Selbstbesinnung aufleuchten läßt, wo man es am wenigsten vermutete. Immerhin wollen wir hier nicht unerwähnt lassen jene großartige Veranstaltung des Prof. Spragoe Smitt, das sogenannte „People's Institute“, in welchem jeden Sonntag Abend von hervorragenden und bestinformierten Rednern wichtige Tagesfragen „vom ethischen Standpunkte“ vor 4—5000 Menschen erörtert werden. Ich sehe noch die Straßenplakate vor mir, auf denen die Worte standen: „Every Sunday evening social und political problems ethically considered“; so wird die Oeffentlichkeit daran gewöhnt, daß es über dem Parteigesichtspunkt noch eine höhere Warte giebt — und schon das hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Prof. Adler leitete diese Abende ein durch einen Vortrag über die Ethik des Familienlebens, der von mehr als 3000 Personen aus den arbeitenden Klassen besucht und sehr andächtig angehört wurde. Hocht lebendig wurde die Diskussion. Adler wurde u. a. aus der Mitte der Versammlung interpelliert, weil er es als einen ethischen Zweck der Familie bezeichnet hatte, die Gattung fortzupflanzen. Warum müsse denn die Menschheit durchaus fortgepflanzt werden? Es war der Protest der leidenden Massen gegen das Leben. Adler antwortete: „So wie der Künstler den Marmorblock braucht um seine Ideen auszudrücken, so muß die Menschheit leben, auf daß die Idee der Gerechtigkeit durch sie Gestalt gewinne.“ Das Publikum nahm diese Antwort staunend und mit fast ehrwürdigem Schweigen auf Die ganze Persönlichkeit Adlers, ja ich möchte fast sagen, die ganze religiöse Erhabenheit des jüdischen Genius gab sich darin kund und klang zusammen mit der tiefen Sehnsucht des Volkes nach einem Reich der Gerechtigkeit, das dereinst aus allem Leiden und Aechzen der Kreatur erstehen müsse. —

Was die übrigen ethischen Gesellschaften in Philadelphia, Chicago, Milwaukee und Saint-Louis betrifft, so sind deren Veranstaltungen bereits ausführlich in den Vierteljahrsberichten des Ethischen Bundes geschildert worden. Ich konnte diese Städte nur 1—2 Tage sehen und daher keinen gründlicheren persönlichen Eindruck gewinnen. Ich referierte überall vor den einzelnen Gesellschaften über die ethische Bewegung in Europa und fand das größte Interesse für die internationale Entwicklung unserer Sache. Unter der Mitgliederschaft waren alle Gesellschaftskreise vertreten; in Philadelphia bildeten die Abkömmlinge von einigen der ältesten und vornehmsten Quäkerfamilien den eigentlichen Stamm der Gesellschaft. Alle diese amerikanischen Gesellschaften haben durch ihre sonntäglichen Zusammenkünfte und die Institution des „lecturer“ einen fast religiösen Charakter; sie halten unsere europäischen Gesellschaften mehr für wissenschaftliche und philosophische Diskutierklubs, was ja bis zu einem gewissen Grade auch zutrifft. Man hat von unserer Seite auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß die ethischen Gesellschaften durch zu starke Anlehnung an kirchliche Gebräuche ihrerseits wieder zu Sekten werden könnten — aber ich glaube, daß diese Gefahr viel eher auf unserer Seite liegt. Und zwar deshalb, weil wir vergessen, daß hinter den alten kirchlichen Gebräuchen gewisse ewigmenschliche Seelenbedürfnisse stehen, denen wir die Befriedigung versagen wollen, bloß um nicht in Konkurrenz mit der Kirche zu kommen. Dadurch aber geraten wir in die Gefahr, unsererseits zu einem bloßen Konventikel der flachen Negation zu werden, weil wir durch solche falsche Zurückhaltung schließlich nur diejenigen Elemente fesseln werden, welche die Kirche einzig aus dem Grunde verlassen haben, weil sie das Leben viel zu oberflächlich auffassen, um irgend ein tieferes Bedürfnis nach Sammlung und demütiger Selbstschau zu haben. Was vermieden werden muß bei solchen Sonntagsvorträgen, das ist nur jede Art von Parteinahme für irgend eine bestimmte religiöse oder metaphysische Weltanschauung. Wir haben uns an das Menschlich-Gemeinsame zu halten. Aber warum wir für die ernsten und gehobenen Stimmungen, die uns auf diesem Boden erfüllen, nicht ebensogut weihevolle und würdige Formen und Worte suchen sollen, wie wir das gegenüber dem religiösen Mysterium gethan haben oder noch thun — das ist in der That nicht einzusehen.

In Chicago hatte ich Gelegenheit, vor zwei größeren deutschen Auditorien über die ethische Bewegung zu referieren, da Mr. Salter, der Sprecher der dortigen ethischen Gesellschaft, einen engeren Zusammenhang mit den Chicagoer Deutschen suchte, die schon vielfach ihre Kinder in seine Sonntags-

Digitized by Google

schulen schicken. In der Gesellschaft selbst sind die Deutschen bisher nicht stark vertreten — es ist charakteristisch, daß unsere Landsleute drüben meist zu einem radikalen Freidenkertum neigen und für die Ethik nicht viel übrig haben. Doch erzählte mir ein Kenner der Verhältnisse, daß die jüngere Generation der naturalistischen Negation ihrer Väter müde sei und aus Mangel an anderer Befriedigung wieder in die Kirche zu gehen beginne — wiederum ein Beweis dafür, wie wichtig es für unsere Bewegung ist, in allen ihren Institutionen und in ihrer Stellungnahme zu Religion und Kirche eine tiefere psychologische Würdigung der menschlichen Natur in deren ganzer Mannigfaltigkeit zur Geltung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Glossen zur Wohnungsfrage.

Von Dr. H. Aurella (Breslau).

Die städtische Wohnungsnot beginnt wieder in den Vordergrund und in die Reihe der Tagesfragen zu treten; die wirtschaftliche Krise, welche die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts (1880—90) ausfüllte, hatte das Interesse für diese merkwürdige Erscheinung zurücktreten lassen; wie stark zu Anfang jenes Jahrzehnts das Interesse dafür war, zeigt die Enquete des Vereins für Sozialpolitik. Der glänzende wirtschaftliche Aufschwung seit 1894 hat nun zu einer Menschenanhäufung und einer Städtevergrößerung geführt, die ganz beispiellos ist, und damit sind alle Schrecken des Wohnungselends, welche jene Enquete der vereinten Sozialpolitiker aufgedeckt hat, wiedergekehrt, nur in viel größerem Umfange und in höherer Intensität. Das ergiebt schon die bloße tägliche Erfahrung, wie sie der Arzt, der Armenpfleger macht; das traurige Bild, welches die Volkszählung von 1895 von den städtischen Wohnungsverhältnissen gab, reicht schon nicht mehr an die Wirklichkeit von 1899 heran.

Niemanden geht das mehr an, als den Ethiker; ihm geht es doch nicht nur darum, die psychologischen Gesetze, nach denen die Menschen handeln, zu erkennen, und Gebote für dieses Handeln aufzustellen, er will doch vor allem auf eine Gestaltung der Lebensbedingungen hinwirken, die es den Menschen noch gestattet, sittlich zu handeln.

Wenn wir den Stand der Sittlichkeit beeinflussen wollen, so ist Belehrung über die sittliche Tragweite der alltäglichen Handlungen, ist Einwirkung auf das Gefühl gewiß ein richtiges Verfahren; aber dieser suggestiven Einwirkung auf das Gefühl und den Willen der Menschen sind bestimmte Grenzen gesetzt; innerhalb dieser Grenzen wirkt die Sympathie, waltet die Macht des Vorlebens, des Entschlusses; aber diese der suggestiven Beeinflussung zugänglichen individuellen Faktoren der Sittlichkeit vermögen nichts oder wenig gegen ihre sozialen Faktoren. Und wenn das fast unbedingt für die Gestaltung des sittlichen Seins und Handelns gilt, gilt es noch unbedingter für die Gestaltung der sittlichen Entwicklung.

Die sozialen Faktoren des sittlichen Werdens und Seins können eingeteilt werden in solche, die aus den Bedingungen, unter denen das Individuum arbeitet, entspringen, und solche, die außerhalb der Arbeitsbedingungen liegen. Diese letzteren hängen fast ganz von der Gestaltung des häuslichen Lebens ab; die Fälle ausgenommen, wo das häusliche Leben ganz fehlt. Fast ganz, denn die Oeffentlichkeit nimmt einen um so breiteren Raum im Leben ein, je weniger die Häuslichkeit zu fesseln vermag; es hängt wesentlich von der Häuslichkeit ab, welchen Raum die Oeffentlichkeit, die Geselligkeit, die Teilnahme an Vereinigungen in den einzelnen Existenzen ausfüllt.

Es erscheint also die Gestaltung der Häuslichkeit neben den Arbeitsbedingungen als Hauptfaktor des sittlichen Seins und in noch höherem Maße der sittlichen Entwicklung.

Daraus ergiebt sich dann, wie wichtig die Untersuchung der Gestaltung der Häuslichkeit für den Ethiker ist. Regelung der Arbeitsbedingungen, freie Entwicklung der Häuslichkeit, damit sind fast alle wichtigen sozialen Faktoren des sittlichen Werdens und Seins genannt.

Deshalb ist die Untersuchung und die Beeinflussung der Häuslichkeit eine der wichtigsten Aufgaben der theoretischen und der praktischen Ethik.

Bisher haben sich die bedeutenden praktischen Ethiker, nämlich die großen Philanthropen, vielmehr mit der thatkräftigen Beeinflussung der Häuslichkeit beschäftigt, als die Theoretiker mit der Untersuchung ihres Einflusses auf die Sittlichkeit. Es giebt über die theoretische Seite der Sache nur eine, höchst unbefriedigende Monographie (die von Vaspeyres), vielleicht, weil die alltägliche Erfahrung, Selbstbeobachtung und ein einleuchtender, überzeugender, einfacher, deduktiver Gedankengang alle induktive Behandlung dieser Zusammenhänge entbehrlich erscheinen läßt.

Und doch sollte das stete Bewußtsein dieser durchsichtigen Zusammenhänge viel lebendiger sein, doch wird es allzusehr halb bewußt und unbewußt, und doch kann gar nicht oft genug und eifrig genug gesagt werden, daß es keine wichtigere Aufgabe der praktischen Ethik giebt, als die Mitarbeit an der Heiligung des häuslichen Herdes, der der ungeheuren Mehrheit der wachsenden Stadtbevölkerung nicht mehr Licht und Wärme zu spenden vermag.

Die Gestaltung der Häuslichkeit hängt vor allem von der Gestaltung der Wohnung ab. Die Degeneration des häuslichen Lebens, die uns in den größeren Städten immer erschreckender entgegentritt, und zwar durchaus nicht nur unter den Lohnarbeitern, ist wesentlich dadurch bedingt, daß die Mehrzahl der Wohnungen die wesentlichen Eigenschaften einer Häuslichkeit progressiv verlieren oder sie nie besessen haben. Ich verweise auf die Enquete des Vereins für Sozialpolitik, auf die Aufsätze von E. Zimmermann in dieser Zeitschrift im April dieses Jahres, auf einen Aufsatz von mir im letzten Hefte der „N. Deutschen Rundschau“.

Deshalb erscheint mir ein zielbewußtes und entschiedenes Auftreten gegen die städtische Wohnungskalamität, eine feste Stellungnahme in der Wohnungsfrage eine der vornehmsten Aufgaben zu sein, welche sich die Gesellschaft für Ethische Kultur stellen kann. Den Kampf für Besserung der Arbeitsbedingungen den Sozialpolitikern, den Kampf für Besserung der Wohnungsverhältnisse den Ethikern, so möchte ich die dringendsten Aufgaben des zu Ende eilenden Jahrhunderts verteilt wissen.

Freilich wird der stärkste Wille und die reinste Absicht nichts erreichen, wenn ihnen nicht eine klare Erkenntnis von den Ursachen der Uebel die Wege weist. Und ein Blick auf die bisher zur Bekämpfung der Wohnungsnot gemachten Vorschläge und die auf diesem Gebiete getroffenen Maßregeln zeigt, wie erfolglos alle Bemühungen sind, die sich ohne Einsicht in die Ursachen der Mißstände gegen einzelne Symptome, etwa gegen das Schlafgängerwesen, die Mietskasernen, die sanitäre Verwahrlosung wenden. Wenn Radikalismus irgendwo notwendig ist, so auf dem Gebiete der sozialen Pathologie und Therapie.

Deshalb muß jedes Bestreben, das sittliche Leben durch Wiederherstellung des häuslichen Lebens zu fördern, geleitet sein von einer vollständigen Erkenntnis aller Formen und aller Ursachen der Wohnungskalamität.

Ein traditioneller Irrtum steht dem vor Allem entgegen: die Meinung, daß nur das Proletariat unter schlechten Wohnungsverhältnissen litte. Das ist nicht der Fall. Nur ein sehr geringer Teil der Bevölkerung wachsender Städte hat Wohnungen, die nicht zu teuer, zu ungesund, zu häßlich, zu unbehaglich wären; fast alle Wohnungen werden ohne Rücksicht auf ihren Zweck als Schauplatz häuslichen Lebens und nur mit Rücksicht auf möglichste Raumausnützung, d. h.

Digitized by Google

auf möglichst hohe Bodenrente, gebaut. Die guten Geister des häuslichen Lebens fliehen die überladenen, unbehaglichen Räume der teuren Wohnungen in eleganten Stadtvierteln ebenso, wie die Kellergelasse und Behausungen unter dem Dach. Die überstürzte Entwicklung der großen Städte läßt auch ihre wohlsituirten Bürger sich der Anforderungen an eine wirkliche Heimstätte kaum noch bewußt werden; ein planmäßiger Ausbau der Städte in Anlehnung an sorgfältig ermittelte Bedürfnisse ist uns völlig fremd geworden; Städte-Erweiterung und Häuserbau dienen nicht mehr dem Bedürfnisse der Schaffung neuer Häuslichkeiten, sie dienen nur dem Profithunger der Grundbesitzer und der Bauunternehmer. Und darunter leiden Alle in gleichem Maße, bis auf die Wenigen, die ein eigenes Haus ererbt oder sich der allgemeinen Heimatlosigkeit zum Trotz selbst erbaut haben.

Nun richten sich die bisherigen Maßnahmen und Pläne zur Bekämpfung der Wohnungsnot nur gegen die akuten Steigerungen dieses chronischen, tief eingefressenen Leidens; sie mögen manchmal — wie die Maßnahmen Krupps, die preußischen Millionen-Dotationen von 1895 und 1899 — die ärgsten Symptome unterdrücken, aber sie ändern nichts an dem Durchschnittsniveau des schleichenden Uebels.

Für eine oberflächliche Betrachtung mag der Uebergang der Landarbeiter zur Fabrik- und industriellen Heimarbeit, der „Zug in die Stadt", die Ursache der Wohnungsnot sein*); gewiß würde diese nicht in so krasser Gestalt hervortreten, wenn unsere wachsenden Städte nur durch ihren Geburtenüberschuß wüchsen; aber die Konzentrierung der arbeitenden Bevölkerung ist nicht die Ursache der Wohnungsnot überhaupt, sondern nur eine der Bedingungen ihrer gegenwärtigen Erscheinungsform. Ohne Zweifel würde eine akute Wohnungsnot nicht entstehen können, wenn die Bevölkerung der Städte sich nicht vermehrte. Andererseits aber sind noch rapider wachsende Städte als München, Wien und Berlin in der Lage, ihren Zuwachs menschenwürdig unterzubringen, wenn ihrer räumlichen Ausdehnung nicht künstliche Grenzen gezogen werden, z. B. Philadelphia. Die Ursache der Wohnungsnot ist ausschließlich das unbeschränkte Privateigentum an städtischem Boden und seine wucherische Ausbeutung; diese Ausbeutung besteht als latente Neigung überall, manifest kann sie freilich erst werden, wenn eine bestimmte Bedingung erfüllt ist, nämlich die Steigerung der Nachfrage nach Bauplätzen über das konstante Angebot durch einen starken Bevölkerungszufluß. Daß dem so ist, kann man am deutlichsten sehen, wenn die Mode sterile Gebirgsgegenden, wie das Oberengadin, den Semmering, den Riesengebirgskamm, zu Mittelpunkten der Touristenwanderung macht; sofort gehen dann die Mieten in die Höhe, und wenn die Mode ein paar Jahre dauert, muß die Benutzung eines Viertel Ars Bodenfläche für eine Woche mit dreimal mehr Geld erkauft werden, als 10 Jahre vorher nötig gewesen wäre, um die Bodenfläche dauernd als Eigentum zu erwerben.

Das Wachstum der Städte hängt heute ja fast nur von der Konzentrierung des gewerblichen Lebens in den Städten ab; sein gewerblicher Arbeiter will einen bestimmten Zeitaufwand bei seinem Wege von seiner und zu seiner Arbeitsstätte überschreiten; deshalb konzentrieren sich mit den gewerblichen Betrieben auch die Arbeiter und die Beamten der Betriebe in der Stadt. Die Bodenfläche aber, welche für diese wimmelnden Scharen innerhalb der noch zulässigen Entfernung vom Arbeitsplatze disponibel ist, ist unvermehrbar, während die Zahl derer, die auf ihr einen Wohnplatz suchen, beständig wächst. Die Städte können nicht ausschließlich durch „Apposition" des Zuwachses zunehmen, sie sind mehr oder weniger auf interstitielles Wachstum angewiesen; in welchem Grade, das hängt von den Bodenwucherern ab. Daraus ergeben sich zwei Hauptsymptome der Wohnungsnot, die steigende Ueberfüllung der Wohnungen und ihr wachsender Preis, daraus aber die Möglichkeit, aus jedem Ar städtischen Bodens einen immer höheren und höheren arbeitslosen Gewinn zu ziehen. So entstehen Monopole der Besitzer in gewissen bevorzugten Stadtteilen, die nirgends in der Geschichte der Monopole ihres Gleichen haben. Die Gewinne, welche Grundbesitzer in gewissen Teilen von New York oder London beim Verkauf ihres ererbten Eigentums erzielen, gehören zu den fabelhaftesten Profiten unserer gewiß nicht profitarmen Zeit (12—15000 Mark für den Quadratmeter).

Der städtische Grundbesitzer hat die Macht, ohne jede Leistung seinerseits die arbeitenden Bürger der Stadt mit einer beständig wachsenden Steuer zu belegen; aller wachsende Gewerbfleiß, alle auf die Erziehung neu ins Wirtschaftsleben eintretender Individuen aufgewandten Mühen und Kosten geben dem Grundbesitze die Möglichkeit, die Mietsschraube stärker anzuziehen, dem Baulustigen den Boden teurer zu verkaufen.

Kein Wunder, daß die städtischen Grundbesitzer eifrig bestrebt sind, das Angebot von Wohnungen nach Möglichkeit einzuschränken, den Stadtbauplan im eigenen Interesse zu gestalten, die neuen Verkehrsmittel nicht zur Aufschließung der Peripherie und der Vororte dienen zu lassen; Bestrebungen, die meist erfolgreich sind, denn die Städteverfassung der meisten Kulturländer sichert dem Haus- und Grundbesitzer die Herrschaft in der Stadtverwaltung und fügt zu dem wirtschaftlichen Monopol noch die Autokratie im kommunalen Leben.

Gegenüber dieser systematischen Schaffung und Steigerung der Wohnungsnot von einer einzigen, alles beherrschenden Position aus mußten und müssen alle Versuche der Genossenschaften, gemeinnütziger Baugesellschaften, reicher Philanthropen und Arbeitgeber unwirksam bleiben.

Man kann wohl noch an radikalere, fürs Erste sicher erfolgreiche Maßregeln als die eben genannten denken. Aber auch diese können entweder nicht dauernd wirken, oder sie sind prinzipiell zu verwerfen. Durch Aufhebung der Freizügigkeit, durch Fesselung des Landarbeiters an die Scholle, durch wirksame Erschwerung der industriellen Expansion kann die Wohnungsnot in den Städten gemildert, ihre Ausbreitung und Steigerung verhütet werden, aber das hieße das Volksleben in seinen wichtigsten Funktionen paralysieren, damit ein Symptom der Störung anderer Funktionen verschwinde; das wäre doch ein ganz falscher Weg; nicht um die Herbeiführung weiter greifender Paralyse kann es sich handeln, sondern um Aufhebung des heutenden paralysierenden Einflusses, welchen das Monopol des städtischen Bodenbesitzes auf die Städte-Entwicklung ausübt.

Zu den radikaleren Maßregeln im Kampfe gegen die Wohnungsnot gehört die gesetzliche Verpflichtung der Arbeitgeber zum Wohnungsbau. Aber eine Lösung der Wohnungsfrage ist damit nicht gegeben, erstens weil die meisten Unternehmer selbst, soweit sie nicht Hausbesitzer sind, unter dem Wohnungswucher leiden, zweitens, weil, von einigen reinen Industriestädten im westlichen Preußen, im Königreich Sachsen, in Oberschlesien abgesehen, die Menschen, welche für einen zum Häuserbau qualifizierten Arbeitgeber thätig sind, nur einen kleinen Teil der städtischen Bevölkerung ausmachen.

*) Es giebt keinen übermäßigen Wegzug vom Lande — denn die Landbevölkerung bleibt stabil — sondern nur eine Abgabe des ländlichen Volksüberschusses an die Städte. Das Land kann seinen Geburtenüberschuß nicht ernähren und nicht beschäftigen, wenigstens nicht eher, als bis Fabriken in den Dörfern entstehen. Wenn der Geburtenüberschuß nicht in den Industriestädten Aufnahme fände, müßte er über die See gehen; das hat er auch vor dem ungeheuren industriellen Aufschwunge der letzten 30 Jahre gethan. Das deutsche Volk ist der große Städtebauer des 19. Jahrhunderts; es hat nicht nur Berlin, Hamburg, Breslau, Leipzig, Köln, München in unserem Jahrhundert fast völlig neugebaut, sondern auch Fürth, Lodz, zum Teil Moskau, ferner: New-York, Philadelphia, Chicago, Cincinnati, Columbus, St. Louis, St. Paul und zahllose mittlere Städte Nord-Amerikas. Das ist eine Kulturarbeit, die noch nicht die gebührende Würdigung gefunden hat.

Digitized by Google

Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, daß alle bisherigen individuellen und genossenschaftlichen Unternehmungen zur Bekämpfung der Wohnungsnot nur Tropfen auf glühende Steine gebracht haben. Selbst in Nord-Amerika, wo es 400 mal mehr Bau- und Sparvereine giebt, als in Deutschland, bedeuten deren an sich höchst beachtenswerte Leistungen nichts gegenüber der Not in New-York, Boston, Chicago, und vielen anderen großen Städten. Man wird sich über jeden einzelnen Fall freuen, in dem eine Familie aus dem Keller, der Dachstube, der Schlafstelle heraus und in ein eigenes Häuschen gebracht wird; aber die Vereinigung aller Menschen und aller Mittel, die heute bei uns bereit und im Stande sind, einzelne oder mehrere solcher Translocierungen vorzunehmen, ergiebt einen verschwindend kleinen Widerstand gegen die gewaltigen Druckkräfte, von welchen die Massen in den wachsenden Städten zusammen gedrängt werden.

Welche Lösung des Wohnungsproblems man sich auch denken mag, der städtische Grundbesitz wird stets seinen Monopol-Charakter behalten, und es wird stets der Boden der Stadt je nach der Lage seiner Teile eine Differenzierung seines Werts erfahren. Gewisse Waren lassen sich nun einmal nur an bestimmten Stellen der Stadt in Masse absetzen, bestimmte Produkte am vorteilhaftesten in bestimmten Vierteln der Stadt produzieren. Die landwirtschaftlichen Reize, die Anmut der Bedüten, die gewerblichen Vorteile, die Verkehrs-Qualitäten bestimmter Straßen und Plätze bringen es nun einmal mit sich, daß solche Oertlichkeiten viel begehrt werden und daß ihr Gebrauch hoch bezahlt wird. Keine Stadtverwaltung, die durch eine Revolution oder ein revolutionäres Gesetz plötzlich zur Eigentümerin des gesamten städtischen Bodens gemacht würde, würde darauf verzichten können, die wirtschaftlichen Vorteile der Lage bestimmter Häuser und Grundstücke zu ignorieren und etwa das Los darüber entscheiden zu lassen, wo der Bürger sich niederlassen darf. Also es kann kein Wille etwas daran ändern, daß die Oertlichkeiten der Stadt, an welcher bestimmte Betriebe mit Vorteil betrieben werden können, ihrer Zahl und Ausdehnung nach bestimmt und unvermehrbar sind.*) Man kann Boden mit den örtlichen Vorteilen der Leipziger Straße in Berlin, des Schottenring in Wien, des Strand in London und des Ehestnutstreet in Philadelphia nicht ans Krotoschin oder Nußdorf, oder Richmond oder Camden importieren.

Wegen dieser Unmöglichkeit willkürlicher Vermehrung ist städtischer Grundbesitz stets ein Monopol-Besitz; in keinem geordneten Staatswesen aber darf ein einzelner Bürger ein Monopol besitzen, denn darin besäße er die Macht und das Recht einer Besteuerung seiner Mitbürger, welches Recht nur dem Staate und der Kommune zukommt.

Es giebt nur einen Weg aus den Verwicklungen des Wohnungsproblems: die allmähliche Beseitigung des politisch, ökonomisch und moralisch gleich verwerflichen privaten Boden-Monopols. Seine Beseitigung bedeutet nicht eine Anfsebung, sondern die Wiederherstellung des Privateigentums an dem unentbehrlichsten Besitztum der Familie, der Häuslichkeit.

Von diesem Standpunkte aus kann man es nur mit Freuden begrüßen, wenn von Frankfurt eine kräftige Thätigkeit für eine reichsgesetzliche Regelung des Wohnungsproblems ausgeht. In diesen Tagen, wo jeder Gebildete an ein Haus auf dem Hirschgraben in Frankfurt denkt, in dessen Schutz und Frieden allein ein so ganzer Mann wie Goethe sich entwickeln konnte, in diesen Herbstagen wird man doppelt gern sein Ohr dem zuwenden, was man aus Frankfurt so beredt und mit so vortrefflicher Begründung zu sagen weiß.

Die Stadt der Zukunft, in der jede Wohnung eine Häuslichkeit, jede Häuslichkeit eine Stätte innigen Familienlebens, reiner Sitte sein soll, wird nicht an einem Tage erbaut werden; wenn wir uns nun vielleicht zuerst nur dem Frankfurter Vereine „Reichswohnungsgesetz" anschließen, so wollen wir doch das Bild jener künftigen Stadt nicht aus den Augen verlieren; der neue Verein sollte uns zunächst dahin führen, daß die deutschen Bürger mehr lernen, — und das wäre doch auch ein Akt ethischer Kultur — ihre Stadt zu lieben, sie als gemeinsamen Besitz, als gemeinsame Grundlage der Gesittung heilig zu halten, daß die Bürger in der Gemeinde vor allem einen Verein sehen, der das Vereinsvermögen, den Boden der Heimat, so verwaltet, daß Jedem die Grundlage sittlichen Werdens und Seins, die Häuslichkeit, erhalten bleibe.

Es kommt nicht darauf an, daß dieser künftige Verein aller Bürger sein Vereinsvermögen, das Stadtgebiet, sofort in die Hände bekommt; wenn er nur festhält, was er hat, wenn er auf seinem Boden nur erst wirklich menschliche Wohnungen zu bauen beginnt, wenn er nur seine große Macht benutzt, um an ein paar Stellen in die Festung des Bodenmonopols Bresche zu schießen, so wird die Lust am Bodenwucher bald genug schwinden; der Spekulant wird dann oft genug froh sein,*) der Gemeinde sein Grundstück verkaufen zu können, und mit dem Augenblicke, wo die Stadt mit einem systematischen, dem Bedürfnis des Bevölkerungszuwachses angepaßten Wohnungsangebote auf dem Wohnungsmarkte erscheint, ist es mit dem Bodenmonopol und der wucherischen Ausbeutung von Keller-, Boden- und Hinterhaus-Wohnungen für immer vorbei, und mit der Wohnungsnot auch.

„Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn."

*) Aus diesen Erwägungen ergiebt es sich, daß Emil Zimmermann Unrecht hat, wenn er in dieser Zeitschrift (1899, S. 124, erste Spalte) die Wertsteigerung des städtischen Bodens als bloße Täuschung, als Schaffung von Scheinwerten karakterisiert.

*) Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie die städtische Steuerpolitik und die städtische Verwaltung der Terrainanstalten die wucherische Bodenspekulation paralysieren kann. Es giebt dazu für einen klugen Magistrat noch viele Wege.

Streiflichter.

Das Verdikt der berechnenden Leidenschaft. Das spannende Gerichtsdrama von Rennes hat einen Abschluß gefunden, den wenige vorausgeahnt haben: der Haß hat von neuem das Urteil suggeriert, aber diesmal nicht der heißblütige, leidenschaftliche, temperamentvolle Haß, sondern der berechnende, kalt überlegende. Durch das Urteil sollte Dreyfus weiter als der Verräter, als der personifizierte Verrat am Vaterlande gekennzeichnet bleiben, aber durch Zubilligung mildernder Umstände — die es schlechterdings nicht gab, wenn Dreyfus schuldig war — der Revisionsbewegung die weitere Handhabe genommen werden. Hier, wie im ganzen Verlaufe des Prozesses tritt der Geist des Jesuitismus, der den des militaristischen Nationalismus völlig durchdringt, drastisch zu Tage. Was sind Gerechtigkeit, was Wahrheit? Ein Nichts, wenn es sich handelt, — nun nicht mehr um die größere Ehre Gottes, sondern um die größere Ehre „des Heeres" und „des Vaterlandes." Und wie die oben stehenden Führer trotz leidenschaftlicher Erregtheit kalt berechnen, so drängen in blinder Wut die fanatisierten Massen nach, — es ist ein Wutmeer, das sein Opfer verlangt und das vergebens die Verteidiger der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu teilen suchen, ein Wutmeer, wie es Goethe einmal schildert:

Zum Starren Brei erweitert
Sah ich den See gar eben:
Ein Stein hinab geschleudert,
Konnte keine Ringe geben.

Ein Wut-Meer sah ich schwellend
Gischend zum Strand es fuhr;
Der Fels, hinab zerschellend,
Ließ eben auch keine Spur.

Und doch — gar keine Spur? Das Urteil ist mit 5 gegen 2 Stimmen gefällt, nur eine Stimme fehlte,

Digitized by Google

um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Das ist von symbolischer Bedeutung für den ganzen Stand der ethischen Kräfte in Frankreich, bei dem die Person von Dreyfus so längst in den Hintergrund getreten ist. La vérité est en marche, rief Zola vor einem Jahre aus. Sie hat eine gute Strecke Weges seitdem zurückgelegt, nur der letzte, aber überaus steile und schwierige Aufstieg bleibt noch zu überwinden.

* * *

Absolutistische und katholisierende Tendenzen, Machtpolitik und Jesuitismus. Ueber dieses brennende Thema der Gegenwart, das auch für Deutschland, wie erst die jüngsten Erfahrungen wieder gezeigt haben, immer aktuere Bedeutung erhält, hat Friedrich Paulsen jüngst sich in einer kleinen Schrift „Kant als Philosoph des Protestantismus" ausgelassen. Wiewohl hier mehrfach der Standpunkt des Protestantismus einseitig vertreten wird, so sind doch gerade die kritisch-polemischen Stellen, welche das obige Thema betreffen, im Ganzen vortrefflich und bedeutungsvoll. Paulsen sagt u. a.:

„Die Signatur unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts ist: Glaube an die Macht, Unglaube an die Ideen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts stand der Geister der Tat umgekehrt: der Glaube an Ideen war allherrschend, Rousseau, Kant, Goethe, Schiller die Großmächter der Zeit. Heute, nach dem Scheitern ideologischer Revolutionen von 1789 und 1848, nach den Erfolgen der Machtpolitik gilt das Stichwort vom Willen zur Macht. Der Macht aber ist die Tendenz zum Absolutismus eigen: Zusammenfassung der Kräfte zur mechanisch-militärischen Einheit, Unterordnung der inneren Widerstände, damit Unterdrückung der Individualität, das sind die Züge der Machtpolitik.

Zwischen dem Katholizismus und dem Absolutismus besteht nun eine Verbündnis der Wahlverwandtschaft: der Katholizismus ist auf das Prinzip der absoluten äußeren Autorität aufgebaut und darum übt er auf alles, was zum Absolutismus neigt, eine unwiderstehliche Anziehungskraft; allem was an die Macht glaubt, imponiert er durch die geschlossene Einheit eines zielbewußten, machtvollen Willens. Der Katholizismus aber hat seit den Zeichen der Zeit begriffen: mit der Revolution oder dem bonapartischen Cäsarismus beginnt sein Wiederaufsteigen aus der Depression, in die er im 18. Jahrhundert herabgesunken war; er besann sich auf sein Prinzip, die Autorität; mit den Tagen der Restauration war seine Zeit gekommen. Seitdem hat das Papsttum unverrückt sein Ziel im Auge behalten: eine geistige Weltherrschaft, gestützt auf das Anlehnungsbedürfnis der Massen, den Willen zur Macht verbunden mit dem Gefühl der eigenen Schwäche bei den Regierenden.

Und es hat Bundesgenossen im feindlichen Lager; zuerst die Schwäche der Regierenden, die, ohne das Selbstvertrauen, das allein der Glaube an Ideen giebt, nach einer Autorität ausschauen, bei der sie ein Anlehen aufnehmen können; bis in die Kreise der nationalliberalen Politiker geht jetzt die Sehnsucht nach Anlehnung an die Macht der unfehlbaren Kirche. Sodann die geistige Neurasthenie der Zeit, die absolute Ideenlosigkeit, die namentlich unter den sogenannten Gebildeten herrschend ist; man denke an die innere Haltlosigkeit, wie sie vor ein paar Jahren in der Leserepidemie, die Bernhaard als Erzieher" oder „Moderne Kulturlügen" hervorriefen, oder wie sie jetzt im Wiensschkeakult zur Erscheinung kommt; die Plakatphilosophie ist das Seitenstück zur Plakatkunst. Bald hier, bald dort erschallt der Ruf: hier ist der Heiland, der heimliche Kaiser, der Wunderdoktor, der alle Uebel der kranken Welt heilt! Und alsbald rennen Tausende hinaus, ihn zu sehen und verkünden es dann in allen Blättern: siehe, wir haben ihn gefunden! Aber nach kurzer Frist hat sich der Hause wieder verlaufen und niemand weiß mehr davon. Kein Zweifel, daß dies die rechte Gemütsdisposition ist, katholisch zu werden; man erinnere sich, wie viele unter den Romanikern nach den wütigen Orgien der Willkür und des geistigen Anarchismus sich vor sich selbst in den Schoß der allein selig machenden Kirche flüchteten und hier zur Ruhe kamen. Ob nicht auch der anglikanische Mystiker, wenn er es erlebt hätte, jetzt auf den Weg nach Canossa oder nach Lourdes gekommen wäre? Der Feminismus und die Neurasthenie finden hier ihr natürliches Ziel. Wo es an innerer Sicherheit des Denkens und Glaubens, an kräftig sich selbst erhaltenden, das Leben leitenden Ideen fehlt, da ist der Beichtstuhl des Priesters der Hort sanfter Ruhe.

So kann man sagen, der Mangel an einer Philosophie, an herrschenden Ideen im Gebiet des Denkens und Strebens, ist die letzte Ursache des Uebergewichts, das zu unserer Zeit der restaurierte Katholizismus und seine Denkweise erlangt hat. Die wissenschaftliche Einzelforschung ist dagegen wirkungslos, der Mensch lebt nicht von dem Brot der Wissenschaft allein, er lebt von den Ideen, mit denen er die Wirklichkeit und sein Verhältnis zu ihr sich gegenständlich macht. Das Wort von dem Bankerott der Wissenschaft, das jetzt von Paris herübertönt, enthält eine tiefe Wahrheit: ein Positivismus der Wissenschaft ohne Philosophie führt zum Bankerott und treibt dem Positivismus der äußeren Autorität in die Arme.

Dennoch glaube ich nicht an den Sieg des Katholizismus. Auch diese Stimmung wird verfliegen, wie die größere des 17. Jahrhunderts verflogen ist, ohne den Protestantismus und sein Prinzip, die Autonomie der Vernunft, zu bewältigen. Der Glaube an die Macht mag zeitweilig bedrohlich aufschwellen; Militarismus und Mammonismus haben ihre Zeit: nach dem großen Gesetz der Periodizität des geschichtlichen Lebens folgt auf den Ueberschwang der Umschwung. Der Glaube an Ideen wird wieder hervorbrechen, der Glaube an die äußere Autorität, nachdem er in der Infallibilitätserklärung des Papsttums seinen Gipfelpunkt erreicht hat, wird sinken. Dann wird Kant wieder hervortreten als der legitime Führer, denn der Glaube an Ideen ist das Herz seiner Philosophie, der Glaube an die Freiheit, an die Wahrheit, an die Gerechtigkeit, der Glaube an das Gute, der Glaube der Vernunft an sich selbst.

Das katholische Prinzip, das Prinzip der absoluten Autorität, führt ein schweres Unheil mit sich: es tötet die Individualität. Aller Absolutismus führt zuletzt zu Lähmungserscheinungen, wie der politische, so auch der Absolutismus auf geistigem Gebiet. Er nimmt dem Individuum die Persönlichkeit, er nimmt ihm Mut und Kraft etwas für sich zu sein, er drückt es herab zur Passivität. Das „sicut cadaver" des Jesuitismus ist wirklich bezeichnend; furchtbar bezeichnend für das Ziel, zu dem der Absolutismus durch die innere Konsequenz hinführt: wie ein Leichnam, beweglich nur noch von außen durch fremde Hand.

Einen Augenblick mag man sich darüber täuschen. Die Zusammenfassung aller Macht unter die Einheit eines absoluten Willens kann starke Augenblickserfolge herbeiführen und mit dem Schein großer Kraft täuschen. So geschah es im 16. und 17. Jahrhundert in Spanien, Italien, Frankreich, Oesterreich. Wie schien Spanien stärker als unter Philipp II., wie die Macht des Hauses Habsburg gesichert als unter den Ferdinands, wie Frankreichs Uebergewicht so groß als unter Ludwig XIV.; der Bund des politischen und des kirchlichen Absolutismus, das schien der Gipfel der Weisheit. Aber die Folge zeigte es anders: nicht in der absoluten Einheit des Willens, wo die Individuen gehorchen und gebraucht werden, sicut cadaver, wie es die Institutionen der Gesellschaft Jesu mit kalt übermenschlicher Offenheit sagen, sondern in der Selbständigkeit und Selbständigkeit der Einzelpersönlichkeit liegen die Wurzeln menschlicher Kraft. Der Absolutismus führte zur Lähmung, zur Lähmung der Intelligenz, zur Lähmung des Gewissens, zur Lähmung zuletzt auch der äußeren Kraft. Credulität, bis zu jedem Aberglauben, gewissenlose Casuistik, bis zu jeder Verderbtheit, das sind die Folgen und Opferung der Vernunft und des Gewissens auf dem Altar der äußeren Autorität. Und der geistigen und moralischen Inferiorität folgte der äußere Niedergang.

Dieselbe, was im Gebiet der Erkenntnis sich als das allein förderliche erweist, die Spontaneität des Individuums, der Mut eigene Wege zu gehen, ist zuletzt doch auch im Gebiet des Willens und der That die Wurzel der Kraft. In in der geschichtlichen Welt die letzte Probe auf die Wahrheit eines Prinzips seine Fähigkeit, Kräfte zu entwickeln und Leben zu schaffen, so ist kein Zweifel, daß das Prinzip des Protestantismus, das Prinzip der Autonomie auch der praktischen Vernunft, sich dem katholischen Prinzip der äußeren Autorität überlegen erwiesen hat: die Bedeutung der katholischen Völker ist gegen die der protestantischen seit zwei Jahrhunderten in beständigem Rückgang, in der alten Welt und noch schärfer in der neuen. Freiheit, Selbstverantwortlichkeit, Spontaneität, so lehrt die Geschichte, ist das richtige Prinzip, in der Völker-pädagogik wie in der Individualpädagogik. Die Lehre von der Absolutismus, die Lehre von der Unfehlbarkeit einer äußeren Autorität ist auch hier die Sünde wider den heiligen Geist, ist die Verneinung der Allgegenwart Gottes im Leben der Menschheit."

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Croels-Lund. Leipzig, b. G. Teubner.

Das Frauenstudium im Ausland. Von Dr. Otto Neustätter. München, August Schupp.

Sittliche Erziehung. Von J. Kovsitza. Aus dem Niederländischen übersetzt von Pfarrer Ed. Müller. Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich.

Die Entwicklung von Sprechen und Denken beim Kinde. Von Wilhelm Ament. Leipzig, Ernst Wunderlich.

Spinoza und Schopenhauer. Von Dr. Samuel Kappapost Berlin, R. Gaertners Verlag.

Der Egoismus. Herausgegeben von Arthur Dig. Leipzig, Verlag von Freund und Wittig.

Schulgesang und Erziehung. Von Heinrich Schöne. Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich.

Schlane und glückliche Verbrecher. Von Cav. Lino Ferciani, Staatsanwalt in Como. Deutsch von Alfred Ruhemann. Berlin, Verlag von Siegfr. Cronbach.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2855.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Rabatten in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 23. September 1899. | Nr. 38.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal. Wir bitten unsere geehrten Abonnenten für rechtzeitige Erneuerung des Abonnements Sorge zu tragen, damit keine Unterbrechung in der regelmäßigen Lieferung eintritt. Wir sind auch jederzeit dankbar für Aufgabe von Adressen, an welche mit Aussicht auf Erfolg Probenummern der „Ethischen Kultur" geschickt werden können.

Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Zur Transvaal-Krisis. Von Dr. S. Heckscher. — Die amerikanische Kultur und die ethische Bewegung. Von Dr. Fr. W. Foerster. — Marc Aurel. Von W. Schlüter. — Streiflichter: Materielle und moralische Schuldbeweise. Moralischer Pharisäismus. — Aus der eth. Bewegung. — Vermischtes. — Bücherschau: Heinemann, Die Bilanz des Christentums, bespr. von —nz—. — Eingegangene Schriften

Zur Transvaal-Krisis.

Von Dr. S. Heckscher (Hamburg).

Als vor einem Jahre das Manifest des Zaren die gesamte Kulturwelt bewegte, mochte wohl selbst der unverbesserlichste Pessimist nicht daran gedacht haben, daß wir schon heute vor einem kaum noch zu vermeidenden Kriege stehen.

Ein fleißiges, biederes, kraftvolles Bauernvolk soll seiner Freiheit beraubt werden, weil unersättliche Gier seines Nachbarn nach den reichen Schätzen des Landes verlangt. Als die Kunde von dem ruchlosen Einfall des Jameson die Lande durcheilte, da erhob sich aller Orten ein Schrei der Entrüstung über den schamlosen Friedensbruch. Alle Welt wußte und sprach es aus, daß eine kleine Gruppe mächtiger Kapitalisten, jene Beit und Rhodes, unterstützt von einflußreichen, mittelbar interessierten, Mitgliedern der englischen Regierung, in erster Linie von dem Friedensstörer und Abenteurer Chamberlain, diesen Beutezug in Szene gesetzt hatten, um sich des Goldlandes zu bemächtigen. Habsucht — kein anderes Motiv für jenen Friedensbruch! Und schnöde Habsucht die einzige treibende Kraft zu dem Kriege, dem jetzt das stolze Albion den Buren droht

Während nun die gesamte zivilisierte Welt mit fieberhafter Spannung dem Ende des Dreyfusprozesses entgegensah, hinausschaute nach dem lang ersehnten Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit, stehen wir nahezu gleichgültig den Ereignissen gegenüber, die aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem Kriege führen werden, wie ihn ungerechter die Weltgeschichte nicht kennt. Unsere Presse legt dem gegenüber eine Gleichgültigkeit an den Tag, die ebenso überraschend wie bedauerlich ist. Insbesondere lassen es sich unsere leitenden Blätter, die sogenannten offiziellen und offiziösen Zeitungen, angelegen sein, die öffentliche Meinung irre zu führen. Sie raten uns, mitleidig lächelnd über Humanitätsbellemmungen, praktische Politik zu treiben, unsere Ideale zu Hause zu lassen; uns ginge der Krieg nichts an. Selbst unsere liberale Presse ist bei ihrer blinden Verehrung für England zum Schweigen verurteilt. Wohlan, wir wollen praktisch sein und unsere Regierung daran erinnern, daß eine nicht geringe Summe deutschen Nationalvermögens auf dem Spiele steht. Wir wollen aber vor allem, ohne die geheimen Pläne unserer Diplomaten zu durchkreuzen — man munkelt ja seit langer Zeit von einem Geheimvertrag zwischen England und Deutschland — moralisch das bedrängte Bauernvolk auf das energischste unterstützen. Wir müssen der Welt zeigen, daß unsere lebhaftesten Sympathien dem Volke gelten, das seine Freiheit gegen goldgierige Krämer verteidigt. Man unterschätze den Wert einer solchen moralischen Unterstützung nicht. Merkt England erst, daß die Kulturwelt mit ganzem Herzen auf der Seite der Buren steht, so würde ihr hieraus das wirksamste „quos ego" entgegentönen. Denn England weiß recht wohl, daß auch moralischer Beistand leicht sehr praktisch wirken kann. Und wegen Transvaal der ganzen Welt die Spitze zu bieten, danach steht auch dem Mr. Chamberlain nicht der Sinn.

Hier kann also in letzter Stunde noch eingesetzt werden, um die Sache des Friedens zu fördern. Die Friedensgesellschaft, die ja über ganz Europa und über die neue Welt ihre Fäden erstreckt, müßte eine Agitation im großen Stile beginnen. Ich bin überzeugt, daß Tausende, die sonst den Bestrebungen der Friedensgesellschaften fernstehen, sich enthusiastisch den Sympathiekundgebungen für die Buren anschließen würden. Für die Friedensgesellschaften eine glänzende Gelegenheit zu einer eminent praktischen That.

Wie nun, wenn England nicht nachgiebt — sollen die Buren ihre Freiheit ohne Schwertstreich preisgeben, um einen Vernichtungskrieg, der schließlich trotz der heroischen Gegenwehr mit dem Siege des übermächtigen Gegners enden würde, zu verhindern? Dazu, meine ich, könnte auch der überzeugteste Friedensfreund nicht raten.

„Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen gegen Gewalt."

Anm. d. Red. Wir schließen uns natürlich dem Appell des Verfassers durchaus an. Zur gerechten Würdigung

Digitized by Google

der Sachlage sei aber darauf hingewiesen, daß, wiewohl die imperialistische Macht- und Beutepolitik der Rhodes, Chamberlain und Komforten die eigentliche Grundlage der englischen Kriegstreibereien bildet, doch leider ein begründeter Anlaß zu Beschwerden nicht fehlt, denn ohne diesen vermöchte eine zivilisierte Macht wie England ihr Verfahren vor der öffentlichen Meinung nicht aufrecht zu erhalten. Die Buren haben lange Jahre den Ausländern (Uitlanders) gegenüber, zu denen die Engländer das bei weitem größte Kontingent stellen, ebenfalls nichts als brutale Machtpolitik gekannt und, was in diesem Falle besonders schlimm wirkte, Gewalt und Rassenfeindschaft zugleich zur Behauptung ihrer Stellung benutzt. Und nun zeigt sich hier wie so oft die Tragik, daß ihre eigenen Verfehlungen in demselben Augenblicke sich gegen sie selbst kehren, wo sie im Begriff sind, sie nach Möglichkeit in ihren Folgen zu beseitigen.

Aber wenn auch dies alles eingestanden werden mag, — darf England, die Vormacht der modernen Civilisation, deswegen einen blutigen Racenkampf, einen Vernichtungskrieg führen? Das wäre, um mit John Morley, dem Führer des englischen Liberalismus, zu reden, ein Schandfleck des zu Ende gehenden Jahrhunderts. Vielleicht gelingt es noch in letzter Stunde, durch eine internationale moralische Aktion, deren Wirkungen sich schon wiederholt, zuletzt noch nach dem Urteil von Rennes, gezeigt haben, das Unglück abzuwenden.

Die amerikanische Kultur und die ethische Bewegung.

Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).

(Fortsetzung.)

Um die Aufgaben und Aussichten der ethischen Bewegung in Nordamerika recht klar zu legen, müssen wir hier noch einer Erscheinung in der neuesten Kulturentwicklung Amerikas gedenken, die für den ethischen Fortschritt des Landes von verhängnisvollster Bedeutung werden kann. Das ist das Auftreten des Militarismus. Die psychologische Wirkung des letzten Krieges, das reißend schnelle Umsichgreifen militärischer Anschauungen in Nordamerika ist zugleich von ganz besonderem Interesse für das sozialwissenschaftliche Studium des ganzen Kriegswesens. Die Langsamkeit und Kompliziertheit des europäischen Kulturprozesses verhüllt uns oft die Verkettung von Ursache und Wirkung, während sich auf der riesigen Bühne der Neuen Welt alles Geschehen in großen klaren Linien vor dem Zuschauer entwickelt. Wie der Fall Dreyfus in Frankreich, so führt auch die neueste kriegerische Entwicklung in Nordamerika der Kulturwelt mit jedem Tage drastischer vor Augen, daß die eigentliche Gefahr des Militarismus nicht in den finanziellen Lasten, nicht in der Irreleitung ökonomischer Kräfte, sondern in der moralischen Zersetzung liegt, welche durch die Sanktion der doppelten Moral in alle Organe des nationalen Lebens dringt.

Man hat in Europa vielfach die Auffassung, als sei der Militarismus auf dem Boden der großen amerikanischen Demokratie etwas ganz Neues und Ueberraschendes. Das ist gewiß richtig, wenn man unter Militarismus eine Gestaltung der politischen Organisation versteht, in welcher die Ausgaben für die Landesverteidigung und die Einengung des bürgerlichen Lebens durch Drill und disziplinarische Kontrolle in einem schreienden Mißverhältnis zu den Aufgaben des nationalen Kulturfortschrittes stehen. In diesem Sinne gab es keinen Militarismus in Amerika und wird ihn voraussichtlich auch nie geben. Aber wenn wir den Begriff weiter fassen und darunter den Glauben an die kulturelle Mission der brutalen Gewalt, das Eindringen kriegerischer Schneidigkeit in die Behandlung aller gesellschaftlichen Probleme verstehen, — dann wird man zugeben müssen, daß die ganze Geschichte der Kolonisation Nordamerikas der Entwicklung kriegerischer Leidenschaften durchaus günstig war und daß der letzte Krieg mit Spanien nur Instinkte ausgelöst hat, die überall unter der Oberfläche schlummerten. Man denke an die verrohende Wirkung der erbarmungslosen Vernichtung und Austreibung der Rothäute — ein langwieriges Kriegsleben, dessen Kampflust noch nachwirkt in den großen Vorstellungen von Buffalo Bill, „dem weißen Adler" mit seinen „Cowboys" aus dem wilden Westen; man denke an die brutale Annexion von Texas und vergegenwärtige sich vor allem das furchtbare Blutvergießen des Bürgerkrieges und mache sich klar, daß ja die heute tonangebende Generation zur Zeit jenes Krieges geboren und erzogen wurde und buchstäblich die ganze verzweifelte Wildheit jener Zeit mit der Muttermilch eingesogen hat. Wenn man nun noch bedenkt, welch hohes Maß kalter Nichtachtung menschlichen Lebens der amerikanische Kommerzialismus verkörpert, so muß man sich nur über die unbegreifliche Kurzsichtigkeit jener amerikanischen Idealisten wundern, die heute tiefbedrückt der Ausbreitung des Militarismus in ihrem Lande zusehen, und doch selbst zum Kriege mit Spanien gehetzt haben, ohne sich klar zu machen, daß die ganze Hoffnung ihrer nationalen Zivilisation darauf beruhte, daß die alten Geister nicht wieder gerufen würden.

Kommerzialismus und kriegerischer Atavismus wären jedoch nicht stark genug gewesen, den Krieg um Cuba zu entfachen, wenn nicht als dritte Triebkraft das hinzugekommen wäre, was ein englischer Politiker sehr treffend die „Sonntagsschul-Philanthropie" bezeichnet hat, d. h. also ein sentimentales und intellektuell nicht kontrolliertes Mitgefühl, wie es nicht nur die großen Massen des Volkes, sondern auch einzelne hervorragende Männer — darunter unseren verehrungswürdigen Landsmann Karl Schurz — fortgerissen hat, die blutige Entscheidung zu beschleunigen und sogar von einem „heiligen Kriege" zu reden — als ob diese sogenannten heiligen Gewaltthaten nicht schon genug Unheil in der Welt angerichtet hätten. Aber auch hier liegt eine geschichtliche Tradition vor, nämlich die gewaltsame und schneidige Methode, welche man bei der Befreiung der Sklaven befolgte und welche man dann vor dem cubanischen Kriege als ethischen Präzedenzfall für die gewaltsame Rettung der „armen Insurgenten" zitierte — ohne sich einmal deutlich zu machen, daß jene gewaltthätige Negerbefreiung höchstens einen wohlthuenden Augenblickserfolg mit sich brachte, in Wirklichkeit aber das Rassenproblem in den Vereinigten Staaten unendlich erschwert hat — wie die neuesten Vorgänge in den Südstaaten zeigen. Denn da die Befreiung selbst nicht aus wachsender Einsicht und vernünftiger Nachgiebigkeit geboren wurde, so ist natürlich auch die weitere Entwicklung ohne den Segen des Friedens und der Verständigung geblieben.

Der frühere amerikanische Gesandte in Madrid, General Woodford, hat in einer Rede vor dem Massachusets-Club in Boston offen zugegeben, daß der Krieg zu vermeiden gewesen wäre, da die spanische Regierung zu allen Zugeständnissen bereit war — und er hat durchblicken lassen, daß nur die provozierende Haltung des amerikanischen Kongresses die verantwortlichen Männer in Spanien gelähmt und ihnen weiteres Entgegenkommen unmöglich gemacht hat. Nichts desto weniger halten gerade die Idealisten daran fest: „Es ging nicht anders" — ohne zu ahnen, wie irreführend und moralisch entmutigend auf das Denken und Fühlen der weitesten Volkskreise dieser Zweifel an dem Rechtsgefühl und der sittlichen Zugänglichkeit des Gegners und die Verblendung gegen das pädagogische Manko der eigenen Aktion wirken muß. Ich hörte vielfach während meines Aufenthaltes in Amerika geistig bedeutende und charaktervolle Männer voll tiefster Entrüstung protestieren gegen die gewaltsame Annexion der Philippinen und gleichzeitig immer

Digitized by Google

betonen: „Unser Krieg mit Spanien war im Interesse der Humanität — der Eroberungskrieg gegen die Filipinos ist eine Barbarei." Sie bedachten nicht, daß gerade dadurch, daß man eine Gewalthat mit einem humanen Interesse rechtfertigte, eben die brutale Gewalt selbst wieder eine neue Glorie erhielt und daß es nun ein Leichtes war, für jeden weiteren Akt des Faustrechts auch irgend einen idealen Hintergrund zu finden. Es hieß nun einfach: „Wir wollen die Philippinen ja nur erobern, um die nackten Eingeborenen zu bekleiden und ihnen amerikanische Institutionen zu bringen."

Wäre der Krieg gegen Spanien ein einfacher Raubkrieg gewesen, er hätte die Nation nicht so im Innersten brutalisiert, wie es dieser unglückliche Humanitätskrieg gethan hat.

Bekanntlich hat nichts auf der Welt das menschliche Gewissen so korrumpiert, wie die Institution des Sündenablasses. Von ganz ähnlicher Wirkung ist es, wenn man die natürliche Abneigung des zivilisierten Menschen gegen das Morden durch die Illusion eines idealen Zweckes paralysiert und ihn dadurch vor der Verdammnis seines tiefsten Wissens und Gewissens zu retten sucht. Das muß man sich klar machen, wenn man die unglaubliche Verwilderung des sittlichen Urteils verstehen will, die nach dem kubanischen Kriege alle Volkskreise ergriffen hat. Ganz besonders charakteristisch ist es, wie sich die Vertreter der Religion der Liebe mit dem Morden auf den Philippinen abgefunden haben. Ein Geistlicher in Chikago sagte u. a. in seiner Predigt: „Das Krachen der Flinten von General Otis' vorwärts marschierender Armee hat etwas in sich von der Musik des Kommens des Gottessohns." Wie der Reverend wohl mit diesem Ausblick die Thatsache vereint, daß verwundete Amerikaner ihren in die Schlacht rückenden Kameraden zuriefen: „Geht ihnen die Hölle, Jungs!" Alle die Ethiker in Chicago ein Massenmeeting veranstalteten und gegen die Annexion protestierten und Mr. Salter den Ausdruck brauchte: „Ich wünsche die Niederlage der amerikanischen Waffen auf den Philippinen" — da antwortete Bischof Fallows in seiner Predigt: „Ihr mißversteht die Zeichen der Zeit. Es giebt auch einen christlichen Krieg. Unser Eroberungskrieg ist die Hand Gottes in der Geschichte. Gott selbst marschiert vormärts . . . Einige von diesen furchtsamen Seelen vergessen, daß der Kriegsheld der Stoff ist, aus dem die göttliche Geschichte gemacht wird." Ein Geistlicher in Philadelphia schreibt: „Das Einzige, was wir thun können, ist, die Eingeborenen so lange niederzumetzeln, bis sie verstehen, wer wir sind. Ich glaube, daß jede Flintenkugel, jede Granate, jede wehende Flagge hier der Sache des Rechts dient" (means righteousness). Ein Geistlicher wurde von Andrew Carnegie öffentlich an den Pranger gestellt, weil er folgendes Kirchengebet gesprochen hatte: „Wir bitten dich, daß die, welche es vorziehen, in Finsternis zu bleiben und dafür sogar zu kämpfen entschlossen sind, mit oder ohne ihren Willen zum Licht gebracht werden." Das erinnert an das alte Rolandslied, in dem es nach der Eroberung Navarras hieß: „Da war kein Heide in der Stadt, der nicht entweder erschlagen oder zum Christen gemacht wurde." Nun — die Truppen in den Philippinen lassen sich natürlich durch diesen geistlichen Zuspruch gern ermutigen. In den letzten Wochen des Feldzuges wurde die Ordre ausgegeben, keine Gefangenen mehr zu machen, sondern alles niederzuschießen — gemäß General Shafters staatsmännischem Gutachten: „Wir müssen die Hälfte der Eingeborenen töten und den Rest dann zivilisieren." Briefe von Freiwilligen von den Philippinen, die in den Zeitungen veröffentlicht wurden, schilderten dann, wie Soldaten, die diese Ordre noch nicht erhalten hatten und 50 Gefangene ins Lager brachten, einfach kommandiert wurden, diese Gefangenen kalten Blutes nieder zu schießen. Einer von den Freiwilligen schrieb an seinen Vater: „Je länger ich hier weile und je tiefer ich nachdenke, desto unwiderstehlicher wird mir die Ueberzeugung, daß die amerikanische Nation hier eine ungeheure Sünde begeht. Wir reden viel von der Grausamkeit der Spanier. Aber selbst die Spanier sind schockiert von dem was wir thun. Gewiß glaube ich nicht, daß es Krieg giebt ohne Zerstörung, aber ich glaube doch, daß, wenn ein Feind auf seine Knie fällt und um Schonung bittet, man ihn dann nicht einfach niederknallen sollte. Ich habe Dinge gesehen, die mich schämen machen, daß ich ein Amerikaner bin." Man versetze sich nur in die Seele der Eltern hinein, die ihre Söhne dort um eine solche Sache verlieren müssen. Das alles aber rührt jene bekehrungswilden Geistlichen nicht. „Gewiß wäre das Blutvergießen zu verurteilen," so schreibt der geistliche Herausgeber einer Monatsschrift „wenn es nur Territorium wäre, hinter dem wir her sind. Aber da wir die Seelen der Filipiner retten wollen, so rechtfertigt der voraussichtliche Gewinn die Kosten."

Diese Aeußerungen erinnern manchmal an das Tollhaus und doch muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß mit äußerst wenigen Ausnahmen die ganze orthodoxe amerikanische Kirche der neuesten Eroberungspolitik ihre volle Zustimmung erteilt und auf der Kanzel wie in der Presse für die Zivilisierung der niederen Racen mit Flinten und Kanonen eintritt. Nicht selten wird diese Stellungnahme direkt mit Bibelstellen belegt — was wieder einmal deutlich zeigt, wie wenig die Kirche heute noch die alleinige sittliche Seelsorgerin für die Kulturwelt sein kann. Nicht weil die Bibel kein Licht für die schweren Bedrängnisse der Gegenwart enthielte, wohl aber, weil die sittlichen Schätze der Tradition nur dann richtig von den Rudimenten der Barbarei geschieden und für die Gegenwart fruchtbar gemacht werden können, wenn wir sie bereits mit einem geklärten Bewußtsein für die Erfordernisse der modernen Kultur interpretieren. Dazu aber gehört mehr als das Studium der Theologie.

Es ist für einen Deutschen ganz besonders interessant, das Eindringen des militärischen Enthusiasmus in die verschiedensten Volkskreise und die damit zusammenhängende „Umwertung aller Werte" zu beobachten. Selbst für einen Berliner, der doch manches an Begeisterung für Kriegsheroen erlebt hat, erscheint der nationale Kultus über das Maß des Geistig-Normalen hinausgehend, der jetzt dem Admiral Dewey, dem „Hero von Manila" gewidmet wird. Ein Manila-Te-deum wurde von unserm Landsmann Frank Damrosch gedichtet und begeistert am „Dewey-Tage" (am 1. Mai, dem Jahrestage der Versenkung der spanischen Flotte) in allen Schulen gesungen. Der Kultus des siegreich heimkehrenden Feldherrn würde Mac Kinley unbedenklich werden, wenn Admiral Dewey nicht ein äußerst schlichter und anspruchsloser Mann wäre — der sogar die gewaltigen Summen abgelehnt hat, welche ihm einzelne Zeitschriften für einen Schlachtbericht anboten. Dagegen versteht der ehrgeizige Oberst Roosevelt äußerst geschickt, die gegenwärtige Volksstimmung auszunutzen — ja es ist nicht unwahrscheinlich, für jeden Sozialpsychologen sogar höchst wahrscheinlich — daß er bei der nächsten Wahl Präsident werden wird. Er hat bekanntlich auf eigene Kosten das Regiment der „rough riders" für den kubanischen Feldzug ausgerüstet und selbst angeführt und dadurch eine große Popularität gewonnen. In vielen Photographieläden sieht man sein Bild in der flotten Uniform seiner Reiter, „höchst schneidig". Das Volk des Staates New-York wählte ihn nach seiner Rückkehr zum Gouverneur — was ziemlich die einflußreichste Position nächst dem Präsidenten der Republik ist. Roosevelt versteht es, viel von sich reden zu machen. Er empfängt heimkehrende Panzerschiffe und hält dabei zündende patriotische Ansprachen. Im April reiste er nach Chicago und hielt den Studenten eine kriegerische Rede gegen den sogenannten Humanitätsdusel, verherrlichte den Typus des „strenuous man" und ermahnte die junge Generation, das unedle Friedensideal bei Seite zu stellen

Digitized by Google

und in der Teilung der Erde ihren Mann zu stehen. Was von diesem Manne für die amerikanische Gesittung zu erwarten ist, wenn er etwa Präsident werden sollte, das geht am besten hervor aus einem Ausspruche, den er einem Führer der Friedensbewegung gegenüber gethan hat: „Ich kann diejenigen nicht vertragen, die an die Heiligkeit menschlichen Lebens glauben; gewiß, einige Leben sind geheiligt, andere aber sind nicht mehr wert wie wilde Tiere und müssen niedergeschossen werden." Im Sinne dieser Auffassung machte er auch der humanen Bewegung gegen die Todesstrafe im Staate New-York ein Ende, indem er zum ersten Mal einer Frau gegenüber auf das Begnadigungsrecht verzichtete und eine Mörderin auf dem elektrischen Stuhl töten ließ. Ein einziges Blatt protestierte damals mit folgender Erwägung, die für die neuen Männer jedenfalls den Gipfel der Sentimentalität darstellt: „Kein Mann, in dem das Bild edler Frauen lebendig ist, kann den Gedanken ertragen, daß eine Frau zu Tode gemartert wird — mag sie noch so entartet sein . . . Menschliches Mitgefühl und Großmut sind niemals am unrechten Ort — selbst nicht gegenüber dem niedrigsten elenden Weibe . . . Brutalität ermutigt Brutalität. Staatlicher Totschlag befördert privaten Totschlag." Das war ein Beispiel der Rückwirkung des Militarismus auf das bürgerliche Leben. Am erschreckendsten ist diese Wirkung jedenfalls hervorgetreten in der Zunahme unglaublich barbarischer Lynchmorde in den Südstaaten und vor allem in der Art, wie diese Methode der Justiz gerechtfertigt wurde. Ein Neger wurde von einem wütenden Volkshaufen lebendig verbrannt und ihm Ohren und Finger abgeschnitten. Darauf schrieb eine Chicagoer Wochenschrift (Iconoclast): „Wir bedauern nur, daß man ihn nicht noch langsamer verbrannt hat" und eine ganze Reihe von Blättern vertreten die Idee, daß solch Terrorismus traurig, aber notwendig sei. Und in Washington hat man keinen Finger gegen diese Dinge geregt. Man hat zu viel damit zu thun, die Seelen der Filipiner zu retten. Ob unterdessen das eigne Volk der Barbarei anheimfällt, darum kümmert man sich nicht. Und im übrigen: der Krieg gegen Spanien war ja auch im Grund nur ein Akt der Lynchjustiz — woher sollte man da auch die moralische Energie aufbringen, um diesen Uebelständen an die Wurzel zu gehen?

Auf einem Massenmeeting in Chicago schilderte Miß Jane Adams vom Hull-House-Settlement die Wirkungen des letzten Krieges auf die ungebildeten Massen und warnte vor dem „Kultus des zerstörenden Heros". „Rudyard Kipling wird der Menschheit noch einmal Rechenschaft ablegen müssen," so begann sie, „dafür, daß er den Fortschritt der Zivilisation mit dem Imperialismus identifiziert hat. Zehn Jahre lang habe ich in einem Arbeiterviertel gelebt, das in keiner Weise verbrecherisch ist. Im letzten Oktober und November aber wurden wir durch sieben schwere Mordthaten erschreckt. Ein wenig Untersuchung der Motive und Einzelheiten, sowie die persönliche Bekanntschaft mit zwei von den Verbrechern ließen nicht den geringsten Zweifel, daß der Krieg den wilden Instinkten die letzte Scheu genommen hatte. Ungebildetes Volk, das von Schlachten und Blutvergießen liest, bekommt daher seine Suggestionen. Gewohnheiten von Selbstbeherrschung, die mühsam erworben waren, brechen plötzlich nieder . . ." In der That, wer in den Straßen von Chicago gewandert ist und dort überall die aufregenden Plakate mit der Inschrift „Remember the Maine" und dem Bilde des explodierenden Schiffes gesehen hat, der wird ahnen, wie der Geist der Blutrache dort nächtlich umherwandeln muß. Spielen doch auch die Kinder in Chicago auf der Straße am liebsten „Spanier töten", während neuerdings die Kinder in den Südstaaten Frösche fangen und zu Tode quälen und das „Lynchspielen" nennen. Und dabei hetzen die Geistlichen weiter zur Filipinoschlächterei!

Sehr bezeichnend ist auch eine Anregung, die in der „School Review" gegeben wird: Man solle doch in die höheren Schulen militärischen Drill einführen; denn da die Chicagoer Anarchisten kräftige Bursche seien, so bleibe den oberen Klassen für künftige Konflikte nur der überlegene Drill als Waffe. Glücklicherweise sind die meisten amerikanischen Lehrer zu gewissenhafte Pädagogen, um solche der „Hamburger Nachrichten" würdige Vorschläge auch nur ernsthaft zu diskutieren — aber es ist doch schon bezeichnend, daß sie ganz offen und naiv gemacht werden können.

Miß Adams hat nur zu Recht, gegen den Kultus des zerstörenden Heros zu warnen — denn die schlimmste Wirkung dieses Kultes äußert sich eben darin, daß die zartesten und verwickeltsten Probleme des Volkslebens und der Volkserziehung ebenfalls mit Messern und Fäusten behandelt und alle Ansätze höherer Kultur durch grobe und selbstgewisse Stümper wieder in den Boden getreten werden. Und die beste Gegenwirkung gegen den Militarismus wird daran anzuknüpfen haben, daß man den Menschen die Augen öffnet für die ungeheure Kompliziertheit und für die entscheidende nationale Bedeutung der pädagogischen und ethischen Aufgaben des Volkslebens und sie dadurch allmählich zu einer kulturellen Entwertung der Methoden des bloßen Dreinschlagens erzieht und das Verlangen weckt, auch im internationalen Verkehr die Quellen der Verrohung zu verstopfen. Was haben wir Deutsche darunter zu leiden, daß bei uns die so schwierige und gerade für unsere nationale Entfaltung so bedeutungsvolle Frage der Regelung des Arbeitsverhältnisses überwiegend nach der Analogie militärischer Gesichtspunkte behandelt wird, ja daß oft genug die Tendenz sich geltend gemacht hat, die ganze Arbeiterbewegung unter Kriegsrecht zu stellen! Und können wir nicht auch konstatieren, daß unsere Massen selbst mehr als in irgend einem andern Lande ihre soziale Organisation und ihre ganze Taktik unter dem Einfluß einer militärischen Auffassung der Klassengegensätze gestaltet haben? Vergebens suchen wir in der modernen Friedensliteratur nach einer ergreifenden Darstellung dieser Suggestionswirkung des Militarismus, die für die Zivilisation ungleich verhängnisvoller ist, als alle Soldatenmißhandlungen und sonstigen Uebergriffe der bewaffneten Macht.

Ein flüchtiger Ueberblick über die gegenwärtige Phase der amerikanischen Kultur kann schon zeigen, wie verhängnisvoll der Imperialismus mit seinem Appell an die Machtinstinkte und die kriegerischen Leidenschaften gerade für die innere Probleme werden muß. In die Arbeiterwelt bringen beständig aus Italien, Irland, Norwegen, Rußland und aus den tschechischen Ländern neue Elemente ein, die herausgerissen aus aller Tradition und ohne Fühlung mit der neuen Kultur, dringend einer starken sittlichen Atmosphäre bedürfen — statt an allen Straßenecken und in allen Zeitungen von Mord und Totschlag im Namen der Zivilisation lesen zu müssen. Auf der andern Seite sind die Kapitalisten mit ihren gewaltigen Trusts immer stärker allen sittlichen Gefahren des unbeschränkten Machtbesitzes ausgesetzt — Gefahren, die nun durch die neueste koloniale Machtpolitik natürlich verdoppelt werden. Ueber den Südstaaten liegt wie eine dunkle Wolke das Negerproblem, das die allerhöchsten Ansprüche an die humanen Kräfte des amerikanischen Volkes stellt und durch die ratlose Brutalität der militärischen Draufgänger täglich mehr verwirrt wird. Und das zentrale Problem Amerikas endlich, die Ausgestaltung einer konsequenten Demokratie — was hat das vom Imperialismus zu erwarten? „Wanted a military man, to aronse public enthusiasm" — so hieß kürzlich die Ueberschrift eines New-Yorker Zeitungsartikels, der sich mit der Besetzung eines höheren Amtes beschäftigte. Auf dem letzten Kongreß der „National Academy for political science" in Philadelphia (Ende April d. J.) hielt Karl Schurz eine längere Rede, in der er mit Recht ausführte, daß Militaris-

Digitized by Google

mus und Demokratie unvereinbare Gegensätze seien und warnend auf die französische Republik, sowie auf die deutsche Entwicklung seit den großen Kriegen hinwies. Das Wesen der Demokratie liege in der Ersetzung der Methode der Vergewaltigung durch die Methode der Verständigung, ruhend auf dem unerschütterlichen Respekt vor dem Recht und der Würde jedes einzelnen Individuums. Das Wesen des Militarismus sei die Auslieferung der Persönlichkeit an die Autorität. Habe man diese Methode auf den Philippinen erprobt, so werde man sie nur zu bald auch in der Heimat anwenden. Schurz bezeichnete als den Grundstein der amerikanischen Demokratie die Forderung, daß die alleinige Sanktion jeder Regierung in der Zustimmung der Regierten liege und verurteilte damit die Vergewaltigung der Filipiner als den ersten Einbruch in die Prinzipien der amerikanischen Demokratie. Der Soziologe Giddings von der Kolumbia-Universität antwortete darauf: „Die Filipiner werden nachträglich ihre Zustimmung geben." Wer erinnert sich hier nicht an den preußischen Verfassungskonflikt, in dem die leitenden Männer mit einer ähnlichen Formel sich und Anderen das Gewissen erleichterten und damit die Kompromißära des deutschen Liberalismus einleiteten?

Es ist klar, daß die Proklamation von Zibubustiergrundsätzen für die auswärtige Politik ganz besonders auch das Parteitreiben im Lande infizieren muß. Allerdings ist da nicht mehr viel zu korrumpieren — aber charakteristisch ist es doch, daß gerade zur Zeit der Philippinenkampagne das Haupt der New-Yorker Demokraten, Mr. Croker, der beschuldigt war, sich und seine Partei mit Hilfe seines politischen Einflusses bereichert zu haben, ganz naiv antwortete: „Ja gewiß thue ich das, Tag und Nacht, wie Ihr Alle. Dem Sieger gehört die Beute."

(Schluß folgt.)

Mark Aurel.

Von W. Schlüter.

In neuester Zeit hat man den Ewigkeitswert des ästhetisch-formalen Momentes in den bestehenden Religionsformen besser würdigen gelernt. Man hat eingesehen, daß der Lebensnerv der religiösen Anschauungen weniger in ihrer Logik und Moral als darin liegt, daß sie alle Dinge und Erscheinungen so beleuchten, in einen solchen Zusammenhang bringen, daß sie, sei es als Entwicklungsfaktoren, sei es als Kontraste, sei es als modifizierende Momente zu Teilen eines harmonisch geordneten, einheitlichen Ganzen werden. Wenn der Christ der Welt der konkreten Thatsachen den Himmel hinzufügt, einen ewigen Jubel über allen Dissonanzen, und die Hölle, eine Stätte ewiger Nacht und der ruchlosesten Bosheit, so hat er das Universum auf seine Weise abgerundet, zum Kunstwerk erhoben. Sein Bewußtsein hat sich in ein solches Verhältnis zur Außenwelt gesetzt, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Bilder und Eindrücke, in jedem Teile gerechtfertigt und begründet, seiner großen, alles umfassenden Illusion sich unterordnet. — Das Streben nach Erfassung der Welt als einer harmonischen Einheit war von jeher auch für die Gedankenbildung der Philosophen von ausschlaggebender Bedeutung. Ob nun pessimistische oder freudige Empfindungen in ihnen vorwalteten, stets strebte das innere Auge der Weisen und Wahrheitssucher wie das äußere nach Abrundung des Weltbildes. Ein Schopenhauer mag noch so einseitig seinen Blick auf die Enttäuschungen und Qualen des Lebens richten, unvermerkt bildet sich auch bei ihm als Gegenpol zum rastlosen Lebenswillen das selige Nirwana des Ausgelöschtseins jeder Begierde heraus. Und je eigenkünniger er im Durchschnittsmenschen nur das Häßliche sehen will, desto höher erheben sich über die Allermeisten jene Uebermenschen, welche in der selbstlosen Erkenntnis der Wahrheit ihr Genüge fanden. Die Illusion des Sünders und der sündigen Welt gebiert auch bei ihm die Gegen-Illusion des Heiligen und der vollkommenen Erlösung.

Unverhüllt tritt das ästhetisch-formale Moment als Haupttriebfeder philosophischen Denkens bei manchen Weisen des Altertums hervor. Ein unablässiges, mit immer neuen Schwierigkeiten kämpfendes, oft nur mit Not siegendes Bemühen, die Welt irgendwie ästhetisch zu rechtfertigen, giebt mancher Schrift dieser Philosophen trotz aller Abstraktionen oft auf wunderbare Weise den Reiz des tiefinnerlich persönlich Erlebten. Eine schablonisierende Geschichte der Philosophie hat den Alten bisweilen die Innerlichkeit des Gemütes absprechen wollen. Wenn man den Gefühlswert der Abstraktionen der alten Philosophen stets richtig nachempfinden könnte, würde man sehr wahrscheinlich zu dem Resultate kommen, daß in Hellas, Alexandrien, Rom neben dem Forschungstrieb des Verstandes in ausgedehntestem Maße auch die Weisheit des Gemütes wirksam war, jene Kraft, welche eben das Bewußtsein antreibt, nach einem ästhetisch befriedigenden Bilde des Universums zu ringen.

Von der Lebensphilosophie eines römischen Weisen, des Kaisers Marc Aurel, gilt dies besonders. Würde die Frage gestellt, ob und inwiefern dieser Philosoph die kritische Auslese der Abstraktionen, den Fortschritt des philosophischen Denkens befördert hat, so würde man von bedeutenden Leistungen kaum reden können. Seine Größe liegt nicht in der Konstruktion neuer Begriffe, sondern in der Art und Weise, wie er mit den Begriffen, die ihm zur Verfügung standen, gewirtschaftet hat, wie er durch richtige Anwendung derselben, mit Carlyle zu reden, immer wieder „ein tolles, von Zweifelsucht, Uneinigkeit und Verzweiflung erfülltes Universum in ein weises Universum des Glaubens, des Wohlklangs und der Ehrfurcht verwandelte." Dies vermochte er allerdings nicht immer ohne Zuhilfenahme oft recht asketischer Gedanken. — Die Zeit Homers war längst vorüber. Die Griechen hatten einst die Sklavenhorden des Orients zurückgewiesen, die Adler Roms herrschten am Euphrat und Nil, aber die Tapferkeit der Legionen konnte es nicht hindern, daß im Abendlande überall die unbefangene Freude am Wirklichen dem Austurm orientalischer Jenseitsgedanken erlag. — So darf es uns nicht befremden, wenn wir bei Marc Aurel oft eine fast mönchische Verachtung irdischer Lust und Glückseligkeit antreffen. Dazu wandelte Marc Aurel keineswegs auf Rosen. Mitten im Kriegslager, im Quadenlande, Pannonien, Sarmatien, die Möglichkeit eines plötzlichen Todes stets vor Augen habend, oder mit Gewalt sich losreißend von Regierungssorgen, die seine Seele une allzu schwer belasteten, hat der kaiserliche Philosoph seine Gedanken niedergeschrieben. Seine Betrachtungen zeugen sämtlich von einem maußgelegten, heftigen Kampfe seines Geistes um Erhaltung des innerlichen Gleichgewichts. Bei alledem überwiegt das Element der Entsagung doch nicht in dem Grade, daß aller Wert und Sinn des Daseins ins Transcendentale verlegt würde. Die Identität der Gottheit mit der Allnatur war im Gegenteil die unumstößliche Grundvoraussetzung seines Denkens. Nicht Veränderung der Dinge erstrebte er. „Die Außendinge stehen mit unserer Seele nicht in Berührung, sondern unbeweglich außerhalb derselben" (Selbstbetr. IV, 3). Nicht entwerten wollte er die Welt. „Alles, was deine Zeiten mitbringen, ist nur eine liebliche Frucht, o Natur!" Nicht in einer phantastischen Region außerhalb der Allnatur suchte er die Stätte ungefährdeten Friedens. Mit dieser Welt fand er sich ab, die rechte Stellung des Herzens und des Bewußtseins zu der realen Welt, das war der Himmel, um den er täglich kämpfte. Alles aus dem richtigen Gesichtspunkt betrachten, stets wieder zur harmonischen Stimmung der Seele zurückkehren, in solcher Stim-

Digitized by Google

mung sich immer wieder erneuern: das ist der Zweck seines Nachdenkens, das ist ihm Wahrheit, Schönheit, Gott.

„Das Weltganze," so schreibt der Weise im 5. Buche seiner „Selbstbetrachtungen", „würde verstümmelt, wenn du am Zusammenhang und Zusammenhalt wie der Bestandteile, so denn auch der wirkenden Ursachen auch nur das Geringste lostrennen wolltest." Und indem er sich an sein eigenes Herz wendet, das von Anwandlungen des Trotzes und der Verzagtheit natürlich auch nicht frei blieb, fährt er fort: „Du trennst es aber los, so viel es bei dir steht, wenn du damit unzufrieden bist und es gewissermaßen wegzuräumen suchst." Im 9. Kapitel des 6. Buches spricht er die ewige Wahrheit des Monismus mit kurzen, bündigen Worten aus:

„Der Natur des Ganzen gemäß geschieht Alles und Jedes, nicht aber nach irgend einer anderen Natur, welche etwa die Dinge von Außen umgiebt, oder in ihrem Innern eingeschlossen, oder völlig von ihnen getrennt ist."

Wenn die Gedanken, welche die Gesamtheit des Alls als ein vollendetes Kunstwerk erfassen, in den Betrachtungen des Kaisers oft wiederkehren, so lasse man nicht außer acht, daß er den Kampf gegen die Dissonanzen stets von neuem aufnehmen mußte, daß seine Philosophie ein beständiges Zurechtrücken des Bewußtseins ist, ein beständiges Parieren unvermuteter Schicksalsschläge. Seine Selbstbetrachtungen sind eine Art Tagebuch, in welchem seine inneren Erlebnisse, alles individuellen Charakters entkleidet, in philosophischen Formeln niedergelegt sind.

Ueberraschend ist oft die Treffsicherheit seiner Gleichnisse. Die magische Kraft eines guten Gleichnisses hat schon jeder an sich erfahren. Irgend ein Erlebnis in einleuchtende Beziehungen zu einem gut gewählten Bilde bringen, heißt dieses Erlebnis in eine Art Adelstand erheben. Es ist merkwürdig, wie z. B. geistige Prozesse gleichsam an Wert und Bedeutung gewinnen, wenn man ihre Analogien zu Vorgängen und Erscheinungen in der realen Körperwelt hervorhebt. Nun erst scheinen sie Relief, Schönheit, Beleuchtung zu erhalten.

Marc Aurel will beispielsweise den Lesedurst von sich abthun, die Vorliebe für bestimmte besonders lehrreiche Gegenstände, für besonders günstige Gelegenheiten, das Wissen zu vermehren, besiegen und sein Geist sucht nach dem rechten Gedanken, um dieser edleren Begierden Herr zu werden. Er findet ihn in dem Gleichnis von der Flamme. Er denkt an ein starkes Feuer, welches sich dessen bemächtigt, wovon ein schwächeres Licht erlöschen würde. — „Eine helle Flamme aber pflegt das, was ihr zugeführt wird, sich gar schnell anzueignen und zu verzehren und sodert davon nur um so höher empor." — (IV. 1.) Ein solches Gleichnis hat eine suggestive Gewalt. Vom Wunsche herbeigerufen, bringt es Schöpferkraft mit sich und realisiert den Wunsch. So belebt das Körperliche vom Bilde das Geistige, giebt ihm Flügel und frische Kraft zum Fluge. So liegt in jeder künstlerischen Verklärung des Wirklichen, Alltäglichen ein magisches Element. Das Irdische ist gleichsam dankbar für jeden Strahl des Lichtes, für jeden Glanz der Schönheit. Es vergilt uns unsere Liebe tausendfältig. Das ist der rechte Verkehr zwischen den Geistern und den Dingen. Die beste Philosophie wird stets diejenige sein, welche die Macht hat, diesen Verkehr so zu gestalten, daß beide reicher werden und immer reicher, Geister und Dinge!

Ein anderes Gleichnis unsers Philosophen hat Friedrich Nietzsche mit einer kleinen Veränderung des Bildes in seiner Aphorismensammlung „Die fröhliche Wissenschaft" glücklich verwandt. Im 8. Buche seiner „Selbstbetrachtungen" (Kap. 51) vergleicht Marc Aurel die besonnene, stets gerechte Seele mit einer

„klaren süßen Quelle, die nicht aufhört, ihren Labetrunk hervorzusprudeln, sollte gleich Jemand herzutreten und sie verlästern. Und auch wenn er Schmutz hineinwerfen sollte, sie wird diesen doch alsobald zerteilen oder wegspülen, ohne dadurch getrübt zu werden."

Was moderne Menschen diesem Gleichnisse entnehmen können, zeigt Friedrich Nietzsche in seinem Aphorismus „Und werden wieder hell".

„Wir Freigebigen und Reichen des Geistes, die wir gleich offenen Brunnen an der Straße stehen und es Niemandem wehren mögen, daß er aus uns schöpft: wir wissen uns leider nicht zu wehren, wo wir es möchten, wir können durch Nichts verhindern, daß man uns trübt, finster macht, — daß die Zeit, in der wir leben, ihr „Seitliches", daß deren schmutzige Vögel ihren Unrat, die Knaben ihren Krimskrams und erschöpfte, an uns ausruhende Wanderer ihr kleines und großes Elend in uns werfen. Aber wir werden es machen, wie wir es immer gemacht haben: wir nehmen, was man auch in uns wirft, hinab in unsere Tiefe — denn wir sind tief, wir vergessen nicht — und werden wieder hell . . ."

Mit wenigen Gedanken und Begriffen, mit einigen guten Gleichnissen, kräftigen Sprüchen, trat Marc Aurel an den Ernst des Lebens heran. Widerwärtigkeiten ohne Zahl, Gefahren über Gefahren drangen auf ihn; das Schicksal schien es darauf abgesehen zu haben, ihm den Gleichmut der Seele für immer zu rauben. In Kriegszügen und Regierungssorgen floß seine Zeit dahin, so daß er den Drang nach Wissen niederkämpfen mußte wie einen Feind. Und dennoch blieb er Philosoph! Das Cäsaren-Diadem schmückte seine Stirn — und er blieb Philosoph! Wahrlich, dieser Mann hat es nicht nötig, daß ihm in der Entwicklungsgeschichte der Philosophie gnädigst ein Plätzchen eingeräumt wird. Als ein leuchtendes Beispiel eines wahren Philosophen, der nicht der Gelehrsamkeit bedurfte, um weise zu sein, steht er vor uns da. Ein Lebenskünstler im edelsten Sinne an jedem Orte, zu jeder Zeit. Daß wir heute andere philosophische Abstraktionen haben, ist gewiß in mehr als einer Hinsicht ein Vorteil. Zum rechten Segen wird uns unsere Weisheit aber erst dann werden, wenn wir mit ihr das Leben so zu meistern vermögen wie Marc Aurel!

Streiflichter.

Materielle und moralische Schuldbeweise. In dem Prozeß von Rennes haben wiederum die materiellen Beweise, das Bordereau, die Prüfung von Handschriften, von technischen Einzelheiten u. s. w. für die urteilenden Richter alles gegolten, die moralischen dagegen, daß schlechterdings kein einziges Motiv vorlag, das Dreyfus zum Verrat hätte veranlassen können, daß sein ganzer Charakter dem völlig widersprach, — dies alles galt ihnen nichts. Welch verhängnisvollen Einfluß diese Mißachtung der moralischen Beweise ausüben muß und kann, darüber hat der bekannte französische Deputierte Joseph Reinach in einem kleinen Schriftchen „Le curé de Fréjus ou les preuves morales" (Paris, P. O. Stock, éditeur) ein interessantes, dem Dreyfus-Fall analoges Beispiel aus dem Anfang dieses Jahrhunderts beigebracht. Reinach erzählt folgendermaßen:

In den ersten Jahren der Restauration lebte in Fréjus ein Pfarrer von sehr achtungswertem Charakter. Alle seine Einkünfte wurden zu Almosen verwandt, er führte das einfachste und bescheidenste Leben, er hatte nicht einmal eine Dienstmagd.

Eines Morgens entdeckte man in einem Hause, welches von dem einzigen nur durch die Kirche getrennt war, daß eine alte Frau ermordet worden war. Man holt die Gendarmen herbei; der eine von ihnen, begleitet von mehreren Einwohnern, läuft zum Pfarrer hin, der noch schläft. Dieser öffnet auf die ersten Rufe derer, die ihn holen wollten, selbst die Thür. Man tritt ein und meldet ihm das Verbrechen. Kaßt uns zu der Unglücklichen hingehen, sagt der Pfarrer, und will sich ankleiden.

Im Augenblick, wo der Abbé seine Soutane nehmen will, entsährt dem Gendarmen der Ausruf: Sehen Sie doch nur einmal, Herr Pfarrer, Ihre Soutane ist voll Blut. Der Pfarrer sah hin: seine Soutane war in der That rot von Blut, welches eben erst eingetrocknet war. Er war starr.

Sind Sie gestern Abend ausgegangen? fragt der Gendarm. — Nein, antwortet der Abbé, ich war sehr müde, ich habe mich früh zu Bett gelegt. — Ah, Verzeihung, Herr Pfarrer, unterbrechen ihn die zwei Kinder, wir haben Sie gestern abend gesehen und Sie haben mit uns gesprochen. — Was? Wie? fragt der Gendarm. — Es konnte wohl gehn Uhr sein, antworten die Kinder, als der Pfarrer

Digitized by Google

über den Platz ging. Wir sagten ihm: Guten Abend, Herr Pfarrer! und er antwortete: Guten Abend, Kinder! — Wohin ging er? — Nun, zu der alten Frau. — Es war die, welche ermordet worden war.

Der Pfarrer protestiert mit Heftigkeit, erklärt, daß er dieses Mysterium nicht begreift, daß er am Abend vorher nicht ausgegangen ist. Aber die Kinder verstehen mit einem Tone der Aufrichtigkeit, der überzeugend wirkt, daß sie ihn auf dem Platze gesehen und gegrüßt hätten. Und da war die Soutane, welche noch lauter und deutlichere zeugte als sie selbst.

Es gab freilich etwas, das noch lauter Zeugnis ablegte als die Kinder und selbst als die rote Soutane: das war das ganze Leben des Abbés, ein unlabelhaftes und reines Leben, welches hätte genügen sollen, die Absurdität des Verdachtes, das Trügerische der materiellen Beweise zu zeigen. Aber in der Aufregung, von welcher bald die kleine Stadt Fréjus ergriffen war, hörte man diese Stimme nicht.

Nachdem der königliche Prokurator benachrichtigt worden war, wurde der Abbé verhaftet und bald darauf vor das Assisengericht von Var gestellt. Die Kinder wiederholten unter Eid ihre Aussage. Man legte den blutbesudelte Kleidungsstück vor. Da man in der Reparationszeit Bedenken trug, einen Priester zum Tode zu verurteilen, so wurde der Abbé von Fréjus zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Er wurde nach dem Bagno von Toulon geschickt.

Einige Freigeister, eifrige Leser der Encyclopädie, waren die einzigen, die Zweifel erhoben. Es waren Leute, die es liebten, sich die Dinge klar zu machen. Sie sträubten sich gegen die Annahme, daß ein Mann, der immer für gut und tugendhaft gegolten hatte, plötzlich ein Mörder geworden sei. Für welchen Zweck? Aus blogen Neigungen am Töten? Das war nicht möglich. Dieser Mann glaubte an Christus: sie selbst glaubten freilich nur an die Vernunft. Aber sie kümmerten sich nicht um seinen Glauben. Sie hatten den Mut zu sagen, daß da irgend eine schreckliche Täuschung vorliegen müsse. Die Duldsamkeit verschönte ihn.

Drei Jahre nachher wurde von demselben Assisenhof von Var ein Bandit der schlimmsten Sorte zum Tode verurteilt. Im Augenblick, wo er das Schaffot besteigen sollte, bat dieser darum, ein Geständnis ablegen zu dürfen. Ich nun erklärte er, daß er es war, der die alte Frau von Fréjus getötet hätte. Er war in das Zimmer des Abbés, welcher schon schlief, eingedrungen, und hatte seine Soutane angezogen. Als er dann über den Platz ging, sei er es gewesen, der mit den Kindern sprach. Nachdem er die Alte erdrosselt hatte, wäre er zum Abbé zurückgekehrt und hätte das verdächtige Kleidungsstück wieder bei ihm niedergelegt.

Zum Glück lebte der Abbé noch: er wurde sogleich in Freiheit gesetzt. Aber die schrecklichen Martern, welche er erduldet hatte, das unlösbare Rätsel, welches er während der langen Tage und schlaflosen Nächte im Bagno zu durchdringen versuchte, hatten seine Kräfte erschöpft. Er starb bald darauf.

Unterdessen hatte der Herr Prokurator Carrière gemacht und seine Kollegen fuhren fort, die Theorie der Unfehlbarkeit der materiellen Beweise zu verkünden."

So weit der Bericht von Reinach. Die Analogie mit dem Fall Dreyfus ist in die Augen springend und bedarf keiner näheren Darlegung.

Sollte angesichts solcher Vorkommnisse aus älterer und neuerer Zeit nicht dringende Veranlassung vorliegen, die Frage des Verhältnisses und des relativen Wertes moralischer und materieller Schuldbeweise einer Revision zu unterziehen, um verstärkte Garantien dafür zu schaffen, daß das schrecklichste menschliche Leid, das Büßen der Unschuld, verhütet wird?

* * *

Moralisches Pharisäertum. Die Aufnahme, die das Urteil von Rennes in fast allen Kulturländern gefunden hat, und besonders die impulsive Verquickung der ersten Bestürzung und Trauer über die Verurteilung mit der Boykottierung der Weltausstellung des nächsten Jahres, lassen wiederum erkennen, wie wenig das moralische Gefühl selbst da noch verfeinert ist, wo es sich in zunächst sympathischer Weise zu regen scheint. Denn was hat die Verirrung eines Volksteiles, bestimmter Berufsklassen eines Volkes mit der sittlichen Beurteilung eines ganzen Volkes, zu thun? Und in diesem Falle wurde der sittlichen Entartung der französischen Nationalisten und der Militärpartei in dem heldenmütigen Kampfe der Piequart, Zola, Trarieux, Labori, Clémenceau u. A. ein Gegengewicht geboten, wie es gleich bewunderungswürdig vielleicht in keinem anderen Lande der Welt möglich war. Was also kann man in diesem Falle auch fragen, hatten die Kinder des Hauses verschuldet, daß man sie wie Knechte mitbehandelt?

Wenn es aber selbst erlaubt wäre, ein moralisches Verwerfungsurteil gegen ein ganzes Volk zu richten, und wäre diesem Volke auch die moderne ethische Kultur weit weniger verpflichtet als dem französischen, — giebt es ein Recht für Völker, einem solchen Verwerfungsurteil durch Zufügung wirtschaftlicher Nachteile die Nachwirkung einer Strafe zu geben? Diese Frage könnte selbst dann nicht bejaht werden, wenn es möglich wäre, die sittlichen Werturteile ganzer Völker den plötzlichen Gefühlswallungen zu entziehen und sie in sicherer und unparteiischer Weise festzustellen. Denn, wenn schon der rein wirtschaftliche Boykott immer Spuren der Verwilderung und der Verbitterung zurücklässt, Wirkungen, die keineswegs beabsichtigt waren — welche verheerenden Wirkungen darf man da erst erwarten, wo die tausend- und millionenfachen Regungen einer Volksseele, und wo insbesondere die unendlich differenzierten sittlichen Regungen von außen die grobe Massenein wirkung eines solchen internationalen Boykotts erfahren würden?

Und schließlich sind die Ursachen all der betrübenden Erscheinungen, welche in der Dreyfus-Affaire zu Tage traten, nationaler Fanatismus, Militarismus, weltlicher und geistlicher Jesuitismus u. s. w., mehr oder weniger auch bei den andern Kulturnationen vorhanden. Es heißt also im günstigsten Falle das Symptom mit der Krankheit selbst verwechseln, im ungünstigsten Falle sich des schlimmsten Pharisäismus schuldig machen, wenn man aus Anlaß der Dreyfus-Affaire und des Urteils von Rennes auf das französische Volk mißachtend herabsehen will.

Aus der ethischen Bewegung.

Der Gesellschaftstag in Wiesbaden (21.—23. Oktober d. J.) wird sich außer den üblichen Traktanden (Bericht des Vorstandes, Budgetberatung, Vorstandswahl) des Datums für den nächsten Gesellschaftstag auch mit zwei Satzungsänderungsvorschlägen zu beschäftigen haben. Dieselben lauten:

I. Antrag von Prof. Dr. Toennies (Altona).

Der Gesellschaftstag wolle beschließen:

1. Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur legt den bisher geführten Namen ab und nimmt den Namen Verein für Sozialethik an.
2. Es wird eine Kommission von 5 Delegierten ernannt, die eine entsprechende Abänderung der §§ 1 und 2 der Satzungen vorzuschlagen und der nunmehr „Vereinstag" zu nennenden Versammlung zu unterbreiten hat.

II. Antrag von Rechtsanwalt Dr. Bieber, Berlin:

Abänderungen der Satzungen der D. G. E. K., soweit solche behufs Eintragung der Gesellschaft in das Vereinsregister (§§ 21 ff. des bürgerlichen Gesetzbuches) erforderlich ist.

Einen größeren Raum wird, wie bisher, der Bericht der Abteilungsdelegierten über die Verhältnisse ihrer Heimat mit Bezieheung auf den Fortschritt der ethischen Bewegung einnehmen. Doch bittet der Hauptvorstand, die Berichte auf die bedeutsameren Vorgänge und Erfahrungen zu beschränken.

Ferner werden entsprechend einem Auftrage des letzten Gesellschaftstages, Entwürfe zu einem nationalen Sonderprogramm der Deutschen Gesellschaft f. ethische Kultur auf Grundlage des in Zürich adoptierten internationalen Programmes der ethischen Bewegung zur Beratung und Beschlußfassung kommen.

Von weiteren Anträgen ist der Antrag Hamburg (Altona) auf finanzielle und moralische Unterstützung des Frankfurter Vereins: „Reichswohnungsgesetz" (abgedr. in N. 36 der C. K.) bemerkenswert. Auch wird, wie wir hören, das Verhältnis der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu unserer Wochenschrift erneut Gegenstand weiterer Beratungen werden.

Der Hauptvorstand hat vorläufig von seinen satzungsmäßigen 5 Delegierten drei ernannt: Prof. Dr. Döring (Gr. Lichterfelde), Paul Jaffé (Berlin), Prof. Dr. Wisticenus (Straßburg.) Die Ernennung der zwei übrigen Delegierten wird erfolgen, sobald über die von den einzelnen Abteilungen entsendeten Personen völlige Klarheit herrscht.

Digitized by Google

Vermischtes.

Die Goethe-Feier im Tome. Es verdient an dieser Stelle bemerkt zu werden, daß zu Goethes 150 jährigem Geburtstage das Andenken des großen Heiden zu einer rein weltlichen Feier in einer Kirche Anlaß gab. Sie fand im schönen Münster von Bern statt und bildet ein Glied in der Kette von Festerhebungen unserer dortigen Freunde, dem Volke neben und in der Kirche, d. h. dem Kirchengebäude, ästhetisch-ethische Erbauung zu bieten. Einem uns vorliegendem Berichte über die Feier entnehmen wir das Folgende:

Die Goethe-Feier, die zum Vorabend von Goethes hundertfünfzigstem Geburtstag, Sonntag, den 27. August, abends 8 Uhr im Berner Münster stattgefunden, hatte diesen gewaltige Hallen in allen ihren Teilen nicht nur bis auf den letzten Platz gefüllt, sondern es mußten noch Stühle in dem Chor aufgestellt werden, um den hereinströmenden Massen Platz bieten zu können. Mit dem Vorspiel zum 3. Aufzug der „Meistersinger" von R. Wagner, ausgeführt von unserem vortrefflichen Münsterorganisten Herrn K. Heß, wurde die Feier eröffnet. Es folgte darauf das dem West-östlichen Divan von Goethe entnommene „Gottes ist der Orient! Gottes ist der Occident!" komponiert von C. Schumann. Sowohl dieser gemischte Chor als auch die späteren Chöre: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh", komponiert von K. F. Zelter, und „Der du von dem Himmel bist", von F. Schubert, wurden von dem gemischten Chor unter Leitung des Herrn K. Heß mit großer Präcision in ergreifender Weise zur Geltung gebracht. — Nach dem ersten Chor hielt Herr Professor Podhdammer (Lausanne) eine kleine, aber gediegene und anregende Ansprache, in welcher er Goethe als den Meister der Selbsterkenntnis und in seinem Einfluß auf die deutsche und auf die Weltlitteratur schilderte. Nur derjenige könne als ein Schüler betrachtet werden, der unermüdlich nach Selbstvervollkommnung ringt.

Nach dieser Ansprache trug Herr A. Althaus mit seinem herrlichen, wohlklingenden und ausdrucksvollen Bariton den „Ganymed" und das „Lied des Harfners" mit künstlerischer Vollendung vor. Es folgte sodann Beethovens wunderbarer „Trauermarsch" aus der „Eroica-Sinfonie", vor Herrn Karl Heß mit bewährter Meisterhand auf der Orgel vorgetragen. Herr Professor Dr. Vetter leitete seinen deklamatorischen Vortrag der letzten Szene aus dem zweiten Teil der „Faust" mit einigen erläuternden Worten ein und bezeichnete diese herrliche Schöpfung als das Gedicht vom fortdrängen, irrenden und strebenden Menschen. Die edle Vortragsweise der erhabenen Dichtung, verbunden mit der Schumannschen Komposition, in welcher Orgel, Chor und Solo des Dr. Marianus (Herr A. Althaus) in vereinter Schönheit zur Wirkung kamen, versetzten sodann eine tiefe Wirkung auf die Zuhörer ausspühten. Die „Phantasie über Goethe'sche Lieder", nach wiederholten der bedeutendsten Komponisten in musterhafter Weise für die Orgel von Herrn Karl Heß übertragen, schloß die erhebende Feier, die den Veranstaltern wie den Ausführenden zur höchsten Ehre gereichte.

Bücherschau.

Ernst Heinemann, Die Bilanz des Christentums. Berlin 1898. Herm. Walther. 90 S. Gr. 8°.

Wer einige Jahrzehnte lang aus Beruf oder Neigung die jedes Jahr neugeborene Litteratur über einen bestimmten wissenschaftlichen Gegenstand beobachtet — er braucht nicht immer kritischer Pate und Namengeber dabei zu sein — dem muß es ohne Zweifel auffallen, wie oft gute oder auch schlechte Gedankengänge sich wiederholen. Wöchentlich, darf man bei gewissen gerade „aktuell" gewordenen Gebieten ohne Uebertreibung sagen, wöchentlich erleben wir das Schauspiel, daß jemand mit gewaltiger Anstrengung die Thür einrennt, die drei, vier, zehn seiner Vorgänger bereits eingeklinkt in Trümmer gelegt hatten. Ich suchte den Grund dafür nur zum Teil darin finden, daß bei der Schnellproduktion von Litteratur unserer Tage die Autoren sich kaum die Zeit nehmen, nachzulesen, ob ihr Fündlein nicht am Ende schon vor Jahren und Jahrzehnten von einem ersten oder allerersten oder allererstersten Entdecker gehoben worden sei, registriert und eintheriert. Jedenfalls hätten sie die durchgreifende Entschuldigung, daß heute kein Mensch mehr im Stande ist, die Litteratur über einen nicht ganz abseitsliegenden Stoffe zu übersehen. Mir will es viel eher scheinen, als ob, wiederum auf gewissen Gebieten, das Bedürfnis vorliege, ohne viel Umschauen in der Geschichte des betreffenden Litteratur, eigenes Durchdachtes und Selbsterlebtes auf den Markt des öffentlichen Lebens zu bringen, mit einem Wort; die individuelle Note im Meinungskonzert sehr entschieden zu betonen. Das gilt besonders vom religionsphilosophischen und ethischen Gebiet. Ein Meister in dieser von seiner unsjändlichen Litteraturkenntnis angeschränkten Vortrefflichkeitsmaler war bekanntlich v. Egidy. Aber auch der Autor des vorliegenden Büchleins scheint mir dahin zu gehören. Das soll nicht unbedingt einen Tadel bedeuten. Was bei einem streng wissenschaftlichen Werk allerdings zu rügen wäre: der Mangel an Belesenheit, das ist für ein auf augenblickliche Wirkung gerichtetes Bekenntnis eines Strebenden fast ein Vorzug. Solche Schriften würden sonst ungeschrieben bleiben, und das wäre zu bedauern. Denn sie sind eben Versuche (nach Goethescheem Wort) das Gute noch einmal zu denken, das schon unzählige Male gedacht worden ist. Für den Autor bedeutet dieser Versuch eine ihn befreiende Gottestat, die durch keinerlei Lektüre von schon Vorhandenem zu erreichen ist; für seine Leser aber erwächst der Vorteil, einem Zeitgenossen gleichsam in seine Gedankenwerkstatt hinein zu sehen und Stellung wie Lösung des Problems in der Form ihrer Zeit mitzuerleben.

So ist die Schrift keineswegs überflüssig, so wenig sie auch Neues hervorbringt. Aber doch, vielleicht eine bestimmtere Färbung, die augenblicklich das Interesse fesseln dürfte. Der Autor zieht seine „Bilanz des Christentums" nämlich offenbar vom Standpunkt eines Israeliten, dem man den Uebertritt zum Christenthum nahe gelegt hat, weil ihn augenscheinlich auch die jüdische Orthodoxie nicht im geringsten mehr befriedigt. Will er sowohl den hohen ideellichen Geist des Judentums, wie auch den echten Geist des Christentums in sich aufgenommen hat, muß er als Gesetzesarbeter gegen den Buchstaben, gegen Dogma und Kirchenlehre in echt ethischem Sinne zu Felde ziehen. Er gehört zu uns, ob er auch von dem Bestehen einer Bewegung, die den sittlichen Ernst der jüdischen und christlichen Kultur endgültig loslösen will aus der religiösen oder kirchlichen Gesangenschaft nichts zu wissen scheint. Zum Beweise nur diese Stelle (S. 54): „Nicht zwischen Christentum und Judentum besteht der Gegensatz, sondern zwischen dem Christentum und Judentum einerseits und den — Testamentsvollstreckern beider Religionen andererseits, dem Priestertum. Nicht das Judentum hat Christus gekreuzigt, sondern das Priestertum. Nicht das Christentum hat die Scheiterhaufen des Mittelalters angezündet, sondern das Priestertum . . . Nicht das Judentum hält krampfhaft an der Messiasidee fest, sondern das Priestertum; nicht das Christentum hat Christus zum Gott gemacht, sondern das Priestertum . . . Durch die Brandfackel des Dogmas, die das Priestertum in die Christenheit warf, ist die letztere zerklüftet worden, und nicht eher wird die Einigkeit unter den Christen hergestellt, bevor nicht das Dogma selbst gefallen ist. Die Ethik des Christentums wird niemals solche Gegensätze hervorrufen können."

Und so fordert der Verfasser dann zum Schluß die Menschheit auf, endlich einmal „den dogmatischen Ballast über Bord zu werfen und den Reingewinn des Christentums für sich zu behalten, der zugleich das wahre Christentum ist: die christliche Ethik."

Sagen wir „die menschliche Ethik", wie sie uns jüdischer, christlicher oder überhaupt religiöser Kultur sich immer herrlicher herausschält — und wir glauben seine Meinung noch besser getroffen zu haben, als er selbst.

—nz—

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Schulhygiene, Volksgesundheitslehre und Tagespresse. Von Dr. Max Breitung, Berlin, Verlag von Eugen Grosser.

Ein deutscher Buddhist. (Oberpräsidialrat Theodr. Schiffer). Biographische Skizze von Dr. Arthur Pfungst. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag.

Ueber Schuld und Strafe der jugendlichen Verbrecher. Von Prof. Dr. Alois Fucker. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke.

Charfreitags-Zauber. Stimmungsbild in 1 Akt. Von Rolf Wolfgang Mariens.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W, Matthäikirchstraße 7.

Verlagsbuchhandlung Hermann Walther
in **Berlin SW.,** Kleinbeerenstr. 28.

Die Bilanz des Christentums.
Von Ernst Heinemann.

O, ruft den schlechten Teil davon hinweg
Und lehr so reiner mir der andern Hälfte."
(Hamlet, 3. Aufzug, 4. Szene.)

Preis: elegant broschiert **Mk. 1,50.**

Das interessante Buch, welches von der theologischen Presse mit Fleiß totgeschwiegen wurde, sucht den wahren Wert des Christentums in seiner Ethik und spricht das Urteil über das dogmatische Priestertum. Die Freimütigkeit und scharfe Logik des Verfassers machen das Buch für jeden Ethiker lesenswert

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, Post-Zeitungsliste Nr. 9993.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen bitte nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenexpedition und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Unter Mitwirkung von **Dr. Fr. W. Foerster** herausgegeben von **Dr. R. Penzig** und **Dr. M. Kronenberg.**

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 30. September 1899. | Nr. 39.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal. Wir bitten unsere geehrten Abonnenten für rechtzeitige Erneuerung des Abonnements Sorge zu tragen, damit keine Unterbrechung in der regelmäßigen Lieferung eintritt. Wir sind auch jederzeit dankbar für Aufgabe von Adressen, an welche mit Aussicht auf Erfolg Probenummern der „Ethischen Kultur" geschickt werden können.

Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Scheurer-Kestner. Von —gst. — Die amerikanische Kultur und die ethische Bewegung. Von Dr. F. W. Foerster. — Die sozialistischen Akademiker und die Ethik. Von Ernst Wolf. — Eine Bitte an Fürsten. Von Dr. H. Schmidkunz. — Streiflichter: Morgenländische und abendländische Gewissensfreiheit. — Aus der ethischen Bewegung: Französische Schweiz. — Bücherschau. — Eingegangene Schriften.

Scheurer-Kestner.

Wenn man ein Lehrbuch zu schreiben hätte, in welchem die Thaten der größten Charaktere unseres zur Neige gehenden Jahrhunderts der heranwachsenden Jugend vor Augen geführt werden sollten, dann müßte man an die Spitze des Buches die Biographie des französischen Senators Scheurer-Kestner stellen, der der Menschheit vor wenigen Tagen entrissen worden ist. Wie würde der Ruhm so vieler Schlachtenlieger erbleichen müssen vor diesem elsässischen Industriellen, der sich sicher nie als Held fühlte und der nur den einen Ehrgeiz hatte — das zu thun, was er für seine Pflicht hielt. Den Knaben und Mädchen, welche Scheurer-Kestners Lebensgeschichte kennen lernten, würde eine Ahnung davon aufdämmern, daß es zuweilen leichter sein mag, im Kampfgetümmel mit dem Säbel in der Faust einen Feind anzugreifen, als jederzeit und unter allen Umständen seine Menschenpflicht zu erfüllen. Den jungen Herzen würde sich vielleicht ein Seufzer entringen über die schweren Aufgaben, die das Leben für uns Alle bereit hat, aber manches würde auch höher schlagen bei dem Gedanken, daß ein einziger Mensch voll redlichen Wollens zuweilen so unendlich viel vermag in dem großen Ringen der Menschheit nach Wahrheit und Gerechtigkeit.

Scheurer-Kestner, der im Jahre 1833 in Mülhausen geboren war und einer Familie angehörte, welche unter den Industriellen des Elsaß einen hohen Rang einnimmt, hatte in Paris Chemie studiert und dann die großen chemischen Fabriken seines Schwiegervaters in Thann geleitet. Auch er sah hohem Ansehen und Reichtum gelangt war, blieb er stets seinen echt republikanischen Ueberzeugungen treu und beteiligte sich eifrig an dem Kampfe, den die Republikaner gegen das Kaiserreich führten, was ihm einige Verurteilungen zuzog. 1871 wurde er in die Nationalversammlung delegiert, wo er sich Gambetta anschloß, dessen Freund er fortan blieb. 1875 wurde er zum Senator und später zum Vize-Präsidenten des Senats erwählt. So diente dieser Mann selbstlos seinem Berufe und seinem Vaterlande, und da ihm jedes persönliche Hervortreten in der Seele zuwider war und er keinen anderen Ehrgeiz kannte, als den, seine Pflicht zu erfüllen, durfte er einen ruhigen Lebensabend erwarten. — Da ereignete sich in Frankreich etwas Furchtbares: ein Unschuldiger wurde vom Kriegsgericht wegen Vaterlands-Verrat zur Deportation verurteilt und Senator Scheurer-Kestner gelangte zur Ueberzeugung, daß im Namen der Justiz ein entsetzliches Verbrechen verübt worden war. Von diesem Augenblicke an ward der sonst so zurückhaltende Mann zum Agitator. Eine vollständige Umwandlung hatte sich an ihm vollzogen, die ein Freund Scheurer-Kestners im „Figaro" wie folgt schildert: „Diejenigen, welche in diesem Augenblicke Gelegenheit hatten, in seiner Nähe zu weilen, und welche ihn täglich sahen, werden es niemals vergessen, welche Veränderung sich in seinem Gemüte vollzog. Er hatte den Eifer und die Zuversicht eines Apostels. Dieser stille Mann, der jedem Geräusch abhold war, der sich nie in den Vordergrund gedrängt, sich stets geweigert hatte, Minister zu werden aus Scheu vor der Oeffentlichkeit — dieser Mann stürzte sich mit einem Schlage am Abend seines Lebens in den furchtbarsten Strudel. Und er that dies in dem Augenblicke, wo er am meisten der Ruße und der Ruhe bedurfte. Dieser Glückliche, den seine Angehörigen anbeteten, der keinen einzigen Feind besaß, bot sich den grimmigsten Anfeindungen und Beleidigungen, den schlimmsten Verwünschungen, den abscheulichsten Verläumdungen als Zielscheibe dar. Und Alles ertrug er mit stoischem Gleichmute; er war froh darauf, für die Gerechtigkeit und für die Wahrheit zu leiden und während der vielen Kämpfe in seiner Campagne, die ihm so schwere Wunden schlug, hat er nur dann Worte der Klage gefunden, wenn die hehre Sache, der er sich mit Leib und Seele verschrieben hatte, einen Augenblick verloren schien. Dann sagte er: „Ach! wir werden den Unschuldigen nicht aus seinem Grabe befreien!" —

So wirkte dieser einzigartige Mann noch, nachdem ihn bereits die Krankheit ergriffen hatte, die zu seinem Tode führen sollte. Gewiß haben die Aufregungen und der

Digitized by Google

Kummer über die vielen Enttäuschungen, die er erleben mußte, seinen Lebensabend verkürzt — hat er es doch erleben müssen, daß ihn der Senat nicht wieder zum Vizepräsidenten erwählte — aber der Kampf für die gerechte Sache hat seine Stirne mit einem unverwelklichen Lorbeerkranze geschmückt; er wird immerdar als derjenige in der Geschichte genannt werden, der als Erster die Revision des Dreyfus-Prozesses verlangt hat, obwohl er den Verurteilten weder persönlich kannte, noch im Hinblick auf gemeinschaftliche Konfession oder Rasse irgendwelche Veranlassung hatte, in höherem Maße an der Rehabilitierung des jüdischen Hauptmanns interessiert zu sein, als irgend ein anderer französischer Bürger. Er hat sich aufgeopfert, weil er Wahrheit und Gerechtigkeit wollte, und darum muß seiner eine Zeitschrift mit Stolz gedenken, deren Titel „Ethische Kultur" lautet.

—gst.

Die amerikanische Kultur und die ethische Bewegung.

Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).

(Schluß.)

Ein sehr trauriges Zeichen für das augenblickliche Niveau der amerikanischen Kultur müssen wir in der Thatsache finden, daß selbst die Universitäten mit ganz wenigen Ausnahmen von dem Eroberungsgeiste erfüllt sind und ihre intellektuellen Kräfte in den Dienst der Expansionspolitik stellen. Man sollte erwarten, daß wenigstens von dieser Seite mit Nachdruck darauf hingewiesen worden wäre, daß auch der industrielle Erfolg Amerikas auf die Dauer von dem Wachstum echter Demokratie, von der ethischen Reinigung des ganzen öffentlichen Lebens und von einer humanen Lösung des Rassenproblems abhänge — statt dessen sind die Universitäten die Ausgangspunkte der Lehre, daß Amerika vor allem neue Märkte für seine Produkte erobern müsse und dazu die Philippinen als Stützpunkt brauche, um bei der Teilung China ein Wort mitreden zu können — als ob nicht im innersten Herzen jeder denkende Mensch wüßte, daß der Handel der Preisliste und nicht der Flagge folgt und daß Amerika bereits einen beispiellosen Erfolg auf dem Weltmarkte errungen hat, auch ohne mit den übrigen Nationen in der Hinschlachtung von Eingeborenen und der Niederbrennung ihrer Dörfer zu wetteifern oder mit seiner Kriegsflotte zu paradieren. Die amerikanische Eisenindustrie z. B. liefert die Hauptmasse der Schienen für die transsibirische Bahn, Draht für Südafrika, und sie hat in dem politisch von England beherrschten Egypten den Auftrag erhalten, die Eisenbrücke über den Atbarafluß zu bauen — das beste Zeichen dafür, daß die Expansion der industriellen Arbeit nichts mit der politischen Besitzergreifung zu thun hat. Die Propaganda für den Militarismus im Namen des industriellen Fortschritts wird vielmehr die Wirkung haben, die Energien der Nation an die Oberfläche abenteuerlicher politischer Aktionen zu lenken, statt sie den ethischen, sozialen und wissenschaftlichen Faktoren aller nationalen Produktivität zuzuführen. Schlimm genug, daß heute die Universitätsprofessoren so vielfach diejenigen sind, die am lautesten den Unglauben an die geistigen Mächte predigen und den Hazardspielern und Flibustiern der sogenannten Realpolitik die geistigen Waffen liefern. Als der Professor der Sozialwissenschaft an der Columbia-Universität, Dr. Giddings, vor einer Versammlung von Geistlichen in New-York dafür plädierte, daß der Feldzug in den Philippinen doch mit mehr „Energie" betrieben würde (das Niederschießen von 50 Gefangenen erschien ihm offenbar noch nicht schneidig genug), da mußte ich an das Wort Tolstois denken: „Die Gelehrten unserer Zeit sind so roh geworden, daß sie um dieser ihrer Roheit willen die Wirkung geistiger Kräfte nicht mehr verstehen können, weil diese nicht krachen und man keine zerbrochenen Knochen und Blutlachen sieht."

Diese Flutwelle des Militarismus und der Machtpolitik in den Vereinigten Staaten muß natürlich jeden Friedensfreund sehr ernst stimmen. Immerhin darf nicht verhehlt werden, daß es auch in Amerika eine wachsende Anzahl von Männern und Frauen giebt, die diesem ganzen Treiben mit tiefem Schmerze und lautem Protest gegenüberstehen und der Regierung schwer zu schaffen machen. Die Diskussion über Recht und Unrecht in dieser neuesten Eroberungspolitik bewegt die öffentliche Meinung fieberhaft. In der Familie selbst prallen die Parteien heftig zusammen. „Professors lose their decorum when they discuss expansion," berichtet eine Zeitung von einer stürmischen Universitätssitzung. Diese Uneinigkeit der öffentlichen Meinung und ihr Einfluß auf den Gang des Krieges ist von allerhöchstem Interesse für die ganze Kulturwelt, weil auch hier wieder drastisch die Unvereinbarkeit von Demokratie und Militarismus hervortritt. Als ein Bostoner Friedensapostel die Regierung in Washington höflichst um die Adressen der Offiziere in den Philippinen bat, um ihnen seine Broschüre „Die Hölle des Krieges" zuzuschicken — da machte die „New-York-Times" mit Recht darauf aufmerksam, daß eine Demokratie doch eigentlich unfähig sei, einen Krieg zu führen, da die Freiheit der öffentlichen Kritik doch jede robuste Energie der Aktion lähme. Amerika steht nun vor dem Wendepunkt, ob es die Demokratie oder den Militarismus vorzieht. Um diese Situation ganz zu verstehen, vergegenwärtige man sich Folgendes: Aguinaldo hat seine Vertreter in Amerika und läßt sich beständig von der Bewegung der öffentlichen Meinung unterrichten. Um die Zeit, als er nahe daran schien, sich bedingungslos zu unterwerfen, fanden mehrere Massenmeetings im Lande statt, auf denen der Rückzug der amerikanischen Truppen verlangt wurde. Auf einer Protestversammlung der Deutschen in St. Louis sagte Dr. Prätorius: „Aguinaldo ist ein besserer Amerikaner als Mac Kinley." Der Ethiker Mr. Salter bekennt öffentlich, daß er „die Niederlage der amerikanischen Waffen" wünsche. Man nennt ihn „Verräter" und hat doch keine Waffen, ihn zum Schweigen zu bringen. Nun ist es ganz unbestreitbar, daß diese Dinge den Widerstand der Philippiner stärken und die amerikanischen Truppen in dem Bewußtsein des patriotischen Wertes ihrer Sache lähmen. Die ganze Aktion ist von des „Gedankens Blässe angekränkelt", die ganze Nation ist ein Hamlet, der von dem Zwiespalt alter Instinkte und neuer Ideen zerrissen und geschwächt wird — und so lange schwach bleiben wird, bis das Alte oder das Neue den Sieg errungen haben wird.

Niemand kann zweifeln, in welcher Richtung schließlich trotz aller augenblicklichen Rückfälle der Barbarei die Entwicklung gehen wird. „Das stille Nahen des allmächtigen Gottes wird offenbar" — so verkündigt es den Weißen ein Negerbischof auf Haiti in seiner religiösen Sprache — „in der tiefen Bewegung der Seelen, die überall in den führenden Kreisen der Menschheit um sich zu greifen beginnt, und die Zeit wird kommen, wo hochgestellte Politiker wie Lord Salisbury es nicht länger als eine brutale Thatsache konstatieren können, daß die stärkeren Rassen sich wie Raubvögel auf die schwächeren stürzen." Durch welche schwere Krisen das Land noch hindurchgehen wird, bevor die bessere Erkenntnis Kraft gewinnt — das läßt sich freilich nicht bestimmen. Das wird vor allem auch davon abhängen, wie weit die ethische Bewegung im Stande sein wird, hier mit ganzer Konsequenz der Gesittung den Dienst zu leisten, den die amerikanischen Kirchen in ihrem moralischen Bankerott gegenüber dem Militarismus zu leisten nicht fähig sind. Es ist nicht zu bestreiten, daß Adlers Auftreten gegen Mac Kinleys Philippinenpolitik, die er eine furchtbare Heuchelei

Digitized by Google

nannte, in weiten Kreisen großen Eindruck gemacht hat und daß im Westen Mr. Salters beredte und energische Agitation große Erfolge gehabt hat — besonders auch unter den Deutschen, die in ihren leitenden Blättern seine Reden in extenso abdruckten. Aber meiner Ueberzeugung nach werden die Ethiker erst dann zu ihrem vollen Recht kommen, wenn sie ihre Argumente gegen die ganze Gewaltpolitik noch mehr vertiefen, statt immer noch mit einem Fuße auf dem Boden der alten Anschauung zu stehen. Sie bezeichnen es als das Gefährliche des gegenwärtigen Militarismus, daß er im Namen des Christentums und der Zivilisation auftritt, während sie doch selbst mitschuldig an dieser Verkoppelung unvereinbarer Dinge sind, weil sie die Gewaltpolitik gegen Spanien ebensalls durch die Ethik haben sanktionieren helfen. Ich sage das nicht vom Standpunkte der „non-resistence". Gewiß lassen sich im Leben Akte der Notwehr oder der Rettung denken, in denen wir dem Wahnsinn oder der Unzurechnungsfähigkeit oder dem absoluten moralischen Defekt gegenüberstehen und keine andere Zuflucht als die physische Abwehr haben. Aber der ganze Unterschied zwischen Gesittung und Barbarei offenbart sich eben darin, inwieweit wir uns hinreißen lassen, diese „Ethik der Grenzfälle" auch da einzuführen, wo die Dinge tausendmal komplizierter liegen und zugleich gesitteter Abhilfe zugänglicher sind, als in vereinzelten verzweifelten Begegnungen zwischen Mensch und Mensch. „Wenn ich einen Räuber ein Kind mißhandeln sehe, soll ich ihn dann nicht niederschlagen?" Nach diesem Gleichnis haben die Amerikaner den Krieg gegen Spanien entfacht, obwohl doch das spanische Volk nicht einfach ein Räuber und Mörder, sondern genau so reich an edlen Instinkten ist, wie das amerikanische Volk. Es ist freilich leichter, gleich niederzuschlagen, als mit ganzer Konsequenz an die edleren Kräfte des andern zu appellieren und dadurch nicht nur das Opfer sicherer zu retten, sondern auch den Gewalttätigen selbst höher zu bringen. Mögen nur diejenigen, welche diese Ungeduld damit gerechtfertigt haben, daß man gegenüber den spanischen Gewaltthaten nicht länger zuwarten konnte, sich einmal vergegenwärtigen, wieviel mehr Roheit und Haß damit in alle Adern der Menschenwelt geströmt ist. Das kommt davon, wenn man verwickelte menschliche Angelegenheiten nach der Analogie abstrakter Grenzfälle lösen will.

Meines Erachtens wird die ethische Bewegung in Amerika nur dann wirklich eine geistige Macht gegenüber dem Militarismus werden, wenn ihre Leiter sich in der Behandlung menschlicher Angelegenheiten auf einen Standpunkt stellen, von dem aus die ethische Sanktion des kubanischen Krieges als eine verzeihliche, aber verhängnisvolle Verirrung und zugleich als die psychologische Ursache für die sittliche Verwilderung erscheint, die letzten Endes zur zivilisatorischen Beschönigung der Schlächtereien auf den Philippinen geführt hat. — Hindernd wirkt hier auch noch die Thatsache, daß viele Ethiker geneigt sind, ihre Bestrebungen nur auf die Läuterung der Beziehungen von Mensch zu Mensch zu beschränken und die Völkerfragen dem dynamischen Ausgleich der nationalen Instinkte zu überlassen — ohne zu sehen, daß man diese Trennung wohl in den Zeitungen und in der Theorie, aber nicht in der Praxis des Menschen selbst durchführen kann. Wir haben oben jene Aeußerungen der Miß Adams zitiert, die wohl deutlich genug zeigen, wie gerade diejenigen, die im kleinsten Kreise an der Veredelung der Lebensbande arbeiten, am stärksten die große Flutwelle der Roheit zu spüren bekommen, die von den blutgetränkten Schlachtfeldern in alle sozialen und sittlichen Ordnungen einbricht. Vielleicht liegt die schlimmste Rückwirkung aller kriegerischen Aktionen überhaupt darin, daß diese großen und erschütternden Ereignisse unbewußt die Gleichmäßige für alles menschliche Thun liefern und die Neigung stärken, alle menschlichen Schwierigkeiten durch Schneiden und Niederschlagen zu lösen und statt der Gewinnung und Erziehung der Gegner immer nur das Bild des triumphierenden Siegers und der Demütigung der Widerstrebenden vor die Phantasie zu bringen. Grund genug für die ethische Bewegung, die ethische Konsolidierung der Völkerbeziehungen in den Vordergrund ihrer Arbeit zu rücken.

Es ist möglich, daß in diesem ganzen schweren Ringen die Sache der Gesittung Hilfe bekommt von einer Seite, von der man es wohl am wenigsten erwartet: von den Negern. Schon einmal in der Geschichte hat aus den Kreisen der Mühseligen und Beladenen die tiefste Ahnung menschlicher Solidarität heraufgeleuchtet. Und es scheint manchmal so, als sei die germanische und angelsächsische Rasse in ihrem brutalen, weltroberndem Kraftgefühl gar nicht mehr jener feinsten Menschlichkeit und Großmut fähig, ohne die es sich doch überhaupt nicht lohnt, auf dieser Erde zu leben — und ohne welche gerade die sogenannten stärksten Rassen den Problemen ihres eigensten Kulturdaseins völlig ratlos gegenüberstehen werden.

Kurz nach Beendigung des spanisch-amerikanischen Krieges verlieh der amerikanische Bischof Doane diesem übermütigen Selbstgefühl folgenden Ausdruck: „Nichts kann sich der Bewegung des göttlichen Willens entgegenstellen, der dahin strebt, an die Stelle der verlorenen Sache der lateinischen Rassen die Zivilisation der englisch sprechenden Rassen zu setzen." In jenen Tagen, als Lord Salisbury anläßlich der Vertreibung der Spanier aus Kuba das Wort von den lebenden und sterbenden Völkern sprach, da konstatierte ein amerikanischer Negerbischof mit Recht: „Wenn man den dünnen Schleier von Eurer Zivilisation fortnimmt, so seid Ihr eine Horde von Wilden, die sich brüsten mit der Massenabschlachtung von menschlichen Wesen. Daher sind solche Nationen absolut unfähig, das Problem des Rassenantagonismus zu lösen, ausgenommen durch die radikale Ausrottung der schwächeren Rasse durch die stärkere. . . . Der Neger ist kein Kämpfer. Der Tag wird kommen, wo er eine Interpretation der Religion Jesu von Nazareth geben wird, welche den meistbegünstigten Rassen die Augen öffnen wird." Und gegenüber einem New-Yorker Geistlichen, der den Negern der Südstaaten gesagt hatte: „Wir im Norden würden eine höhere Meinung von Eurer Rasse haben, wenn Ihr mehr das Schießgewehr brauchen würdet" — antwortet er: „Das Schwert macht nichts gut. Lieber wollte ich, daß meine ganze Rasse im amerikanischen Meerbusen ertränkt würde, als daß sie Gewalt mit Gewalt erwiderte . . . Milton mit seinen blinden Augen brachte mehr Licht in die Welt als alle Kanonen. . . . Kommen wird der Tag, wo all der Haß, der durch die Art unserer Befreiung gekommen, versunken wird in einem Meer von Geduld und gegenseitigem Verstehen und wo aufsenchten wird die Erinnerung all dessen, was wir einander verdanken."

Am schönsten wirkt im Sinne dieser versöhnenden Auffassung der Negerbischof Booker-Washington, ein Vollblut-Afrikaner, der selbst noch als Sklave geboren wurde und der nun durch die Städte Nordamerikas wandert und Frieden predigt. „Eure beste Kultur" so hörte ich ihn einmal vor einem weißen Publikum sagen, „hat mich nun dahin gebracht, daß ich dem weißen Unterdrücker mit gleicher Sympathie gegenüberstehe wie dem unterdrückten Schwarzen. Denn ich sehe wie jener sein moralisches Leben verliert — das Beste was er hat. O Ihr meine weißen Freunde, Ihr könnt Euer Leben garnicht von dem unsrigen trennen. Jedes Unrecht, das Ihr uns thut, fällt tausendfach auf Euer eigenes Haupt, jede Vernachlässigung beraubt Euer eigenes Leben!"

Welch herrliches Zeichen der künftigen Menschheit, daß hier aus der getretenen Sklavenrasse die reifste Weisheit der Menschenbehandlung aus Licht tritt! Das ist der Ton, den die heutige Kulturwelt braucht — nicht das „J'accuse" und

Digitized by Google

nicht das moralische Blutgericht. Es hilft nichts, daß wir, um den Einen zu retten, den Andern in den Boden kampfen — es hilft nur die volle Gerechtigkeit im Erbarmen. Und hier ist der Punkt, wo die ethische Bewegung aller Länder vielleicht noch nicht ganz auf der Höhe ist und wo jeder Einzelne von uns die Geduld und Selbstüberwindung durchkämpfen muß, die dieser Neger inmitten der täglichen Mißhandlung und Vergewaltigung seines Volkes errungen hat — weil er bis zu Ende durchdachte und bis zu Ende durchliebte. Gerade bei den feinsten Naturen finden wir nicht selten Härte und Ungeduld gegenüber dem Verstockten und Befleckten — aber wenn „ethische Bewegung" heißen soll, daß nun ein erbitterter Sturmlauf auf „die Bösen" oder „die Ausbeuter" oder „die Lügner" in Szene gesetzt werden soll, so wünschte ich lieber, es gäbe keine ethische Bewegung. Denn wir sind da, um uns zu helfen, und nicht, um in der pharisäischen Brandmarkung der „Schurken" unsere tiefe Verwandtschaft mit allen Verirrten zu verleugnen. Habt den Mut zur Verzeihung und Alles andere wird Euch zufallen.

Die sozialistischen Akademiker und die Ethik.

Von Ernst Rolf.

Mit einem gewissen Stolze betonen es diejenigen Akademiker, welche sich der Sozialdemokratie angeschlossen haben oder doch dicht neben ihr marschieren, daß ihre Auffassung von der Geschichte keinen Platz für Schwärmerei, Idealismus und fromme Wünsche aufweise. Die „materialistische Geschichtsauffassung", so sagen sie, kümmert sich nicht darum, ob es einmal später der arbeitenden Klasse gut oder schlecht gehen wird. Sie errichtet auf der geschichtlichen Vergangenheit als fester Grundlage ihr Gebäude und krönt es mit der angeblich geschichtlich notwendigen „Vergesellschaftung der Produktionsmittel.

Wie weit aber reicht in der That die geschichtliche Erkenntnis? Nehmen wir wirklich an, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse der Zukunft sich so gestalten werden, wie Marx sie gezeichnet hat, so gelangt man bei näherem Zusehen doch nur bis zu dem einen Punkte, wo die Disharmonie zwischen Besitz und Mittellosigkeit, zwischen Kapital und Arbeit so unerträglich wird, daß eine Lösung erfolgen muß. Ob die Lösung aber gerade in der Uebernahme der Produktionsmittel durch die Allgemeinheit ihren Abschluß finden wird, ist eine offene Frage, die man ebenso gut mit ja wie mit nein beantworten kann. Mit der Annahme des Zukunftsstaates macht man einen Sprung über das geschichtlich Berechenbare hinaus. Man prophezeit die Folgen einer künftigen wirtschaftlichen Revolution, ohne doch im Stande zu sein, diese Folge als die einzig mögliche und geschichtlich notwendige zu demonstrieren. Selbst angenommen, es käme einmal zu solchen wirtschaftlichen Unerträglichkeiten, daß eine Beseitigung derselben in irgend einer Weise unausbleiblich würde, so sprechen dann so außerordentlich mannigfaltige Faktoren bei der Lösung dieser Aufgabe mit, daß das Fazit vorauszusagen unmöglich scheint.

Einer der Hauptfaktoren, von dem die künftige Umgestaltung des wirtschaftlichen Lebens abhängt, sind alle diejenigen moralischen Triebkräfte und Fähigkeiten im Menschen, welche es ja auch veranlassen, daß eine anscheinend auf nüchternem, realem Boden sich bewegende Partei über die Realität hinausschießt und den Zukunftsstaat in ihr Programm setzt. Der warmherzige Mensch verleugnet sich auch nicht im Sozialdemokraten. Es ist ihm, wenn man recht zusieht, doch durchaus nicht gleichgiltig, ob die geschichtliche Entwicklung zu ungünstigen oder günstigen Zuständen für die Arbeiterklasse führt. Er wünscht einen möglichst günstigen Zustand und konstruiert ihn künstlich aus der Geschichte. Er betrachtet die wirtschaftlichen Mißstände wie eine Krankheit. Und als guter Arzt darf er sich nicht der unbarmherzig waltenden Natur fügen. Er sucht ein Heilmittel und findet es in der Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Und wie wenige Anhänger würde wohl auch die Partei zählen, wenn sie nicht dieses Zukunftsideal den Arbeitern vor Augen führte!

Weshalb aber kämpft überhaupt der Akademiker für die Interessen der Arbeiterschaft? Was kümmert ihn der vierte Stand, ihn, der doch in ganz anderer ökonomischer und gesellschaftlicher Sphäre lebt? Es ist wiederum kein ökonomischer Faktor, der ihn in die Reihen der Männer mit der schwieligen Hand treibt, — es ist sein warmes Herz, es ist das Mitleid mit der unterdrückten, schwächeren Klasse. Er fragt sich nicht zuerst, ob seine Stellungnahme auch mit der ökonomischen Entwicklung vereinbar sei, er liest nicht zuerst Marx's Kapital und tritt dann für die Interessen der Arbeiterschaft ein. Sein Entwicklungsgang ist vielmehr — von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen — der umgekehrte. Er hat ein offenes Auge für die Leiden seiner Mitmenschen, ein offenes Ohr für die Klagen der Unterdrückten. Er entrüstet und begeistert sich. Und dann erst, wenn Sturm und Drang sich ausgetobt haben, kommt der berechnende Verstand mit der nüchternen Frage, ob auch alles so durchführbar sei, wie der bisherige Utopist es sich denkt. Denn ein bischen Utopist ist jeder Akademiker, der sich für die Arbeiterfrage interessiert. Und er bleibt es, wenn auch nur bis auf den kleinen Rest des Glaubens an den Zukunftsstaat.

Wieviel ethische Motive also im Akademiker und in der Sozialdemokratie! Er mag sich drehen, wie er will — in seiner eigenen Person ist der sozialistische Akademiker die lebendige Widerlegung des nach marxistischer Anschauung anscheinend so unbarmherzigen Imperativs der ökonomischen Verhältnisse.

Der philosophische Materialismus scheint sich immer mehr überlebt zu haben. Man glaubt nicht mehr an die bequeme Lehre, daß das Gehirn die Gedanken produziere, wie etwa die Niere den Harn oder die Leber die Galle. Das unklare Zusammenwerfen körperlicher und geistiger Dinge scheint abgethan. Man erkennt wieder die Selbständigkeit des Geistigen. Zwar nicht im theologischen Sinne der Abtrennung vom Körper. Aber man sieht in körperlichen und geistigen Vorgängen nur Parallelerscheinungen, statt ein Verhältnis von Ursache und Wirkung zu konstruieren.

Auch der geschichtliche Materialismus begegnet zu Ende des Jahrhunderts nicht mehr dem frohen Glauben wie in der Mitte desselben. Die großen Ereignisse der Geschichte als bloße Emanation ökonomischer Verhältnisse zu betrachten, erscheint bei der stets wachsenden Schätzung der Individualität des Menschen als nicht mehr genügend. Man faßt den Menschen nicht mehr als das bloße Produkt seines Milieus auf, sondern erkennt, daß dieses Produkt selbst weiter produziert. Wie körperliche und geistige Erscheinungen in Parallelität sich darthun, so auch die wirtschaftlichen Verhältnisse auf der einen und die dem Menschen als solchem eigenen Kräfte auf der anderen Seite: Religiöse, sittliche, wissenschaftliche Bestrebungen und viele andere erscheinen nicht durch die ökonomischen Zustände hervorgebracht, sondern als Begleiter derselben.

Freilich — jeder spezielle wirtschaftliche Zustand weist einen ihm analogen sittlichen Zustand auf. Bei niederen Produktionsformen findet man ein tieferes Niveau der Sittlichkeit als bei höheren. Der Sklave, dem das Kommandowort des Herrn die tägliche Arbeit zudiktiert, besitzt im Allgemeinen nicht die Fähigkeit der Selbstverantwortung. Aber — er kann sie besitzen. Alle wirtschaftliche Unterdrückung braucht ihn nicht notwendig auch sittlich zu

Digitized by Google

schädigen. Der Arbeiter von heut hat keinen Besitzanteil an der Maschine, an der er arbeitet. Er wird ihr daher nicht die Beachtung schenken, welche sie, als Mittel zum Fortkommen des Volkes betrachtet, verdient. Diesen Wert kann sie ihm erst haben, wenn sie als Eigentum der Allgemeinheit auch sein Eigentum geworden ist. Aber geht daraus hervor, daß der Arbeiter die Maschine durch Vernachlässigung in mehr oder weniger kurzer Zeit ruinieren müsse? Der Arbeiter, dessen sittliche Begriffe den wirtschaftlichen Zuständen entsprächen, dürfte konsequenter Weise nur das Privateigentum achten, d. h. er müßte fremden Besitz für minderwertig halten. Er sieht aber, wie man wohl glauben darf, im Durchschnitt sittlich höher und achtet auch fremdes Eigentum.

Andererseits setzen bestimmte wirtschaftliche Verhältnisse aber gewisse moralische Fähigkeiten voraus. So ist der Zukunftsstaat nicht denkbar ohne eine Arbeiterschaft, welche sich ihrer Verantwortung gegen die Allgemeinheit voll bewußt ist. Dieses Verantwortungsgefühl zu erzeugen sind jedoch die wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie heut sind, an und für sich nicht imstande. Die Parallel-Moral der Zeit des Privateigentums ist der Egoismus, nicht der Altruismus, den der Zukunftsstaat, mag er ausfehen wie er wolle, nötig hat.

Woher soll aber eine moralische Erhebung der Arbeiterschaft kommen, welche den ökonomischen Veränderungen der Zukunft gewachsen ist?

Der Akademiker, der doch selbst in reinem Altruismus Sozialist geworden ist, stellt sich diese Frage gewöhnlich überhaupt nicht. Er ist so inkonsequent, neben dem eigenen moralischen Hochstand den Tiefstand der Arbeiterschaft nicht zu erkennen. Er könnte vielleicht den Anforderungen des Zukunftsstaates genügen. Aber können es auch die andern?

Alle Kolonien, welche von Utopisten gegründet wurden, noch zuletzt die Freiland-Expedition, sind viel weniger an wirtschaftlichen Unzuträglichkeiten gescheitert, als an der Unfähigkeit der Menschen von heut, sich in die Moral der Menschen mit den höheren Wirtschaftsformen der Zukunft zu versetzen. Der Untergang solcher Kolonien ist kein Beweis für ihre ökonomische Unmöglichkeit, sondern ein Beweis für die Unmöglichkeit, die Moral des Jahrhunderts, in der man lebt, mit einem Schlage abzuwerfen.

Damit ist aber nicht bewiesen, daß es ein Unding sei, sich für eine Moral der Zukunft allmählich vorzubereiten. Und selbst wenn wir den Gang der Produktionsverhältnisse nicht zu beeinflussen vermöchten, so können wir doch daran arbeiten, uns moralisch für eine spätere Zeit reif zu machen.

Aber Ethik treibt die sozialdemokratische Partei nicht. Wenn in China Land „gepachtet" wird, so ist sie dagegen, weil Chinesen als Arbeiter Konkurrenz bieten könnten. Das ethische Moment auch in die Politik zu tragen, die Besitznahme von Kiautschau als einen Gewaltakt darzustellen, kommt ihr nicht bei.

Und doch wäre es ihr ein Leichtes, besonders den Akademikern, bei ihrer großen Gewalt über die Massen eine Erziehung derselben in moralischem Sinne zu treiben.

Aber leider huldigt sie dem Grundsatze: Religion ist Privatsache. Religiöse — und damit auch ethische — Fragen werden nicht berührt. Dieser Grundsatz mag dazu dienen, die Stimmen strenggläubiger Katholiken zu fangen. Er wirkt aber verderblich, wenn man in Betracht zieht, daß der Arbeiter in Gefahr gerät, ebenso wie er ökonomisch keine „Privatsache" hat, so auch ethisch keine „Privatsache" zu haben. Das heißt: er betzt auf religiösem und ethischem Gebiete überhaupt kein Interesse Er ist indifferent und gegen eine Diskussion sittlicher Fragen völlig gleichgültig, in dem Glauben, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse schon alles bedingen und die große Magenfrage das Interesse des Menschen völlig absorbieren müsse. Man tröstet sich mit der Aussicht auf eine pekuniär günstigere Lage in der Zukunft und erwartet von ihr alles Heil in sittlicher Beziehung.

Dieser große Irrtum, man kann fast sagen, dieses Verbrechen an der Hebung des Arbeiterstandes muß der Sozialdemokratie vor Augen geführt werden. Sie wünscht den Zukunftsstaat mit idealen gesellschaftlichen Einrichtungen — aber sie unterläßt es, ideale Menschen heranzubilden.

Haben andere Parteien ein konfessionelles Programm, so braucht die sozialdemokratische Partei ein ethisches Programm. Oder aber — alle ihre Bestrebungen werden an der moralischen Minderwertigkeit ihrer Anhänger zu Grunde gehen.

Eine Bitte an Fürsten.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Wilmersdorf).

Seit Menschengedenken ist es eine bekannte Sache, daß Fürsten und fürstliche Familienglieder manchmal neben oder statt ihrem eigentlichen Beruf, dem des Regierens, des Mitregierens und des Repräsentierens, sich noch z. T. oder ganz einer anderen Thätigkeit widmen, sei es als Beruf, sei es als Liebhaberei. Eine geschichtliche Zusammenstellung dessen, was darin bisher vorgekommen ist, und namentlich ein zusammenfassender Aufschluß über die dabei bevorzugten Thätigkeiten würde einen wertvollen Einblick gewähren — vielleicht weniger in die Eigenart des Fürstentypus als in die allgemeine Schätzung verschiedener Lebensgebiete. Soweit Verfasser dieses einen Ueberblick über die hier geschichtlich vorliegenden Thatsachen hat, dürfte unter den Nebenthätigkeit n der Fürsten das gesamte Gebiet der Künste im Vordergrund stehen, handle es sich nun um selbständige Ausübung oder nur um besondere Schätzung und Förderung der Kunst. Auch die Wissenschaft, einschließlich wissenschaftlicher Praxis, findet wenigstens in neuerer Zeit bei Fürsten manche Gönner und Vertreter; es sei u. a. auf die Interessen des verblichenen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich für Zoologie und auf die augenärztliche Thätigkeit des Herzogs Dr. Carl Theodor in Bayern hingewiesen.

In manchen, vielleicht den meisten fürstlichen Familien besteht der altüberlieferte Gebrauch, daß jeder Prinz ein sogenanntes Handwerk zu erlernen habe — zunächst, um im Fall einer Absetzung und eventuellen Verarmung der Dynastie einen Rückhalt des Lebens zu haben, dann auch vielleicht, um Fühlung mit dem Arbeitstreiben des Volkes zu bekommen. Bevorzugt scheinen dabei unter den „Handwerken" die Buchbinderei und die Drechslerei zu sein; Kaiser Friedrich war „Tischler", Wilhelm I. war „Drechsler", Wilhelm II. ist „Buchbinder".

Eine eigentümliche Mittelstellung zwischen Hauptberuf und Nebenberuf eines Fürsten nimmt seine Beteiligung am Militärleben ein. Wie die Dinge seit jeher lagen und zumeist auch heute noch liegen, steht die militärische Thätigkeit des Fürsten im Vordergrund, ja sie erscheint geradezu als unvermeidlich. Notwendig folgen müßte sie aus der allgemeinen Regierungsaufgabe eines Fürsten nun so weniger, als ja seine Fürsorge gerade allen Lebensinteressen des Staatsganzen gleichmäßig zukommen sollte. Manchem könnte es geradezu als eine staatsgefährliche Gesinnung vorkommen, wenn jemand das Militärverhältnis eines Fürsten nicht als selbstverständlichen Bestandteil seines Hauptberufes auffassen wollte, sondern als einen von vielen möglichen Nebenberufen, gleichgeordnet anderen, wie etwa dem eines Angenarztes. Allerdings würde dies beitragen zum Ideal eines sogenannten Friedensfürsten, vielleicht auch zu dem eines „bürgerlichen" Fürsten oder gar — falls mit diesem Begriff bereits umgegangen werden kann — zu dem eines „proletarischen" Fürsten.

Digitized by Google

Ebenfalls eine eigentümliche Mittelstellung nimmt bei einem Fürsten evangelischer Konfession seine Beteiligung am kirchlichen Leben ein. Er gilt ja als das Oberhaupt der Landeskirche. Nur daß dies mehr ein Ehrenpräsidium, nicht aber, wie bei der Militärstellung des Fürsten, ein Beruf mit allem Um und Auf der sachmäßigen Ausbildung und Ausübung ist. Unbenommen bleibt es dem Fürsten freilich, kirchliche oder gar theologische Interessen für seine Person zu befriedigen — als Ehrenamt oder gar als berufsmäßiger Seelsorger; es scheint aber nicht gerade sehr häufig vorzukommen. Klarer liegt die Sache beim katholischen Fürsten. Er ist als solcher gerade etwas anderes als ein Repräsentant geistlicher Macht, er führt eben das eine der beiden vielberufenen Schwerter, das weltliche, nicht das geistliche. Vertauschen kann er das eine mit dem anderen allerdings; er kann Priester oder Mönch oder beides werden und hat dann seinem früheren Lebenskreis Ade gesagt. Beispiele dafür sind nicht nur nicht selten, sondern es wird wenigstens früher nicht viele fürstliche Familien gegeben haben, die nicht mit irgend einem ihrer Mitglieder in der katholischen Kirche standen — auch noch ganz abgesehn von weiblichen Angehörigen einer fürstlichen Familie, die Nonnen geworden. In jüngster Zeit hat der Eintritt eines sächsischen Prinzen in den katholischen Klerus von sich reden gemacht — jedenfalls ein Beispiel von entschiedenem Willen zur berufsmäßigen Thätigkeit auf diesem Feld, nicht blos zum „Bekleiden" einer Ziersstelle oder zum Bekleidetwerden durch sie.

Die relative Seltenheit fürstlicher Priesterschaft in neuerer Zeit gegenüber älteren oder gar altertümlichen Zeiten ist ein deutliches Beispiel dafür, daß aus der Berufswahl fürstlicher Familienglieder einigermaßen auf die Abstufungen in der Beliebtheit und im sozialen Rang der Berufe geschlossen werden kann. Was bedeutete nicht einst überall der priesterliche Beruf! Auch der militärische steht ja, seit es ein ausgebildeteres Gemeinschaftsleben giebt, mit unter den ersten, hat jedoch noch eine besondere Würde erhalten, seit die Neuzeit das Militärwesen sowohl zu einer Sache des ganzen Volkes als auch zu einem fein differenzierten Spezialberuf ausgebildet hat. Nun ist aber der freiwillig gewählte Beruf eines Fürsten nicht nur ein Gradmesser des Ranges, den eine Berufssphäre innerhalb der ganzen Kultur einnimmt, sondern auch eine Kraft, die an diesem Rang mitwirkt. Was ein Fürst treibt — Fälle eines völligen Aufgehens aller Fürstenschaft ausgenommen — ist dadurch als hoffähig oder wenigstens salonfähig proklamiert worden und ist es zunächst schon in der That geworden. Um so bedeutungsvoller die Wahl eines Berufes vor die ein fürstliches Familienglied sich stellt oder gestellt wird! Es kann dadurch je nach Umständen eine mehr oder weniger tiefe Einwirkung auf die Interessenverteilung innerhalb unseres Kulturlebens ausüben. Es kann dadurch eine gegen ungerechte Zurnachlässigung schwer ringende Berufssphäre aus ihrer Gedrücktheit herausreißen und „adeln".

Nun giebt es einen bestimmten Beruf, für den mir augenblicklich kaum ein Beispiel fürstlicher Thätigkeit in Erinnerung haben — ausgenommen etwa den jüngeren Dionys von Syrakus, dessen sagenhafte Thätigkeit am Ende seines Lebens nicht gerade viel Glanz verbreitet. Wir meinen den Beruf des Erziehers und Lehrers, des Pädagogen, und daran gleich angeschlossen den Beruf dessen, der die Kunst des Pädagogen zur Wissenschaft macht, also des Pädagogikers. Die Zahl der fürstlichen Familienglieder, die Lehrer oder gar wissenschaftliche Bearbeiter der Lehrkunst geworden sind, dürfte jedenfalls sehr gering sein. Auch die Fälle werden wohl nicht häufig sein, daß ein Fürst auf die Förderung des Unterrichtswesens im Laude einen besonderen, historisch wichtig werdenden und ans seiner Persönlichkeit hervorgehenden Nachdruck legt. Am ehesten ist dies noch in alten Zeiten der Fall gewesen, bei einem oder dem anderen der römischen Kaiser, bei Karl dem Großen, bei Alfred dem Großen von England; in neuerer Zeit einigermaßen bei Ernst dem Frommen von Gotha, bei Karl Eugen von Württemberg, bei Friedrich dem Zweiten von Preußen. Allein auch diese sorgten für Pädagogisches nur eben mit und in anderem; das Urbild eines „Pädagogen auf dem Thron" dürfte wohl immer noch fehlen.

Und dem entspricht auch der verhältnismäßige geringe Rang, den alles Lehrertum bislang durchschnittlich in der öffentlichen Meinung und Interessenverteilung einnimmt. Man kann allaugenblicks die Probe darauf machen, indem man in irgend einer Gesellschaft das Interesse einerseits auf pädagogische Dinge, andererseits auf eine beliebige andere Angelegenheit von Belang, etwa auf das Theater oder auf einen Sport lenkt. Beim Vorbringen pädagogischer Dinge wird man immerhin auf einigen Respekt stoßen, der ihnen „schandenhalber" gezollt wird, und kann auch eines laienhaften oder wenigstens dilettantischen Mitsprechens ziemlich sicher sein (denn unter allen von Unberufenen bedrängten Berufen ist es mit dem pädagogischen darin wohl am schlimmsten bestellt). Allein es wird ziemlich sicher das Animo fehlen, mit dem man auf andere Gebiete eingeht, und natürlich erst recht das Verständnis und Wissen, wie es im Kreise unserer sogenannten Gebildeten manchen Sportarten doch einigermaßen entgegengebracht wird. Von Soffiten, von Dynamomaschinen, von Regimentern, von Parlamenten versteht der heutige Durchschnittsmensch doch immer noch etwas mehr als von Seminaren, von Lehrplänen u. dgl. Selbst mit der Wissenschaft als solcher — natürlich soweit sie nicht wieder eine pädagogische ist — gewinnt man die Aufmerksamkeit seiner Mitwelt immer noch eher als mit dem Seminarwesen und mit anderen Angelegenheiten der Welt des Erziehens und Lehrens. Auch diese unsere Zeilen — wem werden sie Freude machen? wer wird ihnen nicht nur den unvermeidlichen Respekt vor ihrem Thema, sondern auch das frische, frohe Animo entgegenbringen? Wer greift nicht lieber nach einem Essay über Elektrotechnik oder über Mommsen oder über eine Primadonna, oder zu einer Militärhumoreske?

Und doch: von vorn herein könnte man meinen, daß die Kunst des Heranbildens derer, die uns auf der Welt fortsetzen, und um deren willen wir schließlich doch fast alles Unsrige thun, als die allerwichtigste Kunst angesehen werden müßte, und die ihr gewidmete Wissenschaft desgleichen. Dies schon deswegen, weil keine Kunst mit einem so kostbaren, heiklen, vor gewagteren Experimenten zu behütenden Material arbeitet wie die Pädagogik. Dann u. a. auch deswegen, weil kaum eine andere Kunst so sehr eine persönliche ist wie diese und kaum ein anderer Künstler so sehr wie der Pädagog auf das Geschick seiner persönlichen Praxis angewiesen ist. Naturen, die lediglich mit anderen zusammen eine Masse ausmachen, mögen zu irgend einem Handwerk taugen — zur Erziehungs- und Unterrichtskunst taugen sie nicht, höchstens zum „Schulmeister", also zu dem Typus, den man gerade vor Augen hat, wenn man vielmehr dem „Schulmann", dem Pädagogen seine Würdigung zollen soll, und zu dem Popanz, den man entgegenhält, sobald jemand auch von Lehrern höherer und hoher Schulen verlangt, daß sie nicht nur Gelehrte und Kunstvirtuosen, sondern auch Unterrichtsmeister seien.

Ob nicht gerade in fürstlichen Kreisen jenes persönliche Moment, das für die Erhebung des Schulhandwerkers zum Erziehungs- und Lehrkünstler unentbehrlich ist, ganz besonders zu finden sein wird, sicherer wenigstens als in kleinbürgerlichen oder bäuerlichen Kreisen? Aber nicht nur darauf kommt es jetzt an, daß dem Lehrerstand geeignete Personen zugeführt, sondern auch, daß ihm und seiner ganzen Welt genügend Kräfte der Aufmerksamkeit, der Teilnahme u. s. w.

Digitized by Google

gewidmet werden. Und das könnte eine fürstliche Persönlichkeit in unseren Kulturverhältnissen wohl noch am ehesten bewirken. Sie braucht nicht einmal selbst die Laufbahn des Lehrers einschlagen, obschon ein solches Drinnenstehen in der Praxis des fraglichen Gebietes seiner Förderung am allermeisten zu Gute kommen dürfte. Sie braucht nur eben diese Sphäre unserer gesamten geistigen Welt zu ihrer ausgesprochenen Herzensangelegenheit machen, etwa pädagogische Persönlichkeiten ebenso um sich versammeln, wie Andere einen Kreis von Offizieren oder von Malern um sich schaarten, dann ebenso, wie andere hohe Personen in Museen, Ateliers u. s. w. umherwandern, in Schulen sich zeigen, vielleicht pädagogische Bibliotheken und andere solche Sammlungen gründen, kurz wenigstens irgend eine von den äußerlichen Begünstigungen durchführen, die sonst in höchsten Kreisen gegenüber anderen Berufen vorkommen, sobald diese nur einmal die nötige Beliebtheit erlangt haben.

Ist es ein zu kühner Traum, daß dereinst Angelegenheiten, die heute höchstens die Nächstberufenen nicht zum Gähnen bringen, durch das Eingreifen einer fürstlichen Hand zu Lieblingsfragen der Oeffentlichkeit werden, an denen mitzuwirken jedem eine Ehre sein wird? Greifen wir nur einmal recht trocken scheinende, von keinem Lesepublikum seinem Journal abverlangte Dinge heraus: beispielsweise die Dringlichkeit, alle unsere Schuldirektoren durch Beistellung eines Sekretärs zu entlasten, oder die Frage der Ueberbürdung der Lehrer, oder die einer verläßlicheren Vorbildung derjenigen, die an Bildungsstätten für Elementarlehrer unterrichten sollen (Seminarlehrerfrage), oder gar das jüngste Thema, das einer seminarmäßigen Heranbildung der künftigen Hochschullehrer — ein Thema, mit dem nicht nur das Aeußerste an Gleichgiltigkeit für das große Publikum, sondern auch an Flugkühnheit der pädagogischen Phantasie erreicht zu sein scheint: für all das braucht nur einmal über Nacht ein Windstoß aus einer bisher ungewohnten Ecke, ein begünstigendes Eingreifen von hoch oben kommen, und das hauptsächliche öffentliche Interesse verachtet oder belacht den, der diesen Themen nunmehr keinen Geschmack abgewinnen möchte.

Allerdings kann über Nacht nicht alles zu neuem Leben erweckt werden, sondern nur das, dem bereits eine genügende Lebenskraft innewohnt. Und das muß für die genannten Probleme schon deswegen der Fall sein, weil sie unser Teuerstes betreffen, das, womit wir am wenigsten Spaß verstehen: unsere Kinder. Die Kinder sind unsere Stellvertreter in der Zeit des nächsten Menschenalters, und daß es in dieser Zeit so zugehen werde, wie unsere verschiedentlichen Tendenzen es wollen, dafür liegt eine Gewähr viel weniger in Gesetzbüchern, die wir machen, als in dem, wozu wir unsere Jugend machen, unsere Jugend vom ersten Lebensalter an bis zur erreichten Reife, vom Kindergarten bis zur Universität, vom Seminar für Kindergärtnerinnen bis hinauf zu einem Seminar für Hochschulpädagogik.

Möge es nur einmal einer der Hochgestellten wagen, seinen Beruf in der Pflege der Pädagogik zu suchen; diese selbst wird es an dem Ihrigen nicht fehlen lassen! Sie wird es um so weniger, wenn die große schöne Frage, die unsere Zeit erst von unten nach oben und dann von oben nach unten bewegt, die Abrüstungsfrage, soweit vorschreitet, daß wenigstens der Druck, den die Militärbedürfnisse auf die Bedürfnisse der übrigen Interessengruppen ausüben, sich mildert. Allein auch auf das Umgekehrte ist zu rechnen. Jemehr Teilnahme von fürstlicher Seite den sogenannten Künsten des Friedens — genauer gesprochen: denen des unblutigen Kampfes — zugewendet wird, desto mehr wird die öffentliche Aufmerksamkeit von den Künsten des Krieges — des blutigen Kampfes — abgelenkt werden. Und während Staatsmänner den langwierigen Weg politischer Beratungen wandern, wird hoffentlich irgend eine junge fürstliche Kraft, die sich die Erziehungskunst als Ziel setzt, zugleich auch der einen Folgewirkung sicher sein: des Sinkens der Kriegsinteressen im öffentlichen Bewußtsein.

Streiflichter.

Morgenländische und abendländische Gewissensfreiheit. Während in den abendländischen Staaten, die sich mit Vorliebe als christlich bezeichnen, die Unduldsamkeit in Blüte steht, schreiten die Länder höherer buddhistischer Kultur, besonders Japan, dessen Fortschritte überhaupt erstaunlich sind, voran im Sinne der Entwicklung der Gewissensfreiheit, und zwar nicht nur die Vertreter des „Unglaubens", sondern auch die der offiziellen Gläubigkeit.

Wie der „Frankf. Ztg." telegraphisch gemeldet wird, hat der buddhistische Oberbonze von Japan ein Edikt an „alle Gläubigen" erlassen, worin er in schlichten, aber durchaus eindringlichen und charakteristischen Worten zur „absoluten Achtung vor allen anderen Glaubensbekenntnissen" ermahnt. Das Edikt ist an sämtliche Bonzen und Gläubige gerichtet und trägt die Unterschrift des Schugyo-scho (Vikars), der feierlichst erklärt, im Namen des Oberbonzen zu sprechen. Alle Gläubigen werden darin aufgefordert,

„ihrer heiligen Pflicht eingedenk zu sein, das kaiserliche Wort jeder für seine Person nach besten Willen und Kräften einzuleben, das allen Nichtjapanern und besonders allen wegen Christen vollste Achtung und Gleichberechtigung zusichert." „Uneingeschränkte Gewissensfreiheit," heißt es weiter, „hat unsere neue Verfassung allen Einwohnern des Landes, seien sie Japaner oder Fremde, garantiert, und kein Japaner, welchen Glaubens er auch sei, hat heute mehr das Recht, für mehr oder etwas Besseres zu gelten, als alle anderen Anhänger irgendwelcher Religion. Jeder Japaner hat die gleiche Pflicht, das Versprechen seines Kaisers zu halten und demgemäß sich aufzuführen, besonders haben alle Buddhistenpriester darin ihren Gläubigen mit gutem Beispiel voranzugehen und den Priestern der Christen alle Achtung und Ehrfurcht zu bezeigen. Keiner derselben und kein gläubiger Laie darf die Gebote und Vorschriften seines eigenen Glaubens, die er selbstverständlich weiterhin zu befolgen hat, als Vorwand benutzen und dahin auslegen, daß sie ihm die Achtung vor anderen Religionen oder Andersgläubigen verböten."

Auch die Häupter verschiedener Sekten, so der Oberpriester der Schingonekte, Mikami Kniun, haben ähnliche Edikte erlassen. Die Berliner „Germania" bemerkt dazu: „Es ist leicht einzusehen, daß dieses Edikt nicht nur in religiöser, sondern ganz besonders auch in kultureller Beziehung weitgehende Folgen haben kann." Gewisse europäische Bonzen könnten sich allerdings den japanischen Kollegen zum Muster nehmen

Aus der ethischen Bewegung.

Aus der französischen Schweiz kommt gute Kunde. Unter dem Namen: Ligue pour l'action morale, Branche de la Suisse Romande hat sich in Lausanne eine Schwester zur deutschschweizerischen ethischen Gesellschaft eingefunden. Im Vorstand sitzen, nach der im März erfolgten Konstituierung die Herren: Dr. Auguste Forel, pr. Arzt (Chigny près Morges), Prof. Georges Renard, Dr. Jules Ammon, Prof. Paul Jaccard, der Physiologe Auguste Jaccard, der Theologe Prof. Henri Paschoud (alle Lausanne) und Prof. Henri Warnery (Neuchâtel).

Dem unter Anlehnung an das Programm der Union française pour l'action morale entworfenen Programm der Gesellschaft entnehmen wir folgende Stellen:

„Die Ligue pour l'action morale richtet sich an alle Menschen, die, gleichviel in welcher Lebenshaltung, oder in Anlehnung an eine Religion oder Philosophie, sie sei, welche sie wolle, darin einig sind, ihre persönlichen und unmittelbaren Interessen der Erfüllung von dem unterzuordnen, was sie für gerecht, gut und wahr halten.

Sie versucht also, abseits von allen religiösen oder politischen Glaubenssätzen, eine Vereinigung von Männern und Frauen guten Willens zu bilden, d. h. die da entschlossen sind, den Egoismus, die Vorurteile, allen Parteien- und Sekten-Haß, die Heuchelei und alle jene zersetzenden Gährungsstoffe in unserer menschlichen Gesellschaft zu bekämpfen, die sich in Folge der ausschließlichen Jagd nach Wohl-

Digitized by Google

sein und der übertriebenen Macht des Geldes so unheilvoll entwickelt haben."

Nachdem dann die Notwendigkeit einer solchen Gründung an den augenfälligen Schäden unserer Zivilisation nachgewiesen ist („Der Wert einer Zivilisation ist zu messen an der Treue, mit der ihre Einrichtungen und Sitten die Vorschriften des höchsten sittlichen Gewissens verwirklichen; sie besteht also nicht nur im wissenschaftlichen, industriellen oder künstlerischen Fortschritt, sondern in der Beherrschung des Menschen selbst."), wird das Werk, das die Gesellschaft leisten will, näher bezeichnet:

„Wir müssen zu allererst an uns selbst, und zwar durch unser ganzes Leben, eine Erziehungsarbeit leisten, immer mehr in uns die Liebe zur Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit entwickeln und dadurch, daß wir uns von unserem Vorurteilen, Unduldsamkeit und Egoismus befreien, unser persönliches Interesse in immer vollere Harmonie zu dem der Gesellschaft setzen.

Im zweiter Stelle müssen wir entschlossen in die soziale Arena eintreten und dort für das Gute und gegen das Böse ebenso, wie in uns selbst, kämpfen . . . Nur in der Vereinigung wird es den Menschen guten Willens gelingen, Gewalt und Trug aus den menschlichen Beziehungen zu verbannen und Sittlichkeit und Gerechtigkeit auch im öffentlichen Leben, wie im privaten, die notwendige Achtung zu verschaffen."

Das Endziel der Vereinigung („Was wir wollen") ist dann bei der endgültigen Beratung offenbar mit voller Absicht nach den Worten des deutschen Statuts formuliert worden: „Wir streben nach einem besseren Zustand der Gesellschaft, in dem Gerechtigkeit, Wahrheit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten."

Die Stellung der Gesellschaft zu verwandten Bestrebungen wird dahin bestimmt, daß sie als Zentrum des Zusammenschlusses dienen wolle. „Vertreter zahlreicher Arbeitervereine, Mitglieder der Friedensgesellschaft, Vorkämpfer und Kämpferinnen für das Recht der Frau, für wirtschaftliche Reform oder alle anderen edlen Ziele haben das bereits begriffen: sie sehen in unserer Vereinigung nicht eine Konkurrenz, sondern den gemeinsamen Herd der allgemeinen Begriffe, wo ihre eigene Thätigkeit Klärung und neue Kraft gewinnen kann." Der Wissenschaft gegenüber heißt es:

„Gewiß, daß die Wahrheit der Wissenschaft der wahren Sittlichkeit nicht widerstreiten kann, glauben wir, es sei die Pflicht der Vertreter der Wissenschaft, bisweilen von der Höhe ihres Fluges herabzusteigen, um sich zu vergewissern, ob sie nicht — unwillentlich und unwissentlich — Verwirrung angerichtet haben in den Köpfen und Herzen der ungeheuerlichen Menge und der zahlreichen Halbwertheit. Sie haben recht, wenn sie fordern, daß sich die Moral nach den Fortschritten der Wissenschaft richte. Aber auch wir haben das Recht, von ihnen zu verlangen, daß sie sich den Bedürfnissen des sittlichen Lebens anschmiegen und nicht über die Gefühle und Stimmungen verächtlich hinweggehen, die in der menschlichen Gesellschaft so mächtige Hebel bilden. Die Gefühle sind ebensogut Thatsachen, wie Gedanken und Willensantriebe. Sie wirken allzusehr selbst auf den Gelehrten ohne sein Wissen. Man ist also verpflichtet, sie zu studieren, unabhängig von jeder vorgefaßten Meinung, jedem metaphysischen System und sie in Harmonie zu bringen sowohl mit der wissenschaftlichen Wahrheit, wie mit dem Willen, den sie bestimmen sollen."

Unter den Mitteln zur Erreichung des Zieles (Vorträge, Diskussionen, Unterstützung ähnlicher Litteratur und Presse, Einfluß auf die Pädagogik, Volkserziehung und Bildung, Universitätsausdehnung 2c.) findet sich bemerkenswerterweise auch: „Einwirkung auf die Staatsgewalt und die öffentliche Meinung zu Gunsten der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und des sittlichen Fortschritts."

Zum Schluß erklärt die neue Liga ihren Anschluß an den internationalen ethischen Bund.

Wir begrüßen unsere Freunde an den Gestaden des schönen Genfer Sees aufs herzlichste und erhoffen für ihre Arbeit dort, wo die Erinnerungen an J. J. Rousseau noch lebendig sind, die besten Fortschritte.

Bücherschau.

Wilh. Bender. Mythologie und Metaphysik. Grundlinien einer Geschichte der Weltanschauungen. Erster Band. Die Entstehung der Weltanschauung im griechischen Altertum. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. 1899.

Je weniger wir uns auf die Dauer bei den mythologischen Vorstellungen der Religionssysteme beruhigen können, um so bedeutsamer muß notwendig die Philosophie als Bildungsmittel auch der weiteren Kreise in den Vordergrund treten. Zur Beschäftigung mit der Philosophie giebt es keine bessere Einführung als ihre ruhmreiche Geschichte. Wir können daher die vorliegende Schrift des bekannten Bonner Philosophen und ehemaligen Theologen W. Bender nur warm begrüßen als einen Schritt auf dem richtigen Wege, gerade den wesentlichen Gehalt der Systeme ohne störendes Beiwerk in scharfer Beleuchtung hervortreten zu lassen. Die edle und eindringliche Sprache derselben ist geeignet, auch dem Laien verständlich, wenngleich freilich das Pathos der Allgemeinverständlichkeit ihr nur in eingeschränktem Maße beigelegt werden kann. In ihrem Mittelpunkte steht ein Lehrsystem, dessen Kenntnisnahme auch in unseren Kreisen von besonderem Interesse ist, jene mystische Jenseitslehre von der Erlösung der Seele von der Leiblichkeit als dem Sitze aller Uebel, die der „göttliche" Plato philosophisch durchgearbeitet hat, und die hier mit allem Nachdruck in ihrer ganzen Verstiegenheit gekennzeichnet wird.

Unser Mythologie versteht der Verf. ein Verfahren, das die Welt nach dem Bilde und den Interessen des Menschen, d. h. in Abhängigkeit von den menschlichen Wünschen und Interessen deutet, unter Metaphysik ein solches, bei dem diese Deutung in einem sachlich-wissenschaftlichen Geiste unternommen wird. Jene ist personalistisch und anthropomorphistisch, diese realistisch, jene vom Interesse beherrscht, diese interesselos, jene phantastisch, diese eine wissenschaftliche Zusammenfassung und Ergänzung der exakten Forschung. Die Religion ist die praktische Ergänzung und Anwendung der mythologischen Weltanschauung, während die technische und sittliche Weltbeherrschung die praktische Anwendung der Wissenschaft ist.

Von den primitivsten Formen, in denen jeder einzelne Vorgang als gö ttlich und seelisch verursacht erscheint, durchschreitet die Mythologie, das Göttliche mehr und mehr zu einheitlichen Gruppen zusammenfassend, während zugleich die technische Kultur das Walten der Götter einschränkt und die sittliche sie etwiesert zahlreichen Zwischenwesen. Aber „die Methode, die personifizierten Weltkräfte durch Opfer und Gebet für die menschlichen Interessen zu gewinnen, war von zu großem Mißerfolg begleitet, als daß sie auf die Dauer hätte beibehalten können."

So entsteht zuerst in der griechischen Philosophie die wissenschaftliche Welterklärung, wenn auch zunächst nur als vereilige Verallgemeinerung von Einzelbeobachtungen. Auch bleiben diese ältesten wissenschaftlichen Weltentwürfe, sofern sie den Stoff als beseelt vorstellen, zunächst noch im Banne des Personalismus. Völlig gebrochen hat mit diesem mythologischen Elemente erst der Materialismus des Leukipp und Demokrit.

Jener Animismus führt zum Pantheismus, dieser Materialismus zum Mechanismus, beide befriedigen ideal gerichtete Gemüter nicht, und so entsteht eine supernaturalste Strömung, die die wirkliche Welt als nichtig und wertlos unter die Füße tritt und für die Seele eine Ueberwelt als ihre wahre Heimat erträumt: der Psychocentrismus. Nicht um müssen uns verstehen, sondern genauer zu verfolgen, wie der Verf. (nach Rohde) die Entstehung dieser Weltanschauung aus dem uralten Glauben an ein zweites seineres Ich, das im Tode fortdauert, und ihre philosophische Durchbildung vornehmlich im Platonismus darstellt.

Diesem Psychocentrismus stehen nun die Formen und Richtungen einer wirklich wissenschaftlichen Metaphysik bei Aristoteles, den Stoikern und Epikureern gegenüber, die der Verf. unter dem gemeinsamen Namen des Kosmocentrismus zusammensaßt. Hier kann der Mensch nicht mehr die Welt — der Ueberwelt — nach seinen Wünschen gestalten, er muß sich nach der Decke der Wirklichkeit strecken. Es folgen dann in der griechischen Philosophie allerlei Misch- und Uebergangsformen, bis schließlich die weltmüde Stimmung der alten Welt im Dreiplatonismus in der zugespitzten Form des Psychocentrismus ausklingt.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Auffassung des Verfassers in Einzelheiten bisweilen Bedenken unterliegt, und teilweise in der nur unvollständigen Beherrschung des Quellenmaterials seinen Grund hat. Doch ist es nicht dieses Ortes, auf solche Ausstellungen im Einzelnen näher einzugehen, die den großen Zug der Gesamtauffassung kaum breinträchtigen können.

Döring.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Zeitschrift für pädagogische Psychologie, herausg. von Dr. F. Kemsies. 1. Jahrg. Heft 5. Berlin, H. Walther.

Was in dem „Lande der Denker und Dichter" passieren kann. Von Th. Vrig. Berlin, H. Walther. 1899.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W, Matthäikirchstraße 7.

Unsere Leser bitten wir um Beachtung des beiliegenden Prospektes, betr. die im Verlage von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erscheinende Monatschrift „Der Türmer". Wir empfehlen jedem, der sich für eine vornehme, gediegene Zeitschrift interessiert, eine Probenummer zu beziehen unter Berufung auf unser Blatt.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2339.

Ethische Kultur

Inserate: Die beigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 134a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 134a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 7. Oktober 1899. | Nr. 40.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Gerechtigkeit im Privat- und Völkerleben. Von Dr. M. Kronenberg. — Edgar Allan Poe. Von Dr. Phil. Arnstein. — Patriotismus und Kriegsrüstung. Von E. H. Friedland. — Streiflichter: Björnson's Epilog zur Dreyfus-Affaire. — Die Supremacie der Ethik über die Religion. — Aus der ethischen Bewegung: Fünfter ordentlicher Gesellschaftstag. — Vermischtes: Religionsgeschichtliche Kurse für die Jugend. — Die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfstätigkeit in Berlin.

Gerechtigkeit im Privat- und Völkerleben.

Von Dr. M. Kronenberg.

Mit der Begnadigung und Freilassung von Dreyfus hat die berühmte „Affaire“ nach der persönlichen Seite hin zunächst ihren Abschluß gefunden. Aber über das unglückliche Opfer dieser Tragödie hinweg hatte sich schon längst die Aufmerksamkeit der tiefer denkenden Beobachter auf die ganz eigenartigen allgemeinen Phänomene gerichtet, die dabei zu Tage traten. Zuletzt war es, nach dem Urteilsspruch von Rennes, das wunderbare Phänomen einer internationalen sittlichen Eruption, oder, wie es nicht unzutreffend auch genannt worden ist, eines moralischen Völker-Erdbebens, das mit derselben Gewalt und überraschenden Plötzlichkeit hervorbrach wie die analoge Naturerscheinung. Es gab kein auch nur halbwegs zivilisiertes Volk, das von diesem Sturme sittlichen Unwillens verschont blieb. Und dabei konnte man, ebenso wie in den früheren Stadien der Dreyfus-Affaire, die Beobachtung machen, daß selbst solche Menschen, die in ihrem Privatleben sonst immer ein recht robustes Gewissen gezeigt hatten, von dem Schicksal des unglücklichen Gefangenen der Teufelsinsel aufs tiefste erschüttert waren.

Und es war ein rein moralisches Phänomen, das hier zu Tage trat, nicht ein psychopathisches, nicht ein Erzeugnis des bloßen Mitleids: es giebt täglich tausend Vorkommnisse, welche ebensoviel oder mehr Anlaß zu melodramatischer Rührung geben können und geben und doch in ihrer Wirkung auf wenige Beobachter beschränkt bleiben, auch schnell wieder dem Gefühls- und Interessenkreise entschwinden.

Was hier zu Tage trat, war nichts als eine spontane Aeußerung des moralischen Gefühls, das allen Menschen, selbst noch den sittlich verhärtetsten, innewohnt. Es reagirte hier wie sonst fast unwillkürlich auf die Verletzung des obersten Moralgesetzes, dem Kant die meisterhafte Formulirung gegeben hat, man solle so handeln, als ob der Grundsatz, den man dabei befolge, jederzeit zum allgemeinen Gesetz erhoben werden könne. Und in der Affaire Dreyfus handelte es sich darum, daß ein Unschuldiger vernichtet werden sollte um fremder Zwecke willen, von denen er nichts wußte. Jedermann empfand es instinktartig, daß, wenn dieser Grundsatz, der für die Handlungsweise der Generalstabspartei maßgebend war, zum allgemeinen Gesetz für die Menschenwelt erhoben würde, diese aufhören würde zu existieren, daß die Vergewaltigung der Unschuld, die Preisgabe der Gerechtigkeit den allgemeinen Untergang bedeute. Kant hat das schwere Wort gesprochen, wenn es keine Gerechtigkeit gäbe, so hätte es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden existieren. Aber man muß hinzufügen: nicht nur keinen Wert mehr, es gäbe auch keine Möglichkeit mehr, daß sie thatsächlich existirten. Darum empfanden außer den wenigen, die an der Vergewaltigung dieses Unschuldigen interessiert waren, alle anderen Menschen sämtlicher Länder und Sprachen, der verschiedenartigsten Berufsarten und Weltanschauungen u. s. w., daß es sich hier nicht um einen einzelnen Fall, einen einzelnen Menschen mit diesen bestimmten Anschauungen, von dieser bestimmten Nationalität, Konfession, Berufsart, nicht einmal mit diesen bestimmten mehr oder weniger günstigen oder ungünstigen Charaktereigenschaften handle, sondern allein um den Menschen, dessen Schicksal mit dem jedes einzelnen identisch war, dessen moralische Qualen — denen gegenüber die physischen fast gar nicht in Betracht kamen — jeder wie seine eigenen empfand.

Aber es ist merkwürdig, daß in derselben Zeit, wo das moralische Gefühl gegenüber der Rechtsbeugung, die ein Einzelner von seiten der Justiz seines Landes erduldete, in so impulsiver Weise sich äußerte, es kaum bemerkbar und nur bei wenigen da sich regt, wo es sich um Rechtsbeugungen von Volk zu Volk, von Nationalität zu Nationalität handelt. Man hat es in der Angelegenheit der Vergewaltigung Finlands erlebt, als der Senator Trarieux, der mit an der Spitze der Dreyfus-Bewegung in Frankreich steht, ebenfalls eine moralische Aktion einzuleiten suchte, aber kaum einen nennenswerten Erfolg erzielte. Und das sonderbarste Beispiel dieser Art konnte man in den jüngsten Tagen in England beobachten. Dort hat im Hydepark in London eine gewaltige und sicherlich ehrlich gemeinte Entrüstungsdemonstration ungezählter Tausender gegen das Urteil von Rennes stattgefunden, dem der Entrüstungssturm der englischen Presse accompagnierte — aber kaum einige schwache und vereinzelte Stimmen regten sich zu Gunsten der kleinen Bauernrepublik in Südafrika, so wenig sie sich in anderen Ländern regen.

Handelt es sich hier, wie im Fall Finlands, nicht ebenfalls um eine Beugung der Gerechtigkeit? Man beruft sich dabei auf die „Staatsraison“, das nationale Interesse, die nationale Ehre u. s. w., — sind das nicht dieselben Argumente, die man im Falle Dreyfus von seiten der an der Vergewaltigung interessierten Partei vorbrachte? Und welche andere Vergewaltigung der Gerechtigkeit gäbe es als die,

Digitized by Google

welche zur Befriedigung eigensüchtiger Interessen erfolgte unter welchem Namen auch immer diese auftreten? Es giebt keine Verletzung der Unschuld aus bloßer Freude an dieser selbst.

Die augenfällige Differenz, die sich hier zeigt, giebt einen deutlichen Fingerzeig für die Zukunft ethischer Entwicklung: die Ethik des Privatlebens, der sozialen Beziehungen der Individuen, ist von der modernen Kultur bereits im hohen Grade entwickelt, die des internationalen Lebens, der Beziehungen von Nationalitäten, steht noch in den primitivsten Anfängen, wie reiche Fortschritte in dieser Beziehung auch gerade die letzte Zeit gebracht hat. Nichts ist dafür bezeichnender als das erwähnte Beispiel, welches die öffentliche Meinung Englands in den jüngsten Tagen gegeben hat, Englands, in dessen internem Staats- und sozialem Leben der Gedanke der Gerechtigkeit bis jetzt seine relativ höchste und feinste Ausbildung erfahren hat, und das doch im nationalen und internationalen Verkehr an brutalem Egoismus manche andere weniger entwickelte Nation hinter sich läßt.

Dieser Zwiespalt darf nicht in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, daß das Privatrecht in die ältesten Zeiten der Kultur hinaufreicht, während das Völkerrecht, von Hugo Grotius zuerst systematisch entwickelt, erst einige Jahrhunderte alt ist — und das Recht folgt ja immer nur der Entwicklung ethischer Anschauungen. Aber dieser Zwiespalt fordert die ernsteste Aufmerksamkeit all.r, die an den ethischen Kulturfortschritten unserer Zeit Anteil nehmen. Heute wird die Vergewaltigung unschuldiger Volksstämme, Nationalitäten und Völker vielleicht nur von Tausenden als etwas empfunden, das die Grundlagen alles menschlichen Daseins erschüttert — aber Millionen wissen davon nichts, stehen gleichgiltig daneben oder rechtfertigen sogar die Suprematie der Gewalt gegenüber dem Rechte, der nationalen Eigensucht gegenüber der menschlichen Solidarität im Bewußtsein der Gerechtigkeit. Wird in naher Zukunft eine Zeit kommen, wo dieser Gegensatz sich ausgleicht wo auch bei Versuchen nationaler und internationaler Bezwingung der Gerechtigkeit ein moralisches Erdbeben die ganze zivilisierte Menschenwelt erschüttern wird?

Edgar Allan Poe.

(† 7. Oktober 1849.)

Von Dr. Phil. Arnstein (Berlin).

Für niemanden stellt sich das Problem des Lebens schwerer als für die, die die Natur mit den Gaben ausgestattet hat, die den Dichter machen; für niemanden ist es schwieriger, inneres und äußeres Leben, Denken und Handeln zu jener harmonischen Einheit auszugestalten, die eine Persönlichkeit, einen Charakter macht. Deshalb finden wir gerade unter den Dichtern so viele problematische Naturen, zerrissene, mit sich selbst zerfallene Charaktere, besonders wenn vererbte Schwächen und ungünstige Umstände sie gegenüber den Stürmen des Lebens und der Leidenschaften widerstandsloser machen. Verderbung, verkehrte Erziehung und eine feindliche, verständnislose Welt — alles das traf aber zusammen, um das Leben des hochbegabtesten und eigenartigsten Dichters der jungen amerikanischen Litteratur zu einer wahrhaft herzerreißenden Tragödie zu gestalten, die nach schweren inneren und äußeren Kämpfen, nach unsagbarer Not und Qual vor 50 Jahren in einem Anfalle von delirium tremens im Krankenhause zu Baltimore endete.

Edgar Allan Poe entstammte einer angesehenen amerikanischen Familie irischer Herkunft; sein Großvater zeichnete sich im Befreiungskriege aus und lebte nach Beendigung desselben als „General" Poe in Baltimore. Sein Vater floh als junger Mann von Hause, schloß sich einer wandernden Schauspielertruppe an und heiratete, selbst höchst mittelmäßig, eine Schauspielerin von Talent, mit der der zerfahrene, dem Alkoholismus ergebene, schwindsüchtige Mann einige Jahre lang ein unstätes, zwischen Not und Leichtsinn wechselndes Leben führte. Drei Kinder gingen aus dieser Ehe hervor, alle drei nach Geist und Charakter anormal, von denen das mittlere, der spätere Dichter Edgar am 19. Januar 1809 geboren wurde. Der Vater starb an der Schwindsucht im Jahre 1811, und die Mutter, die ebenfalls kränklich war, folgte ihm bald nach. Die verlassenen Waisen wurden von Fremden adoptiert, Edgar von einem wohlhabenden Kaufmann aus Richmond in Virginia, John Allan. Dies schien ein großes Glück für den Knaben, da die Pflegeeltern, die an seinem geweckten Wesen Vergnügen fanden, ihm die beste Erziehung gaben. Sie nahmen ihn im Jahre 1816 mit nach England, wo er eine gute Schule in der Nähe von London besuchte; sie schickten ihn nach ihrer Rückkehr nach Amerika im Jahre 1821 auf die sog. „Akademie" von Richmond, wo er eine gute klassische Bildung erhielt, und später im Jahre 1825 auf die Landesuniversität in Charlottesville. Edgar Allan Poe, wie der hochbegabte Knabe sich jetzt nannte, wurde daran gewöhnt, sich als Sohn und Erbe seines reichen Pflegevaters zu betrachten, und allen seinen Wünschen und Begierden ließ man mit gedankenloser und wenig dankenswerter Gutmütigkeit die Zügel schießen. Neben seinen Studien, in denen der schöne, dunkeläugige Knabe sich ebenso vor seinen Kameraden auszeichnete wie in allen körperlichen Uebungen, dichtete er und liebte mit der ganzen Glut seiner feurigen Phantasie, im übrigen seinen Genossen gegenüber stolz verschlossen und melancholisch-trotzig wie die düsteren Helden Lord Byrons, der sein Vorbild war. Wie dieser ließ er auch seinen Leidenschaften freien Lauf und führte auf der Universität, obgleich er daneben eifrig studierte, ein ziemlich unregelmäßiges Leben, sodaß er beim Verlassen derselben im Jahre 1827 2000 Dollar Spielschulden hinterließ. Aber er mußte erfahren, daß er nicht wie jener ein Lord, sondern der Sohn eines armen Schauspielers war, der von der Gnade eines Wohlthäters abhing. Sein Adoptivvater weigerte sich entschieden, die Schulden zu bezahlen, und der trotzige Jüngling verließ im Zorn sein Haus und ging nach Boston, um dort einen Band Gedichte zu veröffentlichen, so gewiß, mit einem Schlage berühmt zu werden, wie Byron nach dem Erscheinen von Childe Harold. Doch gingen die Gedichte, in denen seine ganze Eigenart, prometheischer Stolz, brennender Ehrgeiz, krankhafte Selbstbespiegelung und Selbstquälerei und ein phantastisches Schweifen im Lande der Träume sich, wenn auch in unklarer Weise, schon wiederspiegelte, ganz unbemerkt vorüber und wurden später unterdrückt. Ueber die folgenden beiden Jahre seines Lebens hat Poe selbst einen romantischen Schleier gebreitet. Er erzählte später von einer Reise nach Europa, um wie Byron gegen die Türken zu kämpfen, in schriftstellerischem Leben in London, einem Duell in Frankreich und der Liebe eines weiblichen Schutzengels, der ihn vor dem Tode rettete. In Wirklichkeit war er während dieser zwei Jahre, wie sein letzter Biograph entdeckt hat, gemeiner amerikanischer Soldat. Im Jahre 1829 veröffentlichte er wieder eine Sammlung Gedichte, die wenigstens einige Beachtung fand. Dann scheint eine Aussöhnung mit seinem Pflegevater erfolgt zu sein, in Folge deren der Dichter auf die Kriegsschule in West-Point geschickt wurde, um Offizier zu werden. Das strenge geregelte Leben dort war aber seinem ganzen Charakter durchaus zuwider, und nach kaum einjährigem Aufenthalt wurde er am 6. März 1831 wegen disziplinarischer Vergehen vor ein Kriegsgericht gestellt und entlassen. Jetzt stand der junge Mann in der That vor dem Nichts. Von Herrn Allan, der nach dem Tode seiner Frau wieder geheiratet hatte, hatte er gar nichts zu erwarten. Der reiche Kaufmann glaubte an dem Schauspielersohne, den er in Luxus und Wohlleben erzogen hatte, genug gethan zu haben und stieß ihn mitleidslos in das Elend, dadurch seine früheren Wohlthaten mehr wie zunichte

Digitized by Google

machend. Poe ging in wildem Trotze nach New-York, veröffentlichte einen Band Gedichte auf Subskription, die aber nur wenig Beifall fanden, und tauchte in den folgenden Jahren im Leben der Großstadt unter, heimatlos, arm, krank und verzweifelnd. Erst im Jahre 1833 hören wir wieder von ihm. Eine Wochenschrift in Baltimore, der „Saturday Visitor", hatte einen Preis für die beste Erzählung ausgesetzt. Poe sandte ein Bändchen Novellen und erhielt den ersten Preis mit der Erzählung „Das in einer Flasche gefundene Manuskript". Zugleich erlangte er die Unterstützung und Freundschaft eines der Preisrichter, des Schriftstellers John P. Kennedy, der ihn aus der tiefsten Verzweiflung rettete.

Von diesem Jahre an beginnt die eigentliche Thätigkeit Poes als Schriftsteller. Bald an dieser, bald an jener Zeitung Redakteur, an vielen Mitarbeiter schrieb er für das liebe Brot Kritiken, Gedichte, Abhandlungen und Erzählungen, erst in Richmond, dann in New-York, später in Philadelphia und schließlich wieder in New-York, immer in Geldverlegenheit und oft in Not. Das Leben war hart für ihn, aber schlimmer als die äußeren Umstände war der innere Feind, ein verderbter und durch die falsche Erziehung gestärkter Hang zum Alkoholismus, gegen den er mit Energie ankämpfte, der aber jedesmal wieder seine leidenschaftlichsten Hoffnungen zunichte machte, ihn von jeder errungenen Stellung in das Elend hinabstoßend. Doch ein Lichtstrahl leuchtete in seinem trüben Dasein und half ihm über dessen Abgründe hinweg — die Liebe und Hingebung seiner Gattin und deren Mutter. Im Jahre 1835 heiratete er seine Kousine Virginia Clemm, eine blendende Schönheit von damals erst 14 Jahren, die aber den Keim des Todes in sich trug. Es giebt nichts Rührenderes als diese Ehe und vor allem die hingebende Aufopferung der Frau Clemm, einer tüchtigen, energischen Frau, die bei dem jungen Paare blieb, es überwachte und für sein materielles Wohl sorgte und auch bei dem Dichter ausharrte, „mehr wie eine Mutter" nach seinen eigenen Worten, als die Gattin am 30. Januar 1847 ihren Leiden erlegen war. Die letzten Jahre Poes sind unsäglich traurig, abwechselnd zwischen großen Plänen und dumpfer Verzweiflung, zwischen nicht immer sehr wählerischen Mitteln, seine Stellung durch eine reiche Heirat zu bessern und periodischen Trunksuchtsanfällen, die jede Hoffnung zu Schanden machten. Nach der ergreifenden Schilderung in dem schönen Gedichte „Das verwunschene Schloß" war seine Seele, einst ein stattlicher Palast mit ragenden Zinnen und bunten Wimpeln, in dem herrliche Harmonien ertönten, jetzt eine wüste Ruine, in der phantastische, häßliche Gestalten, die Leidenschaften, sich gespensterhaft tummelten. Auf einer geschäftlichen Reise von Richmond nach New-York sieł er in Baltimore in üble Gesellschaft und wurde auf einer Bank am Werft bewußtlos gefunden und in das Krankenhaus gebracht, wo er am 7. Okt. 1849 starb.

Poes dichterische Eigenart ist ebenso scharf bestimmt und ausgeprägt, wie sein Charakter selbstlos und schwach war. Er ist Romantiker, ein Schüler von Byron und später von Coleridge, und er kannte und schätzte auch die deutschen Romantiker, besonders T. Amadeus Hoffmann. Die Poesie definierte er als „rhythmische Schöpfung der Schönheit" und verwarf jede lehrhafte moralisierende Tendenz. Gegenüber der glatten, prosaischen Nüchternheit der damaligen amerikanischen Poesie, soweit sie überhaupt diesen Namen verdient, war dies eine äußerst heilsame Reaktion. Aber auf der anderen Seite läßt sich auch nicht leugnen, daß das rein menschliche Interesse bei dieser Doktrin der Kunst um der Kunst willen zu kurz kommt. In dieser Beziehung stand Poe in bewußtem Gegensatze zu seinem bedeutendsten dichterischen Rivalen, Longfellow, den er an Talent wohl übertrifft, wenn er auch an ethischem Gehalt weit unter ihm steht.

Als Kritiker hat Poe durch die allerdings oft bittere Schärfe seiner Feder, die die Unfähigkeit, die anspruchsvolle Nichtigkeit und schreiende Reklame, das Cliquenwesen und den Humbug der amerikanischen Schriftsteller mitleidslos an den Pranger stellte, seinem Vaterland große Dienste geleistet, wenn auch sich ein Heer von Feinden geschaffen, die vor keiner persönlichen Verläumdung und Kränkung zurückschreckten. In Satiren voll Witz und Geist geißelte er den literarischen Humbug, der sich nirgends so sehr breit machte als auf dem jungfräulichen Boden Amerikas.

Poes eigene Erzeugnisse sind Gedichte und kurze Erzählungen. Die Zahl seiner Gedichte ist gering, da ihm in der Hetzjagd des Kampfes ums Dasein zur poetischen Produktion meist die Ruhe und geistige Freiheit fehlte. Aber unter diesen wenigen finden sich einzelne von wunderbarer Kraft und Schönheit, in erster Linie das Gedicht „Der Rabe", das in der ganzen amerikanischen Litteratur einzig dasteht als ein Kunstwerk an Stimmungsmalerei durch Versmaß, Alliteration, Reim und Laute. Andere Gedichte, „Ulalume", „Das verwunschene Schloß", „Die Glocken", „Der Schläfer", „Der liegende Wurm", „Schweigen", „Traumland" u. s. w. zeigen dieselben Vorzüge; fast alle schildern nicht Leben und Wirklichkeit, sondern Tod, Verfall und Geisterwelt in dem Rahmen phantastisch-wilder Landschaften.

In derselben dunklen Region, die sich von den äußersten Grenzen des Möglichen in das düsterste Gebiet des Aberglaubens und der Unwirklichkeit erstreckt, bewegt sich Poe in seinen Erzählungen. Er verbindet in meerwürdiger Weise zwei Fähigkeiten, die sonst selten vereint gefunden werden: die Macht, den Geist des Lesers durch die gestaltlosen Schatten des Geheimnisses zu bannen, und eine Genauigkeit des Details, die keine Stecknadel und keinen Knopf unbeachtet läßt. Wie unbestimmt einige seiner Gestalten auch scheinen mögen, wie formlos die Schatten, die er heraufbeschwört, ihm ist ihr Umriß klar und deutlich, wie der einer mathematischen Figur. Besonders der Gedanke an den Tod und die nach seiner Meinung unbestimmten Grenzen, die ihn vom Leben trennen, verläßt ihn nicht. Die Wiederkehr von geliebten Toten, Seelenwanderung, Lebendigbegrabenwerden und Gespenstererscheinungen sind die Gegenstände seiner besten, nach Form und Stimmung vollendetsten Geschichten. Ein verwandtes Gebiet ist das der Darstellung der unbewußten, instinktiven Seelenzustände, über die wir uns keine Rechenschaft geben, und über die wir keine Macht haben. Die leise Stimme des Gewissens und den unwiderstehlichen Hang, das als verkehrt, schädlich und schlecht Erkannte zu thun, die Schauer der Einsamkeit und die unbestimmte Furcht stellt Poe mit unvergleichlicher Kraft dar. Er brauchte hier nur in sein eigenes Innere zu greifen und die Hallucinationen und hypochondrisch-melancholischen Anwandlungen wiederzugeben, unter denen er litt. William Wilson, worin das Gewissen als Doppelgänger verkörpert ist, Der Kobold des Verkehrten, Das verräterische Herz, Der Fall des Hauses Usher sind die Titel der schönsten unter diesen Erzählungen.

Die Kunst, phantastische Gegenstände durch die schärfste Kleinmalerei lebendig und naturwahr zu machen, hat Poe besonders in seinen wissenschaftlichen Novellen bethätigt, worin er der Vorgänger von Jules Verne ist. Solche sind: Die Reise nach dem Monde unter dem Titel „Die Abenteuer eines gewissen Hans Pfaal", „Der Abstieg in den Maelstrom" und „Der Ballon-Scherz". Poe liebte es, das Publikum mit solchen Geschichten zu mystifizieren und hatte damit oft einen erstaunlichen Erfolg.

Fast am bekanntesten sind endlich seine Detektivnovellen, „Der Mord in der Rue Morgue, „Das Geheimnis von Marie Roget" und „Der gestohlene Brief", in denen er seinen Scharfsinn und seiner Freude an der Bethätigung seiner psychologischer Analyse und Kombination freien Spiel-

Digitized by Google

raum lassen konnte. In dieser Gattung sowie in den verwandten Geschichten von verborgenen Schätzen, die durch Entzifferung von Kryptogrammen entdeckt werden, hat Poe unzählige Nachfolger gehabt, aber kaum einen, der ihm gleichkam. Endlich hat er noch eine Reihe von burlesken und grotesken Skizzen und einige Abenteuerromane verfaßt, die aber wenig gelungen sind, da dem Dichter sowohl der Humor fehlt als die Fähigkeit, größere Werke zu verfassen, die vor allen Dingen die Gabe der Charakteristik, des Heraustretens aus der eigenen Persönlichkeit verlangen.

Ein großes Talent ohne den Rückhalt eines starken, selbständigen Charakters, durch eigene, wenn auch vererbte Leidenschaft verdorben und sich verzehrend und verzetteln in in äußeren und inneren Kämpfen — das ist der Inhalt und das Wesen von Poes Leben. So steht er fast an der Schwelle der amerikanischen Litteratur, eine tragische, tieferührende Gestalt, und doch in seiner geschlossenen, bestimmten Eigenart ein Anreger und Wegweiser auf dem Wege der Kunst zur Schönheit, deren, wenn auch unwürdiger, Priester er war.

Patriotismus und Kriegsrüstung.

Von E. H. Friedlieb.

Es ist an und für sich erstaunlich, daß jemand noch die Frage aufwerfen kann: Ist Krieg und Kriegsrüstung sittlich verwerflich? Das ist keine Frage mehr gegenüber dem kategorischen „Du sollst nicht töten!“ Man kann es bedauern, daß die Kulturmenschheit zur noch nicht unbedingten Befolgung dieses Hauptsatzes der Moral gelangt ist, aber seine Anerkennung, seine Allgemein-Gültigkeit steht unbezweifelbar fest, davon läßt sich nichts abmarkten, das läßt sich mit keinem Wenn und Aber drehen und wenden — oder die christliche Ethik ist eine große Lüge.

Wie kommt es nur, daß nicht bloß viele guten und braven Leute den Krieg für ein notwendiges Uebel halten und so der Kriegsrüstung und dem Menschentöten das Wort reden, sondern daß nicht wenige darin auch etwas Erhabenes, tüchtiger Männer und Völker Würdiges, die Kultur Fördernbes erblicken? Ich glaube, diese Verirrung des Denkens rührt her von einer übertriebenen Wertschätzung des herrschenden Kulturzustandes, von der Aufnahme falscher politischer und sozialer Ideale. Wer unsere moderne Kultur, unsere staatlichen und gesellschaftlichen Zustände, gleichgültig, ob in Deutschland oder in England, in Amerika oder in Frankreich, für etwas an und für sich Wertvolles und Dauerndes hält, der wird freilich den Krieg nicht allein mit in Kauf nehmen, sondern der Kriegsübel sogar huldigen müssen. Denn unsere ganze Staatskultur bedingt den Krieg, bedarf des Krieges, gebiert ihn, ist durch ihn begründet und — wird am Ende mit ihm sterben.

Förster und Krumbhaar, welche kürzlich an dieser Stelle das Thema vom Patriotismus behandelten,*) sind typische Repräsentanten zweier grundverschiedener Lebensanschauungen. Jener, als Philosoph und Ethiker von Beruf, ist Idealist und geht aus von dem, was sein soll. Jede sittliche Forderung hat aber den Glauben an ihre Erfüllbarkeit zur Voraussetzung. Darum ist F. auch Optimist in Beziehung auf die Beurteilung der menschlichen Natur. K. hingegen hält sich an „die harten Thatsachen der realen Zusammenhänge“ der Dinge, er ist Realpolitiker und geht aus von dem, was ist; er ist geneigt, beim Andern die unedle Gesinnung als das Normale vorauszusetzen, er ist Pessimist bezüglich seiner Ansicht vom Charakter der Menschen. In Folge dessen ist auch sein Glaube an den Sieg des Guten, an die Erfüllbarkeit des Sittengesetzes nicht eben stark. Als Jurist weiß er, daß das Recht Gewalt ist, und daß Achtung vor dem Recht nur zwischen Gleich-Starken besteht, darum lehnt er den starken Speer in die Ecke. F. will die ethischen Prinzipien zu den konstituierenden Ursachen des menschlichen Zusammenlebens machen und erblickt in gewaltsamen Handeln nur bedauerliche aus menschlicher Schwäche und Leidenschaftlichkeit entspringende Ausnahmen. K. hingegen hält die Forderungen der Sittlichkeit und ihre Befolgung mehr für eine schöne Zierde des Daseins, das sich im Ganzen aus Gewalt und Macht zusammensetzt und ein ständiger Kampf ist. So vertritt dieser die satte Moral und jener die hungrige.

Das ist gewiß, leider gewiß, daß wir leben, als wäre jeder des Andern Feind, daß Haß und Zwietracht, Hader und Neid, Kampf und Blutvergießen die Welt erfüllt, aber ebenso gewiß ist, daß das als ein großes Uebel empfunden wird, daß das nicht der Sinn des Lebens sein kann, daß die ganze Welt nicht eine große Thorheit oder ein schlechter Witz ihres Erschaffers ist. Wir wären nun unser Dasein betrogen und müßten alles Wirken und Schaffen als ganz und gar einfältig und überflüssig aufgeben, wenn wir das Uebel in der Welt als solches empfänden und nicht das Vertrauen hätten, es abschaffen zu können. Erkennen wir nur erst, daß der Sitz des Uebels nicht die Außenwelt ist, sondern unser eigenes Menschenherz, daß wir das Uebel empfinden, weil wir es selbst verursachen, so sehen wir auch den Weg der Abhilfe.

Der Krieg ist ein Uebel, aber er ist kein Naturereignis, das über uns kommt, dem wir still halten müssen, sondern wir sind seine Urheber, wir Menschen selber einzig und allein. Folglich — haben wir's auch in der Hand, ihn abzuschaffen. Ich meine, diese Logik ist zwingend.

Man wandere durch die deutschen Lande von Königsberg bis Straßburg, von Bremen nach Breslau und frage den Bauer, ob er den Krieg wolle: er wird die Frage gar nicht verstehen, mindestens den Fragen für nicht recht klug halten; man frage den Arbeiter in der Stadt, ob er gegen die Engländer oder gegen die Russen oder gegen die Franzosen zu Felde zu ziehen brenne, ihm wird weder der Schwarze in Afrika, noch der Gelbe in Kiautschau einen Schuß Pulver wert sein. Und doch sind es gerade diese beiden Bevölkerungsklassen, die das Töten besorgen müssen und zum Getötetwerden ausersehen sind. Nun sollte man wenigstens denken, daß diejenigen, die im Kriege Leben und Gesundheit zum Opfer bringen, auch über die Notwendigkeit eines Krieges und den Beginn des Feldzuges zu beschließen hätten. Aber das ist nicht der Fall. Niemand hat auf der famosen Friedenskonferenz im Haag daran gedacht, den Ausbruch eines Krieges in jedem Lande von der Volksabstimmung abhängig zu machen; ich bin überzeugt, daß dies das wirksamste Mittel wäre, um kriegerischen Verwicklungen vorzubeugen. Statt dessen überläßt man nach wie vor die Entscheidung über Krieg und Frieden dem Wissen Eines oder dem Unverstand und der Bosheit Weniger. Diese Wenigen aber werden in ihren folgeschweren Beschlüssen — ganz abgesehen von eigenen persönlichen Interessen — beeinflußt vom Eigennutz, von der Abenteurerlust, von der Ueppigkeit, vom Sophismus der herrschenden Klasse, die wesentlich das schöne Ding ausmachen, was wir als Staat verehren.

Die Friedenskonferenz ist geschehen. So bleibt nur übrig, die Völker in allen Ländern darüber aufzuklären, daß der Krieg auf Lüge beruht.

Das arbeitende Volk will, wie gesagt, nirgends und niemals den Krieg, es will seiner friedlichen Beschäftigung nachgehen, will nichts weiter, als was der Amerikaner nennt: sein Leben machen. Soll es nun in kriegerische Stimmung geraten, so muß ihm ein furor suggeriert werden. Das geschieht dann mit Hilfe des lieblichen Wortes „Patriotismus“. Wir haben dafür wohl ein gutes deutsches Wort: Vater-

*) Vergl. die Nrn. 30, 31, 33, 35 der Eth. Kultur.

Digitized by Google

landsliebe. Aber mit dem ist hier kein Geschäft zu machen, weil es ein natürliches Gefühl bezeichnet, das nicht suggeriert werden kann. Es ist dem Menschen so natürlich, wie die Liebe zu den Eltern, wie denn schon der alte Homer sagt, daß es nichts Süßeres gebe als die Liebe zum Heimatlande.

Damit nun aber der Appell an den Patriotismus zu gegebener Zeit wirksam werde, so läßt es der Staat (d. h. die herrschende Kaste) seine vornehmste Sorge sein, die Schuljugend zum Patriotismus zu erziehen, den jungen Soldaten mit Patriotismus zu tränken und diese Angewöhnung in Kriegervereinen und sonstiger üblicher Vereinsmeierei mit Alkohol und männerbrüstschwellenden Reden zu stärken.

Was ist dieser Patriotismus bei Lichte betrachtet? Die Vaterlandsliebe ist es nicht, aber die Profanation derselben. Die Vaterlandsliebe ist wesentlich Heimatsgefühl, das erst ins Bewußtsein tritt, wenn Einem die Heimat verloren gegangen und er, wie Iphigenie, am fremden Ufer steht, „das Land der Griechen mit der Seele suchend." Weil aber dies Gefühl etwas Unbewußtes ist, deshalb wird für nötig gehalten und gelingt es, es ins Bewußtsein zu rufen und unter dem Namen Patriotismus zu profanieren, d. h. diesen als ein Heiliges, höchst Verehrungswürdiges, jeden guten Bürger Verpflichtendes hinzustellen, damit die davon Besessenen fanatisch, enthusiasmiert und rasend werden und losstürzen, wohin die politischen Drahtzieher sie haben wollen; wohin sie sie haben wollen, nachdem sie sie mit Wort und Schrift, durch den Posaunenton öffentlicher Reden, durch das wüste Gewäsch einer dienstbaren Presse benebelt, betäubt und um die Vernunft gebracht haben

Unter dem Patriotismus verbirgt sich, was Förster nationalen Egoismus genannt hat: volkliche Eitelkeit und Selbstbespiegelung, Ruhmsucht und Ruhmbegierde. „Deutschland, Deutschland über alles" wird nicht bloß in Deutschland gesungen, und „kein Demant ist, der diesem gleicht" ruft der Slave, ruft der Angelsachse über sein Land und Volk. Schön vom Standpunkte des Heimatgefühls, der Vaterlandsliebe, häßlich vom Standpunkte des Patriotismus!

In Friedenszeiten erscheint dieser Lärm- und Hurrahpatriotismus bei der großen Menge als ein ziemlich harmloses Vergnügen, als eine Art Kirmes-Stimmung mit Fahnen und Guirlanden, mit Pauken und Trompeten, mit Böllerschüssen und Hochrufen. Der Mensch hat so was gern als angenehme Abwechslung zur Werkeltagsprosa: dulce est desipere in loco! Im Festcoranische gedenkt dann wohl die patriotischen Bärenführer, die das Tier tanzen lassen, des Ernstes, der dem Spaße zu Grunde liegt. Der friedliche Bürger aber schaut nur nachdenklich in sein Bierglas, und denkt nichts weiter dabei, als hochstens: fern davon ist gut vorm Schuß!

Es giebt aber auch Leute, denen dieser Patriotismus mehr ist als ein festliches Vergnügen. Das sind die, die ein Geschäft daraus zu machen wissen; denn ohne solchen Patriotismus wären alle die fortwährenden und kostspieligen Kriegsrüstungen nicht möglich. Diese Kriegsrüstungen sind schon mehr, ganz abgesehen vom Kriege selbst, eine Sache für sich, ein notwendiges Attribut des Staates, ein Lebensbedürfnis jeder Großmacht, wie die Brödchen zum Morgenkaffee, wie die rote Schleife im Backfischzöpfchen.

Handelt es sich also darum, das Kriegsheer zu verstärken, neue Schlachtschiffe zu bauen, alsbald appellieren die Machthaber, unbeschadet ihrer ehrlichen Ueberzeugung von der Notwendigkeit dieser Rüstung sei es gesagt, an den „Patriotismus", um das Volk für die neue Belastung willig zu machen. Denn großmächtig sind wir nur, wenn wir mächtige Mordmaschinen haben und Hunderttausende von darauf eingeübten Totschlägern. Wir sind freilich immer die unschuldigen Lämmer, und das Ausland ist der böse Feind, der uns zu verschlingen droht. So ist es hüben und drüben.

Dabei trieft die Diplomatie aller Länder von den heftigsten Friedensbeteuerungen; ich denke, es wird einmal der Streit darüber entbrennen, wer der friedliebendste sei. Warum rüsten die Großmächte trotz der beständigen Friedensversicherungen und beispionieren einander? Weil sie einander nicht glauben, weil sie sich gegenseitig für Lügner und Räuber halten. Das ist die Moral der hohen Politik.

Indes, wie ich schon sagte, die Kriegsrüstungen sind schon um ihrer selbst willen da. Sie sind ein Faktor im wirtschaftlichen Leben des Volkes, die Industrie verdient daran. Schön! der Mensch muß Beschäftigung haben, er will sein Brot verdienen. Wie viel thörichten Luxuskram, dessen die Menschheit entraten kann und den sie auch in ihrer überwiegenden Mehrzahl gar nicht verwendet, fabriziert die Industrie! Warum soll sie nicht auch für den Luxus von Kanonen und Panzerschiffen aufkommen, wenn es Leute giebt, die sich für diesen „patriotischen" Sport interessieren, und wenn dabei Geld zu machen ist? Aus diesem Grunde stimmen, wie ich bemerkt habe, viele durchaus nicht kriegslustige Leute für eine Vermehrung unserer Flotte

Aber die Sache geht weiter. Mehr und mehr entwickeln sich die Staaten zu Industrie- und Handelsstaaten. Regierung und Großkapital gehen Hand in Hand; denn so ein Großstaat braucht viel Geld, und das zieht er raschen und reichlichen aus der Industrie, als aus dem Ackerbau, weil eben das Großkapital vermittelt der Industrie auch nichts weiter will, als Geld machen.

Nun liegt es im Wesen der großkapitalistischen Industrie, Massenproduktion zu treiben, die weit über den Bedarf des eigenen Landes hinausgeht. Daraus ergiebt sich ihr vaterlandsloser Charakter, dem aber der „Patriotismus" gleichwohl sehr gut steht. Alle die Leiter der einheimischen großen Waffenfabriken und Schiffsbaugesellschaften sind „hochpatriotisch" gesinnt und unterstützen eine auf Weltpolitik und Kriegsbereitschaft ausgehende Regierung. Und eben dieselben Leute versehen mit gleicher Bereitwilligkeit das Ausland, den möglichen und vielleicht auch den wirklichen Feind mit gleichem Mordgewehr, im Stillen wünschend, daß es doch endlich losgehen möge, damit neue Lieferungen notwendig werden. Und erfindsam ist diese Industrie wie die Kleidermode; denn sie muß ja Beschäftigung haben und will verdienen. Darum ist heute dieser Schiffstyp der beste und übers Jahr jener, darum schießt heute diese Kanone voraussichtlich die meisten Menschen tot und morgen eine andere. Und in jedem Lande wird das den patriotischen Michels weisgemacht und ihrem belobten „Patriotismus" ans Herz gelegt, damit sie ja nicht versäumen, die neueste Errungenschaft anzulegen und den Rekord zu gewinnen in der militärischen Mode-Narrheit.

Und hat nun das Vaterland gezahlt, dann erfindet und fabriziert das Großkapital geschwind eine neue Waffe für das Ausland, die dann die Generalsfähler aller Nationen auf geraden und krummen Wegen erkundschaften, um Anlaß zu gewinnen, daheim die Rüstungsschraube weiterzudrehen.

Und es nicht bloß die Waffen-Industrie ist mit der Politik, der Kriegsrüstung und dem Hurrah-Patriotismus verbunden; das gilt in gleichem Maße von der gesamten Export-Industrie. Ein wahres Wort sprach der Kaiser aus, als er sagte: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser." Deutschland ist ein Industriestaat geworden (d. h. mit andern Worten: dem Großkapital zur Beute gefallen), als solcher zur Welthandelspolitik gezwungen. Auf dem Weltmarkt aber wird allmählich nicht mehr die Güte und Billigkeit der Waare ausschlaggebend — denn darin halten sich die Konkurrenten schon ziemlich die Stange —, sondern die brutale Gewalt. Es entbrennt der Streit um die Handelsjagdgründe. Den Handelsschiffen müssen also vorausgehen und folgen die Panzerschiffe, und je mehr sich der Handel ausdehnt, desto mehr Panzerschiffe müssen wir haben, und je mehr wir solche haben, desto mehr dehnt sich der Handel

Digitized by Google

aus, desto reicher wird — wer denn? Doch nicht etwa die Kapitalistenklique, die die Transvaalgoldfelder ausbeutet? Die smarten Geschäftsleute in der Wallstreet, die aus purem Humanitätsgefühl die Spanier von Kuba befreiten? Nein, sondern das Vaterland, das ganze englische Volk, das hinter Chamberlain steht — Deutschland, Deutschland über alles!

Die Lüge also erzeugte den Krieg und die Kriegsrüstung. Sorgt dafür, ihr Friedensfreunde, daß diese Behauptung öffentliche Meinung werde, klärt das arbeitende Volk auf über die Vaterlandsliebe und ihren Unterschied vom Patriotismus, der mit dem Alkoholismus verbrüdert ist! Das thut im Glauben an die bessere Seite der menschlichen Natur, in der gewissen Hoffnung auf das Kommen des unbewaffneten Friedens!

Streiflichter.

Björnson's Epilog zur Dreyfus-Affaire. Gegenüber den Bemühungen, die dunklen Seiten des französischen Kulturlebens der Gegenwart, welche die Dreyfus-Affaire enthüllt hat, gefliſſentlich und mit Uebertreibungen allein hervorzukehren, kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, welche glänzenden leichsieten diese Angelegenheit auch enthüllt hat. Diesen Standpunkt nimmt auch Björnsterne Björnson in einem „Offenen Brief an Kapitain Dreyfus“ ein, den wir in der „Frkft. Ztg.“ veröffentlicht finden. So herbe Worte er auch für das moralische Elend der französischen Zustände findet, so nachdrücklich preist er das Gute, das die große „Affaire“ für Frankreich und für den ganzen Kulturfortschritt gebracht hat. Er sagt u. a.:

„Jene kleine Schaar von Frankreichs edelsten Männern hat einen Widerstand geleistet, der in diesem Augenblick ist kaum einem andern Land als Frankreich möglich gewesen wäre. Große Gesahren gebären großen Mut; gerechter Zorn gebärt trotziges Genie; die größte Isolation gebärt den alle Völker verbrüdernden Jesus.

Und die Stillen in den Studirstuben und Laboratorien, die sich auf die Straße, wo sie fremd und schüchtern sind, wagten, als es die Gerechtigkeit und Frankreichs Ehre galt! Die Arbeiter schaarten sich um sie, Herz und Gedankenfreiheit hatten sie mit jenen gemein. Bedeter, die unter Lebensgefahr anstanden! Journalisten, die ihre Blätter im Feuergreen des Feindes wie im Sturm auf eine Festung gründeten! Ich will von der Heldenschaar nur Einen nennen, darum, weil er das Intimste im französischen Genie repräsentiert. Er trägt sogar den Namen seines Landes, wohl darum, weil seine Fähigkeiten am besten in französischer Kulturerde gedeihen: Anatole France. Diese weiße Hand, die jahraus jahrein in Silber und Gold und köstlichen Steinen ciselliert, erhob sich eines Tages mit rascher Bewegung, um in einer Versammlung von Sozialisten und Anarchisten das Wort zu erbitten. Die beleidigte Wahrheit hatte die weiße in die rußige Hand gelegt, hatte Brüder gemacht aus Menschen, die in ihren Anschauungen, in ihrem Wissen und in ihren Verhältnissen so verschieden sind, als wohnten sie in zwei Welten.

Das war ein Blick in die Zukunft! Wie wenn Franzosen und Deutsche Seite an Seite von der gleichen Entrüstung und der gleichen Hingebung beseelt wären! Was thut es, daß der Mann, den die Deutschen hier verteidigten, ein französischer Offizier war, ein Elsäßer, der von der Wiedereroberung seines Landes träumte! Hier begegnen sich Alle in einem größeren Vaterland, im Kampf gegen eine gemeinsame Gefahr: die Ausschreitungen und die Selbstsucht des Militarismus. Sogar zweifelhafte Blätter und Charaktere, mit denen ein anständiger Mann nicht gern in Berührung kommt, standen hier im selben Glied, unter demselben Oberbefehl.

Man erzählt von den ersten Christen, die auf die Wiederkunft des Erlösers hofften, daß sie an einem bestimmten Tage auf die Berge stiegen, um ihm zu begegnen, ihm als den Ersten zu begegnen, wenn er vom Himmel herunterfahre, das „Reich Gottes“ in seinen Armen und die Engelschaaren um ihn her.

Jetzt wissen wir es: so kommt das Reich mit einer besseren Gerechtigkeit und Menschengluck, wie jeder Vater und jede Mutter sie für ihre Nachkommen ersehnen, — so kommt dieses Reich nicht! Jetzt wissen wir, wieviel Mühsal und Kampf, wieviel Opfer in Leid und Tod es gekostet hat, uns das „Reich Gottes“ nur so nahe zu bringen, wie es uns jetzt ist — tausend Jahre noch vom Ziel entfernt! Aber das wissen wir auch, daß gerade die Sehnsucht die stärkste Kraft der Welt ist. Jeder, der nur einmal im Leben den hohen Berg erklommen hat, von dem aus er Andere auf andern hohen Bergen hinausspähen sah nach dem gleichen verheißenen Land, hoch über dem Gram der Welt — der ist nicht mehr niederzubeugen.

Warum gerade Ihr Schicksal, lieber Kapitän Dreyfus, unter so viel Tausend andern Unrecht Leidenden diesen großen Auftritt verankert und bewirkt hat, daß die Menschen in ihrem edelsten Sehnen sich begegneten — ich könnte es erklären. Aber ich begnüge mich, zu sagen: Ihr Schmerz ist für die Menschheit zum Segen geworden. Von nun an wird es schwerer werden, Jemandem Unrecht zuzufügen, selbst einem Juden. Von nun an werden mehr mutige Männer und Frauen als früher für die Verteidigung der Unschuld eintreten. Und dieser kleine Fortschritt — die Weltgeschichte erzählen kleine größeren — wird zum Ehrendenkmal für Sie, lieber Kapitän Dreyfus, errichtet auf den Irrtümern und Verbrechen der Ankläger von dem Opfermut der Verleidiger, zuerst und zuletzt aber von Ihrer Qual und Standhaftigkeit.

Darum bitten Sie Ihr Schicksal nicht so betrachten, als ob es nur Unglück in sich berge. Nein, leben Sie so lange an, als Sie der Unterwühlte der heimlichen Mächte des dunklen Selbsterhaltungstriebes der Gesellschaft wären, auswerthlt, um das Böse zu zwingen, tiefer an eigenen Untergang zu arbeiten. Ein Lichtzeichen! Wir stehen jetzt stärker und bewaffneter der Gefahr gegenüber.

Auf dem langen Pfade der Menschheit starren uns Märtyrergangen warnend an — aus der Ferne und ganz nah. Wenn Ihre Augen sich morgen schließen, lieber Kapitän Dreyfus, dann ist es nur, damit sie auf den Leidensweg größeren Glanz bekommen.

Schon jetzt sind Sie durch den Schmerz geheiligt und durch die Millionen Thränen, die für Sie zu fließen sind, geläutert worden. Als ich die Briefe von der Teufelsinsel las, die Sie, ich kann nicht sagen schrieben, sondern bluteten, Tropfen für Tropfen, da dachte ich, daß sie warm auf manche Hand fielen und sie hinderten, Böses zu thun. Sie fielen auch in manches weiche Gemüt und stärkten seinen Drang, Unglücklichen zu helfen. Ich sah Sie geduldig vor dem Gericht. Sie erhoben keine Anklage. Sie beantworteten Böses nicht mit Bösem, auch dann nicht, wenn sein Atem Ihnen ins Gesicht schlug. Ich dachte ich: jetzt giebt er ein Beispiel! Als man Ihnen dann die Nachricht von dem letzten furchtbaren Unrecht brachte, galt Ihr erster Gedanke nicht Ihnen selbst, sondern Ihrer Frau: „Größen Sie meine Frau!“

Meine Liebe und Hochachtung suchen Sie. Ich komme nicht allein. Das ganze kleine norwegische Volk stählt wie ich. Hier ist kaum ein Haus, in das nicht eine Zeitung käme. Alle fragen sie nach Dreyfus, Alle sind Ihre Freunde.

Und darin sollen Sie die Zukunft sehen! Denn erst wenn die Gegenwart fern ist, wird das endgiltige Urteil der Geschichte vernommen.“

* * *

Die Suprematie der Ethik über die Religion sollen die ethischen Gesellschaften verkünden. So oder ähnlich hat sich, allerdings bisher nur nach kurzen Zeitungsberichten, Herr Pastor Dr. Veck aus Bremen am letzten Verhandlungstage des zwanzigsten deutschen Protestantentages in Hamburg geäußert, da er sich, als offizieller Berichterstatter über die Stellung der modernen ethischen Bewegung zur Religion, mit den „religionsfeindlichen“ Strömungen der Gegenwart zu beschäftigen hatte. Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur wolle „den Glauben kalt stellen und die Liebe auf den Thron erheben.“ Wenn wir nun auch die Burschikosität des letzten Ausdrucks nicht dem Herrn Pastor, sondern dem Zeitungs-Berichterstatter zuschreiben, so müssen wir doch sagen, daß der Referent, falls er sich auch nur annähernd in dem Sinn nach so ausgesprochen hat, seiner Aufgabe nicht sehr gerecht geworden ist. Es heißt den Charakter der ganzen ethischen Bewegung durchaus verkennen, wenn man überhaupt von „Suprematie“ im Verhältnis der sittlichen und religiösen Impulse der Menschheit spricht. Wenn dies aus der starken Betonung der Notwendigkeit der Liebe neben dem Glauben geschlossen werden dürfte, dann wäre der Paulus des ersten Korintherbriefes mit seinem: „Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts,“ offenbar ein schlimmer Ethiker. Aber muß denn immer etwas das Höchste sein? Freilich, Paulus war, ganz wie die Herren vom Protestantenverein, auch der Schule der Theologie hervorgegangen, und er, nicht der Ethiker, erklärt: „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Wir halten es für ebenso müßig, einen doch nur gedachten Rangstreit zwischen diesen drei Gefühls- oder Willensrichtungen zu schlichten — es sei denn, man wollte, wie Paulus damals, gegenüber öden dogmatischen Zänkereien einmal mit allem Nachdruck

Digitized by Google

auf das, was faßt, hinweisen — als wir es für thöricht erachten müßten, wenn jemand das Denken, Fühlen und Wollen nach seinem Werte für das geistige Wohlbefinden des normalen Menschen abschätzen wollte. Nötig und gleich wertvoll ist das Eine wie das Andere. Daß aber ein denkender Mensch für sich persönlich auf die gewaltigen Fragen des Daseins eine religiöse oder philosophische, überhaupt aber eine Antwort suchen muß, ist uns selbstverständlich. Was wir sagen, ist nur dies: Diese Antworten eignen sich ihrer ganzen Natur nach nicht zur Gemeinschaftsbildung, wenigstens zu der Gemeinschaftsbildung, wie sie uns vorschwebt, die die ganze Menschheit umfassen könnte und müßte. Was bei der Gemeinbildung auf religiöser oder methaphysischer Grundlage herauskommt, ist überall elendes Stückwerk, wie die Existenz der Protestantenvereinler neben den Orthodoxen, Lutheranern, Reformierten, Katholiken, den unzähligen Sekten, anderen Christen und Gläubigen gegenüber reichlich beweist. Und wo sich erfahrungsmäßig Gemeinbildung auf gleichem Glaubensgrunde vollzogen hat, dann eine diese Menschen (die ersten Christen z. B.) nicht die gemeinsame Anerkennung einer absoluten Wahrheit, sondern die gleiche Glaubensenergie, d. h. die sittliche Durchdrungenheit von dem Werte der Glaubenswahrheit. Sonst müßten die mathematischen und logischen Wahrheiten als die allgemeinsten auch die größte Menschengemeinde gestiftet haben!

Wir sagen nicht: dein religiöser Glaube ist nichts, nur deine Sittlichkeit gilt etwas, — sondern wir sagen: dein religiöses Empfinden und Glauben ist deine tiefste und herzlichste persönliche Gewissensangelegenheit; willst du dich aber mit andern Menschen in Lebensgemeinschaft zusammenfinden, dann ist nicht dies, dein ureigenstes Herzenskleinod, dasjenige, was euch einigen wird, sondern der viel allgemeinere Wille zum Guten, oder die gegenseitige Liebe.

Pastor Beck hat die ethische Bewegung charakterisiert als eine „Antwort auf den überspannten Konfessionalismus unserer Zeit, auf das Pochen mit dem rechten Glauben, dem rechten Erkenntnis, das doch so oft die rechten Gesinnungen vermissen läßt." Und „sehr richtig!" ist als Zuruf aus der Versammlung der Kirchenmänner verzeichnet. Gewiß sehr richtig! Aber hat der Redner, haben sich die Beifallspendenden gefragt, wo denn die Grenze ist zwischen echtem und überspanntem Konfessionalismus? Meinen sie nicht, wenn sie auch zu gebildet (oder vielleicht schwachgläubig) sind, darauf „zu pochen", den „rechten Glauben" zu haben?

Daß sie überhaupt fürchten, der Religion könne die Supermatie" im menschlichen Leben verloren gehen, beweist wieder ihren Willen jene Herrschergelüste, die nun einmal von der Vorstellung, nun habe allein recht, unzertrennbar sind. Dem Religiösen mag „sein Verhältnis zu Gott" vor seinem Verhältnis zu den Mitmenschen kommen — das ist seine Privat-Sache, obwohl dieser Gott in seinen begeisterten Propheten immer wieder darauf hinweist, man möge ihm doch mit Opfer und Liebesdienst aus dem Spiel lassen und sich an den Menschenbruder halten, den „man siehet". Aber die Gemeinschaft, auch die religiöse Gemeinde, kann der gemeinschaftbildenden Prinzipien nicht entraten, und diese sind nicht theoretische oder dogmatische Wahrheiten, die sich in jedem Kopf anders malen, sondern ein gemeinschaftlicher Wille zu ethischem Handeln.

Aus der ethischen Bewegung.

Fünfter ordentlicher Gesellschaftstag in Wiesbaden vom 21.—25. Oktober 1899. Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht des Hauptvorstandes.
2. Kassenbericht.
3. Wahl des neuen Hauptvorstandes.
4. Bestimmung des Ortes für den nächsten Gesellschaftstag.
5. Berichte der Abteilungen, erstattet von den betr. Delegierten.
6. Anträge auf Satzungsänderung.
7. Antrag der Abteilung Hamburg betr. den Verein „Reichswohnungsgesetz."
8. Das Programm der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
9. „Was kann zur Erstarkung der ethischen Bewegung in Deutschland geschehen?" Referent Prof. Dr. Döring (Berlin).
10. „Ethische Bewegung und ethische Wissenschaft". Referenten vorbehalten.

Ferner wird eine „Oeffentliche Versammlung" in Wiesbaden einberufen werden mit der Tagesordnung: 1. „Deshalb brauchen wir eine ethische Bewegung?" Stellung zur Politik, Religion, Schule und Arbeiterbewegung. 2. Beantwortung von Anfragen. Diskussion. Referenten: Prof. Dr. Döring (Berlin), Pfarrer Klinger (Frankfurt a. M.) Mitgl. d. Abgeordn. Hauss, Dr. Kronenberg (Berlin), Ingo Rheinhold (Berlin), Privatdozent Dr. F. W. Foerster (Zürich).

Vermischtes.

Religionsgeschichtliche Kurse für die Jugend. Man schreibt uns: Der Plan, für die heranwachsende Jugend einen religionsgeschichtlichen Unterricht zu veranstalten, wird sich in nächster Zeit, dem allgemeinen Bedürfnis entsprechend, verwirklichen. Die vergleichende Betrachtung der Kulte aller Völker und aller Zeiten, die Darlegung der geschichtlichen Entwicklung der Gottesverehrung soll in der Jugend ein tolerantes und verständnisvolles Urteil reifen helfen, das heute in Bezug auf Religion, Nationalität und Rasse durch Einflüsse, denen bisher nicht genügend entgegengewirkt wurde, der schweren Gefahr der Engherzigkeit und Ueberheblung ausgesetzt ist.

Die Verständlichkeit des in Rücksicht genommenen Lehrstoffes, seine Schriften und die Erfahrungen, welche über einen Unterricht dieser Art vorliegen, bieten die Bürgschaft, daß mit Takt alles vermieden werden wird, was die heranwachsende Jugend in tieferen Konflikt mit den in der Schule und im Konfirmations-Unterricht überlieferten Anschauungen legen könnte, als es die eigene Gewissenhaftigkeit und indirekt die Haltung des Elternhauses schon thut. Vielmehr soll ihr durch das vorurteilslose Eingehen auf den Sinn und die Bedeutung aller Kulte und ihrer Symbole eine Vertiefung und Befestigung gebracht werden von Zweifel, Unwahrheit und der damit verbundenen Gewissensnot und sittlichen Schwächung. Denn daß jede gesunde und ehrliche junge Seele auf diesem Gebiet einen Kampf, der mit einem lahmen Kompromiß, oder mit Trotz und Verhärtung endet, durchzumachen hat, weiß Jeder, der nicht die Augen schließt. Daß dieser Unterricht Gelegenheit bietet, die sittliche Sicherheit unserer Kinder auf feste und allgemeingiltige, und nicht auf die unklaren, schwankenden Stützen jeweiliger sich bekämpfender Weltanschauungen zu stellen, davon werden sich durch gelegentlichen Besuch des Unterrichts die Eltern überzeugen können. Derselbe wird voraussichtlich Sonntag Vormittag 12 Uhr stattfinden.

Anmeldungen von Knaben und Mädchen nicht unter 14 Jahren erbittet bis Ende Oktober und zu näherer Auskunft ist bereit Frau Prof. Foerster, Enkepl. 3a.

* * *

Die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin, eine von den segensreichen Instituten der jüngsten Zeit, die ihre Entstehung und Ausbildung wesentlich der hingebenden und weitblickenden sozialen Thätigkeit unserer unvergeßlichen Frau Schwerin verdanken, versendet soeben ihren Bericht über das abgelaufene Arbeitsjahr. Er beginnt mit einem warmen Nachruf für die entschlafene Führerin, in dem es u. a. heißt:

„Was wir berieren, ihr engerer Kreis, die einzige Vereinigung, deren Vorsitz sie zuletzt noch führte, deren Mitgliedern sie herzliche Zuneigung, mütterliche Freundschaft entgegenbrachte, das wird sich durch Worte nicht ausdrücken lassen.

Stand sie doch jedem Einzelnen unserer Mitglieder nahe, und jede Einzelne wird durch den Verlust persönlich betroffen.

Im Gefühl des gemeinsamen Schmerzes müssen wir zu einander treten und versuchen, das Werk unserer Führerin fortzusetzen. Uns trifft vor allen Andern die Verpflichtung, ihren edlen Geist und ihr soziales Empfinden, welche die Triebkraft ihres Schaffens auf all ihren Arbeitsgebieten waren, fortleben zu lassen; hat sie sich doch besonders in unserem Kreise bewährt, diesen Geist auf ihre Mitarbeiterinnen und Schülerinnen zu übertragen, ihn in sie einzuflößen; was in ihr lebte und was sie empfand, durch den Verkehr mit ihren Schülerinnen neu zu gestalten, zu neuen frischen Lebensäußerungen zu formen und zu entwickeln.

In dem Vertrauen, daß sie dieser Pflicht eingedenk sein werden, sie als ein heiliges Vermächtnis ansehen und uns in unserem ehrlichen Bestreben, die „Gruppen" in Jeannette Schwerins Sinn fortzuentwickeln und auszubauen, unterstützen wollen, legen wir diesen Jahresbericht und das Programm für das neue Arbeitsjahr in die Hände unserer Mitarbeiterinnen und Freunde, in der Form und Fassung, in der die Verblichene dieselben zu versenden beabsichtigte.

Die Worte, mit denen Frau Schwerin am 2. Juni in der Sommerversammlung von uns schied: „Jeder wirke und schaffe, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!" diese Worte sollen uns ein Leitmotiv für unsere Arbeit sein, eine

Digitized by Google

Mahnung, all unsere Kraft, unser bestes Können einzusetzen, um ihr Andenken in unserem Thun zu ehren."

Die Aufgaben, welche die Vereinigung zu erfüllen hat, werden in einem Aufrufe, der von dem eingeren und weiteren Komitee unterzeichnet ist, noch einmal wie folgt zusammengefaßt:

„Der wirtschaftliche und kulturelle Notstand in großen Bevölkerungsschichten des Vaterlandes, die zunehmende Verbitterung innerhalb weiter Kreise des Volkes rufen auch die Frauen gebieterisch zu sozialer Hilfsthätigkeit auf. Es darf nicht länger verkannt werden, daß gerade die Frauen und jungen Mädchen der besitzenden Stände vielfach eine schwere Mitschuld dafür trifft, eine Verbitterung durch den Mangel an Interesse und Verständnis für die Anschauungen und Empfindungen der unbemittelten Klassen, durch den Mangel jedes persönlichen Verkehrs mit diesen Volkskreisen geheigert zu haben.

Daß hier Wandel geschafft werden muß, haben die Besten unter den deutschen Frauen vielfach erkannt. Jede Umfassung dieser Gebrechen in praktische Bestrebungen aber stößt unter den modernen, namentlich den großstädtischen Verhältnissen auf ernste Schwierigkeiten und erfordert um so dringender ein organisiertes Vorgehen.

Es handelt sich darum, junge Mädchen und Frauen zu ernster Pflichterfüllung im Dienste der Gesamtheit heranzuziehen.

Eine Organisation auf breiter Grundlage ist seitens einer größeren Anzahl von Frauen Berlins unter Mitwirkung der Leiter der betreffenden Wohlfahrtsinstitute u. s. w. in das Leben gerufen. Beabsichtigt ist eine theoretische Ausbildung durch Vorträge sowie eine praktische Thätigkeit der Frauen und jungen Mädchen.

Die praktische Arbeit soll durchaus im Vordergrunde stehen. Sie besteht in der Thätigkeit in Wohlfahrts-Einrichtungen für das jugendliche Alter (Krippen, Mädchenhorte, Volkskindergärten, Mutterhäusern), in Anstalten der Armenpflege, in Volksküchen, in Krankenanstalten, wie in anderweitiger sozialer Hilfsthätigkeit (persönlicher Fürsorge bei hilfsbedürftigen Familien u. s. w.). Einzelne dieser Thätigkeiten werden naturgemäß Frauen in reiferem Alter vorbehalten sein. Der Umfang der Mitarbeit soll sich durchaus nach dem Maße der verfügbaren Zeit richten; es wird der individuellen Neigung und Fähigkeit der weiteste Spielraum gelassen.

Der theoretische Teil der Ausbildung bezweckt, die Frauen und jungen Mädchen zu einer umsichtigen und planmäßigen Thätigkeit anzuregen."

Besonders hervorgehoben sei aus dem Bericht noch die Neuerung planmäßiger gleichlaufender Fortbildung zur Ausbildung in der sozialen Hilfsarbeit, wozu die Mitwirkung bedeutender Lehrkräfte gewonnen wurde. Es heißt darüber:

„Auch das vergangene Jahr hat uns in der Ueberzeugung gestärkt, daß in dem Heranziehen neuer, noch brach liegender Kräfte, in der Nutzbarmachung der für das Gemeinwohl so überaus wichtigen, speziell weiblichen Fähigkeiten durch gründliche Schulung die Hauptaufgabe der Gruppen liegen muß.

Dieser Gedanke hat uns veranlaßt, den Rahmen unseres Arbeitsplans durch eine Einrichtung zu erweitern, die einem kleinen Kreise von Frauen eine systematische Ausbildung für Berufsarbeit in der Armenpflege oder auf einem andern Gebiete sozialer Hilfsarbeit in einem geschlossenen Jahreskursus ermöglichen soll. Es ist zu diesem Zweck eine besondere Vereinbarung mit mehreren Instituten, insbesondere mit dem Pestalozzi-Fröbelhaus und der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur getroffen worden, um Mädchen und Frauen durch systematische Ausgestaltung eines praktischen und theoretischen Arbeitsplans, der für jede Schülerin individuell nach ihren Absichten ausgearbeitet werden soll, eine berufsmäßige Ausbildung zu gewährleisten.

Als Grundlage für diese Ausbildung ist festgesetzt: 1. Einführung in die soz. Hilfsarbeit durch Thätigkeit in Krippe, Volkskindergarten und Kinderhort, und durch theoretische Unterweisung in der Ergiehungslehre unter besonderer Berücksichtigung sozialer Gesichtspunkte (1. Vierteljahr). 2. Einführung in die Armenpflege durch Fürsorgethätigkeit (Auskunftsstelle) und durch Teilnahme an Vorlesungen über Armenpflege (2. und 3. Vierteljahr); 3 Einführung in die Wohlfahrtspflege durch praktische Arbeit und durch Teilnahme an Kursen über „Ausgew. Kap. aus dem Wirtschaftsleben." (Letztes Vierteljahr.)

Am Schluß des Kursus wird den Schülerinnen eine Bescheinigung über ihre Teilnahme ausgestellt. Der Kursus kostet 75 Mk. (in 3 vierteljährlichen Raten à 25 Mk. zahlbar); Anmeldungen sind an die Schriftführerin zu richten. Die Schülerinnen müssen sich für ein Jahr verpflichten.

Wir glauben, durch derartige Versuche zu einer planmäßigen Ausbildung das Niveau der Frauenarbeit auf sozialem Gebiet zu heben und den Bedürfnis nach gebildeten Kräften, das sich sowohl für ehrenamtliche wie für besoldete Stellungen fühlbar macht, dadurch zu entsprechen."

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Oktoberprogramm.

Vorbemerkung: Die Bureauräume, Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen, Lesesaal und Sitzungssaum für kleinere Versammlungen der D. G. E. K. Abteilung Berlin sind vom 1. Oktober 1899 von N. Ziegelstr. 10/11 nach W., Unter den Linden 16, Hof, Quergeb. 3 Treppen, verlegt worden. Sprechstunde des Bureauvorstehers: Dienstag, Donnerstag und Freitag von 5—7 Uhr Nachmittags.

Sonnabend, den 14. Oktober, abends 8 Uhr im großen Festsaal des Berliner Rathauses:

Gedächtnisfeier für Frau Jeannette Schwerin.

Die Gedächtnisreden werden gehalten von Frl. Helene Lange und Dr. Fr. W. Foerster. Den musikalischen Teil der Feier hat der Otto Schmidt'sche Gesangverein übernommen.

Montag, den 16., Dienstag, den 17., und Mittwoch, den 18. Oktober, abends 8 Uhr in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstr. 13/14 Vortragszyklus von Herrn Dr. F. W. Foerster, Privatdozenten aus Zürich über: „Die Kulturprobleme der Gegenwart vom ethischen Standpunkte."

In diesen Vorträgen werden u. a. folgende Fragen behandelt werden: Die Anwendung der Ethik auf die Völkerpolitik. — Das Rassenproblem. — Der Schutz der Schwachen und die Anstelle der Thätigkeit. — Die Frauenfrage. — Die Arbeiterfrage. — Menschenbehandlung und Menschenbeurteilung im Kampf ums Recht. — Jugenderziehung im Einklang mit den neuen Lebensbedingungen. — Die christliche Kirche gegenüber den ethischen Bedürfnissen der Gegenwart. — Das Freidenkertum und die religiöse Ueberlieferung. — Die ethische Bewegung.

Eintrittskarten zum Preise von 50 Pfg. für den ganzen Zyklus sind im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16, Hof III, Nachm. 5—6 Uhr; in den Buchhandlungen von Cronbach, Leipzigerstr. 8, Walther & Apolant, Markgrafenstr. 60, Schweitzer & Mohr, Potsdamerstr. 42 und abends am Saaleingang zu haben.

Sonntag, den 15. Oktober, abends 7 Uhr im Saale des Berliner Handwerker Vereins, C. Sophienstr. 15, dritter Unterhaltungsabend zum Besten der öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K.

Mitwirkende: Frl. Bertenberg, Kgl. Hofschauspielerin, Frau Lina Marschall (Gesang), Herr Prof. Gustav Holländer (Violine).

Karten zu 20 Pfg. in der Lesehalle, Neue Schönhauserstr. 13 (12—3 und 6—10 Uhr) beim Hilfspersein für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25, und bei den Herren Siegel, Friedrichstr. 90 — Schimmel, Königstr. 31 — W. Latte, Münzstr. 23a — R. Krebs, Neue Jakobstr. 13 — G. Trams, Kraustr. 26a — E. Horn, Saarbrückerstr. 16 — A. Dieter, Lützowstr. 32 — H. Wagnikow, Müllerstr. 14 — F. Poselel, Oranienstr. 25 — A. Träger, Ifflandstr. 8 und an der Abendkasse.

Freitag, den 27. Oktober, abends 8½ Uhr im Bürgersaal des Berliner Rathauses Monatssitzung. 1. Bericht des Vorsitzenden über den Wiesbadener Gesellschaftstag. 2. Vortrag Dr. Arons: „Wesen und Hauptaufgaben des modernen Humanismus." Gäste willkommen.

Soeben erschien:

Handbuch der Humanen Ethik

von

F. Wyß, alt Schulinspektor.

Eine Sittenlehre mit wissenschaftlicher Begründung, ohne Theologie, für Eltern, Lehrer und Schüler.

Preis broschiert **Mk. 2.—**, hübsch in dauerhaftem Leinenband gebd. **Mk. 2.60.**

Verlag von Schmid & Francke, Bern.

Neuer Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Das Ende des Marxismus

von

Dr. Paul Weisengrün.

Gr.-8°. Preis Mk. 1,50.

Die Schrift des in sozialwissenschaftlichen Fachkreisen nicht unbekannten Autors dürfte in unserer Zeit, wo sich eine Revision des Sozialismus in Theorie und Praxis vorzubereiten beginnt, Fachkreise und Laien gleichmäßig interessieren.

= Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. =

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Dr. F. Wollny. Ueber die neuesten auf Landerwerb und Kolonisation in den Ländern fremder Weltteile ausgehenden Staatsunternehmungen. Preis 0,40 Mk.

— Irrwege der Gegenwart. Preis 0,60 Mk.

— Freisinnige Betrachtungen über die neue Militärorganisation. Preis 0,40 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2880.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Rabatt wird in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a, gewährt.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 14. Oktober 1899. | Nr. 41.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Majestätsbeleidigung. Von Philalethes. — Der Mädchenmord von Polna. Von A. G. v. Suttner. — Ludwig Knaus. Von G. Hermann. — Die Dienstbotenfrage als soziale Frage. Von P. Berthold. — Streiflichter: Erziehung zur Demokratie in Frankreich. Der Massenvertrieb der Volksliteratur. — Bücherschau: Dr. L. Besser, Die menschliche Sittlichkeit ꝛc. bespr. von W. Boelsche.

Majestätsbeleidigung.

Von Philalethes.

„Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gebracht wird," so äußert sich Goethe einmal, „nimmt sich nicht gut aus; denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen; denn der Uebermächtige, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern. „Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen" — sagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte. Auch damals also wollte man schon dem Monarchen verwehren, in die Arena der politischen Diskussionen hinunterzusteigen, dagegen auf der anderen Seite die Grenzen der Kritik so weit als möglich gezogen wissen. Und so dachte auch Friedrich der Große: „Raisonniert so viel ihr wollt, aber gehorcht."

Heute wird dieses Verhältnis immer mehr umgekehrt. Der Monarch greift bei uns immer mehr in die politische Diskussion ein, und demgegenüber soll die Freiheit der Kritik immer mehr eingeengt werden. Vor einigen Monaten war von zwei Seiten her wieder der Versuch gemacht worden, die Freiheit der Kritik gegenüber dem Monarchen zu nichte zu machen: das eine mal durch den Minister Brefeld im Reichstage, das andere mal durch ein Erkenntnis des Reichsgerichts, welches die Bestrafung eines Redakteurs bestätigte, der zwar nur die Thronrede politisch kritisiert hatte, aber in und mit dieser Thronrede eben auch solche Teile, die gleichzeitig als persönliche Willensäußerungen des Monarchen aufzufassen seien. Der eine Fall, in dem einer der höchsten Vertreter der Exekutive dem Parlamente generell verwehren wollte, den politischen Meinungsäußerungen des Kaisers gegenüber sich zu äußern, ist ebenso ungeheuerlich als der andere Fall, der Vorstoß der höchsten richterlichen Gewalt gegen die Freiheit der Kritik.

Ein neueres ungeheuerliches Beispiel zur Theorie und Praxis der Majestätsbeleidigungsprozesse liegt in dem drakonischen Urteil gegen den sozialistischen Abgeordneten Schmidt vor. Es wird darüber berichtet:

„Das Urteil der Magdeburger Strafkammer in dem Majestätsbeleidigungsprozeß gegen den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Schmidt muß nicht geringes Aufsehen hervorrufen, als das frühere bis jetzt nicht aufgehobene Urteil gegen den Redakteur der „Volksstimme", Müller. Drei Jahre Gefängnis wegen Aufnahme einer Fabel, aus der erst durch indirekte Schlüsse eine Majestätsbeleidigung gefolgert werden kann, ist ein drakonisches Urteil, das zu dem Vergehen in keinem Verhältnis steht. Daß außerdem noch das Abgeordnetenmandat aberkannt wird, erhöht das Befremden über dieses Urteilsstrafmaß. Vor allem wird das Rechtsbewußtsein auf das Empfindlichste dadurch verletzt, daß das Urteil gegen Redakteur Müller aufrecht erhalten bleibt, trotzdem feststeht, daß dieser an der Aufnahme des beleidigenden Artikels ganz unbeteiligt war. Und trotzdem hat man ihn zu vier Jahren Gefängnis verurteilt, und seine Revision dagegen blieb erfolglos. Jetzt ist der wirkliche Täter abgeurteilt worden, nachdem er sich selbst gestellt hatte. Wir meinen, ein Wiederaufnahmeverfahren zu Gunsten Müllers ist jetzt unerläßlich, und wenn die Rechtspflege nicht an Autorität empfindlich einbüßen soll, muß dies Wiederaufnahmeverfahren Erfolg haben. Abg. Schmidt aber, dem sein Reichstagsmandat aberkannt worden ist, wird von seiner Partei zweifellos wieder aufgestellt und ebenso sicher wiedergewählt werden. Dafür hat schon das dem Rechtsempfinden des Volkes nicht verständliche strenge Urteil gesorgt."

Die schlimmen politischen Folgen dieses Zustandes liegen auf der Hand, und man braucht in dieser Beziehung oft Gesagtes nicht zu wiederholen. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als eine völlige Erschütterung der Monarchie, um eine langsame, aber um so sicherere Untergrabung alles monarchischen Gefühls und eine völlige Diskreditierung monarchischer Institutionen bei allen, die ein Gefühl für Recht und Billigkeit haben. Und nicht minder verhängnisvoll sind die sittlichen Folgen für unser ganzes Volksleben. Wo die freie Kritik in solcher Weise gewaltsam unterbunden wird, da schlägt der Widerspruchsgeist gleichsam nach innen und erzeugt Haß- und Rachegefühle, äußerlich aber das Scheinwesen, die Heuchelei.

Dem weiteren Umsichgreifen dieser verheerenden Wirkungen vorzubeugen, giebt es zunächst, wie die Dinge liegen, nur ein wirksames Mittel: gänzliche Beseitigung der Majestätsbeleidigungsparagraphen, überhaupt des ganzen Begriffs der Majestätsbeleidigung aus unserem öffentlichen Leben und aus der Jurisdiktion. Dieser Ueberrest römischer Cäsarenherrschaft war von jeher und ist immer mehr ein fortdauernder Widerspruch gegen alle Begriffe von Sittlichkeit, welche die moderne Zeit errungen hat. Die alte mystische Vorstellung von göttergleichen Qualitäten des Cäsar kann doch im Ernste heute von niemand mehr aufrecht erhalten werden. Wie also will man den Begriff der Majestätsbeleidigung begründen? Der Monarch ist, wie auch der jetzige Kaiser anerkannte, der erste Diener des Staates, und wenn seine Ehre verletzt worden ist, muß und soll sie auf rechtlichem Wege wieder hergestellt werden. Aber warum nicht in derselben Weise wie bei

Digitized by Google

anderen Menschen? Gesetzt, die Ehre eines einfachen Arbeiters sei in derselben Weise verletzt worden wie die des Kaisers — darf der erstere nicht auf dieselbe Sühne Anspruch erheben als der letztere? Sind nicht beide Menschen, daher, wie weit verschieden sie auch an Rang und äußeren Ehren sein mögen, in Bezug auf die sittliche Qualität der immren Ehre völlig gleich zu achten? Es giebt also da nur zwei Fälle: entweder hält man die Sühne, welche der Ehrverletzung eines einfachen Unterthanen zugebilligt wird, für nicht ausreichend für den Kaiser, dann müssen die Strafen entsprechend allgemein verschärft werden, oder man hält sie für ausreichend im ersten Falle, dann sind sie es auch im zweiten. Der einzige Scheingrund, den man für eine solche Differenzierung vorbringen kann, ist der, daß, je höher ein Mensch stehe, er um so leichter Ehrverletzungen ausgesetzt sei, um so mehr also geschützt werden müsse. Aber gerade das Umgekehrte folgt daraus: um so weniger kann ihn eine Beleidigung berühren, um so leichter kann er sie verachten, um so eher also den äußeren Schutz entbehren. Diese Schlußfolgerung ist in England, der festesten aller Monarchien, gezogen, wo es keinen Majestätsbeleidigungsparagraphen giebt und Beleidigungen gegen den Monarchen niemals verfolgt werden.

Und nun bedenke man, welcher Art die Motive sind, aus denen heraus die gerichtlich verfolgte und schwer bestrafte Majestätsbeleidigung zumeist entsteht. Im einen Falle handelt es sich um eine harmlos gemeinte drastische Wendung, welcher einfache Leute sich im vertrauten Gespräch bedienen, im andern um eine ernste Kritik bestehender Mißstände, also geradezu um Erfüllung einer sittlichen Pflicht, bei der die Person des Monarchen nicht ganz aus dem Spiel gelassen werden konnte! Welche Beugung des Rechtsgefühls und welche Verletzung des sittlichen Bewußtseins rufen in solchen Fällen — und sie bilden die überwiegende Majorität — die Majestätsbeleidigungsprozesse hervor! Aber selbst wenn diese sogenannten Majestätsbeleidigungen hundertfach schlimmer wären als sie sind, — wäre nicht der Schaden, sie ungesühnt zu lassen, ein wahres Nichts gegenüber den politisch und sittlich verheerenden Wirkungen, die diese Prozesse und Verurteilungen ausüben? Sollte das deutsche Volk noch nicht so weit sittlich gereift sein, um wie das englische im politischen Meinungskampfe, so weit das möglich ist, Ehrverletzungen gegenüber jedem, auch dem König, niederzuhalten durch die Macht der öffentlichen Meinung, das Dominieren der Besten, die gegen Meinungen, nicht deren Urheber, gegen Anschauungen, nicht deren Vertreter kämpfen; es sei denn, daß der Kampf gegen das direkt Unsittliche geführt werden muß? Wäre Deutschland dieser sittlichen Freiheit noch unfähig, so wäre es ohne Sinn, es überhaupt wie ein freies Land zu regieren, so müßte man zur patriarchalischen Verfassung zurückkehren.

Der Mädchenmord von Polna.

Von A. Gundaccar von Suttner (Schloß Harmannsdorf N.-Oest.).

Unweit vom böhmischen Städtchen Polna, in einem Walde, durch den die Straße führt, wurde zu Anfang dieses Sommers eine abscheuliche Mordthat an einem jungen Mädchen verübt. Man fand die Leiche ungefähr drei Tage später, auf dem Bauche liegend, die Beine im Kniegelenk im rechten Winkel aufgestellt. Der Kopf war durch einen tiefen Messerschnitt fast vom Rumpfe getrennt. Außerdem konstatierte die Gerichtskommission Wunden am Haupt, von Steinschlägen herrührend, und Strangulierungsspuren am Halse. Der blutbefleckte Strick, mit dem man die Würgearbeit vollzogen hatte, wurde unweit von der Stelle entdeckt.

In der Anklageschrift hieß es: „Der Leichnam lag in einer Blutlache, in seiner Nähe wurden zwei mit Blut bedeckte Steine vorgefunden. An einer zweiten Stelle fand man deutliche Spuren geronnenen Blutes, auf einem Fleck sogar noch frisches Blut."

Ich erwähne diesen Passus, weil er im Laufe der Verhandlung ganz unbeachtet gelassen wurde und weil die beiden „sachverständigen" Aerzte dem antisemitischen Vertreter der Ermordeten den Liebesdienst erwiesen, in einer Weise ihr Gutachten abzugeben, daß mit einem Schlage dieser Fall zu einem sensationellen wurde, indem der obenerwähnte Vertreter in spitzfindiger — oder sagen wir besser: spitzbübischer Umschreibung das Verbrechen zu einem Ritualmorde stempelte.

Der österreichische Antisemitismus steht in zu inniger Verbindung mit dem französischen, um sich die Gelegenheit zu einem wenigstens kleinen Reunes entgehen zu lassen. Wir sahen, wie in Frankreich die Clique Mercier-Clam-Henry vor keiner Fälschung, vor keinem Betrug, vor keiner Verhetzung zurückschreckte, um dem Opfer eines Schurkenkomplottes den Garaus zu machen. Wir konnten nun auch in Polna sehen, wie die würdigen Genossen jener französischen Gesellen ans Werk gingen, weniger um das Opfer an den Galgen zu bringen (denn dieser jüdische Vagabund, der angeklagt und verurteilt wurde, war eine zu geringe Persönlichkeit) sondern um das ge amte Judentum Oesterreichs ins Herz zu treffen.

Man machte sich mit einem niederträchtigen Raffinement ans Werk: Eines Tages plötzlich ging es wie ein Lauffeuer durch die Gegend: Hilsner, der jüdische Strabanzer, hat die Mordthat verübt! Geheimnisvolle Fremde tauchten in dem Städtchen auf, die sich für Geschäftsleute, Einer sogar für einen Schneider ausgaben, bei den Leuten Viktualien bestellten und bei dieser Gelegenheit Gespräche anknüpften, deren spezielles Thema die Mordthat im Polnaer Walde bildete. Sie schnüffelten überall herum, knüpften Bekanntschaften mit Solchen an, bei denen antisemitische Reden ein Echo fanden, und bald darauf erschien ein Herr, der sich als Abgesandter des Wiener „Deutschen Volksblatts" zu erkennen gab, und der erklärte, er sei im Auftrage seines Blattes gekommen, um eingehende Enquêten anzustellen, denn man könne nicht wissen, ob die berufenen Gerichtspersonen objektiv genug seien, sobald es sich um eine durch einen Juden begangene Mordthat handelte.

Und wie stellte dieser Herr seine Enquête an? Er lockte den Bruder des Verdächtigten, einen halbwüchsigen Burschen, ins Gasthaus, machte ihn betrunken und brachte den Jungen dazu, allerhand konfuses, den Bruder thatsächlich zum Teil belastendes Zeug zu reden. Anscheinend schrieb der Biedermann dabei unschuldige Ansichtskarten, thatsächlich stenographierte er aber auf diesen Karten alles, was der betrunkene Bursche daherschwätzte.

Bis dahin war Polna und Umgebung antisemitenrein; man vertrug sich ganz gut mit den Bewohnern des Judenviertels, ja ein in der Nähe ansässig gewesener Jude genoß sogar die Liebe und Verehrung der ganzen Umgebung, denn er lebte nur der Bethätigung zweier Tugenden: der Nächstenliebe und der Barmherzigkeit. Sein großes Vermögen hatte er nach und nach fast ganz auf Werke der Mildthätigkeit ausgegeben, die sich auf Alle ohne Unterschied der Konfession erstreckte. Als dieser edle Menschenfreund starb, kamen auch Tausende von dankerfüllten Schühlingen herbei, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Den Emissären der Wiener Antisemiten-Zentrale sollte es nur zu bald gelingen, einen Umschwung in der friedlichen Gesinnung der Bevölkerung hervorzurufen; es wurde aber auch mit Hochdruck gearbeitet: Flugblätter, den Ritualmord behandelnd, überfluteten das Land, Ansichtskarten mit antisemitischen Losungsworten regnete es über die Ortschaften herein, selbst solche, in welchen die Mordthat bildlich dargestellt war. Nachdem einige Tausend solcher Karten im Umlauf gesetzt waren, sah sich die „ewig wachsame" Be-

Digitized by Google

hörde veranlaßt, die Konfiskation auszusprechen. Den Antisemiten konnte dies gleichgiltig sein; sie hatten vollauf Zeit gehabt, den Keim zu legen, der auch frisch und freudig emporschoß.

Hält man unter den Antisemitenhäuptlingen, die zu besitzen wir das Glück haben, Umschau, so wird man finden, daß sie so ziemlich das Aequivalent der Pariser Größen bilden: Vergani, der Begründer und Herausgeber des „Deutschen Volksblatt“ hält dem Herausgeber der „Libre Parole“ Drumont ungefähr die Stange. Lange hat er am Hungertuch genagt; er war ursprünglich polnischer „Patriot“ und ging in den Gefilden seines galizischen Heimatlandes nur in Stiefel, Pumphose und Konfoderatka einher. Heute ist er deutscher „Patriot“. Schmutziger, ans Strafgesetz streifender Affairen halber mußte er sein Abgeordnetenmandat zurücklegen. Vor seinem ehemaligen Gönner und jetzigem Todfeinde Schönerer ist er winselnd gekrochen, so lange er materielle Unterstützungen zu erwarten hatte. Mit dem Anwachsen des Antisemitismus wuchs auch das anfangs zwischen Leben und Tod schwankende Blatt, und die sogenannten jüdischen Banken halfen ihm durch fette Inserate redlich auf die Beine. Dank dieser gut angewandten Finforge ist Herr Vergani heute quelqu'un; er besitzt ein Haus, den „Antisemitenhof“ in Wien und fährt in seiner eigenen Equipage. Seine Mittel erlaubten es ihm also, einen Spezialredakteur nach Polna mit der Mission zu entsenden, dort mit Hintansetzung des Gerichtes eine Vorunterſuchung einzuleiten.

Bei der Gerichtsverhandlung erwies sich der Missionschef des „Deutschen Volksblatt“ allerdings nicht als der große Mann, als der er sich ursprünglich geberdete. Er gab ziemlich kleinlaut an, daß die Sensationsnachrichten, die er an sein Blatt sandte, „humoristisch und als Frozzelei“ der Leser aufzufassen waren.

Es würde zu weit führen, wollte man den ganzen Verlauf des Prozesses hier wiedergeben. Hervorzuheben ist nur die Aehnlichkeit des Verhaltens des österreichischen Gerichtes und des Kriegsgerichtes von Rennes. Nach unserem Verfahren ist im Strafprozeß der Staatsanwalt der Vertreter der Klage. In Polna machte sich aber nebst dieser offiziellen, sehr wenig eingreifenden Persönlichkeit der Anwalt der Mutter der Ermordeten, Dr. Baxa, breit, ein rasender Antisemit, der eigentlich die ganze Verhandlung leitete. Als der Verteidiger des Angeklagten gegen die beiden „sachverständigen“ Aerzte ein sehr geschicktes Kreuzfeuer eröffnete und in sachlich-wissenschaftlicher Weise gegen die Blutbeschuldigungen dieser Herren reagierte, erging sich das abgerichtete Publikum in Schmähungen und Verhöhnungen. Der Vorsitzende ließ dies in der wohlwollendsten Weise zu und erhob nicht einmal die Stimme zu einer Rüge, wohl aber griff er mehrmals in einer Weise in die Diskussion ein, die ziemlich deutlich erkennen ließ, daß der Herr Hofrat auf dem Niveau der Ritualmordgläubigen stand. Alle Anträge, welche der Verteidiger des Angeklagten zu dessen Entlastung stellte, wurden zurückgewiesen. Das eigentliche corpus delicti, eine befleckte Hose, deren Flecke die Sachverständigen für „sehr wahrscheinlich, aber nicht bestimmt“ konstatierte Blutspuren erklärten, diese Hose machte alle Farben des Chamäleons durch, denn die verschiedenen Zeugen, die den Angeklagten am Abend der Mordthat gesehen haben wollten, gaben der Reihe nach eine förmliche Farbenskala an: der Eine war ihm in der vorliegenden grauen Hose begegnet, der Andere in einer lichten, der Dritte in einer grünen, der Vierte in einer blauen und der Fünfte in einer schwarzen. Ein Zeuge erklärte sogar, seinen Mann auf eine Entfernung von 630 Schritt in der Dämmerung erkannt zu haben.

Der Angeklagte, ein verkommenes, arbeitsscheues Individuum aus dem Judenviertel, der thatsächlich der Ermordeten mit Liebesanträgen nachgestellt haben soll, — bewiesen wurde dies auch nicht, — wurde der Teilnahme am Verbrechen schuldig erkannt und zum Tode durch den Strang verurteilt. Wer aber die Haupthäter waren, das überließ das Gericht Anderen zu konstatieren. Vielleicht haben die Geschworenen den richtigen Instinkt gehabt, aber keinesfalls konnten sie aus der ganzen Verhandlung, die keinen einzigen Beweis erbrachte, eine ehrliche Ueberzeugung gewinnen. Der objektive Beobachter aber konnte sich eine Ueberzeugung verschaffen, nämlich die, daß in diesem Falle der Leitgedanke der war: Um einen Juden mehr oder weniger, was liegt daran!

Was aber das Empörendste bei der Sache war, das war das Behagen, mit welchem der Gerichtshof zur Wiedergeburt des Blutmärchens Gevatter stand. Vergessen denn diese Patentchristen ganz, daß vor etwa 1600 Jahren ihre Glaubensbrüder von seiten der römischen Machthaber ganz desselben Verbrechens beschuldigt wurden, und daß noch in neuerer Zeit den Christenverfolgungen in China solcher Aberglaube zugrunde lag? Der jüdische Kultus enthält nichts, keine Zeremonie, die auf die Verwendung von Blut schließen ließe, — wohl aber der christliche. Ungebildete Aberglaubige, die sich nicht in die religiöse Ertase der Christen zu versetzen vermögen, können viel eher in die Versuchung kommen, die Bekenner des Christentums Anthropophagen und Vampyre zu nennen, wenn sie den Ausdruck vernehmen und mißdeuten, der da lautet: „Nehmet das Brot und esset, denn es ist mein Leib, — nehmet den Wein und trinket, denn es ist mein Blut!“ Und wenn man den ersten Christen nachgesagt hat, daß sie bei ihren geheimen Konventikeln Menschenblut genossen, so hatte das wenigstens scheinbar mehr Berechtigung, als wenn man heute diese abscheuliche Verleumdung auf das Judentum wälzen will, das jedem symbolischen und realen Blutritus feindlich gegenüber steht.

Daß aber ähnliche unerhörte, eine ganze Bevölkerungsschichte beleidigende und bedrohende Anschuldigungen in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung ausgesprochen werden durften, ist nur ein Beweis mehr, mit welcher Beschleunigung wir in Oesterreich in das Zeitalter der Hexenprozesse zurückschreiten.

Ludwig Knaus.

Von Georg Hermann (Berlin).

Ludwig Knaus beging am 5. Okt. seinen siebzigsten Geburtstag. Es giebt bei Ludwig Knaus viel „für“ und viel „wider“. Schon die Art seines Erfolges. Es ist keine kleine Gemeinde, welche er sich gründete, nein, auf den ersten Schlag jubelt ihm sofort die Menge zu, ist begeistert, entzückt. Das spricht gegen ihn. Aber dieser Erfolg ist von Dauer; die wankelmütige Menge, die heute das niedertritt, was sie gestern erhob, bleibt ihm treu — und das spricht für ihn, das zeigt, daß er Bleibendes geschaffen, daß er einen ganz bestimmten Ton hell und klar angeschlagen hat, der in allen gleich starken Widerhall fand. Der schnelle Erfolg liegt in Aeußerlichkeiten seiner Kunst, welche Schwächen gleichkommen; der bleibende Erfolg hat seine seelischen Begründungen. Knaus ist aus Wiesbaden gebürtig, und auch seine Kunst ist im Rheinland hinunter bis Düsseldorf, hinauf bis in den Schwarzwald beheimatet, in jenem ältesten und reichsten Kulturgebiet Deutschlands. Schilderer und Geschildertes sind untrennbar vereint; ein freies, sorgloses, bewegliches, vergnügungssüchtiges Volk, schmuck, geistig regsam, gern scherzend und lachend, das treu und zäh an Althergebrachtem hängt, hat hier seinen künstlerischen Interpreten gefunden, der nicht kritisch, sondern frisch — mit gleichen Eigenheiten ausgestattet, wie es selbst — ihm gegenübertritt. Der glückliche Sohn einer alten Kultur, stellt sie uns dar; und gerade daß sie schon heute im Verblassen begriffen ist, um andern Lebensbedingungen Platz zu machen, grade das

Digitized by Google

läßt sie uns doppelt lieb und wert scheinen; denn wir wollen sie nicht weggeben, weil sie reich, schön und glücklich war, und wir hängen an ihr mit wehmütiger Pietät, wie an einem alten Erbstück. Es liegt etwas echt Deutsches, Gemütliches, Anheimelndes in ihr; in den Zimmern da weht noch etwas von der Luft, wie sie uns aus einen Dürer „Hieronymus im Gehäuse“ entgegenschlägt; unter den breiten Dorflinden versammeln sich die Mägde und Burschen zum Tanz, hübsche, schlanke Menschen, sauber gekleidet — den Armen drückt die Armut nicht, und den andern sieht man es an, daß sie ihr Geld im Kasten liegen haben; in den kleinen winkligen Häusern der Städtchen, da wohnen alte oder junge Originale, über deren Eigenheiten man lachen kann, ohne sie zu verletzen, und in den Familien hausen drei, vier Generationen zusammen, kleine drollige Kinder spielen umher und alte Urahnen sitzen nachdenklich im Ofenwinkel, — die Möbel, die Gerätschaften alles so, als ob es für Jahrhunderte geschaffen wäre. Keiner hat wie Knaus all diese Dinge so warm, so innig empfunden, so hell, so freundlich und doch im Innern nicht unwahr gegeben. Ein Hasenclever, ein Schrödter und andere zeichneten auch das deutsche Original, jene heute schon fast ausgestorbenen Typen, aber mit kritischem Sarcasmus; Bauernmaler, wie Becker, Dielmann schufen auch Scenen aus dem Leben der hessischen Landbevölkerung, aber nicht so frisch, so unmittelbar; sie sahen mehr in ihnen das Komische, das Nebensächliche, als das Bleibende; sie gaben nicht die Rassenmerkmale. Knaus giebt den Bauer zwar in Sonntagslaune, in Festkleid und Feststimmung, aber der Sonntag spielt dort auch eine größere Rolle, als der Werktag; Millets Bauern sind Söhne der Scholle, haben den Pflug in der Hand, die Bauern alter Holländer sind unverwüstliche Trinker und Raufer, Knaus' Bauern sind gesellig und harmlos und das doppelt, da wir sie im Spiegel eines glücklichen Naturells sehn Und dieses glückliche Naturell, das ist es, was uns ihm unterthan macht; wie bewundern und beneiden wir einen Mann, der es vermochte, sein Lebtag guter Laune zu bleiben immer froh, heiter in die Welt zu sehn, und frisch zu plaudern in der treffenden charakterischen Weise des Rheinländers. Was die Arbeiten des Künstlers heraushebt aus dem Mittelmaß, ist, daß sich hier scharf, klar in einer Person alle Eigenheiten eines Volksstammes verkörpert haben, und was man ihnen vorwerfen kann, das mögen auch Fehler dieses Volksstammes sein. Sie plaudern gut und gern, diese Rheinländer; und so kommt es, daß auch Knaus' Kunst einen ausgesprochenen litterarischen Charakter hat; bei ihr ist das „Was“, wichtiger als das „Wie“. Die alten Holländer — ein Ostade, ein Bronwer, gingen in ihren Bauernbildern als echte, wahre Maler immer nur von der Farbe aus, Knaus geht von den Menschen aus; und auch sein Humor ist der Humor jener verflossenen Tage; jenes viel zu viel, die Freude an plötzlichem Schreck, Verwirrung, die Liebe zum Marktkram und tausend Kleinigkeiten, neben der Haupthandlung so und soviel Nebenhandlungen, neben dem Charakteristisch-Wichtigen, hundertlei Unwichtiges; auf einem Bild geht da oft soviel vor, daß es uns fast an die Anschauungstafeln erinnert, mit denen man Kinder unterweist, und das alles ist so auffällig, so unterstrichen, so in Gänsefüßchen gesetzt, daß es oft unangenehm wirkt Bei scheinbarer Natürlichkeit selbst sind die Dinge doch auf der Theaterbühne aufgebahrt, und all' diese hübschen Züge — scheinbar ungekünstelter — Gemütsbewegungen sind dem Modell abgesehen, das sich in die Rollen zu schicken versteht. Die Menschen wissen alle, daß sie gemalt werden, selbst die kleinsten Strampelchens sind mit Bewußtsein drollig und lieb. Das Schönheitsideal des Malers, besonders in der Darstellung von Frauen und Mädchen, ist nicht frei von Weichlichkeit und Sentimentalität; sein Landschaftsgefühl hingegen zeigt oft ein durchaus modernes Verständnis für die Seele und die Linie eines Stücks der Natur.

Als Kolorist ist Knaus zartbesaitet, feinfühlig im Stile der Holländer, ohne gerade besondere Qualitäten aufzuweisen; Wandlungen in seiner Malweise hat er kaum durchgemacht, trotzdem er persönlich allen heutigen Kunstbestrebungen, welche im letzten Grunde doch nur auf eine stärkere und innigere Farbenfreude auslaufen, nicht unsympathi ch gegenübersteht. Seine Gestaltungskraft ist unerschöpflich wie seine Schaffenslust; zeitweise scheinen beide wohl zu erschlaffen, aber dann brechen sie plötzlich wieder hervor, sieghaft und zwingend, daß man anerkennen muß; nein, der Künstler ist nicht alt geworden, und doch ist er nicht einer von jenen, wie Böcklin, die erst in hohem Alter ganz sich selbst finden und ständig vorwärtsschreiten. Knaus' beste Schöpfungen gehören schon ferner Vergangenheit an; ein Bildnis wie das des Kunstfreundes Ravené (1856) Gemälde wie das Leichenbegängnis „Am Katzentischchen“ hat er nie übertroffen, kaum erreicht.

Zu Wiesbaden ist Knaus geboren, er ging aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervor und er ist auch stets der Schilderer kleiner einfacher Verhältnisse geblieben; bei allem Reichtum, welchen er erwarb, ist er sein Leblang seiner ersten Jugendliebe treu geblieben Er ward zuerst — wie sein Vater — zum Optiker bestimmt, es gelang ihm aber endlich die Akademie zu Düsseldorf zu besuchen; als man ihm als unbegabt Modellgelder verweigerte, freute er sich des lästigen Zwangs lebig zu werden, und wanderte auf Anraten des Bauernmaler Becker nach Villingshausen, um Studien zu machen. Das Resultat dieser Studien war ein „Tanz unter der Linde“, der im Jahre 1849 in Düsseldorf sogleich starke Anteilnahme fand. 1851 will er nur auf kurze Zeit nach Paris gehen. Damals strömte alles in das Atelier Coutures; Feuerbach, Henneberg, Spangenberg waren dort, um die Malerei im wahrsten Sinne, denn alle Tradition malerischer Mittel war den Deutschen in der Kartonzeit verloren gegangen, zu erlernen. Knaus will nur kurze Zeit in Paris verweilen, aber es werden 8 Jahre daraus. Der „Morgen nach der Kirmes“, ein deutsches Motiv, gemalt auf Pariser Boden, zeigt eigentlich den Künstler noch nicht von seiner liebenswürdigen Seite, sondern gleicht bei allem Humor der Einzelheiten doch mehr einer ernsten Sittenschilderung, sowie sie uns im Grunde ja auch aus holländischen Bauernbildern entgegentritt. Mit diesem Werk ist der 24jährige ein bekannter und beliebter Künstler, und nun entwickelt er schnell eine ausserordentlich reiche und glückliche Thätigkeit. 1856 das Portrait Ravenés. Der Kunstfreund sitzt vor einem Bild Meissoniers; über den Tisch, auf dem es steht, ist ein farbiger Teppich gebreitet, den Hintergrund aber bildet ein Gobelin von ruhiger Haltung. Die Komposition ist von wunderbarer Einfachheit und Klarheit (wenn wir das vom Mommsen und Helmholz der Berliner Nationalgallerie nur auch sagen könnten!) und die Stellung Ravenés hat etwas momentan Erlauschtes; der Kopf des kunstgenießenden Liebhabers ist vornehm in der Profillinie, in den Zügen spiegelt sich inniges Verstehen, eine stille feine Freude, die — wir fällt gerade ein ähnliches Motiv ein — gegen die gezierten Kunstkenner, wie sie Fortuny malte, wohlthuend wirkt. 1858—59 entstehen zwei Schöpfungen, die in Hunderttausenden von Reproduktionen verbreitet sind „Die goldene Hochzeit“ und „Die Taufe“. 1859 kehrt Knaus nach Deutschland zurück und wechselte öfter zwischen Düsseldorf, Berlin, Wiesbaden seinen Wohnsitz. „Der Taschenspieler im Dorfe“ ist das Bild, das Knaus am unkünstlerischsten und anekdotenhaft bis zum Aeußersten zeigt. Hier ist der dumme Bauer, über den er lacht. Alle Geberden des Erstaunens sind outriert und gestellt, jeder ist anders gerückt, hier Erstaunen, dort Furcht, dort Narrheit, aber alles übertrieben. Keller sagte einmal von Auerbach, seine Bauern-Schriftstellerei käme ihm vor, wie in Wirthäusern das Abbild des Gauls, der alle Gebrechen hat, Spat, Hasenhacken u. s. f. und solch Paradepferd für die

Digitized by Google

Schwächen der anekdotenhaften Bauernmalerei sich mit dies Bild zu sein. Aber aus gleicher Zeit stammt das Leichenbegängnis, — es soll auf eine Zeugenvernehmung des Künstlers zurückgehen — und alles, was gegen das Vorige gesagt worden ist — macht es zehnmal gut. Ein kleiner Hof, grauer Wintertag, beschneite Dächer. Die kleine, am Hause herabführende Treppe wankt ein alter Mann herab, aus der Thür wird der Sarg getragen, und die Kinder, um den Schulmeister geschart, beginnen zu singen — aphoristische Züge fehlen fast gänzlich. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen" in der Berliner Nationalgalerie; ich weiß, wenn man mich als Kind dort mit hin nahm, dann konnte ich mich nicht davon trennen, erstens die schluckenden Katzen vorn und dann der große Hund, vor dem die Kinder nicht einmal Angst hatten; und dort zupft der eine den andern vom Essen fort, er thut recht daran; und der da hinten versucht sogar gegen seine Nachbarin zärtlich zu werden, auch ihm vermag ich nicht so ganz Unrecht zu geben. Heute meine ich, dieser silbergraue Schleier über dem Ganzen ist doch recht vornehm, und wenn das nicht gerade Knaus gemalt hätte, könnte das nicht vielleicht Goethe in den ersten Büchern von Wahrheit und Dichtung beschrieben haben? Ist das nicht wunderbar erfaßt, die ganze altklinge, harmonie Sphäre seiner Kinderwelt; der Knabe, der dort aufsteht, um einen Toast zu halten, das könnte er ja selbst sein, und der Ort sicherlich bei Bockenheim oder wo man sonst hinanzieht, ist er zu finden. Den Künstler als den so beliebten Schilderer der Kinderwelt vermag ich nicht zu schätzen. Niedlich sind die Dinge, anmutig, harmlos, friedlich — aber sie sind innerlich unwahr. Man versteht recht, ich verlange gewiß nicht einen Verismus: wie kann es den geben, wir wissen ja gar nicht, wie die Dinge aussehen, aber ich fordere organische Schöpfungen, nicht Dinge, die nur geschaffen zu sein scheinen, damit junge Damen sagen können, „ach wie reizend". Belassquez kann Kinder darstellen — er, der große Realist — viel anmutiger, viel poetischer als Knaus. Liebermann kann es heute, Dora Hitz, Susanne Golofschmidt viel inniger, viel ernster, viel liebevoller — aber Knaus kann es nicht; seine Kinder leben nur in Gedichten einer bestimmten Sorte von Poeten, die Gedichtbücher für brave Knaben und Mädchen schreiben. Das Dämmernde, Traumhafte des Kindes, das Vegetative seines Seins erschließt Knaus nie, wohl erzählt er ganze Geschichten, geistvoll, witzig, amüsant — aber das eigentliche trifft er nicht. Seine Tiere, seine Hunde und Katzen kommen auch kaum über eine oberflächliche Charakteristik hinaus. Aber darin, daß er alles junge Getier — sei es nun menschlich oder tierisch — so liebt, zeigt sich doch wieder ein ganz sprechender Zug seines Wesens, das starke Gefühl für Generationswechsel und Entwicklung. Und hierin ist auch ein Grund seiner Beliebtheit zu suchen, ist ein Mittel seines Humors, denn wir lieben alles täppisch-unfertige, und vermögen zum Beispiel einen jungen Hund nicht ohne stilles Lachen anzusehen. Die allegorischen und mythologischen Bilder behagen mir nicht. Die Anlehnung an Murillo ist zu stark ausgesprochen, so in seiner „Heiligen Nacht", „Caritas" und die ganze Auffassung des Lieblichen grenzt zu sehr an das Weichliche. Besonders bei einem Amorettentanz „Frühlingsreigen" fällt diese Lasciheit auf. Was macht ein Böcklin, was hat ein Albani aus solchem Motiv gemacht! Da wirbelt das nur so umher und die Kerschen werfen sich ordentlich zurück vor Lust und Uebermut, und hier „feierlich gedreht im Kreise". Seine Einzelfiguren, von denen jede versucht, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, „Ich kann warten", „Sic transit gloria mundi" sind doch bei alledem, was man gegen sie sagen mag, von feiner, geistvoller Charakteristik. Aber sich selbst überboten an Laune und Witz, an reizvoller, lustiger Beobachtung hat Knaus in den Bildern aus jüdischem Milieu: „Salomonische Weisheit", „Der erste Profit", „Die Judengasse in Amsterdam". Der erste Profit, diese Verschlagenheit und diese Freude des Kleinen — so etwas kann mit der ganzen Genremalerei verlöschen! Unvergleichbar ist bei dieser Zeiger der Einfluß der Murillo'schen Straßenjungen. Aber was macht das! Die Sache ist so zwingend lustig und so sicher vorgetragen — daß wir doch eingestehen müssen: solches vermag nur ein ganz großer Künstler.

Hiermit ist natürlich das Stoffgebiet, die Thätigkeit, die Eigenart von Ludwig Knaus bei weitem nicht erschöpft. — Doch nur noch die Worte: Das „Aber" wird für spätere Geschlechter in ein nichts zusammenschrumpfen, denn sie werden es für Eigenheiten der Zeit nehmen, und als solche ihnen historisches Interesse abzugewinnen suchen, aber das „Für" wird gewinnen von Tag zu Tag, je weiter wir von seiner Realität kommen, desto lieblicher und begehrenswerter wird es uns erscheinen, und der Name Ludwig Knaus wird noch auf lange, lange hinaus einen guten Klang haben.

Die Dienstbotenfrage als soziale Frage.

Von P. Berthold.

Die Erörterungen über die vielbesprochene Dienstbotenfrage setzen meist bei einem Punkte ein, der die Frage nicht bei der Wurzel erfaßt. Infolgedessen führen sie oft zu Ausführungen, die so gut und klug sie auch sein mögen, nicht ausreichen, den geringsten Mängeln zu steuern, sowie zu Vorschlägen, die in der Praxis einfach unausführbar sind.

Thatsache ist, daß nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem flachen Lande ein großer Mangel an guten Dienstmädchen herrscht. Die meisten Mädchen drängen in Berufe, die sie außerhalb des Haushaltes beschäftigen. Die Fabriken, die Geschäfte und größeren Industriebetriebe brauchen und bezahlen schon zu einem Alter, in dem ein Mädchen als Dienstmädchen noch auf Bezahlung, wenigstens in barem Gelde, nicht rechnen kann, weil ihre Arbeitsleistung in einem Haushalt: noch eine recht ungenügende ist

Dennoch ist der ganz geringe Verdienst, den die jungen Mädchen meist auf Kosten ihrer körperlichen und moralischen Widerstandsfähigkeit heimbringen, infolge der allgemeinen schlechten Lohnverhältnisse für die Familie so notwendig, daß diese nicht abwarten kann, bis eine Tochter alt und kräftig genug ist, um in einen Dienst gehen zu können.

Ich habe von Handwerkers- und Tagelöhnersfrauen auf mein Befragen, warum sie 14 jährige Kinder nicht im Hause behielten zur Hilfe und Stütze bei einer stattlichen Reihe von Nachkömmlingen oft die Antwort bekommen: die „Große" muß verdienen.

Leider machen die Leute es sich nicht klar, und es wird ihnen auch selten klar gemacht, daß das Erhalten in ihrem kleinen Haushalt ebenso wichtig ist, wie das Verdienen und darum muß das kleine Mädchen entweder Lehrmädchen und Laufmädchen oder gar Fabrikarbeiterin werden. Es entgeht dem Kinde also schon die allererste Schulung zum guten Dienstmädchen. Wenn auch in gewissem Sinne hier die Not nicht die rechte Lehrmeisterin wäre, so ist es doch immerhin sehr ungünstig für ein Mädchen, fast als Kind schon dem Interessenkreise einer Häuslichkeit entzogen zu werden und nicht einmal die einfachsten Handgriffe zu erlernen. War aber ein Mädchen einmal in einer Fabrik oder in einem Geschäft, dann eignet sie sich, mit wenigen Ausnahmen, nie mehr für einen häuslichen Dienst.

Die freien Abende, der freie Sonntag gestatten Freiheiten, deren gewohnheitsmäßiger Mißbrauch eine solche Undisziplinierlheit zur Folge hat, daß den Fabrikmädchen, Industriearbeiterinnen und Ladnerinnen die Ordnung und Gleichmäßigkeit eines geregelten Haushaltes als unerträglicher Zwang erscheint Das ist der erste und gewichtigste Grund,

Digitized by Google

weshalb Mädchen, von denen es sonst durch die Lage der Verhältnisse zu erwarten wäre, in keinen Dienst gehen.

Aber unter den Tausenden von Mädchen, die auf eigenen Erwerb angewiesen sind, giebt es freilich auch Tausende, auf die Verhältnisse, wie die soeben geschilderten, keinen Druck ausüben. Doch auch diese ziehen jedem anderen Erwerb (selbst wenn er weniger anstrengend ist) einer Stelle als Hausmädchen oder Köchin vor, weil ihnen das Wort „Dienst“ eine gefürchtete Knechtschaft bedeutet. Durch alle Schichten der Gesellschaft zieht heute ein lebendiger Freiheitsdrang, aber die Hausfrauen wollen durchschnittlich dem gerechten Verlangen ihrer Hausbeamtinnen nach größerer persönlicher Freiheit nicht genügend Rechnung tragen. Hier sei der Sonntage gedacht, die an Kochen und Servieren meist größere Ansprüche stellen als die Wochentage, — des Verlangens nach Dienstbereitschaft vom frühen Morgen bis in späte Nachtstunden, — der Zähigkeit, mit der von der Herrschaft nur ungern ein 8—14 tägiger Erholungsurlaub gewährt wird!

Das persönliche Zusammenarbeiten der Frauen und Töchter des Hauses mit ihren Mägden, das für diese immer ein vorzügliches erzieherisches Moment war, hat im Strom der modernen Zeit längst aufgehört. Die Damen wollen sich ihrer Individualität nach ausleben — aber das Dienstmädchen soll Typus, und zwar möglichst Typus einer Hausmaschine bleiben.

Dies der zweite Grund, warum es immer weniger Dienstboten giebt.

Der Grund dafür, daß das Dienstpersonal immer weniger gut wird, liegt darin, daß die Hausfrauen auch immer weniger gut werden, d. h vom eigenen Haushalt immer weniger verstehen.

Der Ruf nach Fachschulen ist die Folge davon, doch kann eine Schule und Lehranstalt nie ein vollständig geschultes Dienstmädchen entlassen, wenigstens nicht geschult für jene Kreise, die am meisten über den Mangel an guten Dienstmädchen klagen. Von den Dienstmädchen wird verlangt, daß sie es verstehen die vorhandenen toten Luxusgegenstände zur Erhöhung des Komforts ständig zu beleben und brauchbar zu erhalten. Ueber das hierzu nötige Uebungsmaterial verfügt keine Anstalt oder Fachschule, weder in der Küche noch in den Wohn- und Schlafräumen, weder am Tisch noch in der Garderobe.

Die richtigen Fachschulen für Dienstmädchen sind die Haushaltungen selbst und wenn die Frauen und Töchter zugleich lehren und lernen wollten, wäre es um beide Teile besser bestellt.

Worin besteht aber vom sozialen Standpunkt aus der große Nachteil der Thatsache, daß es immer weniger und weniger gute Dienstmädchen giebt?

Gewiß nicht darin, daß die Herrschaften weniger gut bedient sind. Die Reichen können durch Lohnerhöhung und Vermehrung ihres Dienstpersonals immer ihre Ansprüche am Comfort befriedigen, und wenn im Mittelstande die Frauen und Töchter durch Dienstbotenmangel dazu kämen, selbst im Haushalt Hand anzulegen, so wäre das gerade ein Vorteil. Der bedauerliche und heute noch gar nicht ganz übersehbare Schaden, der der Gesellschaft aus dem Dienstbotenmangel erwächst, liegt in seiner Rückwirkung auf jenen Teil der Bevölkerung, aus dem die Dienstmädchen hervorgehen.

Wenn man Gelegenheit nimmt, in die Haushaltungen des Proletariats Einblick zu nehmen, kann man folgende Beobachtung machen: Haushaltungen, in denen die Frau als Mädchen Hand- und Fabrikarbeiterin war, sind, wenn sie durch irgend einen Mißstand aus dem Gleichgewicht kommen, in kurzer Zeit vollständig dem Ruin anheimgegeben. Die Frau versteht es nicht hauszuhalten, nicht zu kochen, nicht zu nähen, nicht zu waschen — der kleine Besitzstand verfällt rettungslos, die Kinder verwahrlosen. Eine Frau aber, die „gedient“ hat, die als Mädchen, wenn auch nur in einer kleinbürgerlichen Häuslichkeit gelebt und gearbeitet hat, bringt es oft fertig, unter den traurigsten, rückgängigsten Verhältnissen ihr bischen Hab und Gut zusammen zu halten, so daß unter günstiger Veränderung und kleiner Beihilfe der Hausstand sich rasch wieder erholen und aufblühen kann.

Diese Erfahrung aus der sozialen Praxis ist es, die die Dienstbotenfrage zu einer tief bedeutsamen macht. Aus ihr erwächst die Pflicht, durch Wort und Schrift und That aufklärend, ermutigend und unterstützend dahin zu wirken, daß sich wieder ein größerer Teil der weiblichen Erwerbsuchenden bereit findet, Hausarbeit zu erlernen und beruflich zu betreiben. Diesen Einfluß direkt geltend zu machen sind berufen: 1. Die Lehrerinnen der Volksschulen, 2. die Prediger vor und nach der Konfirmation und 3. die Vereinigungen zum Wohle der schulentlassenen Jugend, die ja auch hier in Frankfurt durch Beratungen und Stellenvermittelung in dem angedeuteten Sinne zu wirken vermögen.

Von der Heranziehung und Ausbildung eines großen Teiles der weiblichen Erwerbsuchenden zu guten Dienstmädchen hängt viel weniger das Wohlleben der Besitzenden als der Wohlstand und die Wohlfahrt des Volkes ab.

Streiflichter.

Erziehung zur Demokratie in Frankreich. Der soeben erschienene sechste Bericht über die ethische Bewegung (im Auftrage des eth. Bundes herausg. von Dr. F. W. Förster), der wiederum sehr wertvolles und reiches Material enthält, bringt auch über die Bemühungen zur moralischen Neu- und Wiedergeburt Frankreichs von Seiten der „Union pour l'action morale“ und der ihr nahestehenden Freunde interessante Mitteilungen. Wir entnehmen ihnen das Folgende:

Es ist höchst erfreulich zu sehen, wie sich inmitten der gewaltigen Krise des gegenwärtigen Frankreich die Zeichen der moralischen Wiedergeburt mehren. Eine Aera der Revision aller eingewurzelten Anschauungen scheint die geistig leitenden Kreise der Nation immer mehr in ihren Bann zu ziehen. Das tritt ganz besonders deutlich zu Tage in dem groß angelegten sozialethischen Unternehmen, das seit Oktober 1898 von dem Sekretär der „Union pour l'action morale“, M. Deherme, in die Hand genommen worden ist. Das Unternehmen führt den Namen: „Geistiges Zusammenwirken für den höheren Unterricht und die ethisch-soziale Erziehung des Volkes.“ Herr Deherme hat diesem Gedanken eine eigene Monatsschrift „La coopération des idées“ gewidmet, durch deren ausdrucksvolle und begeisterte Artikel er im Laufe von wenigen Monaten die Mehrzahl der Pariser „Intellektuellen“ für seinen Vorschlag einer „university-extension“ im größten Maßstabe gewonnen hat — und zwar besonders durch die Art, wie er die Notwendigkeit eines solchen Unternehmens durch die Ereignisse der letzten Monate zu beleuchten wußte. Bei den Universitätsausdehnungsbestrebungen der übrigen Länder steht die Geistesbildung im Vordergrunde; aktuelle soziale und moralische Probleme werden möglichst vermieden — während hier der sozialethische und pädagogische Gesichtspunkt die ganze Veranstaltung beherrscht. Herr Deherme hat den richtigen Ton getroffen, um die Intellektuellen zum Bewußtsein zu bringen, daß die französische Kultur nicht durch einmalige moralische Aktion der leitenden Geister zu retten ist, sondern daß es sich darum handelt, die Grundbedingung einer demokratischen Zivilisation zu erfüllen, nämlich die breiten Massen dem Treiben blinder Instinkte zu entziehen und eine „Elite des Proletariats“ zu schaffen, durch welche ein reiferes Urteil und edle Gedanken in das öffentliche Leben der Nation eindringen können. Folgende Sätze, die wir aus verschiedenen

Digitized by Google

Aufrufen und Artikeln der „Coopération des Idées" zitierten, mögen das Wesen des ganzen Unternehmens kennzeichnen: „Wir bauen auf die brüderliche Verbindung der Denker und der Handarbeiter. Unser Ziel ist mehr gegenseitige Erziehung als Unterricht. Es betrifft mehr die ethische als die intellektuelle Kultur . . . . Der blinde Fanatismus wird noch seine Opfer fordern — vielleicht mehr von Seite derer, die Gewalt üben, als derer, die vergewaltigt werden — die getäuschten Massen, vergiftet durch eine skrupellose Presse, geraten in Aufruhr über gemeinsame Sophismen und gehässige Doktrinen. Und warum? Wir sind schuld! Es ist eben nicht genug, sich selbst ein „moralisches Wohnhaus" zu bauen und mit Stolz dessen Harmonie und Schönheit zu betrachten. Unser Gewissen kann nicht ausruhen im Bewußtsein seiner Reinheit, wenn draußen unzählige lichtlose Gewissen bleiben. Wir alle sind mitverantwortlich für die tragischen Ereignisse, welche Schlag auf Schlag folgen. Was hilft unser bloßes Protestieren! Es wird schwach und nichtig bleiben, wenn wir nicht anderen Verbrechen und Irrtümern an der Wurzel vorbeugen . . . Wir müssen ins Volk gehen. Es giebt gar keine Vorwände und Verpflichtungen, welche Männer von Geist, Wissen und Herz von dieser gebieterischen Pflicht entbinden könnten. Endlich sieht man die Notwendigkeit ein, daß eine öffentliche Meinung in Frankreich geschaffen werden müsse. An Stelle des Partei- und Sektengeistes wollen wir den Geist der Versöhnung setzen. Wir wenden uns gegen keine Art von Utopie. Wir arbeiten nur daran, die Menschen vorzubereiten. Wir wollen den Lebenskern der künftigen Gesellschaft schaffen."

Im Sinne dieser Ausführungen hat dann Herr Deherme mit einer Reihe von Gesinnungsgenossen in verschiedenen Gegenden der Stadt Paris Versammlungsabende mit Einzelvorträgen, Kursen und Diskussionen eingerichtet. Er hebt immer wieder hervor, daß diese Veranstaltungen nicht etwa auf die bloße Belehrung der Arbeiter hinausgehen, sondern daß die ethische Wirkung der freundschaftlichen Aussprache und persönlichen Berührung die Hauptsache sei. Deshalb sei auch die neue Unternehmung nicht mit irgend welchen Bestrebungen zur Volksbildung auf eine Stufe zu stellen. Es handelt sich hier um etwas anderes und Neues, um einen ethischen Prozeß, der eine nominelle Demokratie zu einer wirklichen Demokratie machen soll. Es ist charakteristisch, daß zu den Hauptförderern der ganzen Bewegung Henry Berenger gehört, der Verfasser des Buches „Die Aristokratie des Geistes" — der durch dieses Bündnis der Intellektuellen mit der Arbeiterschaft die Voraussetzungen für eine Aristokratie auf demokratischer Grundlage schaffen will.

Die Veranstalter der sozialethischen Volkserziehung haben in ihrem Maueranschlage die Arbeiter mit folgenden Worten zu den Versammlungsabenden eingeladen:

„An die Arbeiter." Wir sind „Arbeiter" wie ihr. Aber wir glauben, daß das menschliche Leben reichere, dauerndere, höhere und weniger drückende Freuden hat, als es diejenigen des Wirtshauses sind. Wollt ihr die Unsrigen werden?

Ihr werdet unter uns weder Pedanten noch Sektierer, noch Ehrgeizige finden, sondern aufrichtige Freunde — ganz gleich was eure Ueberzeugungen sind.

Wir wollen nichts anderes sein als Menschen; das heißt mehr als bloße Instinkte: Gewissen, Geisteskräfte und Willensmächte. Und das Kameraden, werdet auch ihr wollen!"

Die Vortragskurse und Besprechungen haben vom Oktober bis Mai jeden Abend stattgefunden und von beiden Seiten zwar recht reiche Beteiligung gefunden. Namen ersten Ranges von der Sorbonne und den anderen Stätten der „Intellektuellen" haben sich zur Verfügung gestellt. Vergleicht man das Programm der Vorträge mit dem, was bisher von deutschen Universitäten in dieser Beziehung vorsichtig versucht worden ist, so sieht man zu seinem Erstaunen, mit welcher Unerschrockenheit man hier mitten in die aktuellen Probleme hineingegangen ist — was um so auerkennungswerter ist, als ja alles Gesagte der Diskussion von seiten der Arbeiter offen stand. Wir erwähnen z. B. folgende Themen:

Geschichte der Familie.
Die Theorie der freien Liebe.
Das Recht des Kindes auf die Monogamie.
Ehescheidung.
Alkoholismus und Geisteskrankheit.
Die Judenfrage in Algerien.
Die Unordnung im Gefolge der Gewalt.
Patriotismus und Internationalismus.
Die Entwicklung des Eigentums.
Die kulturellen Tendenzen zum Völkerfrieden.
Kolonialpolitik.
Intellektuelle und Proletarier.
Die Frauenfrage.
Das Recht auf Arbeit.
Die sozialistischen Genossenschaften in Belgien.
Die großen Streiks in England.
Geschichte der großen französischen Sozialphilosophen.
Geschichte der sozialen Bewegungen.

Neben diesen aktuellen Thematen wurden eine ganze Reihe litterarischer Gegenstände durch die namhaftesten Schriftsteller behandelt.

An diesen Veranstaltungen heraus ist nun die Idee entstanden — und bereits durch große Subskriptionen der Verwirklichung nahe, — zunächst in Paris und dann in den Provinzen „Volksuniversitäten" zu errichten, in welchen neben dem Vortragssaal auch Räume für Klubs und Geselligkeit vorhanden sein sollen. Die Volksuniversitäten sollen, wie die englischen Settlements, Mittelpunkt für ein höheres soziales Leben und Denken beider Klassen werden. Das ganze Projekt findet natürlich lebhaften Widerstand in der klerikalen Presse, da ja diese neuen „Volksuniversitäten für sozialethische Erziehung" von den „Ethikern" ausgehen und wieder ein sichtbares Zeichen dafür sind, wie an Stelle der Kirche eine neue geistige Macht die Interessen der Gesittung in die Hand nimmt.

* * *

Der Massenvertrieb der Volksliteratur. In einem sehr lesenswerten Aufsatze dieses Titels beschäftigt sich Tony Kellen im Oktoberhefte der „Preußischen Jahrbücher" u. A. mit dem Kolportage-Roman und weist nach, welche ungeheuren Schädigungen die Schund-Romane verursachen, die in Millionen von Heften in das Volk geworfen werden. Als interessantes Beispiel wird der Roman „Der Scharfrichter von Berlin" erwähnt, an welchem der Verleger 1¼ Million Mark verdient hat. Und dieser Roman enthält auf den ersten 240 Seiten nicht weniger als 12 ausführlich geschilderte Schand- und Greuelthaten, darunter eine unrechtmäßige Hinrichtung, einen Kindermord, eine Orgie in der Banditenkneipe, einen Vatermord, einen Ehebruch, einen versuchten Giftmord, eine Leichenberaubung, eine Revolte, das Treiben einer Falschmünzerbande u. s. w. Von diesem „Roman" wurden 250 Tausend Exemplare abgesetzt. Der Verfasser sagt: „Diese traurige Litteratur erfreut sich fortgesetzt eines starken Absatzes, weshalb immer neue Kolportage-Romane erscheinen. Die Katastrophe von Schloß Berg, das Drama von Meyerling sind schon in Dutzenden von Kolportage-Romanen behandelt worden, gerade wie „der Hauptmann Dreyfus und sein todesmutiger Vertheidiger Zola", „der Millionenräuber Grünenthal" in neuester Zeit in Zehnpfennigstücken ausgeschlachtet wurden. Den Roman auf den Mädchenmörder Schenk konnte man z. B. in zahllosen Häusern Bayerns und Oesterreichs vorfinden. Ueber den König von Bayern erschienen 13, auf den Tod des Kronprinzen Rudolf entfielen 22 solcher Machwerke. . . ." In dem Aufsatze werden von dem Verfasser auch die Bestrebungen behandelt, welche den Kolportage-Romanen bereits entgegenwirken. Leider sieht es damit noch recht bescheiden aus und an alle Wohlgesinnte richtet sich die Mahnung, dadurch zu wirken, daß man gute Bücher auf denselben Wege verbreitet, wie seither die Schundlitteratur verbreitet

Digitized by Google

wird. Anfänge sind ja schon vorhanden. Für die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" liegt in diesen Darlegungen eine neue Mahnung in der Errichtung von freien Bibliotheken und Lesehallen unermüdlich weiter zu gehen und namentlich auch an kleineren Orten derartige Institute zu errichten.

Tony Kellen macht den überaus praktischen Vorschlag, daß die Verleger, die hunderttausende von guten unverkauften Exemplaren sagern haben, gemeinschaftlich ein Verzeichnis ihrer Lager-Vorräte auffstellen sollten, um den Vereinen, welche der Kolportage schlechter Romane entgegenwirken, diese Vorräte zu niedrigen Preisen zur Verfügung zu stellen. Er verweist auf Frankreich, wo die großen Verlagshäuser solche Restauflagen von Romanen und populär-wissenschaftlichen Werken erwerben, um sie nach den Kolonien zu senden. — Die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur", welche schon den Anstoß zur Lesehallen-Bewegung in Deutschland gegeben hat, sollte diese Idee aufnehmen und ihre Verwirklichung anbahnen.

Sandhi.

Bücherschau.

Dr. Leop. Besser. *Die menschliche Sittlichkeit als soziales Ergebnis der monistischen Weltanschauung.* Bonn 1899, Karl Georgi. 104 Seiten 8°.

„Die Ethik soll eine Laienmoral, aber eben die *aller* Laien, d. h. aller den Kulturvölkern angehörenden Menschen sein, nicht eine Sittlichkeit eines ausgewählten Volkes oder eines besonderen Standes mit Sonderzwecken und Sonderinteressen. Gerade das ist Ethik und will Ethik sein. Sie verschmäht jede Ausnahme auf sittlichem Gebiet und weiß alle Voraussetzungen, die zu Trennungen und zum Unfrieden der Menschen führen, als unethisch und unsittlich zurück." Von dieser Grundanschauung ausgehend hat der hochbetagte Verfasser — dem ablaufenden Jahrhundert ahnet er, bis auf seine zwei Jahrzehnte, als wohlbewußter Zeitgenosse an — die Summe seiner Lebenserfahrung in Gedankenkeime gefaßt, die er hiermit dem nachwachsenden Geschlechte zur Beachtung vorlegt. Seiner Ueberzeugung nach steht der Entfaltung einer gedeihenden Sittlichkeit das Hervorgehen jener Zwiespältigkeit im Wege, wie sie der christlichen Kultur eigentümlich. Die hier bestehende Annahme einer Doppelwelt, einer übersinnlichen als Ursache und Bedingung der für flüchtig und vergänglich geltenden Sinnenwelt, erachtet er als Hauptfeindin eines einer gesunden und allseitigen kräftigen Sittlichkeit, weil diese nur Wahrheit zu ihrer Voraussetzung haben kann, die Thatsächlichkeit der über der den Sinnen stehenden „höheren" Welt aber unerweisbar sei. Auf dem sinnlich begründeten Sein und Denken baut sich der Derf. die allein richtige Gestaltung der sittlichen Beziehungen auf, und zwar mit der allen Individuen unerläßlich zukommenden Arbeitspflicht als Grundvoraussetzung einer Allen gleich förderlichen Lebensgemeinschaft, zu der jeder aber durch die auf Einehe ruhende Familie erzogen zu werden hat, wogegen der Schule die Aufgabe zufalle, die auf sinnliche Wahrheit allein gegründete einheitliche Weltanschauung zu vermitteln. Hierdurch würde, entschiedener als durch christliche Moral, die wohl Menschenwohl und Nächstenliebe anstrebt aber nur mangelhaft erzielt, dem jetzt noch schrankenlos sich behauptenden Egoismus gesteuert und die Menschheit auf ein reibloses und durchgängiges Wirken für gemeinsame Lebensinteressen hingewiesen werden. Die Darlegungen des Derfs. umfassen ein gar weites Gebiet, vielleicht etwas gar zu weit abgesteckt für Leser, die nicht auf gleichem Standpunkt mit ihm sich befinden; auch an seine Gesinnungsgenossen stellt die sehr summarisch gehaltene Beweisführung keine geringen Forderungen an Vorkenntnissen und gedanklicher Anstrengung. Aber die nimmer versagende Ueberzeugungstreue und das für wahrhaftes Menschenwohl sich's teilnahmvolle Herz, die aus jeder Zeile des Büchleins unverkennbar hervortreten, lassen über die Mühe hinwegsehen, deren das volle Verständnis seiner Arbeit bedarf. Seiner großen Belesenheit wird man unzweifelhaft eine in vieler Hinsicht willkommene Belehrung, seinen eigenen Betrachtungen mannichfache Anregungen entnehmen, die dem Ausbau einer sinnlich-realen Weltanschauung dienlich sein können.

Wilh. Bolin.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Oktoberprogramm.

Vorbemerkung: Die Bureauräume, Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen, Lesesaal und Sitzungsraum für kleinere Versammlungen der D. G. E. K. Abteilung Berlin sind vom 1. Oktober 1899 von N. Siegestr. 10/11 nach W., Unter den Linden 16, Hof, Quergeb. 3 Treppen, verlegt worden. Sprechstunde des Bureauvorstehers: Dienstag, Donnerstag und Freitag von 5—7 Uhr Nachmittags.

Sonnabend, den 14. Oktober, abends 8 Uhr im großen Festsaal des Berliner Rathauses:

Gedächtnisfeier für Frau Jeannette Schwerin.

Die Gedächtnisreden werden gehalten von Frl. Helene Lange und Dr. Fr. W. Foerster. Den musikalischen Teil der Feier hat der Otto Schmidt'sche Gesangverein übernommen.

Montag, den 16., Dienstag, den 17., und Mittwoch, den 18. Oktober, abends 8 Uhr in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstr. 13/14 Vortragszyklus von Herrn Dr. F. W. Foerster, Privatdozenten aus Zürich über: „Die Kulturprobleme der Gegenwart vom ethischen Standpunkte."

In diesen Vorträgen werden u. a. folgende Fragen behandelt werden: Die Anwendung der Ethik auf die Völkerpolitik. — Das Rassenproblem. — Der Schutz der Schwachen und die Auslese der Tüchtigsten. — Die Frauenfrage. — Die Arbeiterfrage. — Menschenhandlung und Menschendarbietung im Kampf ums Recht. — Jugenderziehung im Einklang mit den neuen Lebensbedingungen. — Die christliche Kirche gegenüber den ethischen Bedürfnissen der Gegenwart. — Das Freidenkertum und die religiöse Ueberlieferung. — Die ethische Bewegung.

Da diese Vorträge besonders für uns noch Fernstehende bestimmt sind, bitten wir unsere Mitglieder, sich für die Verteilung der Karten in diesen Kreisen besonders zu interessieren.

Eintrittskarten zum Preise von 50 Pfg. für den ganzen Zyklus sind im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16, Hof III. Aufgang 3—6 Uhr; in den Buchhandlungen von Trautwein, Leipzigerstr. 8, Walther & Apolant, Marggrafenstr. 60, Schwartzer & Mahr, Potsdamerstr. 42 sowie abends am Saaleingang zu haben.

Sonntag, den 22. Oktober, abends 7 Uhr im Saale des Berliner Handwerker Vereins, C. Sophienstr. 15, dritter Unterhaltungsabend zum Besten der öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K.

Mitwirkende: Frau Lina Marschall (Gesang), Frl. Johanna Loewinsen (Deklamation), Herr Prof. Gustav Holländer (Violine).

Karten zu 20 Pfg. in der Lesehalle, Neue Schönhauserstr. 13 (12—3 und 6—10 Uhr) beim Hilfsverein für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25, und bei den Herren Siegel, Friedrichstr. 90 — Schimmel, Königstr. 41 — W. Katte, Münzstr. 23 a — B. Krebs, Neue Jakobstr. 15 — G. Crams, Kraustr. 26a — C. Horn, Sandbrückerstr. 16 — A. Dieter, Lübeckerstr. 32 — H. Wigankow, Müllerstr. 1a — F. Poseke, Oranienstr. 23 — A. Träger, Ifflandstr. 8 und an der Abendkasse.

Freitag, den 27. Oktober, abends 8½ Uhr im Bürgersaal des Berliner Rathauses Monatssitzung. 1. Bericht des Vorsitzenden über den Wiesbadener Gesellschaftstag. 2. Vortrag Dr. Kronenberg: „Wesen und Hauptaufgaben des modernen Humanismus." Gäste willkommen.

Neuer Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Das Ende des Marxismus
von
Dr. Paul Weisengrün.
Gr.-8°. Preis Mk. 1.50.

Die Schrift deckt in sozialwissenschaftlichen Fachkreisen nicht unbekannten Autors dürfte in unserer Zeit, wo sich eine Revision des Sozialismus in Theorie und Praxis vorzubereiten beginnt, Fachleute und Laien gleichmäßig interessieren.

= Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. =

Die Buchhandlung von
Hugo Wanschawski,
Berlin C, Roßstraße 8
empfiehlt sich zur
Lieferung der gesamten Litteratur des In- und Auslandes.
Zeitschriften, Journale und Lieferungswerke werden pünktlich expediert.
Versand nach allen Orten.

Soeben erschien:
Handbuch der Humanen Ethik
von
J. Wyß, alt Schulinspektor.

Eine Sittenlehre mit wissenschaftlicher Begründung, ohne Theologie, für Eltern, Lehrer und Schüler.

Preis broschiert **Mk. 2.—**, hübsch in dauerhaftem Leinenband gebd. **Mk. 2.60.**

Verlag von Schmid & Francke, Bern.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9889.

Ethische Kultur

Inserate: Die beispaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 21. Oktober 1899. | Nr. 42.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Sozialer Materialismus und Idealismus. Von Dr. M. Kronenberg. — Sozialismus und ethische Bewegung. Von einem Ethiker. — Harmonie-Apostel. Von Dr. A. Penzig. — Ueber Geiz, Verschwendung und Armut. Von G. Simmel. — Streikbrecher: Der Aufstand von Crenzot — ein Kampf um die Menschenrechte. — Aus der ethischen Bewegung: Frankfurt a. M. — Bücherschau: Dr. B. Henrich, Die freie Arztwahl, bespr. von Dr. E. K. — Eingegangene Schriften.

Sozialer Materialismus und Idealismus.

Von Dr. M. Kronenberg.

Unter den vielen interessanten Beiträgen, welche die Dreyfus-Affaire zur politischen und sozialen Psychologie unserer Zeit geliefert hat, ist nicht einer der wenigst interessanten die wechselvolle Stellungnahme des Sozialismus und die allgemeinen Forderungen, welche sich daraus für die sozialistische Bewegung selbst ergeben. Von Anfang an gab es innerhalb der sozialistischen Partei Frankreichs zwei entgegengesetzte Strömungen: die eine Richtung erklärte die Dreyfus-Affaire für eine interne Frage der herrschenden Klassen, der Bourgeoisie, um welche das „klassenbewußte" Proletariat sich nicht zu kümmern brauche, weder im freundlichen noch feindlichen Sinne, ja die von ihm eher mit einer gewissen wohlwollenden Neutralität behandelt werden müsse, da sie geeignet sei, die Selbstzersetzung und Auflösung der kapitalistischen Republik zu beschleunigen; die andere Strömung dagegen sah von vornherein in der Dreyfus-Affäre vor allem eine ethische Frage, eine Bedrohung der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, und sodann eine Bedrohung der Republik, der allgemein politischen und geistigen Freiheiten; sie meinte daher, daß hier die Alternative: Kapitalismus oder Kommunismus, Bourgeoisie oder Proletariat gänzlich aus dem Spiele bleiben müsse, daß die Sozialisten auf die Seite der Kämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit treten müßten, weil sie nicht blos Sozialisten, sondern auch Menschen, auch Verteidiger der Aufklärung, der geistigen Freiheit, auch Verteidiger der Demokratie und der Republik seien. Im Anfang der Entwicklung der „Affäre" hatte die erstere Strömung das Uebergewicht, im weiteren Verlaufe die letztere und schließlich, anläßlich der Bildung des Ministeriums Waldeck-Rousseau, welches dem Sozialisten Millerand ein Portefeuille einräumte, hat eine regelrechte Spaltung der Sozialistenpartei der Kammer in zwei annähernd gleiche Hälften stattgefunden, welche eben die erwähnten beiden entgegengesetzten Strömungen repräsentieren.

Wiewohl gerade innerhalb der sozialistischen Bewegung Frankreichs verschiedene Sonderströmungen — Allemanisten, Blanquisten u. s. w. — sich stark kreuzen und vermischen, so ist es doch bemerkenswert, daß von den beiden Teilen, in welche jetzt die sozialistische Kammergruppe zerfällt, der eine sich ziemlich genau deckt mit der Gruppe der Guesdisten, d. h. derjenigen unter Führung von Jules Guesde stehenden Richtung, welche im strengsten Sinne marxistisch ist und vor allem an der materialistischen Grundlage des marxistischen Systems unbedingt festhält; während die andere Richtung, deren bedeutendster Kopf und deren Führer und Feldherr (wiewohl er gerade gegenwärtig infolge seiner Stellungnahme zur Dreyfus-Affäre aus dem Parlament gedrängt ist) der glänzende Publizist und Redner Jean Jaurès ist, den, wenn man so sagen darf, idealistischen Sozialismus umfaßt, welche besonderen Unterströmungen dabei auch noch in Frage kommen mögen.

Es ist ganz charakteristisch für die volkspsychologische Differenz der beiden Nationen, daß dieselbe Scheidung, die bei den Franzosen unter dem Einflusse praktischer politischer Augenblicks-Erwägungen mit Ungestüm vollzogen wurde, in Deutschland schon seit geraumer Zeit auf einem theoretischem Felde vor sich geht, langsam, bedächtig, vielfach in die Tiefen des Gedankens dabei sich verlierend — aber bislang noch ohne wesentliche praktische Folgen. Das Volk der Träumer und Denker ist auch jetzt wieder, soweit es dem sozialen Gedanken nachgeht — und das ist ja jetzt die ganz überwiegende Mehrheit der Nation — in der theoretischen Durchdringung dieser sozialen Gedankenkreise allen anderen Völkern, auch den Franzosen, weit voranseeilt, während diese es bei weitem hinter sich lassen durch die Energie, mit welcher die praktischen Konsequenzen gezogen werden. Das hat in besonders augenfälliger Weise der sozialdemokratische Parteitag der letzten Woche mit seiner langdauernden Redeschlacht über die Bernstein-Frage gezeigt: eine vielseitige, oft flache, oft aber auch eindringliche theoretische Diskussion ohne jedes praktische Ergebnis, worauf es doch hier, bei einem Parteitage, wesentlich ankam. Es ist demnach ein praktisches Ergebnis vorhanden: der dogmatische Marxismus ist in offenbar voller Auflösung begriffen, und so gewiß das dauernd Wertvolle und Große, das wir ihm verdanken, in die Zukunft hinüber gerettet werden wird, so gewiß ist er selbst einem nahen Untergange verfallen.

Fragt man nun aber, welcher fundamentale Bestandteil es denn eigentlich sei, der von dem fortschreitenden Bewußtsein der Zeit erschüttert, auch das ganze theoretische Gebäude des Marxismus mit sich zu reißen droht, so wird man immer wieder von allen Seiten auf einen Punkt hingelenkt: nicht auf die Krisen- nicht auf die Verelendungstheorie, sondern auf den historischen Materialismus, von dem

Digitized by Google

auch jene scheinbar fundamentalen Theorien nur Folgeergebnisse sind. Die dogmatische materialistische Anschauungsweise, wie sie auf sozialem Gebiete in der Marxistischen Lehre ihren bedeutendsten Ausdruck gefunden, und die hier viele Jahre hindurch eine fast unbestrittene Alleinherrschaft ausgeübt hat kann nicht mehr Stand halten gegenüber der wachsenden Bedeutung und Stärke idealistischer Ueberzeugungen. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß der Kampf, der hier auf dem besonderen sozialen Gebiet zum Austrag kommt, nur eine Teilerscheinung des allgemeinen Entwicklungsprozesses ist, durch den die von der Vergangenheit und besonders vom Marxismus so vielfach verkannten und mißachteten „Ideologien" ihre unverlierbaren Rechte zurückerobern.

Es ist ein wahres Wort Goethes, daß hervorragende Menschen mit ihrer Zeit immer durch große Fehler zusammenhängen. Auch Marx bildet in dieser Beziehung keine Ausnahme. Indem er mit einem umfassenden Weitblick, einer wissenschaftlichen Schärfe und Kraft, wie kaum einer vor ihm in die materiell-ökonomischen Erscheinungen des menschlichen Lebens sich vertiefte und ihre gewaltige Bedeutung für alle Zukunft sicher stellte, unterlag doch auch er der Versuchung aus diesen neuen Einsichten eine systematische Anschauungsweise zu formen die, indem sie den Blick nun einseitig eben nur oder fast nur dem ökonomischen Lebensprozeß zuwandte, alle sogenannten Ideologien in ihrer primären Bedeutung ebenso mißachtete, als es vorher in umgekehrter Richtung geschehen war. Hegel, aus dessen Schule auch Marx hervorgegangen ist hatte alle Wirklichkeit, auch die Gesamtheit des menschlichen Lebens, auch alle seine materiellen Erscheinungsformen als Entwicklungsstufen eines weltumfassenden geistigen Prozesses gefaßt; ihm war es die Art des Bewußtseins und Bewußtwerdens, die das reale Sein bestimmte. Wie, wenn man nun diese Entwicklungsreihe auf den Kopf stellte und, um mit Jean Paul zu reden, versuchte, den Nektar aufwärts zu trinken, den geschichtlichen Werdeprozeß, auch in seinen äußersten geistigen Erscheinungen als materiell, d. h. in diesem Falle durch die ökonomische Struktur des Lebens bedingt, anzusehen? So formulierte Marx seine Geschichtsauffassung, wie beispielsweise se in seiner Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie":

„Die Gesamtheit der Produktionsverhältnisse (die einer bestimmten Entwicklungsstufe der materiellen Produktivkräfte entsprechen) bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein des Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. . . . Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer und rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konfliktes bewußt werden und ihn ausfechten."

Die Anschauungsweise von Marx hat ebenso wie die entgegengesetzte Hegel's den Geltungsbereich einer wissenschaftlichen Hypothese — nicht mehr. Beide dürfen übrigens den Wert und die fruchtbare Bedeutung für sich in Anspruch nehmen, die wissenschaftlich entwickelten Hypotheten, die konsequent durchgeführt werden, fast immer zukommt: daß sie Licht auch in solche Erscheinungsgebiete tragen, in welche es ohne sie nicht leicht gelangt wäre. Dieses Verdienst gebührt der Hegel'schen Auffassung für die Geschichte des geistigen Lebens, dem Marxismus für die ökonomische Erkenntnis. Aber weder die eine noch die andere sind jene wissenschaftliche Wahrheiten, und daß man sie zu solchen gestempelt und dogmatisch als solche festgehalten hat, ist vor allem zurückzuführen auf die psychologisch leicht erklärliche, aber so oft für die Wahrheit verhängnisvolle Neigung zum Monismus, d. h. zur Einheit wissenschaftlicher Erkenntnis um jeden Preis gelangen zu wollen, auch da gelangen zu wollen, wo die geduldige Forschung die Vorbedingungen dazu noch nicht geliefert hat. Und so ist es auch im Falle des Marxismus. Es kann in keinerlei Weise erwiesen werden, „daß die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt bedingt" oder mehr bedingt als es in umgekehrter Richtung geschieht; jedes Blatt der Geschichte kann es zeigen, an tausendfältigen Vorgängen des täglichen Lebens kann man sich von der Unhaltbarkeit jener einseitigen Theorie überzeugen. Ob es jemals gelingen wird, in der Richtung des historischen Materialismus oder in einer entgegengesetzten zu einer festen monistischen Erkenntnis zu gelangen, bleibe dahin gestellt. Es wäre dazu nicht mehr und nicht weniger erforderlich als die Lösung des größten aller Welträtsel: wie materielle Vorgänge in Bewußtseinserscheinungen übergehen und umgekehrt. Bis dieses Rätsel gelöst wird, bleibt kein anderer Rat, als den materiellen ökonomischen Bedingungen des menschlichen Lebens mit dem rein geistigen eine ungefähr gleiche Rangordnung anzuweisen, sie unter dem Gesichtswinkel der Wechselwirkung zu betrachten, eben sowohl ursprünglich bedingend als bedingt. Man muß sie nach dem Rezept von Lessings „Nathan" behandeln:

„Es muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Es muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde sei entsprossen."

Wichtiger indessen als die Frage nach dem wissenschaftlichen Wert des historischen Materialismus und des Marxismus ist die nach seiner kulturellen Bedeutung, seinem Werte oder Unwert für den praktischen und namentlich sittlichen Fortschritt. Darüber in einem nächsten Artikel.

Stoizismus und ethische Bewegung.

Von einem Ethiker.

Von kirchlicher Seite ist die ethische Bewegung mehrfach verglichen worden mit der stoischen Bewegung im alten Rom So wenig wie diese ethische Schule im Stande gewesen sei, den Zerfall der antiken Gesellschaft aufzuhalten, so wenig könne auch heute die philosophische Ethik den Ausgangspunkt für die Erneuerung der menschlichen Gesellschaft bilden So wie damals, so könne auch heute nur die Erlösung vom Christentum kommen. Wenn man solchen Behauptungen gegenüber einmal das heutige Christentum und seine Stellung in der Gesellschaft betrachtet und damit das Christentum des alten Roms vergleicht, so muß man sich wirklich wundern über die merkwürdige Oberflächlichkeit dieser historischen Parallele. Denn bei genauerem Zusehen muß doch jedem Unbefangenen klar werden, daß gerade das heutige Kirchentum außerordentliche Aehnlichkeit mit denjenigen Zügen der stoischen Bewegung aufweist, welche diese zu einer wirklich führenden Rolle in der sozialen Wiedergeburt unfähig machte. Die Stoiker waren bekanntlich meist Hausphilosophen in vornehmen Familien; sie erzogen nicht selten Kaisersöhne und sucht n daher trotz gelegentlichen Freimuts niemals die Fühlung mit der Stimmung der herrschenden Klassen zu verlieren Gerade Senekas ganzes Wesen war durch diese Halbheit gebrochen; seine Gestalt ist typisch für den von hohen Gedanken erfüllten Philosophen, der doch dem Byzantinismus seine Reverenz macht, der Hofgelehrsamkeit kultiviert und niemals ganz dem Zusammenhang aufgiebt mit dem was respektabel und loyal ist — der vor allem nie an die Fragen rührt, die den Lebensnerv der Herrschenden

Digitized by Google

angehen. Diese ängstliche Verbindung mit den Autoritäten war der Grund für die schließliche ethische Ohnmacht der stoischen Schule. Aber gleicht sie nicht gerade hierin auffallend der heutigen Kirche? Man denke nur an die Haltung der katholischen Kirche in der Dreyfusfrage und lese die Berichte von der Versammlung des Evangelischen Bundes in Nürnberg, wo von dem leitenden Redner so recht ostentativ Anschluß gesucht wurde an das gegenwärtige Nationalfieber der tonangebenden Klassen. In allen Ländern sehen wir mit ganz geringen Ausnahmen die Geistlichkeit voll feinsten Tastsinnes für die soziale Stimmung der sogenannten staatserhaltenden Kreise, und selbst wo sie auf einem Gebiete den Unterdrückten die Hand reicht, giebt sie doch mit der anderen Hand denjenigen Mächten ihren Segen, welche die Gesellschaft in der Barbarei festhalten wollen — Demjenigen gleicht die ethische Bewegung viel eher der urchristlichen Bewegung, weil sie ohne jeden Wunsch nach vornehmen Beziehungen und ohne jede geistige Abhängigkeit von den herrschenden Gewalten rein der Sache der Menschlichkeit in ihrer ganzen vollen Consequenz dienen will. Die stoische Bewegung konnte ferner auch deshalb kein soziales Werk im großen Stil vollbringen, weil ihre Ethik rein individualistisch begründet war und nicht unmittelbar ihre Inspiration aus den Tiefen des sozialen Bedürfens schöpfte — und auch hierin finden wir viel Verwandtschaft mit dem heutigen Kirchentum, das leider ebenfalls die lebendige Fühlung mit der großen elementaren Erlösungssehnsucht der gegenwärtigen Menschheit verloren hat und das sogar in seinen radikalsten Vertretern diese Sehnsucht so sehr mißverstehen kann, daß es sie in das armselige Programm faßt: „Mehr Lohn und mehr Geschütze."

Statt also der ethischen Bewegung durch gänzlich mißverständliche Vergleiche mit dem Stoizismus das Fehlschlagen zu prophezeien, sollten die Herren lieber einmal untersuchen, wie unendlich weit sie selber abgeirrt sind von der herrlichen weltverbessernden Glaubigkeit des ersten Christentums.

Ihr glaubt nicht mehr an die Bergpredigt, meine Herren — Ihr meint, das alles sei nur fürs Haus gesagt, nicht für die Welt — und doch wurde die Predigt auf dem Berge gehalten! Wir aber glauben sie, wörtlich als eine Predigt für die Welt, für das Leben und sie dröhnt uns zu ergreifend in die Ohren, als daß wir Nationalgefühl predigen möchten in dem Augenblick in dem wieder einmal die Menschen im Namen der nationalen Macht sich gegenseitig mit Dynamit die Leiber zerreißen.

Harmonie-Apostel.

Von Dr. A. Penzig.

Der redegewaltige Führer der deutschen Sozialdemokratie, Bebel, hat in sechsstündiger Rede die schwierige Aufgabe zu lösen versucht, dem Theoretiker des wissenschaftlichen Sozialismus, Bernstein, den Pelz zu waschen, ohne ihm dabei so naß zu machen, daß er aus der Gesellschaft der Genossen ausgeschlossen werden müßte. Bei der starken Bewegung hat er natürlich nicht umhin gekonnt, die zwei Seelen, die er in seiner Brust beherbergt, etwas zu enthüllen: die opportunistische und die prinzipientreue. Jene ist für die Parteileitung, diese für die große Menge der Anhänger bestimmt. Ein guter Taktiker, der nebenbei auch privatim ein viel zu weitsehender und vernünftiger Mensch ist, um nicht die agitatorische Verwertung des Dogmas von der einheitlichen faulen Masse der Bourgeoisie zwar zu billigen, aber insgeheim zu belächeln, mußte gelegentlich auch einmal „anders können"; ein Führer aber, der das Vertrauen der kompakten Majorität der Genossen nicht verlieren darf, kann der großen Worte von den unerschütterlichen Grundsätzen der Partei nicht entraten. So kann die schmetternde Schlußkadenz: „Wir bleiben, was wir waren!", die eigentlich eine recht unhöfliche und wenig schmeichelhafte Verleugnung des Lebens, d. h. der fortschreitenden Entwicklung in der Partei einschließt, glücklicherweise nicht nur bedeuten: Unsere Grundsätze bleiben die alten, sondern auch: Wir fahren fort, uns zu entwickeln, denn wir waren Unentwickelnde.

Es scheint, daß diese Art von Zweideutigkeit nun einmal zum eisernen Bestand aus dem Arsenal der Führer großer Parteien gehört; wenigstens erinnere ich mich, ähnliche Wendungen von Windthorst, v. Bennigsen, Lieber u. a. gehört zu haben. Je stärker nun aber innerlich das Bewußtsein von der Zweifeelentheorie wird, desto mehr tritt das Bedürfnis hervor, dasselbe nach außen zu verschleiern, und diesem Zweck dient der Angriff auf die radikalsten Vertreter der beiden Richtungen.

Mit dem nur-revolutionären Flügel der Allerjüngsten hat sich Bebel schon früher deutlich auseinandergesetzt; diesmal wandte er sich scharf gegen die „Harmonie-Apostel", um trotz des eigenen Bekenntnisses zum Opportunismus vor allen argwöhnischen Augen deutlich von ihnen abzurücken. Das Wort ist nicht schlecht gemünzt. Es kennzeichnet kurz und schlagend die Richtung, aber nicht ohne mit dem „Apostolat" einen leisen Ton gutmütiger Ironie über die begeisterten Utopisten miteinfließen zu lassen. So etwas gefällt den Zielbewußten. Sie lächeln über die gutgläubigen kindlich reinen Thoren, die da wähnen, das „gute Herz" der Menschen habe mitzusprechen in wirtschaftlichen Kämpfen, und die auf „Harmonie" ausgehen in einem Augenblick, wo die schrillen Fanfaren der Streiter hüben und drüben zum „Klassenkampfe" rufen. Herr Bebel hat die Ethiker in diesem Zusammenhang nicht ausdrücklich erwähnt; er hat nur zum Ergötzen seiner Zuhörer sich anheischig gemacht, die „Expropriation, die er sich nicht nehmen lasse," nachträglich in der „schönsten Rede mit ethischen Gründen" zu rechtfertigen. In die Sprache seiner Hörer übersetzt hieß das: Erst kommt die politische Machteroberung und die Gewalt; den Luxus einer ethischen Begründung für schöne Seelen können wir uns dann immer noch leisten. Wir gehen darum sicherlich nicht fehl, wenn wir den Ehrentitel der Harmonie-Apostel auch auf uns gemünzt ansehen. Denn ein Ehrentitel ist es. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, darauf hinzuweisen daß auch die wirklichen „Apostel", eben dank ihrer apostolischen Begeisterung, eine ethische Bewegung in die Wirklichkeitswelt siegreich eingeführt haben, die nicht die Folge von wirtschaftlichen Umwälzungen irgend welcher Art war, und wir verfagen uns die naheliegende Bemerkung, daß selbst der fanatischste „Anfer im Streit" schließlich doch nicht die absolute Dissonanz, sondern eben die Harmonie erkämpfen möchte, daß der Zukunftsstaat nach den eigenen Anschauungen der Partei nicht die Knechtschaft der bisher regierenden Klassen unter dem Joch des Proletariats, sondern eine harmonische Ausgleichung aller Klassengegensätze unter dem Zeichen der allgemeinen Gleichberechtigung bezweckt. Herr Bebel hat ja selbst ausgerufen: „Eine Partei, die kämpft, will siegen, eine Partei, die siegen soll, braucht Begeisterung" — er meint nur, man erhöhe die Schwierigkeiten des Kampfes künstlich, wenn man fortwährend zur Mäßigung mahnt, fortwährend ruft: „Seid artig!" Er wird es also vornehmlich als eine Frage der Taktik hinstellen wollen, ob man den kämpfenden Massen nun das Endziel der siegreichen Harmonie zeige, oder ob man die wilden Instinkte der Kampfesfreude mit allen Mitteln schürt und begünstigt.

Das ist es aber nun freilich nicht. Man müßte es denn für eine bloße Frage der Taktik halten, ob jemand mit den verrosteten alten Waffen der brutalen Gewalt oder mit dem hellblitzenden Schwerte des Menschheits-Gedankens, des Geistes, des guten Willens ins Feld zieht. Hier ist in

Digitized by Google

der That der Abgrund, der die Harmonie-Apostel von den Opportunisten, manchen bürgerlichen Sozialreformern und der gleichgesinnten Sozialdemokratie trennt. Die Frage ist klipp und klar die: Will die Sozialdemokratie, in einseitiger Ausdeutung der Marxistischen materialistischen Geschichtsauffassung, nichts weiter, als die bisherige Methode der Menschenbeherrschung, wonach Gewalt Recht schaffte, auch einmal, aber zu Gunsten des vierten Standes anwenden — oder will sie, wirklich revolutionär im besten Sinne des Wortes, endlich den Beweis liefern, daß Gerechtigkeitsliebe und Vertrauen auf die Güte der Menschennatur allein, ohne den Appell an die Gewaltinstinkte der Masse, im Stande sind, auch die Welt der im Raum sich hart stoßenden Dinge umzuwandeln? Die Realpolitik, die Idealpolitik; hier der alte Satz von dem die Mittel heiligenden Zwecke, dort die Ueberzeugung, daß nur reine Hände reine Arbeit schaffen können, daß das Reich Gottes hier auf Erden, wenn auch noch so unvollkommen, nur von denen gegründet werden kann, die es nicht „mit äußeren Geberden", Drohgeberden oder geschwungenen Fäusten, anbahnen wollen, sondern von denen es heißt: siehe, es ist inwendig in Euch!

Die ethischen Faktoren in der Kulturentwicklung sind Jahrtausende lang schwach und kaum merkbar gewesen; langsam sind sie auf der Grundlage der sinnlichen Instinkte gegen eben dieselben erstarkt und haben, zunächst im Bunde mit den religiösen Anschauungen, die Geschichte der Völker beeinflußt. Ihren Spuren nachzugehen ist mühsamer, schwerer, und verlangt einen tieferen Seherblick des rückwärts gewandten Propheten, des Historikers, als die Auffindung der materiellen ökonomischen Faktoren der Völkerentwicklung. Daher die befremdliche Erscheinung, daß in einer Zeit, wo die sittlichen Bewegegründe der Einzelnen und der Gemeinschaften auch neben den und ohne die religiösen Motive eine Macht zu werden beginnen, eine große Partei sie auf die Autorität Weniger hin geradezu leugnen will. Daher die Ironie, daß die Partei, die am meisten durch rein der Ethik angehörige Erwägungen gefördert worden ist, die Anhänger und Vertreter dieser Ethik als „Harmonie-Apostel" verspottet.

Aber die Sozialdemokratie hat keine Wahl mehr. Wäre sie, wie manche Gegner wollen, durch eine bald schlaue, bald brutale Rücksichtnahme auf die Habgier, Genußsucht und Raubtierinstinkte des großen Haufens groß geworden, dann dürfte sie die „Humanitätsdusler und Harmonie-Apostel" weit von sich weisen; dann könnte sie sich mit Recht (wie es Bebel mit Unrecht that) auf das Bauernlegen, auf die Einziehung der geistlichen Güter durch die Staatsgewalt, auf die gewaltsamen Proskriptionen der Revolutionszeiten u. dergl. für ihre Expropriationstheorie berufen; sie wäre, mit Nietzsche zu reden, „moralinfrei" — aber ihre große Befreiungsthat an der Welt würde zusammenschrumpfen zu einer Reihe mehr oder minder glücklichen Putsche, die nichts ändern, als die gleichgiltige Persönlichkeit des jedesmal Obenliegenden. Nun, so steht doch die Sache nicht. Bebel weiß es genau, daß seine Partei ihre werbende Kraft zum allergrößten Teile aus idealistischen Gedanken, aus der ihr immanenten Ethik, aus dem stürmischen Verlangen des Menschenherzens nach Gerechtigkeit zieht. Wodurch ein Reich gegründet wurde, dadurch muß es erhalten werden. Wohl mag es noch eine Weile dauern, bis der Gedanke, daß es sich in der sozialistischen Bewegung nicht so sehr um die materielle Wohlfahrt der „Enterbten der Gesellschaft", als vielmehr um den Sieg des Rechts über die Gewalt handelt, auch nur die Führer der Partei mit völliger Lebendigkeit durchdringt; aber die ganze bisherige Entwicklung der sozialistischen Bewegung, die mit beispiellosser Raschheit die Kinderkrankheiten des blosrevolutionären Fanatismus überwunden hat und noch überwindet, noch mehr die innere Logik der Thatsachen — sie bürgen dafür, daß über kurz oder lang die Männer, die zur Mäßigung mahnen, die zwar nicht, wie in der Kinderstube, rufen: Seid artig! sondern: Seid klug!, die die Reinheit des humanen Gerechtigkeitsgedankens nicht beflecken mögen mit dem Schmutz der Gewaltethik vergangner Zeiten — daß diese die Oberhand gewinnen werden. Spricht doch heute der Verfünder des nahen „Kladderadatsch" schon von der Möglichkeit friedlicher Revolutionen! — Solch ein Harmonie-Apostel!

Und die „Intelligenzen", denen jetzt (hoffentlich in höherem Maße als es früher der Fall war) gute Bezahlung und anständige Behandlung" zugesichert wird, sie werden dann nicht von auswärts bezogen zu werden brauchen, sondern innerhalb der Partei in Menge zu Worte kommen, sobald erst das Evangelium der Harmonie-Apostel: Recht geht über Gewalt! dort vollen Anklang gefunden haben wird. —

Ueber Geiz, Verschwendung und Armut.

Von G. Simmel.

Unter den vielfachen Versuchen, das menschliche Wesen von seinen Vorstufen im Tierreich durch einen ihm allein eignen Begriff zu scheiden, ist es einer der tiefgreifendsten: der Mensch sei das zweckesetzende Wesen. Daß wir nicht in der Unmittelbarkeit des Begehrens und Genießens hinleben, sondern uns Mittel bereiten, die ihrerseits erst das Erwünschte herbeiführen; daß auch die Mittel oft genug erst indirekt erreicht werden und einen weitverzweigten Stufenbau mit weit hinausgeschobenem Abschluß bilden — das ist allerdings die Formel des menschlichen Wesens, und je ausgebildeter und spezifisch „menschlicher" es ist, desto höher wird jener Stufenbau gebaut, ein desto reicherer Mechanismus von Mitteln schiebt sich vor unsere Endziele: der Mensch, so könnte man sagen, ist das indirekte Wesen.

Dieser Ablauf der Mittel- und Zwecksetzungen aber erhält von innen heraus einen eigenartigen Rhythmus. Unser Bewußtsein spiegelt keineswegs immer das Verhältnis jener beiden in seiner sachlichen Bedeutung ab: vielmehr es vergißt tausendmal über das Mittel den Zweck. Das Mittel wächst uns zu der Bedeutung eines selbständigen Zweckes aus. Und eben dies ist selbst eine tiefe Zweckmäßigkeit des Lebens. Wären uns die letzten Zwecke unseres Handelns immer im Bewußtsein, so würde der nächstnotwendigen Arbeit an den Mitteln ein großer Teil unserer seelischen Kraft entzogen; auf die je nächste Stufe jenes Baues müssen wir die gesammelte Energie unseres Wesens verwenden, um sie möglichst gründlich zu erreichen, wir müssen sie mit all der Intensität erstreben, als wäre sie ein Zweck selbst, der Zweck selbst. Was die Menschheit dieser scheinbar so irrationellen Thatsache verdankt, ist nicht auszusagen. Wir würden wahrscheinlich über die primitivsten Zwecksetzungen nie hinausgekommen sein, wenn unser Bewußtsein immer an diesen hängen und so für den Bau mannigfaltigerer Mittel nur unvollkommen frei sein würde; oder wir würden eine unerträgliche und lähmende Zersplitterung erfahren, wenn wir bei der Arbeit an jedem untergeordneten Mittel die ganze Reihe darüber gebauter weiterer Mittel mit dem schließlichen Endzweck fortwährend im Bewußtsein haben müßten; wir würden endlich für die Aufgabe des Augenblicks oft überhaupt weder Kraft noch Lust haben, wenn wir uns ihre Minimität gegenüber den letzten Zielen immer mit logischer Gerechtigkeit vor Augen hielten und nicht alle Kräfte gesammelt in den Dienst des vorläufig Notwendigen stellten.

Welche tiefen Schatten andererseits diese psychologische Steigerung der Mittel zur Würde des Endzwecks begleiten, werden diese Ueberlegungen zeigen, die sich an das reinste, abstrakteste „Mittel" des Kulturlebens knüpfen: an das Geld. Niemals sonst ist ein bloßes Mittel, ein so völlig farbloses, für sich allein so völlig sinnloses Objekt, wie das Geld ist,

Digitized by Google

zu einem so beherrschenden Endzweck ausgebildet; während es nichts anderes ist, als ein Mittel, andere Dinge zu erreichen, sind für das Bewußtsein unzähliger Menschen alle Dinge nur Mittel geworden, um Geld zu erreichen. Indem unübersehbar viele Zweckreihen des Lebens in ihm ihr Gemeinsames, ihren Schnittpunkt haben, stellt es sich jenseits jeder besonderen Bestimmung, jedes besonderen Lebensinhaltes — der absolute Herrscher, der über allen Parteien steht. An diese Kombination knüpfen sich eine Reihe von Erscheinungen, die das Kultur- und Seelenleben der Geldwirtschaft in scharfen Gegensatz gegen die Epochen stellen, in denen das Geld noch nicht durch seine Allverbreitung, unbedingte Notwendigkeit, an tausend Mannigfaltigkeiten erfahrene Verwendbarkeit zum Mittelpunkt aller Interessen, zum Endpunkt unzähliger Zweckreihen geworden war.

Der abstrakte Charakter des Geldes, die Entfernung, in der es sich an und für sich von jedem Einzelgenuß hält, begünstigen eine objektive Freude an ihm, das Bewußtsein eines Wertes, der über alle einzelne und persönliche Nutznießung weit hinübergreift. Wenn das Geld zunächst nicht mehr in dem Sinne Zweck ist, wie irgend ein sonstiges Werkzeug, nämlich um seiner Erfolge willen, sondern dem Geldgierigen als Endzweck gilt, so ist es nun weiter nicht einmal in dem Sinne Endzweck, wie ein Genuß es ist, sondern für den Geizigen hält es sich jenseits dieser persönlichen Sphäre, es ist ihm ein Gegenstand scheuer Achtung, der für ihn selbst tabu ist. Der Geizige liebt das Geld, wie man einen sehr verehrten Menschen liebt, in dessen bloßem Dasein und darin, daß wir ihn wissen und unser Mit-ihm-sein empfinden, schon Seligkeit liegt, auch ohne daß unser Verhältnis zu ihm in die Einzelheit konkreten Genießens einginge. Indem der Geizige von vornherein und bewußterweise darauf verzichtet, das Geld als Mittel zu irgend welchen Genüssen zu benutzen, stellt er es zu seiner Subjektivität in eine brückenlose Distanz, die er dennoch durch das Bewußtsein seines Besitzes immerfort zu überwinden sucht.

Bewirkt so der Mittelcharakter des Geldes, daß es als die abstrakte Form von Genüssen, die man dennoch nicht genießt, auftritt, so hat die Schätzung seines Besitzes, insoweit es unausgegeben bewahrt wird, eine Färbung von Objektivität, es umkleidet sich mit jenem feinen Reize der Resignation, der alle objektiven Endzwecke begleitet und die Positivität und Negativität des Genießens in eine einzigartige und mit Worten nicht weiter ausdrückbare Einheit zusammenschließt. Beide Momente erreichen im Geize ihre äußerste Spannung gegen einander, weil das Geld als das absolute Mittel auf unbegrenzte Möglichkeiten des Genießens hinaussieht und zugleich als das absolute Mittel in seinem unausgenützten Besitz den Genuß noch völlig unangerührt läßt. Nach dieser Seite hin fällt die Bedeutung des Geldes mit der der Macht zusammen; wie diese ist es ein bloßes Können, das die Reize einer nur subjektiv antizipierbaren Zukunft in der Form einer objektiv vorhandenen Gegenwart sammelt.

Der Wunsch, der darauf konzentriert war, hat aber schließlich doch nur etwas in der Hand, was sich seinem völlig leeren Wesen nach jedem eigentlichen Verhältnis zu uns entzieht; wenn er also nicht sofort darüber hinaus zu einem konkreten Ziel schreitet, so muß er in eine tötliche Enttäuschung auslaufen; wie sie denn auch unzählige Mal da eintritt, wo der leidenschaftlich und als fraglose Beglückung ersehnte Geldreichtum sich nach seiner Erreichung als das enthüllt, was er wirklich ist: als ein bloßes Mittel, dessen Hinausschaudung zu einem Endzweck seine Erreichung nicht überstehen konnte. Während hier also die fürchterlichste Diskrepanz zwischen Wunsch und Erfüllung besteht, findet genau das Umgekehrte statt sobald der psychologische Endzweckcharakter des Geldes sich für die Dauer gefestigt hat und die Geldgier also ein chronischer Zustand geworden ist. In diesem Fall nämlich, wo die begehrte Sache überhaupt nichts gewähren soll als ihren Besitz, und wo diese Beschränkung des Wunsches nicht nur eine vorübergehende Selbsttäuschung ist, da ist auch jeder Enttäuschung vorgebeugt. Alle Dinge, die mir sonst zu besitzen begehren, sollen uns doch mit ihrem Besitz etwas leisten und in der unzulänglichen Vorberechnung dieser Leistung liegt die ganze oft tragische, oft humoristische Inkommensurabilität zwischen Wunsch und Erfüllung, von der ich eben sprach. Das Geld aber soll dem Geizhals von vornherein nichts über seinen bloßen Besitz hinaus leisten. Das Geld als solches kennen wir genauer, als wir irgend einen Gegenstand sonst kennen; weil nämlich überhaupt nichts an ihm zu kennen ist, so kann es uns auch nichts verbergen. Als absolut qualitätloses Ding kann es nicht, was doch sonst das ernsteste Objekt kann: Ueberraschungen oder Enttäuschungen in seinem Schoße bergen. Wer also wirklich und definitiv nur Geld will, ist vor diesen absolut sicher. Die allgemeine menschliche Unzulänglichkeit, daß das Gewonnene anders aussieht als das Erschute, erreicht einerseits ihren Gipfel in der Geldgier, sobald diese das Zweckbewußtsein nur in illusionärer und nicht haltharer Weise erfüllt; sie ist aber andrerseits völlig ausgelöscht, sobald der Wille wirklich definitiv am Geldbesitz Halt macht. Wenn man die menschlichen Loose in das Schema des Verhältnisses zwischen dem Wunsch und seinem Gegenstand fassen will, so muß man sagen, daß je nach dem Haltpunkt der Zweckreihe das Geld zwar der inadäquateste aber auch der adäquateste Gegenstand unseres Begehrens ist.

Indem die aneinandergesetzte Art des im Geld verkörperten Könnens ihm ein sublimier:es Machtgefühl grade vor seinem Ausgegebenwerden zuwachsen läßt — der „fruchtbare Moment" ist in ihm gleichsam zum Stehen gekommen —, ist der Geiz eine Gestaltung des Willens zur Macht und zwar, den Charakter des Geldes als des absoluten Mittels beleuchtend, so, daß die Macht wirklich nur Macht bleibt und sich nicht in ihre Ausübungen und deren Genuß umsetzt. Dies ist ein wichtiges Erklärungsmoment für den Geiz des hohen Lebensalters. Gewiß ist diese Tendenz als Fürsorge für die nächste Generation zweckmäßig — so wenig dieses Motiv grade dem Geizhals bewußt zu sein pflegt, der vielmehr, je älter er wird, um so weniger an die Trennung von seinen Schätzen denken mag. Subjektiv ist vielmehr wohl der Umstand wesentlich, daß im Alter einerseits die sinnlichen Seiten des Lebens ihren Reiz oder die Möglichkeit des Genossenwerdens verlieren, andrerseits die Ideale durch Enttäuschungen und Mangel an Schwung ihre erregende Kraft einbüßen; so bleibt als letztes Willensziel und Lebensreiz oft nur noch die Macht übrig, die sich zum Teil in der Neigung des Alters zu tyrannisieren offenbart, und darin, daß Personen höherer Stellungen im Alter oft eine krankhafte Sucht nach „Einfluß" zeigen; zum Teil aber im Geize, für den eben dieselbe abstrakte „Macht" sich im Geldbesitz verkörpert. Ich halte es für einen Irrtum, wenn man sich jenen Geizigen mit der Ausmalung aller ihm zur Verfügung stehenden Genüsse, all der reizvollen Verwendungsmöglichkeiten des Geldes beschäftigt denkt. Die reinste Form des Geizes ist vielmehr die, in der der Wille wirklich nicht über das Geld hinausgeht, es auch nicht einmal im spielenden Gedanken als Mittel für anderes behandelt, sondern die Macht, die es grade als nicht ausgegebenes repräsentiert, als definitiven und absolut befriedigenden Wert empfindet. Für den Geizigen liegen alle sonstigen Güter in der Peripherie des Daseins und von jedem derselben führt ein eindeutig gerichteter Radius seinem Zentrum, dem Gelde, zu, und es hieße das ganze spezifische Lust- und Machtgefühl verkennen, wenn man diese Richtung umdrehen und sie von ihrem Endpunkt auch nur innerlich wieder auf die Peripherie zurückleiten wollte. Denn indem die Macht, die in jenem

Digitized by Google

Zentrum ruht, in das Genießen konkreter Dinge umgesetzt würde, ginge sie als Macht verloren.

Es ist nun für die Herrschaft, die das Geld über die allgemeine Denkart gewonnen hat, sehr bezeichnend, daß man eine Reihe von Erscheinungen als Geiz — im Sinne des Geldgeizes — zu bezeichnen pflegt, die in Wirklichkeit das genaue Gegenteil desselben sind. Es handelt sich um die Menschen, die ein abgebranntes Streichholz nochmals benutzen, leere Briefseiten sorgfältig abreißen, kein Stückchen Bindfaden wegwerfen und auf jede verlorene Stecknadel eine Mühe des Suchens verwenden. Man nennt solche Menschen geizig, weil man sich gewöhnt hat, den Geldpreis der Dinge ganz unbesangen als ihren Wert anzusehen. Thatsächlich aber denken sie garnicht an den Geldwert jener Objekte, die Stärke ihres Gefühles gilt gerade dem sachlichen Wert derselben, auf den ihr Geldwert gar keine irgend proportionierte Hinweisung giebt. Wenigstens in sehr vielen Fällen sind es durchaus nicht die Bruchteile eines Pfennigs, um deren Rettung es sich für jene Sparsamen handelt; gerade sie sind von der Rücksicht auf das Geld, durch das die Objekte ohne weiteres wieder beschaffbar sind, oft genug unabhängig und werten eben bloß die Sache selbst.

In diese Kategorie gehören auch jene sonderbaren, aber nicht allzuseltenen Menschen, die ohne Bedenken hundert Mark, aber nur mit wahrer Selbstüberwindung einen Bogen Papier aus ihrem Schreibvorrat oder Aehnliches verschenken. Daß auch auf dieser Basis der bloßen Gebrauchswertschätzung etwas dem Geize Analoges stattfinden kann, ist natürlich nicht zu leugnen. In dem Sinne aber, wie es meistens verstanden wird: es sei doch der Geldwert der Objekte, den die so charakterisierten Personen retten wollten, ist es sicher oft nicht der Fall. Denn dem Geizigen sind die Dinge gerade gleichgültig, weil das Geld sie ihres Endzweckcharakters beraubt hat, während das Verhalten jener ganz sinnlos wäre, wenn es durch den Geldwert der Dinge bestimmt wäre; freilich kann es durch das völlige Außerachtlassen desselben auch wieder unvernünftig werden. Sie vergessen über dem Zweck das Mittel, das ihn jederzeit wieder erreichbar macht, während der Geizige über das Mittel den Zweck vergißt, der jenem allein Bedeutung giebt. Allein so logisch, wie hiermit gefordert wird, geht es in der Seele nicht zu, und der Reiz der gesammelten Macht, die grade nur in dem Mittel, so lange es noch reines unausgegebenes Mittel ist, ruht, macht das Abbrechen der Zweckreihe an diesem Punkte durchaus verständlich.

Die Stellung des Geldes, insoweit sie seinen Charakter über das bloße Mittelsein hinaus zu einem selbständigen Interesse steigert, will ich nun noch nach zwei negativen Instanzen hin verfolgen. Die Verschwendung ist nach mehr als einer Richtung dem Geize verwandter, als die Entgegengesetztheit ihrer Erscheinungen zu verraten scheint. Es ist hier zu bemerken, daß in Zeiten naturaler Wirtschaft die geizige Konservierung der Werte mit deren Natur, mit der sehr begrenzten Aufhebbarkeit der landwirtschaftlichen Produkte nicht vereinbar ist. Wo daher deren Umsetzung in das unbegrenzt aufhebbare Geld nicht thunlich oder wenigstens nicht selbstverständlich ist, findet man selten ein eigentlich geiziges Aufhäufen derselben; wo Bodenprodukte unmittelbar gewonnen und konsumiert werden, besteht meistens eine gewisse Liberalität, besonders etwa Gästen und Bedürftigen gegenüber, wie sie das zum Sammeln viel mehr einladende Geld weniger nahe legt; so daß Petrus Martyr die Kakaobäcke rühmt, die den alten Mexikanern als Geld dienten, weil sie nicht lange aufgehäuft und verborgen aufbewahrt werden konnten und also keinen Geiz gestatteten. Ja, es scheint, als ob das Geld schon seinem Begriffe nach einen Anspruch, gewissermaßen ein Recht auf egoistische Reserve enthielte: wo Engherzigkeit und Hartherzigkeit sich weigern, sich von einem konkreten Besitzstück zu trennen, hört man regelmäßig als rechtfertigende Begründung, es habe doch so und so viel Geld gekostet. Ganz entsprechend beschränken naturale Verhältnisse die Möglichkeit und den Reiz der Verschwendung. Die verschwenderische Konsumtion und leichtsinnige Vergeudung innerhalb derselben haben doch, abgesehen von sinnloser Zerstörung, an der Aufnahm-fähigkeit des eigenen und fremder Subjekte ihre Grenze. Die Hauptsache aber ist, daß die Verschwendung des Geldes überhaupt einen ganz anderen Sinn, eine ganz neue Nuance gegenüber der Verschwendung konkreter Gegenstände enthält: die letztere bedeutet, daß der Wert für die vernünftigen Zweckreihen des Individuums schiechthin vernichtet ist, die erstere, daß er in unzweckmäßiger Weise in andere Werte umgesetzt ist. Der Typus des Verschwenders in der Geldwirtschaft ist nicht jemand, der das Geld in natura sinnlos verschenkt, sondern der es zu sinnlosen, bezw. seinen Verhältnissen nicht angemessenen Käufen verwendet. Die Lust am Verschwenden, die genau von der Lust etwa an dem stachligen Genuß der Gegenstände, an dem damit verbundenen Protzentum, an dem anregenden Wechsel zwischen Erwerb und Verbrauch der Objekte zu unterscheiden ist, die also die reine Funktion des Verschwendens, ohne Rücksicht auf ihren substanziellen Inhalt und ihre Begleiterscheinungen betrifft — heftet sich also an den Moment des Geldausgebens für irgend welche Gegenstände; der Reiz dieses Momentes überdeckt beim Verschwender die sachgemäße Schätzung des Geldes einerseits, der Gegenstände andererseits. Hiermit wird die Stellung des Verschwenders in der Zweckreihe deutlich bezeichnet. Wenn das Endglied derselben der Genuß aus dem Besitz des Objekts ist, so ist ihre erste und hier wesentliche Mittelstufe, daß man das Geld besitze, die zweite, daß man es für den Gegenstand ausgebe. Für den Geizigen nun mächt jene erste zu einem für sich lustvollen Selbstzweck aus, für den Verschwender die zweite. Das Geld ist für ihn kaum weniger wesentlich, als für jenen, nur nicht in der Form des Habens, sondern in der des Ausgebens. Sein Wertgefühl baut sich in dem Augenblick des Uebergangs des Geldes in andere Wertformen an und zwar mit solcher Intensität, daß er sich den Genuß dieses Augenblicks um den Preis erkauft, alle definitiveren Werte damit zu vergeuden. Wegen ihrer engen Beziehung zum Gelde gewinnt die Verschwendungssucht so leicht einen ungeheueren Beschleunigungszuwachs und raubt dem davon Befallenen alle vernünftigen Maßstäbe: weil die Regulierung fehlt, die durch das Maß der Aufnahmefähigkeit konkreten Objekten gegenüber gegeben ist.

Das ist die genau gleiche Maßlosigkeit, die die geizige Gelbgier charakterisiert: die bloße Möglichkeit, die sie statt des Genusses der Wirklichkeiten sucht, geht an und für sich ins Unendliche und findet nicht wie diese, äußere und innere Gründe ihrer Einschränkung. Geiz und Verschwendung streben ihrem Wesen nach ins Grenzenlose, weil sie beide prinzipiell die Wertbemessung ablehnen, die allein der Zweckreihe Halt und Grenze gewähren kann, nämlich die an dem abschließenden Genusse der Objekte. Indem der eigentliche Verschwender — der nicht mit dem Epikureer und dem bloß Leichtsinnigen zu verwechseln ist, so sehr in der individuellen Erscheinung all diese Elemente sich mischen mögen — gegen das Objekt, wenn es einmal in seinem Besitz ist, gleichgültig wird, ist sein Genießen mit dem Fluche behaftet, nie Rast und Dauer zu finden; der Augenblick seines Eintritts enthält zugleich seine Aufhebung in sich, sein Leben hat dieselbe dämonische Formel wie das des Geizigen: daß jeder erreichte Moment den Durst nach seiner Steigerung weckt, der aber nie gelöscht werden kann; denn die ganze Bewegung sucht die Befriedigung, wie sie aus einem Endzweck fließt, innerhalb einer Kategorie, die sich ja von vornherein den Zweck versagt und sich auf das Mittel und den vordefinitiven Moment beschränkt hat. Der Geizige ist der Absitraktere von beiden; sein Zweckbewußtsein macht in noch

Digitized by Google

größerer Distanz vor dem Endzweck halt; der Verschwender geht immerhin noch näher an die Dinge heran, er verläßt die auf das rationelle Ziel gerichtete Bewegung an einer späteren Station, um sich an ihr, als sei sie selbst das Endziel, anzubauen. Einerseits diese formale Gleichheit bei vollständiger Entgegengesetztheit des sichtbaren Erfolges, andererseits das Fehlen eines regulirenden substanziellen Zweckes, das durch die gleichmäßige Sinnlosigkeit beider Tendenzen ein launenhaftes Spiel zwischen ihnen nahe legt — erklärt es, daß Geiz und Verschwendung sich oft an derselben Persönlichkeit finden, sei es in Verteilung auf verschiedene Interessenprovinzen, sei es in Zusammenhang mit wechselnden Lebensstimmungen; Kontraktion und Expansion derselben drücken sich in Geiz und Verschwendung, wie in derselben, nur jedesmal mit anderem Vorzeichen versehenen Bewegung aus.

(Schluß folgt.)

Streiflichter

Der Ausstand von Creuzot — ein Kampf um die Menschenrechte. Es ist kein Zufall, daß das gegenwärtige französische Ministerium Waldeck-Rousseau, welches zum Schutze der Gerechtigkeit und zur Verteidigung der bürgerlichen Freiheiten gebildet wurde, auch erfolgreich war im Sinne der ausgleichenden sozialen Gerechtigkeit und Versöhnung. Durch den klugen Schiedsspruch des Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau ist der Ausstand von Creuzot, der eine Zeit lang geradezu gefahrdrohenden Charakter zeigte, glücklich beendet. Und um was handelte es sich hierbei? Um Lohnerhöhungen „verelendeter" Proletarier, um Machtproben sozialistischer Führer? Nichts von alledem. Die Heftigkeit und Energie des Kampfes war allein hervorgerufen durch ideale Momente, es handelte sich fast ausschließlich um einen Kampf um Menschenwürde und Menschenrecht. Der Pariser Berichterstatter der „Voss. Ztg." schildert das wie folgt:

> Der Ausstand im Creuzot ist glücklich beendigt. Der billige, wohldegründete Schiedsspruch des Herrn Waldeck-Rousseau wird sowohl von Herrn Schneider als auch von den Arbeitern angenommen. Vom Ausgang nach Paris ist nicht länger die Rede. Zehntausend Arbeiterfamilien wird unabsehbares Elend, dem ganzen Lande schmerzliche Aufregung, der Regierung die unheilvolle Notwendigkeit erspart, armen, bethörten Menschen mit vielleicht blutiger Strenge entgegenzutreten. Drei Wochen lang hat der Ausstand gedauert und noch einer Berechnung die 21-beiter gegen 740 000 Fr. an entgangenem Lohn gekostet. Das ist schlimm genug. Aber es ist ein weit kleineres Uebel als dasjenige, das den Arbeitern drohte, wenn der Ausstand sich weiter entwickelte. Eigentliches Elend haben diese drei Wochen der Verdienstlosigkeit über die Leute im Creuzot übrigens zum Glück nicht gebracht, denn diese Gruben- und Hüttenarbeiter sind keine Lumpenproletarier, sondern haben fast alle etwas vor sich gebracht und können, freilich unter Anspannung der Ersparnisse, immerhin es eine kleine Weile mit ansehen, ohne Not zu leiden. Der Ausstand hatte einen besonders Charakter und bezeichnete eine Seite der zeitgenössischen Arbeiterfrage, die auch immer nicht von aller Welt erkannt und richtig gewürdigt wird. Im Creuzot wurde nicht um sachliche, sondern um sittliche Güter gekämpft. Es war nur zum kleinsten Teil ein Lohnstreit, zum größten ein Ringen um die Anerkennung der Menschenrechte und Arbeiterwürde.
>
> Der Ausstand vom Juni bezweckte eine Lohnerhöhung. Diese wurde damals auch zugestanden. Sie betrug, je nach dem Alter der Arbeiter, von 15 bis 25 v. H. Im gegenwärtig brandeten Ausstand wurde an diesen Junivertrag nur erinnert. Das war alles. Weder verlangten die Arbeiter eine neue Lohnerhöhung, noch dachte die Schneiderische Verwaltung daran, ihr Zugeständnis vom Juni zu schmälern oder zurücknehmen. Was die Arbeiter jetzt anstrebten, das war, als freie Männer anerkannt zu werden. Das Creuzot zeigt das Muster einer patriarchalischen Ordnung, die Verwaltung dasjenige des „guten Tyrannen", den im staatswissenschaftlichen Schrifttum des 18. Jahrhunderts eine so große Rolle spielte. Wenn die Menschen von Brot allein lebten, so könnten die dortigen Arbeiter wahrhaftig zufrieden sein. Sie sind ein seßhaftes Volk. Viele von ihnen arbeiten dort schon im dritten Geschlecht. Sie sind die Enkel der Arbeiter, die bei der Gründung der Anstalt thätig waren. Zeiten der Arbeitslosigkeit kennen sie nicht. Die Anstalt beschäftigt sie das ganze Jahr hindurch, höchstens mitunter mit verminderter Arbeitszeit. In Krankheit und Alter werden sie versorgt, sie brauchen also den Tagen der Arbeitsunfähigkeit nicht entgegenzubangen. Selbst um das Loos der Kinder brauchen sie nicht zu sagen: die Knaben werden zu Arbeitern ausgebildet und sind einer Brotstelle in der Anstalt sicher, die Mädchen verheiraten sich leicht, begabte junge Leute können es zu sichren Stellen bringen. Der Lohn ist auskömmlich, alle Bedürfnisse werden den Arbeitern von der Verwaltung zum Selbstkostenpreise in bester Beschaffenheit geliefert, sie haben hübsche Häuschen mit Gärten, wo sie gegen eine fast nicht nennenswerte Miete wohnen und die nach einer Reihe von Jahren ihr Eigentum werden. Sie haben Volks- und Fortbildungsschulen, die sie nichts kosten, Arzt und Apotheke frei, ein unentgeltliches Krankenhaus und Unterstützung für Wöchnerinnen.
>
> Wenn man diese Aufzählung liest, so muß man denken, daß das Creuzot ein Arbeiterparadies sei. Man denn: in diesem Paradiese fühlen die Arbeiter sich krenzunglücklich. Warum? Weil man sie wie Haustiere, nicht wie denkende, verantwortliche Menschenwesen behandelt; gütig, vorsorglich, liebevoll, wie ein guter Wirt auch sein Vieh zu behandeln pflegt, aber wie das liebe Vieh. Darüber sind die Leute hinausgewachsen. Sie fordern Achtung für ihre Menschenwürde. Die Schneidersche Verwaltung verlangt unbedingten Gehorsam und duldet keine geistige Selbständigkeit, keine menschliche Unabhängigkeit. Die Schneidersche Familie ist fromm, sozialist müssen alle Arbeiter zur Messe gehen und mehrmals im Jahre beichten. Die Schulen werden von Lehrorden gehalten. Freisinnige Bücher dürfen nicht gelesen werden. Die Wahlen müssen reaktionär sein. Zu der Werkstatt hat Sklavengehorsam zu herrschen. Der Zwang erstreckt sich bis auf die Kleidung. Der Arbeiter darf Sonntags auf der Straße keinen hohen Hut tragen. Auf diese Fälle hat es bei der Vorarbeiter ein Recht. Arbeiter, die aus Gleichheitsgefühl es dem Vorarbeiter gleichthun wollten, wurden mit der Entlassung bedroht, wenn sie nicht zum Schlapphut oder zu der Seidenmütze ihres Ranges zurückgreifen würden. Diese Verhältnisse sind den Leuten unleidlich geworden; ihnen wird Zeiten sie entgehen; ihre Ueberwindung war der Zweck des gegenwärtigen Ausstandes. Sie haben den Zweck erreicht. Sie dürfen sich als Berufsgenossenschaft gliedern und der Verwaltung gleichberechtigt entgegentreten. Sie dürfen Verbrauchsvereine bilden und sich von der drückenden Wohlthätigkeit der sorgenden Verwaltung frei machen. Sie dürfen in der Werkstatt gewählte Vertreter bestellen, die neben dem Vorarbeiter, Werkführer, Anstaltsingenieur bei der Festsetzung der Arbeitsordnung mitzureden haben. Mit einem Worte: der Schiedsspruch des Ministerpräsidenten bedeutet für die 10 000 Arbeiter des Creuzot das Ende der Feudalzeit; er ist ihr 1789; er ist ihre „Erklärung der Menschenrechte".

Wer, der diese Schilderung liest, erinnert sich dabei nicht der patriarchalischen Zustände im Königreich des Herrn Simmn und der ganzen sozialen Stellungnahme dieses Mannes, die bei vielleicht gutgemeinten Absichten, verhängnisvoll wirkt? Und kann deutlicher als hier illustriert werden, wie sehr die sogenannte soziale Frage in ihrem eigentlichen Kern eine ethische Frage ist?

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. M. Die hiesige Abteilung der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur begann ihre Vereinsthätigkeit gestern mit einer Sitzung in der Rosenau, in der Herr Prof. Kamp einen Vortrag über „Ein Reichswohnungsgesetz" hielt. Der Redner betonte, daß sich alle Kreise für die Wohnfrage interessieren müßten, denn die Mißstände auf diesem Gebirt seien drohende Erscheinungen für Jedermann, gleichgültig welcher Partei er auch angehöre. Der Verein „Reichswohnungsgesetz" erstrebe darum eine Besserung der Verhältnisse durch den Reichstag. Zu empfehlen sei, daß die Provinzialversicherungsanstalten ihre Mittel aus der Invaliditäts- und Altersversicherung zum Bau von Arbeiterwohnungen verwenden sollten, da es, namentlich zur Zeit eines großen industriellen Aufschwunges, schwer halten werde, von anderer Seite, z. B. von den großen Banken, Geld für diesen Zweck zu erlangen. Auch auf die Sparkassen rechne man. Die Gemeinden seien in erster Linie dazu berufen, den örtlichen Verhältnissen gerecht zu werden, aber das müsse im Rahmen einer allgemein geltenden Reichsgesetzgebung geschehen. Herr Redakteur Otto Hörth wogte den Kampf gegen die Bodenspekulation, gegen

6000 Mark und seine große Bibliothek verwacht. Der Gesellschaftstag findet am 21. bis 23 Oktober in Wiesbaden statt. Nach einigen vorläufigen Mitteilungen über das Winterprogramm, denen wir entnehmen, daß u. a. Herr Dr. Kronenberg-Berlin einen Vortragszyklus über Kant halten wird, wurde die Versammlung geschlossen.

Bücherschau.

Dr. B. Henrich, die freie Arztwahl im Deutschen Reiche. München 1898, Staegmeyersche Buchhandlung.

Die ethische Seite der Bewegung, welche unter der Bezeichnung der freien Arztwahl seit Jahren in lebhaftem Für und Wider zwischen Krankenkassen, Aerzten, und Verwaltungsbehörden erörtert worden ist, wurde an dieser Stelle wiederholt berührt. Es ist für uns müßig, nachweisen zu wollen, daß eine Krankenkassengesetzgebung, welche dem Versicherten zwar freie ärztliche Behandlung zukommen läßt, ihm aber in Rücksicht auf die Wahl des Arztes seines Vertrauens die äußersten, oftmals überaus hart empfundenen Schranken auferlegt, dem Ideal einer Fürsorge für den erkrankten Arbeiter keineswegs nahe kommt. Welche Nachteile wirtschaftlicher und Gefahren sittlicher Art die Kassengesetzgebung für einen Teil des Aerztestandes mit sich gebracht hat und in sich trägt, ist eine Frage, die geeignet ist, diejenigen teilnahmsvoll anzuziehen, das zu untersuchen würde eine auch für nicht direkt beteiligte Kreise lohnende Aufgabe sein. Was den Versicherten anbelangt, so wird überall da, wo Verständnis für die Bedeutung der Krankenfürsorge besteht und die Kassenfrage nicht rein als Machtfrage behandelt wird, kaum eine Stimme dagegen laut werden, daß im Prinzip die freie Arztwahl als die erstrebenswerteste und humanste Form anzusehen sei. Dieser Einsicht konnten sich auch die staatlichen Aufsichtsbehörden nicht entziehen, welche an vielen Stellen die schärfsten Gegner der freien Arztwahl sind, unter dem Vorwande, dieselbe bedeute den finanziellen Ruin der Krankenkassen. Dieser Seite der Frage geht der Verfasser der vorliegenden Schrift — ein Jurist — in gründlichster Weise nach, und er kommt zu den Schlußsätzen:

„Daß die freie Arztwahl, d. i. die Möglichkeit für den Versicherten, den Arzt seines Vertrauens, seinen „Hausarzt" in Anspruch zu nehmen, eine ideale Forderung, ein Menschenrecht ist, welches dem Aermeren, dem Arbeiter gerade so zukommt, wie dem Reicheren, darüber besteht wohl bei Menschen von Herzensbildung kein Streit.

Die Frage, ob und wie die freie Arztwahl technisch durchführbar sei, ist im Deutschen Reiche verschiedentlich und zwar glänzend gelöst, in dem die freie Arztwahl stets mit einer Reihe anderer nützlicher Reformen einhergeht.

Die Frage, ob die freie Arztwahl sich bewährt, ist nach dem Risiko einzelner Kassen zu bemessen. Wir haben entwickelt . . . daß selbst bei dem größten Risiko eine schädigende Einwirkung der freien Arztwahl nicht nachweisbar ist."

Möge die kleine Schrift dazu beitragen, daß mehr und mehr auch auf diesem Gebiete dem Arbeiter sein gutes Recht werde.

Dr. E. K.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Streik und Terrorismus der sozialdemokratischen Gewerkschaften. Von Jos. Kösser. Berlin, H. Walther. 1899.

Das Staatsverbrechen des Generals Boisdeffre. Von *x* Berlin, H. Walther. 1899.

Der Polenring. Von Franz Wagner. Berlin, H. Walther. 1899.

Die preußische Freiheit des Individuums und die Arbeiterschutzvorlage. Von E. Albrecht. Berlin, H. Walther. 1899.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. W. Kronenberg, Berlin W, Matthäikirchstraße 7.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Oktoberprogramm.

Vorbemerkung: Die Bureauräume, Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen, Lesesaal und Sitzungsraum für kleinere Versammlungen der D. G. E. K. Abteilung Berlin sind vom 1. Oktober 1899 von N. Ziegelstr. 10/11 nach W., Unter den Linden 14, Hof, Quergeb. 3 Treppen, verlegt worden. Sprechstunde des Bureauvorstehers: Dienstag, Donnerstag und Freitag von 5—7 Uhr Nachmittags

Montag, den 16., Dienstag, den 17., und Mittwoch, den 18. Oktober, abends 8 Uhr in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstr. 13/14 Vortragszyklus von Herrn Dr. F. W. Foerster, Privatdozenten aus Zürich über: „Die Kulturprobleme der Gegenwart vom ethischen Standpunkte."

In diesen Vorträgen werden u. a. folgende Fragen behandelt werden: Die Anwendung der Ethik auf die Völkerpolitik. — Das Kassenproblem. — Der Schutz der Schwachen und die Lauheit der Tüchtigsten. — Die Frauenfrage. — Die Arbeiterfrage. — Menschenbehandlung und Menschenbeurteilung im Kampf ums Recht. — Jugenderziehung im Einklang mit den neuen Lebensbedingungen. — Die christliche Kirche gegenüber den ethischen Bedürfnissen der Gegenwart. — Das Friedensthema und die religiöse Ueberlieferung. — Die ethische Bewegung.

Da diese Vorträge besonders für uns noch Fernstehende bestimmt sind, bitten wir unsere Mitglieder, sich für die Verteilung der Karten in diesen Kreisen besonders zu interessieren.

Eintrittskarten zum Preise von 50 Pfg. für den ganzen Zyklus sind im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 14, Hof III, Nachm. 3—6 Uhr; in den Buchhandlungen von Trautwein, Leipzigerstr. 8, Walther & Apolant, Markgrafenstr. 60, Schweitzer & Mohr, Potsdamerstr. 42 und abends am Saaleingang zu haben.

Sonntag, den 22. Oktober, abends 7 Uhr im Saale des Berliner Handwerker Vereins, C. Sophienstr. 15, dritter Unterhaltungsabend zum Besten der öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K.

Mitwirkende: Frau Lina Marschall (Gesang), Frl. Johanna Loewinson (Deklamation), Herr Prof. Gustav Holländer (Violine).

Karten zu 20 Pfg. in der Lesehalle, Neue Schönhauserstr. 13 (12—3 und 6—10 Uhr) beim Hilfsverein für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25, und bei den Herren Siegel, Friedrichstr. 90 — Schimmel, Königstr. 41 — W. Latte, Münzstr. 23a — R. Krebs, Neue Jakobstr. 15 — G. Crams, Krautstr. 26a — E. Horn, Saarbrückerstr. 16 — R. Dieter, Lübeckerstr. 32 — H. Wigankow, Müllerstr. 1a — F. Poschel, Oranienstr. 23 — A. Trötzer, Jüdenstr. 8 und an der Abendkasse.

Freitag, den 27. Oktober, abends 8½ Uhr im Bürgersaal des Berliner Rathauses Monatssitzung. 1. Bericht des Vorsitzenden über den Wiesbadener Gesellschaftstag. 2. Vortrag Dr. Kronenberg: „Wesen und Hauptaufgaben des modernen Humanismus." Gäste willkommen.

Neuer Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Das Ende des Marxismus
von
Dr. Paul Weisengrün.
Gr.8°. Preis M. 1.50.

Die Schrift bes in sozialwissenschaftlichen Fachkreisen nicht unbekannten Autors dürfte in unserer Zeit, wo sich eine Revision des Sozialismus in Theorie und Praxis vorzubereiten beginnt, Fachleute und Laien gleichmäßig interessieren.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Postkarten
mit ethischer Devise,
100 Stück inkl. Porto liefert gegen Einsendung von 2,70 Mk. (50 Stück 1,50 Mk.)
Lithographie-Anstalt Landmann & Mohn,
Alsm, Hauptwache 20.

Deutschnational.

Von Ben Akiba dem Jüngeren, der im Deutschtum, nicht im Christentum aufgeht. Mit einer Kundgebung eines Geh. Regierungsraths und Universitäts-Professors in Berlin.

Verlag von Paul Schimmelwitz, Leipzig.
— Preis 50 Pf. —

Für die kritische Würdigung der mit glühender Begeisterung und seinem gesunden Humor verfaßten Flugschrift ist es von besonderem Interesse, daß sowohl der Großmeister der Philosophie und scharfsinnige Politiker Dr. Eduard v. Hartmann, als auch der Gründer der deutschen Gesellschaften für ethische Kultur, Professor Wilhelm Foerster, dem Verfasser für seine so auseinandergehende Stellungnahme und für den moralischen Mut seines ganzen Auftretens die vollste Anerkennung zollen!

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Bureau für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2383.

Ethische Kultur

Inserate. Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 28. Oktober 1899. | Nr. 43.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Sozialer Materialismus und Idealismus. Von Dr. M. Kronenberg. — Jeannette Schwerin. Von Helene Lange. — Ueber Geiz, Verschwendung und Armut. Von G. Simmel. — Die konfessionelle Unabhängigkeit der Schule. Von Henriette Fürth. — Streiflichter: Epilog zur Haager Friedenskonferenz. — Eingegangene Schriften.

Sozialer Materialismus und Idealismus.

Von Dr. M. Kronenberg.

(Schluß.)

Sobald wissenschaftliche Theorien eine weitere populäre Ausbreitung gewinnen, wirken sie nicht bloß durch den Wahrheitsgehalt, den sie haben mögen oder den man ihnen auch wohl nur zuschreibt, sondern ebensowiel und sogar in noch stärkerem Grade durch den Stimmungsgehalt, den sie repräsentieren, durch die besondere Empfindungsweise, aus der heraus sie entstanden und deren Niederschlag sie bilden. So ist es auch beim Marxismus. Der historische Materialismus, der seine theoretische Grundlage bildet, verleugnet nicht — hierin in scharfem Gegensatz zu den grundlegenden Theorien Lassalles stehend — die Einwirkungen seiner Entstehungszeit, die weit verbreitete Stimmung des idealismusfeindlichen Nüchternheitsfanatismus jener Epoche die dem Zusammenbruch der Hegel'schen Philosophie in den vierziger und fünfziger Jahren nachfolgte. Beinahe alles kam damals dieser Stimmung entgegen: der Schiffbruch des theoretischen Idealismus in der philosophischen Romantik, das Scheitern des praktischen Idealismus in der „ideologischen" Revolution von 48, der mächtige Aufschwung der Industrie und der mit ihr eng verbündeten Technik, die ganze durch alles dies erzeugte Hinwendung auf das Nächterne, Palpable, greifbar Wirkliche u. s. w. Diese Stimmungen sieht man deutlich an zahlreichen Punkten im Marxismus zum Vorschein kommen, und sie, nicht bloß wissenschaftliche Erwägungen, haben die Stellungnahme von Marx wesentlich mitbestimmt. Sie wirken auch noch heute unter seinen strenggläubigen Anhängern nach, in den mannigfaltigsten Schattirungen. Leitmotiv ist überall die Verachtung alles Ideologischen, insbesondere alles Ethischen; im schlimmeren Falle die Verachtung jener flachen und oberflächlichen Menschen, die mit listigem Augenzwinkern behaupten: wie viele ethische Motive auch die „guten Leute" vorbrächten, man wisse besser, daß alles doch nur auf Eigennutz und Interesse hinauslaufe; im besten Falle die der reifer und sorgsamer Denkenden, die zwar die Wirksamkeit alles Geistigen, aller ideellen Motivationen, auch alles Ethischen, nicht ganz in Abrede stellen wollen, aber doch nicht eher ruhen, als bis sie dies alles im Materiellen sichergestellt haben. Es ist eine der seltsamsten Verirrungen des menschlichen Geistes, bemerkt einmal Lotze, das Sicherste, dessen er inne wird, nämlich das Geistige, zu läugnen und zu bestreiten und es sich erst wiederschenken zu lassen vom Körperlichen, von eben dem Körperlichen, dessen wir uns doch nur durch Vermittelung eben des Seelischen bewußt werden, das wir leugneten. Aber eine vielleicht noch seltsamere Verirrung ist es jedenfalls, dem spezifisch Geistigen, insbesondere dem Ethischen, das erst die Dignität des Menschen ausmacht, dadurch erst eine besondere Dignität geben zu wollen, daß man es auf seinen materiellen Ursprung restlos zurückführt und somit alles unterscheidend Menschliche gleichsam vernichtet.

Man kann deutlich bemerken wie von Anfang an, seitdem nur der soziale Gedanke sich überhaupt des Verstandes und des Gemütes vieler bemächtigt hatte, auch vereinzelt versucht wurde, ihn auf eine idealistische Basis zu stellen. Man denke nur an Fr. Alb. Lange, ja in gewissem Sinne selbst an Lassalle. Aber nicht dies ist das Entscheidende; denn der soziale Gedanke, d. h. der Gedanke, eine Ordnung des menschlichen Gemeinschaftslebens könne und müsse gefunden werden, welche der Idee der Gerechtigkeit mehr entspreche, welche niemanden, um mit Malthus zu reden, von dem Bankett des Lebens gewaltsam zurückstoße und eine Entfaltung des rein Menschlichen an allen Punkten des Daseins ermögliche, — dieser Gedanke von wesentlich ethischer Bedeutung ist unverleugbar in den Strom der geschichtlichen Entwicklung eingesenkt und völlig unabhängig von jeder theoretisch-systematischen Begründung, die man ihm zu geben versucht. Aber eben deshalb ist es für seine Wirksamkeit auch so notwendig, daß er von den Entstellungen befreit werde, welche er durch die Verstrickung mit den Dogmen des Marxismus erfahren hat, damit nicht das was die letzteren verschuldet, den sozialen Gedanken auch fernerhin schädige. Das und nichts anderes ist der wesentliche Inhalt des Umwandlungsprozesses, der sich in den sozialen Gedankenkreisen unserer Zeit immer stärker bemerkbar macht und von dem nun auch die organisierte sozialdemokratische Partei immer mehr ergriffen ist. Hier hat der dogmatische Marxismus, der historische Materialismus, bis vor kurzem uns Gründen, die hier unerörtert bleiben dürfen, eine so gut wie unbestrittene Alleinherrschaft ausgeübt, hier ist darum auch der stärkste Umwandlungsprozeß zu vollziehen. Und wie weit dieser bereits vorgeschritten ist, das hat der in diesen Tagen stattgefundene hannoversche Parteitag deutlich genug gezeigt. Mit einer auch physisch bemerkenswerten Kraftanstrengung

Digitized by Google

hat hier der Abgeordnete Bebel in sechsstündiger Rede die materialistischen Grundlagen des Marxismus zu retten gesucht. Es ist ganz charakteristisch, wie namentlich in seinen historischen Exkursen die oben erwähnte besondere Stimmung, welche für den historischen Materialismus der gläubigen Marxisten so bezeichnend ist, überall zum Vorschein kam; z. B.:

„Die Freßlegende! Ei, zum Teufel! was war denn die ganze Reformation? Wir sind uns doch alle darüber klar, daß die deutschen Fürsten, die sich gegen Papst und Kirche und für Luther erklärten, keine idealen, sondern durchaus materielle Absichten hatten."

Herr Bebel sucht dann weiter darzulegen, wie „die Einsackung der Kirchengüter" die treibende Kraft der Reformation gewesen sei, und wie das Bauernlegen eine Expropriation war, wie die Sklavenbefreiung in Amerika nur wirtschaftlichen Grund hatte:

„Da waren wohl nach Bernstein ethische Gesichtspunkte maßgebend? Da war es wohl das Mitleid mit den armen Sklaven? Tausende von Sklavenbesitzern wurden ihres Eigentums an Sklaven beraubt. Vom ethischen Gesichtspunkt nennt man das ja wohl — Diebstahl."

Nichts ist bezeichnender als dieses „wir sind uns doch alle darüber klar", das sich mit einem verächtlichen Seitenblick an alle wendet, die an die Wirksamkeit ethischer Motive glauben, und die Anerkennung der materialistischen Voraussetzungen ebenso peremptorisch für seine Behauptung verlangt, wie nur irgend ein Kirchengelahrter für seine Dogmen, während doch die Erklärung der großen ethischen Bewegungen der Reformation, der Sklavenbefreiung aus lediglich materiellen Motiven nichts ist — und darüber „sollten wir uns alle klar sein" — als eine schlimme Vergewaltigung des historischen Thatbestandes zu Gunsten eines Parteidogmas. Sie ist unter parteikatholischen Erwägungen eine Wiederholung der Gedankenreihen, die der Marxismus entwickelt, der selbst die ideologische Erscheinung der Geschichte, das Auftreten des Christentums, lediglich als eine mißverständige Funktion des ökonomischen Prozesses zu fassen sucht.

„Für eine Gesellschaft von Warenproduzenten," sagt er, „deren allgemeinen gesellschaftliches Produktionsverhältnis darin besteht, sich zu ihren Produkten als Waren, also als Werten zu verhalten und in dieser sachlichen Form ihre Privatarbeiten auf einander beziehen als gleiche menschliche Arbeit, ist das Christentum mit seinem Kultus des abstrakten Menschen, namentlich in seiner bürgerlichen Entwicklung, dem Protestantismus, Deismus u. s. w. die entsprechendste Religionsform."

Indessen reagiert das fortschreitend sich klärende Bewußtsein unserer Zeit immer entschiedener gegen derartige Vergewaltigungen der Wirklichkeit. Auch auf dem Hannoverschen Parteitage trat diese fortschreitende Klärung hervor, selbst bei denen, die den dogmatischen Marxismus mit äußerster Anstrengung festzuhalten suchten. Auch Bebel und Liebknecht und ihre nächsten Genossen waren außer Stande, die selbständige Bedeutung der Ideologien und des Ethischen gänzlich weg zu demonstrieren, sie hätten sich selbst, umgekehrt wie die seligen Knaben im Goethe'schen Faust, bekennen müssen:

Uns bleibt ein Himmelsrest, zu tragen peinlich.

Daß die Loslösung des sozialen Gedankens von den materialistischen Dogmen des Marxismus weiter fortschreite und ungestört sich vollziehe, daran haben alle wahren und ernsten Vertreter dieses sozialen Gedankens, in welchem politischen Lager sie sich auch finden mögen, das größte Interesse. Wen die theoretische Einsicht davon noch nicht überzeugt hat, den hätten gerade die jüngsten auch in dieser Richtung so überaus lehrreichen Vorgänge in unserem Nachbarlande überzeugen können, wo die französischen Marxisten sich im politischen Kampfe lange Zeit an der Seite der nationalistisch-antisemitisch-klerikalen Reaktion fanden, unterstützt von den deutschen orthodoxen Marxisten, deren einem, Liebknecht, dafür von einem der widerwärtigsten Gesellen unter den französischen Nationalisten, von Drumond mit einem freudigen Mervi Liebknecht! quittiert wurde. Was war diesen Marxisten eine Frage der Gerechtigkeit, was das Leiden eines Unschuldigen innerhalb des Bourgeoisstaates?

„Ihr kämpft gegen das Unrecht, die brutale Gewalt, den Militarismus, Cäsarismus u. s. w.," so sagten sie, „seht ihr nicht, daß das alles nur bedingt ist durch das gegenwärtige ökonomische System, welches auf Unterdrückung aufgebaut ist, daß man also, um alle jene Ungerechtigkeiten zu beseitigen, dieses System ändern muß? Laßt also die Bourgeoisie, je eher um so besser, in sich selbst verfaulen, vertraut allein der Macht, erobert die Macht für das Proletariat, und dann wird auch die Ungerechtigkeit schwinden; denn von den materiellen Lebensbedingungen der Menschen hängen auch ihre politischen, ethischen u. s. w., kurz alle höheren geistigen Anschauungen und Vorstellungskreise ab, oder, wie die marxistische Bibel, „das Kapital," es lehrt, erst mit der Veränderung der ökonomischen Grundlagen wälzt sich auch der ganze ungeheure Ueberbau der moralischen, wissenschaftlichen, religiösen 2c. Anschauungen um.

In der That, wenn alle höheren Bewußtseinsvorgänge, auch die ethischen Vorstellungen, nichts als unselbständige Funktionen des materiellen ökonomischen Prozesses sind, dann ist die Theorie des Klassenkampfes die notwendige Folge, dann bedeutet der gegenwärtige Zustand nichts als: Unterdrückung des Proletariats durch die Bourgeoisie, und dann ist das Ziel der Zukunft: Unterdrückung der Bourgeoisie durch das Proletariat, und dann sind Verelendungs- und Zusammenbruchstheorie und Expropriation notwendige Bestandstücke des sozialen Parteikampfes, und wären sie nicht theoretisch zu rechtfertigen, so müßte man sie doch um ihrer praktischen Unentbehrlichkeit willen festhalten.

Aber in Wahrheit ist dies alles eine Kette von völlig haltlosen Voraussetzungen, die in ihrer Gesamtheit — darin zeigt sich gleichsam eine List der Geschichte —, ungeachtet ihres scheinbar hart realistischen Charakters, eines der verstiegensten ideologischen Gedankengebilde darstellen. In Wahrheit vollzieht sich alle Höherentwicklung des menschlichen Geschlechts, auch die soziale, vom Geistigen aus, ethische Motive sind hier die Triebkräfte, welche allein auch eine vollkommenere ökonomische Struktur des Gemeinschaftslebens herbeiführen können, und nur die Weckung dieser Triebkräfte, nicht der Appell an die rohen Instinkte der Gewalt und der Unterdrückung, kann die Menschen willfährig machen zur Aufnahme des sozialen Gedankens, geneigt und innerlich bereit auch zu einer vollkommeneren materiellen Lebensordnung.

Jeannette Schwerin.*)

Von Helene Lange (Berlin).

Wenn wir einen Wahrspruch suchen wollten für das Leben der Frau, die wir so schmerzlich betrauern, so dürften es vielleicht jene weisen Worte sein: „Nichte dich nicht ein, als solltest du Hunderte alt werden. Denn wie nahe vielleicht ist dein Ende! Aber so lange du lebst, so lange es in deiner Macht steht — sei gut!"

Diese Worte hat Jeannette Schwerin in ihrem Leben verwirklichen wollen, und diese Worte hat sie verwirklicht. Es sind fast drei Jahrzehnte verflossen, seit ich sie zuerst ihre Lebensphilosophie entwickeln hörte. Im Angesicht schneebedeckter Berge war es, am Fuße des hohen Waymann, wo wir als junge, noch weltfremde Menschen unsere Ansichten tauschten. Ihre Lebensphilosophie wurzelte im Unsichtbaren und gipfelte darin. Und auch später, als sie mit so scharfem Blick und richtigem Urteil die Wirklichkeit erfassen lernte, ist ihr doch die Welt sittlicher Werte eine höhere und sichertere Realität gewesen als die Welt des Physikers, die Welt der fünf Sinne. Und in dieser Welt sittlicher Werte

*) Gedächtnisrede gehalten am 14. Oktober 1899 im Festsaal des Berliner Rathauses.

Digitized by Google

fühlte sie den großen Zusammenhang, der die religiöse Weltanschauung bedingt. Wir haben uns damals auch — wie junge Menschen gern mit den Rätseln der Todes spielen, wenn sie Fülle des Lebens atmen — den letzten Augenblick unseres Daseins ausgemalt. „Harmonisch ausklingen mit vollem Bewußtsein," das war ihr Wunsch. Das Schicksal hat ihn ihr nicht erfüllt, aber sie selbst hat es getan. Dem Geschick zum Trotz, das den freien Geist durch die Wucht grausamer Leiden beugen wollte, sind ihre letzten Jahre ein harmonisches Ausklingen gewesen. Denn rastlos hat sie gewirkt, Gutes gewirkt, so lange sie atmete; erfüllt das Wort: so lange du lebst, so lange es in deiner Macht steht, sei gut. So hat sie die höchste Harmonie erreicht: ihr Wille und ihr Gewissen war eins.

Gut sein aber hieß ihr thätig sein im Dienste der Menschheit. Von der Weltflucht eines Bruder Bonafides wußte ihr Wesen nichts. Eine glückliche Konstellation ließ sie das Feld der Wirksamkeit finden, für das sie besonders veranlagt war und das heute seiner vornehmsten Kraft unter den Frauen entbehrt.

Der Name Abarbanell, den Jeannette Schwerin als Mädchen trug, hat einen volltönenden Klang in dieser Stadt. Wo es galt gemeinnützige Bestrebungen zu fördern, stand er obenan. Mit dem Bewußtsein der Verpflichtung, für andere zu leben, wuchs das junge Mädchen heran. Dasselbe Bewußtsein begleitete sie in und durch eine glückliche Ehe. Und ihre eigene stark entwickelte Individualität, ihre steigende Ueberzeugung von dem Zusammenhang der Entwicklung und Hebung der geistigen Persönlichkeit mit sittlicher Kultur ließ sie die Lösung dieser Verpflichtung sehr bald auf dem Wege suchen, der für sie charakteristisch geblieben ist: sie suchte anderen zu helfen, sich selbst ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Sich selbst ein solches zu schaffen. Daß die Protektionswohlthätigkeit, die eben deshalb nur Kranken und Schwachen gelten dürfte, die Fähigkeit dazu eher mindert als mehrt, blieb ihr, die nach ihrem eigenen Ausdruck aus der täglich geübten Armenpflege immer trostloser herauskam, nicht verborgen. So suchte sie denn auch die Armenpflege aus der Reihe der bloßen Wohlthätigkeitsbestrebungen auf das Niveau der Wohlfahrtsbestrebungen hinaufzuheben denen sie sich je länger je mehr zuwandte, der Bestrebungen insbesondere, die auf Erhöhung des Werts der Einzelpersönlichkeit und eben dadurch des Gemeinwohls gerichtet sind. Und hierzu wußte sie die Kräfte aller nutzbar zu machen; den Schwachen und Ueberlasteten wußte sie das Vertrauen zur Selbsthilfe zu erhöhen, den Müßigen das Gewissen zu schärfen für soziale Verpflichtungen. Das war die Stärke dieser seltenen Natur, daß es für sie nur Menschen gab; sie war ebenso weit entfernt von jener den Arbeiter mit Recht empörenden Herablassung, die den höheren Bildungsgrad markieren soll und doch nur den Tiefstand der Bildung anzeigt, als von der Modethorheit, die nur in der Hebung der handarbeitenden Klassen das Heil sieht und das übrige Bürgertum als unheilbar krank und vermorscht hinstellt. Sie wußte für alle das rechte Wort, sie bewegte sich unter allen mit der gleichen Sicherheit, weil sie eben allen als Mensch, mit dem regen Interesse des Mitmenschen gegenübertrat, weil sie allen, wenn sie auch mit geschichtlichen Faktoren zu rechnen verstand, das gleiche unverbrüchliche Recht an ein edles menschliches Dasein zugestand.

Es war ihre innerste Ueberzeugung, daß es ein wesentlicher Teil der Mission der Frauen sei, ein solches Dasein einem möglichst umfassenden Kreise sichern zu helfen. Das Mißverhältnis zwischen dieser Ueberzeugung und der Möglichkeit, sie in die That umzusetzen, öffnete ihr Auge für die Notwendigkeit, der Frau die vollen Bürgerrechte, den vollen Einfluß auf die Gestaltung des Gemeindelebens und der Gesetze zu sichern. Das war es, was sie, verhältnismäßig spät, in die Frauenbewegung trieb. Das Mißbehagen an so manchem Auswuchs des Vereinslebens, an der Kraftverschwendung auch, die die Handhabung seines äußeren Apparats mit sich bringt, hatte sie bis dahin fern gehalten. Von dem Augenblick an, wo die Notwendigkeit dieses Apparats sich ihr aufdrängte, hat sie ihn ihren Zwecken energisch dienstbar zu machen gewußt. Denn wo sie auch wirkte im Vereinsleben, immer hat sie die Aufmerksamkeit auf den Punkt zu lenken gewußt, der ihr am meisten am Herzen lag: sittliche Hebung der „wohlsituirten" Frauen durch soziale Arbeit Hebung der wirtschaftlich Schwachen durch Einrichtungen, die ihnen Schutz der Person, Erhöhung des Selbstvertrauens, Anteil an den Kulturgütern sicherten. Wenn sie auch viel zu klar dachte, um sich der Selbsttäuschung hinzugeben, daß die soziale Frage durch Frauenvereine gelöst werden könnte, wenn sie auch wußte, daß durch diese vorläufig nur ein bescheidenes Maß an Reform ereichbar sei, so setzte sie doch alle Energie und unermüdliche positive Arbeit daran, um wenistens dieses zu verwirklichen. Und daß etwas, was ihr besonders am Herzen lag, der Schutz der Arbeiterinnen durch weibliche Fabrikinspektion, sich der Verwirklichung nähert, daß die Einstellung der Frau in die kommunale Arbeit mehr und mehr von der öffentlichen Meinung auch dieser Stadt gefordert wird, ist in der Hauptsache ihr Verdienst, wie denn auch die glückliche Durchführung der Hausspflege des Berliner Frauenvereins, die so manchen gedrückten Existenz das bischen Lebensmut erhält und erhöht, ihrer Energie und die ruhenden Thätigkeit in erster Linie zu danken ist.

Aber ich darf der Versuchung nicht nachgeben, in eine Schilderung der Thätigkeit einzutreten, die sie innerhalb der Vereine geübt hat, deren Mitglieder heute um sie trauern. Die Zeit würde nicht reichen und der Rahmen selbst eines längeren Vortrages viel zu eng sein, um nur annähernd zur Darstellung zu bringen, was sie uns gewesen ist. Nur die Grundprincipien, die sie innerhalb der Frauenbewegung festgehalten wissen wollte und in den Vereinen vertrat, können hier angedeutet werden; als ein teures Vermächtnis einer reichbegabten Frau, bei der edelstes Wollen, hohe Intelligenz und praktisches Geschick zusammentrafen, dürfen sie Anspruch auf dauernde Bedeutung für uns erheben.

Für Jeannette Schwerin war der feste Grund der Frauenbewegung, war der einzige schlagende Beweis für Berechtigung und Befähigung der Frau zu umfassenderem Wirken, zu vollen Rechten, die Arbeit, die Arbeit für das Gemeinwohl. Ihr an historischen und nationalökonomischen Studien geschulter Geist erfaßte zu klar die geschichtlichen Entwicklungsmöglichkeiten, um an die dauernde Wirkung einer nicht durch soziale Arbeit gestützten Programmmache, einer einseitig propagandistischen Thätigkeit zu glauben. Die bloße Fanfare, so notwendig sie ihr hin und wieder als Mittel erschien, bedeutete ihr überdies, als eine Art von Lebensberuf aufgefaßt, eine schwere sittliche Gefahr; je länger sie in der Frauenbewegung stand, um so klarer erkannte sie die zersetzende Wirkung der bloßen Agitation gerade auf die Frauennatur. Aber es handelte sich da bei ihr nicht nur um eine intellektuelle Ueberzeugung. Es war ein Grundbedürfnis ihrer tief sittlichen Natur, das, was sie verlangte, auch zu verdienen, die Pflicht vor das formelle Recht zu setzen So hatte sie das schöne Vorrecht, dem Gesetz ihres innersten Seins zu folgen, wenn sie vor allem Ausübung sozialer Arbeit verlangte, wo immer Frauen in die Bewegung eintraten. Wie richtig sie dabei die Verhältnisse zu beurteilen verstand, wie sie gerade das Arbeitsgebiet herauszufinden wußte, das zur Zeit Erfolg versprach, wie ihr praktisches Geschick zur Organisation dabei zur Geltung kam, wie sie bei jedem die ihm eigentümlichen Gaben herauszufinden und zur Verwendung zu bringen verstand, wie die Macht ihrer Persönlichkeit zur äußersten Leistung zwang, das wissen wir

Digitized by Google

alle — ihre jungen Schülerinnen, die begeistert an ihr hingen, wie die gereiften Frauen, die mit ihr arbeiteten. Für ihre Bedeutung auf sozialem Gebiet will ich heute nur einen klassischen Zeugen anführen: Lady Dilke. Sie schreibt mir vor wenig Tagen: „Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie bei der Gedächtnisfeier für Frau Schwerin einige Worte in meinem Namen sprechen wollten. Während einer langen Unterhaltung, die ich mit ihr in London über die Arbeiterfrage hatte, soweit sie sich auf die Frau und die Familie bezieht, machte mir ihr eingehendes Verständnis der ganzen Sachlage sowie die seltene Aufrichtigkeit und Kraft ihres Charakters einen tiefen Eindruck. Ich werde es als ein besonderes Vorrecht ansehen, wenn ich mich Ihnen anschließen darf in dem tiefsten Bedauern über den Verlust, den wir durch ihren Tod erlitten haben.

Wenn wir dem Grund ihrer tiefgehenden Wirksamkeit und zugleich dem Grund des Zaubers nachgehen, den sie auf alle übte, die Frauenbewegung und Vereinsleben mit ihr in Berührung brachten, weit über diese Stadt hinaus, der selbst politisch oder konfessionell eng abgegrenzte Kreise berührte so finden wir ihn darin, daß sie in der Frauenbewegung ganz das war, was sie als Mensch im engen Kreise der Ihren war: voll Güte und Gerechtigkeit, von feinem Verständnis für das, was andre wünschten, was andre drückte; ohne Eitelkeit und Selbstsucht, ohne Pose und Phrase. Und daß sie so ganz Frau blieb, jedem weiblichen Bohèmetum, jedem kindischen äußerlichen Markieren einer inneren Entwicklung abgeneigt. Dazu war ihr Wollen zu ernst, ihre Geistesbildung zu tief. Das alles haben wir empfunden, wenn wir ihrem im Grunde so einfachen, aber von der Wärme lebendiger Mitempfindung eingegebenen und unter dem unbewußten Einfluß künstlerischer Begabung sich gestaltenden Reden lauschten, wenn wir uns willig durch sie gewinnen ließen für Gedanken, die immer gut, durchdacht und nur von sachlichem Interesse eingegeben waren. Dabei gehörte sie nicht, um einen Ausdruck von Arthur Bonus zu gebrauchen, zu „den traurigen Leuten", die sich durch nichts imponieren lassen; auch sie ging dabei den Weg, den er andeutet: „Ein reines Gemüt pflegt nicht so schnell an Heuchelei zu denken. Und ein ungeschultes Gemüt pflegt damit anzufangen, daß es sich von Institutionen imponieren läßt. Aber ein reines Gemüt mit der Schulung des Lebens pflegt die Heuchelei zu durchschauen und die Ansprüche gering zu achten, um sich imponieren zu lassen nur noch durch die Wirklichkeiten. Die Wirklichkeiten sind die Personen."

Diesen Weg ist sie gegangen. Vor keiner Institution hat ihr Denken Halt gemacht, wenn sie noch so grau vor Alter war, keine hat ihr imponiert, aber Güte und Größe der Persönlichkeit imponierte ihr. Da war sie gefangen. Den schönsten Ausdruck fand die warme, pietätvolle Liebe, die sie solchen Persönlichkeiten entgegenbrachte, in ihren Beziehungen zu der Vorsitzenden des Bundes Deutscher Frauenvereine, Auguste Schmidt.

Ich muß es mir versagen, des Näheren einzugehen auf das, was sie dem nächsten Kreise war, der sie umgab, dem Kreis ihrer Familie, ihrer Freunde, was das engere Zusammenleben mit ihr bedeutete, was eine intime Unterhaltung, die die feinsten geistigen Beziehungen, das Unaussprechliche streifte: die schwersten Wunden berührt man nicht, wenn man die Heilung nicht bringen kann. Aber diesem engeren Kreise wie dem weiten bleibt ein Trost: was ein großer und guter Mensch gethan, das bleibt für alle Zeit. Auch in der unsichtbaren Welt die hinter der Sinnenwelt steht, giebt es ein Gesetz von der Erhaltung der Kraft; und wenn wir der ehernen Wahrheit, daß das, was im Sein beharren will, in nichts zerfallen muß, uns beugen müssen, so ist nicht minder wahr, daß das Ewige sich fortregt, sich gestaltet und verwandelt. Wir, die wir mit ihr gelebt haben, sind besser geworden durch sie; dem Geschlecht, das jetzt heranwächst, hat sie das Grundgesetz ihres eigenen Lebens fest einzuprägen gesucht, und so wollen wir mit ihr weiterleben, indem wir versuchen, in ihrem Geiste ihr Werk zu fördern. Nur so kann das sonst unerträgliche Gefühl, daß sie nicht mehr ist gemildert, nur so das Wort erfüllt werden:

„. . . . . keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Ueber Geiz, Verschwendung und Armut.

Von G. Simmel.

Nach einer ganz anderen Dimension hin als die Verschwendung es thut, steht der Geldgier und dem Geize eine zweite negative Erscheinung gegenüber: die Armut als definitiver Wert, als für sich befriedigender Lebenszweck. Das Auswachsen eines Gliedes der Zweckreihe zu absoluter Bedeutung hat sich hier in eine ganz andere Richtung derselben verpflanzt als beim Geiz und der Verschwendung; denn während diese bei den Mitteln zu Endzwecken stehen blieben, verharrt die Armut bei dem Ausbleiben der Mittel oder rückt in den hinter dem Endzweck liegenden Teil, in so weit sie sich als der Erfolg abgelaufener Zweckreihen einstellt. Aehnlich wie Geiz und Verschwendung tritt Armut in ihrer reinsten und spezifischen Erscheinung nur bei irgend einem Maße von Geldwirtschaft auf. In naturalen Verhältnissen, die noch nicht geldwirtschaftlich bestimmt sind, so lange also die Bodenprodukte noch nicht als bloße Waren, d. h. unmittelbar als Geldwerte figurieren, kommt es nicht so leicht zu absoluter Bedürftigkeit Einzelner, nicht zur Armut im sozialen Sinne: noch bis in die letzte Zeit hinein hat man sich in Rußland gerühmt, daß die wenig geldwirtschaftlich entwickelten Bezirke dasselbst keine persönliche Armut kennten. Als allgemeine Erscheinung liegt das nicht nur an der leichteren Zugänglichkeit des unmittelbar Nötigen, zu dem es nicht erst der Beschaffung des Geldmittels bedarf, sondern auch daran, daß die humanen und sympathischen Gefühle der Armut gegenüber in jenen Verhältnissen leichter erweckt werden, als wenn das, was dem Armen fehlt und womit man ihm helfen soll, garnicht das ihm unmittelbar Nötige ist. Das Mitgefühl hat in reinen Geldverhältnissen erst einen Umweg zu machen, ehe es auf den Punkt seines eigentlichen Interesses kommt. Auf diesem Umwege erlahmt es oft. Dem entspricht es, daß gerade praktisch hilfreiche und mitleidige Menschen dem Armen lieber mit Nahrung und Kleidung als mit Geld zu Hülfe kommen. Wo die Armut als sittliches Ideal auftaucht, da ist es desshalb auch der Besitz an Geld, den sie als die schlimmste Versuchung, als das eigentliche Uebel verabscheut.

Wo das Heil der Seele als Endzweck empfunden wird, da erscheint zu ihm die Armut in manchen Doktrinen als ein ganz positives und unerläßliches Mittel, das sich aus dieser Stellung dann zu der Würde eines durch sich selbst bedeutungsvollen und gültigen Wertes erhebt. Das kann nun auf verschiedenen Stufeln der Zweckreihen und von verschiedenen Motiven aus geschehen. Zunächst kann die bloße Gleichgültigkeit gegen alles irdische Genießen und Interessiertsein dahin führen. Von der Seele, die zum Höchsten aufstrebt, fällt dieser Ballast wie von selbst ab ohne daß es eines besonders darauf gerichteten Willens bedürfte. So mögen sich vielfach die ersten Christen verhalten haben: nicht direkt feindselig und aggressiv den Gütern der Sichtbarkeit gegenüber, sondern einfach ohne Beziehung zu ihnen, wie zu Dingen, für deren Wahrnehmung man kein Organ besitzt. In Hinsicht auf das Geld muß dies freilich entschiedenere und positivere Formen annehmen, da man auf dem Wege auch zum Unentbehrlichsten ihm immerwährend begegnet und da der Erwerb seiner mehr Aufmerksamkeit und Willensbeschäftigung fordert, als die daraufhin erfolgende Be-

Digitized by Google

schaffung des Unterhaltes selbst. Wer gegen diesen selbst so abgestumpft ist, daß er wie jener Kirchenvater Wagenschmiere für Butter aß, ohne es zu merken, kann, wenn er in einer Zeit des Geldverkehrs überhaupt existieren will, für den Erwerb auch der bescheidensten Summe sein Bewußtsein nicht in derselben Weise ablenken lassen. Deshalb wird, wo prinzipiell nur Gleichgültigkeit gegen alles Äußere herrscht, diese grade dem Geld gegenüber leicht in wirklichen Haß übergehen. Darauf wirkt zweitens der verführerische Charakter des Geldes noch entschiedener ein. Weil es in jedem Augenblick zur Verwendung bereit ist, ist es der schlimmste Fallstrick der schwachen Stunden, und da es alles zu beschaffen dient, so bietet es der Seele das ihr jeweilig Verführerischste dar; und alles dies ist von um so unheimlicherer Gefährlichkeit, als das Geld, so lange es wirklich bloß als Geld in unseren Händen ist, das indifferenteste und unschuldigste Ding von der Welt ist. So wird es für asketische Empfindungsweisen das richtige Symbol des Teufels, der uns in der Maske der Harmlosigkeit und Unbefangenheit verführt; so daß dem Teufel wie dem Gelde gegenüber die einzige Sicherung im absoluten Fernhalten liegt, in der Ablehnung jeglicher Beziehung, wie ungefährlich sie auch scheine. In der frühsten Gemeinde Buddhas ist dies zum prinzipiellen Ausdruck gekommen. Der Mönch der in die Gemeinde eintritt, giebt eben damit seinen Besitz überhaupt auf, wie er seine Familienbeziehungen und seine Gattin aufgiebt, und darf, gelegentliche Ausnahmen abgerechnet, nichts weiteres als die kleinen Gegenstände des täglichen Bedarfs besitzen, und auch diese eigentlich nur, wenn sie ihm als Almosen zufließen. Wie fundamental diese Bestimmung war, zeigt der Name, mit dem sich die Mönche bezeichneten: die Gemeinde der Bettler. Indem sie täglich erbettelten — und nicht einmal durch ausgesprochene Bitten, sondern das Almosen stillschweigend erwartend — was sie täglich bedurften, war die Bindung an jegliches Eigentum soweit gelöst, wie es überhaupt möglich war. Wie es bei gewissen arabischen Nomadenstämmen durch Gesetz verboten war, Getreide zu säen, ein Haus zu bauen und Aehnliches, damit keine Verführung zur Seßhaftigkeit den Einzelnen den Lebensbedingungen des Stammes untreu mache, so galt dasselbe in innerlicher Wendung von den buddhistischen Mönchen. Sie, die sich den Vögeln vergleichen, die nichts mit sich tragen, als die Flügel, wohin sie auch fliegen, dürfen kein Ackerland, kein Vieh, keine Sklaven zum Geschenk nehmen. Am strengsten ist nun dies Verbot in Bezug auf Gold und Silber. Der Wohlthäter, der den Mönchen ein Geldgeschenk zugedacht hat, darf es nicht ihnen geben, sondern einem Handwerker oder Händler, der dann den Mönchen dafür die Naturalien liefert, die sie annehmen dürfen. Hat aber dennoch ein Bruder Gold oder Silber angenommen, so muß er vor der Gemeinde Buße thun und das Geld wird, wenn ein ungläubiger Laie in der Nähe ist, diesem zum Einkauf von Lebensmitteln gegeben; selbst darf kein Mönch dies besorgen. Ist aber keiner gleich zur Hand, so wird das Geld einem Mönch zum Fortwerfen überliefert und zwar einem „der frei ist von Begehren, frei ist von Haß, frei von Verblendung" — und der so die Garantie giebt, daß er es auch wirklich wegwirft. Hier ist — wenn auch mit der eigentümlichen anämischen Gedämpftheit dieser gleichsam in einem Gedanken erstarrten Seelen — das Geld zu einem Gegenstand der Furcht und des Abscheus, die Armut zu einem eifersüchtig gehüteten Besitz, zu einem kostbaren Stück in dem Wertinventar dieses aller Vielheit und Interessiertheit der Welt abgewandten Daseins geworden.

Die innere Formung, die sich zum absoluten Werte der Armut aufgipfelt, wird nun mit reinster Entschiedenheit und unvergleichlicher Leidenschaft von den ersten Franziskanermönchen dargestellt. Hier gilt es nicht nur eine Reaktion gegen jene furchtbare Verweltlichung der italienischen Kirche des 12. und 13. Jahrhunderts, die in der Simonie ihren gedrängtesten Ausdruck gefunden hatte: auf Geld war alles gestellt und für Geld alles zu haben, von der Papstwahl bis zur Einsetzung des armseligsten Landpfarrers, von der großartigsten Klostergründung bis zum Aussprechen der Formel, durch die Florentiner Priester den Wein, in dem Mäuse ertrunken waren, wieder sühnten und genießbar machten. Die Künstlichkeit war innerhalb des kirchlichen Wesens so selbstverständlich geworden, daß schon lange vor der Zeit des Franziskus ein darob empörter Bischof von Fiesole sagen konnte, er wolle die Papstwürde kaufen und wenn sie ihn tausend Dukaten kosten sollte, bloß um die verfluchten Simonisten vertreiben zu können! Innerhalb der Reformbewegung hiergegen, die seit dem 5. Jahrhundert nie völlig ausgesetzt hatte, war freilich schon sonst die Armut als die ideale Forderung für den Geistlichen laut geworden, weil damit der Verweltlichung der Kirche so Wurzel wie Krone abgeschnitten wäre. Allein zu einem selbständigen Werte oder zu einem Korrelat der tiefsten inneren Bedürfnisse wurde die Armut doch erst bei den Franziskanern. Von der ersten Zeit des Ordens sagt ein Spezialhistoriker: „In der Armut hatte die gente poverella Sicherheit Liebe und Freiheit gefunden: Was Wunder, daß alles Dichten und Trachten der neuen Apostel einzig der Bewahrung dieses köstlichen Schatzes galt. Ihre Verehrung kannte keine Grenzen: mit der vollen Glut bräutlicher Liebe warben sie täglich aufs neue um die Freundin ihres Herzens." Die Armut wurde hier zu einem positiven Besitz, der einerseits gleichsam den Erwerb der höchsten Güter vermittelte, ihnen gegenüber das leistete, was das Geld den irdischen Verächtlichkeiten gegenüber; so heißt es über Franziskus selbst: „er wollte kein Eigentum haben, damit er alles um so voller in Gott besäße." Andrerseits aber war die Armut schon ganz unmittelbar eine Seite oder ein Ausdruck davon, daß dem Entsagenden die Welt in einem höheren, dem höchsten Sinne gehörte; er war eigentlich kein Entsagender, sondern in der Armut besaß er den reinsten, feinsten Extrakt der Dinge, wie der Geistige ihn im Gelde besitzt. Wie die buddhistischen Mönche sagten: In hoher Freude leben wir, die wir nichts besitzen; Fröhlichkeit ist unsere Speise, wie den Göttern des Lichtreichs" — so charakterisierte man die Franziskaner als nihil habentes, omnia possidentes. Die Armut hat hier ihr asketisches Wesen verloren: die inneren Güter, zu deren Gewinn sie die negative Bedingung bildete, sind zu ihr selbst herabgesiegen, der Verzicht auf das Mittel, das der Welt sonst als der volle Repräsentant ihrer Endzwecke gilt, hat die gleiche Steigerung zu einem definitiven Werte erfahren. Die ungeheure und ausgreifende Macht des Prozesses, durch den das Geld aus seiner Mittelstellung zu der Bedeutung eines Absoluten aufsteigt, kann durch nichts ein schärferes Licht erhalten als dadurch, daß die Verneinung seines Sinnes sich zu der gleichen Form steigert.

Die konfessionelle Unabhängigkeit der Schule.

Von Henriette Fürth.

Es ist eine altbekannte Thatsache, daß das Thermometer unseres nationalen Ehrempfindens auf die geringsten Schwankungen reagiert, sobald es sich dabei um ein fremdes Land und die Sitten anderer handelt. Beispiele dafür liegen so nahe, daß wir darauf verzichten können, eigens auf sie hinzuweisen. Dem gegenüber ist die — gelinde gesagt — Gleichgültigkeit bemerkenswert, mit der man die gröbsten Rechtswidrigkeiten im eigenen Hause toleriert oder gar applaudiert.

Im April des Jahres 1898 erging eine Verfügung des Kultusministeriums, nach der jüdischen an Berliner öffentlichen Schulen angestellten Lehrerinnen das Ordinariat solcher Schulklassen genommen werden solle, die nicht min-

Digitized by Google

destens 9 jüdische Schüler aufzuweisen hätten. Von dieser Verfügung drang nichts in die größere Oeffentlichkeit, und alles blieb still, obwohl es sich hier um eine völlig unverdiente Degradation bewährter Lehrkräfte, sowie um einen Rechtsbruch unerhörtester Art handelte. Der Artikel 4 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar sagt klar und unzweideutig:

„Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich . . . . Die öffentlichen Aemter sind unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen für alle dazu Befähigten gleich zugänglich."

Und in Anlehung der Konfessionen heißt es unter Art. 12:

„Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse."

Das Reich hat sich diese Auffassung zu eigen gemacht, in dem es im Reichsgesetz vom 3. 7. 69 (R. G. Bl. 292), betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung bestimmt:

„Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte werden hierdurch aufgehoben. Insbesondere soll die Befähigung zur Teilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Aemter vom religiösen Bekenntnisse unabhängig sein."

Wie konnten diesen klaren und unzweideutigen Wortlaut gegenüber die direkt vorgesetzten Schul- und städtischen Behörden, wie konnten die Betroffenen selbst es geschehen lassen, daß man so dem verbrieften Rechte ins Gesicht schlug? Die Verfassung weiß nichts von konfessionellen Unterschieden; sie dekretiert die Gleichberechtigung aller Bürger und schließt sonach jede Amtsentsetzung aus anderen als ehrenrührigen oder disziplinaren Gründen aus. Und dennoch dieser unerhörte Eingriff, dem im Herbst 1898 einstweilen 3 verdiente Lehrerinnen zum Opfer gefallen, von dem 36 weitere bedroht sind!

Als durch das Inkrafttreten die Verfügung weiteren Kreisen bekannt wurde, erhob sich große Aufregung. Der Stadtschulrat stellte, als der Fall in der Stadtverordnetenversammlung zur Sprache kam, den betroffenen Lehrerinnen das günstigste Zeugnis aus, ja, er rühmte, neben ihrer tadellosen Führung, ihre ganz besondere Bewährung zum Lehrberuf. Und die Stadtväter? Sie machten ihrer Entrüstung in mehr oder minder kräftigen Worten Luft und überwiesen im übrigen folgenden Antrag einem Ausschuß zur Vorberatung:

„Die Versammlung wolle den Magistrat ersuchen, dafür Sorge zu tragen, daß den ohne ihr Verschulden gemaßregelten jüdischen Lehrerinnen eine ersprießliche Wirksamkeit und ein mit ihrer persönlichen Würde vereinbares Ausharren im jüdischen Schuldienste ermöglicht werde, eventuell durch Versetzung an die höheren Mädchenschulen und wenn nötig durch Beurlaubung bis zum Eintritt entsprechender Vakanzen."

Daneben erging eine Denkschrift des Magistrats an das Provinzialschulkollegium, die zum Schutze der Gemaßregelten unter anderem das Folgende ausführt:

„Daß aber der grundsätzliche Ausschluß von der Führung einer Klasse, lediglich um des Bekenntnisses willen, von den durch eine solche Maßregel betroffenen Lehrern als eine schwere Zurücksetzung empfunden werden muß, und wohl geeignet ist, die Freudigkeit am Amte und an der Pflichterfüllung ins hohen Grade zu beeinträchtigen, bedarf kaum einer näheren Begründung. Ebenso wenig, daß ein solcher Ausschluß von einer der wesentlichsten und für die ersprießliche Wirksamkeit besonders wichtigen Funktion eines Lehrers nur allzusehr dazu angethan ist, das Ansehen und die Achtung des Ausgeschlossenen im Lehrerkollegium und bei den in solchen Dingen außerordentlich scharf beobachtenden Kindern zu erschüttern und zu mindern. Wir sind es den an den jüdischen Schulen angestellten jüdischen Lehrpersonen schuldig, demgegenüber wiederholt hervorzuheben, daß nach unserer Ueberzeugung die mehr als zwanzigjährigen Erfahrungen an den jüdischen Gemeindeschulen zu einer solchen Maßregel keinen Anlaß geben, daß vielmehr, von ganz geringfügigen Ausnahmen abgesehen, insbesondere auch nach dem übereinstimmenden Urteile der sämtlichen Herren Schulinspektoren die jüdischen Lehrer und Lehrerinnen ohne Rücksicht auf den Bekenntnisstand der ihnen anvertrauten Schüler auch als Ordinarien treu und gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt und hinsichtlich der Leistungen und der sittlichen Haltung der Kinder gute Erfolge erzielt haben, und wir müssen in gleicher Weise wiederholt betonen, daß uns während jener langen Zeit auch hinsichtlich der Klassenführung der jüdischen Lehrer und Lehrerinnen weder aus dem Kreise der Kinder, noch aus dem der Eltern, noch aus dem der Lehrer und Rektoren irgendwelche begründete Klagen bekannt geworden."

Der Erfolg dieser Denkschrift war gleich Null und so wurde in der Ende Januar stattgehabten Ausschußsitzung — nachdem der Magistrat die Mitteilung gemacht hatte, daß auf seine Remonstration hin zwischen der Schuldeputation und dem Provinzial-Schulkollegium über die Angelegenheit aufs Neue verhandelt werde — beschlossen, der Stadtverordneten-Versammlung folgende Beschlußfassung zu empfehlen:

„Die Stadtverordneten-Versammlung nimmt davon Kenntnis, daß eine Antwort des Provinzial-Schulkollegiums auf die Remonstration der jüdischen Schuldeputation vom 19 November vorigen Jahres gegen die Verfügung des Provinzial-Schulkollegiums vom 22. April v. J. bisher nicht erteilt worden ist, die Angelegenheit mithin ihre Erledigung noch nicht gefunden hat, und spricht die Erwartung aus, daß der Magistrat mit ihr das Interesse der durch die Verfügung betroffenen jüdischen Lehrkräfte, sowie die bestehenden Einrichtungen unseres Gemeindeschulwesens wahren wird."

„Die bestehenden Einrichtungen unseres Gemeindeschulwesens wahren wird." Die Wendung sieht einem Rückzug verzweifelt ähnlich, wie sich denn überhaupt das ganze Vorgehen des Berliner Stadtverordnetenkollegiums als ein äußerst schwächliches erwies. Desto geschlossener war man von anderer Seite, die Konfessionen der kultusmäßigen Haltung des „Ministeriums des Geistes" und seiner untergeordneten Organe zu ziehen. So erklärten, im Ausbau schon früher drohender Tendenzen, verschiedene Schulvorsteherinnen des Westens, daß sie künftighin jüdische Schülerinnen nicht mehr aufnehmen könnten, „da die christlichen Eltern es ablehnten, ihre Töchter gemeinsam mit Jüdinnen unterrichten zu lassen." Hier war also die Drachensaat religiöser Unduldsamkeit und bürgerlicher Zwietracht mit verblüffender Raschheit aufgegangen. Ob da der Beschluß der Berliner Stadtverordnetenversammlung „den Magistrat zu ersuchen, den Leitern der bestehenden Privatschulen gegenüber mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den Grundsatz konfessioneller Duldung zur Geltung zu bringen, neue Privatschulen aber nur zu konzessionieren, wenn bei der Aufnahme ohne Rücksicht auf die Religion der anzumeldenden Kinder verfahren wird," von durchgreifender Wirksamkeit ist, steht dahin. Umso mehr als man im Kultusministerium eine dahingehende Beschwerde ganz einfach mit dem Rat abspeiste, doch da, wo jüdische Schülerinnen in christlichen Schulen keine Aufnahme finden können, jüdische Schulen zu gründen

Und diesen Rat seines Untergebenen, der allen Grundsätzen der paritätischen Schule stracks zuwiderläuft, und ganz geeignet ist, künftlich gezüchtete Gegensätze, sowie die Tendenzen eingeborener Absetzung auf die Spitze zu treiben und sie für gerechtfertigt zu erklären, hat der Kultusminister in der Landtagssitzung vom 21 Januar 1899 nicht nur bestätigt, sondern noch übertrumpft. Derselbe Herr Bosse, des voll Pathos in der Herrenhaussitzung vom 28. März 1892 erklärte:

„Ich schäme mich des Bekenntnisses zum Evangelium nicht; ich thue das um so weniger, als ich tief davon durchdrungen bin, daß die Annahme, daß mit dieser persönlichen Stellung zum Bekenntnis Unduldsamkeit, Engherzigkeit, Fanatismus verbunden sein müsse, unberechtigt ist. Ich darf versichern, bei mir ist diese Annahme nicht zutreffend. Im Gegenteil, ich stehe gerade in dieser Stellung zum Bekenntnisse die Gewähr für die innerliche Freiheit und den anbefangenen Blick, der notwendig ist, um auch in Zukunft die Unterrichtsverwaltung in Preußen auf dem Boden der Parität mit Gerechtigkeit und Wohlwollen zu führen, so wie es durch die Verfassung gewährleistet und durch unsere Traditionen festgestellt ist."

Damals! Und nun? Nun erklärt dieser selbe Minister: „er könne es christlichen Schulvorsteherinnen nicht wehren, wenn sie sich weigerten, jüdische Schülerinnen aufzunehmen, würde andererseits aber mit Freuden eine Konzession für eine ausschließlich jüdische Schule erteilen,

Digitized by Google

selbst für eine paritätische, wenn das Bedürfnis sich heraus stellt." Und für das unerhörte, dem Wortlaut der Verfassung ebenso sehr wie aller seitherigen Uebung widerstreitende, Vorgehen gegen die jüdischen Lehrerinnen fand er nichts weiter als Worte unbedingtester Zustimmung. So hat der Herr Minister „volles Verständnis dafür gehabt, daß christliche Eltern nicht gerade wünschen können, daß ihre Kinder durch die ganze Schulzeit von einer jüdischen Lehrerin erzogen werden, auch abgesehen von der religiösen Seite." Er hat daher an das Provinzialschulkollegium geschrieben: „Wenn ihr den jüdischen Lehrerinnen Ordinariate gebt, oder wenn die Stadtschuldeputation ihnen solche anvertrauen will, so soll sie es wenigstens in solchen Klassen thun, in denen mehrere jüdische Kinder sind, kurz nach einem gewissen Verhältnis." Daß bei der vigorosen Uebertragung dieser Zuschrift in die Praxis „drei der ältesten, seit vielen Jahren bewährten jüdischen Lehrerinnen, von denen Treue und der ganzen Auffassung ihres Berufes der Herr Minister selbst einen ausgezeichneten Eindruck gehabt hat", durch einfache Entlassung aus dem Ordinariat empfindlich verletzt worden sind, findet er „bedauerlich", ohne im übrigen seine prinzipielle Auffassung der Sache ändern zu können.*)

*) Inzwischen ist, wie die Leser aus den Tageszeitungen wohl ersahren haben, zwischen den Kommissaren des Provinzial-Schulkollegiums und des Magistrats, bezüglich der Behandlung der konkreten Fragen ein Kompromiß geschlossen worden ungefähr folgenden Inhalts:

1. Bezüglich der bereits angestellten jüdischen Lehrkräfte:

Im Ordinariat verbleiben bezw. werden wieder eingesetzt:

a) drei jüdische Lehrerinnen, welche entsprechende Gesuche eingereicht haben, mit Rücksicht auf ihre langjährige und treue Dienstzeit.

b) diejenigen jüdischen Lehrkräfte, in deren Klassen sich 10 und mehr jüdische Kinder befinden und gegen deren Amtsführung nichts einzuwenden ist;

c) diejenigen jüdischen Lehrkräfte, welche vorübergehend weniger als 10 jüdische Kinder in ihrer Klasse haben; nur ist vom 1. Oktober d. J. an dafür zu sorgen, daß sie Klassen erhalten, in denen jene Voraussetzung wieder zutrifft, oder event. zu diesem Zwecke in solchen Gegenden der Stadt beschäftigt werden, welche eine größere Anzahl jüdischer Kinder stellen. Es soll aber bei diesen Lehrkräften für die Beibehaltung des Ordinariats die Zahl der jüdischen Kinder nicht der einzige Maßstab sein, sondern es sollen dabei auch die gelamten Verhältnisse der Schule und der betreffenden Person berücksichtigt und nach den im Ministerialerlaß vom 14. Februar d. J. aufgestellten Grundsätzen alle Härten vermieden werden. Gegebenen Falls, nämlich wenn die beteiligten Lehrkräfte bei Versetzungen nicht die nötige Anzahl jüdischer Kinder aus der nächst niederen Klasse empfangen, sollen diese die versetzten Kinder ihrer Klasse ausnahmsweise noch das nächste Jahr weiter führen dürfen.

2. Bezüglich der neu anzustellenden jüdischen Lehrkräfte:

a) Es sollen die beiden bereits beschäftigten Lehrerinnen mit Rücksicht auf ihre längere Dienstzeit ausnahmsweise zur Anstellung gelangen, sobald ihnen mindestens wöchentlich acht Religionsstunden übertragen sind und mit der Maßgabe, daß diese Stunden bei geeigneter Gelegenheit auf zwölf erhöht werden.

b) Die Anstellung neuer jüdischer Lehrkräfte und die Uebertragung eines Ordinariats an diese soll auch in Zukunft nicht ausgeschlossen sein unter der Bedingung, daß die ministeriellen Forderungen der beiden wechselwählen Erlasse [illegible] erfüllt werden.

c) Für eine jüdische Lehrkraft angestellt und treten Beschäftigte ein, wie sie ad 1c vorausgesetzt sind, so gelten auch für diese Zukunft die dort getroffenen Bestimmungen.

Der Magistrat unter dem 5. September erwidert, daß er Einwendungen nicht erheben könne und die Schuldeputation mit entsprechender Anweisung versehen werde, jedoch hinzufügt, er verkenne nicht, daß durch die protokollarisch niedergelegten Vereinbarungen in der praktischen Behandlung der Frage Erleichterungen eingetreten seien, aber die Befürchtung könne nicht verschwiegen werden, daß trotzdem der Eintritt von Härten gegen jüdische Lehrer und Lehrerinnen nicht immer zu vermeiden sein werde. Er müsse schließlich aussprechen, daß er an der Auffassung, welche er in seinem Berichte an den Unterrichtsminister vom 6. März 1896 eingehend dargelegt habe, glaube festhalten zu müssen und daher von dem Streben nicht ablassen könne, daß nach weiterer Bewährung der jüdischen Lehrkräfte die ihnen jetzt noch aufgelegten Beschränkungen beseitigt werden. (Anm. der Redaktion.)

Es ist nicht das erste Mal, daß auf dem Verwaltungswege das gemacht wird, was auf dem der Gesetzgebung nicht zu erreichen war. Das Zedlitzsche Volksschulgesetz ist ohne viel Geräusch so nach und nach Wirklichkeit geworden, Wirklichkeit mit Einschluß selbst der vermehrten geistlichen Schulaufsicht, da und dort der vermehrten Zahl der Religionsstunden u. s. w. Selbst ein neuer Vorstoß gegen das letzte Bollwerk der Schulfreiheit, gegen die Simultanschule, scheint sich in aller Stille vorbereiten zu wollen. Man hat den Vater des Volksschulgesetzentwurfes, den Freiherrn von Zedlitz, zum Oberpräsidenten von Hessen-Nassau gemacht. Man hat dies Vorgehen mit dem Mangel an für solche Posten geeigneter Kandidaten motiviert, aber auch der Unbefangenste kann sich dabei der Befürchtung nicht erwehren, es gehe um das letzte Restchen Simultanschule, das dort noch besteht.

Das letzte Restchen! Ich sage das mit vollem Bedacht, zumindest in Bezug auf die mir persönlich bekannten Schulverhältnisse der Stadt Frankfurt a. M. Religiös, evangelischgerichtet bis in die Knochen sind sie, die meisten der Frankfurter Simultanschulen. Religiöse Feiern enden und beginnen in einigen derselben die größeren halb- oder vierteljährlichen Schlußabschnitte, evangelische Kirchenlieder und Psalmen, neuestens auch religiös gefärbte Ansprachen. Jüdische Lehrkräfte dürfen laut höherem Befehls nur da angestellt werden, wo mindestens 5 Proz. der Schüler jüdischer Konfession sind. In einer Schule, die 30 Proz. jüdische Schülerinnen aufzuweisen hat, amtiert eine einzige jüdische Lehrerin, in einer mit 40 Proz. deren zwei. An einer Knabenschule mit gleichfalls hohem Prozentsatz jüdischer Schüler wird zur Erteilung des vorschriftsmäßigen Religionsunterrichtes eine im übrigen dem Lehrkörper nicht angehörende Lehrkraft herangezogen. In einem anderen Falle hatte ein hervorragend tüchtiger jüdischer Akademiker nach jahrelangem Warten seine Anstellung nur dem Umstand zu verdanken, daß für den fremdsprachlichen, insbesondere den spanischen Unterricht an der neuerrichteten Handelsabteilung eines Realgymnasiums keine andere, ähnlich tüchtige Lehrkraft aufzutreiben war. Das sind Frankfurter Simultanschulverhältnisse! — Dem neuen Oberpräsidenten wird wenig zu thun bleiben.

Man wird ja sehr bald Gelegenheit haben, auch den neuen „Minister des Geistes", Herrn Studt, bei der Arbeit zu sehen. Und die Frage der Simultanschule, zu der ja die der jüdischen Lehrerinnen nur einen Spezialfall bildet, wird dabei einen der wichtigsten Prüfsteine bilden.

Streiflichter.

Epilog zur Hauger Friedenskonferenz. Das Münchener Komitee für Kundgebungen zur Friedenskonferenz, das sich nur die Sammlung der nicht direkt in Friedensvereinen organisierten Friedensfreunde in ganz Deutschland große Verdienste erworben hat und in kurzer Zeit über 50 000 Unterschriften zu einer Petition an den Reichskanzler zusammengebracht hatte, löste sich dieser Tage auf, nicht ohne ein kleines Komitee, aus den Herrn Prof. Dr. Quidde, Prof. Lipps, Dr. Neuffärter bestehend, als Grundkern künftiger Organisationen zurückgelassen. Vorher erstattete Prof. Lipps einen Bericht über das Ergebniß der Agitation, sowie über die Erfolge der Friedenskonferenz, dem wir Folgendes entnehmen:

*) Der Redner verwies auf die glänzende Versammlung im Löwenbräukeller zu München, ebenso auf die gleichgestimmte Bewegung in Frankfurt, Stuttgart, Mannheim, dann weiter Mainz und Nürnberg, Berlin und Breslau, betonte, daß Angehörige der verschiedensten politischen Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokraten, welche jede Teilnahme abgelehnt hätten, sich an der guten Sache beteiligten, und ging dann dazu über, die Frage zu beantworten, ob das Komitee durch

Digitized by Google

seine Agitation die Haager Friedenskonferenz beeinflußt habe. Redner erklärte, die Beantwortung dieser Frage sei gleichgiltig; denn es gebe für jeden sittlich veranlagten Menschen einen Drang, seine Ueberzeugung zu vertreten, die Wahrheit zu bekennen, weil es eben die Wahrheit sei. Das habe man gethan, und damit, wenn auch vielleicht die Haager Konferenz nicht beeinflußt, einen Samen ausgestreut, der Wurzel schlagen und Früchte tragen werde. Es sei doch unzähligen Menschen klar geworden, daß es so nicht fortgehen könne und dem Recht sein Recht werden müsse. Und so sei frei Manchem, der vorher schon mehr oder minder unbewußt eine sittliche Idee in sich trug, diese zum Bewußtsein gekommen. Freilich werde die Friedensidee immer ihre Gegner haben, die Selbstsucht und die Vornehmheit, die da meint die Größe einer Nation beruhe auf äußerem Glanz und Radau und in der Größe der Waffen. Aber der Kampf gegen letztere sei ein Kampf mit ungleichen Waffen. Die Friedensfreunde hätten die Kraft der Ueberzeugung für sich; die Anhänger des Krieges dagegen sprächen von einer Sittlichkeit, an welche sie selbst nicht glauben und deren Zwiespältigkeit und Fragwürdigkeit ihre Thatkraft lähme. Das Gute müsse doch siegen und dazu habe man doch nun den Anfang gemacht. — Was das Ergebnis der Haager Friedenskonferenz anbelange, so sei dasselbe ein dreifaches: es habe sich bezogen auf das Kriegsrecht und Konventionen, sodann auf die Gegen. Abrüstung (richtiger Begrenzung der gegenwärtigen Rüstungen) und endlich auf die Schiedsgerichtsfrage. Redner detaillierte nun an der Hand dieser Einteilung das Resultat der Friedenskonferenz und fritisierte kurz die Beschlüsse derselben vom Standpunkt der Friedensfreunde. So konstatierte er, die Abrüstung sei selbstverständlich nicht beschlossen worden, es etwas habe man auch gar nicht erwarten können, aber es sei doch auf der Friedenskonferenz ausgesprochen worden, es sei wünschenswert, eine Abminderung der Rüstung im Interesse des materiellen wie des sittlichen Wohles der Völker herbeizuführen. Das sei ein sehr wertvolles Eingeständnis. Die Friedenskonferenz sei, so beschloß Redner seinen Bericht, jetzt beendigt, aber das Interesse der Friedensfreunde am Frieden bleibe bestehen und jeder Einzelne werde nicht umhin können es zu bethätigen".

Darauf wurde einstimmig folgende Erklärung beschlossen:

„Die Friedenskonferenz im Haag hat trotz aller Schwierigkeiten und Anfeindungen zu Ergebnissen geführt, die für die Weiterbildung des Völkerrechts und für die künftige rechtliche Sicherung des Friedens von schwerwiegender Bedeutung sind; sie hat aber zugleich in ihren Beschlüssen, die überall auf neue Konferenzen, auf weitere Studien auf später abzuschließende Verträge verweisen, der Zukunft weit größere Aufgaben gestellt.

Es handelt sich jetzt vor allem darum, die bedeutsame Schöpfung der Konferenz, die Institution für schiedsgerichtliche Entscheidung internationaler Streitigkeiten, zu pflegen und auszubauen; es handelt sich weiter um die von der Konferenz verlangte Durchführung wichtiger Kulturforderungen an das internationale Kriegsrecht; es handelt sich endlich darum, dem von der Konferenz als Frage praktischer Politik ausdrücklich anerkannten, schwierigen Problem, wie der verderblichen Steigerung der Rüstungen Einhalt zu thun sei, in vorsichtiger, aber unablässiger Arbeit mit praktischen Vorschlägen näher zu treten.

Dabei wird, wie bei der Vorbereitung der Konferenz, den Kräften der öffentlichen Meinung, der populären Agitation und der wissenschaftlichen Arbeit, eine ebenso wichtige Rolle zufallen, wie der Thätigkeit zukünftiger Staatsmänner.

Das Münchener Komitee für Kundgebungen zur Friedenskonferenz, das nur zu einem sachlich und zeitlich begrenzten Zwecke zusammengetreten ist, erachtet es nicht für seine Sache, bei der Lösung dieser Aufgaben weiter mitzuwirken. Indem aber das Komitee sich jetzt auflöst, vertraut es darauf, daß die bestehenden Gesellschaften, die verwandte und zum Teil weitergehende Ziele verfolgen, sich auf den durch die Konferenzbeschlüsse gegebenen realen Boden praktischer Arbeit stellen werden, und empfiehlt deshalb allen Mitgliedern und allen, die seine „Sympathie-Erklärung für die Ziele der Friedenskonferenz" unterzeichnet haben, sich den bestehenden Organisationen anzuschließen (insbesondere der „Deutschen Friedensgesellschaft" und hier in München der Münchner Friedensvereinigung), oder anderen Gesellschaften, die auf Grundlage der Konferenzbeschlüsse für die Weiterbildung des Völkerrechtes wirken wollen, und in diesen Organisationen im Sinne der Ideen, von denen unsere Bewegung getragen war, weiter thätig zu sein".

Im Anschluß hieran sei auch einer Friedenskonferenz gedacht, die sich auf den gegenwärtigen frivolen Krieg in Südafrika bezieht:

Der Reichstagsabgeordnete Justizrat Herr Beckh in Nürnberg hat an den Geheimrat Prof. Dr. v. Bar in Göttingen folgendes Schreiben gesandt:

„Hochgeehrter Herr! Kaum zwei Monate sind verflossen, seit die interparlamentarische Friedenskonferenz in Christiania tagte und im Sinne des Völkerfriedens Beschlüsse faßte, und jetzt stehen wir am Vorabende eines Krieges, der in seltem frivoler Weise provoziert wird. Eine solche Bezeichnung verdient gewiß im vollsten Maaße das Vorgehen Englands gegen Transvaal, das durch die Namen Jameson, Cecil Rhodes und Chamberlain genügend illustriert wird. Ich halte es nun für eine dringende Aufgabe des Rates der interparlamentarischen Union, hiegegen öffentlich entschieden die Stimme zu erheben und insbesondere auch die Englischen Mitglieder derselben zu einem entsprechenden Vorgehen zu veranlassen. Darum wende ich mich als Mitglied der interparlamentarischen Union an Sie, hochgeehrter Herr, als deutsches Vorstandsmitglied im Rate derselben mit der Bitte, in diesem Sinne schleunigst wirken zu wollen".

Der Reichstagsabgeordnete Beckh dürfte für die in seinem Schreiben gegebene Anregung des Dankes und der Zustimmung aller Friedensfreunde sicher sein.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Aus Natur und Geisteswelt. 1. Jahrg. 1. Lieferung: Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Prof. Dr. H. Buchner. Leipzig, B. G. Teubner.

Monte Carlo. Roulette und Trente et Quarante. Von W. H. A. . . . München, C. Hansheller. 1899.

Geschichten und Gestalten aus den Alpen. Von Peter Rosegger. 4000. Bändchen der Universalbibliothek von Philipp Reclam, Leipzig. 1899.

Die persönliche Freiheit des Individuums und die Arbeiterschutzvorlage. Von C. Albrecht. Berlin, H. Walther. 1899.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W, Matthäikirchstraße 7.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Oktoberprogramm.

Vorbemerkung: Die Bureauräume, Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen, Lesesaal und Sitzungsraum für kleinere Versammlungen der D. G. E. K. Abteilung Berlin sind vom 1. Oktober 1899 von N. Ziegelstr. 10/11 nach W., Unter den Linden 16, Hof, Quergeb. 3 Treppen, verlegt worden. Sprechstunde des Bureauvorstehers: Dienstag, Donnerstag und Freitag von 5—7 Uhr Nachmittags.

Freitag, den 27. Oktober, abends 8½ Uhr im Bürgersaal des Berliner Rathauses Monatssitzung. 1. Bericht des Vorsitzenden über den Wiesbadener Gesellschaftstag. 2. Vortrag Dr. Kronenberg: „Wesen und Hauptaufgaben des modernen Humanismus." Gäste willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Deutschnational.

Von Ben Akiba dem Jüngeren, der im Deutschtum, nicht im Christentum aufgeht. Mit einer Kundgebung eines Geh. Regierungsraths und Universitäts-Professors in Berlin.

Verlag von Paul Schimmelwitz, Leipzig.

— Preis 50 Pf. —

Für die kritische Würdigung der mit glühender Begeisterung und feinem gesunden Humor verfaßten Flugschrift ist es von besonderem Interesse, daß sowohl der Großmeister der Philosophie und scharfsinnige Politiker Dr. Eduard v. Hartmann, als auch der Gründer der deutschen Gesellschaften für ethische Kultur, Professor Wilhelm Foerster, dem Verfasser für seine so entschiedene Stellungnahme und für den moralischen Mut seines ganzen Auftretens die vollste Anerkennung zollen!

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8885.

Ethische Kultur

Inserate: Die 6gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 4. November 1899. | Nr. 44.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zwei Friedensmanifeste. Von Dr. M. Kronenberg. — Dem Andenken Jeannette Schwerins. Von Dr. Fr. W. Foerster. — Giovanni Segantini. Von Georg Hermann. — Streiflichter: Die ethisch Harmlosen. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. — Eingegangene Schriften.

Zwei Friedensmanifeste.

Im Süden Afrikas ist bereits die wilde Kriegsmetzelei im vollsten Gange, und die Flut schwillt höher und höher. Bereits rüstet England sich mächtig zur See, um eventuell europäischen Konflikten zu begegnen, und Deutschland schickt sich eben an, seine Seerüstung zu verdoppeln und zu verdreifachen. Solche Erscheinungen könnten leicht den größten Optimismus der Anhänger ethischer Kulturentwicklung zu Boden schlagen und denen Recht zu geben scheinen, welche mit der Miene überlegenen Lächelns die ganze Friedensidee, wie sie im Manifest des Zaren ihren Ausdruck gefunden hat, abweisen und vom „realpolitischen" Standpunkte aus auf solche utopischen Versuche herabsehen zu müssen glauben. In der Lethargie oder dem versteckten oder offenen Widerstande solcher vermeintlicher Realpolitiker liegt aber auch die größte Gefahr bei den Versuchen, Ideen ähnlich weltanschauender Art zu verwirklichen. Schwärmer und Utopisten, welche eine Idee unmittelbar realisieren wollen, können zwar an einzelnen Stellen Schaden stiften, der moralische Pessimismus unserer „Realpolitiker" dagegen, der heute so weit ausgebreitet ist, bedeutet immer eine direkte Gefahr für den allgemeinen Fortschritt der Kultur.

Solchem moralischen Pessimismus zu begegnen, giebt es kein besseres Mittel als der Hinweis auf das, was in derselben Richtung, die man weiter einschlagen möchte, bereits erreicht worden ist.

Bereits vor 100 Jahren (genauer im Jahre 1797) wurde ein Friedensmanifest in die Welt geschickt, welches zwar nicht von einem mächtigen Monarchen ausging, sondern von einem stillen Gelehrten, aber bei der Vorherrschaft, welche damals die geistigen Interessen hatten, und der Intensität des geistigen Lebens kaum geringeren Eindruck hervorrief. Denn der Urheber dieses Manifestes war der größte deutsche Philosoph, der Weise von Königsberg, Immanuel Kant, bei dessen Worten nicht nur das ganze Deutschland, sondern schon fast die ganze zivilisierte Welt begierig aufzuhorchen pflegte.

Kant war nichts weniger als ein Schwärmer und Utopist, und er hat sich wiederholt gegen jede Art von Schwärmerei gerade auf dem Gebiete moralischer Praxis ausgesprochen. Aber er war ein Enthusiast, er war so völlig durchdrungen von dem Gedanken, daß Recht und Gerechtigkeit die einzig wahre und darum allein dauernde Grundlage des Lebens der Völker wie im Inneren so auch nach außen bilden müsse, daß er nicht abließ, auf dieses Ziel hinzuweisen, und seine Realisierung zu fordern, obschon oder gerade weil er sich sehr wohl bewußt war, daß wir uns diesem Ziele zwar beständig annähern, es aber nie ganz erreichen können. Aus der Idee der Gerechtigkeit aber geht notwendig auch die des ewigen Friedens hervor, und so erhebt er in seiner bekannten Schrift diese Forderung der allmählichen Herstellung des ewigen Friedens mit derselben Unbedingtheit wie die Forderung der Sicherung des Rechtszustandes in den einzelnen Staaten.

Kant stellt in seiner Schrift eine Reihe von negativen Bedingungen zur Herbeiführung des ewigen Friedens auf, die er in folgende „sechs Präliminarartikel" zusammenfaßt:

1. soll kein Friedensschluß für einen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden.

2. Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleich viel) von einem anderen Staat durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können.

3. Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören.

4. Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden.

5. Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewaltthätig einmischen.

6. Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müßen, als da sind: Anstellung der Meuchelmörder, Giftmischer, Brechung der Kapitulation, Anstiftung des Verrats in dem bekriegten Staate u. s. w.

Alle diese Forderungen bezeichnen gegenüber dem wirklichen Zustande, welchen Kant in seiner Zeit vorfand, ein Nichtvorhandenes, Sein-Sollendes, und vielleicht überhaupt nicht zu Erreichendes, so daß denn auch mancher wohlwollende Beurtheiler sie in Bausch und Bogen verwarf und mit überlegenem Lächeln Kant dem gutmütigen Schwärmer Bernardin de St. Pierre gleichstellte. Und heute? Es bedarf kaum eines Nachweises, daß der größte Teil der hier aufgestellten Forderungen bereits zur Wirklichkeit geworden ist. Man kann es gegenwärtig innerhalb der zivilisierten und selbst der halbzivilisierten Staaten für ganz ausgeschlossen halten, daß man Meuchelmord, Giftmischung, Anstiftung zum Verrat u. dgl. noch irgendwo als legitime Mittel der Kriegführung ansieht. Ebenso darf es als ausgeschlossen

Digitized by Google

gelten, daß Friedensverträge mit hinterlistigen geheimen Vorbehalten geschlossen werden — wie es beispielsweise noch nach Abfassung der Kant'schen Schrift wiederholt von Napoleon geschah — oder daß ein Staat sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewaltthätig einmischt und dergleichen.

Und ganz ebenso verhält es sich mit den positiven Bedingungen, welche Kant zur Herbeiführung des ewigen Friedens aufstellt. Er fordert nämlich:

1. Daß in allen Staaten das Volk durch irgend welche Art des Repräsentativsystems an der Regierung Antheil habe.
2. Daß ein allgemeiner Friedensbund unter den Völkern gestiftet werde.
3. Daß jedermann im fremden Lande nicht als Feind angesehen werden dürfe, sondern unbeschränktes Gastrecht genießen und in seiner Person unverletzlich sein müsse.

Die letztere Forderung erscheint uns heute schon so selbstverständlich, daß man fast verwundert ist, sie vor 100 Jahren noch erhoben zu sehen, die erstere Forderung ist ebenfalls fast ganz und fast überall schon verwirklicht, und nur die zweite positive Forderung, mit deren Verwirklichung eigentlich der ewige Friede schon in unmittelbarste Nähe gerückt wäre, harrt noch der Ausführung.

Wenn man in dieser Weise seinen Blick rückwärts richtet, — kann es dann wohl noch als bloße Schwärmerei erscheinen, einen neuen großen Versuch zu machen, auf dem längst betretenen Wege einen neuen Schritt vorwärts zu machen? Oder sind nicht vielmehr diejenigen im wahrerem Sinne „Realpolitiker", welche die gewaltige Macht moralischer Ideen auch in ihrem politischen Kalkül nicht außer acht lassen wollten?

Als zwei Menschenalter nach dem Kantischen Friedensmanifeste der deutsch-französische Krieg die zivilisierte Welt mit seinen Schrecknissen erfüllte, wagte es einer der besten Jünger des Königsberger Philosophen, Fr. Alb. Lange, mit folgendem „Aufrufe an die Menschenfreunde aller Nationen" vor die Oeffentlichkeit zu treten:

„Von dem Glauben geleitet, daß auch in den schrecklichsten Tagen entfesselter Leidenschaft und wilden Völkerkampfes in tausend und abertausend Herzen die Stimme der Humanität ihr Echo finden wird, wagen wir es, im Namen der Vernunft und der Sittlichkeit Protest zu erheben gegen die Fortdauer des unmenschlichen Krieges, der jetzt in Frankreich wütet, und die Menschenfreunde aller Nationen aufzufordern, sich in diesem Protest mit uns zu vereinigen."

„Was uns den Mut giebt, und dem immer höher schwellenden Strom der Verwüstung entgegenzustemmen und dem Donner der Schlachten gegenüber unsere schwache Stimme zu erheben, ist die unerschütterliche Zuversicht, daß die Grundsätze des Christentums und der Humanität in ihrer lautern Wahrheit und schlichten Größe mächtiger sind, als alle Menschenmacht; daß ihnen der Sieg gebührt über den Groll der Ueberwundenen."

„Wer sich zu diesen Grundsätzen bekennt, der möge sich auch zu dieser Sache bekennen; und sie wird zu einer Macht werden, die ihre Wirkungen bis in die kämpfenden Lager verbreitet und uns in jedem der Wahrheit zugänglichen Herzen einen Bundesgenossen erweckt. Kein Bedenken kleinmütiger Berechnung, kein Hohn weltklugen Besangenheit, keine thörichte Furcht von einem Mißerfolg soll uns abhalten, der Stimme der Pflicht zu folgen und in einer heiligen und gerechten Sache unerschrocken der Wahrheit die Ehre zu geben. Wissen wir doch, daß nie ein Wort, in diesem Geiste gesprochen, verloren ist, und daß sich selbst unter dem Schein äußerer Erfolglosigkeit oft tiefe Wirkungen auf die nahe und ferne Zukunft verbergen. Wenn es einst zur stehenden Sitte geworden sein wird, daß das öffentliche Gewissen sich laut und nachdrücklich gegen jede Schändung der Zivilisation im großen wie im kleinen erhebt, dann kann auch die Stunde nicht mehr fern sein, in welcher die Grundsätze der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, die jedermann im Privatleben anerkennt, auch in das öffentliche Leben und den Verkehr der Staaten untereinander eingeführt werden und den fürchterlichen Greueln des Krieges ein mächtiger Damm entgegengesetzt wird."

„Noch fehlt uns ein internationales Schiedsgericht, und schwer wird es halten, diesen großen Gedanken gegenüber dem Egoismus, dem Mißtrauen in die Reinheit und Uneigennützigkeit der Richter, dem gemeinen Zweifel an jedem großen und kühnen Unternehmen zum Siege zu führen. Aber das unablässige Trachten der erleuchteten Geister und edlen Gemüter aller Nationen nach diesem Ziele wird sich Geltung verschaffen, wenn es nicht in der Tiefe des Herzens verschlossen bleibt, sondern bei jeder Gelegenheit in Wort und That ans Licht tritt. Und wann wäre ein Anlaß zu solchem Vorgehen gebotен, wie jetzt, wo jeder neue Tag uns neue Schreckensthaten, neuen Jammer von den blutgetränkten Schlachtfeldern, wie aus den Hütten der Verwaisten und Verlassenen berichtet?"

„Wagen wir deshalb den Versuch, einen Bund freier Männer zu bilden, die eine Vermittlung anstreben, welcher keine andere Autorität beiwohnt, als die Gerechtigkeit selbst, die aus dem Spruch ihrer Delegierten mit überzeugender Gewalt hervorleuchten muß! Möge Niemand diesem Bunde beitreten, der nicht aufrichtig entschlossen ist, seine persönlichen Stimmungen und Neigungen, sowie alle fremdartigen Interessen, Wünsche und Befürchtungen vor der einfachen Stimme der Wahrheit zu beugen und eine Lösung zu suchen, welche hüben und drüben verurteilt, was die Gerechtigkeit verurteilen muß; und anerkennt, was die Gerechtigkeit anerkennen muß. Wer aber in diesem Sinne zu einer großen Aufgabe des Augenblicks im Interesse der Menschlichkeit und der gesamten Zukunft unserer Zivilisation mitzuwirken gesonnen ist, der verbinde sich allerorten mit Gleichgesinnten, damit binnen kürzester Frist ein mächtiger immerfort wachsender Verein entstehe, als ein lebendiges Zeugnis für die Macht der Humanität in der modernen Gesellschaft und als Basis eines großen und nachdrücklichen Versuchs, mit rein geistigen Mitteln dem Strom des Unheils und des Verderbens Halt zu gebieten, welcher im ferneren Wachsen unsere gesamte Kultur mit dem Untergang bedroht."

„Zwei Wege liegen heute vor Europa offen; der eine führt zu endlosen Appellationen an die Schärfe des Schwertes und zur Verewigung jener Greuel des Krieges, die wir heute mit Entsetzen vor uns sehen; der andere zum Siege der Humanität und zur Begründung höherer Garantien für die Freiheit und Wohlfahrt der Völker, als eine egoistische Staatskunst, gestützt auf Waffengewalt, sie je zu bieten vermöchte. Alle Nationen Europas sollten sich laut dafür erheben, daß der bessere Pfad, der allein heilvolle und segenbringende, betreten werde. Aber auch jenseits des Ozeans suchen wir die Bundesgenossen unserer Bestrebungen. Immer enger wird das Band der Interessen und des Verkehrs, sowie der gemeinsamen geistigen Arbeiten und Kämpfe, welches alle zivilisierten Nationen verbindet; und je mehr die realen Verhältnisse diese Einheit unwiderstehlich herstellen, desto gefährlicher wird die Versäumnis einer großen und planmäßigen Pflege der internationalen Beziehungen."

„Für diese ungeheure Aufgabe kann unser heutiges Unternehmen nur eine schwache und im Strudel der Ereignisse vielleicht verschwindende Vorarbeit sein. Das unmittelbare Ziel: zur Hemmung des furchtbaren Krieges und zur Wiedergewinnung des Friedens beizutragen, möchte an seinem Orte vermag, muß unser erstes wichtiges Augenmerk sein und ist der alleinige Zweck des Bundes, zu dessen Begründung dieser Aufruf bestimmt ist; allein erst im höheren Lichte einer großen und bleibenden Aufgabe unseres Jahrhunderts gewinnt unser Unternehmen seine wahre Bedeutung und seine volle Rechtfertigung."

Digitized by Google

„Nicht eitle Selbstüberhebung veranlaßt uns, ein Richteramt uns anzumaßen, sondern die Not unseres Herzens und der Jammer unserer Zeit drängen und treiben uns, nach Männern zu suchen, denen wir den Versuch einer Vermittelung auf dem Grundlagen voller Gerechtigkeit vertrauensvoll in die Hand geben könnten. Wir wollen nicht eine Organisation schaffen, die bestimmt wäre, den rechtmäßigen Organen der Völker und Staaten bevormundend entgegenzutreten, oder ihre Autorität zu untergraben. Indem wir vielmehr darauf ausgehen, im Augenblick der Not und der Gefahr durch freie Thätigkeit den geistigen Mittelpunkt für ein edles Unternehmen zu schaffen, lassen wir nicht ab von dem Glauben, daß der Tag kommen werde, wo alle zivilisierten Nationen sich in ihren legitimen Organen in anderem Geiste als bisher die Hand reichen und, die Gerechtigkeit als oberste Richtschnur der Politik anerkennend, gemeinsam für das Wohl der Völker wirken werden."

Diese Stimme verhallte damals im Gewoge wilder Leidenschaften wie die eines Predigers in der Wüste. Und das Ziel dieses Manifestes, die friedliche rechtliche Schlichtung internationaler Streitigkeiten ist auch bis heute noch nicht erreicht. Aber einen bedeutenden Fortschritt kann man doch auch jetzt, ein Menschenalter nach jenem Aufruf Lange's, anerkennen: der von ihm mehr erträumte als in naher Zukunft erhoffte „Bund freier Männer", der, „ein lebendiges Zeugnis für die Macht der Humanität", „mit rein geistigen Mitteln dem Strom des Verderbens Halt gebieten will", ist gebildet und langsam wächst er nach innen und außen. Sollte es da vermessen zu sein, im Rückblick auf die Vergangenheit zu erwarten, daß auch das Ziel dieses Bundes erreicht werde — mag die unmittelbare Gegenwart dem auch noch so sehr Hohn sprechen?

K.

Dem Andenken Jeannette Schwerins.

Ansprache, gehalten bei der Gedächtnisfeier im Berliner Rathause von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).

Niemals in der Vergangenheit ist es geschehen, daß eine solche Trauerversammlung aus allen Ständen und Berufen das Hinscheiden einer Frau beklagt hat. Wohl sind Königinnen mit großem Gefolge zu Grabe gele tet worden — aber das galt dem Stande und nicht der Frau. Als in Florenz die schöne Simoneta starb, die Geliebte des Medicäers — da soll die ganze Stadt ihr das Geleit gegeben haben aus Schmerz um die dahingegangene herrliche Menschenblüte. Das galt dem äußeren Glanz der Frauenschönheit. Was heute uns Allen das Herz bewegt, das ist etwas ganz Anderes. Wir trauern hier um die Seelengröße und um die reine Menschlichkeit einer Frau, die kein äußeres Schicksal auf die Höhen des Lebens geführt hat, sondern die Tausenden theurer geworden ist, weil ihr ganzes Wesen Balsam schien für die Wunden der Zeit, weil der gütige Ton ihrer Stimme der tiefsten Sehnsucht einer überreizten Menschheit entgegenkam. Jahrhundertelang ist in Kirchen und Kapellen das Bild einer hoheitsvollen Frau mit Rosen umwunden und mit inbrünstigen Gebeten um Fürbitte angefleht worden — während man draußen in der Welt nur der wilden Energie des Mannes vertraute. Unsere heutige Versammlung ist ein Zeichen dafür, daß eine neue Zeit im Anbruch begriffen ist. Wir beginnen Alle zu fühlen, daß für unsere tausendfach verworrene, fiebernde Gegenwart die Fürfprache der Frau auch auf Erden unentbehrlich wird und daß das Wort des Gläubigen „Maria, bitt du für uns", wohl manchem streitenden Mann in den Sinn kommt, wenn er sieht, wie wirkungslos heute die rauhe Drohung und die niederschmetternde Anklage an den Herzen abprallt. Nach einem neuen Heroismus verlangt die Kulturwelt, nach dem Heroismus der Mutter mit all ihrer heilenden Geduld, mit ihrer Sorgfalt im Kleinsten, mit ihrer ewig verzeihenden Milde. So wie im alten Rom die Lehre der Demut und des Erbarmens aus den Katakomben emporstieg, als der Gedanke der triumphierenden Macht am greellsten aufleuchtete, so sehen wir auch heute den Glauben an das Recht des Stärkeren noch einmal in ganzer trotziger Wildheit die Völker umnachten, während gleichzeitig der tiefe Zweifel an dem ganzen Gewaltwesen so stark wie niemals vorher in die Seelen einzudringen beginnt — selbst in diejenigen, die ihre ganze innere Haltlosigkeit noch durch Kraftpolitik vor sich und anderen verstecken wollen. Immer mehr drängt sich die Frage auf die Lippen: Ob wir uns denn immer unseres besten Menschen entäußern müssen, sobald wir an die großen Angelegenheiten des sozialen und politischen Lebens herantreten? Ob Herzenstakt, Großmut und Mitgefühl nur ins Haus gehören, während draußen grobes Fordern und starres Verfagen, übermütige Selbstsucht und schleichende Intrigue sich trostlos in alle Ewigkeit abwechseln? Oder ob nicht im tiefsten Herzen alle die Entzweiten und Verhetzten nach dem Ton der einfachsten Menschlichkeit schmachten, der den Bann der starren Selbstbehauptung löst und die Seelen aus der Verdammnis des Hasses zur Seligkeit gegenseitiger Hilfe erweckt? Und diese Erlösung soll uns die Frau bringen. Unsere Trauer um die theure Dahingeschiedene ist ja gerade darum so groß, weil sie uns in ihrem ganzen Wirken ahnen ließ, was einmal die menschliche Kultur von der vollen Mitarbeit der Frau erwarten darf. Goethe sagt einmal: „Die Hausfrömmigkeit reicht heute nicht mehr aus, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen und all unsere redlich-menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug auf die ganze Menschheit setzen." In dieser Weltfrömmigkeit lebte und wirkte Jeannette Schwerin. Mit der ruhevollen Mutterhand über alle die erhitzten Stirnen zu fahren, die frömmste Zartheit der Frauenseele aus dem Frieden des Hauses eindringen zu lassen in das öffentliche Leben und aus dieser Beseelung des Weltgetriebes auch eine höhere Sicherheit für die Weihe des Hauses zu schaffen — das war der Leitgedanke ihres Lebens und Wirkens. Und dieses tiefe Gefühl für die Notwendigkeit einer ganz neuen Behandlung der menschlichen Angelegenheiten war es auch, was sie seit der Begründung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu einer der begeistertsten Mitarbeiterinnen der neuen Bewegung gemacht hat. Diese praktische Frau mit ihrem so scharfen Blick für alles Erreichbare und Lebensfähige hatte nur zu klar erkannt, daß man erst einmal die tausendfach verhetzten Menschen wieder zu sich selbst bringen und sie die längstvergessenen Freuden des Mitgefühls wieder kennen lehren müsse, bevor man höhere soziale Leistungen von ihnen erwarten könne — und sie hatte ebenso erkannt, daß keine einzelne praktische Maßnahme etwas helfen könne, die nicht erleuchtet sei von einer weltschauenden Gesamtauffassung der gesellschaftlichen Wiedergeburt. So war ihre kleinste Hilfeleistung von dem steten Blick aufs Ganze geleitet, so war ihre ganze soziale Arbeit durchglüht von dem Verlangen, in den Menschen das Menschliche zu wecken und ihre Blicke über alle die Schranken der Gewohnheit, des Sektengeistes und der Eigensucht in die Weite menschlicher Solidarität zu richten.

In ihrer Stellung als Leiterin der Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur haben sich alle diese Gesichtspunkte in ihr noch weiter befestigt und vertieft. Je mehr sie in das Gebiet der Armenpflege eindrang, um so stärker kamen ihr die Grenzen der männlichen Begabung in der Behandlung menschlicher Lebensnot zum Bewußtsein. Sie war zu sehr Frau, um sich durch die scheinbare Sicherheit der Verwaltungsroutine imponieren zu lassen, sie sah hinter all den Reglements und den starren Prinzipien die ganze Menschenfeindlichkeit des bureaukratischen Schemas, das selbst den reinsten Willen allmählich taub macht gegen

Digitized by Google

den Aufschrei des lebendigen Lebens. Und während sie mit größter Energie den Mißbräuchen an die Wurzel ging, erzitterte sie innerlich vor dem Bilde menschlicher Verlassenheit, das sich ihr gerade hier aufthat und sie begann zu ahnen, wie es wohl dann in den großen Verwaltungsgebieten aussehen müsse, wo das Schicksal von Tausenden in blauen Aktenheften durch die Fächerwerke wandert, ohne daß jemals das Auge der sehenden und verstehenden Frau darauf fällt. Der Geist in dem sie die Armenpflege erneuern wollte, tritt am schönsten zu Tage in den Einleitungsworten, die sie dem Bericht über die Thätigkeit der Auskunftsstelle mit gab:

„Der Hilfesuchende sollte die Empfindung haben: hier kannst du einmal Alles sagen, was dich bedrückt, man versteht dich, man wird dir zu helfen wissen das Gefühl der Verlassenheit, unter dem so viele Arme leiden, es sollte schon durch den freundlichen Zuspruch schwinden und ein Vertrauen gezeigt werden, das die notwendige Grundlage in den Beziehungen zwischen Helfenden und Hilfesuchenden bildet.

Wenn der Tiefbedrückte klagt
Hilfe, Hoffnung sei verjagt
Bleibet heilsam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

In diesem Sinne hat Jeannette Schwerin innerhalb und außerhalb Berlins mit Erfolg für das Eintreten der Frau auch in die offizielle Armenpflege gewirkt, und Sie Alle wissen, wie sie von hier weiter ging und in Wort und Schrift dafür arbeitete, daß den Frauen auch die Fabrikinspektion nicht länger vorenthalten würde. Wer sie einmal beobachtet hat, wie sie in der Armenpflege gegenüber der Unbeholfenheit der amtlichen Routine mit herzerfrischender Energie sagte: „So nun laßt mich einmal machen"! — der wird mit froher Zuversicht auf die Zeit hoffen, wo die Frau weiter eindringt in die öffentliche Verwaltung und mit freundlicher Entschiedenheit die Herren bei Seite schiebt: „So nun laßt mich einmal machen". Unsere theure Tote hat gerade auf diesem Gebiete durch ihr ganzes Wirken so recht gezeigt, daß die Frauenseele keineswegs durch ein zerfließendes Mitgefühl an verantwortlicher Stellung gehindert ist. Ihr Wesen offenbarte eine wunderbare Mischung von Zartgefühl und Geistesstärke, sodaß sie in ihrer Abneigung gegen jedes kurzsichtige Mitleid oft hart erschien, während gerade diese Unbeugsamkeit das reiche Ergebnis der Vermählung von sorgender Mütterlichkeit mit dem scherfischen Verstand war.

Ihre stärksten geistigen Wirkungen hat Jeannette Schwerin wohl in dem Kreise von Frauen und Mädchen entfaltet, die sich zur sozialen Hilfsarbeit um sie organisiert hatten. Hier trat so recht zu Tage, was ihr am Herzen lag. Sie wollte weit mehr, als bloß die oberen Klassen zu sozialer Thätigkeit heranziehen. Ihr lag am Heil der Seele. Sie sah auf die Lebensleere weiter Kreise des Besitzes mit der tiefen Traurigkeit, die uns beschleicht, wenn wir den langen Zug von Menschen an uns vorüberziehen sehen, die durch dieses Dasein gehen, ohne jemals zur vollen Seligkeit der mitfühlenden Liebe aufgeblüht zu sein. Sie fand, daß die ärmste Arbeiterin, deren Herz in den großen Hoffnungen ihrer Klasse erglüht, ein menschenwürdigeres Leben erlebt, als die Reichen, die von Gesellschaft zu Gesellschaft flattern und von der großen Sehnsucht der Zeit nach persönlichem Leben keinen Hauch zu spüren bekommen. Und sie suchte diese Kreise dem neuen Leben zu gewinnen nicht durch große soziale Propaganda, sondern dadurch, daß sie Schritt für Schritt ihnen die Augen öffnete für den ganzen Zauber, für den unerschöpflichen Reichtum menschlicher Hilfe. Sie ließ sie eine tiefere Verbindung mit dem Leben der Armen eingehen, ließ sie dem Hilfesuchenden gegenüber lernen, sich einmal ganz in ein anderes Leben hineinzudenken, sie ließ sie selbst entdecken, daß Hilfe viel mehr meint, als die Hand auszustrecken, daß Hilfe bedeutet eine unendliche Weitung unseres feinsten Tastsinns für Alles was den Andern niederdrückt oder emporhebt, und daß solche Uebung in einer einzigen Lebensbeziehung uns ein Paradies aufschließt auf Erden, indem sie auch auf allen anderen Lebensgebieten unsere Liebeskraft und unser Verstehen steigert. Sie selber, sie wußte diese Hilfe zu geben. Trotz ihrer gewaltigen Arbeitslast war sie im Leben eines jeden Mitarbeiters zu Hause und wußte ihn zu rechter Zeit zu ermutigen, ihn an sein Bestes zu erinnern, und ihn durch ein Zeichen der Teilnahme froh zu machen. Heute, wo sie uns genommen, da hat ein Jeder von uns das Gefühl: „Mir ist sie entrissen, gerade mir, ich brauchte sie ja am allernötigsten." Denn ihr ganzes Wesen war Hilfe, und selbst in den Tagen der schwersten Krankheit ging von ihrer freudigen Klarheit jener Hauch von Genesung aus, wie er nur von Naturen strömt, die sich gelöst haben von der Angst um das eigene Selbst.

Mit diesem ihren ganzen Wesen hing es auch untrennbar zusammen, daß sie niemals einer Partei angehören wollte und daß sie trotz ihrer innigsten Sympathie mit der Arbeiterbewegung niemals thätig in den Klassenkampf eingreifen wollte. Sie wollte ja denen Hilfe bringen, die noch im Banne der Vergangenheit standen und wie hätte sie das wohl thun können, wenn sie unter der Fahne einer Partei oder einer Klasse vor sie hingetreten wäre? Ihrem menschlichen Mitgefühl standen die Unrechtthuenden eben so nahe wie die Unrechtleidenden, und sie konnte nie daran glauben, daß das gewaltige Problem der Erneuerung der menschlichen Gesellschaft jemals durch den bloßen Kampf um die Macht seiner Lösung näher geführt werden könne. Denn gerade in dem Willen zur Macht sah sie das gesellschaftsfeindliche Prinzip und ihre ganze Arbeit war dem Streben gewidmet, in beiden Klassen wieder den Willen zu höherer Lebensgemeinschaft zu entwickeln. Für sie war die Sozialreform selbst ein heiliges Wort, für das man sich reinigen müsse von jeder Erbitterung und Leidenschaft, von jeder Rachsucht und Ueberhebung. Sie dachte den sozialen Gedanken zu Ende, sie hatte sich radikal getrennt von dem ganzen Jargon des kriegerischen Niederschlagens, in dem man heute noch für höhere soziale Ordnungen wirbt. Und fehlt nicht heute in der That noch gerade in den Reihen der Streiter für Wahrheit und Gerechtigkeit nur zu oft die volle Konsequenz im Erbarmen? Man protestiert heute gegen den Geist der Blutrache in der Rechtspflege, man verlangt für den Verbrecher eine humanere Behandlung, die den Funken von Menschlichkeit wieder anfacht, der auch in dem rohesten Menschen nicht ganz erloschen ist — aber sobald man selbst dem Unrecht gegenübersteht, da wächst schrankenlose Ueberhebung empor, da entladen sich die moralischen Instinkte in brutaler Demütigung des Sünders, da erwacht der uralte Drang nach Vergeltung und läßt erstarren alles Mitgefühl, bis endlich der Irrende, unfähig ohne Selbstachtung weiterzuleben, entweder ganz zusammenbricht oder sich ganz verstockt gegen das eigene Unrecht. Es liegt ein tiefer Sinn in der Lehre vom Opfertode Christi: Nur der wird besser, für den wir sterben, d. h. dem zu Liebe wir unsere wilden Instinkte bändigen, dem wir in heißer Selbstbezwingung die neuen Lebensmächte nahe bringen, mit denen er eins werden soll. Und darin lag das ganze Wirkungsgeheimnis unserer unvergeßlichen Toten, daß sie hier auch nicht das leiseste Zugeständnis an die kriegerische Männerweisheit mit all den Trugschlüssen des Interessenkampfes machte, sondern ganz Frau blieb und daran glaubte, daß die Zeit gekommen sei, wo die Frau nicht bloß die Wunden verbindet, die der Mann geschlagen, sondern wo überhaupt an Stelle des Verwundens das Erziehen tritt.

Aus dieser ganzen Auffassung heraus ist auch ihr seiner Sinn für höchste menschliche Bildung zu verstehen. Mitten in den Tagen der Arbeit las sie Dante, Goethe und andere Klassiker, nicht um der ästhetischen Bildung ihren Tribut zu zollen, sondern um im Verkehr mit edlen Ahnen ihren inneren Menschen lebendig zu erhalten. Sie glaubte nicht der

Digitized by Google

Sozialreform dadurch dienen zu können, daß sie ganz in der praktischen Arbeit aufging und sich selbst verlor, sondern nur dadurch, daß sie ihr menschliches Verstehen täglich an der Hand der großen Menschenkenner erweiterte und so eine volle reiche Seele in alles hineinlegen konnte, was sie that. Denn gerade die Entlegung des ganzen öffentlichen Lebens war es ja, was sie so stark als Hemmnis wahrhaft humaner Entwicklung empfand. Ich erinnere mich einmal, wie sie mit lebhafter Zustimmung eine Schrift von Tolstoi las über das „Nichtarbeiten", wo ausgeführt war, daß der Mensch heute vor lauter Arbeit und Agitation garnicht mehr zu sich selber komme — und daher könne auch das nichts helfen, was er wirke, weil es unbefreit sei. Alles Nachdenken über das Leben vereinigte sich bei ihr in der tiefen Einsicht, daß alle wahre Reform mit dem inneren Menschen anfangen müsse und daß es eine traurige Weisheit sei, die da glaube, daß der Fortschritt der Menschheit nur mit tausend Zugeständnissen an Roheit und Hinterlist gewirkt werden könne. Und darum ist ihr ganzes Leben und Wirken das herrlichste und froheste Vorzeichen für den Eintritt der Frau in das öffentliche Leben.

Der tiefste Grund ihres Einflusses auf die Menschen kann wohl kaum schöner enthüllt werden, als es Hermann Grimm thut in einer Betrachtung über Savonarola, den gewaltigen Reformator, und Fra Angelico da Fiesolo, den Maler, dessen selige Engelsgestalten im Kloster von San Marco noch heute jeden Beschauer fromm machen. Er sagt:

„Ein heiliger Eifer für das Gute, Wahre, Große entflammte Savonarolas Herz — aber daß ohne die Schönheit das Gute nicht gut, das Wahre nicht wahr, das Heilige selbst nicht heilig sei, das entging ihm. Er vergaß daß das, was die Menschen am meisten zwingt und bildet, nicht der bewußte Gehorsam, der heftig unterdrückte Hang zum Bösen ist, sondern daß das unbewußte Aufnehmen eines freundlichen Beispiels, das leise Nachgeben, wenn das Gute und Schöne mit lockender Stimme redet, und das schmetterlingsartige Fortflattern dem Göttlichen dennoch immer zugewandt, die Mächte eigentlich sind, die die Menschheit geheimnisvoll aber sicher weiterführen. Und so haben Fiesoles stumme Bilder mehr gethan als Savonarolas Donner, die beinahe spurlos verhallten."

Was hier von des Malers geheimnisvoller Macht gesagt wird, das gilt auch von unserer theuren Todten. Wenn alle die Donner der wilden Anklage verhallt sein werden, mit denen heute noch der Kampf für die Menschlichkeit geführt wird, dann wird der unwiderstehliche Zauber sanfter Ueberredung noch fortwirken, der von dieser zarten Frau ausging und selbst in dem starrsten Menschen eine verschämte Sehnsucht nach dem Reiche Gottes auf Erden zu wecken wußte. Und mancher waffenklirrende Kämpfer, der zu ihren Lebzeiten ohne volle Schätzung auf ihr stilles Wirken sah, dem wird inmitten der wachsenden Not der Zeit einst ihr rührendes Bild mit der Friedensmahnung erscheinen und sein Antlitz dem neuen Lichte zuwenden.

Ihr aber erklang das Wort, mit dem in Goethes Faust eine himmlische Stimme Gretchens Gestalt von hinnen ruft:

„Komm bebe dich zu höh'ren Sphären,
Wenn er dich ahnet, folget er dir nach."

Giovanni Segantini.

Von Georg Hermann.

Vor einigen Wochen starb einsam, abgeschieden von dem Getriebe der Menschen, oben im Engadin der Maler Giovanni Segantini, starb plötzlich in einem Alter von kaum 42 Jahren. Er war in Arco geboren, aus einem verarmten Geschlecht stammte er; früh verlor er die Mutter, früh kam er nach Mailand; siebenjährig lief er fort, da er und seine jüngeren Schwestern sich völlig allein überlassen waren. Bauern fanden den Kleinen, nahmen sich seiner an, und er wurde Schweinehirt in Valle d'Albola. Ein Zufall machte auf sein Talent aufmerksam, er zeichnete das schönste Tier seiner Heerde mit Kohle auf eine Stallthür; er fand Unterstützung, um in Mailand die Kunstschule besuchen zu können, aber bald trieb es ihn wieder aus der Stadt hinaus zu den stillen und einfachen Menschen seiner früheren Umgebung; aber immer höher trieb es ihn dem Licht entgegen, hinauf in die Klarheit der Gebirgswelt, in die große Einsamkeit, wo der Mensch ein Stück der Natur wird, und doch wieder wie verschüchtert all den gewaltigen Mächten gegenüberbebt, welche ihn bedrängen und geheimnisvoll sein Innenleben beeinflussen. Dort oben lebte Giovanni Segantini — Brianza, Savoganino (2500 Mtr.), Maloja, Soglio, der Engadin ist die Heimat seiner Kunst, die herb, einfach, gigantisch ist, wie das, was sie schildert. Sie hat etwas allmeisterliches — Segantinis Malerei — nicht in der Mache, da ist sie die Kunst von morgen, aber in der Tendenz, im Geist, den sie athmet. Sie besitzt nichts von dem, was man Kultur nennt; aber sie quillt mit der Gewalt eines Bergstromes aus dem Innersten, und nichts, was Kultur hieße, was Reflexion wäre, was u n s durch die Tradition der Geschlechter anhaftet, trübt auch ihre Klarheit; sie hat nichts verlernt, indem sie lernte. Sie ist keine moderne, feinnervige Landschaftskunst, welche erst entstehen konnte im Gegensatz zu der bedrückenden Enge der Städte, keine Bauernmalerei — mit den Augen des Städters geschaffen — sie ist die Kunst, welche wie eine plötzliche Erleuchtung über die Menschen kommt, ihn Kult, Religion wird, ihn zwingt, was ihn beseligt, was er leidet, umzusetzen in Farbe und Linie. Vielleicht verstehe man mich besser, wenn ich sage, Segantini hat sein Lebelang geschaffen, wie damals, als er das Schwein an die Stallthür zeichnete; er, der kleine arme Hirtenjunge, der kaum ahnte was er that und der doch vor uns — die wir alles in uns aufgenommen haben, was seit Jahrtausenden Menschengeist hervorgebracht hat — das voraus hatte, was wir nie mehr erringen können, den Kontakt mit der Umgebung, das volle, ganze Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Natur, das Menschsein im besten Sinne, als ein Teil der großen Kraft. Und insofern hat die Kunst Segantinis etwas allmeisterliches, weil in ihr all das klar, einfach zur Sprache kommt, was in uns nur noch rudimentär vorhanden ist. Sie ist groß, herb, streng, kennt nur sich selbst und ihre ernsten Aufgaben, sie ist religiös, aber ihre Religion ist nicht der Glaube, ihre Religion ist das Leben in allen seinen Aeußerungen, das ihr als Mysterium gilt, und in dem sie betend kniet. Nur unter ganz einfachen Bedingungen kann eine solche Kunst sich bilden und in der großen Einsamkeit kann sie ganz sie selbst bleiben und sich sammeln zu ihren Werken, die uns dann aufrütteln aus unserer Hast und Kleinheit, wie die Worte eines Predigers aus der Wüste, der geheime Zwiesprache gehalten mit sich und seinem Gott.

Unser Jahrhundert kennt e i n e n Maler ähnlicher Tendenz, den normännischen Bauernsohn Jean François Millet, aber Segantini unterscheidet sich von Millet in dem Wichtigsten. Millet zeigt den Bauern der Ebene, den Sohn der Scholle, welche dampft vor zeugender Fruchtbarkeit, und Segantini athmet Höhenluft, klar, rein, zitternd; Millet ist schwer, zäh in der Farbe, Segantini leuchtend, vollgesogen von Licht — farbiger, als alles was bisher geschaffen wurde. Und doch haben seine Dinge und Wesen das Bestimmte, Feste, Stoffliche, in gleich starkem Maße, wie bei Millet. Gerade diese Höhenluft aber, der unbegähmbare Drang zum Licht ist es, welcher uns heute in seinen Bann ziehen muß; denn nicht allein das Leben wollen wir heute wiedergewinnen, sondern Reinheit und Kraft seiner Farbe. Und beides ver-

Digitized by Google

eint Segantini; so steht er ganz frei, ganz exponiert, und neu ist die Welt, welche er uns bietet.

Seine Menschen leben dahin in homerischer Einfachheit, hoch oben hausen sie auf weiten Ebenen, und die gewaltigen Berge, die mit den weißen, leuchtenden Schneefeldern hart in den klaren wunderbar reinen Himmel schneiden bilden den grandiosen Hintergrund zu ihrem schweigsamen Dasein. Der Boden ringen sie mühsam ab, was er ihnen an Früchten noch spenden mag, und das Vieh treiben sie hinauf auf die Weiden, wo zwischen bizarren Blöcken sich niedrige Pflanzenrasen hinziehen. Die Zeiten des Jahres sind ihnen Ereignisse und geben die Stimmungen, der lange Winter vergrädt sie in Eis und Schnee und läßt sie ernst und trübe werden; im Frühjahr regt es sich in ihnen mit gährender Macht; in den heißen Mittagsstunden des Sommers liegen sie wie im Halbtaumel im Schatten; aber wenn die Sonne hinter den Bergen versunken und der ganze Himmel flammt in gelb und rot, dann füllt sich ihre Seele mit banger Sehnsucht, und wenn erst von dem fernen Dorf die Abendglocken herüberklingen, neigen sie ihr Haupt wie im heiligen Schauer. Immer aber ist es die Arbeit, die Thätigkeit, welche in ihrem Leben den Grundton angiebt, und doch fühlen sie sich völlig eins mit der Umgebung; Mensch Tier, Pflanze, Stein — alle sind da Kinder einer Mutter; alles ist belebt, beseelt. Und Mensch und Tier fühlen, daß sie zusammengehören, daß sie den gleichen großen Mächten unterliegen, daß in ihnen ein Teil der gleichen Kraft lebt. Liebe, Mutterschaft, Tod, Freude, Trauer — es ist ihnen gemeinsam und gemeinsam tragen sie die Lasten des Lebens, und so bildet sich unter ihnen ein Verstehen heraus, unbewußt — wie ihre ganze Welt unbewußt ist: eine innere Harmonie zwischen Mensch und Tier, die auf einem Boden erwachsen. Segantini liebt dieses Zusammenleben zu betonen, so in Parabelen deutlich zu machen; bei der „Ersten Stunde" der Berliner Nationalgalerie ist die Frau in Gedanken versunken in dem müden Licht der Dämmerung, und ihre Lieblingskuh ist zu ihr getreten, — wie mitleidig — hebt den Kopf und brüllt kläglich; erinnert das nicht an jene Scene der Odyssee, da der geblendete Polyphem spricht: Ja, mein Böckchen, sonst warst Du immer der erste, und heute der letzte, Du bist gewiß betrübt über das Unglück deines Herrn! Oder kann die Tendenz noch klarer ausgesprochen sein, als in dem Bild „Die Mutter!", im Stall säugt die Kuh das Kalb, und die Herrin sitzt dabei und reicht ihrem Jüngsten die Brust.

Die Ereignisse, welche sich im Leben seiner Menschen vollziehen, sind die ewig wandelbaren, und doch ewig gleichen sie, die in allem Wechsel das Beständige sind, sie, denen wir uns nicht entziehen können, die uns das Leben, die Natur giebt. Die Stimmungen: Freude oder Trauer, die Geburt, die Liebe, der Tod und die Arbeit, wieder die Arbeit und das einfache Zusammenleben. Und die Religion dieses Lebens scheint mir die Kunst zu sein, welche wie eine Trösterin das Vergängliche in das Unvergängliche erheben soll, indem sie es anbetend verklärt. Ich möchte hierzu Segantinis eigene Worte anführen, und wenn das, was er über Kunst geschrieben, auch keine allgemeine Gültigkeit hat, so zeigt es doch klar sein eigenes Streben. „Als ich den Eltern eines gestorbenen Kindes den Schmerz lindern wollte, malte ich das Bild „Der durch den Glauben getröstete Schmerz"; um das Liebesband zweier junger Menschen zu weihen, malte ich „Die Liebe an der Quelle des Lebens"; um die ganze Seligkeit der Mutterliebe fühlen zu machen, malte ich „Die Frucht der Liebe". Ich malte die Arbeit und die Ruhe nach der Arbeit. — — Die Menschen sollen die guten Tiere lieben, von denen sie Milch, Fleisch und Fell erhalten, und diese Tiere mit den Augen voller Sanftmut lieben sie mehr als ihresgleichen, mehr als alles die Erde. — — Alles was Laster, Gemeinheit oder auch nur eitle Lust wiedergiebt, möge sich der erhabenen Kunst fernhalten. Die Arbeit, die Liebe, die Mutterschaft, der Tod mögen in Beziehung zum Leben stehn und all dieses zur Tröstung und Erhebung des Geistes."

Und mit heiligem Ernst und gewaltiger Kraft sind diese Anigaben von dem Künstler durchgeführt; die Kunst Segantinis zieht uns in ihren Bann, und kann uns erschüttern bis in das Innerste. Sie ist wahrhaft groß. Ein gewaltiger Himmel scheint sich über sie zu wölben, und die Hintergründe der ewigen Berge lassen alles sub specie aeternitatis erscheinen. Es ist wirklich eine Kunst der freien Luft, der Sonne, der Farbe. Keine überlieferten Mittel hätten dem Maler genügen können, um das G.wollte zu erreichen, und so fand sein wunderbarer Naturfinn, seine geschärften Instinkte, wie von selbst — ohne jede wissenschaftliche oder theoretische Begründung — die prismatische Zerlegung der Farbe denn niemals meinte er mit Mischtönen die erstrebte Leuchtkraft und Durchsichtigkeit des Kolorits erreichen zu können. In kleinen Strichen setzt er Farbe neben Farbe — unverwischt, so daß seine Werke von nahe betrachtet wie gewirkt erscheinen, aber treten wir nur zurück, wie schmilzt da alles zusammen, leuchtet und flimmert in den lebhaftesten Sonnenstrahlen; und jede Stimmung vermag er hiermit zu geben, von der tiefsten Glut bis zum müden Erterben der Farben. Aber diese Technik, die bei andern Modernen oft etwas unfreies, gezwungenes, ergrübeltes hat, bei ihm ist sie nicht selbstverständlich, nein, die einzig mögliche; seine Bilder könnten, dürften nicht anders beschaffen sein. Sein Naturgefühl fordert diese Art der Verkürzung, und die rauhe Oberfläche der Grasnarbe, das rissige, rillige Gebirge, die harte Kleidung seiner Menschen, die klare, dünne Luft — nur so können sie wiedergegeben werden. Und das, was in ihm den technischen Neuerer bewundern läßt, es ist nur eine Folge seiner seelischen Beschaffenheit, der klaren Innerlichkeit seines Wesens.

Alle Werke Segantinis tragen symbolischen Charakter; auch die, welche scheinbar ganz einfach und ungeschminkt dem Leben entnommen sind. Wenn er eine Schafherde giebt, wenn er träumende Hirtinnen inmitten weiter Bergeinsamkeit schildert, wenn er Tiere an der Tränke mait, wenn er einen Pflüger uns zeigt, der mit blankem Pflugschar den Boden aufreißt, wenn er eine Mutter mit ihrem Kinde sich freuen läßt, so ist ihm all dieses doch nur das äußere Bild für Vorgänge und Stimmungen, die hinter den Dingen liegen Aehnlich wie ein Zola, der verschrieene Naturalist, doch klar und deutlich in den Aeußerlichen nur ein Gewand seiner Symbole sieht. Manchmal verläßt aber Segantini den Boden der Wirklichkeit und versucht, für das, was er geben will, überirdische Verkörperungen zu schaffen. Nur einmal scheint er mir hierin volles Glück gehabt zu haben. Hier aber auch in einer so herrlichen Offenbarung, daß diese mit zu den stärksten Eindrücken zählt, welche ich je von der bildenden Kunst empfangen habe: „Die Liebe an der Quelle des Lebens". Blauer Himmel, tiefblau, — ferne klare Schneeberge und ein Feld blühender Alpenrosen, durch welches ein Weg führt. Vorn eine Quelle, an ihr ein Gemins, still, mild, eine weiße gestügelte Lichtgestalt und jubelnd kommt den Weg entlang ein Liebespaar. Ein Einklang der frischen Farben, ein Leuchten und Gleißen, wie uns die Welt nur in unsern glücklichsten Stunden geben kann.

1888 war in London eine Gesamtausstellung des Künstlers. Berlin hat nicht viele seiner Werke gesehen, 1897 bei Schulte an zehn Arbeiten, 98 bei Cassierer die gleiche Anzahl. Hoffentlich werden wir diesen Winter einmal Gelegenheit haben, zu erkennen, nicht was wir an ihm verloren haben, sondern wie reich wir durch die Thätigkeit dieses Malers beschenkt worden sind — denn, wenn es einer heute vermag, er spricht zur Seele und was wir einmal von ihm gesehen, das bleibt unser Eigentum durch unser ganzes Leben.

Digitized by Google

An hervorragenden Arbeiten sei „Die trübe Stunde“, Berlin, Nationalgallerie, erwähnt; „An der Barriere“, Rom, Nationalgallerie; „Der Pfläger“, München, „Neue Pinakothek“; „Abendläuten“, Berlin, Privatbesitz; „Selbstporträit“, der Typus eines jener halb asketischen, halb wilden, energischen, langbärtigen Heiligen aus den Gemälden des Mantegna; „Begräbnis“, jenes Bild mit der unendlichen Einsamkeit: trostlos, kahl; eitig weht es von den Bergen; ganz rechts ist der Wagen mit dem Sarg und weit drüben der Ort, wo es hingeht, langsam, langsam, Schritt vor Schritt; und dazwischen die tote, die verschneite, kahle Ebene; „Das Kind der Liebe“, eine Madonna des Lebens, ein Hymnus auf die Mutterschaft.

Italien hat mit Segantini den größten Künstler verloren, den es in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat. Wie klein und maniiert erscheint im Vergleich zu ihm Michetti. Die Welt büßte mit Segantini einen seiner merkwürdigsten und tiefsten Maler ein, ihm gelang es, was nur wenigen gelungen, aus sich — ohne jede Einwirkung — eine Urformel für das Sein zu schaffen, es zurückzuführen auf seine einfachsten Erscheinungen, uns das Leben zu zeigen in der klarsten Luft, im reinsten Licht, in einfachster Gestalt.

„Die Suggestivität eines Kunstwerks steht im Verhältnis zur Kraft, mit der es während der Konzeption vom Künstler empfunden wurde und diese wieder im Verhältnis zur Reinheit und Verfeinerung der Sinne.“

Und hiernach ist Segantini eine der stärksten Erscheinungen der Gegenwart.

„Kunst — ist ein Ich verbunden mit der Natur“

Auch hiernach können wir kaum jemand neben ihn stellen; aber mich dünkt, Segantini hat doch etwas vergessen, ein Plus, das noch dazu kommen müßte, um aus dem großen, interessanten, ergreifenden Künstler den von Weltbedeutung zu schaffen — Kultur.

Streiflichter.

Die ethisch Harmlosen. Die sittliche Beurteilung des in vergangener Woche zu Ende geführten Spielerprozesses führt die gesamte deutsche Presse in seltener Einmütigkeit zusammen. Man kann unbedenklich dem zustimmen, was zwei extrem konservative und orthodoxe Blätter, wie der „Reichsbote“ und das „Deutsche Adelsblatt“ sagen:

„Was ist das für eine Jugend; mit Spiel, Weibern und Pferden vergeudet sie ihre Zeit, ihr Geld und, was mehr ist, ihre Sittlichkeit, ihr Gewissen — und brüstet sich dabei noch mit gewissen Ehrbegriffen. Wo ist da noch Platz für edles Thun, für Fortbildung, für ernste, wissenschaftliche Arbeit? — Und nun denke man sich, daß solche Leute vielleicht einmal hohe Beamte werden, die im Auftrage des Staates für Sitte, Religion und Ordnung eintreten sollen! Wie kann das dann mit wirklichem, sittlichen Ernst geschehen, und muß es nicht das Gegenteil bewirken, wenn dahinter ein böses Gewissen steht, welches dann überall durchblickt und auch empfunden wird! Und was sind das für Eltern, die ihren leichtsinnigen Söhnen das Geld scheffelweise in den Schoß werfen zur Weiterführung ihres üblerlichen Lebens! Was sollen da so manche arme Leute denken, die in harter Arbeit nicht einmal so viel erringen können, womit sie ihre familien kümmerlich zu ernähren vermögen, wenn sie hier sehen und hören, wie von solchen jungen Leuten Zehntausende für Spiel, Maitressen und üppiges Leben weggeworfen werden! So „harmlos“, wie diese Leute denken, ist dieses frivole Spiel in unserer Zeit nicht, und ihr herausforderndes Benehmen vor Gericht, aus dem man überall herausbörte: „Was geht das euch eigentlich an, was wir mit unserer Zeit und unserem Geld anfangen?“ macht den Eindruck nur um so widerwärtiger.“

Und das Deutsche Adelsblatt:

„Mit denen, welche sich offen zur Feindschaft gegen die bestehende Gesellschaftsordnung bekennen, fertig zu werden, erscheint dem über den Durchschnitt hinausstehenden Blick Kinderspiel gegenüber dem Ansturm auf die Zwingburg der „harmlosen Leute.“ Nicht im offiziellen Umsturz, nicht in Sozialdemokraten und Anarchisten besteht der historischen Ordnung die größte Gefahr. Diese kommt ihr aus den Kreisen, welche, — das zeigen wieder einmal ganz deutlich die aus der üppigen Vegetation des angeblich vornehmen reichshauptstädtischen Lebens hervorsprossenden Lumpspflanzen, — zwar den „Gentleman“ auf den Lippen, aber keine Spur von Edelmann in Herz und Seele tragen.“ —

Aber wenn somit auch die moralische Verurteilung einstimmig ist, so findet man nur da und dort eine leichte Ahnung der sozial-ethischen Konsequenzen, welche aus derartigen symptomatischen Erscheinungen, wie sie im Harmlosenprozeß zu Tage treten, gezogen werden müssen. Und darüber wird demnächst — die Aera der Spielerprozesse ist ja noch bei weitem nicht beendet, — noch eingehend zu verhandeln sein.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Der erste Vortragsabend nach der Sommerpause galt der Stellungnahme der ethischen Gesellschaft zu dem Verfassungs- und Rechtsbruch, der sich vor den Augen der ganzen gebildeten Welt im Reiche des Zaren vollzieht. Die geschichtliche Kultur Finlands war das Thema, das Dr. R. Penzig in fast zweistündiger Rede behandelte. Ausgehend von dem halb theologischen, halb philosophischen Begriffe der „Mission“ irgend eines Volkes zu einer bestimmten Aufgabe wies der Redner die anthropomorphistische Ausgestaltung des Begriffs zwar zurück, behauptete aber das Recht einer jeden überkraft Fiwrks als Lebensmächte anerkennenden Weltanschauung, Volksindividualitäten mit einer besonderen Lebensaufgabe anzuerkennen und bezeichnete es als oberste Pflicht eines leider noch ungeschriebenen Völkerrechts, die durch Sprache, Geschichte, Sitte und Recht unzweifelhaft als selbständige Nationalitäten erwiesenen Völker, ob klein oder groß, in ihrem Existenzrecht zu sichern. Wollte man aber von einer besonderen Mission der gerade lebenden Generation sprechen, so könne es hierbei nur in der Ueberwindung der Realpolitik durch die Idealpolitik, in der Durchdringung der auswärtigen und inneren Politik der Staaten mit ethischen Gedanken erblicken. In diesem Sinne gewinne der Verzweiflungskampf Finlands am fein vorbereitetes und beispielsweise symptomatische Bedeutung und fordere die gespannteste Aufmerksamkeit und geistige Unterstützung aller Freunde einer neuen, auf Gerechtigkeit, nicht auf Macht, ruhenden Lebensordnung.

Zwar sei der äußerliche Anblick der zivilisierten Welt für diese Hoffnungen nicht gerade ermutigend. Die in ihrem tiefsten Wesen bedrohte Gewalt- und Machtpolitik raffe gewissermaßen überall ihre Kraft zusammen, um den idealistischen Glauben an höhere Mächte der Menschenmatur als abtud hinzustellen. Amerika mit seinem sog. „Befreiungskriege“, Frankreich mit dem Dreyfusprozeß, England mit seinem Raubzuge nach den Goldminen Transvaals, Deutschland mit seiner Kolonialpolitik einerseits, der blinden und verständnislosen Bedrohung des sozialen Friedens durch Umsturz- oder Fluchtbausgesetze andererseits, Oesterreich mit seinen Nationalitätenkampfen, und endlich Rußland, in der reinen Luft des Verödungsmanifests, in der anderen aber die Willkürakte des mißleiteten Absolutismus vom 15. Februar 1899 wurden zum Beweis herangezogen.

Demgegenüber könnten freilich alle Hoffnungen auf eine bessere Zukunft trügerisch erscheinen, wenn nicht diese gerade auf der Vergangenheit und der Gegenwart ruhen würden. Noch habe die Geschichte stets wahrgemacht, daß Gerechtigkeit die Grundlage jeden Reiches sei, und die Gegenwart zeige doch auch schon die Cadres der Vorkämpfer des Rechtes überall sich sammelnd, als Kern der Zukunftsarmee. Die Anti-Imperialisten, die Antisklaverei-, die Friedensfreunde, Ethiker, Sozialreformer, die Anhänger „weltlicher“ Kultur in Rußland — sie alle schweben ja nicht in einer Phantasiewelt, ihr Ideal wohne nicht irgendwo im Weltenäther, sondern in ihren wirklichen Köpfen und Herzen und sei stets habe sich der Geist auch in der besten Welt der sich festsetzenden Dinge stärker erwiesen, als die Faust. Es sei ein Kampf einer Minorität gegen eine Majorität, der aber nach allen Erfahrungen jener den Sieg bringen müsse.

Der Redner skizzierte darauf kurz die Geschichte Finlands und verlas die authentischen Dokumente, die das Recht Finlands über allen Zweifel erheben: die Verfassungsurkunde vom 15. (27.) März 1809, die ausdrückliche Bestätigung derselben durch den jetzt regierenden Zaren vom 6. November 1894 u. a. Die staatsrechtliche Stellung Finlands wurde an der Hand der bedeutendsten Staatsrechtslehrer dahin bestimmt, daß — wie auch bis 1885 offiziell in Rußland anerkannt war — Finland nicht eine russische Provinz, sondern als ein in Personalunion mit Rußland stehendes selbständiges Staatswesen zu betrachten sei.

Im Anschluß daran schilderte der Redner die nicht nur relative, sondern auch absolut als hoch zu bezeichnende Kultur des Volkchens: Die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen in Volksschulen und Gymnasien, das dichte Netz von Volksbochschulen, das das ganze Land überzieht, das innige Zusammenarbeiten der Studierenden mit dem Volke, ferner die gerade dadurch bedingte außerordentliche Hebung von Industrie, Handel und Landwirtschaft, die mit den Ziffern der Export- und Importstatistik belegt wurde, die Entwicklung der finnischen Litteratur und Kunst 2c.

Digitized by Google

Endlich gab der Vortragende eine kurz gefaßte Geschichte des ganzen Konflikts, von dem in der zweiten Hälfte der 80er Jahre beginnenden Sturmlauf der Slawophilen gegen den „finländischen Separatismus" bis zu den jüngsten Ereignissen. Immer an der Hand der authentischen Dokumente (Memorial des kaiserl. Senats für Finland vom 20. Februar 1809, Reservation des Prokurators gegen die Promulgation des Manifestes, Resolution der Stände von Finland vom 21. Februar, Bericht des Landmarschalls) wurde die Rechtswidrigkeit der Forderungen des Manifestes vom 15. Febr. nachgewiesen. Briefe von vertrauenswürdigen Gewährsmännern an den Redner schilderten lebhaft die gewaltige Volksbewegung, die in dem dünn bevölkerten Lande zur Winterszeit trotz aller amtlichen Hindernisse binnen 8 Tagen über 500 000 Unterschriften zu einer Adresse an den Zaren zusammenkommen ließ.

Zum Schluß wies der Vortragende hin auf die internationale Adresse zu Gunsten Finlands, unter der die Namen der Rektoren und Kanzler aller großen Universitäten der Welt, die bedeutendsten Namen der Wissenschaft und Kunst aus Deutschland, Frankreich, England, Holland, Belgien, Italien, Norwegen, der Schweiz, Schweden, Dänemark und Oesterreich-Ungarn zu finden seien. Möge immerhin der Selbstherrscher die Einmischung aller fremden Personen in eine interne Regierungshandlung entrüstet zurückweisen: gegen die einheitliche Forderung des Gewissens der ganzen Menschheit nach Gerechtigkeit gebe es keine Appellation. —

* * *

Der 5. Gesellschaftstag der D. G. E. K. hat vom 21.—23. Okt. in Wiesbaden stattgefunden. Wir berichten darüber ausführlich erst in nächster Nummer.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Goethes Jugendfreund Fr. Maximilian Klinger. Von Emil Neubürger. Frankfurt a. M., Reinhold Mahlau.

Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus. Von Th. G. Masaryk, Prof. an der böhmischen Universität Prag. Wien, Carl Konegen.

Die Studentenseelen unserer Zeit. Aus dem Russischen. Von Dr. F. Wollny. Leipzig, Oswald Muye.

Die österreichische Los von Rom-Bewegung. Von Pfarrer P. Bräunlich. München, J. F. Lehmann.

Das Leid als die Wurzel des Glücks. Ein Beitrag zur Reformation des Glaubens. Von einem Christen. Berlin, Selbstverlag. (Leipzig, in Kommission bei Ed. Schmidt.)

Zukunftsphantasien von ehedem und heute. Von Dr. F. Wollny. Leipzig, Oswald Muye.

Das dunkle Phänomenengebiet der Magie. Von Dr. F. Wollny. Leipzig, Oswald Muye.

Das Stickereigewerbe in Berlin. Von Helene Simon. (Sonderabdruck aus „Die Hausindustrie der Frauen in Berlin". Schriften des Vereins für Sozialpolitik.)

Kants Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von Dr. Karl Vorländer. (Philosophische Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes.) Halle a. S. Verlag von Otto Hendel.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg Berlin W, Matthäikirchstraße 7.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Die
Wohlfahrtseinrichtungen Berlins
und seiner Vororte.

Ein Auskunftsbuch
herausgegeben von der
Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
Zweite vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage.
Ueber 400 Seiten gr. 8°.
Kartonirt Preis M. 3,—; in Leinwand gebunden M. 3,60.

Ausführliche Prospekte stehen zu Diensten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Moderne Philosophen
Porträts und Charakteristiken.
Von
Dr. M. Kronenberg.

Inhalt: I. Hermann Lotze. — II. F. A. Lange. — III. Viktor Cousin. — IV. L. Feuerbach. — V. Max Stirner.

Geh. 4 ℳ 50 ₰; geb. 5 ℳ 50 ₰.

Verlagsbuchhandlung von Hermann Walther
Berlin SW., Kleinbeerenstr. 28.

Zeitschrift für pädagogische Psychologie.

Herausgegeben
von
Dr. Ferdinand Kemsies,
Oberlehrer an der Felederich-Wilhelm-Oberrealschule in Berlin.

Preis für den Jahrgang von 6 Heften 8 Mark.
(Postzeitungsliste für 1899 Nr. 8462a.)

In den bereits erschienenen vier ersten Heften sind u. a. folgende Aufsätze enthalten:

F. Kemsies, Fragen und Aufgaben der Pädagogischen Psychologie.
J. Cohn, Was kann die Psychologie von den Pädagogen lernen?
H. Gutzmann, Die Sprachlaute des Kindes und der Naturvölker.
K. Lange, Bemerkungen über Kinderzeichnungen.
M. Meyer, Die Tonpsychologie, ihre bisherige Entwicklung und ihre Bedeutung für die musikalische Pädagogik.
G. Flatau, Ueber psychische Abnormitäten bei an Veitstanz leidenden Schulkindern.
F. Kemsies, Die häusliche Arbeitszeit meiner Schüler.
E. Andreae, Zur Psychologie der Examina.
L. Hirschlaff, Die angebliche Bedeutung des Hypnotismus für die Pädagogik.
H. Fischer, Zur Methode des geographischen Unterrichts.
K. Marx, Der ästhetische Farbensinn bei Kindern.
H. Räse, Die Schreibhälfte.
Hans Koch, Die häusliche Arbeitszeit meiner Schüler.

Außerdem enthalten die Hefte:
die regelmäßigen Sitzungsberichte der Psychologischen Vereine zu Berlin — Breslau — München
und unter dem Titel: „Bibliotheca paedopsychologica" Berichte über Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogischen Psychologie mit Berücksichtigung aller Länder.

Probe-Hefte gratis direkt vom Verlag oder durch jede bessere Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8883.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 11. November 1899. | Nr. 45.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Das Urteil von Rennes ꝛc. Von Alfred Moulet. — Gemäßigte und radikale Frauenbewegung. Von P. Berthold. — Hoch über dem engen Thale. Von Dr. Wille. — Streiflichter: Weltmachtspolitik und Schule. Glossen zur Tagesgeschichte. — Aus der ethischen Bewegung: Der fünfte Gesellschaftstag in Wiesbaden.

Das Urteil von Rennes in der Beleuchtung der französischen Ethiker.

Von Alfred Moulet (Laon).

Der Begründer der Union pour l'action morale, Herr P. Desjardins, spricht in einer der letzten Nummern des Bulletins der Gesellschaft unter der Ueberschrift „Die Autoritätsfrage' einige kräftige Worte über den vorläufigen Abschluß des Dreyfushandels. Er macht sich zum Wortführer der Widerstrebenden und zum Herold der unbesiegbaren Hoffnung aller Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit, die im Vertrauen auf den endlichen Sieg ihr Gewissen von dem Urteilsspruch von Rennes nicht zu beugen gedenken. „Nett und deutlich" will er vor der Oeffentlichkeit Antwort geben auf die Frage, die heute für die ganze zivilisierte Menschheit die Tagesfrage ist: „Werdet Ihr Euch nicht endlich dem Urteil der zuständigen und kompetenten Richter beugen?" Seine Antwort muß auch außerhalb Frankreichs bekannt werden; es ist die Antwort der Humanität.

So unvollkommen unsere Zivilisation auch sein mag, so ist sie doch schon so weit entwickelt, daß kein Beweis, kein Urteilsspruch, dem die wissenschaftliche Autorität abgeht, von logisch denkenden Köpfen und unabhängigen Herzen acceptiert werden kann. Besitzt der Spruch von Rennes diese wissenschaftliche Autorität? Nein, denn er weist keines der logischen Merkmale auf, die für ein vernünftig begründetes Urteil unerläßlich sind.

„Das, was man Urteilsspruch nennt," sagt Paul Desjardins, „ist nichts als der logische unvermeidliche Abschluß einer Untersuchung, die gleichzeitig historisch (Hat der Angeklagte die That begangen, deren er beschuldigt ist?) und psychologisch sein muß (Ist er, im Falle der Bejahung der ersten Frage, verantwortlich für seine That und in welchen Grenzen?). Diese Untersuchung bereitet den Urteilsspruch so vor, „wie der sprossende Stengel schon die Blüte in sich schließt, die ihn krönen soll." „Man sieht den schließlichen Spruch sich allmählich abzeichnen, man erwartet ihn mit immer steigender Sicherheit, und wenn er nun erscheint, so befriedigt und befreit er, wie eine Wirkung, die auf natürlichem Wege aus der Ursache hervorspringt. Nur ein solcher Urteilsspruch, unlösbar gebunden an die öffentliche Untersuchung, hat einen Wahrheitswert. Und wenn dieser Spruch gefällt ist, so ‚beugt' sich der Geist nicht vor ihm, sondern er richtet sich, tiefbefriedigt, auf."

„Es wäre," fährt er fort, „ein Skandal für die Vernunft, wollte man sich beugen vor dem Spruch von Rennes, der, aller Logik bar und gegen alle Erwartung, nicht den natürlichen Abschluß und die harmonische Auflösung der Untersuchung darstellt und dessen verschiedene Artikel nicht das Geringste aufweisen, was dem Ergebnis der Debatte entspräche oder sie unterstützte. Alles ist diesmal in kontradiktorischem Verfahren in vollstem Lichte erörtert worden. Jetzt noch von einem geheimnisvollen Untergrunde des Handels sprechen, heißt entweder den Beweis der Thorheit, der absichtlichen Verblendung, liefern oder sich über die menschliche Vernunft lustig machen. Darum ist Nichts zu Ende. Wir bleiben dabei, zu warten, nicht daß die Wahrheit endlich erscheine, sondern, daß es den Richtern endlich gefalle anzuerkennen, daß die Wahrheit an den Tag gekommen ist. Alles, was ein Tribunal gegen die offenbare Wahrheit wagen kann, wird unser Vertrauen erschüttern, nicht das zur Wahrheit, sondern zu ihm."

Was also jetzt thun? Wird man sich mit einem platonischen Protest begnügen und dann, wenn man die verdiente Verurteilung ausgesprochen, zu seinem Geschäft zurückkehren, indem man der Zeit und dem Vergessen die Sorge überläßt, die Menschen zu beruhigen und sie allmählich an die Ungerechtigkeit zu gewöhnen? Oder will man artig warten, daß die Vorsehung in eigner Person die Pharisäer aus dem Tempel jage und die Wahrheit wieder auf den Thron setze? Niemals war die augenblickliche Pflicht klarer und deutlicher vorgezeichnet: „Wir befinden uns im Zustande einer friedlichen Auflehnung gegen ein Urteil, das immerhin auf regelmäßigem Wege und von einem regelmäßig gebildeten Gerichtshof ergangen ist." Dieser Zustand ist sehr bedauerlich und ernst, es ist wahr. Aber wer möchte seine Zustimmung dazu geben, daß wir wieder knechtselig in denselben Irrtum zurücktauchen sollten, aus dem uns „die Affaire" gezogen hat?

Unsere Anstrengungen müssen sich zunächst auf eine Reform, oder, wie P. Desjardins sagt, „auf eine neue Instandsetzung unseres Prozeßapparates" richten. Wir sind mitten in einer Krisis der Militärgerichtsbarkeit. Die letzten Ereignisse haben uns den Staar gestochen: Die militärischen Richter sind „dem Gesetzbuch gegenüber Neulinge und in Fragen der Billigkeit Schwächlinge." Die Kriegsgerichte und die militärische Gerichtsbarkeit — sind gerichtet.

Digitized by Google

Und da wagt man von Mundhalten und Ruhehalten zu reden! „Wir haben das unbefriedigte Bedürfnis nach der Wahrheit und wir warten auf sie. Man rechne nicht darauf, daß unsere Herzen den Seufzer des tiefsten Schmerzes ersticken! An diesem Schmerz mag man unsere Liebe für Frankreich abmessen!

P. Desjardins schließt mit den bitteren Worten: „Arme, eiserne Wahrheit! Der Augenblick der Erlösung und der Freiheit der Geister zaudert noch immer zu kommen!"

Dieser Schmerz muß zum Schweigen gebracht werden; wir müssen handeln. Nein, Herr General Galliset, „der Zwischenfall ist nicht geschlossen," wie Sie in einer Stunde unglücklicher Begeisterung sagten. Wir müssen den vollen Sieg haben! Und auch an dieser Forderung mag man unsere Liebe für das Vaterland messen. An's Werk! —

Gemäßigte und radikale Frauenbewegung.

Von P. Berthold (Frankfurt a. M.).

Diejenigen, die einer Partei angehören und darum parteiisch sind, können es meist gar nicht begreifen, daß es Menschen geben kann, die lange Zeit lebhaftes Interesse für gewisse soziale Regungen und Bewegungen haben, sogar an einzelnen Arbeitsgebieten teilnehmen können, ohne Gelegenheit zu haben, die Parteien als solche kennen zu lernen und darum unparteiisch geblieben sind. Von solch parteilosem Standpunkt aus betrachtet bot der Königsberger Frauentag (vom 1. bis 4. Okt.) und im Anschluß an diesen die Delegiertenversammlung der Vereine „Frauenwohl" in Berlin (vom 5. bis 7. Okt.) ein sehr schönes, man könnte fast sagen großartiges Bild der deutschen Frauenbewegung. Mit langsamer, feierlicher Sicherheit, eingeleitet und begleitet von allerlei bürgerlichen Ehren wurde in Königsberg der Frauentag abgehalten zugleich mit der 20. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Die Leitung der ganzen Veranstaltung lag in den Händen jener Frauen, die seit Jahrzehnten autodidakt und mit Gegnerschaften aller Art kämpfend vorwärts gedrungen waren, bis sie endlich einen Höhepunkt erreichten, der ihnen heute nicht nur das für die größere Hälfte des Menschengeschlechts erstrebenswerte Ziel deutlich zeigt, sondern auch schon einen schönen Rückblick auf gethane Arbeit gestattet.

In ihrer „Verteidigung der Rechte der Frau", in dem Kapital über nationale Erziehung sagt Mary Wollstonecraft:

„Um den sozialen Aufbau im Gleichgewicht zu erhalten und um aufklärende Lehren zu verbreiten, von denen allein das bessere Schicksal der Menschen abhängig ist, muß es den Frauen gestattet sein, ihre Kraft in der Erkenntnis zu finden. Das kann aber erst geschehen, wenn sie an den Bestrebungen der Männer teilnehmen."

Die Wege, um zu Erkenntnis und zu Einsicht zu gelangen, sind verschieden. Man kann von praktischen Erfahrungen ausgehend Regeln und Gesetze abstrahieren, die zu allgemeinen Grundsätzen führen, und man kann lediglich auf dem Wege der Spekulation zu demselben Resultate gelangen.

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein ist seit Jahren den Weg der praktischen Erfahrung gegangen und jeden Fußbreit der neuen Bahnen für die Frau hat er in steiger Arbeit errungen und verdient. Das Recht auf Arbeit, auf selbständigen Erwerb, das Louise Otto Peters als Deutsche zuerst auch für die deutsche Frau in Anspruch nahm, ist als Forderung langsam in der Bewegung lebendig geworden, die wir heute als Tendenz der sozialen Hilfsarbeit zu so bedeutender Wichtigkeit herangewachsen sehen. Auf diesem Boden der Arbeit, die den Zweck hat die Frauenwelt zur Selbsthilfe zu mobilisieren und sozialen Schäden vorbeugend und heilend zu begegnen, — auf diesem Boden stehend haben die Gründerinnen des Allgemeinen Deutschen Frauen-Vereins zuerst eine Frauenfrage in Deutschland geschaffen und fortschreitend eine Frauenbewegung herbeigeführt.

Generationen von Frauen und unzählige Frauen-Vereine sind seither von dieser Strömung, die von Leipzig ausging, erfaßt worden und sind die Wege gegangen, die sie als Resultierende zwischen individuellen und lokalen Einflüssen einschlagen mußten. Sie haben sich ihr Ziel teils näher teils ferner gesteckt, teils ideelle teils praktische Erfolge angestrebt und das Programm des Königsberger Frauentages bot in knappem Auszug ein Bild der umfassenden Thätigkeit und der weitgehenden Beeinflussung von Intelligenzen, die der Allgemeine Deutsche Frauen-Verein zu seiner Interessensphäre heranzuziehen verstanden hat.

Im Laufe der Verhandlungen und Versammlungen in Königsberg kamen ausnahmslos alle Gebiete zur Sprache, die in Sachen der Frauenfrage Mittel oder Zweck. Weg oder Ziel sein können: die Frau in der bürgerlichen Gemeinde, Rechtschutz und Arbeiterinnenschutz (Fabrikinspektion), Gymnasialbildung und Fortbildungsschulen für Mädchen, Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit, Volksunterhaltung, Reform des Kostkinderwesens, Fürsorge für jugendliche Gefangene, Armenpflege, Erschließung neuer Erwerbsquellen für die Frau, — alle diese Gegenstände wurden entweder in Vorträgen und Referaten oder auch nur im Laufe lebhafter Diskussionen der Versammlung zu geistiger Anteilnahme vorgeführt und haben zweifellos in einen großen Kreis von Zuhörern und Zuhörerinnen neue Anregung getragen. Die Aufgabe, die ein solches Arbeitsprogramm an die Frauen stellt, das sich in seiner Zusammenfassung als das Streben der Frau nach politischer Freiheit in rechtlicher Gleichstellung mit dem Manne zusammenfassen läßt, ist eine so große, daß sie alle Kräfte für sich in Anspruch nehmen muß um in einheitlicher Front sich das Vorwärtskommen zu sichern.

Bei der Größe der Aufgabe und den vielfachen äußeren und inneren Schwierigkeiten, die sie darbietet, einerseits, bei dem aber von jedem Standpunkte aus sich gleichbleibenden letzten Ziel, ist die Thatsache einer Spaltung innerhalb der Frauenbewegung selbst eine sehr zu bedauernde Wahrnehmung.

Statt daß heute, wo das Verständnis für die Pflichten und Rechte zu wachsen beginnt, statt daß heute alle Führerinnen ihren ganzen Einfluß daran setzen, das Interesse der großen Masse einheitlich auf die wichtigsten praktischen und idealen Ziele der Bewegung zu konzentrieren, statt einmütig zusammen zu stehen, sehen wir seit kurzem, wie innerhalb des Bundes der Deutschen Frauen-Vereine eine Anzahl von Vereinen im Begriffe stehen, sich unter der Führerschaft des Berliner Vereins „Frauenwohl" abzulösen, um als „Verband" gesonderte Wege zu gehen. Dieses Fähnlein von Streitern nennt sich gerne die „Radikalen" oder „Jungen" und blickt voll Geringschätzung auf die „Alten" oder „Gemäßigten". Das Hühnchen verachtet das Ei, aus dem es geschlüpft ist.

Die Notwendigkeit der Gründung dieses Verbandes wurde in der Berliner Delegiertenversammlung in einigen „Thesen" dargethan, in deren erster „die kraftvolle Vertretung der neuen Ideen und der neuen Formen des Handelns" für den weiteren Fortschritt der deutschen Frauenbewegung gefordert wird.

Die „neuen" Ideen sind die Aufnahme der Sittlichkeitsfrage in das Programm der Frauenarbeit, die Forderung des Stimmrechtes, die Gründung von Mädchengymnasien resp. Mädchenrealschulen und die Förderung des Arbeiterinnenstandes durch eine gemeinsame Arbeit der bürgerlichen Frau mit der Arbeiterin.

Einige vorzügliche Rednerinnen beleuchteten mit Geist

Digitized by Google

und Wärme die einzelnen Gegenstände; doch was sie sagten, war nur insofern neu, als sie verschwiegen, daß jede der „neuen" Ideen auch in Deutschland schon Vertreterinnen gefunden hatte.

Für die Sittlichkeitsfrage hat Frau Bieber-Böhm schon lange und viel gekämpft. Fräulein Mellien hat ihre Studien über Gefängniswesen und ihre Vorschläge zur Erziehung der Jugendlichen unter den Verbrechern schon vor 2 Jahren zur Weiterbearbeitung der Oeffentlichkeit übergeben. Die Forderung des Stimmrechtes für die Frau als Equivalent für die Erfüllung unserer bürgerlichen Pflichten ist als letztes Ziel allen Frauenrechtlerinnen ein vertrauter Gedanke; und der Hinweis des Vereines „Frauenwohl" auf die Notwendigkeit der Errichtung von Mädchengymnasien ist der Frauensache selbstredend sehr günstig, doch wenn in dem bez. Referat die Erfolge der s c h o n b e s t e h e n d e n Mädchengymnasien ebenso wie diese selbst nicht ignoriert worden wären, hätte die Forderung noch bedeutend an Relief gewonnen.

Was nun die Aufforderung zur Organisation der Arbeiterinnen betrifft, so war es ein Mann, der der Frauenversammlung im Reichstagsgebäude die Beschämung ersparte, daß in Berlin dieser Gegenstand berührt wurde, ohne daß man der Frau gedachte, die die Arbeiterinnenfrage thatsächlich als n e u e Idee in das Programm der Frauenbewegung einführte, der Frau J e a n n e t t e S c h w e r i n.

Vergleicht man unbefangen die beiden Arbeitsprogramme, wie sie sich in Königsberg und in Berlin zeigten, so muß man sie prinzipiell identisch finden, und man könnte zu der Annahme gelangen, die „radikale" und die „gemäßigte" Frauenbewegung stelle zwei Versuche zur Lösung der Frauenbewegung dar: die Vertreterinnen der einen wollen den Berg an der steilsten Stelle kühn erklimmen, die Andern wollen ihn auf Serpentinen sicher ersteigen. Für einzelne Kraftmenschen mag ja so eine wagemutige Ersteigung großen Reiz haben, aber eine große untrainierte Menschenmenge soll man nicht auf Pfade führen, wo die Wahrscheinlichkeit besteht, daß der größere Teil morsche wird und marschunfähig liegen bleibt. Und die Frauensache braucht eine große, leistungsfähige Gefolgschaft.

Aber mit der Erklärung für das Bestehen einer radikalen Richtung in der Frauenbewegung ist für die Versch weigungssünden in der Berliner Delegiertenversammlung noch keine Erklärung, noch viel weniger eine Entschuldigung gefunden, und diese läßt sich auch nicht finden, da die psychologischen Gründe den Thatsachen gegenüber nicht ausreichend sind.

Da die Zweiteilung in der Frauenbewegung der Sache selbst durch Kraftverlust schadet und Parteihader sie in den Augen der Welt herabsetzt, so wäre es sehr wünschenswert, wenn die zaudernden und die stürmenden Elemente in absehbarer Zukunft sich nicht mehr störend, sondern ergänzend und sich gegenseitig fördernd treffen wollten.

In beiden Lagern dürfte man bald einsehen lernen, daß die Frauenbewegung heute schon einen sozialen Faktor darstellt, der an Wichtigkeit und Bedeutung schon weit über die Persönlichkeit einzelner Führerinnen hinausgewachsen ist.

Wem die gerechte Sache lieb ist, trete bescheiden an den Platz, wo aus einfacher, gewissenhafter Pflichterfüllung ein Anspruch auf Rechte folgerichtig und unabweislich eintreten muß.

Hoch über dem engen Thale.*)

Von Bruno Wille (Friedrichshagen).

1.

Pastor Küster war bei mir. Sein Besuch galt dem neuen Kirchenpatron. Als Erbe von Krampendorf bin ich das nämlich geworden. Die Würde paßt mir aber nicht; ich möchte sie baldigst wieder los werden, weiß nur nicht, wie das anzufangen.

Der Pastor, den ich jetzt erst kennen lernte, weil er nicht länger als fünf Jahre hier ist, machte zunächst keinen unsympathischen Eindruck. Er begrüßte mich mit einem Anstrich von weltmännischer Gewandtheit, die eigentlich besser in der Residenz, als auf dem Dorfe am Platze wäre. Vielleicht macht der Mann noch mal Carrière. Hat was vom geschmeidigen Diplomaten. Nur manchmal ist er zu wenig versteckt, etwas naiv-dreist, und dann wittere ich Plebejertum. Freilich seine angenommenen Formen, die weißen Hände, die tadellose Wäsche und der Schnitt seines schwarzen Rockes verraten Sinn für aristokratische Eleganz. Soll ich knapp den Eindruck beschreiben, den dieser Kopf mit der vorgewölbten, doch nicht zergrübelten Stirn, den kühlen grauen Augen, dem dünnen langen Haar und dem Christusbarte auf mich machte, so möchte ich sagen: Klugheit mit idealistischem Anputz.

Ich war etwas verdrossen, als der Pastor kam, und meine Stimmung hat gewiß das Gespräch beeinflußt. Gleich anfangs drückte ich mein Bedauern darüber aus, daß ich mich mit dem Patronat zu befassen habe.

„Oh, oh!" erwiderte der Pastor. „Und darf ich wissen, warum Sie das bedauern?"

„Na — es ist doch seltsam, wenn die Kirche einen Patron hat, der innerlich nicht zu ihr hält."

Er schien keineswegs überrascht. Nach einigem Schweigen meinte er lächelnd: „Nun, nun! Wir brauchen ja die Sache nicht an die große Glocke zu hängen. Wenn nur in der Gemeinde kein Aergernis entsteht! Sehen Sie, verehrter Herr Doktor, Ihr Vater selig war ja auch ein hochgebildeter, glänzender Geist und als Mediziner natürlich Freidenker. Aber er verstand es ausgezeichnet, die gute Form zu wahren."

„Und so soll ich es auch halten, Herr Pastor?"

Er suchte demütig und verbindlich zu wirken. „Es gilt die Wohlfahrt der Gemeinde! Ihr Vater selig ging jeden Charfreitag zum Tische des Herrn . . ." Er stockte, weil ich verdrossen blickte. Nach einer Pause fuhr er in bittendem Tone fort: „Meinen Sie denn nicht auch, daß dem Volke die Religion erhalten werden muß?"

Ich erwiderte nicht ohne Hohn: „Wird sie erhalten, indem ein Ungläubiger zum Abendmahle geht?"

Der Pastor suchte zu begütigen. „Nun ja — es wäre freilich besser . . . Aber . . . Immerhin macht es einen würdigen Eindruck."

„Auf wen?"

Sein Blick vermied den meinen, als er zaghaft antwortete: „Nun — auf die Leute! Ihrem Herrn Vater war ich stets dankbar, daß er ein Beispiel gab." Klagend, in plötzlicher Nervosität fügte er hinzu: „Glauben Sie mir, es ist nicht leicht für Unsereinen, in dieser aufgeklärten Zeit . . . Wenn da nicht wenigstens die Spitzen mit ihrem Ansehen und Einfluß . . ."

„Und so, Herr Pastor, meinen Sie, so lasse sich dem Volke die Religion erhalten?"

„Ei, zweifellos hilft es! Ihr Verfall wäre weit aus-

*) Der Aufseher, dessen Roman ich in den „Offenbarungen des Wachholderbaumes" mitteilen werde, hat die folgenden Tagebuchblätter verfaßt. Durch seines Vaters Tod zum Erben auf Schloß Krampendorf berufen, versenkte er sich in den Tiefsinn der märkischen Kiefernheide und erlebte im Anschauen eines Wachholderbaumes die Elemente einer neuen Weltanschauung, die dann von eigenartigen Schicksalen weiter entwickelt wurden. Sein Kind, von dessen Dasein er zuvor nichts gewußt hatte, rettete er aus dem Gerinne einer Wassermühle, kam aber dabei selber unter das Mühlrad und trug eine schwere Verletzung davon.

Lahm und von körperlichen Schmerzen heimgesucht, verbrachte er gleichwohl die paar Monate, die ihm noch vergönnt waren, in hohem Glücke. Das Heil, das er gefunden hatte, bewährte sich an ihm.

Von den hier mitgeteilten Tagebuchblättern stammt das Erste aus der Zeit vor dem Unfall, während das Weitere vom Coltkranken diktiert wurde.

Digitized by Google

gedehnter, wenn nicht die Autorität des Staates und des Besitzes . . ."

„Mit anderen Worten, innerlich ist sie so ziemlich bankerott?"

Erschrocken sah er mich an. „Das — habe ich nicht gesagt! Dann wäre ja unser Herr Jesus — nicht der Erlöser, nicht die Kraft und die Herrlichkeit! Das Heil — bankerott? O nicht doch!"

„Nun, ich will Sie nicht beunruhigen oder gar verletzen, Herr Pastor. Aber was Sie sagten, ist doch eigentlich ein Armutszeugnis für Ihre Religion."

Der Pastor seufzte und meinte kleinlaut: „Ach ja! Damit haben Sie eigentlich — offen gestanden — nicht ganz Unrecht. Innerlich — da sieht es freilich trübe aus — recht trübe!" Eifrig fuhr er dann auf: „Aber so kann es doch unmöglich bleiben! Auf den religiösen Niedergang muß ja, muß wieder ein Aufschwung folgen! Glauben Sie nicht auch?"

„Ein religiöser Aufschwung? Ganz gewiß! Es giebt keine Kultur, keine echte — ohne Andacht."

Er nickte befriedigt und sah mich zuversichtlich an. „Nun sehen Sie! Da wären wir ja doch einig! Keine Kultur ohne Andacht! O wie wahr! Ja, dies moderne Treiben in den Großstädten, dieser Materialismus, der sogar auf das Land seinen vergiftenden Einfluß erstreckt — Sie geben also zu, Herr Doktor, das ist keine echte Kultur —?"

„Eine bedenkliche Einseitigkeit allerdings, wenn das Volk nahezu ganz darin aufgeht, nach Macht über die äußeren Dinge, nach Herrschaft und Reichtum zu gieren. Dabei kommt natürlich nicht viel mehr heraus, als materieller Genuß — was sich eben kaufen läßt. Die ungeheure Ansammlung in den Städten, das Herdenmenschentum, die ewige Sucht nach Geselligkeit und Zerstreuung, das nervöse Hasten und forcierte Arbeiten, die rücksichtslose Konkurrenz, das bloße Sammeln sogenannten exakten Wissens, die spöttische Negation, wo Phantasie und Gemüt mal versuchen, mit Thau die Wüste zu beleben . . ."

„Ekelhaft! Nicht wahr?" Es schien dem Pastor mit dieser Bemerkung jedoch nicht völlig Ernst zu sein. Denn er hatte ihnzu zugehört.

„Es ist allerdings unverkennbar" — fuhr ich fort — „daß auch eine gewisse Größe darin liegt, eine weittragende Bedeutung — gewiß, gewiß! Aber . . ."

„Ein Rückschlag muß kommen!" eiferte der Pastor. „So geht es nicht weiter!"

„Ja, ein Rückschlag muß freilich kommen; und erst der Rückschlag wird das Einseitige des modernen Geistes ergänzen — wird erfüllen, was unsere Zeit vorbereitet. Ja, nur als Vorbereitung einer edleren Epoche erscheint mir die Gegenwart wert, daß wir Nachsicht üben. Aber bleiben kann es, darf es so nicht! Gemütskultur thut not — Sammlung — Einsamkeit! Nicht draußen — im Innern wird das Reich der Freiheit und der Glückseligkeit erschlossen. Stille — Tiefe — Harmonie — fromme Allbetrachtung — Ehrfurcht vor dem Geheimnis — ja, Herr Pastor, wenn Sie in diesem Sinne dem Volke die Religion erhalten wollten . . ."

Gespannt hatte er zugehört. Fast gerührt ergriff er nun meine Hand: „Ich danke Ihnen! Sie haben mich aufgerichtet! Sie — wahrer Kirchenpatron! Ich habe also doch — doch einen Beruf! Einen Beruf, der, der . . . ."

„Es thut mir leid, Herr Pastor — wir sind nicht so einig!"

Er suchte zu beschwichtigen: „Wir sind es! Verlassen Sie sich drauf, Verehrter! Was Sie wollen, ist auch mein Ziel."

„Aber Ihr Weg, Herr Pastor, führt nicht zu diesem Ziele. Ihre Mittel halte ich für grundverkehrt — falls wirklich das Ihr Ziel ist . . ."

„Oh, oh! Inwiefern?"

„Sie wollen die Religion — oder sagen wir deutlicher, die Religiosität — die Andacht — dem Volke erhalten. Gut! Aber Sie gehen im Wesentlichen nur darauf aus, Glaubenssätze und Formeln, in denen vergangene Zeiten religiöse Befriedigung fanden, die aber gar nicht mehr passen für unsere total veränderte Situation, unser Wissen und unsere sittlichen Ideale — solche veralteten religiösen Anschauungen wollen Sie künstlich, durch autoritäre Mittel erhalten. Ich aber sage Ihnen, auf diese Weise bewirken Sie gerade das Gegenteil von dem, was Sie als Ihr Ziel bezeichnen. Nicht erhalten wird die Andacht, sondern erstickt — weil sie sich nicht frei, nicht den neuen Verhältnissen angemessen entfalten kann."

„Nicht frei? Unser Prinzip ist doch gerade die evangelische Freiheit!"

„Soweit die vorgesetzten Behörden evangelische Freiheit gestatten."

„Ach ja!" seufzte der Pastor. „Die Vorgesetzten! Das freilich . . ."

„Ich will Ihnen einen Gleichnis geben, Herr Pastor. Eine Bürgerschaft beschloß, ihre liebe Stadt zu erhalten, und machte nun ein Gesetz, wonach alle Straßen und alle Häuser so bleiben sollten, wie sie waren. Keine Mauer durfte eingerissen werden. Durch kleinliche Reparaturen suchte man dem schlimmsten Verfall beizukommen. Schließlich aber half kein Flicken mehr. Häuser stürzten ein, aus den modrigen Hofwinkeln krochen ansteckende Krankheiten, die Einwohnerschaft fand in den Wohnungen nicht mehr Platz, sehnte sich auch nach Komfort, der Verkehr stockte in den engen, krummen Gassen . . . Ein Sturm der Entrüstung, eine Revolution erhob sich gegen das müssige Gesetz. Und nun machte man ein neues Gesetz. Das erlaubte, ja empfahl den Bürgern, alles Morsche, Veraltete, Unhaltbare niederzureißen, neue Häuser, neue Straßen anzulegen, den Anforderungen der Zeit entsprechend. Und sieh! In wenigen Jahren blühte nun die Stadt auf, alles fühlte sich wohl. Die beste, die einzig richtige Art, sie zu erhalten, bestand darin, sie zu verjüngen. Und so, Herr Pastor, muß auch die Religion sich verjüngen dürfen, muß freie Entwicklung haben. Nicht der Herrschaft, der Entwicklung gehört die Zukunft. Die Methode die Sie und Ihre Vorgesetzten anwenden, erhält nicht die Religion, sondern ruiniert sie vollends."

Unruhig hatte Pastor Küster sich erhoben und knöpfte seinen Rock zu. In der Hoffnung, mich zu gewinnen, war er offenbar stark erschüttert. Doch faßte er sich und versuchte einen letzten Vorstoß: „Sie urteilen zu hart, Herr Doktor! Möge die Zeit, die Sie hier auf dem Lande verleben, möge sie Milderung bringen. Haben Sie unsere Landleute erst kennen gelernt, nun, so dürften Sie wohl geheilt werden von Ihrer Ueberschätzung des Volkes."

„Wieso überschätze ich das Volk?"

„Sie trauen ihm zu, daß es in radikaler Freiheit sich eine neue Religion bilde."

„In radikaler Freiheit? Was verstehen Sie darunter?"

Finster, die Lippen eingeknifft, blickte er mich an. „Darunter verstehe ich Rebellion gegen die berufenen Führer — Bruch mit dem geschichtlich Gegebenen!"

Er that ein par heftige Schritte, stellte sich dann wieder vor mich hin und sagte mit erhobener Hand, feierlich dozierend: „Herr Doktor, ich sage Ihnen, die Entwicklung muß stets gezügelt werden — und muß sich anschließen an die historischen Institutionen. Nur aus der Kirche heraus kann sich die Fortbildung der Religion vollziehen. Und die berufenen Führer — das sind die Hirten der Gemeinde. Der Bauer

Digitized by Google

— haha der Bauer! Der versteht was von seinem Getreide, seinem Vieh! Aber zum Religionsstifter — nein, nein, bester Doktor — dazu wollen wir ihn lieber nicht ernennen! Dazu gehören denn doch andere Leute! Ein toller Mischmasch käme heraus, wenn jeder Pflüger oder Pferdehändler sich seinen eigenen Glauben zurecht machen dürfte! Nein, Schranken müssen sein — begrenzende Formen, feste Grundlagen — Bibel, Bekenntnis Predigtamt und so weiter — kurz, Kirchentum! Ohne Behälter, ohne Faß rinnt der edle Wein auseinander, auf die Gasse. Helfen Sie das verhüten, mein verehrter Herr Doktor! Wachen Sie mit mit über das Faß, daß ihm kein Schaden geschieht! Seien Sie ein freudiger Patron unserer Kirche! Amen!"

Seine Stimme bebte; doch ich mißtraute dem salbungsvollen Pathos. Obwohl mir das Gespräch immer unsympathischer geworden war, mochte ich es nicht in diesem Momente abbrechen und erwiderte: „Der Vergleich mit dem Fasse und dem edeln Weine hinkt — wenigstens in meinen Augen. Was die überlieferte Religion Edles enthält, ist längst nicht mehr auf den kirchlichen Behälter angewiesen. Es kann fortbestehen, ohne daß sich starre Glaubenssätze und Formeln darum klammern. Ja, in Freiheit wird es viel reicheren Segen zeugen. Und der Wein, den Sie für so edel halten, ist vielfach durch Unrat verunreinigt . . ."

Eine unwillige Geberde erhob Einspruch.

„Das verletzt Sie, Herr Pastor?"

Mit erzwungener Milde antwortete er: „Ich habe Sie wohl mißverstanden? Mit dem — Unrat — meinen Sie . . .?"

„Ich meine den Unrat, der aus rohen Zeiten überliefert ist."

„Jedenfalls doch keine offiziellen Lehren! Die offiziellen Lehren sind harmlos, wenn sie harmlos ausgelegt werden."

„Es giebt rohe Auslegungen, die sich an die offiziellen Lehren mit einer Hartnäckigkeit knüpfen . . ."

„Auswüchse!" meinte der Pastor.

„Auswüchse entwickeln sich stets aus Anlagen. Nehmen wir zum Beispiel die Lehre von der Hölle. Als ich Konfirmand war — Ihr Vorgänger war mein Seelsorger — der schilderte die ewige Verdammnis in einer Weise, daß sich mein vierzehnjähriger Verstand empörte. Wie? sagte ich mir — solch einer Grausamkeit ist ja nicht einmal der entmenschteste Henkersknecht fähig! Und so was nennt man höchstes Wesen? Welcher liebevolle Vater quält denn seine Kinder — noch dazu für Fehler, die sie einfach ererbt haben — von des Schöpfers mißratenen Urgeschöpfen?"

„Es handelt sich um meinen Vorgänger — den mag ich nicht tadeln. Ich kann Ihnen aber sagen, ich lege die ewige Verdammnis dem doch ganz anders aus."

„Sehr nett von Ihnen, Herr Pastor! Aber den einfachen Sinn des Wortes ewige Verdammnis — können Sie den hinwegdisputieren?"

Der Pastor machte eine Geberde der Verwahrung. „Das sei ferne von mir! Nein! Furcht vor Gott muß dem Volke eingeflößt werden. Ohne Schreckmittel kommt die Kirche ebensowenig wie der Staat aus. Und wissen Sie, was daran schuld ist? Die Roheit des Volkes! Nur durch Furcht ist es einigermaßen im Zaume zu halten. Und von diesem Volke, Herr Doktor, erwarten Sie eine Neugestaltung der Religion?"

„Wenn das Volk so roh ist, nun so ist es eben höchste Zeit, daß wir mit den alten, verrohenden Erziehungsmitteln aufräumen. Uebrigens erwarte ich die bessere Neugestaltung der Religion keineswegs von der Masse des Volkes, sondern von den Besten, von berufenen Geistern. Berufen aber sind nicht bloß Leute, die eine theologische Bildung haben und in bestimmten Aemtern sitzen. Sie müssen ja aus eigener Erfahrung wissen, Herr Pastor — die, welche aus der Religion einen Beruf machen, sind nicht immer berufen."

Er setzte eine eisige Miene auf. Ich fuhr fort: „Zur Neubildung der Religion wahrhaft berufen sind alle, die ehrlicher Andacht fähig sind. Männer der Wissenschaft, die das geheimnisvolle All mit Staunen und Verehrung betrachten, Künstler, die nicht bloß Ateliervirtuosen, sondern Offenbarer sein möchten. O an Führern, an schöpferischen Kräften fehlt es nicht, um eine neue Religion zu schaffen. Eine Weltanschauung, in der Herz und Kopf harmonieren — Wissenschaft und Poesie und alle Sehnsucht nach dem Höchsten! Aber man will diese Kräfte nicht zur Geltung kommen lassen. Der Besitz ist im allgemeinen zu klumpf und zu materiell gesinnt. Der Staat fürchtet Schwarmgeisterei. Und die Kirche fürchtet gefährliche Konkurrenz. Ja die Kirche ist eine systematische Unterdrückerin der neuen Religion. Eigentlich, Herr Pastor, sollte ich nicht bloß aufhören, Kirchenpatron zu sein — ich sollte einfach austreten aus der Kirche. Das wäre ehrlich! Ich glaube, ich thue es auch noch!"

Drohenden Blickes schüttelte der Pastor den Kopf. Mit dumpfer Stimme sagte er nur noch: „Die Kirche ist das Werk unseres Heilands! Ich hoffe zu Gott, daß Sie ihn noch finden."

Dann verabschiedete er sich.

Ich atmete auf.

Durch die Allee sah ich ihn hastig hinschreiten, den Kopf etwas gebückt.

Ich zuckte die Achseln. Wenn er sich gekränkt fühlt, ich kann nichts dafür — mag solche Ueberzeugungen nicht verschweigen.

Freilich, den Pastor haben sie verjagt, und ich glaube, er kommt so bald nicht wieder.

Doch warum eigentlich ist der Mann weggelaufen? Warum wurde er nervös, als ich ihm meine Ueberzeugung aussprach, der er schwerlich alle Achtung versagen kann? Küster ist doch kein Fanatiker! Wer es mit dem Abendmahl so leicht nimmt und die ganze Religion äußerlich faßt, der ist eher frivol als fanatisch.

Aber frivol ist Küster auch nicht. Der Frivole hat keinen Parteistandpunkt wie er. Der Frivole hat auch kein Gewissen. Küster aber traue ich entschieden Gewissen zu. Ja, ich fange an zu glauben, grade sein Gewissen — beunruhigtes Gewissen — hat ihn weggetrieben. Vielleicht ist er im Stillen zerfallen mit seinem Berufe und schämt sich, daß er nicht offen zu Felde zieht wagt.

Etwas Unfreies hat sein ganzes Wesen. Seine Intelligenz scheint im Dienste von Interessen aufzugehen, die mir den Eindruck von Enge und Dumpfigkeit machen. Da ist nichts Unbefangenes. kein aufrichtiger Kinderblick, kein frisches Lachen, auch keine Kraft, die mit der Faust auf den Tisch schlägt.

Küster hat eine bedenkliche Aehnlichkeit mit meinem Bonner Kommilitonen Peter Scherz, den ich eine Zeit lang für meinen Freund hielt. Scherz war ja auch Theologe. Heute, nach fünfzehn Jahren, könnte er wie Küster aussehn, wenn er solch einen Bart trüge. Bei Scherz derselbe ideale Schnitt des Gesichts — wenigstens zuerst kam es mir ideal vor. Dann begann die blasse Schwächlichkeit mich peinlich zu berühren. Schließlich sah ich stets ein feiges Lauern in den grauen Augen, neidische Mißgunst in den knisslichen Lippen. Ich gab ihm den Laufpaß, weil er mir durch Hinterlist einen geringfügigen Posten wegzuschnappen suchte. Sein Gewissen machte ihm dann Vorwürfe Er suchte sich zu rechtfertigen, indem er mir vordeklamierte, wie schwer er um sein Fortkommen zu kämpfen habe. — Irgend ein Denker nannte den Philister einen hohlen Darm, mit Angst und Habgier angefüllt. Ich glaube, Küster ist wie Peter Scherz ein Philister, ein Duckmäuser.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Streiflichter.

Weltmachtpolitik und Schule. Vor der Vereinigung aller Lehrer Greifswalds hielt vor kurzem der Jurist Professor Dr. Krückmann zu Greifswald einen Vortrag, der ein bezeichnendes Schlaglicht auf die nationalistische Verbohrtheit gewisser Kreise wirft, die sich freilich höheren Orts großer Beliebtheit erfreuen. Wie wir dem Bericht der Greifswalder Zeitung vom 17. Oktob. entnehmen, stellte der Herr Professor als Ziel der Schulbildung die Erziehung zu freien Deutschen, nicht im Allgemeinen zu freien Menschen hin, die Erziehung zu nationaler Reife. Er gab die Schuld an der nationalen Ohnmacht der früheren Jahrhunderte der einseitigen Bevorzugung der antiken, klassischen Bildung, er warf den Vorwürfen vor, daß sie den Unterricht nicht national zu gestalten gewußt haben; aber auch nachdem die Periode politischer Demütigungen ihr Ende durch Bismarck gefunden, sei die nationale Empfindung noch nicht so stark und sicher geworden, wie es in einem mächtigen Volke nötig sei. Das zeige das Verhalten des Reichstages bei Militärfragen und das mangelhafte Verständnis für Kolonialpolitik und Flotte. Die Schule habe hier vor allem den Hebel anzusetzen und konkreter als durch allgemeine Ermahnungen zum Patriotismus u. s. w. zu wirken. Unterstützende Mittel seien dabei: stärkere Pflege der deutschen Litteratur an Stelle der klassischen, wie etwa Lektüre Treitschkes und der Reden Bismarcks statt des Thukydides und Demosthenes; im Geschichtsunterricht müsse das nationale Unglück Deutschlands in der Vergangenheit nicht beklagt, sondern angeklagt werden; man müsse darauf hinweisen, daß nicht die Verhältnisse, sondern die Menschen daran Schuld seien. Das Hauptmittel sei aber die stete konkrete Betonung der großen nationalen Aufgaben in allen geeigneten Unterrichtsfächern und außerdem die Uebermittlung der erforderlichen Kenntnisse der Vaterlandskunde als eines eigenen Unterrichtsgegenstandes, wie Redner in seiner Schrift „Entfremdung zwischen Volk und Recht“ näher ausgeführt hat. Eine dadurch bedingte Einschränkung des humanistischen Unterrichts sei nicht zu scheuen. Ein ganzes Volk zu politischer Reife zu erziehen, hielt Redner für unmöglich, wohl aber könne und müsse es zu nationaler Reife erzogen werden, so daß es mit unträglicher Sicherheit den Empfindungen in den großen nationalen Fragen seine Entscheidung zu treffen vermöge. —

Die in obigen Offenbarungen reinster pädagogischer Weisheit enthaltenen Vorschläge des gelehrten Professors wurden von Lehrern der anderen Schulstufen mit allem Ernste betämpft. Der Hochschullehrer stand zweifellos allein da, auf der größten Höhe des höheren nationalen Parorysmus. Aber der volle sittliche Ernst kam gegenüber dieser unglaublichen Dreistigkeit doch nicht recht zum Ausdruck.

Wünschen wir der edlen Alma Mater von Greifswald, daß der große Patriot recht bald einen noch geeigneteren Wirkungskreis in der Nähe der leitenden Kräfte unserer „grrrande nation“ finde. Er würde der rechte Mann sein zur Vertretung des Deutschen Reiches auf der nächsten diplomatischen Friedenskonferenz, ein würdiger Nachfolger und Genosse der deutschen Professoren, die im Haag das Volk der Denker so unvergleichlich ehrenvoll und mit solcher vorbildlichen Staatsweisheit vertreten haben, daß ihnen die Ernennung zu Ehrenbürgern von Haiti nicht entgehen kann. Vielleicht würde Herr Prof. Krückmann auch eine Stellung im Marine-Etat noch etwas wirksamer erfüllen, als in der Unterweisung der deutschen Jugend.

* * *

Glossen zur Tagesgeschichte. In keinem Lande sind die herrschenden Klassen kirchlicher als in England und in keinem Lande ist die, doch von den herrschenden Klassen gemachte äußere Politik brutaler, skrupel- und gewissenloser. Ist in England, wie wir es ja auch von Amerika hören, das Salz (die Gefolgschaft der Apostel, das kirchliche Lehramt) dumm geworden? Predigen sie, darnach den Leuten die Ohren jucken? Ist die Kanzel ein Hohlraum mit empfindlicher Resonanz für die öffentliche Stimme, um so empfindlicher, ja prächtiger sie ausgestattet ist? Mücken seigen und Kamelte verschlucken! Wenn das Salz dumm geworden ist, womit soll man würzen? fragt Jesus. Antwort: **Mit der Ethik!**

*

Nicht viel anders wie mit der Kanzel steht es mit der Presse. Sie wirbt um Abonnenten. Statt also die in Transvaal erhaltenen Nackenschläge als Mene Tekel zu deuten, schreit sie, daß nun gerade mit allen Mitteln brutaler Gewalt die „Suprematie“ erzwungen werden müsse.

*

Nicht als ob wir in Deutschland Grund hätten, die Rolle des Pharisäers im Tempel zu spielen! Wir satteln und reiten gegen den „inneren Feind“. Daß die beiden letzten Majestätsverbrecher Müller und Schmidt heißen, scheint darauf hinzudeuten, daß eigentlich beinahe Jeder so gefaßt werden könnte. Denn Müller oder Schmidt könnte Jeder heißen.

*

Der vierzehnjährige Großmuttermörder ist zu achtjähriger Einsperrung verurteilt worden. Zweiundzwanzigjährig, in den besten Verbrecherjahren, wird er also wieder auf die Gesellschaft losgelassen werden, ehrlos, ohne Subsistenzmittel, durch die lange Einsperrung leiblich, seelisch und moralisch depraviert. Es wäre Zeit, zu Iherings „Zweck im Recht“ ein Gegenstück „Die Zweckwidrigkeit im Recht“ zu schreiben.

*

Die Buren gewähren das ethabene Schauspiel der Preisgebung des Lebens um ein ideales Gut. Sie könnten, wenn sie die englische „Suprematie“ anerkännten, ganz behaglich leben. Sie wollen Freiheit. Man lese einmal mit Bedacht in Beziehung auf sie die herrlichen Strophen des Schenkendorffschen Liedes „Freiheit die ich meine“: Aus den stillen Kreisen kommt mein Hirtenlied bis: Heldenwangen blühen Schöner auf im Tod. Hier finden die Männer von Thermopylä, Marathon, Platää und Salamis ihr würdiges Seitenstück.

Aus der ethischen Bewegung.

Der fünfte ordentliche Gesellschaftstag der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in Wiesbaden (21.—23. Oktober d. J.).

In der am Samstag in der „Loge Plato“ abgehaltenen Vorbereitsammlung unter Vorsitz des Herrn Rechtsanw. Dr. Bieber (Berlin) erhielt zuerst Herr Prof. Dr. Döring das Wort zu der Frage: „Wozu brauchen wir eine ethische Bewegung?“ Wir brauchen sie, um besser zu werden, könnte man kurz antworten — wir werden gleich sehen. Ethische Kultur ist nicht der Ausdruck für eine abgeschlossene Parteidoktrin, ihre Wirksamkeit ist nicht zu verwechseln mit den Gruppen der Wohltätigkeitsvereine; sie ist auch nicht in eine Linie zu stellen mit einem Freidenkerbund — wenn sie auch viel Gemeinschaftliches mit dem letzteren hat — auch nicht mit den sozialen und politischen Parteien. Die Partei vertritt immer nur eine Gruppe; die „Ethische Kultur“ ist die ausgesprochene Selbstlosigkeit, sie ist die Vertretung des Allgemeinen, des Idealen. Unter den mancherlei Kulturgütern, den materiellen, technischen, sozialen, intellektuellen 2c., ist die ethische Kultur die Pflege des Ethischen, des Sittlichen das Wichtigste. Das ist sehr einfach, aber groß und bedeutend. Aber sind denn nicht genug derartige Faktoren zur Pflege desselben vorhanden? Schule, Religion 2c.? Diese Stützen sind wankend geworden, der bisherige Bestand ist gefährdet — es könnte mehr Gerechtigkeit in den öffentlichen Zuständen, mehr Sittlichkeit, Güte, Treue, Eifer für Wahrheit, Gewissenhaftigkeit in der Lebensführung — mehr Tugend vorhanden sein. Ja, Tugend — taugen — ist unverdirnt allmodisch geworden. Es ist ein individuell-ethisches Ziel, das auf die Verbesserung des Individuums weist, ein sozial-ethisches Ziel, das auf Verbesserung der allgemeinen Zustände hinzielt. Beide müssen aber Hand in Hand gehen, wenn ethische Kultur gepflegt werden soll. Alle Verhältnisse sind in raschem Wandel begriffen — da handelt es sich für die ethische Kultur nicht darum, das Alte zu erhalten, sondern um ein Mehr an Tugend für das Individuum, wie für die Gesellschaft. Gäbe es nicht so viel mit dem Bestehenden Zufriedene, nicht Realisten und Pessimisten, die meinen,

Digitized by Google

über die „Weltverbesserer" spotten zu können, dann wäre die Arbeit freilich weniger schwierig. Diese cynische Zufriedenheit ist der Feind, den wir zu bekämpfen haben. Die heilige Unzufriedenheit aber, sie zieht, eines Weges mit uns; wer an Höherbildung, an Steigerung und Weiterentwicklung des Einzelnen und der Menschheit glaubt, der gehört zu den Mitarbeitern der ethischen Kultur — und für den ist die Frage, wozu wir eine ethische Kultur brauchen, erledigt. — Ueber die Stellung der ethischen Bewegung zur Religion sprach Herr Rheinholt (Berlin). Das Verhältnis der ethischen Bewegung zur Religion hat von Anfang an Mißverständnisse hervorgerufen. Man hatte sich im Laufe langer Jahrhunderte daran gewöhnt, daß die Pflege des Sittlichen ausschließlich Sache der Religionsgemeinschaften sei, und hielt Religion und Moral für unnennbar verbundene Begriffe. Nun giebt es aber Millionen von Menschen, die abseits der Kirchen stehen. Der religiöse Indifferentismus ist weit verbreitet und durchdringt auch mit die Gebildeten beschränkt.

So entsteht die Frage, ob denn diese sogenannten Ungläubigen nicht eines moralischen Halts bedürfen. Liegt nicht die Gefahr vor, daß mit dem Schwinden an den Glauben auch der sittliche Halt schwindet? Hier treten die Ethischen Gesellschaften ein als eine Gemeinschaftsform für die Pflege und Förderung des Sittlichen, die Alle zu umfassen bestrebt ist. Sie nimmt für sich in Anspruch, daß es eine selbständige Wissenschaft vom sittlichen Leben giebt, daß das Sittliche ganz unabhängig vom Religiösen gepflegt werden kann. Innerhalb der Gesellschaft, auch unter ihren leitenden Personen, giebt es solche, die ohne eine religiöse oder metaphysische Begründung ihrer Ethik nicht auszukommen glauben, aber das ist ihre Privatangelegenheit.

Was aber der Gesellschaft ihren Charakter giebt, ist nicht die Begründung des Sittlichen, sondern die Bethätigung desselben in allen Beziehungen des Lebens, ganz gleich aus welchen Gründen. Die Begründung des Sittlichen soll sich erst allmählich aus der Bethätigung des Sittlichen ergeben.

So lange die Naturwissenschaft im Dienste religiöser Ueberlieferung stand, hat sie sich nicht entwickeln können. Erst mit ihrer Befreiung vom Dienst erlangte sie zum Heil der Menschheit ihre hohe Entfaltung. Die Ethischen Gesellschaften stellen die Forderung der Unabhängigkeit der Sittlichkeit von der Religion, ohne damit auch einen Schritt gegen die Religion zu unternehmen. Als vor sieben Jahren der Leiter der Zeitschrift „Ethische Kultur" eine Anfrage an hervorragende Zeitgenossen über diese Frage richtete, äußerten sich selbst Theologen wie Harnack, Pfleiderer, der damalige Hofprediger Stöcker prinzipiell im Sinne der Unabhängigkeit der Moral.

Das wesentliche Merkmal des Begriffs der Religion, wenn es nicht in einer übertragenen Bedeutung gebraucht wird, ist immer etwas Transzendentes, die Erziehung zum Einssinnigen. Die Ethik aber betrachtet nur die Beziehung von Mensch zu Mensch und darf diese Grenzgebiet nicht überschreiten.

Der religiöse Gedanke hat sich im Laufe der Kulturentwicklung immer mehr differenziert. Es giebt kaum noch zwei Gebiete, die in ihren Beziehungen zum Absolutsinnlichen sich in ihren Anschauungen decken.

Je feiner das Innenleben der Menschen geartet, umso intimer wird die Beziehung zur Gottheit, die durchaus mit dem persönlichen Leben, dem Leid und Streben des Einzelnen zusammenhängt. Es sind durchaus nicht immer die wirklich Religiösen, die bei jedem Anlaß dafür eintreten zu müssen glauben, daß der liebe Gott nicht aus den Herzen der Menschen verdrängt werde. Auch in der Ethischen Gesellschaft giebt es Leute genug, die annehmen, daß die Sittlichkeit mit am Ende alles menschliche Beginnen letzten Endes zu einer Art von religiösem Gefühl führt — sie lehnen es aber ab, den Bau des Hauses mit dem Dach zu beginnen.

Es ist ein großer Irrtum, die Religion zu früh intervenieren zu lassen. Man gewöhnt sich dadurch, die Dinge nur bis zu ihren nächstliegenden Konsequenzen zu verfolgen, statt sie endlich einmal zu Ende zu denken, und dadurch erst den Zusammenhang aller menschlichen Dinge gewahr zu werden, worauf doch Alles ankommt.

Herr Dr. Kronenberg behandelte darauf das Verhältnis der ethischen Bewegung zur Schulfrage und zu den allgemeinen Erziehungsproblemen. Solle die Neugestaltung und Höherführung des menschlichen Gemeinschaftslebens auf Grundlage der ethischen Gesetzgebung ermöglicht werden, so müsse vor Allem die Jugend mit diesen ethischen Gesetzen bekannt gemacht und mit ihrem Geist erfüllt werden. Dem werde entgegengehalten, daß der konfessionelle Religionsunterricht bereits eine völlig ausreichende ethische Unterweisung biete. Aber in der That unzureichend? Niemand werde den reichen Schatz ethischer Einsicht, den die verschiedenen religiösen und kirchlichen Genossenschaften darbieten, gering schätzen, aber sollte die Erkenntnis eines einfachen Hirtenvolkes in Galiläa mit primitiver Kultur ausreichend sein für unsere Zeit mit ihrer ungeheuren Komplikation aller sozialen Verhältnisse, mit all den schwierigen ethischen Problemen, welche beispielsweise bloß die Namen Militarismus, Nationalismus, Sozialismus rc. in sich schließen? Man werde auch ein, daß eine rein ethische Unterweisung nicht eindringlich und fruchtbar sein könne, weil sie nicht, wie die religiöse, an die Gemütskräfte und an das Gefühl appellieren könne. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Auch die religiöse Erziehung, soweit sie wertvoll und fruchtbar ist, kann es nur sein, indem sie rein menschliche Gemütskräfte wachrufe, und diese stehen natürlich auch der ethischen Unterweisung zur Verfügung, und hier in umso reicherem Maße, je weniger sie von konfessionellen Beschränktheit eingeengt sind. Aber auch wenn die Schwierigkeiten des konfessionslosen ethischen Unterrichts noch so groß wären so müßte man auf seine baldige Einführung dringen um der praktischen Notwendigkeit für unsere Zeit willen. Denn die Fortschritte der Aufklärung seien unaufhaltsam; unaufhörlich ergäben sich daraus die schwersten Gewissenskonflikte. Schon die Schüler geraten mit den Anschauungen ihrer Eltern, ihrer Freunde in Zwiespalt, der Erwachsene steht die von der Erziehung überlieferten Anschauungen an zahlreichen Punkten erschüttert, und mit dem Fundament der religiösen Dogmen stürzt nur allzuoft die nur auf dieses Fundament aufgebaute ethische Einsicht zusammen.

Und welche ungeheuren Gefahren entstehen aus diesem so entstandenen ethischen Nihilismus für den Bestand der Gesellschaft und des Staates, Gefahren, die wir unmittelbar vor Augen sehen! Aber der ethische Unterricht sei auch eine notwendige Folgerung aus unserer demokratischen Staatsverfassung. Jeder Bürger ist an seiner Stelle zur Mitwirkung am Staatsleben, an der Regierung, an der sozialen Fortentwicklung berufen, und von seiner ethisch-sozialen und ethisch-politischen Einsicht hängt das Wohl des Ganzen mit ab — aber wo werde ihm diese übermittelt? Wäre sie nicht ebenso wichtig, als die Einführung in die entlegenen politischen Gedanken und religiösen Spitzfindigkeiten afiatischer Völker in vergangenen Jahrtausenden?

Indessen dürfe die ethische Erziehung nicht auf die Schule allein geschränkt bleiben. Auch die Erwachsenen bedürften ihrer, vor Allem verlangten die Volksmassen immer dringender danach. Es ist ja bekannt, daß sie sämtliche Emanzipationsbewegungen gedrückter Volksschichten nicht ihr Zustande hoffnungsloser Verzweiflung entstehen, sondern dann, wenn bereits ein reicher Strahl von Menschlichkeit die Köpfe erleuchtet und die Herzen erwärmt hat und das Verlangen nach den Gütern höherer Bildung und Gesittung wachruft. Diesem Bildungsdrange, der nicht sowohl nach einer Erweiterung des bloßen Wissens als nach höherer Menschlichkeit verlangt und der einen wesentlichen Kern der sozialen Aufwärtsbewegung der Massen bildet, muß vor Allem von den Bevorzugten Befriedigung gewährt werden, von den Begünstigten des Besitzes und der Bildung. Fr. Lily Lange, einer der Väter der ethischen Bewegung, hat das Wort gesprochen: Reichtum ist ein Amt, d. h. legt die sittliche Pflicht auf, ihn würdig zu benutzen. Man müsse hinzufügen: Auch Bildung ist ein Amt. Niemand dürfe beute lediglich einen Vorsprung höherer Bildung und Gesittung für sich allein aufsparen und gleichgiltig zusehen, wie man aus den Tiefen des sozialen Lebens verlangend sich erhebt nach höherer Menschlichkeit sehne.

Als letzter sprach Herr Dr. F. W. Förster, der verdiente Sekretär des „Ethischen Bundes", über die Arbeiterbewegung. Was hat die ethische Kultur dem Arbeiter zu sagen? Die Antwort ist sehr leicht: wußten wir oft von ihm hören. Ja, ist denn der Arbeiter nur ein materieller Mensch, braucht er nicht auch Antwort auf alle ethischen Fragen? Werde du Mensch! geben wir ihm zurück. Bevor du Arbeiter bist, bist du selbst erst. Wir dürfen aber nicht, die Arbeiterfrage sei nur eine sittliche Frage — sie ist auch eine wirtschaftliche. Die Sozialdemokratie sucht nur die letztere zu lösen und auf sinscheu Wege, durch politische Agitation. Nicht dadurch, daß sie Sitze im Parlament gewinnt, nur in der Organisation liegt ihre Kraft. Der Arbeiter ist aber nicht nur ein ökonomischer Mensch, er ist Gatte, Vater, Bruder Sohn und braucht Seelsorge für die ewig-menschlichen Konflikte. Die sittliche Frage ist auch eine soziale Frage. Wir brauchen für die echte soziale Wissenschaft einen Boden außerhalb des Klassenkampfes. Es ist die Tragödie jedes Kampfes, daß er einseitig ist. Die ethische Kultur ist die Stätte, wo er befreit wird von dieser Einseitigkeit. Die soziale Frage ist nicht bloß Frage der sozialen Technik, sondern auch der sittlichen Technik. Die ethische Bewegung hat den Klassenkampf zu bekämpfen auf allen Seiten, dazu ist gegenseitige Erziehung nötig. Die herrschenden gebildeten Klassen müssen die Kunst der Menschenbehandlung lernen: jedes Bürgertum hat die Arbeiterbewegung, die es verdient. Das gilt aber auch umgekehrt. Wir wollen eine Sichel bilden, die den Klassengeist in beiden Klassen behaupt, und das Bewußtsein menschlicher Zusammengehörigkeit in ihnen wachhält. Wir wollen auch auf der anderen Seite den Menschen zum Verständnis bringen, daß der Kampf der Arbeiter nicht gegen sie, sondern auch für sie geführt wird. Die Auffassung der Arbeiter, daß die ethische Bewegung das letzte Ungiftprodukt der bürgerlichen Gesellschaft sei, ist schon sehr geschwunden. Machen wir Ernst. Mögen die Bestgenden nur zeigen, wie es thatsächlich in England der Fall, daß ihre sittliche Auffassung gewachsen, so wird auch die der Arbeiter wachsen. Machen wir es umgekehrt wie Lassalle, der die Arbeiter anspornen will über materiellen Lage machte, machen wir sie anzufreiden mit ihrem moralischen Zustand. Die ethische Bewegung soll die Religion der Arbeiterbewegung werden, wozu nach den persönlichen Erfahrungen des Redners in England bereits ein mächtiger Schritt zum Ziele geschehen.

An die Referate knüpfte sich noch eine Diskussion über verschiedene Anfragen aus dem Kreis der Hörer. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß sämtliche Fragen von Seiten der Arbeiterschaft kamen, die sich sonst meist ablehnend gegen alle Bestrebungen außerhalb ihren Partei-Versammlungen verhielt. Wenn sich auch der extreme Sozialdemokrat in entschiedene Opposition zu den Ausführungen der ethischen Kultur-Referenten setzte, so mußt schon die Thatsache seiner

Digitized by Google

Teilnahme an der Versammlung als ein Erfolg der ethischen Kultur betrachtet werden, der sich dadurch steigerte, daß er (der Opponent) von einem Arbeiter-Kollegen eine Abfertigung erhielt, wie sie nicht schlagender vom Referentenpult gegeben werden konnte. Alle drei Fragesteller entwickelten eine Dialektik, die von einer nicht gewöhnlichen Intelligenz und einer großen sachlichen Bekanntschaft zeugte. Damit scheint auch der Einwand, daß die Arbeiterschaft keinen Boden für die Bestrebungen der ethischen Kultur bietet, am besten widerlegt.

Aus den nicht öffentlichen Verhandlungen sei Folgendes mitgeteilt: Vertreter waren außer dem Hauptvorstand (9 Delegierte) Berlin mit 6, Breslau Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, Magdeburg, München, Ulm, Wiesbaden mit je einem Delegierten. Aus den Berichten des Vorsitzenden, des Schrerärs des internationalen ethischen Bundes und des Hilfsvorsitzenden ergab sich, daß die ethische Bewegung zwar nicht ohne Hindernisse der verschiedensten Art, aber doch stetzeich fortschreite. Seit dem letzten Gesellschaftstag ist die Zahl der Abteilungen von 8 auf 12, die Zahl der Zweige von 2 auf 4 gestiegen. Im ethischen internationalen Bande sind England, Oesterreich, Italien, Amerika, Deutschland, Frankreich, die Schweiz vertreten. Ende Mai oder Anfang Juni 1900 wird in London ein internationaler ethischer Kongreß stattfinden, zu dem alle ethischen Gesellschaften eingeladen werden sollen. Zu der Frage eines Programms für die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur lagen zwei ausführliche Entwürfe vor, die einer Kommission von 5 Mitgliedern zunächst zur Beratung übergeben wurden. Nachdem dieselbe Bericht erstattet hatte, wurden die Anträge beraten:

1. Antrag der Kommission: „Die beiden vorliegenden Programmentwürfe dem Hauptvorstande zu überweisen, mit der Bestimmung, dieselben bei einer voraussichtlich erforderlich werdenden Revision der „Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung" nebst etwaigen anderen gleichartigen Entwürfen zu berücksichtigen."

2. Antrag Döring-Frenenberg: „Der Hauptvorstand wird ersucht, womöglich dem nächsten Gesellschaftstage ein von ihm inhaltlich gutgeheißenes und beürworteres Programm vorzulegen und werden ihm dazu die beiden vorliegenden Programmentwürfe als Material überwiesen."

3. Antrag Jenzig: „Der Gesellschaftstag erachtet ein besonderes deutsches Programm der Gesellschaft aus prinzipiellen Gründen und im Hinblick auf das internationale Züricher Programm nicht für unbedingt notwendig und empfiehlt statt einer programmatischen Festlegung eine reiche und ausführliche Erörterung der Anschauungen der Gesellschaft von individuellen Standpunkten aus in der Literatur."

Der letzte Antrag wurde unter Ablehnung von 1) und 2) schließlich mit 14 gegen 5 Stimmen angenommen.

Von den auf Aenderung der Satzungen gerichteten Vorlagen wurde zunächst der mit Rücksicht auf das Inslebentreten des bürgerlichen Gesetzbuches rein formelle Antrag Bieber-Rothe: „Der Verein Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur solle in das Vereinsregister eingetragen werden" und: „Die Beurkundung der gefaßten Beschlüsse erfolgt durch Unterzeichnung des Protokolls seitens des Vorsitzenden und Schriftführers, bezw. ihrer Stellvertreter" ohne Debatte einstimmig angenommen.

Eine grundsätzliche, fruchtbare und äußerst fesselnde Debatte aber rief der Antrag des Prof. Toennies hervor: „Der Gesellschaftstag wolle beschließen: die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur legt den bisher geführten Namen ab und nimmt den Namen: ‚Verein für Sozialethik' an.

Zu diesem Antrag war der Autor desselben gekommen, weil er die Bemerkung zu machen gehabt hatte, daß die Begeisterung für die grundlegenden Paragraphen des Statuts: Anbahnung eines Zustandes, in dem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, nicht mehr voll vorhanden sei. Mit ihren Reformbestrebungen auf religiösem und politischem Gebiet habe die Gesellschaft seine erwünschtesten Erfolge davongetragen; dagegen finde die sozialethische Arbeit der Gesellschaft in allerlei Wohlfahrtsbestrebungen überall den ungeteiltesten Beifall und rege auch Fernerstehende zur Beteiligung an. Wolle man nun, wie die Berichte verschiedener Abteilungen zeigten, diesen Zweig der sozialen Bethätigung, in allgemein wertvollen Institutionen in erster Linie pflegen, so empfehle sich, um alle Reibungen zu vermeiden, die Umwandlung der Gesellschaft in einen solchen Verein für Sozialethik.

Die sehr ausgedehnte und interessante Debatte ergab nun, daß die Voraussetzungen, von denen Prof. Toennies ausgegangen, ganz und gar nicht zutrafen. Alle Redner erklärten sich für eine solche Auffassung der Aufgaben der Gesellschaft, daß eine sittliche Reform unserer gesellschaftlichen Verhältnisse im Sinne des § 1 der Statuten den Hauptzweck und die Daseinsberechtigung der D. G. E. K. bilde, daß ferner alle jene sozialethischen Wohlfahrtseinrichtungen, wie Auskunftsstellen, Lesehallen, Volksunterhaltungsabende u. s. w. nur Mittel zum Zweck darstellten — und angesichts dieser einmütigen Kundgebung zu dem eigentlichen Reformprogramm unserer Gesellschaft, verbunden mit den ebenso einmütig geäußerten Wünschen, den mühsam zur Anerkennung auch seitens der Gegner erkämpften guten Namen nicht aufzugeben, sah sich der Antragsteller veranlaßt, seinen Antrag zurückzuziehen.

Eine ähnliche grundsätzliche Bedeutung hatte ein bei Gelegenheit der Abteilungsberichte gestellter Antrag der Abteilung Magdeburg: „Der Gesellschaftstag der D. G. E. K. erklärt, daß er zur Vertiefung der ethischen Bildung für notwendig hält: 1) eine bessere Ausbildung der Lehrer in der wissenschaftlichen Ethik; 2) Einführung eines reinen Moralunterrichts in den Schulen neben einer solchen Ausgestaltung des Religionsunterrichts, daß er den Forderungen wissenschaftlicher Ethik nicht widerspricht." Ueber Absatz 1) dieses Antrages herrschte allgemeine Uebereinstimmung, Absatz 2) fand eine sehr verschiedenartige Aufnahme und führte zu grundsätzlichen Diskussionen ernstester Art. Schließlich wurde mit Rücksicht darauf, daß eine so schwerwiegende Entscheidung des Gesellschaftstages nicht durch eine nur gelegentliche Antragstellung herbeigeführt werden könne, beschlossen nach Antrag Rothe: den Antrag der Abteilung Magdeburg auf die Tagesordnung des nächsten Gesellschaftstages zu setzen.

Der Antrag Hamburg-Altona: „Sämtliche Abteilungen mögen dem Thema: ‚Die Wohnungsnot eine sittliche Not' ihre Aufmerksamkeit zuwenden und die finanzielle und moralische Unterstützung des Vereins ‚Reichswohnungsgesetz' ins Auge fassen" fand schließlich die Mehrheit.

Ebenso wurde ein Antrag angenommen: Der Gesellschaftstag beschließt das Konsortium, welchem die Herrschaft ‚Ethische Kultur' gehört, zu ersuchen, ob es nicht Vorschläge machen kann, die es ermöglichen, die Herrschaft jedem Mitglied der D. G. E. K. zugänglich zu machen." Die Wahl des neuen Hauptvorstandes ergab folgende Resultate: Erster Vorsitzender: Prof. Dr. Döring, Berlin-Lichterfelde. Zweiter Vorsitzender: Justizrat Dr. Steen, Berlin. Kassenführer: Herr Leo Jaffé, Berlin. Erster Schriftführer: Assessor Dr. Rothe, Berlin. Zweiter Schriftführer: Bildhauer H. Rheinhold, Berlin. Dazu zehn Beisitzer: Geheimrat Dr. Kristeller (Berlin), Rechtsanwalt Dr. Bieber (Berlin), Frau Marie Stritt (Dresden), Frl. Amalie Nacken (Wiesbaden), Lehrer J. Cohn (Berlin), Verlagsbuchhändler Staegmeyer (München), Rechtsanwalt Marcuse (Bres'au), Prof. Dr. Toennies (Hamburg-Altona), Redakteur Dr. Kronenberg (Berlin), Pfarrer Saenger (Frankfurt a. M.).

Betreffs des Ortes des nächsten Gesellschaftstages wird nach kurzer Debatte ein Antrag Jaffé angenommen: dem Hauptvorstande die Festsetzung des Ortes anheimzustellen, jedoch, wenn es irgend angängig unter Uebergehung von Berlin.

Endlich wird beschlossen, mit Rücksicht auf die stets wachsenden Aufgaben der Gesellschaft dem Hauptvorstand zu empfehlen, einen Aufruf an die Mitglieder bezweck Erhöhung ihrer Beiträge bis zu ½, bis 1 Proz. ihres Einkommens zu erlassen. Eine solche Selbsteinschätzung könne und werde den überzeugten Anhängern der ethischen Bewegung nicht zu schwer fallen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Novemberprogramm.

Donnerstag, den 16. November, Abends 8½ Uhr, Unter den Linden 16, Hof III. Diskussionsabend „Ueber den Religionsunterricht in öffentlichen Schulen." Referent: Prof. Dr. Bruno Meyer. **Zur für Mitglieder** (ev. Legitimation durch Mitgliedskarte).

Dienstag, den 28. November, Abends 8½ Uhr, im Bürgersaal des städt. Rathauses. Monatssitzung und Vortrag: Frau Hanna Bieber-Böhm: „Zur Kulturgeschichte der Ehe." Diskussion. Nachher geselliges Beisammensein im Ratskeller. **Gäste willkommen!**

Der Schriftführer: **Dr. Jenzig.**

Deutschnational.

Von Ben Akiba dem Jüngeren, der im Deutschtum, nicht im Christentum aufgeht. Mit einer Kundgebung eines Geh. Regierungsraths und Universitäts-Professors in Berlin.

Verlag von Paul Schimmelwitz, Leipzig.

— Preis 50 Pf. —

Für die kritische Würdigung der mit glühender Begeisterung und seinem gesunden Humor verfaßten Flugschrift ist es von besonderem Interesse, daß sowohl der Großmeister der Philosophie und scharfsinnige Politiker Dr. Eduard v. Hartmann, als auch der Gründer der deutschen Gesellschaften für ethische Kultur, Professor Wilhelm Foerster, dem Verfasser sie seine so entschiedene Stellungnahme und für den moralischen Mut seines ganzen Auftretens die vollste Anerkennung zollen!

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin.
Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8225.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach breiter Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenexpedition und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 18. November 1899. | Nr. 46.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Grundlagen der geistigen und materiellen Kultur der Gegenwart. Von Prof. W. Foerster. — Hoch über dem engen Thale. Von B. Wille. — Geistesüberbürdung. Von J. v. Troll-Borostyáni. — Streiflichter: Glossen zur Tagesgeschichte. Freiwillige vor. Im Joche geboren. — Aus der eth. Bewegung: Berlin. Jena. — Briefkasten.

Die Grundlagen der geistigen und materiellen Kultur der Gegenwart.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Obiges ist der Titel eines Buches, welches in deutscher Sprache von Herrn Houston Stewart Chamberlain verfaßt ist, einem Engländer, der sich auch als Wagnerschriftsteller, sowie als Botaniker bekannt gemacht hat. Mit dem grimmigen Buren-Feinde ist er also nicht identisch, und ich weiß nicht, ob er in irgend welchen verwandschaftlichen Beziehungen zu letzterem steht; aber es ist doch ungefähr dieselbe „Kouleur" in einer andern Nüance. Rassendünkel und Rassenfeindschaft sind das leitende Motiv auch bei unserm „interessanten" Kulturhistoriker.

Natürlich findet er in Neudeutschland begeisterten Anklang, besonders bei gemüthlich, glückticherweise noch vereinzelten Gruppen von solchen unserer lieben Hochschul-Professoren, die sich gar nicht mehr ersättigen können an begeisterten Kundgebungen von deutsch-nationalem „Idealismus" kulturfeindlichster Art, die schließlich auch bereit sind, aus purem Antisemitismus, trotz akuten Hasses gegen die Slaven, für das Indo-Germanentum, das auch diese umfaßt, ja schließlich für das noch umfassendere „arische Wesen" mit Herrn Chamberlain zu schwärmen, wenn nur dabei kräftig auf das „semitische Wesen" losgegangen wird.

Zahlreiche Feuilletons national-furioser Blätter haben schon beredte Lobpreisungen des englischen „dilettantischen aber genialen Kulturhistorikers" gebracht, fast in demselben Athem, in welchem dieselben Kreise den anderen Chamberlain aufs heftigste angreifen und zwar deshalb, weil er seine Politik durch die „Londoner Bankjuden" inspirieren lasse. (Sobald nämlich die Angelsachsen ihrem nationalen Egoismus ebenso die Zügel schießen lassen, wie wir lieben Deutschen es thun, werden sie sofort als „verjudet" erklärt, wie es z. B. auch dem Dichter Kipling ergeht.)

Einstweilen aber paßt der „germanische" Rassendünkel des Kulturhistorikers Chamberlain unsern Antisemiten und Nationalfanatikern noch in ihren Kram. Wenn er wirklich sein Denker-Gewissen noch nicht ganz verloren hat, wovon einige Spuren in dem Buche zu finden sind, so wird er wohl in den angekündigten folgenden Bänden sehr bald die Ungnade dieser erlauchten Kreise auf sich laden, deren Beifall das größte Unglück ist, das einem ordentlichen Menschen jetzt passieren kann.

Vor uns liegen zwei solche beifällige Rezensionen von einem Professor in Karlsruhe und von einem andern in Prag, deren Namen wir hier lieber nicht nennen wollen, weil wir ihre Verblendung, die hoffentlich nur akut und vorübergehend ist, innig beklagen. Die Verlagshandlung verbreitet diese Rezensionen in besonderen Abdrücken als Broschüre.

Wir wollen nicht verschweigen, daß Manches in dieser Broschüre, ebenso wie in Chamberlains Buche selber, historische Schlaglichter bringt, durch die vielleicht einige neue Ideen-Verbindungen zu stande kommen werden, wenn weiterhin solide Prüfung und ruhige Vertiefung an sie herantritt. Ein durch allgemeine Geschichtskunde von weitellapfende Abgründe des Denkens. Es ist nur zu fürchten, daß auch dieser Anschein von Ernst und Geist sich in Blendwerk verflüchtigen wird; denn die leidenschaftliche und schmähliche Tendenz der Rassenfeindschaft vermag sogar keimfähige Gedanken in Spreu und Fäulnisterreger umzusetzen.

Das Kindlichste in dem Buche, aber im Sinne des enfant terrible, ist die Wiederholung und breitere Ausführung des schon von andern Antisemiten geringeren geistigen Ranges gemachten Versuches, den Herrn Jesus zu den Ariern zu gesellen und so vor der großen Weltverdammnis des Semitentums zu retten. Wir wollen die Spalten dieser Zeitschrift nicht zur Wiedergebung solcher kranken Art von Weltweisheit mißbrauchen, durch welche das erhabene Bild der Menschengeschichte in einen Höllen-Breughel verwandelt wird.

Ich möchte nur noch sachlich bemerken, daß es doch recht gedankenlos und ungenau ist, den Perspektiven der Rassenfeindschaft einfach die Alternative des „Rassen-Mischmasches" gegenüberzustellen. Dazwischen giebt es eine Welt von ebenso menschenfreundlichen, als biologisch rationellen Lösungen des Rassenproblems an Stelle der kopflosen Uebertreibungen.

Haben denn unsere beiden Professoren kein Bangen davor, daß das deutsche Volk in seinen weit überwiegend noch gesund und menschenfreundlich fühlenden Elementen einmal ein furchtbares Grauen vor jener Art von Lebens- und Weltbetrachtung bekommen könnte?

Digitized by Google

Wenn das Indogermanentum, dem nach Chamberlain die Zukunft der Menschheit gehört, diese Wege paroxystischer Rassenfeindschaft und unheimlicher Angst vor der übrigen Menschheit gehen und die mit gesunder Vaterlandsliebe innig verbundene weltbürgerliche Gerechtigkeit und Weisheit großer Vorfahren ganz einbüßen sollte, dann müßte man vor den Greueln dieser indogermanischen Zukunft die Augen schließen.

Aber wir verzagen nicht. Gegenüber solchem sittlichen Verfall wird alle wahre Kraft und Größe der Menschheit bald an voller, reinigender Arbeit sein.

Hoch über dem engen Thale.

Von Bruno Wille (Friedrichshagen).

2.

Gelähmt. Und doch kann ich tanzen — mit den Engeln tanzen, den lichten Sternen. Wenn im Schloßpark das Lied der Grasmücke verstummt, wenn ich nichts höre, als fernes Zirpen, einen Fisch, der aus dem See, dem glatten, hüpft, und das Rascheln der dunkeln Pfeifenkrautblätter, die mich umlauben, und die manchmal im Schlaf sich regen — wenn es dann droben an der veilchenblauen Himmelsaue hier und da schlichtern erblüht, bis gemach diese Lichtpünktchen üppige Fürsten geworden sind mit regenbogenfarbenen Diademen und flirrendem Heergefolge — o dann regt sich mein Geist mit den rythmischen Geberden der Tanzlust, und die Entrückung beginnt. Horch, Sternenmusik! Ich versenke mich in ihre tiefsinnigen Verschlingungen — bin seiber nur noch Klang und Ebenmaß — bin ein Stern unter Sternen — und mische mich trunken in den Weltenreigen. Ein frommer Derwisch bin ich, den heiligen Semaa tanze ich, den Dichelal eddin Rumi gestiftet. Mit des Meisters Mystik, mit einem Liede, das von ihm stammt, webt sich mein eigenes Empfinden zusammen zu wirbelnden Takten:

Unser Reigen ist ein Abbild jener Sternenmelodie,
Selig durch den Busen schauert uns die Weltenharmonie.
Unser Reigen, den wir üben hier auf niederm Erdenrund,
Macht die Sonne droben kreisen und der Sterne lichten Bund.

Unser Reigen reicht noch weiter als des Himmels blaues Zelt,
In die Höhe, in die Breite sind ihm Schranken nicht gestellt.

Unser Reigen ist nicht Körpern, nicht Despoten unterthan;
Schwinge dich im Sphärenschwunge über aller Sekten Wahn!

Unser Reigen ist Berauschung, Liebe ohne Sinnentrug,
Ist ein Feuergeist, gegohren in des Körpers ird'nem Krug.

Unser Reigen kannt die Boshaft, reinigt dich von wilder Lust;
Wie des Meeres sanfte Bläue spiegelklar wird deine Brust.

Unser Reigen läßt der Seele wundervollen Garten schaun;
Deines Grames Dornenfelder wandeln sich in Rosenaun.

Unser Reigen ist die Andacht, die in reinen Geistern wohnt,
Ist die Wonne, anzuschauen, was im Kreis der Tänzer thront.

Komm, o komm in unsern Reigen! Fürchte Taumel nicht noch Fall!
Tanzend zu der Sterne Geigen werde Gott in deinem All!

3.

Und ich schwebte durch den Aether mit gebreiteten Fittigen. Segel waren sie, und ich war Kolumbus. Mein Entdeckergeist triumphierte, als es vom Maskforbe jauchzte „Land!" Und nun hoben sich aus dem feuchten Blau Wälder mit großen bunten Blüten, deren Dufte über die See wallten — und mit geschwellten Segeln glitt mein Kahn traumverzückt in die Umarmung der seligen Insel...

Auf einmal stand Pastor Küster vor mir — wahrhaftig, Pastor Küster! Wie kam denn der hierher?

Doch nein! Wie kam denn ich hierher? Wie ward ich jählings wieder zurück versetzt zur alten Welt — auf diese Matratze — wo ich hilflos liege — während der Schwarzrock mit Leichenbittermiene mich betrachtet, und Friedrich, der ihn eingelassen hat, wie ein Kerkermeister dabeisteht?

Wohlan denn! Es ist nicht anders! Ich will mir den Humor nicht nehmen lassen. Da ist ja auch mein Miezchen, das gute Henneken. Es liegt auf meiner Brust und blinzelt behaglich. Und meine Blumen lächeln.

„Setzen Sie sich, Herr Pastor! Wie geht's? Sehen Sie, jetzt erst, seit ich nicht gehen und nicht stehen kann, begreife ich, welch ein tiefer Sinn in der Redensart liegt: „Wie geht's? Wie steht's?" Ihnen, Herr Pastor, geht's offenbar gut. Keine Widerrede!"

Er schien erschüttert. Stumm, die Augenbrauen schmerzlich verzogen, drückte er mir die Hand.

„Aber warum sehen Sie mich so jammervoll an, Herr Pastor? Warum denn? Gar keine Ursache! Gehen freilich — kann ich nicht — das paßt für meinen Zustand nicht mehr — ist mir zu niedrig, piebsisch! Ich tanze — fliege — segle auf lächelnder Südsee. Ach ich träumte so süß! Es war von Blüten, vom sonnigen Mai — von Düften so köstlich von Lüften so lau — von Reisen auf Rossen zigeunerhaft frei — von Segelfahrten durch Meeresblau — von sanften Buchten, Orangenhainen — seltsamen Pbäaken, feurigen Weinen. . . . . Heda, Friedrich! Eine Flasche Asmannshäuser für den Herrn Pastor! Nicht? Sie danken? Oh! Lieben Sie denn nicht . .? Oder meinen Sie etwa, es sei unschicklich? Ach freilich, wir sind ja keine Pbäaken. Sehen Sie, drum eben träume ich so gern von den Pbäaken. Bei denen ist nichts unfrei — da giebt es keine Amtsnöte, keine ängstlichen Rücksichten, kein Zittern vor Vorgesetzten. . . . Friedrich Sie können gehn! — Ach ja! Die Pbäaken sind keine Philister!"

Betremdet schwieg der Pastor und sah mich mit großen, besorgten, wohl auch vorwurfsvollen Augen an.

„Sind Sie mir böse, Pastorchen? Seien Sie gut! Nehmen Sie einem tollen Burschen seinen Uebermut nicht übel. Ich sehe, Sie sind bekümmert. Drückt Sie eine Sorge? Kann ich Ihnen einen Gefallen thun?"

Bewegt antwortete er: „Ja — mein lieber Kirchenpatron! Ich habe wohl eine Sorge — und Sie können mir einen großen Gefallen thun. Meine Sorge ist, ich könnte mich täuschen — in der Hoffnung, die in mir aufjubelt — seit ich hörte, daß Sie . . . O sagen Sie nicht nein! Bestätigen Sie, daß dem so ist!"

„Aber was denn eigentlich?"

Leise, ängstlich, als fürchte er spöttischen Widerspruch, sprach der Pastor: „Daß Sie Ihre unsterbliche Seele entdeckt haben!"

Ich mußte lächeln. „Ei gewiß habe ich das!"

Er atmete tief und legte in wortloser Rührung seine Hand auf die meine.

„Ja, Pastorchen! Ein Entdecker bin ich — gratulieren Sie mir — bin Christoforo Colombo!"

„Christoforo — o wenn es so wäre! O wenn Sie das Jesuskindlein auf den Schultern trügen!"

„Nicht wahr, Pastor, eine köstliche Legende! Nur gefällt mir nicht, daß dem Riesen Christophorus das Kindlein so schwer wurde. Man sagt allerdings, was er trug, war ja das Heil der Welt. Aber ich empfinde das Heil keineswegs als etwas Drückendes. Im Gegenteil, als eine Art Lustballon. Aufwärts trägt es — ich fliege, Pastor! Schon Jahre lang flieg ich durch die Himmel; und die niedrige Welt, wo es Lasten giebt, hab ich schier vergessen. Nur heute — ja, da bin ich ausnahmsweise mal wieder zurückgekehrt — Ihnen zu Gefallen, Herr Pastor! Was wünschen Sie nun eigentlich?"

„Was ich wünsche? O ich bin ja — beinahe zufrieden. Aber freilich es wäre noch schöner — wenn Sie vollenden wollten — was die Gnade unseres Heilands in Ihnen begonnen hat."

„Ob ich vollenden will? Ich bin ja emsig dabei!"

„Und haben doch noch nicht nach dem Erlöserblute

Digitized by Google

verlangt — nach dem Leibe dessen, dem wir angehören sollen als Glieder?"

„O — jetzt — jetzt verstehe ich Sie, Herr Pastor. O freilich, freilich! Es schickt sich, daß der Herr Kirchenpatron — den Bauern zur Erbauung — das heilige Abendmahl nimmt. Jetzt endlich wird er zu haben sein! Mürbe der Körper, der Trotz gebrochen. In seiner Schwäche soll er sogar seine unsterbliche Seele entdeckt haben."

Gekränkt erhob sich der Pastor. „Ich bin kein Zelot!"

„Bleiben Sie! Seien Sie nicht böse! Glauben Sie doch nicht, daß ich bitter spreche! Groll, Hohn — das ist ja die Tonart einer Welt, die tief unter mir liegt. Ich wohne in Harmonien!"

„Aber Sie haben mich verkannt!" sagte der Pastor mit bebenden Lippen und nahm wieder Platz. „Ich will hier keine Proselyten machen. Was mich herführt, ist — wahrhaftig — etwas ganz — ganz Anderes!" Seine Stimme klang tieftraurig.

„Ich glaube Ihnen! Aber auch Sie haben mich verkannt. Sie machen sich eine verkehrte Vorstellung von meinem Gemütszustande."

Er schüttelte den Kopf und griff sich ratlos ans Kinn.

Träumerisch fuhr ich fort: „Und Jesus nahm das Brod, dankte, brach es, gab es seinen Jüngern — und sprach: Nehmet hin und esset! Das ist mein Leib! — Und er nahm den Kelch, dankte, gab ihnen den und sprach: Das ist mein Blut des neuen Testaments, welches vergossen wird für Viele, zur Vergebung der Sünden!"

Fragend, in seltsamer Unruhe starrte mich der Pastor an.

„Sie möchten mir etwas geben, Herr Pastor — möchten mich stärken . . . Ich bin kein Mensch der Form! Andere, gewiß, die hängen daran. Für manchen Sterbenden ist es ein Trost, zu wissen, daß man ihm einen Frack mit Orden anziehn, mit Kerzen und Kränzen die Bahre umgeben wird. . . . Versehn Sie mich nicht falsch! Ich verachte nicht Ihren frommen Brauch. Wer ihn ersuchung findet, soll ihn üben. Aber bedenken Sie doch, mir ist er nie mehr gewesen, als . . . . . Schmecke mir stets zu sehr nach . . . Doch lassen wir das! Genug. Sie begreifen wohl, daß ich nicht jetzt auf einmal . . . Ich werde eben selig auf andere Art. Auch ohne das hab ich Jesum lieb — wenn's grade darauf ankommen sollte. O alle hab ich sie lieb — alle die gütigen Geber, die Hohen, die ihr Feuerblut rinnen ließen in die Adern bedürftiger Geschwister — Buddha, Zarathustra, Sokrates, Jesus — o gewiß! Und hundertmal hab ich ihr Abendmahl genommen auf diesem Schmerzenslager — in einer Weise, die für mich die einzig mögliche, die einzig würdige. So bin ich gestärkt, vorbereitet, versöhnt. . . ."

Gespannt ruhten seine Augen auf mir. Es loderte drin ein Schmachten, als ob da etwas wäre, das zu verdursten fürchte und doch auch wieder hoffe. Scheu sah er sich im Zimmer um, ob Friedrich noch da sei. Wir waren allein. Schwer und hastig ging sein Athem.

„Hören Sie!" stieß er rauneud hervor. Gespannt sah ich ihn an. Er machte eine Pause, um ruhiger zu werden, und fuhr nun fort: „Hören Sie mich an! Vorhin — da dankten Sie mir — weil ich gekommen sei, Ihnen etwas zu geben. Ich hätte es ja auch gern gethan ganz gewiß! Aber — eigentlich — hier im Innersten bin ich — kein Gebender — nein — ich bin einer, der nehmen will — der brennend von Ihnen zu nehmen verlangt. Ja, Sie, Sie sollen mir geben! Ihr Abendmahl sollen Sie mir geben — das Abendmahl auf ihre Weise — Sie sprachen ja davon. Können Sie das nicht? O, o, ich schmachte danach — seit langen Jahren — verzehre mich . . . ich . . ."

Was war das? Fiel da nicht auf einmal eine Maske? Ja — da war nun endlich ein aufrichtiges Gesicht!

Seine Bedürftigkeit rührte mich. „Weiter, lieber Pastor! Sprechen Sie sich aus!"

Er ergriff meine Hand, drückte sie, klammerte sich förmlich daran. „Ja, es muß heraus! Ich kann das nicht länger — so mit mir herum tragen. Sie sehen hier einen Mann, der — der — länger als zehn Jahre den Glauben gepredigt hat — der sich wie anderen Leuten den Glauben eingeredet — förmlich suggeriert hat — in heißen Gebeten. Wenn Sie diesen Mann aber vor seinem Gewissen fragen: Glaubst du wirklich? So wie Luther glaubte — oder Paul Gerhardt? O so muß der Mann gestehen: Ich habe bloß zu glauben geglaubt, gezweifelt hab ich — ewig gezweifelt! Nur daß ich mir's nicht gestehen wollte! Weil ich zu feige war! Weil ich mich selber betrügen mußte! Meines Amtes halber! Ich — ich — systematischer Lügner, ich!"

Er schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte bitterlich. Ich schwieg erschüttert.

Allmählich wurde er ruhiger, trocknete sich die Augen und fuhr fort: „Mir ist schon — etwas leichter. Habe doch wenigstens — endlich, endlich mal — einen Vertrauten! Wem hätte ich sonst beichten dürfen? Von den Amtsbrüdern — o von denen wird man umlauert! Auch wenn sie gar keinen Grund haben, sind sie oft Nebenbuhler, Neider — jedenfalls bereit, über eine Blöße, die man sich giebt, wie Schakale herzufallen. Haben auch wohl ähnlich wie ich, mit sich selber zu thun. Na, und sonst? Wer ist da noch, mit dem man ein ernstes Wort . . . Meine Frau? Um Himmelswillen, die darf nichts merken! Sie ist es ja, deren halber . . . Wir waren lange verlobt. Um sie endlich heiraten zu können, hab ich mir den nötigen Glauben suggeriert. Und für sie und ihre Kinder — um nicht das Brot zu verlieren — hab ich mich bis jetzt gequält . . . . Nein, meiner Frau kann ich so was nicht gestehen! Sehen Sie! Da bleiben nur Sie — den ich endlich gefunden. Helfen Sie! Teilen Sie mir mit von dem Helle, das Sie entdeckt haben! Ich flehe vom Herrn Kreisphysikus, die fürchteten keinen Tod und — und — seien überhaupt so glücklich! Sie — Beneidenswerter, Sie! Ach ja!"

„Mitteilen, sagen Sie? Das Heil mitteilen? Durch Plaudern in wenigen Besuchsstunden soll ich Ihnen Heil bringen? Ach mein lieber Pastor! Brot und Wein sich reichen zu lassen, ist ja — ziemlich einfach. Aber das Abendmahl, das Sie von mir begehren — müssen Sie sich selber reichen! Von Ihrem eigenen Leibe, von Ihrem Herzblut muß es sein! Und viel tausend schwere Stunden brauchen Sie, um die Verwandlung zu vollbringen."

Tief seufzte der Pastor. „Viel tausend schwere Stunden — o daran fehlt es mir nicht! Und mein Herzblut . . ."

„Ihr Herzblut ist geflossen, das glaub ich schon. Aber mehr verlangt das Heil! Es verlangt, daß wir hoch und kühn genug denken — hoch und kühn genug! Ich glaube, Sie sind etwas furchtsam veranlagt, nicht wahr, Herr Pastor? Sie fürchten den Tod — fürchten schon das Leben."

Er sah mich ängstlich an.

Ich fuhr fort: „Drum sind Sie schwerlich im Staude, die heilige Verwandlung zu vollbringen. Spüren müssen Sie, wie Gottes, Gottes wird Ihr Leib und Blut — wie Sie ein Gottmensch sind — Ihr eigener Heiland und Erlöser! Verstehn Sie, lieber Pastor?"

Er blickte scheu und meinte zögernd: „Ich — ahne! Doch — ist denn nicht Jesus Christus unser aller wahrer Heiland?"

„Christus ist es! Buddha ist es! Zarathustra ist es! Sokrates ist es! Aus vielen Seen und Regenlachen strahlt die gleiche, die eine Sonne! Aber die Hauptsache ist, Sie selber müssen dieser Christus werden. Aus Ihnen muß die Sonne strahlen, lieber Pastor! In Christus, Buddha, Sokrates müssen Sie Sich selber finden! Erkenne

Digitized by Google

dich selbst im Höchsten wieder — das ist das wahre Abendmahl! Verlassen Sie Sich nicht auf Andere, auf Hülfe von Außen!"

Er ließ den Kopf hängen. „In mir geboren werden? Wie aber? Ach, ich habe mich vertieft ins Evangelium — habe dem verborgensten Sinne nachgespürt. Und doch ist Christus nicht lebendig geworden in mir. Die Zweifel haben seine Geburt erstickt, die vielen furchtbaren Zweifel unserer Zeit! O, keine Stunde bin ich zu meines Glaubens froh geworden. Mußte mich fürchten vor jedem Amtsblättchen. Die böse Aufklärung hauchte draus mich an. Und nun gar Bücher, wissenschaftliche Werke! Die konnten mich geradezu vor den Kopf schlagen, daß ich wie ein Betrunkner wankte."

Scheu wurde seine Stimme, als wolle sie mir ein Geheimnis anvertrauen. „Ich that mal einen Blick in eins jener Bücher, die da behaupten, entwickelt habe sich der Mensch, aus Tieren entwickelt. Da sah ich ein Bild — ein Bild! Es war ein ungeborenes Menschenkind — und daneben eine ungeborene Katze. Grauenvoll wirkte die Aehnlichkeit der Köpfe. Gespenstisch hat mich seitdem das Embryo-Paar verfolgt. In schlaflosen Nächten trat es vor mich hin und höhnte: Du Ebenbild Gottes, du Himmelsbürger, bist ja bloß eine veredelte Katze, ein höherer Affe . . . oh!"

Ich mußte lächeln: „Aber, lieber Pastor! Sich emporgerungen zu haben, ist doch würdevoller, als gelungen zu sein. Auch giebt es Selbstvertrauen. Denn wer vom Untermenschen sich erhob zum Menschen, darf hoffen, noch weiter zu gelangen — zum Uebermenschen — und zum Gotte."

„Sie meinen, zur Gemeinschaft mit Gott!"

„Ja, wenn Sie unter Gemeinschaft Identität verstehen — oder noch richtiger, das Bewußtsein von unserer Identität mit Gott, die Kraft dieser Identität. Denn werdender Gott sind wir ja von Ewigkeit."

„Werdender Gott?"

„Ja freilich, lieber Pastor! Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Haben Sie das vergessen?"

„Gut! Aber vollkommen wie Gott heißt noch nicht identisch mit Gott. Bildnis und abgebildetes Objekt sind zweierlei."

„Ich warne Sie abermals, lieber Pastor, verlassen Sie Sich nicht auf Hülfe von Außen. Gott ist nicht draußen wie ein Objekt, das abgebildet werden soll. Gott schwebt nicht über der Welt — ist uns nicht fern und fremd. Er keimt in uns und allen Wesen."

„Keimt? Der Keim ist doch unvollkommen. Gott aber muß vollkommen sein. Gotteskeim ist also ein Widerspruch in sich selbst."

„Unvollkommen wäre der Keim? Liegt nicht im jüngsten Keim schon alle Reife vorgebildet? Nur daß wir sie nicht schauen! Wir haben eben zu viel Zeit im Auge. Drum sehen wir nur Entwicklung — stets ein Vollkommener-Werden — nirgendwo fertige Vollkommenheit. Die kennen wir uns nicht einmal vorstellen, ohne daß uns schwindelt. Fertige Vollkommenheit — ein Zustand ohne Mangel, ohne Wunsch, ohne Streben — reizt Sie das? Dann wären Sie schon für Nirwana reif!"

Gedankenvoll meinte der Pastor: „Sie erinnern mich da an das Wort Lessings. Sie wissen ja! Wenn das höchste Wesen in der einen Hand die ganze, die fertige Wahrheit hielte, in der andern aber das Streben nach Wahrheit — und wenn ich wählen dürfte, — so würde ich sagen: Behalte du die fertige Wahrheit für dich und laß mir das Streben nach Wahrheit!"

„Ganz recht, lieber Pastor! Nun setzen Sie für Wahrheit Vollkommenheit, und Sie begreifen, daß wir im Jetzt nur Sinn haben — ich kann auch sagen, nur Sinne — für das Werden Gottes — oder, was dasselbe bedeutet — für das Werden der Vollkommenheit — das denkbar Höchste — die All-Vollkommenheit — oder richtiger die Ich-Vollkommenheit als All-Vollkommenheit — die All-Ich-Vollkommenheit."

Der Pastor unterbrach mich: „Warum sagen Sie dafür Gott?"

„Name ist Schall und Rauch! Ich sage nur Ihretwegen so — weil Sie mit dem Worte eine Stimmung verbinden, in der wir einig sind. — Diesen Gott also sehen wir fertig erst in Ewigkeit. Jetzt aber sind wir noch in der Zeit. Jetzt finden wir ihn nirgends fertig. Drum ist uns die Welt Entwicklung. Im Werden haben wir Gott zu suchen — in uns den Werdenden, den Gotteskeimen. Sie, Pastor, wähnen, Gott sei draußen, sei das Objekt, dessen Abbild wir werden sollen. Ich sage umgekehrt, Gott ist hier innen! Und was Sie Gott nennen, ist nur ein Abbild des innern Gottes. Gemalt hat man dies Abbild auf die Riesenleinewand des Himmels. Seien Sie kein Bilderanbeter, Pastor! Halten Sie Sich an das Original! Das ist in Ihnen! Jedwedes Wesen darf sagen: Gott, das ist mein Beruf! Er keimt, er wächst in mir — vom Atom zum All."

„Jedwedes Wesen?"

„Ei — schreckt Sie etwa wieder das Embryo-Gespenst? Sträuben Sie Sich, im Kätzchen den Gotteskeim anzuerkennen? Mein gutes Henneken! Der Herr dort mag nicht mit dir zusammen ins Himmelreich kommen!" Ich krante das Kätzchen am Halse. Es blinzelte zärtlich und schnurrte. Einen Moment sah ich wieder das lustige Amtsgesicht. Dann schüttelte der Mann sorgenvoll den Kopf und seufzte.

„Sie sitzen, Pastor? Sie sind gewiß kein Katzenfreund. Aber vielleicht finden die Blumen dort Gnade vor Ihren Augen. Die schönen Hortensien und Fuchsien! Die werden Sie doch nicht vom Himmelreich ausschließen wollen?"

Scheu blickte er zu Boden und sagte dumpf: „Die Kirche lehrt, nur für Adams Kinder hat der Heiland der Welt sein Erlöserblut vergossen."

„Die Kirche lehrt! Ei gewiß lehrt sie das! Ist eben noch immer scholastisch — meint, auf den Menschen komme alles an — seinetwegen seien alle anderen Geschöpfe da. Die Blumen sollen seine Sinne umschmeicheln — einen eigenen Beruf haben sie nicht, geschweige denn einen ewigen. Die Katze hat in Küche und Keller die Mäuse wegzufangen. Ist sie tot, bedeutet sie einen Kadaver, den man auf den Mist wirft — sonst nichts! Sie sprechen von einem Heiland der Welt, Pastor. Bedenken Sie, was Welt bedeutet! Müßte er nicht ganz universal, nicht bloß Menschenheiland, sondern auch Tier- und Pflanzenheiland sein? Von Buddha wissen wir, daß er nach solcher allumfassenden Heiligkeit trachtete. Drum strömte zu seiner Bahre auch alles, was da lebt und atmet, kriecht und fliegt, um noch einmal den Meister zu sehen. Ach, die christliche Kirche wollte nichts wissen von solcher Naturverschwisterung. Gönnte und beschränkt gönnte sie nur dem Getauften das Heil."

Der Pastor fuhr auf: „Aber wie ließe sich denn Tieren das Heil . .?" Stutzig brach er ab.

„Ach freilich! Die Taufe würde mein Kätzchen mit Pfauchen ablehnen, und gegen das heilige Abendmahl sind Lämmer stumpf. Drum soll ihnen der Himmel verschlossen sein. Auch erklärte schon der Kirchenvater Origenes, die Tiere seien rein mechanische Gebilde ohne Seele."

„Aber wie sollte es ein Heiland in Ihrem Sinne denn überhaupt anstellen . . .? Wie ließe sich Tieren und Pflanzen Gottes Offenbarung beibringen? Der heilige Antonius, der den Fischen predigte, ist denn doch für uns Protestanten eine komische Gestalt."

„Für mich eine Oase in der kirchlichen Wüste! Und nun erst der heilige Franziskus von Assisi! Der hielt Vogelschwärmen auf dem Felde eine Predigt und sprach:

Digitized by Google

Meine Brüder, ihr Vögel! Da recken die Tiere ihre Hälse, spreizten die Flügel und lauschten."

Des Pastors Gesicht verzog sich.

„Ihnen kommt das komisch vor, Herr Pastor — ich finde die Legende liebenswürdig. Geradezu ergreifend aber berührt sie mich im Zusammenhange mit dem, was Franziskus sonst noch an den Tieren that. Daß er sie Brüder nannte, war keine alberne Re'ensart. Er behandelte sie danach. Tauben und Lämmer kaufte er vom Tode los und gab ihnen seine Zelle zum Asyl. Kein Wunder, daß der Falke, der bei seinem Fenster hauste, den verehrten Heiligen die Gebetsstunden anfagte mit seinem Kreischen. Kein Wunder, daß der wilde Wolf demütig die Tatze dem Liebesprediger reichte."

„Nun ja" meinte der Pastor — „der Gerechte erbarmt sich seines Viehs. Aber Tieren zu predigen, ist denn doch . . ."

„O Pastor! Wie beschattet noch immer die Kirche Ihre Seele! Im Kanzelsinne verstehen Sie Predigt Da haben Sie denn freilich recht. Predigen Sie meinem Kätzchen vom Leiden Christi, es wird behaglich weiterschnurren. Und nie fassen diese Blumen den Katechismus. Aber kann denn nur Wort und Begriff Predigt sein? Giebt es nicht einen Ausdruck der Liebe, der in aller Wesen Tiefe verständlich dringt? Wenn ich meine Blumen pflege, so verkündige ich ihnen das Evangelium, und sie danken mir mit fröhlichen Augen. Und wenn ich hier mein Kätzchen streichle, wenn es in seiner Sprache antwortet, so wird ihm eine Offenbarung Gottes — die seelenvereinende Liebe".

Betreten, verwirrt blickte der Pastor und schwieg.

„Ich sage Ihnen das nicht, um Moral zu predigen, nicht als ob grade in Tier- und Pflanzenliebe mein Evangelium bestände. Ich will nur auf das kommen, was Ihnen fehlt. Allzu lange hat Ihre Kirche gepredigt: Sündig ist die Natur, vom Bösen besessen! Pastor, gehen Sie in unsere Wälder — lassen Sie sich das Abendmahl reichen von Kiefern und Wachholderbüschen, Labekraut und Thymian! Gott webt in allen seinen Kindern! Oeffnen Sie Ihr starres Herz, Kirchenmann! Natur fehlt Ihnen, Gott-Natur!"

„Aber Herr Doktor! Ihre Weltanschauung entfremdet mich ja der Kirche immer mehr!"

„Ei — glauben Sie etwa, ich werde Sie im vorgeschriebenen Glauben stärken?"

Angstvoll sprang der Pastor auf. „Da müßte ich ja erst recht aus dem Amte scheiden!"

„Ach, Pastor! Da haben wir's! Ich sagte ja — Sie wollen nicht hoch, nicht kühn genug! Sie fürchten sich vor dem Tode! Schon vor dem Leben fürchten Sie sich! Sie sind kein freier Mann! Nicht das Heil suchen Sie, sondern das Amt!"

Erregt lief er umher, bleich das Gesicht. „Sie haben gut reden, Sie! Nach Brot zu gehen haben Sie nicht nötig. Sie sind reich. Aber ich — ich!"

Traurig über die Kluft, die mich von dieser Seele trennte, schüttelte ich den Kopf: „Nein — das freilich habe ich — nicht nötig!"

Wie ein Pfeil schoß es nach mir aus seinem Auge. Er nahm den Hut, bot mir die Hand und sagte trocken, doch hastig: „Ihr Heil paßt nicht für mich! Verzeihen Sie, daß ich störte. Adieu!"

Und er ging.

Ich seufzte tief und murmelte: „Nein — das freilich habe ich — nicht nötig!"

Armer Pastor! Und wenn ich dir all mein Geld und Gut gäbe — du littest dennoch Not!

Und die Welt versank unter mir.

Drunten in blauender Schlucht sah ich das Hammerwerk — wo der hohlwangige Arbeiter, eingedrückt die hüftelnde Brust, Stahl auf den sprühenden Schleifstein drückte — Tag ein, Tag aus, vierzehn Stunden lang in wüster Frohn. Und doch auch er ein Gotteskeim!

Empor zu mir schoß aus dem grauen Gesicht ein finsterer Blick: „Da du dort oben — du hast gut reden! Du hast es nicht nötig!"

Alpenrosen umblühten mich — ich sog Höhenluft — mein Blick sank in das blaue Himmelsauge. Das alles mein Reichtum! Ade, du Welt der Notdurft! Und ihr dort unten, arme Thalbewohner, kommt bald nach! Denket eurer hohen Würde! Erlöset euch, meine Brüder! Empor, empor!

Geistesüberbürdung.

Von Irma v. Troll-Borostyáni (Salzburg.).

In seiner vor mehreren Jahren erschienenen Schrift über „Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst" spricht Graf Leo Tolstoi die Ueberzeugung aus, daß die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen nur dann einen wahren Wert haben, wenn sie der gesamten Menschheit zu dienen vermögen, und erklärt es als Aufgabe des Gebildeten, daß er seine Bildung dafür anwende, den Menschen in allem zu nützen, worin sich ihre Bedürfnisse äußern. Um dies zu können, müsse der Geistesthätige körperliche Arbeit nicht nur kennen lernen, sondern sie auch täglich verrichten. Der Gebildete dürfe nicht Anderen dadurch, daß er sie für sich arbeiten läßt, „auf dem Halse liegen". Durch die tägliche körperliche Selbstbedienung, durch eigene Besorgung seiner Nahrung, Kleidung, Wohnung, Heizung, durch diesen täglichen „Kampf mit der Natur", der nicht nur des Menschen im allgemeinen, sondern auch des Gebildeten vornehmste Pflicht sei, die er nicht vernachlässigen dürfe, ohne Schaden an seinem Leibe und Geiste zu nehmen, werde ihm erst der vernünftige Sinn seines und der Anderen Leben erschlossen und werde er befähigt, die wirklichen Bedürfnisse der Menschen kennen zu lernen.

Es ist bekannt, daß Tolstoi sich diesem von ihm aufgestellten Gesetze seit Jahren selbst unterzieht, und den Einwand, daß derartige tägliche physische Arbeit die geistige Produktionsfähigkeit unvermeidlich beeinträchtigen müsse, weist er aus seinen eigenen Erfahrungen zurück, indem er mitteilt: „Es ergab sich, daß die physische Arbeit nicht nur die Möglichkeit geistiger Thätigkeit nicht ausschließt, sondern sie vielmehr anspornt . . . Je angestrengter die Arbeit war, je mehr sie sich nach landläufigen Begriffen der allergröbsten Bauernarbeit näherte, desto zahlreichere Genüsse und Kenntnisse erwarb ich, in desto engeren und angenehmeren Verkehr mit den Menschen kam ich, und desto mehr Lebensglück erwarb ich." Und thatsächlich ergiebt sich aus einem Vergleiche seiner geistigen Leistungen, daß die aus der Zeit seiner körperlichen Arbeiten stammenden Produkte diejenigen seines früheren Lebens sowohl an Umfang wie an Wert übertreffen.

Dennoch aber sind ernste Zweifel an der Allgemeingiltigkeit dieser seiner Lehre und seines Beispiels wohl berechtigt. Die wenigsten Menschen erfreuen sich einer so kräftigen Konstitution, daß eine tägliche fünf bis acht Stunden währende körperliche Arbeit sie nicht in einem zu jeder nennenswerten geistigen Leistung unfähig machenden Grade ermüdet, so daß bei der weitaus größten Anzahl die Bewältigung eines so große Anstrengung erfordernden physischen Arbeitspensums zu Ungunsten ihrer geistigen Leistungsfähigkeit ausfallen würde.

Aber zugegeben, daß Tolstoi in Bezug auf das Maß der geforderten körperlichen Thätigkeit für die Allgemeinheit über das Ziel schießt: so liegt seiner Lehre doch ein für alle berufsmäßig geistiger Thätigkeit obliegenden Klassen höchst beachtenswertes, in ihrem eigenen und im Interesse der Gesamtheit viel zu wenig beachtetes Prinzip zu Grunde. Denn unzweifelhaft richtig ist es, daß die allgemein herr-

Digitized by Google

schende, von Tolstoi so scharf verurteilte, soziale Arbeitsteilung, welche die einen Klassen ausschließlich körperliche, die andere ebenso ausschließlich geistige Arbeit verrichten läßt, in beiden eine die harmonische Vollentwicklung und Vollbetätigung des Menschen hindernde Einseitigkeit verursacht, die unvermeidlich auf die zu erbringenden Leistungen einen wertmindernden Einfluß übt. Denn nicht nur diejenigen, deren Leben mit einer so großen Bürde physischer Arbeit belastet ist, daß alle Bedingungen zu geistiger Erholung, Anregung und Bildungsaufnahme fehlen, bleiben notwendigerweise im Wert ihrer Verrichtungen hinter den von geistiger Nahrung Nichtausgeschlossenen zurück; auch die Geistesarbeiter, deren Bildung und Betätigung von ihrem Leben alle körperliche Arbeit fernhält, gehen unvermeidlich der innigen Fühlung mit den realen Verhältnissen des Lebens, der richtigen Beurteilung der Arbeit jener Anderen, „deren Bedeutung wir gewöhnlich, infolge unserer Unkenntnis, entweder übertreiben oder unterschätzen," und der Erkenntnis der wirklichen Zeitbedürfnisse verlustig.

Nicht nur die Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst werden ihrer hohen Aufgabe, nicht allein den Gebildeten, sondern dem ganzen Volke zu dienen, in um so höherem Grade entsprechen, als die Forscher und Künstler sich mit dem Volke in Gemeinschaft setzen, seine Leiden und Freuden, seine Fehler und Tugenden, seine tiefsten Bedürfnisse und Mängel kennen lernen; es giebt fast keine unter allen geistigen Berufsarten, die nicht durch innigere Fühlungsnahme ihrer Träger mit dem Volke, dem Zwecke, der Allgemeinheit zu nützen, nähergebracht würde. Arzt und Lehrer, Richter und Gesetzgeber, die von den Völkern zur Vertretung ihrer Interessen erwählten Mandatare, sowie die Organe der Regierung würden einen die Funktionen ihrer Berufsthätigkeit günstig beeinflussenden, die Erscheinungen und Beziehungen des Lebens umfassenden, weiteren Blick gewinnen.

Der Grund zu der Einseitigkeit des Geistesarbeiters wird schon in den Mittelschulen gelegt, in welchen auf die Körperbildung viel zu wenig Rücksicht genommen wird. Zu einer harmonischen Vollentwicklung des Menschen müssen von der frühesten Jugend an Körper, Geist und Seele gleichzeitig und in richtigem Verhältnis zu einander entwickelt werden. Eine gesunde körperliche Grundlage ist für eine gesunde, natürliche, geistige und sittliche Entfaltung, für ein richtiges Denkvermögen und zur Charakterbildung unerläßlich. Dazu gehört aber außer Luft, Licht, Reinlichkeit und zweckentsprechender Nahrung auch — körperliche Arbeit; ein Umstand, der in Deutschland — im Gegensatz zu den uns in dieser Hinsicht weit vorangeeilten Amerikanern und Engländern — bei der Heranbildung der Jugend zu Ungunsten nicht nur der Gesundheit und Kräftigung des Körpers, sondern auch der Entwicklung des Charakters und des Arbeitsvermögens sehr vernachlässigt wird.

Diese in den Schulen gepflegte Einseitigkeit der Jugendbildung trägt Mitschuld an der geistigen Ueberbürdung der Schüler, über die immer lautere und eindringlichere Klagen erhoben werden, und an der in fortwährendem Wachstum begriffenen, krankhaften Nervosität der gebildeten Gesellschaftsschichten, welche manche Aerzte veranlaßte, auf die Gefahr hinzuweisen, daß wir einer allgemeinen Entnervung des Menschengeschlechts entgegentreiben.

Es ist schon oft gesagt worden: die Neurasthenie sei eine Kulturkrankheit. Ganz zweifellos bringen die tausenderlei An- und Aufregungen unseres Kulturlebens eine Steigerung der Nervenreize mit sich, die, wenn ihr nicht entgegengewirkt wird, schließlich eine von Generation zu Generation sich vererbende und stetig zunehmende Schwächung des Nervensystems zur Folge hat. Da es aber weder möglich noch wünschenswert wäre, die Kultur zurückzuschrauben, da auch unsere Zeitgenossen und Nachkommen auf die geistige Anregung und Bethätigung unseres Kulturlebens doch nicht verzichten wollen und sollen, so fragt es sich um geeignete Mittel, die wachsende Nervenschwäche zu bekämpfen. Und als das wirksamste, leider aber am wenigsten in Anwendung gebrachte Vorbeugungsmittel muß eine vernünftige Lebensweise und eine Körper und Geistesübung in Gleichgewicht haltende Erziehung bezeichnet werden.

Aber so unumgänglich notwendig im Hinblick auf die Forderungen der Hygiene eine in dieser Richtung anzubahnende Reform des Schulwesens auch ist, so wird sie allein dem Uebel der vielfach zu Tage tretenden Geistesüberbürdung mit ihren beklagenswerten, physischen und physischen Folgeerscheinungen nicht zu steuern vermögen. Denn dieses Uebel ist auf noch andere, teils im Schulsystem, teils aber in sozialen Vorurteilen begründete Wurzeln zurückzuführen.

Auf das Kerbholz der letzteren gehört es, daß in der Bestimmung jugendlicher Wesen für das Studium in den seltensten Fäl n die in ihrer natürlichen Veranlagung gezogenen Grenzen ihrer intellektuellen Leistungsfähigkeit berücksichtigt, sondern die soziale Stellung der Familie als ausschlaggebend angesehen wird. So kommt es, daß Jahr um Jahr Knaben und Jünglinge auf die Schulbänke der Gymnasien, in die Hörsäle der Universitäten gedrängt werden, die der an die Leistungsfähigkeit ihres Gehirnorgans gestellten Aufgabe schlechterdings nicht gewachsen sind. Was ist die Folge hiervon? Entweder ist es ihr Schicksal, früher oder später beim Examen durchzufallen; oder es gelingt ihnen — wenn nicht durch gnädig gewährte Protektion — Dank einer fortdauernden übermäßigen Anstrengung, die Prüfungen zu bestehen und zu Amt und Stellung zu gelangen. Abgesehen davon, daß der Wert ihrer Leistungen selbst im günstigsten Falle kaum das bescheidenste Mittelmaß erreichen wird, geschieht es aber nur zu oft, daß die Leidenszeit der in fortgesetzter Ueberanstrengung verbrachten Studienjahre eine schwere Schädigung der Gesundheit, ja selbst den vorzeitigen Tod verursacht.

In einer ihrer besten Erzählungen, „Der Vorzugsschüler", schildert Frau v. Ebner-Eschenbach das tragische Geschick eines Knaben, der, mäßig begabt, in den unteren Klassen des Gymnasiums durch außerordentlichen Fleiß es doch erreicht, stets der Erste zu sein. Zu den höheren Klassen aufsteigend, gelingt es ihm aber, trotz äußerster Anspannung seiner Kräfte, nicht mehr, mit den ersten Schülern Schritt zu halten. Von seinem in die Studienerfolge und die erträumte glänzende Karriere seines Sohnes allen Ehrgeiz setzenden Vater durch eiserne Strenge zu übermäßiger, sein Nervensystem zerrüttender Anstrengung gepeitscht, führt er einen qualvollen Kampf zwischen der versagenden Kraft seiner Fähigkeiten und der Verfolgung des unerreichbaren Zieles, um in der entsetzlichen Erkenntnis, es nicht erlangen zu können, unter dem Drucke der ihn demütigenden Vorwürfe seines Vaters, an seiner Zukunft und seinem eigenen Werte verzweifelnd, sich den Tod zu geben.

Beispiele, daß junge Leute, ihrer Neigung und natürlichen Befähigung entgegen, für einen der „gelehrten" Berufe bestimmt, unter der ihnen gestellten Aufgabe, die sie nicht zu bewältigen vermögen, erliegen, giebt es leider im wirklichen Leben in reicher Zahl. Und nicht nur im Interesse dieser vielen Unglücklichen sondern auch in jenem des allgemeinen Wohles ist es dringend zu wünschen, daß in der Bestimmung für die Vorbereitung zu einem wissenschaftlichen Berufe nicht die gesellschaftliche Stellung der Familie, sondern die individuelle Veranlagung derselben, um deren Berufswahl es sich handelt, als maßgebend angesehen werde.

Im „Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen" (Aprilheft 1899) ist ein Gutachten zur Erläuterung einer ebenda mitgeteilten Ministerialentscheidung über die Errichtung eines Mädchengymnasiums veröffentlicht, in welchem Gutachten die Verfügung, welche ein Ausnahms-

Digitized by Google

alter von 14 Jahren als ungenügend bezeichnet und einen noch späteren Beginn der für die Hochschule vorbereitenden Gymnasialstudien für Mädchen als Prinzip für die Organisation des Unterrichts verlangt, in folgender Weise begründet wird: „Der Entschluß der Mädchen zum akademischen Studium muß ein vollständig freier sein; dieses Studium kann überhaupt nur Erfolg haben, wenn die Schülerinnen aus eigener Bewegung, nach ernster Prüfung ihrer Neigung und ihrer Begabung sich dafür bestimmen."

Eine ganz vortreffliche Anschauung! Aber ist es denn für Knaben nicht ebenso nachteilig, sie ohne die Vorbedingung ihrer Neigung und Begabung für das Studium zu bestimmen, und ist diese Bedingung für die Möglichkeit, daß „das Studium überhaupt einen Erfolg habe", nicht auch für Knaben giltig?!

Würde einmal mit dem beklagenswerten Vorurteil, das die Söhne sogenannter „guter" Familien, wenn sie sich nicht etwa der militärischen Laufbahn zuwenden, für die die Absolvierung einer Hochschule bedingenden „höheren" Berufsart präbefiniert erachtet, endgültig gebrochen werden, und würde das Prinzip zur allgemeinen Geltung gelangen, daß einem Jeden, ohne Berücksichtigung des Standes seiner Eltern und sonstiger für die Sache bedeutungsloser Umstände, die Ergreifung desjenigen Lebensberufes ermöglicht werde, für den er gemäß seiner persönlichen Eigenart und Neigung am besten paßt, so würden nicht nur die wissenschaftlichen Berufszweige von nutzlosen Drohnenexistenzen, sondern auch die höheren Lehranstalten von intellektuell schwach befähigten Schülern entlastet werden, wodurch alle Welt gewinnen würde. Die annähernd gleichartige geistige Leistungsfähigkeit der Schüler würde — eine im früheren erwähnte, die körperliche Entwicklung und Bethätigung berücksichtigende Reform des Lehr- und Erziehungssystems vorausgesetzt — einer nervenzerstörenden geistigen Ueberbürdung und Ueberanstrengung in den Hoch- und Mittelschulen vorbeugen, da einerseits unter den Schülern keine wären, die infolge ihrer schwachen Befähigung den an ihre Leistungen gestellten Forderungen gar nicht oder nur mit gesundheitsschädlicher Ueberanspannung ihrer Kräfte zu entsprechen vermögen, und da andererseits eine gleichgewichtige Entfaltung der geistigen und physischen Kräfte auch die ersteren fördern und stählen würde.

Des weiteren ist die endlich durchzuführende, seit Jahren so vielfach erörterte Reform des humanistischen Gymnasiums dringend zu wünschen, indem dessen dem modernen Bildungsbedürfnis entsprechende Umgestaltung den Lehrstoff von dem Ballast eines einseitigen, für das spätere Leben zweck- und wertlosen Wissens befreien würde.

Nehmen wir hierzu noch eine von Pädagogen und Hygienikern so eindringlich befürwortete Herabsetzung der Schulstunden und Einschränkung der häuslichen Aufgaben und für die niederen Schulen, in welchen selbstverständlich eine große Ungleichartigkeit der Begabung der Schüler sich nicht vermeiden läßt, die Errichtung von Parallelklassen, die der Ueberfüllung der einzelnen Klassen vorbeugen und es dem Lehrer ermöglichen würde, auf die schwächeren Fähigkeiten der Schüler belfend und fördernd Rücksicht zu nehmen, so wäre viel gethan. Die kürzlich von einem bekannten Schulmann als unumgängliche Notwendigkeit aufgefaßte bedauerliche Maßregel: die schwächeren Schüler, die, wenn sie nach ihrer Individualität behandelt werden, das Klassenziel nicht erreichen, durch Strafe zu zwingen, sich über ihre Kräfte anzustrengen, da „was bei dem Rennpferde der Sporn, bei dem Schüler der Stock" sei, — würde bald zu einer Erinnerung überwundener Barbarei, und der geistigen Ueberbürdung der Jugend mit ihren Gesundheit, Glück und ersprießliche Leistungsfähigkeit untergrabenden Wirkungen erfolgreich vorgebeugt werden.

Streiflichter.

Glossen zur Tagesgeschichte. Nachdem im Haag die bessere Seite der Menschennatur zu Worte gekommen, meldet sich im Transvaalkriege die menschliche Bestie Dort Vorblick auf ein künftiges Zeitalter der Humanität, hier Zurückfinken in längst vergangene Barbarei. Seit den „Remmionen" Ludwigs XIV. hat es einen frivoleren Krieg nicht gegeben.

•

Ob Chamberlain wohl an Gott glaubt? Dann müßte doch an ihm das neutestamentliche Wort wahr werden: „Die Teufel glauben es auch und zittern". An die Idee der Gerechtigkeit scheint er jedenfalls nicht zu glauben.

•

Man sagt wohl, die Engländer müßten jetzt den Krieg bis zur Niederwerfung der Buren fortführen, weil sonst ihr „Prestige" bei den wilden und halbwilden Völkern verloren sei. Das läuft auf die Regierungsmaxime des Tiberius hinaus: „Sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!" Ob aber nicht der in der Tiefe wühlende Haß den Bau mehr lockert, als die auf der Oberfläche wirkende Furcht ihn festigt? Nicht nur nach innen, auch in den Verhältnissen von Volk zu Volk ist Gerechtigkeit das Fundament der Reiche, und der Bau eines „treulosen Albion" wird schließlich ebenso zusammenbrechen, wie der durch die „punische Treue" gestützte Karthagos

•

Man sagt auch, wir seien nicht berechtigt, in die Politik eines fremden Staates hineinzureden. Es ist aber dem weiter blickenden und feiner fühlenden Einzelmenschen durchaus nicht gleichgiltig, in was für einer Kulturwelt er lebt. Eine Welt, in der die Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird, entwertet das Leben jedes Einzelnen, der ihr anzugehören verurteilt ist.

•

In einem Punkte verdienen die Engländer Lob: sie treiben wirksame Agitation gegen den Krieg. Im Allgemeinen ist man fortschreitend bestrebt, den Krieg „humaner" zu gestalten. Die Verwundeten und Gefangenen werden nicht mehr aufgefressen, ja nicht einmal abgeschlachtet oder zu Sklaven gemacht. Besonders grausame Zerstörungsmittel werden verpönt. Hinter der Front steht Ambulanz und rotes Kreuz, um die angerichteten Verheerungen am Menschenleibern nach Möglichkeit wieder gut zu machen u. s. w. Das ist gerade so, als wenn man ein Gesetz erlassen wollte: Brandstiften ist erlaubt; es muß nur Sorge getragen werden, daß die Inlassen womöglich nicht selbst mit verbrennen. Die Engländer haben erkannt, daß es viel humaner ist, die Schrecken des Krieges nach Möglichkeit zu steigern. Deshalb haben sie jetzt 34 Lyddidgeschütze am Kap gelandet. Die 50pfündigen Lyddidbomben zerplatzen in unzählige Splitter, ja sie töten nach englischen Zeugnissen schon durch den bloßen Luftdruck auf 100 Meter im Umkreis alles Lebende. Bei ihrer Explosion entwickeln sich giftige, lebensgefährliche Gase. Das ist echt christlich gehandelt. Noch christlicher wäre es freilich, wenn sie auch den Gegner mit dem gleichen Agitationsmittel gegen den Krieg ausrüsteten. Wir geben diesen Gedanken zur gewissenhaften Erwägung anheim.

• •

Freiwillige vor! Herr Stadtrat Dr. Münsterberg, der Leiter des Berliner Armenwesens, hielt kürzlich in der staatswissenschaftlichen Abteilung der Berliner Finkenschaft einen äußerst anregenden Vortrag über Sozialpolitik und Armenpflege. Mit lautem Beifall wurde er unterbrochen, als er den Wunsch aussprach, daß es ihm über kurz oder lang vergönnt sein möge, weitere Kreise der Studentenschaft für die Aufgaben der Armenpflege zu interessieren, einmal theoretisch durch akademische Vorlesungen über diesen Gegenstand, zum andern praktisch durch Heranziehung der Studierenden

Digitized by Google

zur Thätigkeit der Armenkommissionen. In England und Amerika seien sehr ermutigende Erfahrungen mit dem System der sog. settlements gemacht worden; es müsse aber ab gewartet werden, ob diese Einrichtung auch in Deutschland auf günstigen Boden falle.

Wir sind der Ueberzeugung, daß hier eine weitere Aufgabe für die exireulier Weise überall emporblühenden sozialwissenschaftlichen Studenten-Vereine gegeben ist, die sich dazu eignet, auch die noch nicht nationalistisch verfeuchten oder im Sport und Kneipenleben versimpelten Studierenden heranzuziehen. Neue Menschen auch in den akademischen Kreisen brauchen wir!

* * *

Im Joche geboren. In der „Hilfe" berichtet ein Berliner Lehrer:

„Wieder einmal waren mir von einer fremden Schule „wegen Ueberfüllung" einige Schüler überwiesen worden. Nachdem die Knaben ihre Plätze eingenommen und meine Fragen nach Lebens- und Klassenalter beantwortet hatten, nahm ich die unterbrochene Lehrstunde wieder auf. Nicht lange dauerte es, so sah ich die Augenlider des einen Neulings zufallen. Ich weckte ihn — da ich in dieser Sache Erfahrung habe —, ohne ihm ein böses Wort zu sagen. Trotzdem traten ihm Thränen in die Augen, als er sich beschämt vom Platze erhob. Es entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Wann bist Du heute früh aufgestanden?" „Um 1/4 4 Uhr." „Mußt Du jeden Morgen um diese Zeit aufstehen?" „Ja." „Was hast Du dann Morgens zu thun?" „Ich muß Frühstück anstrogen." „Wie lange dauert das Austragen?" „2—2½ Stunden." „Kannst Du Nachmittags ausschlafen?" „Nein." „Warum nicht?" „Ich muß dann für ein (kleines) Kohlengeschäft auf einem Handwagen Kohlen vom Bahnhof holen." „Jeden Tag?" „Ja." „Wie lange dauert das?" „Von 2 bis 7." „Was thust Du nach 7 Uhr?" „Dann esse ich Abendbrot und mache Schularbeiten." — Den jugendlichen Industriearbeiter von 14 bis 16 Jahren schützt das Gesetz, indem es verbietet, ihn länger als 6 Stunden täglich zu beschäftigen. Unser Knabe ist kaum 12 Jahre alt. Was hat er am Tage zu thun? 2 Stunden Frühstück austragen, 3 Stunden Schulunterricht, 3 Stunden Kohlen schleppen, 1 Stunde Schularbeiten — 13 Stunden. Seine Nachtruhe dauert wohl selten 7 Stunden. — Armer Junge! Wenn die meisten Kinder und Erwachsenen noch schlafen, mußt du schon frierend, treppab, von Haus zu Haus laufen, oft in Sturm und Regen! Wenn andere Kinder in der Schule frisch ihre Kräfte für die Aufgaben des Lebens üben, sinkst du müde in dich zusammen und zuckst empor, sobald dein Name an dein Ohr schlägt. Die Freuden der Kindheit kennst du nicht. Du bist im Joche geboren und wirst darin bleiben, denn dein Körper wie dein Geist verkümmern. Nur ohnmächtigen Groll kannst du im Herzen fassen gegen eine Gesellschaftsordnung, in der dein Schicksal — nicht nur bei dir, sondern bei Tausenden — möglich ist."

Wann wird das Verantwortlichkeitsbewußtsein für solche Schäden mächtig genug werden, bis die Gesellschaft ihre „Ordnung" so reformiert, daß die Jugendzeit der Jugend gehören darf?!

* * *

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Im Bürgersaale des Rathauses hielt am 24. Oktober d. J. in zahlreich besuchter Versammlung der hiesigen Gesellschaft s. eth. Kultur Dr. Kronenberg einen Vortrag über das Thema: Wesen und Hauptaufgaben des modernen Humanismus. Redner legte das Wesen des Humanismus zunächst an seiner geschichtlichen Entwicklung dar. Von der Renaissance ausgehend, hat sich allmählich die wissenschaftliche Erkenntnis der Zusammenhänge des menschlichen Daseins (Ethik) von der Gebundenheit durch die geschichtliche Tradition losgelöst, zuerst von der Gebundenheit an den christlichen Vorstellungskreis im allgemeinen, dann von der Gebundenheit an die Religion, endlich auch von der durch jederlei, sei es religiöse oder metaphysische Welt- und Lebensanschauung. Innerhalb dieser letzteren Entwicklung stehen wir noch jetzt, und während die Naturwissenschaft, d. h. die unabhängige Erkenntnis des Naturgeschehens schon längst zur Unabhängigkeit auch von allen religiösen und metaphysischen Voraussetzungen durchgedrungen ist und dadurch ihre Festigkeit gewonnen hat, so ist die Einsicht in die menschlichen Zusammenhänge noch immer so unsicher, daß Phantasterei und Wunderglaube, Aberglaube an Allheilmittel und magische Formeln sie geradezu verwirren, wie einstmals als in der Renaissance die Wissenschaft von der Natur sich in ihrem Kindheitszustande befand. Die Beseitigung dieses Zustandes fordert nicht nur die theoretische Einsicht, sondern auch die praktische Notwendigkeit. Denn die ungeheure Komplikation aller sozialen Verhältnisse, die vielen schwierigen Probleme, welche bloß die Namen Sozialismus, Nationalismus 2c. in sich schließen, das alles kann nicht mehr ohne Gefahr für unseren ganzen Kulturbestand dem Zufall überlassen bleiben, es muß von der wissenschaftlichen Erkenntnis aus durchleuchtet werden.

* * *

Abteilung Jena. Die hiesige Abteilung der deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur hielt am 31. Oktober im „Hotel Kaiserhof" ihre erste Versammlung im Vereinswinterhalbjahr ab, die von den Mitgliedern und Interessenten gut besucht war. Der Vorsitzende Herr Dr. Bergemann, skizzierte bei der Eröffnung die Bestrebungen der Gesellschaft, die u. a. auch darin bestehen, alle bedeutenderen Fragen des öffentlichen Lebens zu besprechen und in humanethische Beleuchtung zu rücken. Nach dieser Richtung hin ist die Gesellschaft im vorigen Jahre mehrfach thätig gewesen. Auch das Programm für die nächste Zeit beweist, daß die Gesellschaft auf der betretenen Bahn rüstig weiter schreitet. Es sind folgende Vorträge in Aussicht genommen: „Ueber religiöse Erziehung", ein Parallelvortrag des Herrn Pfarrers Ackermann in Wenigenjena zu dem bekannten Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille-Berlin, — „Die Sachlichkeit vor Lage in ethischer Beleuchtung", Referent: Herr Rechtsanwalt Dr. Fränkel-Berlin. — „Politik und Ethik", Ref.: Herr Schriftsteller H. Cysewa-Jena. — „Wissenschaft und Politik", Ref.: Herr M. Gerwald-Jena. Außerdem wird noch die „Frauenfrage" entweder durch Frau Klara Zetkin oder Frau Dr. Braun behandelt werden. — Die Kampagne eröffnete am gestrigen Abend Herr Dr. Bergemann durch einen interessanten Vortrag über „Moralische Kinderbelehrung" in allgemeiner und prinzipieller Beziehung. Die dem Vortrag folgende Diskussion wurde mit großem Ernst geführt und zeitigte recht belehrende Auseinandersetzungen.

Briefkasten.

X. Y. Die Charakteristik des Philisters, welche am Schluß des Artikels von Dr. Wille in voriger Nummer zitiert wird, ist allerdings nicht von „irgend einem Dichter" sondern von Goethe; sie findet sich in seinen Sprüchen und Maximen und lautet nicht wie in dem Artikel angegeben, sondern folgendermaßen:

Was ist ein Philister?
Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung angefüllt —
Daß Gott erbarm!

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg Berlin W, Matthäikirchstraße 7.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Novemberprogramm.

Donnerstag, den 16. November, Abends 8¼ Uhr, Unter den Linden 16, Hof III. Diskussionsabend „Ueber den Religionsunterricht in öffentlichen Schulen." Referent: Prof. Dr. Bruno Meyer. **Nur für Mitglieder** (ev. Legitimation durch Mitgliedskarte).

Dienstag, den 28. November, Abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städt. Rathauses. Monatssitzung und Vortrag: Frau Hanna Bieber-Böhm: „Zur Kulturgeschichte der Ehe." Diskussion. Nachher geselliges Beisammensein im Ratskeller. **Gäste willkommen!**

Der Schriftführer: **Dr. Fenzig.**

Deutschnational.

Von Ben Akiba dem Jüngeren, der im Deutschtum, nicht im Christentum aufgeht. Mit einer Kundgebung eines Geh. Regierungsraths und Universitäts-Professors in Berlin.

Verlag von Paul Schimmelwitz, Leipzig.
— Preis 50 Pf. —

Für die kritische Würdigung der mit glühender Begeisterung und seinem gesunden Humor verfaßten Flugschrift ist es von besonderem Interesse, daß sowohl der Großmeister der Philosophie und schaffsinnige Politiker Dr. Eduard v. Hartmann, als auch der Gründer der deutschen Gesellschaften für ethische Kultur, Professor Wilhelm Foerster, dem Verfasser für seine so entschiedene Stellungnahme und für den moralischen Mut seines ganzen Auftretens die vollste Anerkennung zollen!

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verein für ethischer Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 5845.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 25. November 1899. | Nr. 47.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Eine Volksuniversität in Paris. Von A. Moulet. — Briefe von Henriette Schrader. — Nationales Pharisäertum. Von Th. Beig. — Streitschrift: Freiheit der Wissenschaft und Byzantinismus. Kirchliche Empfindlichkeit. Der Krieg von der komischen Seite. — Eingegangene Schriften. — Wanderrednerdienst.

Eine Volksuniversität in Paris.

Von Alfred Moulet (Caen).

In allen zivilisierten Ländern steht — und es ist das ein Ehrentitel unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts — die Frage der höheren Volksbildung auf der Tagesordnung. England hat mit der Londoner Toynbee Hall Europa zuerst das Beispiel einer Volksuniversität gegeben. (Deutschland besitzt in der Humboldt-Akademie zu Berlin und nach ihrem Muster in einer Reihe anderer großer Städte etwas Aehnliches. Anm. d. Red.) Seit einigen Wochen hat nun auch Frankreich, das für die Volksbildung schon so viel gethan hat, seine Volksuniversität in Paris.

Das Werk ist groß angelegt und vielversprechend; es verdient weitere Bekanntwerdung. Unter den traurigen Erscheinungen der Gegenwart ist es ein siegreiches und aufrichtendes Beispiel von der Kraft der aufgeklärten Hingabe einiger weniger Männer guten Willens an eine große Sache und es bedeutet einen neuen Sieg des ethischen Gedankens.

Im Februar 1896 begründete ein bescheidener Arbeiter im Druckereigewerbe, Georges Deherme, überaus tüchtig in seinem Geschäft und mit lebhafter Intelligenz begabt, eine neue soziologische Monatsschrift: La coopération des idées, die er selbst schrieb, druckte und heftete. Der Titel der Zeitschrift schon sagt, was er wollte: die Bildung Aller vervollkommnen durch ein gemeinsames Hand in Hand-Arbeiten; vor allem suchte er den Arbeiter aufzuklären und zu veredeln. Ohne Zweifel war das, was er unternahm, nichts völlig Neues; er trat nur in eine Bewegung ein, die jetzt alle Länder durchdringt. Aber er selbst war ein einfacher Arbeiter; er hatte am eigenen Leibe die sittlichen Gefahren des Arbeiterlebens erfahren, den verhängnisvollen Einfluß der Umgebung, die gefährliche Verführung der utopistischen sozialistischen Theorien. Er wußte aus eigener Erfahrung, in welche Irrtümer der Weltanschauung und der Lebensführung ein Arbeiter mangels einer umfassenden Bildung und sachkundigen Leitung verfallen kann. Und aus dieser Erfahrung entsprang sein thatkräftiges Unternehmen.

Damals schrieb er an Gabriel Séailles, Professor an der Sorbonne, einen seiner eifrigsten Mitarbeiter:

„Ich habe persönlich die schmerzliche Erfahrung gemacht, mangels aller intellektuellen Anregung und Leitung, mangels aller reinen Quellen, wo man den Wissensdurst stillen könnte: ein junger Mensch kann in die gröbsten Irrtümer verfallen. Der verständige Arbeiter hat keine andere Berührung als mit Fanatikern und Gewaltmenschen. Ich habe die traurige Ueberzeugung, daß es eine Menge junger Leute giebt von brennendem Eifer, voller Intelligenz, Herzensbildung und Seelenadel, die jetzt auf dem Bagno sind, die auf dem Schaffot geendigt haben, oder die allmählich in den tiefen Schlamm des Gesellschaftslebens hinabgeglitten sind, nur weil sie die moralische Unterstützung nicht gefunden haben, die wir ihnen bieten wollen und die aus ihnen wahrhaft nützliche Mitglieder der Gesellschaft gemacht hätte."

Man sieht, welchem tiefen Bedürfnis G. Deherme Befriedigung zu schaffen unternahm.

Eine Zeitschrift konnte nicht genügen. Man brauchte die unmittelbare menschliche Berührung, das lebendige Wort, den fruchtbaren Austausch von Gedanken und Meinungen. G. Deherme entwarf also den Plan seiner Volksuniversität. Nach vieler Mühe gelang es ihm, in dem von der Arbeiterschaft reich bevölkerten Faubourg St. Antoine einen kleinen, sehr bescheiden eingerichteten Saal zu mieten, wo allabendlich Leute, die den verschiedensten Konfessionen und Berufen angehörten, sich versammelten, um einem Vortrage zu lauschen. Eine sehr lebhafte Unterhaltung folgte jeden Abend dem Vortrage. Deherme hatte, wenn auch in sehr beschiedenen Grenzen, seine Wechselwirkung der Ideen in die Wirklichkeit eingeführt.

Mit dem Erfolge wuchs sein Ehrgeiz. Er glaubte sich nicht begnügen zu können mit diesem kleinen Saal, dürftig ausgestattet mit Holzbänken und wenigen Büchern. So suchte er die Mitarbeit aller derer zu gewinnen, die mit ihrer Börse, mit Feder und Wort stets für die Sache der Volksbildung zu haben sind. Das Geld kam allmählich ein; von allen Seiten strömte herbei, was guten Willens war. Und so wurde mit hartnäckigem Eifer unsere erste Volksuniversität ins Leben gerufen.

Das Bulletin de l'Union pour l'action morale, die Deherme unter ihre thatkräftigsten Mitglieder zählt und ihm für sein Werk wirksame Hilfe geleistet hat, veröffentlichte am 1. April d. J. die Satzungen der „Coopération des idées" und die folgende erläuternde Voranzeige der geplanten Volksuniversität:

„Wir wollen eine wirkliche Zivilisation, die nicht mehr die Mehrheit der Menschen von sich ausschließt, eine Zivilisation, die nicht mehr das Werk und der Vorteil nur Einzelner ist, sondern an der alle mitzuarbeiten und teilzunehmen berufen sind.

Unsere Vereinigung macht für keinerlei besondere politische, religiöse oder philosophische Lehre Propaganda. Sie ist ein Unternehmen höherer Volksbildung und sozialethischer Erziehung. Sie verfaßt

Digitized by Google

sich also allem Belehrungseifer und schließt nur die Ausschließlichkeit aus. Sie will nicht Anhänger werben und dabei die Geister trennen und erbittern, sondern sie will Menschen bilden, indem sie dieselben im aufrichtigen Suchen nach dem Wahren und Guten, in der Freude am Schönen eint.

Die Stunden der Muße sind für den Arbeiter, den Angestellten und den Landmann, wenn sie nicht an gesunder und guter Lektüre Geschmack gewinnen, die traurigsten und gefährlichsten. Und doch könnten sie nicht nur in angenehmer und würziger Weise verwandt, sondern für die natürliche, geistige und sittliche Entwicklung, d. h. für die soziale Emanzipation dieser Klassen nutzbar gemacht werden.

Gegenüber der Kneipe, den Singspielhallen wollen wir unsere Volkshumanitätsstätten aufschlagen. Sie sollen in sich schließen:

1. Einen Saal für Kurse und Vorträge aus dem Gebiete der höheren Bildung.
2. Einen Vortragssaal für die verschiedenen Gesellschaften für Fortbildungsunterricht.
3. Ein allabendlich geöffnetes Museum mit gewerblichen Kursen.
4. Einen Theatersaal.
5. Fecht- und Turnhalle.
6. Brausebäder.
7. Einen Unterhaltungssaal.
8. Eine ständig geöffnete Bibliothek.
9. Laboratorien.
10. Ein Zimmer für ärztliche, juristische, ökonomische Rat- und Auskunftserteilung.
11. Apotheke.
12. Ein Restaurant nach den Grundsätzen der Temperenz.
13. Möblierte Zimmer zur Vermietung an jüngere Leute oder Berufe.
14. Eine Normalschule für Volkserzieher.
15. Bureaux für Stellennachweis, gegenseitige Hilfe, Versicherungen u. s. w.

Bei gutem Wetter finden wissenschaftliche, ästhetische Ausflüge statt, Besuch der Museen oder einfach Spaziergänge von Freunden.

Diese Universitäten werden die Familien ihrer Mitglieder, Frauen, Kinder, Lehrlinge, Dienstboten nicht außerhalb ihres Wirkungskreis lassen. Man wird nicht nur danach trachten, deren Lage durch Genossenschaften aller Art zu verbessern, sondern auch die Verbesserung und Verschönerung des häuslichen Herdes im Auge behalten. Diese Thätigkeit dürfte besonders die Aufgabe der Frauen in den Komitees werden. Unsere Erziehung soll zum Herzen gehen. Was ihr Kraft, Tüchtigkeit, Sinderrlichkeit verleihen wird, ist der Umstand daß das Volk in unseren Universitäten im eignen Heim sein wird, im Familien- und Freundeskreis. Wir wollen den Seelen etwas bieten. Unser Unterricht soll lebendig sein. Wir wollen das Volk aufsuchen in seinen Vergnügungen, bei seiner Arbeit, in seinen Leiden." U. s. w.

„Aber unsere Gesellschaft wird nicht darauf warten, bis sie Alles kann, was sie will, sondern sofort thun, was sie kann. Sie wird unmittelbar, mit voller Konsequenz und nach jeder Richtung zu wirken anfangen. Das wird der beste Beweis für ihre Lebensfähigkeit und Kraft sein."

Die Volksuniversität hat ohne schmerzliche Erfahrungen den Schritt von der bloßen theoretischen Spekulation zur praktischen Ausführung gemacht. Sie lebt! Faubourg St. Antoine 157. Bibliothek und Lesehalle, Vortragssäle, Musen, die photographische Abbildungen der unsterblichen Kunstwerke enthalten, Spielsaal und selbst Theaterraum sind bereits vorhanden.

Die Einweihung fand am 2. Oktober statt. Herr Gabriel Séailles hatte die Festrede übernommen und entwarf ein Aktionsprogramm mit der philosophischen Akkuratesse, Wärme und Ueberzeugungskraft, die ihn auszeichnen.

Vor dem langen Tisch, an dem der Vortragende inmitten einer ausgesuchten Schaar führender Geister sprach (sein Podium, um von vornherein den freundschaftlich-demokratischen Charakter wahrer Mitarbeiterschaft anzudeuten), lauschte eine überaus zahlreiche Menge. Aus seiner Rede seien nur wenige Stellen herausgehoben:

„Mehr als irgend jemand mißtraue ich den hochtönenden Programmentwürfen, von denen oft nichts bleibt als der leere Schall. Wer gut gesprochen hat, ist allzu oft versucht zu glauben, er hätte bereits gut gehandelt. Ich weiß: Donnerbalz Denkmäler werden nur in der ernsten Arbeit Vieler Tag für Tag, Stunde für Stunde, erbaut und Niemand erfährt von den Anstrengungen der Einzelnen. . .

Wir verteilen uns, um das Leben in der Gesellschaft erst zu lernen, um endlich anzufangen zu leben, in der Ueberzeugung, daß unsere persönliche Existenz um so reicher und geschlossener wird, als wir sie einem Gesamtideal widmen, das unser Dasein in die Harmonie einer dauerhaftern und erhabenern Existenz einschließt. . ."

Die folgenden Worte gehen an die Adresse derer, die, wenn sie zum Volk gehen und ihm ihre Hand, ihren Kopf oder ihr Herz widmen, sich einbilden, sie erfüllten damit eine einfache Pflicht der Güte, eine etwas höhere Form des Almosengebens, während es sich doch für sie in Wahrheit nur um ein strenges Gebot der Gerechtigkeit handelt:

„Auf allgemeiner Mitarbeit beruhend ist unser Werk nicht ein „gutes Werk", eine gütige Herablassung; wir wollen nicht die menschenfreundlichen Neigungen spielen und dadurch die soziale Ueberlieferung etwa rechtfertigen. Hier giebt es keine Wohlthäter, keine Herren, keine Gönner; unser Eigentum ist Gesamteigentum . . . Wir finden unser Gesetz in unserem Ideal: wir sind freie Menschen, auf dem gleichen Fuß freiwilliger Mitarbeit. Wir legen alle unser Wissen und Wollen in die gemeinschaftliche Kasse, wir bringen unsere Gedanken einander näher, um sie zu vergleichen; wir suchen uns verstehen zu lernen; wir wissen, daß wir Alle, die Niedrigsten und die Höchststehenden, bei diesem freien Gütertausausch gewinnen müssen, dadurch daß wir uns von unseren Vorurteilen befreien, uns gegenseitig kennen und lieben lernen, daß wir unseren Geist zur Gerechtigkeit, unser Herz zur allumfassenden Liebe bilden und unsere Vorstellung von der Menschheit erweitern . . . Wir schließen nur die von uns aus, die, im Bewußtsein des privilegirten Besitzes der absoluten Wahrheit, sich das Recht anmaßen, dieselbe jedermann aufzudrängen."

Aber, so werfen die Sozialdemokraten ein, wenn man sich an die Thatkraft des Einzelnen wenden will, ist es nötig, erst die Gesellschaft selbst zu reformieren. Wandelt erst die ganze Umwelt, ehe ihr euch daran macht, das Individuum zu verbessern!

„Wir drehen uns im Kreise. Man soll die gesellschaftlichen Zustände umwandeln, um das Individuum zu wandeln — und man muß das Individuum bessern, um die gesellschaftlichen Zustände zu bessern. So wirft man uns vom Einzelnen auf die Gesellschaft, von der Gesellschaft auf den Einzelnen und so scheint es, als wären wir zu ewigem Widerspruch und zur Unfruchtbarkeit verdammt . . .

Aber wie, wenn wir, statt im Müßiggang, den die Volkspessimisten oder Lakaien Anlaß nennt, auf das irdische Paradies zu warten, uns einmal auf den Weg dahin machten? Wenn wir uns unsere Dernunft bedienten, um das Ganze zu begreifen, unseres Willens nun einmal damit anzufangen? Da der Berg nicht zu uns kommen will, wie wär's, wenn wir einmal zum Berge gingen . . .? Nur unsere eigene Thätigkeit kann die Schwierigkeiten überwinden und sie wird sie überwinden: neue Menschen für eine neue Gesellschaft zu bilden . . . .

Indem wir gemeinschaftlich handeln, Hand in Hand arbeiten, und schon dadurch die neue Gesellschaft vorbereiten, laßt uns aus Werk gehen, Menschen und Dingen, die uns umgeben, unser wirkliches Recht, ohne den wir nichts als die äußere Form unseres Elends ändern könnten . . . . Unser Ehrgeiz ist: die neue Gesellschaft zu beginnen, anstatt auf sie zu warten."

Nun, diese tapferen Männer haben begonnen. Die Volksuniversität ist da; sie ist noch nicht reich; aber, wenn man den begeisterten Glauben, den Mut und die Hingebung eines G. Deherme und seiner Freunde besitzt, dann darf man wohl mit Vertrauen in die Zukunft blicken.

Briefe von Henriette Schrader.

Am 25. August dieses Jahres starb frau Henriette Schrader die begeisterte Vertreterin der Erziehungsideale Pestalozzis und Fröbels, die Begründerin der nach diesen beiden großen Volks- und Sozialpädagogen benannten ungemein segensreich wirkenden Lehrerinnen in Berlin, eine der besten Frauen unserer Zeit, die allen Bestrebungen in der Richtung menschlichen Fortschritts die wärmste Teilnahme und das feinste Verständnis entgegenbrachte und die auch der Sache, welche die „Ethische Kultur" vertritt, immer mit regstem Interesse zugethan blieb.

Noch in der letzten leidensvollen Zeit ihres Lebens beschäftigte sie sich unausgesetzt mit dem Ausbau ihrer inneren Gedankenwelt und den Aussichten auf praktische Verwirklichung ihrer Ideen über Erziehungsreformen in sozialethischer Richtung. Sie schrieb in diesem Sinne vom Krankenlager aus mehrere Briefe, die uns von ihrem Gatten, Reichstagsabg. K. Schrader freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind, (als Manuskript gedruckt in den Mitteilungen des Pestalozzi-Fröbel-Hauses) und die wir nachfolgend auszugsweise wiedergeben. Sie können nicht als alles andere eine Vorstellung von der Persönlichkeit der Verstorbenen und davon geben, was die Freunde ethischen Kulturfortschritts an ihr verloren haben.

Aus einem Brief an frau Marie Looper-Houffelle vom 20. Juli 1899:

Digitized by Google

Deinen Aufsatz über die Erziehung zur Arbeit habe ich nicht gelesen, als er erschien; man hat mir Alles fern gehalten, was mein besonderes Interesse erregte, weil ich noch zu schwach war, viel zu denken; aber ich werde später manches nachholen, was ich versäumt habe. Frau Richter ist ganz entzückt von dieser Deiner Schrift und bespricht sie mit den reiferen jungen Mädchen. Ich habe so manchen stillen Gedanken jetzt, wenn ich das Streben der emancipierten Frauen verfolge: ich vermisse im Ganzen so sehr Einfachheit und Naturwahrheit und somit die rechte Würdigung der beiden Geschlechter zu einander und der Lösung der Aufgaben, die ihnen von Gott oder von der Natur, wie man sagen will, zugewiesen sind. Man würdigt die Bedeutung der hauswirthschaftlichen Thätigkeit, der Kindererziehung und des scheinbar stillen Wirkens im Familienleben nicht genug. Allerdings greift man mit Recht die Stellung an, welche diese Thätigkeiten zu den übrigen Lebensfaktoren einnahmen und noch einnehmen; es ist in der That unwürdig für die Frau, in der Küche zu braten und zu kochen, nur um den Mann, er mag sein, wie er will, als ihren Herrn zu befriedigen. Beide sollten vereint die Wissenschaft zu Rate ziehen in Bezug auf die richtige Ernährung und dieselbe in ein harmonisches Verhältnis zu dem ganzen Stande des jedesmaligen Familienlebens bringen; die Ausübung dieser Thätigkeit muß zu einer Kunst werden, die vorwiegend der Hand der Frau überlassen bleibt, entweder selbstthätig oder verständnisvoll und gescheit dirigierend. Die richtige Lebensfürsorge zu üben erfordert für den leitenden Kopf und die Hand eine wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung; welche großartige Rolle dieselbe in der Kulturgeschichte gespielt hat und spielt, bringt die historische Wissenschaft immer mehr und mehr an den Tag.*) Es ist unwürdig für die Frau, nur die Amme der Kinder des Mannes zu sein und seinem vorwiegenden Trieb nach Fortpflanzung seines Geschlechtes zu genügen, aber jedenfalls hat das Weib bei der Kindererzeugung und Erziehung ganz andere Aufgaben zu erfüllen, als der Mann. Wie sie das Kind vor der Geburt mit ihrem Blute nährt, wie sie das Persönlichste und Eigenste ihres Lebens dem sich entwickelnden Kinde giebt, so hat sie auch vor Allem in den ersten Lebensjahren desselben das Individuelle und Persönliche zu pflegen.

Pestalozzi und Fröbel haben in tiefsinniger Weise uns die Bedeutung der ersten Lebensjahre offenbart, und die moderne Psychologie beweist auf wissenschaftlichem Wege immer mehr die Wahrheit der Anschauungen der genannten großen Pädagogen. Es wird auch eigentlich nicht mehr bestritten, daß die ersten Lebensjahre des Menschen den Grund legen zu seinem späteren Leben, aber im Ganzen ist dieses Wort noch eine Phrase ohne wirkliche tiefe Empfindung und Erkenntnis. Um eine solche dem weiblichen Wesen zu vermitteln, gehören ganz andere Studien und Vorbereitungen dazu, als wie jetzt unsern Töchtern gegeben werden. Die neuen Erkenntnisse über das Wesen des Menschen und besonders des kleinen Kindes sollen nicht etwa an die Stelle des Instinktes treten, mit dem die Frau so vorwiegend begabt ist, sondern sie sollen die natürlichen Offenbarungen nur klären und läutern und neue Instinkte frei machen. So muß die natürliche Mütterlichkeit, welche dem Weibe angeboren ist, in ein ganz neues Verhältnis zu der Wissenschaft und Kunst treten, so wie das stille Wirken des Weibes zu Hause und unter ihren Kindern ein ganz neues Verständnis in sich zu schließen hat für das öffentliche Leben. Die Stille des Familienlebens, nicht zu verwechseln mit Leere und Eintönigkeit, steht nicht im Gegensatz zu dem öffentlichen Wirken, sondern ist aufs innigste mit demselben verbunden und verwebt.

Pestalozzi führt uns so tief ein in die Notwendigkeit, das Kind recht individuell zu erfassen, wenn es einst fähig sein soll zum klaren, objektiven Anschauen und Wirken, verbunden mit persönlicher Wärme und Liebe. Vor allem tritt dies hervor in seiner Schrift „An den Edelmut 2c. meiner Nation". Er zeigt uns die Größe im sogenannten Kleinen, den Zusammenhang des Unscheinbaren, Stillen mit dem Großen und Lauten des öffentlichen Lebens. Pestalozzi zeigt, wie notwendig eine Stille und Abgeschlossenheit, sowie die Möglichkeit, zu individualisieren, für die grundlegende Erziehung sei, wenn sich kräftige Charaktere und Individualitäten entwickeln sollen. Die Mutter bedarf einer gewissen Muße und heiligen Ruhe, die es ihr ermöglichen, auf die Aeußerungen ihres Kindes zu lauschen, um das große Wort Fröbels auf dem Felde der Pädagogik zur Wahrheit zu machen, welches er den Frauen zuruft: Seid innerlich aktiv, aber äußerlich passiv Euern Kindern gegenüber! Darum sind mir Kindergärten mit großer Klassen- und Massenerziehung ein Greuel, ebenso wie die ewig schwatzenden Kindergärtnerinnen, die den Kleinen alles beibringen wollen und ihnen in der That das Schönste rauben, was der Kindheit eigen sein sollte: selbst seinen Weg zu finden, seine eigenen Entdeckungen zu machen und die Seele durch eigene Phantasiegebilde zu entwickeln und zu bereichern. Aber jetzt ist die Belehrungswut mehr denn je über die Menschen gekommen und man kennt kaum noch die Keuschheit der Erzieherin den Kleinen gegenüber.

Man leidet in unserer Zeit zu sehr an der Ueberschätzung massenhafter Kenntnisse und einseitiger Entwicklung intellektueller Fähigkeiten. Das hat zum großen Teile Herbart verschuldet mit seiner stiefmütterlichen Behandlung des Gemütslebens. Der Philosoph Frohschammer spricht in seinem Werke über die Phantasie davon, daß die Bedeutung des Gemütes erst in der Neuzeit entdeckt sei und zu einer ganz anderen Würdigung gelangen müsse als bisher. Auf der Wahrheit dieses Ausspruches beruht die Notwendigkeit einer neuen Erziehung besonders für die Frauen. So lange eigentliche Kenntnisse und intellektuelle Bildung als das Allerhöchste angesehen werden, ist das Streben der Frau, in dieser Beziehung etwas Hervorragendes zu leisten, sehr natürlich. Es muß das Gefühl ihrer Würde dem Manne gegenüber in ihr das Streben nach Selbständigkeit immer mehr erwecken. Sie muß auch volle Freiheit haben, sich auf jedem Lebensgebiete zu bewegen, denn der Mann hat keinerlei Recht, den Frauen irgend etwas vorzuschreiben, aber sie selbst werden mit Hilfe der modernen Wissenschaft auch mehr und mehr das Gebiet entdecken und beleben, auf dem sich ihre eigenste Natur zu einer jetzt kaum geahnten Schönheit und Würde entfalten kann.

Die Entstehung und Entwicklung des Familienlebens ist nicht nur auf Naturtriebe zurückzuführen, sondern sie gehört ebenso gut dem Geistes- und Kulturleben an. Somit entwickelt sich der Familienhaushalt, die Familien-Erziehung auch mit der Zeit zu einer Wissenschaft und Kunst, und jedes weibliche Wesen sollte je nach Alter und Verhältnissen in dieselben eingeführt werden, ehe es ein besonderes Fachstudium ergreift. Es sollte ein Verständnis haben für das Verhältnis der Familienwirtschaft zur großen Volkswirtschaft und deren Wechselwirkung auf einander, für das Verhältnis der Familienhäupter zu den Hilfskräften innerhalb und außerhalb des Hauses, und für die jeweiligen Beziehungen des Familienlebens zu der Gemeinde, der Kirche, dem Staate 2c. und für die Aufgaben, welche die Familie diesen gegenüber zu erfüllen hat. Auch ist es vorwiegend die Aufgabe der Frau, das psychologische Verständnis für die verschiedenen Familienglieder zu gewinnen, die leider viel zu häufig einander widerstreben, anstatt sich zu ergänzen und zum harmonischen Zusammenwirken zu gelangen. Es ist kein Zweifel, daß im allgemeinen die Frau mehr beanlagt ist, als der Mann, in das innere Wesen anderer einzudringen; diese Begabung bedarf aber

*) Siehe Lippert, Geschichte der Familie.

Digitized by Google

der Ausbildung und Unterstützung. Kurz und gut, sie sollte Lebenswissenschaft studieren und lernen, Lebenskunst zu üben.

Wenn Pestalozzi und Fröbel recht haben, wovon ich felsenfest überzeugt bin, daß die individuelle Erziehung des kleinen Kindes den einzigen sicheren Grund legt zu einer spätern edlen Objektivität, so ist es gerade in unserer Zeit von ganz besonderer Bedeutung, die Frau für das Individualisieren zu erziehen.

Es ist ja keine Frage, daß in vieler Beziehung das Individuelle und Subjektive in unserer Zeit über die ihm gesteckten Grenzen hinaustrebt; aber andererseits stürmt die Sozialdemokratie gegen die Hauptaufgabe des Familienlebens an, der Individualität ihr gutes Recht zu verschaffen. Ein tiefes Verständnis des großen Wortes von Fröbel: „Ich gründe meine Erziehung auf die Vermittlung der Gegensätze", weist uns darauf hin, was für die harmonische Erziehung des Menschen notwendig ist. Je jünger das Kind ist, desto mehr bedarf es individueller Beachtung, nicht im Gegensatz gegen und durch Loslösung von der Hingabe für das Allgemeine, sondern in rechter, seiner Individualität angemessener Verknüpfung mit demselben. Ich möchte dafür ein kleines Beispiel anführen. Schon das kleine Kind, welches der größten individuellen Besorgung bedarf, kann insofern für die Hingabe an das Allgemeine erzogen werden, indem ihm nicht gestattet wird, außer den festgesetzten Zeiten Nahrung zu verlangen, oder aus dem Bedürfnisse nach Verhätschelung die Nachtruhe der Mutter oder Pflegerin zu stören. Später dient der Kindergarten, welcher besonders das Gruppensystem pflegt, zu der angedeuteten Vermittlung der Gegensätze zwischen individueller Berechtigung und Hingabe der Persönlichkeit an das Allgemeine, soweit das Kind in diesem Lebensalter dies verträgt.

In der Familie ist das Kind als Glied derselben der Mittelpunkt aller Sorge und Aufmerksamkeit, wenn auch leider oft in recht verkehrter Weise; im Kindergarten ist dies nicht der Fall. Wird das Kind in der Familie, wie es sein sollte, zur Selbstthätige und Hilfeleistung für andere angeleitet, so kann der persönliche Egoismus überwunden werden, aber es liegt die Gefahr vor, daß er sich zum Familien-Egoismus entwickelt. Im Kindergarten wird derselben vorgebeugt, d. h. wenn eine solche Anstalt in rechter Weise geführt wird, wenn dieselbe auf den Grundzügen des Familienlebens ruht, aber dessen Einseitigkeiten vermeidet. Der Kindergarten muß deshalb so organisiert sein, daß er eine Hauswirtschaft in sich schließt, wie dies im Pestalozzi-Fröbelhause der Fall ist. Dort hat sich in sanfter, der zarten Kindesnatur entsprechenden Weise das enge Familienleben schon zu einem Gemeindeleben erweitert, an dessen Wohlsein und Gedeihen das Kind seinen Kräften gemäß mitwirkt. Wir haben dort erfahren, welche unschuldige und natürliche Freudigkeit die Kleinen durchströmt, wenn sie erfahren, wie prächtig den Kindern, die dort den Mittagstisch erhalten, der Kartoffelbrei schmeckte, zu dessen Herstellung sie in vielfacher Weise thätig waren. Sie hatten einst Kartoffeln im Garten gepflanzt, deren Wachstum befördert; sie hatten bei der Ernte geholfen und bei der richtigen Aufbewahrung derselben, teils im Keller, teils in Gruben, Hand angelegt. Die größeren Kinder, welche schon in die Vermittlungs- bezw. Elementarklasse übergetreten sind, hatten die Erzieherin bei ihren Einkäufen von Kartoffeln begleitet und alle hatten abwechselnd in der Küche geholfen, je nach ihren Kräften, Kartoffeln zu schälen, in kleinen Portionen den Brei zu bereiten und ihn dann den Mittagsgästen auszuteilen. Eine Dame, welche das Pestalozzi-Fröbelhaus besuchte, als gerade der Akt Mittelpunkt der häuslichen Beschäftigung war (s. „Henriette Schrader, Häusliche Beschäftigung und Gartenarbeit im Kindergarten"), erzählte mir ganz ergriffen, daß die Kleinen in der Gruppe Apfelmus bereitet und dasselbe voller Glückseligkeit den kleinen Mittagsgästen gebracht hätten. Es war ihnen erlaubt, die Speise zu kosten. Die Dame war ganz gerührt, daß die Kinder keinerlei Gierigkeit zeigten, das Mus selbst zu verzehren, sondern ohne qualvolle Ueberwindung egoistischer Neigung anderen mit ihrem Erzeugnisse eine Freude bereiteten. Könnten wir mehr von dem erwachsenen Menschen verlangen, als daß er in diesem Sinne thätig sei für seine Mitmenschen? Aber das Große liegt eben im Kleinen und es kommt vor allem darauf an, daß wir die Anfangspunkte dessen, was der Mensch im späteren Leben leisten soll, richtig verstehen und ergreifen, daß wir das Gesetz der Metamorphose, d. h der verschiedenstien Entwicklungsformen von einem und demselben inneren Wesen erfassen.

Und welch' eine Fülle von Kenntnissen und Erkenntnissen bereitet die hauswirtschaftliche Thätigkeit, Gartenarbeit eingeschlossen, bei den Kindern vor! Aber leider steht diese Seite bei den Erzieherinnen zu sehr im Vordergrunde und sie schieben die Gelegenheit, bei den genannten Beschäftigungen wesentlich auch auf das Gemüt und die Willenskraft zu wirken, nur zu häufig beiseite. Freilich ist es weit bequemer, zu unterrichten, als mit den Kindern ein wahrhaft christliches Leben zu führen. Ja, man geht sogar soweit, die besprochene Seite der Erziehung im Pestalozzi-Fröbelhause anzugreifen und zu verdammen, unter dem Vorwande, es sei nicht „Fröbelisch", die hauswirtschaftliche Thätigkeit in den Kindergarten einzuführen. Ich bin kühn genug, zu behaupten, daß diese Angreifer Fröbel im Grunde nicht verstehen, daß sie weder seine Menschenerziehung noch vor allem sein wunderbares Werk „Mutter- und Koselieder" in der Tiefe erfaßt haben. Daß ich vollkommen Recht habe mit der teilweisen Umgestaltung und Erweiterung des Kindergartens, wozu im Pestalozzi-Fröbelhause der Anfang gemacht ist, kann ich aus Fröbels Schriften in jeder Beziehung nachweisen.

Fröbel kam verhältnismäßig spät zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe, die Frau zur geistigen Mütterlichkeit zu erziehen und zu gleicher Zeit die öffentliche Kleinkinder-Erziehung, welche der Frau Gelegenheit bieten sollte, das Kind kennen und richtig behandeln zu lernen, in seinen Kindergärten zu reformieren. Fröbel war arm ja mehr als arm; er war mit Schulden belastet. Nach dem Tode seiner ersten, wunderbar verständnisvollen Frau stand er zehnjährig allein ohne solche weibliche Hilfe, welche die Tiefe seiner reformatorischen Ideen wirklich erfaßte und zugleich die Fähigkeit besaß, dieselben praktisch zu gestalten. Fröbel hat in echt männlicher Genialität die Entwicklungsgesetze der menschlichen Natur erfaßt und begriffen, aber es gehörte die ganze Hingabe und natürliche Begabung des wahrhaft weiblichen Wesens dazu, denselben die rechte und sachgemäße Gestaltung zu geben. Dies ist nun die Aufgabe der Frauen, welche sich zu Fröbels Lehre bekennen. Seine noch lebende Wittwe Louise Fröbel, geb. Levin, hat schon nach der Seite des Gemütes hin den Anfang dazu gemacht, aber es war ihr leider nur vergönnt, eine sehr kurze Zeit mit Fröbel zu leben, und Frau von Marenholtz, so großartig ihr Geist Fröbel erfaßte und soviel sie gethan hat, ihn kleinlichen Erwerbsinteressen gegenüber hochzuhalten, so verhielt sie sich doch zu der Seite, welche gerade mir so überaus wichtig erscheint, ablehnend und erfaßte die Sache, nach meiner Beurteilung, zu einseitig intellektuell und zu lehrhaft, und leider wies sie jede Verständigung mit mir in schroffer Weise zurück, nachdem ich zur selbständigen Entwicklung auf dem Gebiete der Pädagogik gelangt war, obwohl wir längere Jahre in schönster Harmonie gelebt hatten, und ich ihr nie meine aufrichtige Bewunderung versagte. —

Brief an Annette Hamminck-Schepel über Unterricht in der biblischen Geschichte. (unvollendet):

Geliebte Annette!

Erinnert Du Dich noch der Zeit, als wir unsere Elementarklasse eröffneten und Du als gepriifte Lehrerin den Religionsunterricht, d. h. die Erzählung biblischer Geschichten

Digitized by Google

übernehmen sollest? Du standest damals in einer noch nicht abgeschlossenen Entwicklungsperiode in Bezug auf Deine religiösen Anschauungen Das negative Element war in Dir vorherrschend. Du mochtest am liebsten solche Punkte nicht berühren und es fehlte Dir vollständig an einem warmen positiven Glauben. So war es ganz natürlich, daß Du Dich der Wahrhaftigkeit Deiner Natur gemäß ernstlich sträubtest, irgend etwas mit positiver, religiöser Belehrung der Kinder zu thun zu haben, und wir waren aus diesem Grunde in einer großen Verlegenheit, da wir zu ungern jemand, der nicht in unserm Sinne gebildet war, in die Erziehung unserer Elementarkinder eingreifen lassen wollten. Ich hat Dich nun, Dich einmal in die Geschichten des Alten Testamentes, von denen wir den Kindern Mitteilung zu machen hatten, zu vertiefen, indem ich überzeugt war, daß Du in vielen derselben ein poetisches Element finden würdest und daß die herrliche Sprache Luthers in ihrer Einfachheit und Kraft Dich sympathisch berühren würde. Wir beschlossen dann, eine Auswahl solcher Geschichten zu treffen, deren Inhalt in irgend einer geistigen Beziehung zu dem Kindesleben unserer Elementarschüler stände, d. h. insofern, daß dieselben eine innere Erfahrung von dem Inhalt der Geschichten hätten oder wenigstens haben könnten. Wir konnten uns in Bezug darauf ganz frei bewegen, da wir damals unter keiner Schulaufsicht standen, die uns mit ihren Vorschriften eingeengt hätte, wie es später in mancher Beziehung der Fall war.

Du erklärtest Dich mit meinen Vorschlägen einverstanden und unternahmst eine Arbeit, die Dir nunmehr nicht so unmöglich mehr wie früher erschien. Du ließest Dich ganz von Deiner herrlichen Gabe, kindlich zu erzählen, leiten. Dich fast immer an die ursprüngliche Form des Lutherischen Ausdrucks haltend. Die Sprache unseres großen Bibelübersetzers entzückte Dich selbst und was Dein Herz bewegte, ließest Du den Kleinen gegenüber ausströmen. Dies blieb nicht ohne mächtige Wirkung, und eines Tages sagtest Du mir ganz ergriffen: Es muß doch etwas ganz Besonderes um die biblischen Geschichten für die Kinder sein, denn die Kleinen zeigen eine förmliche Andacht bei dem Anhören derselben. Sie wollten sie immer wieder und wieder vernehmen und ein kleines Mädchen that die Aeußerung: Ach Tante Annette, laß uns die Geschichte einmal singen. So erwuchs Dir und uns die schönste Freude aus einem Unterrichtszweige, den zu übernehmen Dir zuerst unmöglich erschien.

Wir gestalteten nach und nach die Bibelstunden gewissermaßen zu einem Kleinkinder-Gottesdienste, indem wir uns von dem Gesichtspunkte leiten ließen, daß nicht das Beibringen von historischen Kenntnissen oder Sprachübungen etwas zu thun hätte mit der ersten Einführung in unsere Religionsgeschichte, sondern daß die Erhebung der kindlichen Herzen zu höheren Gefühlen, nennen wir dies religiöse Andacht — einzig Zweck und Ziel sei. So wurden auch die Erzählungen nicht schulmäßig abgefragt, keine direkten Gedächtnisübungen wurden damit angestellt, aber durch die von den Kindern selbstverlangte Wiederholung der gegebenen Thatsachen prägten sich dieselben auf die natürlichste Weise ein, ohne den Zauber stiller Gemütsbildung zu stören.

Wie die Kunst durch die Poesie der Lutherischen Sprache uns half, die Herzen der Kinder zu öffnen, so führten uns auch Bild und Gesang diesem Ziel entgegen. Die Schnorrsche Bilderbibel eignet sich nach meiner Erfahrung ganz besonders für die religiöse Erhebung des Kindes. Sie zeigt einfach ideale Gestalten und Vorgänge ohne die Absicht, speziell historische Kenntnisse oder religiöse Begriffe zu vermitteln oder zu illustrieren. Der Künstler hält sich an das allgemein Menschliche und bringt dies in vielen seiner Schöpfungen zur schönsten Darstellung, was für die Entwicklungsstufe der Kinder gewiß das einzig Richtige ist. Die Kleinen zeigten eine große Liebe für diese Bilder und da es ihnen erlaubt war, sich bei dem Betrachten derselben frei auszusprechen, so thaten wir tiefe Blicke in das religiöse Leben, welches bei den Kindern je nach ihrer Art in verschiedener Weise erweckt war. Erinnerst Du Dich noch daran, daß in der Anstalt ein kleines Buch von Wiedemann existierte mit biblischen Geschichten und Illustrationen? Wir hatten natürlich den Kindern niemals unsere Auffassung dieses Inhalts mitgeteilt, aber merkwürdiger Weise mochten die Kleinen weder die Geschichten hören, noch die Bilder betrachten und es frappierte uns außerordentlich, welch' ein Taktgefühl die Kinder in der Verwerfung des Wiedemannschen Buches zeigten, da das Bestreben des Verfassers, die biblischen Geschichten einfach darzustellen und die Bilder dem entsprechend zu gestalten, ihn zu gänzlich poetieloser Verwässerung des Inhaltes geführt hat. —

Aus den Bemerkungen zu verschiedenen Gedanken in dem Aufsatze des Pfarrers Graue „über die freie christliche Persönlichkeit". (unvollendet):

Graue faßt in seinem Aufsatze das Wesen der Persönlichkeit hauptsächlich in dem Sinne als Charakter und Individualität auf, und er behandelt vorwiegend das ethische Moment, welches die christliche Religion in sich schließt und greift somit an den Herzpunkt unseres religiösen Lebens. Seit ich denken kann, habe ich in unserer evangelischen Kirche die Predigt und Lehre vernommen, daß der wahre Christ sein Selbst aufgeben und sich für andere hingeben solle. Schon als ganz junges Mädchen empfand ich einen starken Widerspruch gegen diese Lehre und besonders deshalb, weil ich niemanden kennen lernte, der dieselbe in seinem Leben ausführte. Die Selbstliebe, das Interesse an der eigenen Entwicklung, das Bedürfnis nach Ausgestaltung der individuellen Anlagen und Neigungen schien mir selbst für den gläubigen Christen berechtigt, weil eine der Grundlehren unserer Kirche ausspruch: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Das, was man mir unter Pflichten vorstellte, die ich ausüben sollte und die oft in direkten Widerstreit mit meinen Meinungen gerieten, war mir ein Gegenstand des Hasses und ich erklärte sehr entschieden, daß das Wort „Pflicht", wie man es mir vorstellte, geradezu eine Lüge sei, eine Lüge unserer eigensten Natur gegenüber. So habe ich lange Jahre in einem inneren Kampf und Zwiespalt gelebt in Bezug auf die Berechtigung des Auslebens der Persönlichkeit im Sinne von Individualität und eben, was mir andererseits doch auch wieder so groß und rührend erschien, sich hinzugeben für andere und deren Glück. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Kämpfe näher einzugehen, die Gestaltung derselben in meinem Leben zu berühren, ich kann nur sagen, daß ich auch in dieser Beziehung Frieden gefunden habe, besonders durch das Verständnis des großen Wortes von Fröbel, daß die Vermittlung der Gegensätze die Harmonie des eigenen Innern und des Lebens bedingt.

Pestalozzi und Fröbel achten und verehren die Individualität des Kindes aufs höchste, aber ebenso erscheint ihnen die Hingabe der Person an andere als höchstes Ziel des ethischen Menschen, und was noch mehr ist als diese Einsicht, sie zeigen uns auch den Weg, wie wir nach und nach zu der einzig dauernden Harmonie unseres Lebens gelangen können. Doch davon soll später die Rede sein.

Es mußte mich nun auf das Höchste interessieren, als ich in dem Aufsatze von Graue über die freie christliche Persönlichkeit des Menschen den Gedanken ausgesprochen fand, daß unsere Hingabe für andere nicht ein Vernichten der eigenen Individualität bedinge, sondern daß diese Hingabe recht verstanden gerade unserer innersten Natur entspreche. Ich war schon längst zu dem Schluß gekommen, daß Jesus uns das höchste Sittengesetz des Menschen offenbart und dargelebt hat, den Punkt zu finden inwieweit wir unsere Individualität behaupten und inwieweit für andere leben und wirken sollen. Das ist eben die große Aufgabe unseres irdischen Daseins, und Jesus hat uns den Weg gezeigt,

Digitized by Google

dieselbe zu erfüllen, wenn auch die Kirche uns die Einfachheit seiner Grundlehren verdunkelt und verdreht hat. Die Natur unter der menschlichen Stufe wird vom Gesetze des Egoismus beherrscht; aber schon in dem Tierleben treten Erscheinungen auf, die uns ein Neues für das Menschenleben Geltendes offenbaren in der wunderbaren Hingabe mancher Tierarten für ihre Jungen, und für die Menschheit soll dieses gewissermaßen Stammeln der Natur zur klaren Sprache erhoben werden; aber wie alles Neugeborene durch Schmerzen in die Welt tritt, so kann auch die Darlebung des neuen Gesetzes nur nach und nach durch Kampf im Leben verwirklicht werden. Wieder knüpft das erste Aufleuchten dieses Gesetzes an die Natur an, an die Mutterliebe und es ist eine tiefsinnige Idee des Katholizismus, daß er der Mutter Maria göttliche Natur zuschreibt und sie demgemäß verehrt.

Meine Arbeit unter den Kindern, meine Beobachtung der kindlichen Natur mit Hilfe des geistigen Mikroskopes, welches Pestalozzi und Fröbel mir in die Hand gegeben haben, liefern mir mannigfaltige Beweise, daß das neue Gesetz von der Vermittlung der Gegensätze in Bezug auf Egoismus und Hingabe die höchste Weisheit in sich trägt. Darum sagt auch Jesus mit Recht: So Ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich, d. h. nicht zu der Harmonie des Daseins gelangen. Freilich sehen wir bei dem kleinen Kinde starke Triebe des Egoismus, seine kleine Person über die ihr gesteckten Grenzen hinaus geltend zu machen, aber mit dem beginnenden Geistesleben erfahren wir ebenso die dem Kinde innewohnende Freude, seine Sympathie für andere zu bethätigen. Es kommt nur darauf an, die Umgebung des Kindes so zu gestalten, daß es Gelegenheit findet, sich seinen Kräften gemäß hilfreich und liebevoll seinen Mitmenschen gegenüber zu beweisen.

Ein Wort von Ibsen, welches er Rosmer in den Mund legt: „Ich wollte frohe Adelsmenschen schaffen," hat mich einstmals tief berührt und ich habe schon lan, ti den Glauben wiedergefunden, daß die Erde kein Jammerthal ist, sondern daß es nur an uns liegt, vermittelst der Wissenschaft und Kunst des Lebens uns nach und nach ein schönes Dasein zu schaffen, und der Grund dazu wird in den ersten Lebensjahren gelegt.

Nationales Pharisäertum.

Von Theodor Vrix (Schöneberg-Berlin).

England, der Friedensbrecher, England, der Landräuber, so schallt es im Chor. Soll ich sie alle aufzählen, die Ehrennamen, mit denen England belegt wird? Von einer Schuld der Buren ist nicht die Rede, und doch sind auch sie nicht so harmlos und friedfertig, wie sie dargestellt werden, und mit ihrem Recht auf den afrikanischen Boden ist es eine eigene Sache. Strenggenommen ist jeder Kolonialbesitz ein Raub, und die Buren sind Eindringlinge, wie die Engländer. Wohl ist das Mitleid mit dem Schwachen ein edles Gefühl, aber ich meine aus den scharfen Urteilen über England den Neid auf die Starken herauszumerken.

Denn wie kommt es nur, daß diejenigen am lebhaftesten sittliche Entrüstung äußern, die sich keinen Augenblick besinnen würden, zum Kriege zu raten, wenn wir uns in ähnlicher Lage befänden, wie jetzt England, wenn Deutschland die Aussicht auf einen Gebietszuwachs zu winken schiene oder eine unserer überseeischen Besitzungen uns verloren zu gehen drohte? Wie kommt es, daß diejenigen am lautesten auf Englands Kriegslust schelten, die bisher auf Englands — Friedensliebe gescholten haben? Haben wir doch jahrelang gerade von unseren nationalen Macht- und Kraftpolitikern vernommen, daß eine Macht, die so sorgfältig den Krieg zu vermeiden sucht und vor feindlichen Drohungen zurückweicht, ihr Ansehen einbüßen müsse und unter den Großmächten nicht mehr mitzähle.

Der gegen England erhobene Vorwurf der Heuchelei mag in gewissem Sinne berechtigt sein, aber dann ist dies eine Heuchelei, die unzählige Male betrieben wurde, wenn zum Kriege ausgezogen ward. Im übrigen ist es genugsam bekannt, daß in England eine starke Opposition lange die Kriegslust bekämpft hat, daß im ganzen kriegerische Neigungen bei dem englischen Volke viel weniger vertreten sind, als bei den Völkern, welche die Großstaaten des europäischen Festlandes bewohnen

Daß die erste Großmacht, die nach der Friedenskonferenz losschlägt, sich dadurch vor allen anderen schuldig mache, diese Behauptung würde nur dann berechtigt sein, wenn die anderen Großmächte wirklich die Absicht hätten, unbedingt Frieden zu halten. Aber mit Ausnahme einiger allzu vertrauensseliger Friedensfreunde hat niemand geglaubt, daß die Friedenskonferenz an der Politik der Großmächte und den Plänen der Regierungen etwas geändert habe. Die Welt ist voll Zündstoff, und die meisten Großmächte stehen bereit, bei gegebener Gelegenheit das Schwert zu ergreifen und sich neue Gebiete zu erobern. Wie Raubtiere, die, wenn ein mächtiger Nebenbuhler im Kampf begriffen ist, auf dem Sprung stehen, um über den Ermatteten herzufallen oder einen Teil seiner Beute zu erhaschen, stehen die Großmächte mit heimlicher Schadenfreude dem südafrikanischen Kriege zu.

Seien wir ehrlich und gestehen wir ein, daß die Schuld an der Unsicherheit des Friedens eine gemeinsame ist, an der die großen Kulturvölker mehr oder weniger ihren Anteil haben. Es handelt sich nicht bloß um diesen einen Krieg; nein, der Weltfriede ist mehr gefährdet, als vor einigen Jahren. Ein Krieg zieht den andern nach sich, weil er zur Nachahmung reizt. Das leuchtende Vorbild unseres Chinazuges hat die Amerikaner zum Kriege angespornt. England, bei dem das Streben nach Gebietserweiterung so stark hervortritt, sagt sich, daß es nicht zurückbleiben dürfe. Im englischen Volke gewinnt allmählich die Ueberzeugung Raum, daß England um die Wahrung seines Besitzes schwere Kämpfe zu bestehen haben wird. Und unsere Kolonialschwärmer, tief beschämt über unsere bisherigen armseligen Leistungen auf kolonialem Gebiet, tragen den heißen Wunsch im Herzen, Deutschland möglichst bald zur starken Kolonialmacht auswachsen zu sehen, die bei der Aufteilung der Welt einen Anteil beanspruchen könne.

Einen ganz anderen Schluß sollten wir aus diesem Krieg ziehen. Englands Verlegenheiten beweisen, wie zweifelhaft der Wert von Kolonialbesitzungen ist. Wenn England mit seiner gewaltigen Kolonialmacht sich nur mit Mühe des schwachen Boerenvolkes erwehren kann, wenn es in Gefahr steht, mit der Zeit seine wertvollsten Besitzungen zu verlieren, welche Aussichten haben dann wir, die wir unter so viel ungünstigeren Bedingungen Kolonialbesitz zu erwerben suchen?

Streiflichter.

Freiheit der Wissenschaft und Byzantinismus. Beim Festkommers der Studentenschaft der Berliner Technischen Hochschule, der aus Anlaß der Jubelfeier am 20. Oktstattfand, hat der Prorektor der Universität Heidelberg, Professor Dr. Osthoff, eine Rede gehalten, die bei dem überreichen Stoff jener Tage an Festreden und Toasten in den Berichten der Zeitungen leider etwas zu kurz gekommen ist, die es aber verdient, in voller Ausführlichkeit auch weiteren Kreisen des Volkes bekannt zu werden und die wir deshalb nach der „Berl. Ztg." hier wiedergeben. Der Redner, der

Digitized by Google

im Namen der anwesenden Rektoren und Vertreter deutscher Universitäten sprach, drückte zunächst den Dank derselben für die an sie ergangene Einladung zur Jubelfeier aus. Daran knüpfte er eine zum Teil humorvolle und fein pointierte Analyse des Verhältnisses der beiden Schwestern, der Universitäten älteren und jüngeren Stils zu einander, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß beide, Universitäten wie Technische Hochschulen, demselben Ziele zustreben, da die Arbeit der Technik wie die der sog. reinen, nicht angewandten Wissenschaft Kultur schaffen und Kultur verbreiten. Dann fuhr der Redner in markigen Worten fort:

„So wird es wohl dabei verbleiben müssen, daß wir auch hier anzuerkennen haben, daß verschiedene Wege zu einem und demselben Ziele, zu dem Ziel der Veredelung des Menschengeschlechts und Menschendaseins durch die Kultur und Kulturverbreitung, hinführen. Notwendig sind dies in unserem Falle zwei Hauptwege. Der eine führt nach wie vor, man mag sagen, was man wolle, über Hellas und Rom; der andere Weg mag etwa über Charlottenburg und Essen a. d. Ruhr gehen. Dieser letztere ist der Weg, den Sie, die Herren Doktoren der angewandten Wissenschaft und Naturerforschung, zu wandeln haben; jener erstere bleibt uns, den Ingenieuren der sogenannten reinen Wissenschaft, der abstrakten Spekulation und Forschung vorbehalten. Am schönen Ziele angelangt, werden wir Männer der beiderlei Richtungen, der Universitäts- und der Technikwissbildung, uns begegnen und gegenseitig die Hände reichen.

Das Eine aber muß für uns Alle unverrückbar feststehen: noch Byzanz oder über Byzanz hinüber darf und soll keiner der bezeichneten zwei Wege führen. Byzantinische Unkultur, Unfreiheit und Geistesknechtschaft muß unter allen Umständen uns ferne sein, etwas uns und unseren Bestrebungen innerlich Fremdes bleiben! Byzantinische Kunst ist der Erkrankungsod aller wahren Wissenschaft.

In seinen herzlichen Dankesworten, womit heute früh der Herr Rektor Riedler namens der jubilierenden Technischen Hochschule die Beglückwünschungen der Universitätsdelegationen erwiderte, hat er hervorgehoben und warm anerkannt, daß sich die deutschen Universitäten allezeit als ein Hort der freien Forschung und des freien Geisteslebens überhaupt erwiesen hätten. Ich bin für diesen Passus, und die wohltuende Wärme, mit der er vorgetragen ward, Seiner Magnifizenz ganz besonders dankbar. Ich darf auch wohl sagen, daß wir Universitätsvertreter das uns von unserem Institutionen damit gespendete Lob gern hinnehmen wollen, vorausgesetzt nur, daß man zugleich unserer Bescheidenheit gütigst erlaubt, es auszusprechen, daß das von uns entworfene Bild doch ein wenig hat retouchiert werden müssen, um über die Naturtreue hinaus so Manches zu Gunsten für uns auszusagen; denn leider nicht immer haben sich unsere Universitäten auf jener ethischen Höhe gehalten, daß sie solches Lob bedingungslos und uneingeschränkt verdienten.

Wie sollte es aber vollends bei Ihnen, meine hochgeehrten Herren Vertreter der Technik, anders sein können, als daß Sie Alle mit größter Entschiedenheit, Vorkämpfer im Kampfe gegen byzantinische Gesinnung und Denkweise wären? Ihr Denken und Fühlen will ausgesprochener Maßen noch moderner sein als das unserige. Ihre Hauptaufgabe und Ihr Streben ferner ist es, durch wissenschaftliche Methoden die Naturkräfte in Ihren Dienst und in den der Menschheit zu zwingen. Wie sollten Sie da Ihren eigenen Geist und Ihre Geisteskräfte freiwillig sich fesseln, in eine Knechtschaft sich begeben lassen, die für die individuelle Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit gefahrbringend ist?

Frei sei die Wissenschaft, mag sie sich angewandte oder reine nennen, freier und immer selbständiger suche sie gegenüber allen äußeren ihr wesensfremden Einflüssen zu werden! Wir erfreuen uns in unseren Tagen einer weitgehenden Fürsorge und Pflege wissenschaftlicher Interessen und Zwecke durch unsere Fürsten und Regierungen in Deutschland, und wir erkennen das ja auch dankbar im Volke an. Wir dürfen aber anderseits nicht verkennen, daß es doch auch im Interesse der Herrscher selber liegt, mit der Wissenschaft und Kunst sich gut und auf freundschaftlichem Fuße zu halten. Der einigermaßen intelligente und weiter umschauende Fürst muß und wird es sich selbst sagen, daß auf diesen Wege, bei dem konstanten und sicheren Fortschritt der Wissenschaft von einem zum anderen neuen Siege und Resultate, für ihn, den Fürsten, verhältnismäßig die sichersten und dauerndsten Zinsmeisterchen zu pflücken sind, während ja auf anderen Gebieten der Herrscherbethätigung, vornehmlich in der Politik, der inneren wie der äußeren, Erfolg und Mißerfolg in grellerer und schroffserer Weise mit einander abwechseln.

Aber auch dessen müssen wir Männer der Wissenschaft uns gelegentlich erinnern, daß Fürstengunst und Herrschewohlwollen selbst nicht etwas durchaus Bleibendes und Festes ist, worauf man immer und für alle Zeiten sicher rechnen kann. In unserem Deutschland hat es für Kunst und Wissenschaft auch die Tage gegeben, von denen Schiller sang:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;

Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst."

Und daß das nicht die Tage allgemeinen staatlichen Niederganges waren, vielmehr ungeahnet gerade Zeiten, die für Deutschland und seinen preußischen Staat Hohepunkte der politischen Entwicklung bedeuteten, das zeigte alsogleich die Fortsetzung der Worte unseres Dichters:

„Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt."

Das, meine verehrten Festgenossen, giebt uns zu denken und schließt eine ernste Mahnung für uns in sich. Denn sollen und sichern wir der Wissenschaft ihre volle Freiheit, ihre ganze Selbständigkeit, so wird sie, auf ihren eigenen Füßen stehend, gewappnet sein gegen die Eventualität derartiger Rückschläge der „Fürstengunst". Dann wird sie, unsere Wissenschaft und Kunst, stark sein durch eigene Kraft, dann wird sie trotzen dem Verfall und Siege erringen, die um so ehrenvoller für sie sind, weil sie ohne fremde Hilfe errungen wurden. Denn

„Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert."

Dann mag auch einmal wieder der Prometheus, der an sich schon so wenig hofsähige, geradezu ein verschmähter und geringgeschätzter werden, ja es mag sogar wieder zu einer neuen Auflage des „gefesselten" Prometheus kommen, es wird dem Kultur- und Wissenschaftsfortschritt nicht schaden.

Mit dieser ernsten Lehre und Warnung wende ich mich zum Schluß in Sonderheit noch an unsere Jugend, die heute zur Jubelfeier der Technischen Hochschule hier vereinigte Studentenschaft. Kommilitonen! Auf Sie ist unsere Hoffnung für die Zukunft gerichtet! Es kann sein, daß Sie, wenn Sie strammgewachsen und die führenden Männer der Zeit geworden sind, es dann leichter haben werden, die Freiheit und Selbständigkeit der Wissenschaft zu verkündigen. Es wäre aber auch denkbar, daß Sie einen noch viel schwierigeren Stand in den Kämpfen der Zukunft finden dürften, als wir, die ältere Generation, ihn haben. Darum sage ich, rüsten Sie sich bei Zeiten mit eigener starker und freier Gesinnung, besonders Sie aufs Nachdrücklichste die Gesinnungslosigkeit, die Geistesknechtschaft, den Byzantinismus auf allen Gebieten, wo er Ihnen entgegentritt, besonders in der Wissenschaft und Kunst. Kommilitonen! Was Friedrich Schiller an der letztverflossenen Jahrhundertswende den Menschen seiner Zeit zurief, das gilt auch für Sie noch und gilt für Sie wieder: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben; bewahret sie!" Der Menschheit Würde aber, das ist hier für uns gleichbedeutend mit der Wissenschaft Würde, das ist die freie Wissenschaft, der Geist der freien Forschung. In der Hoffnung und dem Vertrauen auf unsere akademische Jugend, daß sie künftig stark genug erfunden werde, die Freiheit der Wissenschaft zu schützen, den freien Geist des Wissens und der Gesinnung zu stärken und zu mehren, widmen wir diesen edlen und erhabenen Gut unserer Gesinnskultur, welches alle und neue Hochschule, Universität und Polytechnikum, gleicher Weise hüten und pflegen wollen, unser Glas mit unerschütterlichem Salamander."

* * *

Kirchliche Empfindlichkeit. Nichts ist bezeichnender für die Verängerlichung und Verflachung, ja man kann sagen die Demoralisierung unseres offiziellen Kirchentums, als daß in demselben Augenblicke, in welchem die Absetzung eines von seiner ganzen Gemeinde geliebten und verehrten Pfarrers (Pastor Weingart in Osnabrück) durch das orthodoxe Konsistorium ringsum mit Gleichgiltigkeit aufgenommen wird, ein wahres Getöse sich erhebt, weil ein Berliner Stadtverordneter einen biblischen und einen Gesangbuchvers in travestierendem Sinne angewandt. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß dem Zartgefühl diese travestierende Verwendung z. B. des schönsten Liedes, das Paulus Gerhard gedichtet hat, widerspricht: aber wie geringfügig ist doch das im Vergleich zu der Vergewaltigung von Vernunft und Gerechtigkeit, wie sie sich eben im Ketzerprozeß von Hannover gezeigt hat. Und eine witzig oder witzig sein sollende Diatribe mit Anrufung heiliger Gefühle, mit einem Entrüstungssturm zu beantworten — das fällt nur auf die zurück, welche diesen Entrüstungssturm in Scene setzen, das löscht das harmlose Vorgehen des Berliner Stadtverordneten fast aus gegenüber der maßlosen Unduldsamkeit, die sich bei den Verfolgern zeigt. An sich giebt es schlechterdings nichts, das zu gut und an sich heilig wäre, um durch harmlosen Witz und Humor, wofern dieser nur eben taktvoll und feinsinnig ist, auf das Niveau des allgemein Menschlichen gebracht zu werden. Uebertriebene Empfindlichkeit

Digitized by Google

dagegen zeigt nur die innere Schwäche und Haltlosigkeit an, so wie es einmal der schwäbische Dichter Ludwig Pfau in einem Gedicht, wenn auch sehr drastisch, schildert:

Frau Kirche.

Frau Kirche war einst kerngesund,
Pausbackig, rotwangig, kugelrund;
Konnte Glaubensfeststeine kauen.
Dogmatische Hufeisen gar verdauen;
Führte wohl etwas kräftlichen Wandel,
Stak in manchem Liebeshandel.
Hat dann zur Sühn' etlich Ketzer geröstet —
Aber die Gläub'gen mit Ablaß getröstet.
War ganz wollig, krabblig, fidel,
Soff ganz heidnisch und machte Krakeel;
Stand auch mit Herrn Josus aufs beste,
Hatt' ihre Narren- und Festfeste.
Doch nun sie alt und kreftlos ward,
Griesgram und von schlottrigee Art,
Kann sie den Witz nicht mehr vertragen —
Ist ein Beweis von schlechtem Magen.
Seit sie taub ward auf einem Ohr
Und ihre besten Zahnzähn' verlor,
Ist sie zum Lachen viel zu faul,
Weiß auch mit gern ihr zahnlos Maul;
Wedelt nun andern fast und Lachern.
Wie's alle alten Betschwestern machen.

* * *

Der Krieg von der komischen Seite. Man schreibt uns: In den Vereinigten Staaten ist Ernest Howard Crosby in den letzten Jahren ein angesehener Prophet geworden. Aus einer alten berühmten Familie stammend, wurde er amerikanischer Richter im gemeinsamen Gerichtshofe von Alexandria; hier in Aegypten lernte er jedoch Tolstois Schriften kennen, legte infolgedessen sein Amt nieder, da das Richten bekanntlich nach Tolstoi der Moral wie der Bergpredigt widerspricht, und jetzt lebt er in Rhinebeck bei New-York, halb als Bauer, halb als Schriftsteller und Redner. Während des spanischen Krieges hat er kräftig, auch durch Steuerverweigerung protestiert; jetzt meint er, das wirksamste Mittel gegen den Krieg sei, ihn lächerlich zu machen. „Dieses Wesen mit den Rüstungen ist wirklich ein großartiger Operettenstoff. Gilbert und Sullivan hätten einen kleinen Bezirk abmalen sollen, der es eben so hielte. Man denke sich, wie in alle Häuser eines Dorfes Tag für Tag neue Mordwerkzeuge eingebracht werden, wie die Nachbarn sich von ihren Fenstern aus sorgsam bewachen, wie Jeder Geld zusammenträgt, um zwei Mordgewehre zu kaufen, wenn der Gegenüber eins hat, wie sie in ihren Hinterhöfen sich im Schießen üben, wie sie barfuß gehn, um nur den Waffenschmied bezahlen zu können, wie sie sich dabei die ganze Zeit mit ausgesuchter Höflichkeit behandeln, wie sie sich zwanzig Jahre hindurch noch nicht einmal eine Faust zu machen wagen, während sie immer größere Vorbereitungen zu einem schrecklichen Blutvergießen treffen. Hätten wir nur ein wenig Sinn für das Komische!" Wir geben die gute Idee unseren Librettodichtern weiter und meinen, daß Crosbys weitere Ausführungen auf das amerikanische Militär wohl besser passen, als auf das deutsche. „Ich habe acht Jahre in der Nationalgarde gedient," fährt er fort, „und kenne das Hochgefühl, in der Fifth Avenue in Uniform auf einem Reitschulenrosse dahinzureiten, gleichsam eine zusammengesetzte Photographie von Napoleon und Washington. Nichts als Eitelkeit liegt dem ganzen Dinge zu Grunde, sowohl in der Miliz wie im stehenden Heere. Kein Mann denkt da ernstlich an Krieg, und wenn sie sich eines schönen Morgens auf einem Schlachtfelde finden, da gäben neunundneunzig vom Hundert ihre Ohren darum, gesund wieder zu Hause zu sein, und der Hundertste ist zeitweilig verrückt, zum „Helden" hypnotisiert. Der ganze Dienst ist ein Soldatenspielen. Es wird ernst erst, wenn man eine Kugel in den Kopf bekommt. Ohne Blechmusik, gelbe Knöpfe und bunte Röcke hält der Zauber keinen Tag."

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Moses. Dein Reich komme. Zwei Vorlesungen von Henry George. (Soziale Streitfragen, herausg. v. Damaschke, Heft 7). Berlin, Verlag von J. Harrwitz Nachf.

Das Problem über die Ehe. Von Otto Caspari. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Flugschriften der deutschen Volkspartei. Herausgeg. vom engeren Ausschuß. Frankf. a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

1. **Die Verfassungsrevision in Würtemberg.** Von Dr. D. Saul.
2. **Die Besteuerung des Kleinhandels.** Von Rudolf Oser.
3. **Die Arbeitslosigkeit u. die Grundfragen der Arbeiterversicherung.** Von Erich Eyck.
4. **Demofratie u. Sozialismus.** Von Oscar Meyer.

Die Prostitution. Sozial-medizinische Studie. Von Dr. G. Erdsbuterg. Stuttgart, Verlag v. Ferd. Enke.

Der neue Staat. Von der Zinne der Zeit. Von k. u. k. öfterr. Hauptmann a. D. Joh. Wolff. Braunschweig, Kommissionsverlag von Rich. Sattler.

Multatuli. Auswahl aus seinen Werken, aus d. Holländischen. Herausg. v. Wilh. Spohr. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Die jungfräuliche Frau. Eine Beleuchtung von Miriam Eck. Berlin, L. Ochmigke's Verlag.

Zum Wanderrednerfonds

gingen seit der letzten Abrechnung vom Ende Mai d. J. (vergl. Nr. 23 d. Z. vom 10. Juni 1899) bei uns ein: Dr. M. Wolf, Berlin, Jägerstr. 2 Mk. 100.— E. Junker, Japan Mk. 12.— J. Julius Pfannsch, Frankfurt a. M. Mk 500. Wie den in Nr. 23 quittierten Mk. 1056.20 zusammen Mk. 1648,20. Weitere freundliche Spenden nimmt dankend entgegen.

Das Bureau der D. G. E. K.
Berlin W., Unter den Linden 16. Dr. Penzig.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W, Matthäikirchstraße 7.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Novemberprogramm.

Dienstag, den 28. November, Abends 8½ Uhr im Bürgersaal des städt. Rathauses. Monatssitzung und Vortrag: Frau Hanna Bieber-Böhm: „Zur Kulturgeschichte der Ehe." Diskussion. Nachher geselliges Beisammensein im Ratskeller. **Gäste willkommen!**

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Neuer Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Das Ende des Marxismus
von
Dr. Paul Weisengrün.
Gr. 8°. Preis Mk. 1,50.

Die Schrift bes in sozialwissenschaftlichen Fachkreisen nicht unbekannten Autors dürfte in unserer Zeit, wo sich eine Revision des Sozialismus in Theorie und Praxis vorzubereiten beginnt, Fachleute und Laien gleichmäßig interessieren.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 3883.

Ethische Kultur

Inserate: Die 1spaltige Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 118a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 118a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 2. Dezember 1899. | Nr. 48.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Kolonialbegeisterung und Flottenschwärmerei. Von Epimetheus. — Die Reform der höheren Knabenschulen in Frankreich. Von Dr. Arnstein. — Tolstoianer in England und Amerika. Von Dr. W. Bode. — Streiflichter: Zweierlei sittliches Maß für Aristokraten und Plebejer. — Aus der ethischen Bewegung: Berlin. Danzig. — Vermischtes. — Eingegangene Schriften.

Kolonialbegeisterung und Flottenschwärmerei.

Von Epimetheus.

Die Aufhebung der Samoa-Akte und der Erwerb der beiden Samoa-Inseln Upolu und Savaii bot uns dieser Tage das in Deutschland selten gewordene Erlebnis, daß die große Mehrheit des Volkes, von den Agrariern, Alldeutschen bis zur Sozialdemokratie hin sich mit einer Regierungsaktion freudig zufrieden erklären konnte. Selbst der Gegner aller deutschen Weltmachtpolitik und des Kolonien-Erwerbs konnte nicht umhin, anzuerkennen, daß der neue Zustand gegenüber der ungläcklichen Dreiherrschaft einen Fortschritt bezeichne. Und da, wie es nach den Preßstimmen scheint, nicht nur Deutschland, sondern auch England und Amerika von dem Abkommen befriedigt sind, so ist es ja wohl nichts als Nörgelsucht, wenn nicht gar, wie der Sozialdemokratie bereits untergeschoben wird, ein neuer Beweis vaterlandsloser Gesinnung, wenn dieser oder jener in das Siegesgeschrei nicht so recht mit einstimmen will.

Das wäre richtig, wenn nur der unausgesprochen diesem Jubel zu Grunde liegende Vordersatz, nämlich: daß Landerwerb in fremden Zonen ein Volk stärker, reicher und glücklicher mache, allem Zweifel entzogen wäre. Ja, wir müssen noch weiter gehen: Selbst wenn Kolonialbesitz unter allen Umständen im augenblicklichen Interesse eines Volkes läge, so erhöbe sich doch die Frage: ob dieser Gebiets- und Machtzuwachs des einzelnen Volkes nicht am letzten Ende auf eine Schädigung der auf Gerechtigkeit beruhenden Machtstellung desselben hinauslaufe, wenn er nämlich gegen Grundforderungen der allgemein-menschlichen Ethik verstieße. — „Die echten querelles allemandes!“ werden unsere Realpolitiker mit höhnischem Nasenrümpfen ausrufen. „Was hat die allgemein-menschliche Ethik mit dem Gedeihen unseres Volkstums zu thun?“ — Eben sehr viel, und weil wir der festen Ueberzeugung sind, daß nur dasjenige Volk in Wahrheit eine große Zukunft hat, das sich zuerst und am allerentschiedensten von den elenden hergebrachten Praktiken der Ländergier, der rücksichtslosen Unterjochung der Schwächeren, des Systems von Gewalt und List im Verkehr mit den Nachbarstaaten, der Ausbreitung nach außen unter Vernachlässigung der wichtigsten Kulturaufgaben im Innern u. s. w. abwenden und sich zum Herold des neuen Evangeliums der brüderlichen Solidarität aller Kulturvölker machen wird, darum, also gerade aus warmer Liebe zu unserm Volkstum, das der zivilisierten Welt, wir dürfen es mit freudigem Stolz sagen, schon recht erhebliche Dienste geleistet hat, können wir uns einer Politik nicht freuen, die mit den veralteten Mitteln der Vergangenheit unser Vaterland einer scheinbaren Größe zuzuführen glaubt und diese Größe abhängig macht von der Zahl der Quadratmeilen zwischen schwarz-weiß-roten Grenzpfählen, einer gewaltigen Land- und See-Macht, und der Furcht vor dem deutschen Namen.

Wohl haben auch wir Verständnis für den patriotischen Stolz, der nach Jahrhunderten politischer Ohnmacht sich des geeinten Deutschen Reiches und seines Ansehens unter den Weltmächten freut. Wir empfinden es als Befriedigung des berechtigten nationalen Ehrgefühls, daß in Zukunft nicht mehr die große Menge der auswandernden Deutschen ihre Volksangehörigkeit aufzugeben gezwungen ist, sondern deutsche und deutschbleibende Kolonien gründet, daß diese Reichsangehörigkeit in der Weise des: civis Romanus sum und des britischen Selbstbewußtseins überall in der Welt auch dem Deutschen das Gefühl der Sicherheit verleiht; wir freuen uns des Aufschwunges der heimischen Industrie und des Handels, gönnen ihnen die Aufschließung neuer Märkte und übersehen ganz und gar nicht, wie an diese Art von Weltpolitik auch das Gedeihen des arbeitenden Volks in der Heimat geknüpft ist. Aber, wenn nun die Weltmachts-Fanatiker ausrufen: „Nun, so wollt ihr ja den Zweck, den wir wollen; wer aber den Zweck will, der muß auch die Mittel wollen: eine gewaltige Seemacht, Kohlenstationen, Häfen und Kolonien an allen Enden der Erde u. s. w.,“ dann erwidern wir ihnen in aller Bescheidenheit, daß wir gerade diese ihre Mittel für unzweckmäßig halten. Und wir berufen uns dafür auf die Lehren der Geschichte. Nach dem Rezept der Kolonialpolitiker von heute sind seit 1492 alle großen „Weltreiche“ gegründet worden, d. h. mit der Schärfe des Schwertes, mit rücksichtsloser Unterwerfung oder Ausrottung der Eingeborenen, mit gewaltsamer Annexion großer Länderstrecken, mit Flaggenhissen und Kanonenschüssen. Und was ist aus diesen Weltreichen geworden?

Wer die Liste der portugiesischen, spanischen, holländischen, niederländischen, englischen und französischen Kolonien und ihre Geschichte überseht, dem ergiebt sich zweierlei mit völliger Sicherheit: Die Verbindung der Kolonie mit dem, man kann nicht einmal sagen: Mutterland, sondern nur: annektierenden Lande hat die Neigung, gleich Null zu werden, d. h. die

Digitized by Google

Fremdherrschaft ist nur eine verhältnismäßig kurze Phase vor der Selbständigkeitserklärung, und ferner: Auch während der Zeit des unbestrittenen Kolonialbesitzes überwiegen fast immer die Opfer den erhofften materiellen Gewinn. Zu solchen Opfern muß man allerdings auch nicht nur die Verluste an Menschenleben und Staatseinkünften zählen, die direkt oder auf dem Umweg einer notwendig gewordenen Erhöhung des Flotten- und Heeres-Etats getragen werden, sondern auch die Schädigung des sittlichen Kapitals eines Volkes, die fast immer aus der Beutegier, der struppellosen Gewinnsucht und rücksichtslosen Politik der Ellbogenstöße und Fußtritte in den Kolonien auf das Vaterland zurückwirkt. Die Beispiele des „Tropenkollers" Einzelner und leider auch ganzer Volkskreise liegen heute nur allzu offen zu Tage. Wir halten diese unaushweichlich an die rohe Form der Eroberung geknüpfte Verschlechterung des Volkscharakters wirklich für ein so großes Unheil, daß auch ein vorübergehender Aufschwung des Handels und der Industrie oder die jubelnd begrüßte Entdeckung von Goldminen und Diamantenfeldern sie nicht wett machen kann. Das wahre Wort Bismarcks, das Deutsche Reich sei endlich „saturiert", ist heute ein bitterer Hohn, wenn man die fieberhafte Eile wahrnimmt, mit der Deutschland es versucht, unter Vernachlässigung der dringendsten Kulturaufgaben im Innern, sich nachträglich in die Reihe der „Weltmächte" zu drängen und bald hier eine Koralleninsel, bald da ein Stück afrikanisches Landes, oder einen chinesischen Hafen zu annektieren. Es ist die Weise des Parvenus, der, statt die gewonnene Sicherheit der Lebenshaltung zur Erweiterung seiner Bildung, zu verständnisvollem künstlerischem Genuß und zu gemeinnützigem Werke zu verwenden, gierig und rastlos nach neuen Schätzen greift und aller Welt mit seiner Macht und seinem Reichtum imponieren will.

Was an äußerer Machtentfaltung für jene oben als berechtigt anerkannten Zwecke unumgänglich nötig ist, das dürfte reichlich bereits vorhanden sein. Für Handel und Industrie insbesondere wäre eine wahrhafte Friedenspolitik, die es verstände, auch die Zollkriege durch eine weise Handelsvertragspolitik zu vermeiden, wertvoller, als die gewaltsame Eroberung fremder Märkte mit ihren unvermeidlichen Rückschlägen und Krisen. Die Frage der Erhaltung, Erneuerung und vielleicht auch einer allmählichen Vermehrung der deutschen Flotte könnte und sollte eine rein technische Frage sein; scharf und entschieden aber müssen wir protestieren gegen eine Eroberungspolitik, die aus der Weltmachtstellung Deutschlands die Notwendigkeit der Schaffung einer erstklassigen Flotte folgert, um dann aus dem Vorhandensein dieser Flotte die Notwendigkeit der Einmischung in alle Welthändel zu folgern. So zweifellos auch den Vertretern dieser Politik die Sicherung des Weltfriedens als Endziel ihres gewaltigen Strebens vorschweben mag, so zweifellos muß dieses Streben früher oder später das gerade Gegenteil bewirken.

Deutschland wäre stark und reich genug, vielleicht (hier wird freilich mancher Vaterlandsfreund eine bedenkliche Reihe von Fragezeichen machen!), vielleicht also auch sittlich bereits dazu reif, die Führerrolle unter den Mächten der zivilisierten Welt zu übernehmen für eine neue Aera der Einigung aller Völker in der Lösung der sittlichen Kulturaufgaben des kommenden Jahrhunderts, für die Proklamierung der Völkersolidarität, für die endgiltige Abwendung der „alten Welt" von der Machiavellistischen Politik des Mittelalters zu einer Politik der Versöhnung der äußeren und inneren Gegensätze und des wahren Friedens. Wahrlich, die ungeheuren Aufgaben: Herstellung des sozialen Friedens im Schoße der einzelnen Völker, Erneuerung des sittlichen Idealismus durch Umgestaltung seiner veralteten kirchlichen Formen, Schaffung eines internationalen Völkerrechts, Zusammenfassung aller sozialethischen Reformversuche auf dem Gebiete des Eigentumsrechts, des Arbeiterschutzes, der Pädagogik, der Frauenbefreiung u. s. w. — kurz, um mit den Worten unseres Programms zu reden, die Begründung eines Zustandes, in dem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten — diese Aufgaben schreien geradezu nach der hochherzigen Initiative eines kühn vorangehenden Volkes — und da sollen wir nicht trauern, wenn wir sehen, wie das deutsche Volk sich blind und taub von denselben abwendet und nach den schillernden Seifenblasen der Weltmachtgröße im Sinne einer veralteten Lebensanschauung greift?

Die Reform der höheren Knabenschulen in Frankreich.

Von Dr. phil. Arnstein (Berlin).

Frankreich befindet sich seit fast einem Menschenalter in einer Periode des Ueberganges und der Krisis. Der alte Glaube an die Ueberlegenheit des französischen Geistes und die Ideale der Revolution, das Vertrauen auf die Macht des klaren logischen Denkens, wie es die Entwicklung in Frankreich von Descartes an kennzeichnet, ist mankend geworden und hat vielfach dem Skeptizismus und Pessimismus Platz gemacht. Ferdinand Brunetiere, vielleicht der einflußreichste französische Publizist der Gegenwart, erklärt die Wissenschaft für bankrott und predigt die Rückkehr in den Schoß der Kirche; die junge Dichtung leidet bei allem Talent an einem Mangel an Gestaltungskraft und Klarheit und bewegt sich mit Vorliebe in der dämmernden Region des Symbolismus und Mystizismus, mit dem Namen der Dekadenz kokettierend; kleinmütige Selbstbetrachtung und Selbstzergliederung herrscht in der Litteratur, wie im Leben. In der That giebt die Entwicklung des scheidenden Jahrhunderts den Franzosen wohl Grund zu ernster Selbstprüfung. Ein Vergleich zwischen der jetzigen Stellung Frankreichs mit derjenigen am Ende des vorigen oder gar des 17. Jahrhunderts fällt sehr zu Ungunsten der Gegenwart aus. Während die Bevölkerung der übrigen Großmächte Europas sich in steigendem Maße vermehrt, bleibt sie in Frankreich, „dem Lande der Junggesellen und einzigen Söhne", seit einem Menschenalter stehen, so daß die Franzosen, die im Jahre 1789 noch 27 Proz. der Bevölkerung der europäischen Großmächte ausmachten, heute nur 11 Proz. derselben bilden. Jeden Tag verlieren die Franzosen nach dem Ausspruche Moltkes durch ihre Unfruchtbarkeit eine Schlacht, und in 50 Jahren wird Frankreich nur die Hälfte der Einwohner von Deutschland haben, dem es im Jahre 1850 noch gleichstand. Derselbe Mangel an Lebenskraft zeigt sich auf allen Gebieten des Handelns und Denkens. Frankreich steht sich im Handel und in der Industrie von Deutschland, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika weit überflügelt. Es hat zwar an Stelle des verlorenen alten Kolonialreiches große neue Gebiete erobert, aber die Beamten sind zahlreicher dort als die Kolonisten. Kolonien bedürfen zu ihrer Entwicklung des Unternehmungsgeistes, der Thatkraft und Initiative, und gerade an diesen Eigenschaften fehlt es. Die französische Jugend bleibt zu Hause und sucht bei dem Staate eine dürftige Unterkunft, statt in die Welt hinauszugehen und ein größeres Frankreich zu schaffen. Auch das politische Leben gewährt unter der dritten Republik kein erfreulicheres Bild, als unter dem Bürgerkönigtume und dem zweiten Kaiserreiche. Die Panama-, die Südbahn- und die Dreyfus-Affaire haben das Vertrauen auf die herrschenden Politiker bedenklich erschüttert und gezeigt, daß auch die freiesten politischen Formen von geringem Werte sind, wenn der nationale Charakter nicht auf ihrer Höhe steht. Und endlich bringt auch Frankreich auf den Gebieten des Geistes, der Wissenschaft, Kunst und Litteratur

Digitized by Google

schon längst nicht mehr die bedeutendsten Individualitäten hervor, die dem Zeitgeiste sein Gepräge geben. Es kann nicht mehr die führende Rolle beanspruchen, sondern empfängt die stärksten Anregungen vom Auslande, besonders von Deutschland und England.

Diese Thatsachen sind schon lange von denkenden und patriotischen Männern in Frankreich erwogen worden. Man hat nach ihren Gründen geforscht und Mittel der Besserung gesucht. Man hat vor allem erkannt, daß es eine Lebensfrage für die französische Nation ist, dafür zu sorgen, daß das kommende Geschlecht für den immer schwieriger werdenden Kampf ums Dasein besser gerüstet sei. So wird denn die Reform der Erziehung und des Unterrichts in den höheren Knabenschulen, der Éducation und des enseignement secondaire, wie man in Frankreich sagt, seit zwei Jahrzehnten nach allen Seiten hin erörtert und besprochen. In Zeitschriften und in Büchern, in Versammlungen und im Parlamente werden die Probleme der Erziehung und des Unterrichts vom Standpunkte der Ethik, der Psychologie, der Soziologie und des Patriotismus behandelt, und an dem bestehenden System wird die schärfste Kritik geübt. Die Romanschriftsteller, Alphonse Daudet in seinem letzten Werke „Die Stütze der Familie", Maurice Barrès in dem Roman „Die Entwurzelten", Jean Aicard in dem Roman „Die Seele eines Kindes", Hugues Le Roux in „Unsere Söhne" haben den Gegenstand aufgegriffen und den Einfluß der herrschenden Methoden und Grundsätze auf die Charakterbildung und die nationale Psyche in den schwärzesten Farben geschildert. Die besten Köpfe und ersten Autoritäten Frankreichs — ich nenne nur Jules Simon, Taine, Lemaitre, Lavisse, Demolins, Fouillée, Max Leclerc haben die theoretischen Fragen in erschöpfender Weise mit glänzendem Scharfsinn behandelt. Doch ist praktisch eigentlich noch wenig geschehen. Dann und wann hat allerdings die Unterrichtsbehörde durch größere und kleinere Konzessionen an die Anforderungen der Zeit eine Lösung oder doch Beschwichtigung versucht; zu einer durchgreifenden Reform ist es aber noch nicht gekommen. Das französische Regierungssystem mit seinem schnellen Wechsel von Ministern, die gestürzt sind, ehe sie Zeit gehabt haben, sich in ihr Verwaltungsfach einzuarbeiten, mit seinem Spiele persönlicher Intriguen und Leidenschaften ist ruhigem, gesetzgeberischem Wirken, das nicht an die Leidenschaften der Massen appelliert, nicht günstig. „Wenn wir das Volk sind," sagt Edmond Demolins in seinem Buche „Die neue Erziehung", „das am leichtesten Revolutionen macht, so sind wir auch eins von denen, die am schwersten Evolutionen machen. Die Völker, die tausend Fesseln hindern, ruhig vorwärts zu schreiten, müssen revolutionär vorwärtsschreiten Der Fortschritt muß kommen, freiwillig oder mit Gewalt." So ist denn auf dem Gebiete des höheren Schulwesens noch alles unsertig, schwankend zwischen Tradition und Reform, zwischen entgegengesetzten Weltanschauungen und streitenden Interessen. Erst die Thatsache, daß in dem Lande des Glaubens an die Allmacht des Staates und der Regierung die Jugend dem Staate zu entschlüpfen droht, daß der Besuch der staatlichen und städtischen höheren Schulen jährlich abnimmt, während die Zahl und der Besuch der sog. „freien", meist von Geistlichen geleiteten Anstalten in demselben Maße zugenommen hat, hat auch das Parlament veranlaßt, sich ernstlich mit der Frage der Schulreform zu beschäftigen. Man hat eine Kommission von 33 Mitgliedern unter dem Vorsitze des früheren Ministers Ribot eingesetzt und diese durch Parlamentsbeschluß vom 12. Dez. 1898 ermächtigt, eine eingehende Untersuchung über das ganze Gebiet des höheren Schulwesens anzustellen. Die Kommission hat ihre Arbeiten am 17. Januar 1899 begonnen, 38 Sitzungen abgehalten, 196 Personen befragt und die Antworten derselben vor kurzem in zwei Bänden veröffentlicht, die von der Organisation der Schulen, der sittlichen, körperlichen und geistigen Erziehung, der Methode des Unterrichts und dem Lehrplan, dem System der Prüfungen und dem Personal der Lehrer und Erzieher ein lebendiges und vollständiges Bild geben und uns einen tiefen Blick thun lassen in die Psychologie des französischen Volkes, sein Sein und Werden und die sich kreuzenden Bestrebungen und Strömungen innerhalb desselben

Das heutige höhere Schulwesen in Frankreich verdankt seinen Ursprung dem Kaiser Napoleon I. Um seinem Systeme eine feste Grundlage zu geben, wollte der Kaiser nicht bloß die Erwachsenen, sondern auch die Jugend nach seinem Willen formen, indem er durch die Schulen die politischen und moralischen Ansichten lenkte Er beschränkte und unterdrückte durch lästige Bestimmungen die bestehenden Privatschulen und brachte das gesamte höhere Schulwesen — um die Volksschulen kümmerte er sich wenig — unter staatliche Herrschaft. An die Spitze derselben stellte er die „Université de France", eine große Korporation von „Staatsjesuiten", wie er sich ausdrückte, in der das Personal der Schulen, Leiter, Lehrer und Erzieher bis auf die Schüler, unter einem Großmeister militärisch organisiert war. Für die Erziehung wie für die Ausbildung der Lehrer bildete die Kaserne das Vorbild. Die amtlichen und städtischen Gymnasien, „lycées" und „collèges" waren große Internate; die in der Schule wohnenden Beamten und Studienlehrer durften nicht verheiratet sein und waren einer strengen militärischen Disziplin untergeordnet, die sich auch auf die Professoren erstreckte. Jede Initiative, Erfindung, Verschiedenheit, Berufs- oder Ortsanpassung wurde unterdrückt; alles, die Kleidung, die Arbeit und die Ruhe, die Gegenstände und Methoden des Unterrichts, Stunden- und Arbeitspläne, Bücher und Bibliotheken, Pausen und Spaziergänge, waren von der Zentralbehörde vorgeschrieben. Bekannt ist jener Ausspruch eines Ministers unter dem zweiten Kaiserreich, der seine Uhr ziehend mit Befriedigung sagen konnte: „In dieser Stunde überlesen in der und der Klasse alle Schüler des Reiches die und die Seite von Vergil." Dieses System bestand saft unverändert bis zum Jahre 1850 fort. Das legitimistische und das Julikönigtum übernahmen die von Napoleon geschaffene große Organisation der Université und benutzten sie als Werkzeug für die Vertretung der ihnen passenden Anschauungen. Die Firma wurde geändert, statt bonapartistischer wurden kirchlich-legitimistische oder konstitutionelle Prinzipien gelehrt, aber der Geist blieb derselbe. Die Initiative war ertötet, ein bureaukratischer Formalismus lastete mit bleierner Schwere auf Schülern wie Lehrern.

Das wurde auch nicht anders, als im Jahre 1850 durch das Gesetz Fallour das Monopol der „Université" aufgehoben wurde. Neben den Staat trat jetzt als mächtiger Konkurrent die Kirche, die in 20 Jahren etwa 100 „collèges ecclésiastiques", kirchliche Gymnasien, gründete, welche an Stelle des Kasernengeistes den Klostergeist setzten, ebensalls meist Internate mit einem strengen System der Ueberwachung und Disziplin, ohne Freiheit und Individualität, wahre Gefängnisse für die Jugend. Schon im Jahre 1865 hatten die kirchlichen Anstalten 54 000 Schüler, die staatlichen und städtischen 64 000. Die weltlichen Privatschulen konnten den Wettbewerb mit den reichen Mitteln der Kirche und des Staates nicht aushalten. Die Zahl derselben ging beständig zurück. Während im Jahre 1815 noch 1255 weltliche Privatschulen bestanden, im Jahre 1854 825, gab es 1857 nur noch 302 mit 20 174 Schülern, und 1898 waren sogar nur 9725 Schüler auf weltlichen Privatschulen. So zerfällt das höhere Schulwesen im allgemeinen in diese beiden verwandten Typen des kirchlichen und staatlichen großen Internats mit Grundsätzen, die für die Erziehung von Offizieren und Priestern passen, aber ebenso auf die von Kaufleuten, Industriellen, Aerzten, Advokaten, Ingenieuren, Architekten und Beamten angewandt werden.

Digitized by Google

In neuerer Zeit nun hat die geistliche Erziehung vor der staatlichen den Vorsprung gewonnen. Im Jahre 1892 gab es 108 lycées mit 52 811 Schülern, 295 städtische collèges mit 32 480 Schülern und dagegen 241 sog. „freie" Schulen mit 89 566 Schülern. Die öffentlichen Schulen verlieren fast jährlich 1000 Schüler, und zwar gehören diese vorzugsweise den besseren Klassen an. Selbst die Söhne republikanischer Staatsmänner besuchen die geistlichen Schulen, die sehr billig sind und gut für die Prüfungen vorbereiten. Das Kleinbürgertum bildet heute hauptsächlich das Publikum der öffentlichen Anstalten. Daß hierin eine große Gefahr für die Republik liegt, ist offenbar. Die geistlichen Schulen sind Pflanzstätten des reaktionären, klerikalen Geistes und flößen ihren Zöglingen die Verachtung der republikanischen Einrichtungen ein. Sie geben den Ansichten und dem Charakter eines großen Teiles der herrschenden Klassen jenes jesuitische Gepräge, jene der Freiheit und Unabhängigkeit verderbliche Verbildung, deren Früchte in den Ereignissen der letzten Jahre sich nur gar zu deutlich gezeigt haben. Die Offiziere und Generäle, deren jesuitische Moral in dem großen Prozeß Dreyfus so erschreckend deutlich hervorgetreten ist, sind meist Produkte dieser Schulen.

Die Gründe für diese Renaissance des Klerikalismus liegen zum großen Teile in den allgemeinen Zeitverhältnissen und können hier nicht erörtert werden. Aber die Agitation des Klerus für seine Schulen wäre nicht so erfolgreich, wenn nicht die öffentlichen Anstalten so große Mängel aufwiesen. Betrachten wir zunächst die Organisation der Schulen. An der Spitze eines „lycée" steht der „proviseur", im „collège" „principal" genannt, dem die allgemeine Leitung, der Verkehr mit dem Publikum anvertraut ist. Ihm zur Seite steht der „censeur" oder „régent", dem die Verwaltung des Internats und die Disziplin obliegt. Beide sind Beamte, die mit dem Unterrichte gar nichts zu thun haben, und die im Grunde nur die Vorschriften ausführen, welche die Zentralbehörden, das Ministerium, der „Conseil supérieur de l'instruction", die Generalinspektoren und Rektoren der Akademien erlassen. Jede Initiative, jede lebendige, persönliche Einwirkung, jede Rücksichtsnahme auf örtliche Verhältnisse ist durch die straffe Zentralisation ausgeschlossen. Es fehlt auch an einem lebendigen Verkehre zwischen der Leitung und den Lehrern, wenn man auch neuerdings durch die Einrichtung von Lehrerkonferenzen und sog. „Disziplinräten" unter dem Vorsitze des proviseur hier Wandlung zu schaffen versucht hat. Dezentralisation, Selbständigkeit der Bewegung und Freiheit von den papiernen Fesseln der Bureaukratie — das ist, was vor allem die Schulen zu lebendigen Organismen machen kann. Dem steht aber der Aberglaube an die Macht des States entgegen, von dem man von jeher in Frankreich alles erwartet.

Wichtiger noch als diese Frage der Organisation ist die des Internats. Das Internat ist in Frankreich in dem wohlhabenden Bürgerstande die Regel. In den öffentlichen Schulen wohnt fast die Hälfte der Schüler, in den geistlichen sogar die Mehrzahl in der Anstalt. Die Familie entledigt sich so der Pflicht der Erziehung ihrer Kinder, die dadurch aller Vorteile des Familienlebens und besonders des erziehenden Einflusses der Frauen während der wichtigsten Zeit ihrer Entwicklung verlustig gehen. Und was wird ihnen dafür geboten! Die französischen Internate sind nicht wie die englischen „public schools" ein Bild des wirklichen Lebens ohne seine Gefahren und Schattenseiten; sie bieten ihren Zöglingen nicht einen Ersatz für das Familienleben durch das Leben im Hause des Lehrers und daneben den stählenden Einfluß des kameradschaftlichen Zusammenlebens, der körperlichen Spiele in der freien Natur und des freundschaftlichen Verkehrs mit Männern, die ihre väterlichen Berater und Freunde sind. An Stelle der Spiele, die so unendlich vorteilhaft für die Charakterbildung sind, treten traurige Spaziergänge in langen Reihen, an Stelle der verhältnismäßigen Freiheit eine strenge Ueberwachung von Stunde zu Stunde, ja von Minute zu Minute, die durch ein ganzes System des Betrugs und der Fälschung, die als erlaubte Kriegslist erscheinen, von den Schülern umgangen wird. Die Internate sind Kasernen oder Klöster, mitten in den Städten gelegen, oft über 1000 und selten unter 300 Knaben in ihren Mauern vereinigend, die nicht erzogen, sondern nur diszipliniert, in einer scheinbaren äußeren Ruhe gehalten werden.

Das beste Kennzeichen dieser verderblichen Unterschätzung der Erziehung ist die Einrichtung der „Studienlehrer" oder „Repetitoren". Während in den englischen Internaten der Lehrer zugleich Erzieher ist, ja das letztere Amt als das wichtigste und heiligste betrachtet, sind diese beiden Funktionen in Frankreich gänzlich von einander getrennt. Der französische „professeur" doziert von der Höhe seines Katheders und tritt sonst zu den Schülern in gar keine persönliche Beziehung. Die Ueberwachung dieser während der Arbeitszeit und in den Pausen, auf den Spaziergängen und in den Schlafsälen fällt den Studienlehrern oder Repetitoren zu, von den Knaben meist unehrerbietig „pions" genannt, jungen Leuten, die ihren Posten als eine Durchgangsstellung für die Lehrerlaufbahn betrachten, oder älteren, die in derselben gestrandet sind. Nach einer Statistik der letzten Jahre waren von 1685 Repetitoren an den staatlichen Gymnasien 1150 „bacheliers", was etwa unseren Abiturienten entsprechen würde, 406 „licenciés", d. h. solche, die ihr erstes Staatsexamen gemacht haben, 84 Elementarlehrer und die übrigen aus anderen Berufsarten Zusammengeschneite. Die Stellung ist eine wenig beneidenswerte. „Viele verdienen," so sagte ein französischer Schulmann vor der Kommission aus, „mit 25 Jahren 55 Fr. monatlich (natürlich bei freier Station) und arbeiten zuweilen 20 Stunden (!) täglich." Berufsfreudigkeit ist unter solchen Bedingungen wohl kaum zu erwarten. Die Repetitoren haben keine Macht zu strafen; sie müssen jedesmal einen Bericht machen und erscheinen daher den Knaben in der häßlichen Rolle von Angebern und lästigen Aufpassern. Während sie so mit den Schülern in beständigem Kampfe liegen, halten es die Professoren unter ihrer Würde, mit ihnen zu verkehren, ja kennen sie oft kaum den Namen nach. Man hat viele Versuche gemacht, ihre Stellung zu heben. Man hat sie im Jahre 1887 zu Beamten der Universität erhoben, d. h. fest angestellt, man hat ihre Stellung hier und da gebessert und ihnen zuweilen erlaubt, außerhalb der Schule zu wohnen, aber wenn die Lage des „pion" auch wohl kaum noch so bedauernswert ist, wie sie Daudet in seinem Roman „Der kleine Dingsda" aus eigener bitterer Erfahrung mit soviel Humor geschildert hat, so bleibt sie doch noch der Krebsschaden des französischen Internats, das charakteristische Merkmal der verderblichen Trennung der geistigen von der Charakter- und Willenserziehung.

Die Folgen dieses Systems liegen auf der Hand. Die einzigen Tugenden, die so entwickelt werden, sind die negativen der Disziplin und Entsagung, wie sie dem militärisch-mönchischen Geiste entsprechen, aber nicht für das bürgerliche Leben genügen. Und diesen negativen Tugenden stehen die sehr positiven Laster der Lüge und Heuchelei gegenüber, die Waffen, die die Jugend im Kampfe gegen die unerträgliche Tyrannei ihrer Peiniger zu brauchen gelernt hat. Man unterdrückt den Willen, anstatt ihn zu lenken und zu bilden, und erzieht statt freier Bürger, fester und gerader Charaktere, die zu handeln wissen und die Lüge verabscheuen, Wesen ohne Willen oder Revolutionäre. Während der englische Knabe aus der weise beschränkten Freiheit der Schule, der er immer ein liebevolles Andenken bewahrt, mit festem und freiem Schritte in die Freiheit des Lebens hinaustritt, stürzt sich der französische Knabe, froh, den Mauern seines Gefängnisses entronnen zu sein, haltlos und mit ganz ver-

Digitized by Google

kehrten Begriffen über das Leben, das er nicht kennt, in dasselbe hinein, bei jedem Schritte strauchelnd und glücklich, wenn er nach einigen verlorenen Jahren und schlimmen Erfahrungen das Gleichgewicht wiedergewinnt. Und wenn dann der junge Mann, in dem man die Energie und die Gewohnheit und Fähigkeit zu wollen systematisch ertötet hat, wirklich dazu kommt, sich einen Beruf zu erwählen, so denkt er zuerst an die Beamtenlaufbahn, die ihm gestattet, das Leben auf der Schulbank auf dem Beamtensessel, dem „rond de cuir" fortzusetzen, der Notwendigkeit überhoben, selbständig zu denken, zu wollen und zu handeln, und sich in einer beschränkten, aber sicheren Existenz in einem regelmäßigen Kreislaufe wenig drückender Pflichten bewegend. So klammert sich die französische gebildete Jugend, statt in die Welt hinauszugehn und neue nationale Werte zu schaffen, ängstlich an den Staat, der gar nicht mehr allen Ansprüchen genügen kann. Man hat diese schlimmen Folgen des heutigen Erziehungssystems wohl erkannt und sucht Besserung zu schaffen durch die Einführung körperlicher Spiele. Ein „Bund für die körperliche Erziehung" hat sich gebildet und wirkt für die Einführung von Fußball, Cricket, Turnen und Schlittschuhlaufen in der Schule mit gutem Erfolge. Auch hat man hier und da die strenge Disziplin zu mildern versucht und den Knaben größere Freiheiten gewährt. Doch sind das immer nur kleine Ansätze zu einer Besserung, und eine gründliche sich auch auf den Unterricht erstreckende Reform thäte not, wenn das napoleonische System, unter dem die Jugend Frankreichs seit mehr als 80 Jahren schmachtet, endgiltig durchbrochen werden soll.

(Schluß folgt.)

Tolstojaner in England und Amerika.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

Soviel Tolstois Schriften in Deutschland auch gelesen werden, so hört man doch nie von deutschen Jüngern Tolstois, die mit seinen Lehren Ernst machen, die also den Militärdienst verweigern, kein Richteramt und kein Staatsamt annehmen, keinen Eid schwören, dem Uebel nicht widerstreben u. s. w. In England und Amerika kommen diese Nachfolger schon deshalb vor, weil Tolstoi dort manche Vorgänger hatte. Seine religiöse Lehre unterscheidet sich wenig von dem, was die Quäker seit mehr als zwei Jahrhunderten predigen, und sein Ideal der Lebensweise, die freiwillige Armut bei ländlicher Arbeit, ist in Amerika durch Henry Thoreau und W. Ellery Channing und in England durch Abraham Cowley und Edward Carpenter schon längst gepredigt, nicht bloß durch geistreiche Schriften, sondern durch praktisches Beispiel.

Von diesen Tolstojanern vor Tolstoi wird Henry Thoreau jetzt endlich auch in Deutschland bekannt; ein Schriftchen von Karl Knortz in der Virchowschen Sammlung erzählt recht nett von dem „amerikanischen Diogenes" Zeitgenosse und Nachbar von Emerson und Hawthorne lebte Thoreau nach seinen Studien auf der Harvard University immer in seinem Heimatflätchen Concord oder dessen Nähe, 1845 und 46 als Einsiedler am Waldensee. Er war in Kleidung, Wohnung und Nahrung noch anspruchsloser als Graf Tolstoi; von der Kirche mit ihren „Seelenhospitälern und geistlichen Quacksalbern" hielt er eben so wenig und die Politik lehnte er ebenso ab. „Selig sind die Kinder", sagte er, „denn sie lesen die Botschaften des Präsidenten nicht." Da sein Staat die Sklaverei offiziell anerkannte, so weigerte er sich, die auf ihn, den Besitzlosen, entfallende bescheidene Steuer zu zahlen. Er wurde ins Gefängnis gesteckt, Emerson eilte zu ihm: „Henry, weshalb bist Du hier?" — „Ralph, weshalb bist Du nicht hier?" erwiderte Thoreau, nach dessen Ueberzeugung unter einer ungerechten Regierung das Gefängnis der einzig anständige Aufenthaltsort für denkende Menschen war. Und sonst war seine Lehre: „Wenn man ein Blockhaus hat, sein Korn- und Kartoffelfeld bebaut und Brennholz vor der Thür findet, braucht man dann über schlechte Zeiten zu klagen? Wenn es regnet, kann man im Zimmer bleiben und spinnen und weben; ist es draußen zu kalt, so findet man Holz dagegen." — Wir sehen, Thoreau, der 1862 starb, war durchaus ein Vorläufer Tolstois, wie eigenartig beide auch sind.

Wir in Deutschland haben auch unsere Dieffenbach und Gutzeit, auch sie sind Künstlernaturen, die Bedürfnislosigkeit, Naturleben, Freiheit mit Wort und That predigen. Aber sie reichen an Bedeutung an jene Ausländer nicht heran und machen namentlich auf ihre Landsleute nicht so tiefen Eindruck. Deutschland ist nun einmal das Land der Allmählichkeit, daher hat Gutzeit trotz aller seiner Schriften und Vorträge eben so wenig Jünger wie der vielgelesene Tolstoi. Die Angelsachsen haben eher Mut und Lust zu Extravaganzen.

Und weil in den englischen Ländern nach vielen harten Sektenverfolgungen die Freiheit der religiösen Ueberzeugung besonders hochgehalten wird, so begreifen man sich dort auch leicht für die Duchoborzen, Molokanen und andere russische Sekten, als deren Anwalt Tolstoi so oft unerschrocken gegen seine Regierung eingetreten ist. Man nahm die um ihres Glaubens willen Verfolgten auf und gab ihnen Land und Lebensmittel. So finden wir jetzt noch eine Anzahl Duchoborzen in Essex, tausende aber in Canada.

In den Vereinigten Staaten ist Ernest Crosby zum Propheten Tolstois geworden. Von alter guter Familie, Sohn eines berühmten Geistlichen, wurde er von Präsident Harrison zum Richter am internationalen Gerichtshofe in Alexandria ernannt. Dort las er Tolstois Schriften und in ihrem Sinne die Bergpredigt; bald machte er Ernst mit dem Gebote „Richtet nicht!" und legte sein Richteramt nieder. Jetzt lebt er in Rhinebeck im Staate New-York, halb als Bauer, halb als Redner und Schriftsteller. Gegen den Krieg mit Spanien hat er energisch protestirt, auch durch Steuerverweigerung, und den Militarismus greift er schneidig an, um so wirksamer, da er wie Tolstoi mehrere Jahre Offizier war. Auch als Dichter ist er hervorgetreten, er wandelt hier ähnliche Bahnen wie sein Quäker-Landsmann Walt Whitman und der schon genannte Edward Carpenter; einen Spruch aus seinem neuesten Gedichtbuche Psalm und Parabel wollen wir deutsch wiedergeben, da er den Geist der Nächstenliebe, der diese Tolstojaner beseelt, schön ausdrückt:

Umsonst hab' ich gefragt, wo meine Seele sei,
Dann wollt' ich Gott ergreifen, doch ich griff vorbei,
Dann sucht' ich meinen Bruder, und nun fand ich alle drei.

In England findet man die ehrlichsten Tolstojaner in den kommunistisch-anarchistischen Kolonien Purleigh und Shepscombe, wo Gebildete und Ungebildete, Männer, Frauen und Kinder in Bauernhäusern leben und ländliche Arbeit verrichten. Sie erkennen kein Eigentum an, manche Kolonisten brauchen nie Geld, sie bilden Ehen, ohne Staat und Kirche zur Mitwirkung einzuladen. Wie lange diese Experimente dauern, ist freilich fraglich: unruhige Köpfe sind da zusammen, unpraktische Gedanken häufiger als praktische, da dürfte wohl der gute Wille nicht den Sieg davon tragen; namentlich wird es wohl nicht so kommen wie in Zoar in Ohio, wo man voriges Jahr wegen übermäßigen Reichtums die Kolonie aufgab und 6 Mill. Mark unter 390 Genossen verteilte.

Auch eine Zeitschrift oder ein paar haben die englischen Tolstojaner. Mir liegt die „New Order" vor Augen, und ich lese da z. B. von der Bruderschaft in Blackburn. Wenn man zu ihrem Führer, Herrn Ferris, kommt, kann man sich von ihm die Bücher Tolstois geben oder irgend eine elektrotechnische Arbeit machen lassen, ohne daß man zu

Digitized by Google

zahlen braucht, denn er und seine Frau haben dem Gebrauch des Geldes, der Wurzel alles Uebels, abgesagt. Einige Ausnahmen machen sie freilich hie und da noch, z. B. bei Briefmarken und Fahrkarten, die doch der Post oder Bahn gegenüber auch nur Geld bedeuten. Die acht anderen Mitglieder der Bruderschaftskirche gehen nicht so weit glauben aber auch an eine Verwirklichung der christlich-anarchistischen Ideale. Auch an anderen Orten plagt manche Pioniere der „neuen Ordnung" die Frage, ob sie Geld brauchen dürfen, ob sie es namentlich fordern dürfen. So lesen wir von einem Techniker, der es seinem Arbeitgeber ganz überlässt, wie viel er ihm zahlen will, und deshalb mit dem Gewerkverein in Streit kommt; eine Stelle bekam er, wo ihm der Unternehmer freiwillig 45 Mark die Woche zahlte, aber er mußte sie aufgeben, da die Maschinen, die er bauen sollte, für eine Patronenfabrik, also für den Krieg bestimmt waren. Eine andere Frage, worüber diese Neuerer noch nicht einig sind, ist die der Ehe. In Sheyscombe gilt die Ansicht, daß Mann und Frau sich ohne weiteres ehelich verbinden, wenn die rechte Liebe sie eint, und daß mit dieser Liebe auch die Ehe ohne weiteres aufhören muß, und die erwähnte Zeitschrift betont, daß die staatliche und kirchliche Ehezeremonie nur dem allgemeinen Mißtrauen und Argwohn entspringe, dem Verlangen nach Gewalt, mit der man den ermählten Gatten zur Pflicht zwingen wolle: „es kommt vom Bösen." Andere, sonst kühne Reformer, wehren diese Neuerung ängstlich ab.

Eine Ideengemeinschaft besteht zwischen diesen Engländern und dem deutschen Schriftsteller Dr. Eugen Heinrich Schmitt in Budapest, dem Herausgeber des Organs der idealistischen Anarchisten „Ohne Staat". Wenn wir anders einen Brief Tolstois an ihn richtig verstehen, ist er jetzt Festungsgefangener wegen Verweigerung des Militärdienstes. In Holland wandelt der Dichter Frederik van Eeden auf ähnlichen Pfaden

Streiflichter.

Zweierlei sittliches Maß für Aristokraten und Plebejer. Daß „die Politik den Charakter verderbe," war, wenn wir nicht irren, das Schlagwort, mit dem sich die von Herrn Friedrich Lange geleitete „Tägliche Rundschau" seiner Zeit einführte. Herr F. Lange ist inzwischen zur „Deutschen Tageszeitung" übergegangen; er scheint aber noch dort das Bedürfnis zu haben, seinen früheren Leitsatz in eigener Person zu illustrieren. Wenigstens ist das neueste Elaborat der Deutschen Tageszeitung, das sich mit der Harmlosigkeit adliger Spielratten und der „plebejischen Verleumdetheit" unserer Staatsanwälte und Untersuchungsrichter beschäftigt, ein so charakteristisches Zeugnis von der Verderbnis des sittlichen Urteils, wie sie sich bei einer ausschließlich durch die Parteibrille gewonnenen Lebensanschauung einzustellen pflegt, daß wir nicht umhin können, diese Ausführungen etwas niedriger zu hängen Die D. T. Z. schreibt:

„Wir fühlen bei diesen täglichen Sensationen auch einen Schander, aber nicht über die Sündhaftigkeit der jungen Leute vom Adel, denn wir wissen zur Genüge, daß die Spielwut sich nicht auf diesen Stand beschränkt, sondern so ziemlich in allen Ständen grassiert. Die zerrüttende Wirkung dieses Uebels darf man dann auch ganz gewiß nicht nach der Höhe der riskierten Summen messen, und Verarmung, Beschämung für die Verwandten hat es überall — nicht nur bei adligen Familien — im Gefolge. Und die Lust am Wagnis, die sich auf bessere, ehrenvollere Ziele wenden würde, wenn Müßiggang und fade Geselligkeit nicht auf diesen Abweg trieben, stellt überall, in allen deutschen Ständen als Entschuldigung unmittelbar neben diesen Lastern. Nein, die Mißempfindung, die uns auch bei dieser „großen Sensation" wiederholt kalt überlief, hat einen ganz anderen Namen. Wir fragten uns, in welchem guten Ende es führen kann, wenn die Gebildeten, die verantwortlichen Führer des Volkes nicht Mittel finden, um diesen ewigen Opfern an den Moloch der Plebejerei ein Ende zu machen? Ob ein Staatsanwalt und ein Untersuchungsrichter nicht Strafe verdienen, wenn sie ohne die zwingende Notwendigkeit die Skandaliersucht der breitesten Oeffentlichkeit zu Gaste laden, und nachher, wenn jede Falte des Privatlebens von Angeklagten, Zeugen und ganzen Familien um und umgekehrt ist, mit dem Erkenntnis abziehen, daß ihr Eifer blind war?" . . . Daß Gerechtigkeit und Wahrheit nicht Schaden leiden, wünschen auch wir; aber wie sehen leider nur zu deutlich, daß bei solcher Handhabung der Justiz, insbesondere der Voruntersuchung, nicht der Wahrheit gedient, sondern die Heuchelei im Großen gezüchtet und außerdem unser ganzes öffentliches Leben unaufhaltbar auf den Kammerton der Plebejerei gestimmt wird. . . . Giebt erst der plebejische Neidstandpunkt: „wie viel Arbeiter hätten mit ihren Familien von dem Gelde leben können, das solch' ein junger Lebemann in einer Nacht verlor!" den Maßstab für die Moral der Justiz, dann mehe jedem, der sich Lust an seinen Leiden legt oder gar sich Pferd und Wagen hält! Was die „kleinen Leute" gestatten würden, weil sie es nicht für Luxus hielten, wäre ein Prokustesbett, in dem jeder Wohlhabende Kopf und Beine sich abhacken lassen müßte. Und die Wahrheit? O, für die Wahrheit wird auf's Aller schlechteste gesorgt, wenn Tausende aus allen Ständen, die auch spielten, aber diese üble Gewohnheit bisher nur ihren Leichtsinn mit nicht schlimmeren Namen nannten, nun an den heuchlerischen Grimassen der Entrüstung sich beteiligen, weil der süße Pöbel unter heuchlerischer Führung aus allen Ecken „Pfui" schreit!

Es gilt — wir können das auch bei diesem Anlaß nur in schärfster Form wiederholen — den aristokratischen Gedanken, daß Führer und Gestützte nicht ernerlei Maß, nicht einerlei Beruf und Pflicht haben, bewußt und kraft empor zuhalten und mit Entschlüsse von der schiefen Ebene solcher öffentlicher Selbstunterrichtung abzuspringen, die unser Volk unfehlbar in die plebejische Versenkung gleiten läßt."

Uns betrübt bei solchen Anschauungen nicht in erster Linie die Verderbtheit, mit der ein Bürgerlicher wohlwollend oder nachsichtig auf die aristokratischen Passionen des Adels schaut; einige Bemerkungen über den Pharisäismus und die Skandalsucht der großen Masse sind sogar nicht ganz unzutreffend — aber welch sittlicher Tiefstand zeigt sich in der Beziehung der volkswirtschaftlichen Betrachtung über die bessere Verwendung der Spielsummen als eines „plebejischen Neidstandpunktes"! Offenbar kennt der Verfasser gar nicht den sittlichen Zorn, der jeden ernsten Menschen bei der kopflosen, sie selbst ruinierenden Verschwendung und Genußsucht der „goldenen Jugend" erfassen muß; für ihn kann das nichts als — erbärmlicher Neid sein! Welche unglaubliche Verirrung im Schlußpassus, der, konsequent durchgedacht, eine Spezialmoral nicht etwa für Genies, sondern für jeden beliebigen Laffen verlangt, der das Wörtchen „von" vor seinen Namen setzen darf, oder der sich durch des Vaters Geldsack, durch aristokratische Korpsbekanntschaften und sehr viel sittebeirrende Rücksichtslosigkeit in die Elite „der Führenden" gedrängt hat.

Und ein solches Blatt bezeichnet sich als Organ für „Ordnung, Sitte und Religion". Nun ja, sie sind danach!

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Die pädagogische Gruppe, zu deren Leitung am Anfang des Vortragsabends Frl. Blum, Herr Tews und Dr. Henzig auf ein Jahr wiedergewählt wurden, hatte im Interesse der Klärung einer wichtigen Frage die Mitglieder der Berliner Gesellschaft zu einem Diskussionsabend versammelt. „Der Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen" stand zur Besprechung, da über die Behandlung des Problems seiner Zulässigkeit auf dem letzten Gesellschaftstage eine Einstimmigkeit nicht zu erzielen gewesen war. Der Referent, Prof. Dr. Bruno Meyer, legte seinen persönlichen Standpunkt zur Sache in folgender Weise dar: Es sei ein, glücklicherweise in Wiesbaden nunmehr anerkannter, Fehler der Gesellschaft, daß man sich vielfach über grundlegende Fragen nicht völlig klar werden wolle. Auch in solchen Dingen, wo es gelte einmütig nach Außen aufzutreten, herrsche oft Zweispältigkeit statt Einmütigkeit. Dazu gehöre vor allem die Stellung der ethischen Bewegung zum öffentlichen Religionsunterricht in den Schulen. Man müsse hier zunächst die höheren Schulen von den niederen trennen. Daß vom 14. Lebensjahre ab in den höheren Schulen Religionswissenschaft, Kirchengeschichte und dergl. gelehrt werde, sei eine selbstverständliche Forderung. Genaue Kenntnis der Religionen gehöre zur allgemeinen Bildung. Anders liege die Sache in den Elementarschulen. Jeder Unterricht wirke vorzugsweise auf den Intellekt, nicht direkt auf den Willen oder das Gefühl. Nur Thatsachen ließen sich mitteilen, nur Begriffe und erkenntnismäßige Wahrheiten übertragen. Auch da, wo der Lehrer Gesinnung erzeugen wolle, z. B. in der sog. Erziehung zum Patriotismus, bleibe ihm kein anderes Mittel, als die geschicht-

Digitized by Google

lichen Thatsachen vorzutragen, und zwar in seiner subjektiv oder direkt tendenziös gefärbten Darstellung. Nun aber habe das Thatsachenmaterial des Religionsunterrichts seinen erkenntnismäßigen objektiven Wert. Es sei gesürbt durch die kirchliche Weltanschauung, und als solches nicht selbst wertvoll, sondern übermittelt zum Zweck einer gläubigen Ueberzeugung. Der konfessionelle Memorierstoff, an sich in der veralteten Sprache anderer Zeiten eine Qual für das Gedächtnis, diene zur Begründung der eigenen Einsicht. Dem Redner liege jede Polemik gegen die kirchliche Weltanschauung hier völlig fern, aber er müsse es aussprechen, daß die öffentliche, von Staatsbürgern aller bisherigen Konfessionen unterhaltene Schule nicht der Ort sür ihre Ausbreitung sei. Solange in einem staatlichen Gemeinwesen eine religiöse Einmütigkeit aller Bürger herrsche, wäre gegen einen solchen Unterricht nicht viel einzuwenden; aber gerade dann wäre er ja überflüssig, da schon die ganze Umwelt die Zöglinge beeinflusse. Fehle aber die Voraussetzung der völligen Einmütigkeit, dann sei es ganz unmöglich. Nur das Gemeinsame dürfe in den Schulen der Allgemeinheit gelehrt werden. Gerade der Konfessionalismus aber wirke zu trennend. Dazu komme, daß die Entfernung des Religionsunterrichts aus der öffentlichen Schule nicht verhindert sei, daß noch sonst jemand schädige. Der Religionsunterricht würde dann ganz in die Hände der Geistlichkeit fallen, während der Religionslehrer an den Schulen sich durch pädagogische Rücksichten, die Einschränkung durch den Lehrplan, und durch ein gewisses Vorurteil der Nichtbenützbarkeit mit den Fachlehrern eingeengt fühlen müßte.

Unter Berufung auf die Psychologie werde nun oft der Einwand erhoben, im Kinde sei ein starkes religiöses Bedürfnis vorhanden, gewissermaßen ein Reim, der zur Entfaltung dränge. Das sei Täuschung. Jenes Bedürfnis sei einfach das der Anregung der Phantasie, ohne bestimmte religiöse Färbung. Die Phantasie aber trage sich durch spielende Legenden und Märchen aus der Mythologie, vielleicht auch aus den Urkunden der Religionsgesellschaft, sehr wohl anregen, aber sie müsse auch gezügelt und gelenkt werden, damit sie mit dem Verstande nicht durchgehe. Das Spiel künstlerischer Einbildungskraft dürfe nicht auf einmal mit der harten Forderung durchbrochen werden, daß der Glaube an diese oder jene Ausgestaltung des Weltbildes plötzlich zur Grundlage des ganzen diesseitigen und jenseitigen Wohls und Wehes des Kindes erklärt würde.

Nun müsse anerkannt werden: im Religionsunterricht stecke bente noch etwas, was sich ganz und gar nicht entbehren ließe: nämlich die sittliche Belehrung. Wäre diese von der religiösen Form nicht zu trennen, dann freilich müßte man den Religionsunterricht mit in den Kauf nehmen.

Gleichsehr wie habe die sittliche Belehrung mit der kirchlichen Dogmatik nicht das Geringste zu thun. Zwar hätten stets die Religionen aus vermeintlich pädagogischen Gründen, die auf der Höhe des Schreckens durch den schwarzen Mann ständen, den Moralunterricht zu monopolisieren versucht, indem sie sittlichen Lehren und Vorbern bündig in keinem inneren Zusammenhang mit ihren dogmatischen Voraussetzungen. Daher sei die Trennung des Moralunterrichts vom Religionsunterricht eine einfache logische Folgerung.

Wenn man frage, ob denn die Lehrkräfte vorhanden wären, um einen solchen von religiösen Voraussetzungen freien Moralunterricht zu geben, so sei darauf hinzuweisen, daß ja auch bisher die Eltern ihre Kinder ohne tiefere Einsicht in die pädagogische Methodik erzögen. Sehr viel schimmer, als der bisherige Religionsunterricht seitens der Religionslehrer, werde auch ein solcher Moralunterricht nicht ausfallen. Es sei aber nötig, einmal ohne alle Winkelzüge reinen Tisch zu machen.

Hierauf entwickelte Dr. Penzig ebenfalls seine persönliche Ansicht zu dem Gegenstand. Einverstanden sei er mit dem Vorredner in der Forderung des Erlasses des bisherigen Religionsunterrichts in öffentlichen Schulen durch religionsgeschichtlichen und Moralunterricht. Der religionsgeschichtliche Unterricht sei aber nicht an die höheren Schulstufe gebannt, sondern mit etwas Takt könne auch der Lehrer für die unteren Klassen die Differenz der im Schulgebiet vorhandenen religiösen oder meinetwegen konfessionellen Ansichten zu der überaus nötigen Belehrung über Toleranz benützen, wenn er nur nicht daran gebunden sei, einer bestimmten Konfession den Besitz der Wahrheit zu attestieren. Der Vorredner habe wohl etwas zu einseitig den intellektuellen Charakter der religiösen Ueberzeugung betont. Religion sei nichts vorwiegend Intellektuelles, und Wissen überhaupt nicht Lehrbar. Gerade der tüchtige Religionslehrer übe seine segensreichste Wirkung nicht durch Uebermittlung der dogmatischen Sätze und angeblichen Thatsachen, sondern durch seine eigene Ueberzeugungstreue, durch sein Vorleben der Religion als ein lebendiges Beispiel. Redner sprach einer solchen lebendigen Erziehung zum Idealismus, selbst im religiösen Gewande, unbedingt den Vorzug gegen, wenn an ihre Stelle trockener Unterricht in der Moral treten sollte, ohne daß das erziehende Beispiel und begeisternde Vorbilder auf Gemüt und Wille der Schüler wirkten. Nun könne man sehr wohl, und müsse es sogar, an das historisch Gegebene, also den bisherigen Religionsunterricht, anknüpfen. Thatsächlich werde gerade der Religionsunterricht in Stadt und Land von allen Lehrern, die zu einem gewissen Grade wissenschaftlichen Denkens vorgedrungen seien, bereits jetzt fast im Sinne eines reinen Moralunterrichts erteilt. Das Dogmatische sei meist ein pädagogisch fücherlich recht bedenklicher, aber darum auch möglichst bei Seite geschobener Ballast. Daß es jemals einen „Religionsunterricht“ geben könne, der gleichzeitig den Forderungen der wissenschaftlichen Ethik, insbesondere der Forderung der absoluten Wahrhaftigkeit, nicht widersprechen, bezweifle der Redner ebenfalls, aber man dürfe den Prozeß der Annäherung an dies Ideal, wo dann allerdings der Name Religion fallen werde, nicht unterbrechen. Der Versuch, reinen Tisch zu machen, sei in Frankreich, Italien, ja selbst in Amerika und England trotz mancher Einzelerfolge ziemlich mißglückt. Der dortige Moralunterricht bewege sich in einer Art deistischer oder bestenfalls pantheistischer Richtung. Man dürfe nicht vergessen, daß, solange nicht etwas ganz anzuerkennbar Besseres vorliege, der positive Wahrheits- weiter Volkskreise gegen diese Neuerung eine gewisse Berechtigung habe. Das von der ethischen Gesellschaft ersehnte „Handbuch der Moral“ in diesem Sinne sei immer noch nugeschrieben.

Nachdem dann Frl. Nagel im Einverständnis mit dem Vorredner darauf hingewiesen hatte, daß auch die Moral nicht ohne Weiteres lehrbar sei, und daß es wünschenswert wäre, das moralisch Wertvolle der Bibel etwa in einem konfessionslosen Sammelwerk der verschiedenen Religionsurkunden dem Unterricht zu Grunde zu legen, wandte sich Herr Scheinpflug zunächst gegen einen solchen Versuch. Nach allen Erfahrungen — viele Theologen und Philosophen hätten bereits daran gearbeitet — komme ein solches Sammelwerk entweder nicht zu Stande oder es sei, wenn zusammengestellt, wertlos. Konfessionelles Empfinden lasse sich nun einmal nicht auf allgemein Menschliches zurückführen. Mit Dr. Penzig müsse er bestreiten, daß in der sittlichen Gesellschaft über wichtige Fragen Uneinigkeit herrsche. Das Wesen unserer Verfassung sei Freiheit des individuellen Bekenntnisses, die aber grundsätzliche Einigkeit nicht ausschließe. Ob man einen Religionsunterricht, der den Forderungen der Ethik gerecht entspreche, so oder anders nenne, sei ziemlich gleichgiltig. Einig seien wir alle darin, daß der sittliche Wert des Menschen absolut nichts mit seinen religiösen und metaphysischen Anschauungen zu thun habe. Als ein häufig beachtenswerter Versuch, ein Lehrbuch der humanen Sittenlehre zu schaffen, müsse doch das Buch von Prof Döring gelten. — Herr Dr. Kronenberg stellte sich auf den Standpunkt des Prof. B. Meyer, und bat zwischen Religionsstoff und Religion zu unterscheiden. Religionsstoff, d. h. fromme Gemütsthätigkeit, habe in jedem Unterrichtsfache ihre Stelle. Nehme man aber vom Religionsunterricht einfach das ethischen Kern der Moralunterweisung, andererseits die Schale des Konfessionalismus weg, so bleibe einfach nichts übrig. Das Beste haben, immer an das historisch Gegebene anzuknüpfen, führe häufig zu schwächlichen Kompromissen. Das deutsche Volk sei nicht reif, sondern überreif für den Versuch rein moralischer Jugendunterweisung.

In verschiedenen Repliken und Dupliken wahrten noch die einzelnen Redner ihren Standpunkt. Dr. Penzig wies vor Allem darauf hin, daß eine Umwandlung des bisherigen Religionsunterrichts in einen reinen Moralunterricht, selbst falls dieser als durch ein objektives Ministerialreskript erfolgend gedacht werde, nichts im Wege stehe. Wie zur Zeit der Reformation Luther es erstrebte, daß gerade die fortgeschrittenster und besten Elemente des Klerus völlig gerüstet waren, im Geist des neuen Evangeliums zu wirken, so könne auch heute getrost der Hoffnung leben, daß die große Mehrheit der nur noch widerwillig sich unter die kirchliche Autorität beugenden Lehrkräfte mit einem wahren Gefühl der Erlösung den Augenblick begrüßen würde, wo sie, von der Rücksicht auf kirchliche Dogmatik befreit, der Jugend das Beispiel einer auf voller Wahrhaftigkeit ruhenden Ueberzeugungstreue und sittlicher Vorbildlichkeit geben könnte. Dr. Muskat fürchtete von der Ueberlassung des Religionsunterrichts an die Geistlichkeit erst recht schlimme Folgen, Herr Salinger und Dr. Rothe wiesen auf die Notwendigkeit hin, erst in der großen Masse des Volks das Bewußtsein von der Dringlichkeit einer solchen Reform zu erwecken. Endlich versuchte Prof. Bruno Meyer in seinem Schlußwort die gemachten Einwände zu entkräften. Mit dem Vertuschungssystem müsse endlich für alle Mal gebrochen werden. Die erzieherische Wirkung vorzüglicher Religionslehrer lenne er durchaus nicht, so wenig er den Einfluß des Erziehers rein intellektuell gestalten wolle. Aber gerade darum verlange er die Entfernung solcher Lehrer aus der öffentlichen Schule. Nehme man dem Religionsunterricht seine ethische (moralpädagogische) Bedeutung und lasse man das dogmatische Thatsachenmaterial fallen, so bleibe wirklich nichts übrig. Es sei dann das bekannte Lichtenbergsche Messer ohne Klinge und Heft. Die Ueberweisung des Religionsunterrichts an die Geistlichkeit sei ganz unbedenklich. Bei 2/3 der Eltern werde ein Bedürfnis nach speziell religiöser Unterweisung ihrer Kinder so wenig herzustellen, wie f. Z. das Bedürfnis nach religiöser Einsegnung der bürgerlich geschlossenen Ehe, zumal, falls der Religionsunterricht sich in einen Gegensatz zum Schulunterricht stelle. Aber, wie die Geistlichkeit durch die Einsiehe zu einer minder anbändigsamen Auffassung der Ehe geführt worden sei, so würden sich auch durch die Entfernung des Religionsunterrichts aus der Schule nur segensreiche Veränderungen der kirchlichen Auffassung herausstellen. Was am Religionsunterricht wirklich sprschlicht sei, gehöre in den Geschichtsunterricht; was zur ethischen Belehrung gehöre, finde seinen Platz im Moralunterricht; die sittliche Wärme habe jedes Unterrichtsfach zu durchdringen.

* * *

Digitized by Google

Abteilung Danzig. Zum ersten Mal erscheint unsere neue Abteilung in diesem Blatte. Nach einem sehr gut besuchten Vortrage des Herrn Dr. Penzig über die Frage: „Wozu brauchen wir eine ethische Gesellschaft?“ im Oktober, gelang es hiesigen Freunden der Bewegung, am 20. November d. J. eine Abteilung der Gesellschaft mit vorläufig 47 Mitgliedern hier zu konstituieren. In den Vorstand wurden gewählt: Erster und zweiter Vorsitzender: Dr. med. Effler und Sanitätsrat Dr. Wallenberg; Schriftführer und Kassierer: Rechtsanwalt Bahm und Vermessungs-Assistent Fuchs. Beisitzer: Frau Sommerfeld und Stadtrat Dr. Dolle. Die Zusammenkünfte finden voraussichtlich an jedem ersten Dienstag des Monats im Café Germania um 8 Uhr statt. Die Leser dieser Zeitschrift werden gebeten, Gesinnungsgenossen in Danzig und Umgegend hierauf aufmerksam zu machen.

Vermischtes.

Oeffentliche Anerkennung der Notwendigkeit des Moralunterrichts ist außerhalb der Kreise der ethischen Bewegung sehr selten. Um so wertvoller ist es, daß ein angesehenes litterarisches Organ, das „Litterarische Zentralblatt“ in Leipzig, welches kürzlich gerade das Jubiläum des 25jährigen Bestehens feierte, (Nr. 46 vom 19. Nov.) in einer Besprechung von Döringe Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre den folgenden Passus bringt: „Für das kommende Jahrhundert gehört es zu den dringendsten Aufgaben, den Gedanken eines interkonfessionellen Moralunterrichts in allen Staatsschulen zu verwirklichen. Zwar sind wir heute weiter denn je von diesem Ziele entfernt, aber es besteht gegründete Hoffnung, daß man in den leitenden Kreisen wohl bald zu der Einsicht gelangt, daß es für den glücklichen Fortbestand eines Staatswesens keine größere Gefahr giebt, als eine einseitige kirchlich dogmatische Erziehung, daß hingegen eine umfassendere ethische Durchbildung aller Staatsbürger auf menschlich-natürlicher Grundlage so wichtig und so notwendig ist, als eine einheitliche Gesetzgebung.“

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Der Staat in seiner Beziehung zum Individuum. Von Benj. R. Tucker. Berlin, Verlag von B. Zack.

Soziale Bedeutung des Boden-Eigentums. Von D. Norden. Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Die Entwicklung der höheren Knabenschulen in England. Von Dr. Th. Aronstein. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuch.

Humanis homo! Verse von Hans Leuß. Berlin-Paris, Verlag von Joh. Sassenbach.

Lettre d'un répétiteur en congé. Tolstoi par Suarès. Separatabdrücke aus der „Union“ pour l'action morale.

Die Harmlosen und ihre Verhaftung. Von Dr. jur. Halpert.

Transvaal. Die Leidensgeschichte der niederdeutschen Kap-Ansiedler unter englischer Herrschaft. Von P. J. Joubert, dem Transvaaler General-Kommandanten. 3. Aufl. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 1899.

In eigener Sache und anderes. Von Graf P. v. Hoensbroech. Berlin, H. Walther. 1899.

Betrachtungen eines Patrioten über Bismarck und seine Zeit. Von Fr. v. Bodelschwingh. Berlin, H. Walther. 1899.

Die exakte Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit und Religion und die Konstruktion der Welt aus den Elementen des Kant. Von Ernst Marcus. Leipzig, R. Haacke. 1899.

Volksbildung und Volkswohlstand. Von Dr. Ernst Schultze. Stettin, H. Dannenberg & Cie. 1899.

Bösel, v. Bogusławski, Bleibtreu. Neuere Betrachtungen über Deutschlands Heer und Wehr. Von Franz Dertz. Berlin, H. Walther. 1899.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W, Matthäikirchstraße 7.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Dezemberprogramm.

Sonntag, den 3. Dezember, Abends 7 Uhr, im Saale des Berliner Handwerker-Vereins, C. Sophienstraße 15: **Vierter Unterhaltungsabend** zum Besten der Oeffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. Rezitation: Frl. Herkenberg, Königl. Hofschauspielerin; — Lieder von Brahms, Schumann, Löwe, Taubert, Schubert: Frl. Anna Wiener, Konzertsängerin; — Geigensoli: Frl. Lucie Jacobson; — Cellosoli: Herr Dr. Jacobson: — Trio von Hummel.

Karten zu 20 Pf. in der Lesehalle, Neue Schönhauserstr. 13 (12—3 und 6—10 Uhr), beim Hilfsverein für weibliche Angestellte, Seidelstr. 25, und an der Abendkasse.

Dienstag, den 19. Dezember, Abends 8½ Uhr, Unter den Linden 16, Quergeb. III. Soziale Gruppe: Vortrag von Frl. Anna Blum (Spandau) „über Eltern-Abende“. Diskussion.

Sonnabend, den 30. Dezember, Abends 8½ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Monatssitzung zum Jahresschluß: Vortrag von Herrn Geheimrat Prof. Dr. W. Foerster: „Die Solidarität der Menschenwelt.“ Nach dem Vortrag geselliges Zusammensein im Berliner Ratskeller (reserviertes Zimmer).

Gäste stets willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Soeben erschienen:

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens.

Dr. J. Anold.

Leipzig—B. G. Teubner. Preis geb. 1 Mk. 15 Pf.

Die Buchhandlung von

Hugo Wanschauski,

Berlin C., Roßstraße 5

empfiehlt sich zur

Lieferung der gesamten Litteratur des In- und Auslandes.

Zeitschriften, Journale und Lieferungswerke werden pünktlich expediert.

Versand nach allen Orten.

Soeben erschien:

Handbuch der Humanen Ethik

von

J. Wyß, alt Schulinspektor.

Eine Sittenlehre mit wissenschaftlicher Begründung, ohne Theologie, für Eltern, Lehrer und Schüler.

Preis broschiert **Mk. 2.—**, hübsch in dauerhaftem Leinenband gbdn. **Mk. 2.60.**

Verlag von Schmid & Francke, Bern.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Dr. F. Wolfny. Ueber die neuesten auf Landerwerb und Kolonisation in den Ländern fremder Weltteile ausgehenden Staatsunternehmungen. Preis 0,40 Mk.

— Irrwege der Gegenwart. Preis 0,60 Mk.

— Freisinnige Betrachtungen über die neue Militärorganisation. Preis 0,40 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8833.

Ethische Kultur

Inserate: Die 5spaltige Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 113a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 9. Dezember 1899. | Nr. 49.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Betrachtungen zur Weltlage. Von Dr. F. W. Foerster. — Maurice Masterlinck. Von C. Pfeiffer. — Die Reform der höheren Knabenschulen in Frankreich. Von Dr. Arnstein. — Natur und Leben. Von F. Standinger. — Streiflichter: Frauenarbeit in der Armenpflege. — Sprechsaal.

Betrachtungen zur Weltlage.

Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).

1. Rudyard Kipling und der Imperialismus.

Eine alte orientalische Sage erzählt, daß der Teufel einst ein schöner Engel im Himmel gewesen und dann von Gott ins Dunkel hinabgestoßen worden sei. Diese Verbannung finden die Machtpolitiker der Gegenwart höchst bedauerlich. Denn sie verehren ja den Höllenfürsten als den Erhalter und Mehrer der Reiche und beobachten doch gleichzeitig mit wachsender Unruhe, wie ein immer stärkeres Grauen vor dem bluthauchenden Gesellen die Völker beschleicht und wie selbst höchstverantwortliche Männer ein Sehnen faßt, den Gefährten abzuschütteln, der „kalt und frech sie vor sich selbst erniedrigt." Da kommt ein begnadeter Dichter und hebt Beelzebub wieder in den Himmel der Poesie. Und siehe da, Tausende, die schon daran waren, den Verkehr mit der Unterwelt abzubrechen oder die sich wenigstens ihrer Beziehungen zu schämen begannen — sie athmen wieder auf, entlastet vom Alp des Gewissens und fühlen sich aufs Neue in guter Gesellschaft. Es ist garnicht auszumessen, was Rudyard Kipling an der Menschheit verbrochen hat dadurch, daß er den Kranz reinen Heldentums und selbstloser Hingebung um gemeine Stirnen gelegt und Entwicklungen verherrlicht und ermutigt hat, die von den dunkelsten Trieben der menschlichen Natur getragen wurden und noch getragen werden. Es ist das diejenige Art von innerer Vergiftung, welche Plato die „Lüge in der Seele" nennt und die darum so zerstörend wirkt, weil sie unsern Widerstand gegen das Gemeine an der Wurzel lähmt, indem sie dieses Gemeine in einer Weise beschönigt und im Lichte einer höheren Mission schimmern läßt, daß gerade unsere reinsten Gefühle dadurch bestochen und mitgerissen werden. So schildert uns Kipling tausend Züge von Aufopferung und Pflichttreue, von Edelsinn und Zartsinn aus dem Leben der anglo-indischen Beamten — aber die Menschenverachtung und Erbarmungslosigkeit im Großen, die ganze blutbefleckte Geschichte dieser Invasion, den Fluch der Gewaltthat, der auf diesem ganzen Eroberungswesen ruht und dessen korrumpierende Wirkungen Sir William Wedderburn, langjähriger oberster Richter in Bombay, so vernichtend gekennzeichnet hat — für alles das hat er kein Auge, kein Wort. Er ist wie ein Schlachtenmaler im alten Stil, der uns stolz aufbäumende Rosse, begeisterte Mienen, liebevoll hin und her eilende Krankenpfleger und ruhevolle Befehlshaber vorführt — aber der ganze schmähliche Mißbrauch, der da mit menschlicher Hingebung und Pflichttreue im Dienste der Ländergier und der Goldgier getrieben wird, die bestialischen Neigungen, die allmählich in allen Mitwirkenden zum Ausbruch kommen müssen, mag im Einzelnen noch so oft der bessere Mensch siegen — von diesen Dingen erfahren wir nichts. Als die Amerikaner noch zagend daran gingen, die Philippinos zu unterwerfen, da richtete er das berühmt gewordene Gedicht „Die Bürde des weißen Mannes" an sie und mahnte: „Spreckt nicht so viel von Freiheit, um Eure Trägheit zu bemänteln", d. h. also: macht Euch keine Skrupeln wegen der Gewalt — Ihr habt die Mission, den „niederen" Rassen Eure Zivilisation zu bringen! Und es war wunderbar, wie dieses Wort von „the white mans burden" die Gewissen hat umnebeln helfen und wie leicht es den Amerikanern wurde, sich selbst einzureden, daß hinter ihrer ganzen Kampagne nur der Wunsch stecke, die Segnungen der weißen Kultur den armen Wilden ins Land zu bringen. Kiplings Weltruf beruht zum geringsten Teil auf dem, was er wirklich Feines und Eigenartiges geschaffen. Das ist nur für eine kleine Gemeinde. Für die große Kulturwelt mit ihrer Blutschuld und ihrem verschämten Durst nach mehr Blut ist er der Tetzel mit dem Ablaßkarren, der alle Sünden vergiebt und auch für zukünftige Sünden sein hilfreiches Sprüchlein bereit hält. Möge ihm selber vergeben werden, was seine Muse dazu beigetragen hat, dem Selbstgefühl der angelsächsischen Rasse die letzten sittlichen Gegenwirkungen zu rauben und die beste Menschlichkeit seiner Nation in den Schlaf zu singen.

Man hat Kipling den Sänger der modernen Zivilisation genannt. Und gewiß trifft es eine Saite in uns mächtig, wenn er uns die Poesie des Maschinenzeitalters zu enthüllen weiß, wenn er singt von dem Gott im Räderwerk, und des Menschen Macht über die Naturkraft in erhabenen Bildern vor unser Auge bringt. Aber er genießt sozusagen nur die organische Erregung dieses ganzen Kampfes, er ist blind gegen den tieferen Sinn der ganzen Entwicklung. Daß dieser Siegeszug durch die Welt der Naturkräfte, all dies Bändigen knirschender Dämonen, all dies Ordnen und Vorschauen, all dies Ueberwinden von Raum und Zeit nur ein Vorspiel und ein Symbol ist für den kommenden Sieg des

Digitized by Google

Menschen über die rohe Kraft in seinem eigenen Innern, ja, daß die volle Bemeisterung der Elemente nur einer geeinigten Menschenwelt gelingen kann — das ist ihm nicht aufgegangen. Er weiß Tiere und Maschinen zu beseelen — aber die menschliche Kulturarbeit entseelt er und berauscht sich an ihrer rein animalischen Muskelspannung. Er verherrlicht das Tagewerk des handelnden Menschen — nicht des schlichten Bauern nach Tolstois Ideal mit seinem beschaulichen Schaffen, sondern des besinnungslosen modernen Pioniers, des brückenschlagenden, schienenlegenden, Sümpfe trockenden, dessen kühnes Vordringen kein Humanitätsbedenken aufhalten kann; denn der Eingeborene ist für ihn auch nur eine Naturkraft, die man knebelt und in den Dienst dieses rastlosen Bauens und Bildens stellt. Diese Pioniere werden, so meint der Dichter, allerdings nicht in den obersten Himmel kommen, sondern sie werden einst zusammen an der Tafel mit den neun Musen (with the maidens nine) sitzen und Gott wird sie begrüßen dort und von seinem höheren Eden erzählen. Ob auch Cecil Rhodes dort seinen Platz finden wird?

In dieser ganzen Richtung Kiplings, in seiner Verherrlichung des „strong man" liegt noch ein anderes geistiges Gift. Wenn Kiplings Botschaft nur die gröberen Naturen anzöge, so wäre seine Wirkung nicht so gefährlich. Aber wie es häufig vorkommt, daß gerade feiner organisierte Naturen, die schwer unter ihren inneren Gegensätzen zu leiden haben und in leidenschaftlichen Kämpfen nach Harmonie ringen, sich plötzlich der katholischen Kirche zuwenden, um in den Armen der absoluten Autorität auszuruhen von allem Suchen und Quälen — so muß auch ein Mensch wie Kipling in seiner robusten Lebensauffassung einen bestrickenden Einfluß auf eine Zeit ausüben, die von den widerstreitendsten Kräften zerrissen ist und gewaltigen Problemen gegenüberseht, die ganz neue und ungewohnte Anforderungen an das stellen, was man die sittliche Orientierungsgabe des Menschen nennen könnte. Wie not thäte gerade demgegenüber ein Sänger, der uns ermutigte, festzustehen und uns durch die heroische Arbeit der Selbstüberwindung und Geduld der ganzen Zartheit und Verwicklung der uns gestellten Probleme anzupassen — statt dessen lockt uns dies Lied vom „starken Mann", fahnenflüchtig zu werden, und uns der alten Grobheit und Blindheit in die Arme zu werfen — als ob die menschlichen Dinge durch ein Uebermaß von Feinheit so verworren geworden seien! Wie sehr Kiplings Einfluß dahin geht, dieser Schwäche Nahrung zu geben, das sieht man z. B. aus folgender Stelle in Giffings Roman Whitriool, in dem einer der Hauptcharaktere über Kiplings Kasernenballaden folgendes sagt:

„Hier wird der starke Mann betont. Es nützt kein Entgegenstemmen, er zerstampft unsere Vornehmheit. Es ist die Stimme der Reaktion. Millionen Menschen, natürliche Menschen, rebellieren gegen die Zahmheit und Sanftheit der Ueberfeinkur. Menschen in allen Enden der Welt, die kaum wissen, was sie wollen oder nicht wollen, und hier kommt Einer und spricht für sie . . . Das Empire! Das beginnt schon etwas zu bedeuten. Der Durchschnitts-Engländer hat bis jetzt nicht begriffen, daß es ein solches Ding giebt, wie das britische Empire! Bei Gott! Wir sind das britische Empire und wir werden ihnen schon zeigen, was das bedeutet!"

In seinem Roman „Krieg und Frieden" schildert Tolstoi, wie selbst mitten in Kriegszeiten die feineren Gefühle und Bedürfnisse des Menschen immer wieder hervorbrechen, sobald einmal eine Pause der Ruhe eintritt; wie man sich den Gefangenen hilfreich und schonungsvoll zuwendet; — in dem Augenblick aber, in dem der Trommelschlag wirbelt und die Trompete ertönt und der taktmäßige Marsch beginnt, da tritt ein ganz eigener sterer Ausdruck von Härte und Grausamkeit auf alle Mienen und dieselben Menschen, die sich eben noch mitleidig neigten, sie haben jetzt nur noch Kolbenstöße zu vergeben. Das ist der magische Einfluß, den die Mordmusik und der ganze Rythmus des niederstampfenden Herdenmarsches auf alle Urwaldinstinkte unserer Natur ausübt. Und dieser Einfluß geht auch aus von Kiplings Kasernenballaden und seinem Sang von dem kulturbringenden Anmarsch der starken Eroberertasse. —

2. Lebende und sterbende Völker.

Zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges sagte Lord Salisbury bekanntlich das verhängnisvolle Wort von den „lebenden" und den „sterbenden" Völkern und sprach seine Ueberzeugung dahin aus, daß die Aera gekommen sei, in der einige wenige starke Rassen die Erdkugel unter sich verteilen würden. Unter den lebendigen Völkern verstand er natürlich die germanischen — während die lateinischen Rassen dem Tode bestimmt seien. Der gleichen Auffassung gab nach Schluß des Krieges der protestantische Bischof Doane in Philadelphia folgenden Ausdruck: „Nichts kann sich der Bewegung des göttlichen Willens entgegenstellen, die dahin tendiert, an die Stelle der verlorenen Sache der lateinischen Rassen die Zivilisation der englisch-sprechenden Rassen zu setzen." Ob nicht das hochgespannte Selbstgefühl der angelsächsischen Rasse vielleicht gerade ein Anzeichen des Niedergangs ist? Leben und Sterben ist ja doch ein ganz relativer Begriff. Kann möglicherweise von einem anderen Standpunkte gerade das als Verfall erscheinen, was uns mit den Farben des aufsteigenden Daseins entgegenleuchtet? Hören wir, was der Russe Dostojewski über das neuere Deutschland sagt:

„Wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen. Und nach dem schreien sie Jungdeutschland! Umgekehrt, es ist eine Nation, die ihre Kraft verbraucht hat — denn nach einem solchen Geist, nach einer solchen Wissenschaft sich der Idee des Schwertes, des Blutes, der Gewalt anvertrauen und nicht einmal ahnen, was Geist und Geistestieg ist, und darüber mit korporalsmäßiger Grobheit lachen, was ist das anders? Nein, das ist eine tote Nation, eine Nation ohne Zukunft. Wenn sie aber lebendig ist, so wird sie, glauben Sie mir, nach dem ersten Taumel in sich selbst einen Protest erstehen sehen, ein Streben zum Besseren, und das Schwert wird von selbst fallen."

Hier wird tot genannt, was den Anderen üppige Lebenskraft dünkt. Wer hat nun Recht? Lebendigkeit und Wachstum einer Rasse scheint Dostojewski gleichbedeutend zu sein mit ihrer Seelenmacht und Geistesentfaltung — und wer kann zweifeln, daß er Recht hat und daß jede Nation der inneren Auflösung verfallen ist, sobald der politische Machtwahn alle ihre Energie an die Oberfläche lenkt und die Gewissensmächte entwertet, die den Einzelnen vor dem Ausbruch seiner dunklen Instinkte geschützt haben? Ist es ein Zufall, daß die Gesinnungslosigkeit in Deutschland in dem gleichen Maße zugenommen hat, als der nationale Machtrausch die Seelen ergriffen hat? In allen seinen Deklamationen gegen die kosmopolitische Aera der deutschen Kultur hat Treitschke eins vergessen: Damals hatten die Deutschen begriffen, daß Gemeinschaft das Gesetz des menschlichen Lebens ist: So wie das Individuum entartet, sobald es sich losspricht von der Bande der Gemeinschaft — so giebt es auch einen Cäsarenwahnsinn der Rasse, der sein zerstörendes Werk in den Zellen des sozialen Lebens beginnt, wo immer einem Volke die Scheu vor rohem Eingreifen in fremdes Dasein verloren gegangen und damit die Schutzwehr gegen die Bestie im eigenen Innern niedergerissen ist. Wie uns das Blut aus Nase und Mund herausstürzt, wenn wir uns in eine Höhe erheben, in welcher unserm Organismus der Gegendruck der Atmosphäre zu fehlen beginnt — so brechen auch alle unsere brutalen Neigungen aus, sobald der geistige Gegendruck des Rechtsgefühls und der Menschlichkeit an irgend einem Punkte nachzulassen beginnt. Und darum wird auch die Zukunft nur denjenigen Völkern gehören, welche rechtzeitig ihrer Machtbegehrlichkeit neue geistige Kräfte entgegenzustellen wissen und sich dadurch die moralische Energie sichern, auf der auch letzten Grundes alle Herrschaft

Digitized by Google

des Menschen über die Natur beruht. „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen."

Als Lord Kitchener kürzlich wegen der Schändung der Grabstätte des Mahdi angegriffen wurde, wies er darauf hin, daß sein Zerstörungswerk „Staatsräson" gewesen sei, da das Grab des Propheten ein neuer Sammelpunkt für die Derwische geworden wäre. Daß die Ehrfurcht vor der Grabesruhe des Feindes, das Schweigen aller Wut vor der Weihe des Todes ein fundamentaler geistiger und sittlicher Faktor für die „Lebendigkeit" eines Kulturvolkes ist und daß die Pflege solcher Gefühle ungleich mehr zur „Staatsräson" gehört, als kleine strategische Vorteile — das ist Keinem von denen eingefallen, die sich mit dieser militärischen Abfertigung zufrieden gaben.

Wie zuversichtlich spricht man in England von Frankreichs Niedergang! Aber wo sieht man denn in England eine große Bewegung zur Revision der angelsächsischen Staatsräson? Scheint es nicht, als sei der Kreis unerschrockener Kämpfer für Recht und Menschlichkeit zur Zeit in Frankreich weit größer als in dem Inselreiche? Das auswühlende Erlebnis der letzten Jahre bereitet eine Wiedergeburt vor, die Frankreich vielleicht einmal wieder an die Spitze der Zivilisation stellen wird. Kurschend und schzend ist die Gesellschaft inne geworden, daß sie nicht mehr über ein einziges armes Menschenleben hinwegstampfen kann; das Gefühl des unwilligen Staunens über diese Ohnmacht scheint sich zu wandeln in ein neues Gefühl der Kraft, in eine neue Offenbarung der sittlichen Weltordnung. Eine Reihe Pariser Studenten hat kürzlich einen Aufruf an ihre Kommilitonen an allen französischen Universitäten erlassen, worin sie dieselben auffordern, sich zusammenzuschließen um eine neue ethische Idee: „Die Ehrfurcht vor der menschlichen Persönlichkeit in allen ihren Formen, mit allen Konsequenzen, die daraus folgen." Aus den „lebenden" Rassen haben wir solche Stimmen noch nicht vernommen. „Leben" heißt ja nach Nietzsche Aneignung und Vergewaltigung fremden Lebens — und dieser Wille zur Macht hat in unserer jungen Generation nur zu rasch Anerkennung und Beifall gefunden. Daher die vielen blasierten, entnervten und apathischen Jünglinge. Ist das Leben oder Sterben? Die Mehrzahl der leitenden französischen Intellektuellen hat sich zusammengeschlossen zur Gründung von Volksuniversitäten durch ganz Frankreich, nicht um totes Wissen zu lehren, sondern „pour l'éducation éthique-sociale du peuple"; folgender Programmsatz zeigt den Geist der Vereinigung:

„Die Frucht der Erziehung, welche wir begründen möchten, besstände darin, daß wir für die Gemeinschaft eine Stufenleiter ethischer Werte feststellen und die Ueberzeugung verbreiten, daß es keinerlei Interessen eines Individuums, einer Gruppe, einer Partei oder selbst eines Vaterlandes giebt, welches gegenüber der Gerechtigkeit geltend gemacht werden könnte. So würde in unserer Nation eine einmütige Gewißheit über die moralischen Grundlagen der Gesellschaft begründet werden, ein neuer „Geist der Offenmlichkeit".

Sind das Kundgebungen einer sterbenden Rasse?

Vielleicht kann einmal der angelsächsisch-germanischen Rasse das Pioniermert in der Organisation der menschlichen Arbeit und in der Befiedlung der Erde zufallen. Aber auch nur dann, wenn sie sich nicht selbst der besten sozialen Qualitäten beraubt durch die Mißachtung und Vergewaltigung der anderen Rassen, die vielleicht weniger robuste Energie, aber dafür andere seelische Gaben und Kräfte haben, die für den Sieg des Menschen über die Natur und über sich selbst mindestens so unentbehrlich sind, wie die organisatorischen Fähigkeiten der anderen Rassen: Was wären heute die germanischen Völker ohne das, was sie seit Jahrhunderten von romanischem Geist, romanischer Kunst und romanischem Lebensgeschmack mit ihrem eigenen Leben verschmolzen haben!

---

3. Die Rache Afrikas.

„Für jeden Tropfen von dem Blute Gordons werden wir ein Meer von Blut verlangen von denen, die es vergossen haben."

Rev. Robin, Hofkaplan der Königin.

„Die Rache Afrikas" — so heißt der Titel eines Artikels, der kürzlich an leitender Stelle des englischen Weltbandelsblattes „Investors Review" erschien. Der Gedankengang ist kurz folgender: Vor nunmehr 25 Jahren begrüßte Lord Houghton in seiner Gedächtnisfeier für Livingstone die Thatsache, daß nun der Morgen der Kultur langsam über den dunklen Continent hereinbreche und Europa seine Zurückhaltung aufgeben werde. Das ist nun geschehen — seit 25 Jahren sind unablässig Flinten, Kanonen, Alkoholgifte aller Art, Manchester-Baumwolle und Missionär-Predigten ins Innere Afrikas gegangen. Afrika hat geduldig Alles über sich ergehen lassen. Und doch hat Afrika seine Rache, seine furchtbare Rache an uns genommen. Es ist ein seltsamer Erdteil voll riesiger Vegetation, voll verzehrender Fieber — und voll seltsamer Wildheit und Grausamkeit. Und wie das p h y s i s c h e Miasma die Konstitution des einzelnen Europäers untergräbt, so zehrt das m o r a l i s c h e Miasma an der sittlichen Lebenskraft der Nationen, die sich ihm aussetzen.

„Keinem scharfen Beobachter kann der ethische Niedergang der britischen Politik seit den letzten 10 Jahren entgangen sein. Dieser Niedergang tritt am stärksten in dem Tone der Presse und der privaten politischen Diskussionen zu Tage. Der Patriotismus ist zu einem Delirium geworden. Das Schlimmste ist die wachsende Gleichgültigkeit gegen Blutvergießen und der Einzug einer merkwürdigen Unanständigkeit in das verantwortliche Beamtentum. Das Hinschlachten von 3 oder 4000 Matabeles, von 10 oder 11 000 Derwischen, die Entweihung und Zerstörung des Grabes des Mahdi — alle diese und ähnliche Dinge werden immer ruhiger von der öffentlichen Meinung hingenommen, kein Geistlicher sagt ein Wort von der Kanzel darüber — und unabhängige Männer, die das Schweigen brechen, laufen Gefahr, verhöhnt und in ihren Absichten verdächtigt zu werden."

Soweit die „Investors Review". Dasselbe ließe sich auch von der „Rache Indiens" sagen. Man hat die pensionierten anglo-indischen Beamten in England als das „Totengericht der englischen Demokratie" bezeichnet; weil alle diese Leute voll Menschenverachtung und Abneigung gegen Volksfreiheiten heimkehren und ihren Einfluß gegen die Demokratie in die Wagschale werfen. Der Zusammenprall der herrschenden weißen Rassen mit wilden oder halbzivilisierten Völkern bringt immer die Gefahr moralischer Entartung für die Weißen mit sich, weil die Wehrlosigkeit und Rechtlosigkeit der Eingeborenen eine unablässige Versuchung zur Vergewaltigung ist — um so mehr, wenn die Kolonisierung von vornherein unter das Zeichen des Imperialismus, der politischen Annexion gestellt ist. Die bisherige unglaubliche Roheit und Stümperei in der Behandlung der unentwickelten Rassen verdanken wir dem Umstande, daß man die brutalsten Elemente der weißen Rasse gerade für gut genug hielt, um der Kultur die Bahn zu brechen — während gerade hier der erfahrene Menschenfreund und der wirkliche Missionär der Zivilisation die oberste Leitung haben sollte. Mit Recht hat der italienische Minister Luzzati auf die große Gefahr hingewiesen, die darin liegt, daß wir jene unentwickelten Rassen mit den M a c h t m i t t e l n unserer Zivilisation bekannt machen und ihnen zugleich durch unser Auftreten jeden Respekt vor der menschlichen Ueberlegenheit dieser Zivilisation rauben. Die heimliche Angst unserer Kulturvölker vor der „gelben Gefahr" beruht ebenfalls auf unserem schlechten Gewissen in dieser Richtung: Man fürchtet im Grunde nicht die gelbe Barbarei,

Digitized by Google

sondern die weiße Barbarei, mit der jetzt die Chinesen von allen Seiten infiziert werden und die sich in der That einmal furchtbar auf uns zurückwenden kann. —

„Dampf und Elektrizität haben die ganze Welt umgestaltet, nur die Routine der Staatsmänner ist die gleiche geblieben“ so sagt der französische Admiral Reveillière. Die Herren vom Schlage Chamberlains sehen nicht, daß die äußere Politik heute ungleich mehr das ganze innere Volksleben durchzittert als in den Zeiten, in denen die East India Compagny ihr Werk in Indien that. Wir leben im Zeitalter der Demokratie; ein blitzschneller Nachrichtendienst, sensationelle Photographien — und neuerdings sogar Ansichtspostkarten vom Kriegsschauplatze — zwingen jeden Einzelnen, mit Kopf und Herz an den großen Weltereignissen teilzunehmen; die Entscheidungen, die sich früher still in den Cabinetten vollzogen und deren Fluch auf einen kleinen Kreis beschränkt blieb, sie finden heute in der Seele jedes Einzelnen statt und lassen ihn mitschuldig werden; die Bilder der Gewalttat und des Blutvergießens, der Sprengbomben und der brennenden Dörfer aus den fernsten Weltwinkel sind dem Menschen unmittelbar vor die Phantasie gerückt und wirken von do:t anziehend auf alles Bestienhafte und Explosive seiner eigenen Natur. In diesem Sommer fand in London eine „Greater Brittain Exhibition“ statt, in der alle Schätze und Produkte der Kolonien ausgestellt waren, daneben ein riesiger Zirkus mit drastischen Vorführungen des wilden Kampfes mit den Kaffern, die eigens dazu 150 Mann stark aus Afrika gekommen waren. Zu diesen Vorstellungen wurden täglich die Schulen Londons geführt, um zwei Stunden lang „Wild South Africa“ zu sehen. Vor dem Zirkus stand ein großer Löwenkäfig, aus dem ein majestätischer Löwe ruhevoll auf das ganze Treiben blickte, als wolle er fragen: „Also das ist nun Eure sogenannte Zivilisation?“

Es ist „Die Rache Afrikas“.

Maurice Maeterlinck.

Von Tina Pfeiffer (Coburg).

Meister der Traumdichtung — Dichter des Unfaßbaren, Unbewußten — alle diese Beinamen, die man dem großen belgischen Dichter Maurice Maeterlinck gegeben, erschöpfen weder die unaussprechliche Tiefe und Bedeutung seiner Dichtungsart, noch lassen sie zur Genüge die Größe und Schönheit der Welten ahnen, die er uns erschließt.

Ueber die Erzeugnisse seiner früheren Arbeitsperioden, die er selbst für abgeschlossen erklärt, vermag ich mich nicht eingehend zu verbreiten. Es wäre an dieser Stelle auch überflüssig. Was ihn mit dem Geiste einer Zeitschrift wie die „Ethische Kultur“ in engsten Zusammenhang bringt, sind vornehmlich seine beiden Werke neueren Datums „Schatz der Armen“ und „Weisheit und Schicksal“.

Von seinen früheren Werken kenne ich nur „Prinzeß Maleine“, eine seltsame Dichtung, die die oben genannten Bezeichnungen vollkommen rechtfertigt. Nirgends finden wir darin die Spuren des Geistes, denen wir gewöhnt sind, in andern Dichtungen nachzugehen. Was uns packt und zum Schluß mit erdrückender Gewalt auf uns lastet, ist der „Geist, der über den Wassern schwebt“. Die Stimmung ist es, die mit einer Meisterschaft in uns erweckt wird, daß wir nach Beendigung der Lektüre in die Wirklichkeit zurückkehren, wie von einer Reise aus fernen, fernem Land. Das Land, in das „Prinzeß Maleine“ uns versetzt, ist ein sonnenloses, nebeldüsteres Land, dessen Atmosphäre unsern Atem hemmt und unsern Herzschlag unter der Qual des Lebens erzittern läßt.

Aber dennoch wollen wir uns seinem Schattenzauber nicht entziehen, denn wir fühlen uns an der Hand eines genialen Dichters, die uns in Gegenden führt, wo etwas in uns zum Leben erwacht, was im Alltagsleben nicht oft Gelegenheit hat, die Augen aufzuschlagen. Etwas, dessen Wachsein uns wandelt und emporreißt, wie ein Strahl der Intelligenz die Stumpfheit wandelt und belebt.

Seltsame Ahnungen tauchen in uns auf, denn was sind Ahnungen anders, als Gewißheiten in dem tiefen Grunde unserer Seele, der uns selber noch unerforschlich. Die Bühne des Lebens, in deren Vordergrund wir nur die Lebensgeschicke wahrzunehmen pflegen, erweitert sich uns bis zur Unendlichkeit. Im Hintergrunde bewegen sich die Falten eines Vorhanges von blutroter Schwere, den wir für eine undewegliche Wand gehalten, hinter der nichts Lebendes mehr zu finden. Die Hand des Dichters weiß ihn zu heben — noch sehen wir nichts, noch fehlt uns das Organ des Erschauens für diese seltsamen Regionen, in denen alle Abstraktionen des menschlichen Daseins ihren geheimnisvollen Ursprung zu haben scheinen, Schicksal, Glück, Gerechtigkeit, Liebe — aber wir fühlen den Hauch dieser Welt, die sich uns enträtseln will und wir entdecken in uns, daß eine Fähigkeit, sie zu erfassen, ihr entgegenwächst, wie einst das Auge sich aus den Uranfängen keimender Organismen zum Sehorgan für die Erscheinungen der realen Welt entwickelt hat.

So vorbereitet treten wir, nicht mehr erstaunt, sondern nur noch von der Erhabenheit der Maeterlinck'schen Dichtertiefe gefesselt und ergriffen auf den Boden, den er im „Schatz der Armen“ unter unsere Füße breitet. Es ist das Reich der Seele, in das er uns führt. Seine Schätze sind nicht unbekannt, aber man könnte sagen, daß auserwählte Hände sie zuweilen zu erlangen gewußt, wie ein Fischer vom Kahn aus ein Wunder des Meeres in seinem Netze fängt, ohne daß er selbst hinabtaucht zu den unewigen Wundern. Und wie den Fischer das unendliche Meer umgiebt, so fühlen wir uns im Bereich, in das uns Maeterlinck führt, von der wunderbaren, wogenden Atmosphäre einer Unendlichkeit umgeben, in der wir durch jede Spur und Bewegung unseres Daseins unsere Kreise ziehen.

Durch dieses Bild, das der Dichter in uns zu erwecken im Stande ist, entschleiern sich uns tausend Geheimnisse des Lebens tausend Fragen scheinen dem Nachsinnenden sich lösen zu wollen. Das Rätsel der Sympathie und Antipathie z. B. dünkt uns kein Rätsel mehr. Sind es nicht jene geheimnisvollen Kreise, die im Falle der Sympathie sich berühren und, der Gleichheit ihrer Bewegungen und Ausdehnungskraft entsprechend, in einander fließen? Fühlten wir nicht alle schon lebendig, daß es gerade die Uebereinstimmung der seelischen Lebensatmosphäre ist, von der die geistige Gemeinschaft nur ein untergeordneter Teil, die die Menschen in Wahrheit vereint? Und haben wir nicht oft schon die Schrecken der Antipathie empfunden, als eine tötliche Hemmung, die in uns und um uns erstieht, durch einen Menschen, der sich ohne eine der unsern gleichenden Bewegungskraft scheinbar in den Kreis unserer Bewegung stellt?

Was wir in uns Seele nennen, ist vielleicht nur die, wie alles dem Gesetz der Entwicklung unterworfene, Kraft, das geheimnisvolle, schwingende Meer der Weltseele zu bewegen, seine Wogen zu entfesseln und immer weitere Kreise zu beleben und zu durchdringen. Maeterlinck lehrt uns darin unterzutauchen. Er zeigt uns die Schätze, die noch ungehoben, in unversiegbarem Reichtum hier schlummern; wir hören das Rauschen der Tiefen, aus denen er die Kleinodien schöpft, mit denen er uns überschüttet. Die Größten und Weisesten aller Zeiten sind zu ihnen hinabgestiegen, um die Krone der Menschheitserlösung dort zu finden. Wohl jeder brachte uns einen Edelstein aus dieser Krone mit, aber noch nicht sie selbst. Wir sehen sie jetzt schimmern und glänzen auf dem Grund, denn die Hand unseres Dichters hat sie von dem Unkraut befreit, in das die Irrtümer ver-

Digitized by Google

gangener Zeiten sie gehüllt. Sie liegt nicht mehr bleiern in der Tiefe, gebannt von einem lichtscheuen Mystizismus; ein lichtfrohes, lebenswarmes Ahnen und Durchdringen der Mysterien einer heimatlichen Unendlichkeit löste sie los, bewegt sie, hebt sie — — — bis sie einst in ferner und doch wohl nicht unabsehbarer Zeit in die Regionen sich erhoben haben wird, in denen sie die Hände aller greifen können, um sie der gesamten Menschheit aufs Haupt zu setzen. Es ist die Krone der Weisheit, der allein die Erlösekraft inne wohnt und die einen Teil dieser Kraft stets auf die übertragen, die nach ihr gesucht.

Was die Jesuslehre den vergangenen Jahrhunderten war, werden die Offenbarungen der Werke Maeterlincks der Zukunft sein. Es ist die Jesuslehre selbst, ihre urewigsten Bestandteile, nur erweitert und vertieft im Sinne des fortgeschrittenen Zeitenlaufs und befreit von den Fesseln kirchlicher Konvenienz. Die Lehre, von der man annehmen kann, daß sie so einst in der gewaltigen Seele Jesus selbst gelebt, ehe sie sich in die verengenden und trübenden Gefäße der Ueberlieferung ergoß.

So bestätigt — um ein Beispiel für alles andere sprechen zu lassen — Maeterlinck die erhabene Lehre: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!“ „Aber“, fügt er hinzu, „wenn man sich selbst auf eine engherzige, sinnliche und furchtsame Weise liebt, wird man seinen Nächsten auf dieselbe Weise lieben. Man lerne weitherzig, gesund, weise und vollkommen sich selbst lieben; das ist etwas weniger leicht als man denkt. Die Selbstsucht einer starken und hellsichtigen Seele ist von viel wohlthätigerer Wirkung, als alle Hingebung einer blinden und schwachen Seele. Ehe man sich fortgiebt, muß man sich erwerben.“

Bewundernswert und von unerschöpflichem Werte ist alles, was er uns in seinem Buche „Weisheit und Schicksal“ sagt, was er über das Glück, Demut, Aufopferung u. s. w. sagt. So finden wir alle tiefen und großen Beziehungen zwischen uns und allem, was uns umgiebt, bis zur Unendlichkeit vertieft und erläutert, mit einer Gründlichkeit die keine Lücke läßt in dem festgefügten Boden einer Weltanschauung und Lebensauffassung, von dem aus unsere Hände den Himmel unserer tiefsten Menschensehnsucht greifen zu können scheinen. Wie ein genialer Baumeister wußte Maeterlinck die kostbaren Blöcke der unerschütterlichsten Wahrheiten zu fassen und zum Fundament eines Bauwerkes zusammenzufügen, das als Tempel eines Gottes, dessen Größe für den Menschensinn unserer Zeit fast noch unfaßbar, einst in Zukunft vollendet werden wird.

Die Reform der höheren Knabenschulen in Frankreich.

Von Dr. phil. Arenstein (Berlin).

(Schluß.)

Wie die Erziehung, so ist auch der Unterricht im höchsten Grade reformbedürftig. Hier handelt es sich zunächst um die wichtige Frage des Lehrplans. Die Probleme, welche die Neuzeit in diesem Punkte an die höheren Schulen stellt, sind dieselben in Frankreich wie in Deutschland. Klassisch und modern, formale und nützliche Bildung, geistige Gymnastik und Vorbereitung für das praktische Leben — das sind die Schlagworte, mit denen die Anhänger der beiden Hauptrichtungen sich bekämpfen. Die Ziele des höheren Unterrichts haben sich geändert, und damit müssen sich auch die Mittel ändern. Die Zahl der Schüler der höheren Schulen ist seit der Revolution auf mehr als das Fünffache gestiegen. Ein System, welches für eine herrschende Kaste paßte, bestehend aus dem Adel, dem reichen Bürgerstande und der höheren Beamtenschaft, ist nicht geeignet für die Bedürfnisse des breiten, arbeitsamen Bürgertums, das jeden Tag seinen Unterhalt erwerben muß und in dem Konkurrenzkampfe der modernen Welt seinen Platz zu behaupten hat. Diesen Thatsachen hat sich Frankreich länger und hartnäckiger verschlossen als Deutschland. Die Traditionen des Klassizismus, der Stolz auf den lateinischen Ursprung der Sprache und Litteratur, ein von nationaler Eitelkeit beeinflußter Idealismus — das waren und sind die Gründe, die hier konservativ gewirkt haben. Bis zum Jahre 1865 bestand das alte System der Renaissancebildung unverändert fort. Die tüchtigsten Schüler konnten lateinische Verse machen, schrieben besser lateinisch als französisch, verachteten die Geschichte und Geographie, die lebenden Sprachen und die Naturwissenschaften und verließen die Schule ohne bestimmte Kenntnisse irgendwelcher Art, ohne Vorbereitung für irgend einen der Berufe, in die sie der großen Mehrzahl nach eintraten. Die erste Konzession an die Erfordernisse der Neuzeit machte der Minister Duruy im Jahre 1865 durch Einrichtung des sog. „enseignement spécial“, d. h. des Realunterrichts für diejenigen, die sich dem Ackerbau, der Industrie und dem Handel widmen wollten. Aber dieser Unterricht, der nur 2—3 Jahre dauerte, spielte eine nebensächliche Rolle, etwa wie die Realklassen an unseren Gymnasien. Eine weitere Reform erfolgte dann im Jahre 1880 unter dem Ministerium von Jules Ferry unter dem Beistande von Männern wie Jules Simon, Michael Bréal und Fernenil im Sinne des Ausbaues des Realunterrichts. Das Lateinische wurde um zwei Jahre zurückgeschoben, von der achten Klasse, unserer Sexta, auf die sechste, unsere Quarta; die lateinischen Verse, Reden und Aufsätze fielen weg, die Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte und neuere Sprachen nahmen einen breiteren Raum ein. Dann folgte im Jahre 1881 die Einrichtung des sog. „baccalauréat spécial“, später „baccalauréat moderne“ genannt, dem besondere Berechtigungen für das Studium der technischen Fächer, den Eintritt in das Heer und die Marine gewährt wurden. Im Jahre 1890 wurde das „enseignement secondaire moderne“ nach Art unserer Oberrealschulen bis zu den obersten Klassen organisiert, in dem an die Stelle des Lateinischen das Deutsche, an die des Griechischen das Englische trat, und zugleich die Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie und in den obersten Klassen auch Kultur- und Kunstgeschichte, Volkswirtschaft und Verfassungsrecht in weiterem Umfange gelehrt wurden. Seitdem herrscht zwischen dem „modernen“ und „klassischen“ Unterricht eine scharfe Rivalität. Die Vertreter des ersteren verlangen wie bei uns die vollständige Gleichberechtigung beider, die Zulassung zum Studium der Medizin und Jurisprudenz, doch haben sich die Fakultäten noch immer dagegen ausgesprochen. Im allgemeinen hat der Realunterricht noch wenig Boden gefaßt und umfaßt meist nur die schlechteren Schüler, die dem klassischen nicht folgen können. Im Jahre 1887 nahmen an dem klassischen Unterricht an den öffentlichen Schulen 60 152 Schüler Teil, an dem modernen nur 22 887, und dies Verhältnis hat sich seitdem kaum geändert. Der klassische Unterricht gilt immer noch als vornehmer, abgesehen davon, daß er den Schülern auch ein weiteres Feld der Thätigkeit eröffnet. Besonders die oberen Klassen des Realunterrichts sind schwach besucht und können oft kaum bestehen.

Eine weitere Ursache des geringen Erfolges des modernen Unterrichts liegt aber auch in den geringen Resultaten, die eine Folge der mangelhaften Methoden sind. Nach den Aussagen vor der Kommission herrscht im neusprachlichen Unterrichte noch durchaus die alte Uebersetzungsmethode. „Man lehrt die lebenden Sprachen, als ob sie tote wären, Goethe und Schiller, wie man Vergil und Horaz lehren würde.“ Von einem mündlichen Gebrauche der fremden Sprache ist gar nicht oder nur sehr wenig die Rede. Die trockene Grammatik herrscht unumschränkt, wie

Digitized by Google

im Lateinischen und Griechischen. Auch fehlt es meist noch an tüchtigen Lehrern der neueren Sprachen, obgleich ein Staatsexamen dafür, die „agrégation de langues modernes“ besteht. Aber auch der Gymnasialunterricht läßt sehr viel zu wünschen übrig Hier nehmen das Lateinische und Griechische die Hälfte der Zeit in Anspruch, und doch sind die Erfolge nach den Aussagen der Fachmänner sehr gering. Die grammatische Methode, das Auswendiglernen von Regeln und Ausnahmen erstickt auch hier den Fortschritt und die Freude am Lernen. „Nachdem die Schüler sieben Jahre lang fast ausschließlich lateinisch und griechisch gelernt haben, können sie es nicht,“ so faßt Edmond Demolins sein Urteil über den bestehenden Gymnasialunterricht zusammen. Die Naturwissenschaften kommen hier natürlich ganz zu kurz, da für sie nur sehr wenig Zeit übrig bleibt. Physik und Chemie werden nur während des letzten Jahres, auf der „classe de philosophie“, unserer Oberprima, gelehrt. Nur in der Mathematik wird Tüchtiges geleistet.

Eine gründliche Reform in allen diesen Punkten würde aber zunächst eine Reform des Prüfungswesens voraussetzen. Eine Versetzung von Klasse zu Klasse, wie sie bei uns besteht und alljährlich Freude und Trauer in Tausenden von Knabenherzen weckt, giebt es in Frankreich nicht; dort ist das Aufrücken von einer Klasse zur anderen etwas Selbstverständliches, eine bloße Förmlichkeit. Dagegen steht drohend am Ende des Schulunterrichts das Baccalaureat, welches nicht an der Schule von den Lehrern, sondern meist in Paris vor einer öffentlichen Kommission von Professoren und höheren Beamten abgehalten wird. Alljährlich unterziehen sich in Paris allein 15000 Kandidaten dieser Prüfung, die den Schlüssel zu allen öffentlichen Aemtern bildet. Solch ein Examen, bei dem das persönliche Element, Gunst oder Mißgunst, gar keine Rolle spielt, scheint eine sehr gerechte, demokratische Einrichtung. In der That wirkt es äußerst verderblich. Die Lehrer, die 8 oder 9 Jahre lang den Schüler unterrichtet haben und ihn doch kennen müssen, sind vollständig bei Seite gesetzt. Er macht seine Prüfung vor Unbekannten und ist dem Zufalle weniger glücklicher oder unglücklicher Stunden preisgegeben, die über sein Schicksal entscheiden Die Tyrannei dieser Prüfung lastet schwer auf Lehrern wie Schülern Man opfert ihr die Gründlichkeit und Gediegenheit des Unterrichts, der besonders in den letzten Jahren nur noch eine Vorbereitung für das gefürchtete Examen ist. Die Schüler lernen nicht mehr, um zu wissen, sondern um antworten zu können. Die Seele wird dem Unterricht genommen, und an die Stelle des lebendigen Begreifens tritt der dürre, unverdaute und unverstandene Memorierstoff, Zahlen, Thatsachen und Regeln, wie sie der „mannel“ oder Leitfaden in gedrängter Form bietet. „Ein Durchschnitts-bachelier ès lettres“, so lautet das Urteil von Jules Lemaitre, dem bekannten Akademiker, „d. h. ein guter junger Mann, der weder lateinisch, noch griechisch kann, der aber dagegen die lebenden Sprachen, die Geographie und die Naturwissenschaften nicht besser kennt, ist ein Ungeheuer, ein wahres Wunder von Nichtigkeit.“ Natürlich beeilen sich die jungen Leute nach bestandenem Examen das oberflächlich Gelernte schnell wieder zu vergessen.

Wenn so das Baccalaureat, das dem Mißtrauen gegen Schule und Lehrer entspringt, ein Verderb für den Unterricht ist, so richtet es noch größeren Schaden in sozialer Beziehung an Es schafft gleichsam eine Scheidewand zwischen Gebildeten und Ungebildeten und giebt daher der Eitelkeit einen mächtigen Ansporn Es ist neben dem Mangel an Initiative eine der wichtigsten Ursachen dafür, daß in Frankreich alles zum Staate drängt, daß die jungen Baccalauren, denen Handel, Gewerbe und Ackerbau unter ihrer Würde scheinen, alle einen wenn auch noch so kleinen Beamtenposten erstreben. „Wissen Sie, warum wir den Vorwurf verdienen, daß es uns an Initiative fehlt?“ sagte der Minister Paul Bert einmal. „Weil wir Baccalauren sind.“ Das Baccalaureat und überhaupt die Examensmanie bewirkt die wachsende Ueberfüllung aller höheren Berufe und die Zunahme des studierten Proletariats, einer Schaar von verstehlten, unzufriedenen und unwahren Existenzen, wie sie Daudet mit so viel Humor und Satire in seinen Romanen geschildert hat In der Erkenntnis dieser Thatsache sind fast alle bedeutenden Pädagogen Frankreichs einig Die Mittel allerdings, die zur Abhilfe vorgeschlagen werden, sind verschieden. Meist befürwortet man die Einführung einer Abschlußprüfung unter staatlicher Aufsicht wie in Deutschland und daneben das Fortbestehen des Baccalaureats in beschränktem Maß oder mit besonderen Zielen Andere wollen zwei Arten des Baccalaureats einführen, eine leichtere, die keine Rechte giebt und nur ein Zeugnis allgemeiner Bildung sein soll, und eine schwierigere, die das Studium ermöglicht. Endlich sind auch viele der Ansicht, daß das Baccalaureat ganz abzuschaffen sei. Für das Baccalaureat kämpfen in erster Linie die geistlichen Schulen, die in demselben eine Bürgschaft ihrer eigenen Existenz sehen.

Dies sind etwa die wichtigsten Fragen, die vor der parlamentarischen Schulkommission erörtert worden sind. Das Bild, welches in den Aussagen der vernommenen Schulmänner vor uns entrollt wird, ist kein erfreuliches. Aber es liegt doch auch kein Grund vor, an der Zukunft der französischen Erziehung und damit Frankreichs zu verzweifeln. Für die Völker gilt fast noch mehr wie für die Menschen die Notwendigkeit des Goetheschen „Stirb und werde!“, einer beständigen Wiedergeburt auf Grund ernster Selbstprüfung und nie rastenden Strebens. Und für eine solche Erneuerung von innen heraus sind gar manche Anzeichen vorhanden. Die gegenwärtige Reformbewegung ist der beste Beweis für das ernste Bestreben, die Erziehung und den Unterricht der Jugend von Grund aus umzugestalten die Erfahrungen der Vergangenheit für die Zukunft zu verwerten. Und daneben tritt auch die Privatinitiative in Kraft. die auf den langsamen Prozeß der gesetzgeberischen und Verwaltungsthätigkeit nicht warten will. Im Oktober dieses Jahres ist in der Normandie in der Nähe des Städtchens Verneuil von Edmond Demolins, einem der litterarischen Vorkämpfer der Schulreform, im Verein mit mehreren hervorragenden und reichen Männern eine neue Schule, die „Ecole des Roches“, eröffnet worden, die, wie der Gründer in seinem Buche „L'Education nouvelle“ auseinandersetzt, alle Vorteile der englischen Erziehungs- und der deutschen Unterrichtsmethoden vereinigen soll. Sie soll ein Vorbild der „neuen Erziehung“ werden, die die verderbliche Trennung zwischen der Bildung des Verstandes und des Willens aufhebt und den ganzen Menschen, nicht blos seinen Verstand, sondern auch sein Wollen und Fühlen, in Betracht zieht. Daß diese Bestrebungen von Erfolg begleitet seien, kann nur jeder wünschen, dem die Kultur am Herzen liegt. Es wäre ein unersetzlicher Verlust für das menschliche Geschlecht, wenn in dem großen Völkerkonzert, das in seiner Gesamtheit die Kultur des modernen Europas ausmacht, die Stimme Frankreichs verstummte, wenn der französische Geist, dessen Klarheit und logische Schärfe von jeher ein Prüfstein für alle neuen Ideen gewesen ist, nicht mehr seinen Einfluß geltend machte.

Natur und Leben.

Von F. Standinger.

I.

Zwei Kräfte, so sagen die Forscher, führen die Gestirne in gesetzlichen Bahnen um ihre Sonnen; die eine Kraft würde die Planeten in jedem Augenblicke hinausschleudern

Digitized by Google

ins Weltall, wenn die Schwesterkraft sie nicht in jedem Augenblick zurückzöge an das leuchtende und erwärmende Muttergestirn. Und wenn die letztere Kraft allein wirkte, so stürzte das Gestirn in den Mutterkörper zurück und sein eignes Dasein verschwände. Allein sie wirken beide stetig zusammen bei den Planeten, die wir dauernd um ihre Sonne kreisen sehen, und so vollendet sich ihr Dasein nicht in trauriger Zerstreuung im endlosen Weltall, noch in raschem Verglimmen im Urgebilde, sondern in jener sicheren Bewegung, die uns jahraus, jahrein Sommer und Winter, Tag und Nacht nach stetigem Gesetze sich wechseln lassen.

Dieselben zwei Kräfte walten auch in dem Herzen des Einzelnen und in den Gemeinschaften der Menschen. Jede einzelne Regung in der Seele des Menschen möchte sein Thun beherrschen und ihm die eine Richtung weisen, nach der sie hindrängt. Und wenn es ihr gelingt, macht sie den Menschen zum Sklaven.

Und ebenso sucht der Mensch sich mit seinem Gesammtwesen zu behaupten und durchzusetzen, allen Hemmnissen gegenüber, die die andern ihm bereiten. Seine höchste Weisheit ist dann, sich freie Bahn zu machen für sich und sein Wollen, und zu bezwingen, was ihm widersteht; und soweit ihm das gelingt, soweit verdrängt oder zertrümmert er seine Nebenmenschen, oder er vergewaltigt sie zu Dienern der Bahn, die er selber ihnen zu wandeln bestimmt.

Nicht anders aber ist es mit den Gemeinschaften selbst, in denen die Erdbewohner sich vereinigen. Auch sie haben gleichfam ihre Eigenbewegung, der ihre Glieder folgen müssen, und auch sie treten den Bewegungen anderer Gemeinschaften feindlich gegenüber und suchen sie zu verdrängen, zu vernichten und der eigenen Bahn dienstbar zu machen. Von der kleinsten Horde bis zur mächtigsten Nation wiederholt sich dies Schauspiel, und selbst die kleineren Gemeinschaften in den größeren zeigen dies Streben und suchen zuweilen sogar die größeren ihren Strebungen dienstbar zu machen.

Aber ein anderer Drang tritt in der Menschheit diesem Drang gegenüber. Es ist der Drang nach Ruhe und Frieden, nach Hingabe seiner selbst, nach Versenkung in Ziele, die nicht von dem selbstischen Drängen ins Weite diktiert sind. Wenn die Mutter in der Sorge für das Kind aufgeht, da giebt sie sich ganz hin an ein Werk und verliert sich selber in der Sorge für das Andere. Und wenn Massen sich opferfreudig in Not und Tod stürzen für ihre Ueberzeugung, da ist auch jene Hingabe vorhanden, welche die Selbstbehauptung nicht kennt, welche nicht Andere sich dienstbar machen will. Oder wenn der Menschenfreund sich dem Armen und Gedrückten weiht, oder wenn der Künstler sich versenkt ins Schauen des Idealbilds und es zu gestalten ringt, oder der Forscher sich alles versagt, um die Wissensfrage zu lösen, die ihn mächtig erfaßt hat, da tauchen sie selbstentsagend in ein Mysterium ein. Ein Allgemeineres, ein Höheres, als sie selber sind, dem sie nicht zu widerstehen vermögen, zieht sie an sich. Und wo das ganz geschieht, da versinkt der Mensch in das ewige Geheimnis, er verliert endlich den Willen seiner Selbst, er geht unter im Nirwana.

Hingabe und Selbstbehauptung, das sind die beiden Formen, in denen das ewige Gesetz, das der Welten Bewegung regiert, sich im Menschenherzen darstellt. Und auch hier gilt, was wir dort gesehen haben. Wäre der Drang nach Selbstbehauptung allein in den Menschen, so stände jede Kraft wider die andere; jede Begierde flöge zum Ziel ihres Wollens ohne Rücksicht auf andere, und sie würden anarchisch zerflattern ins Leere oder zusammenprallen in ewigem gewaltsamen Streit, der durchgefochten werden müßte bis zur Bezwingung des Gegners. Und wäre bloß der andere Drang, sich schweigend und selbstlos hinzugeben, daß wir alles über uns ergehen ließen, was da wider uns stürmte, nur hingabevoll an das eine, in das wir uns versenken, so würde die Menschheit zerfließen in ein Nichts, und Tod wäre das Schicksal aller Kreatur. Nicht einmal den Kampf für ihr Kind könnte dann die Mutter mehr leisten, geschweige denn Kampf wider die Launen des Kindes; sie könnte nur liebend mit ihm sterben; der Menschenfreund in seiner Liebe für die Menschen könnte nur geben und predigen und sich töten lassen für sie; aber sie heranfringen zu höherem Dasein, das vermöchte er nicht. Und der Künstler, der Forscher, sie würden über der Versenkung in ihr Ideal die Kraft verlieren, die Mittel zu dessen Erreichung zu gewinnen. Selig erscheint jener leidende Opfermut, jenes leidlose Schauen des Ideals, jene trunkene Verbindung mit dem Mysterium, dem wir entstammen. Aber wer den Willen verneint, der erreicht es nicht, sondern er sinkt gleich dem indischen Träumer, vom Mohnsaft berauscht, ins Verhängnis. Und wie viele von uns betäubt der heilige Wahn seligen Entsinkens. Lähmt er nicht oft auch uns den eigenen Willen?

Also: Wer den Willen bloß bejaht, der zerflattert im anarchischen Streit; wer den Willen bloß verneint, der versinkt in chaotisches Nichts.

Aber giebt es denn für uns Menschen kein Zusammenwirken jener beiden Gewalten, die uns in jener gesetzlichen Bahn zu bewegen vermöchten, die wir bei den ewigen Sternen bewundern? Sie ist da, Menschenseele! Ihr Gesetz liegt in Dir, lerne es nur erkennen und handle nach diesem Gesetz.

Streiflichter.

Frauenarbeit in der Armenpflege. Die Armendeputation in Posen schreibt in ihrem letzten Bericht:

„Seit seit kurzer Zeit, seit Januar 1898, sind in unserer Armenverwaltung Frauen thätig, und schon jetzt ist man allseitig überzeugt, daß Frauenarbeit in der Armenpflege außerordentlich segensreich, ja unentbehrlich ist. Die Ursachen der Armut hängen in der Regel mit den häuslichen Verhältnissen zusammen; alles aber, was mit dem Hause zusammenhängt, liegt dem Verständnis der Frau näher als dem des Mannes. Hier wird die Frau deshalb das geeignetste Arbeitsgebiet finden."

Ausführlicher geht auf die Frage der letzte Geschäftsbericht der Stadt Bonn ein. Er ist von besonderem Interesse dadurch, daß er auch einzelne Bedenken gegen die Frauenhilfe nicht verschweigt. Er betont andererseits ganz besonders die guten Erfahrungen, die in Bonn mit dem Zusammenarbeiten der Frauen mit den männlichen Armenpflegern gemacht worden sind.

„Mit gleichen Rechten und Pflichten wie die männlichen Armenpfleger in den Organismus der städtischen Armenverwaltung eingereiht, hat sich den Frauen ein reiches Feld der helfenden und fürsorgenden Pflegethätigkeit. Dem Armen war die Möglichkeit geboten, sich nach Wahl mit seinem Antrage an den Pfleger oder die Pflegerin zu wenden. Wandte er sich an den Pfleger, so war durch die Verwaltung die Pflegerin, andernfalls der Pfleger von dem Unterstützungsfall zu benachrichtigen. Beide Pflegeorgane hatten auf diese Weise die Möglichkeit, sich über die Verhältnisse des Armen zu erkundigen und über die Art und das Maaß der zu leistenden Hilfe sich schlüssig zu machen... Was nun die Bethätigung der Frauenhilfe während des Berichtsjahres anlangt, so zeigte sich bei Beginn des Jahres das Streben, die Unterstützungen möglichst hoch zu bemessen und selbst in Fällen zu erhöhen, wo die Unterstützten bei gleichen Verhältnissen seit Jahren mit der bis dahin gewährten Unterstützung ausgekommen waren. Infoweit sich die Wünsche auf verschämte notleidende Arme bezogen, wurde ihnen entsprochen, während dies in andern Fällen nicht oder nur in beschränktem Maaße geschehen konnte. Andererseits darf nicht unerwähnt bleiben, daß sowohl bei der Beurteilung der Unterstützungsfälle als auch bei Auswahl der Art und Höhe der Unterstützung nicht wenige der Pflegerinnen Gerechtigkeit, Richtigkeit und wo nötig, Strenge des Urteils in der Würdigung der Erwerbs- und Hilfsbedürftigkeitsverhältnisse der Unterstützten an den Tag gelegt haben, die die wärmste Anerkennung verdienen. In den Besuchen bei den Armen sind die Frauen sehr eifrig gewesen. Sie haben sich an vielen Stellen auch um die Wirtschaftsführung und das Hauswesen gekümmert, besonders dort, wo die Hausfrau wegen mangelnder Vorbildung wenig, oder bei Haft, Krankheit oder Niederkunft sich garnicht darum kümmern konnte. Besonders auf diesem Gebiete, auf dem Gebiete der Frauen- und

Digitized by Google

damit selbstverständlich auch auf dem der Kinderfürsorge ist die weibliche Armenhilfe sehr segensreich gewesen. Daß dies der Fall war, ist zu einem nicht unerheblichen Teile der Unterstützung zu danken, die den Pflegerinnen durch die bewährten Räte der Armenbezirksvorsteher und Armenpfleger zu Teil wurde. Diese Unterstützung ist nun so erfreulicher, als mehrfach die Mitwirkung der Frauen in der städtischen Armenpflege an dem Widerstande der Pfleger gescheitert oder nur in einem beschränkten Maaße ermöglicht worden ist."

Sprechsaal.

Ein Freund unserer Sache schreibt uns aus Japan:

„Sie klagen über heimatliche Torurteile und Gegnerschaft; hier ist es gänzliche Interesselosigkeit, welche einem Wirken im Sinne der ethischen Bewegung im Wege steht. In Kobe habe ich bemerkt, daß die „Ethische Kultur" kaum oder höchst selten angesehen wird. Es ist geistige Stagnation, man hat keine Lust sich mit problematischen Fragen zu befassen, seien dieselben nun religiöser oder philosophischer Natur. Immerhin habe ich vermocht, daß die „Ethische Kultur" vom Klub weiter bezogen wird, und hier und da wird wohl der Same auch auf gutes Land fallen. Leider hatte ich keine Gelegenheit, mich mit Yokohama in Verbindung zu setzen, d. h. mit dem dortigen Klub. Wie jetzt nun zu häufig, ist es namentlich die jüngere Generation, welche alle ernsteren Fragen zu Gunsten der Erholung und „geistiger" Anregung auf der Bierbank im Ausdruck des Gesichts sucht „wie herelich weit wir es doch gebracht haben", und jeder glaubt seinen Teil an der Erbschaft Bismarcks zu besitzen. Einige der doch gebildeten Alteren Herren haben zwar Interesse für Höheres als politische Tagesfragen, es scheint mir aber, daß sie, in einer anderen Zeit groß geworden, weniger mit den geistigen resp. sittlichen Tagesproblemen sich beschäftigen, sondern ästhetische und künstlerische Interessen ihrer Jugendzeit bewahrt haben. Der jetzt heranwachsenden Generation scheint eine tiefere ethische und ästhetische Bildung gänzlich zu mangeln. Da man selbst aber so allmählich in die ältere Generation hineinwächst, so möchte ich vorschlagen mit dieser Behauptung sein, das Alter hat ja wohl immer auf die Jungen herabgesehen.

Das beginnt sich natürlich auch das bandelwiderlende Kobe, bei den Deutschen in Tokyo scheint doch noch andere Luft zu wehen.

Ein so großes Bedürfnis die ethische Bewegung ist, und so hoffnungsvoll sie auf einen Fuß and hinweist, den in Zukunft einmal Wirklichkeit werden wird, so scheint mir die Zeit doch noch nicht gänzlich für einen Mißerfolg. Da gibt es noch viel zu fäten, und unbefangen zu unterfuchen, von politischen, religiösen und anderen Vorurteilen sich zu befreien. Alle die prächtigen Fragnisse einer edelsten Denkungsart, wie sie in den Aufsätzen der „Ethischen Kultur" zu Tage treten, gewahren mich immer an die „Stimme des Predigers in der Wüste." die wohl eine bestimmte Zahl Jünger versammelt, aber noch nicht mit der Gwalt der Ueberzeugung alle Herzen erfaßt. Nur ist eben der Vorläufer ebenso notwendig wie der Messias, und wenn die kleine Gemeinde ausdauert, wird „das Reich Gottes auf Erden," d. h. das der menschlichen Vernunft doch früher verwirklicht werden, als es ohne diese geschehen könnte.

Unter den Japanern ist eine Propaganda vorläufig auch noch erfolglos. Das neue Japan hat recht wenig Geist, sich auf sich selbst zu besinnen, es ist noch viel zu sehr damit beschäftigt im Weltlauf der großen Nationen als gleichwertiger Konkurrent Anerkennung zu erlangen.

Von Fremden wohnen am hiesigen Orte noch ca. 1½ Dutzend Missionare. (So viele sind nötig um ein paar hundert recht zweifelhafter Christen zusammenzubringen. Das Missionswesen in Ostasien ist thatsächlich eine Posse, die in China mit Kanonenbegleitung noch effektvoller als hier gespielt wird.) Daß unter diesen wenig Aussicht ist, sie für etwas zu interessieren, was der himmelsbedürftigkeit Konkurrenz macht, ist voraussehen. In Unterhaltungen berühre ich gerne diese Fragen, da ich aber ein Hindernis bin für die hiesige christliche Propaganda, wie jene Leute meinen, so ist die von mir vertretene Meinung von vornherein verdächtig. Man hat mir thatsächlich ins Gesicht gesagt, daß mein solches Hindernis sei (mit der reservatio mentalis: weil ich nicht nachweisbar schlechter sei als andere Leute); ich möchte ihnen zu Gefallen doch zur Kirche kommen; Schüler unserer Sonntagsfeiten seien gekommen und hätten gefragt: „Is Mr. X. a Christian? He does not go to church!" Charakteristisch ist hier, daß die guten Leute gar nicht merkten, welche Insinuation zur Krankheit sie machten, „the moral twist der Theologen", wie es einer meiner Bekannten nennt.

Im japanischen Buddhismus soll es eine Richtung geben, welche sich hauptsächlich mit ethischen Problemen beschäftigt. Vielleicht gelingt es mir, etwas Näheres hierüber zu erfahren und werde ich Ihnen dann Mitteilung hierüber machen. Ich erfahre eben, daß einige meiner Bekannten dieser Lehre angehören, von der ich schon vor längerer Zeit etwas Unbestimmtes hörte, aber zu wenig, um darüber reden zu können. Es scheint eine Art esoterischer Buddhismus zu sein, aber ohne Beimischung des indischen Mystizismus, wie solchen in der sogenannten Theosophie der Fall ist. Die Bewegung ist darnach nicht propagandistischer Natur, noch weniger antichristlich, obwohl vielleicht das Verhältnis nach einer Verinnerlichung des Buddhismus durch die christliche Propaganda hervorgerufen ist. Die Anhänger sind durchweg gebildete Leute der höheren Klassen, keiner an höheren Schulen tc. Es gibt auch früher Christen darunter. Unter den Gebildeten hat das Christentum in den letzten Jahren bedeutend an Ansehen verloren. Als eine merkwürdige Thatsache ist mir aufgefallen, daß verhältnismäßig viele Soldaten, d. h. Offiziere und Unteroffiziere Christen sind, und daß sowohl Katholiken wie Protestanten rege Verbindung mit diesen Kreisen haben. Diese gegenseitige Liebäugelei des gewalthätigen Militarismus mit dem Autoritäts glauben hier wie in Europa scheint bezeichnend.

Mit dem Wunsche, daß ethische Denkungsweise in der praktischen Staats- wie Wirtschaftspolitik immer mehr zur Geltung kommen möge und auf diesem Wege eine Vereinigung der bis jetzt als antinomisch gesetzten Individual- und Sozialprinzipien gefunden werde, schließt hochachtungsvoll

Ihr ergebener X.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Dienstag, den 19. Dezember, Abends 8¼ Uhr, Unter den Linden 16, Quergeb. III. Soziale Gruppe: Vortrag von Frl. Anna Blum (Spandau) „über Eltern-Abende". Diskussion.

Sonnabend, den 30. Dezember, Abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Monatssitzung zum Jahresschluß: Vortrag von Herrn Geheimrat Prof. Dr. W. Foerster: „Die Solidarität der Menschenwelt." Nach dem Vortrag geselliges Zusammensein im Berliner Ratskeller (reserviertes Zimmer).

Gäste stets willkommen. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Fräulein Natalie von Milde aus Weimar wird am 8. Dezember, 8 Uhr Abends, im Rathaus einen Vortrag über

„Unsere deutschen Schriftstellerinnen und die Frauenfrage"

halten. Derselbe wurde auf dem Internationalen Frauenkongreß in London mit Recht als der Glanzpunkt der Abteilung für Literatur bezeichnet.

Einlaßkarten zu 3, 2 und 1 Mk. sind bei Frau Lieber-Böhm, Kaiser Wilhelmstraße 39, bei Frau Juhjratb Rosenstein, Kommandantenstr. 89 und in der Buchhandlung von Trautwein, Leipzigerstr. 8, zu haben.

Der Ertrag ist zum Teil für den Kinderhort „Heimtum", zum Teil für den Verein „Frauenbildung-Frauenstudium" bestimmt. Bei vorheriger Einsendung des Betrages und des Portos steht das Bureau des Jugendschutz, Berlin C., Kaiser Wilhelmstraße 39, auch die Billets zu.

Ernstes Wollen.

Monatsschrift.

Herausgegeben von den Mitarbeitern der früheren Egidy'schen Versöhnung.

Erscheint am 1. jeden Monats. Jährlich 2,50 Mk., halbjährlich 1,25 Mk., für das Ausland 3 Mk. und 1,50 Mk. Mit der Beilage die **„Ethische Umschau"** von Gustav Maier, Zürich, die der Nr. 1 unentgeltlich beiliegt, erhöht sich der Preis um 1 Mk. jährlich.

Direktbestellung bei der Geschäftsstelle **Berlin W. 50, Marburgerstr. 12;** Postzeitungsliste Nr. 2376a.

Man verlange Probenummern.

Verlag von Oswald Muhe in Leipzig.

Dr. F. Wollny. Ueber die neuesten auf Landerwerb und Kolonisation in den Ländern fremder Weltteile ausgehenden Staatsunternehmungen. Preis 0,40 Mk.

— Irrwege der Gegenwart. Preis 0,60 Mk.

— Freisinnige Betrachtungen über die neue Militärorganisation. Preis 0,40 Mk.

Die heutige Nummer unseres Blattes enthält 2 Beilagen:

1) Laskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Verlag von Ferd. Dümmler, Berlin.

2) Handbuch der großen Vereine, Parteien, Kongresse und Anstalten. Herausgegeben von Dr. W. Bode. Verlag von W. Bode, Weimar.

Wir empfehlen dieselben der Beachtung unserer Leser.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8883.

Ethische Kultur

Inserate: Die 5spaltige Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 16. Dezember 1899. | Nr. 50.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zur Kritik der marxistischen Weltanschauung. Von Dr. Vorländer. — Natur und Leben. Von F. Staudinger. — Eine Weihnachtsdichtung. Von W. Schlüter. — Streiflichter: Das Recht auf Reform. Glossen zur Zeitgeschichte. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Danzig. — Vermischtes.

Zur Kritik der Marxistischen Weltanschauung.

Von Dr. Karl Vorländer (Solingen).

Der Marxismus befindet sich gegenwärtig in einer bemerkenswerten Krise. Mag man darüber streiten, ob und inwieweit eine solche in Bezug auf die wirtschaftlichen und politischen Probleme vorhanden ist, so geben doch selbst die strengsten Marxisten (wie Kautsky) zu, daß sie bezüglich der philosophischen Grundlagen zweifellos besteht. Gerade diese aber interessieren den Ethiker in erster Linie. Handelt es sich doch, kurz gesagt, um nichts weniger als um die Entscheidung der Frage: ob Beharren auf dem alten, materialistischen, die Ethik zwar thatsächlich einschließenden, aber bewußter Maßen leugnenden Boden, oder offenes Anerkennen der Gemeinschaftsethik als letzter Grundlage derjenigen Weltanschauung, deren Fahnen heute mehr als zwei Millionen deutscher Wähler folgen. Wir haben bereits vor einiger Zeit (vgl. Nr. 22, 24 und 26 des laufenden Jahrgangs) in dem Zurückgehen auf Kant einen charakteristischen Zug der neuen Bewegung geschildert. Heute wollen wir aus der mehr und mehr anschwellenden Litteratur zu dieser Frage zwei bedeutsame Neuerscheinungen herausheben, von denen die eine von außen, die andre von innen die marxistische Weltanschauung kritisiert. Wir meinen: Th. G. Masaryk, Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus. Studien zur sozialen Frage. (Wien, C. Konegen, 1899. XV und 600 S.) und Ludwig Woltmann, Der historische Materialismus. Darstellung und Kritik der Marxistischen Weltanschauung. (Düsseldorf, H. Michels, 1900. IX und 430 S.)

Beide Bücher sind in einer für den, der sich überhaupt mit solchen Problemen beschäftigt, verständlichen Sprache geschrieben. Das Werk Masaryks ist, gleich anderen neueren sozialphilosophischen und ethischen Werken (von L. Stein und Th. Lipps), aus akademischen Vorträgen entstanden. Der Verfasser wirkt an der tschechischen Universität Prag, wo er soeben infolge seines mutigen Auftretens gegen Rassenhaß den Beleidigungen und Schmähungen seiner eigenen Landsleute ausgesetzt gewesen ist. Man merkt zwar hier und da im Stile und der relativen Häufigkeit der Druckfehler die sprachlichen Schwierigkeiten, die der Verfasser als Nichtdeutscher zu überwinden hatte, doch wirkt das nirgends störend auf das Verständnis des im übrigen geistreich und anregend geschriebenen Buches. Woltmanns Schrift stellt etwas höhere Ansprüche an die philosophische Auffassungskraft, doch auch nicht solche, die sich von einem einigermaßen philosophisch Gebildeten nicht bewältigen ließen. Beide geben einerseits eine historische Darstellung des Marxismus, der ihnen mit Recht nicht bloß als wissenschaftliches System, sondern zugleich als Ausdruck einer Weltanschauung gilt, andrerseits eine Kritik desselben, die trotz aller Verschiedenheit des Ausgangspunktes und der Auffassung, im wesentlichen zu demselben Ergebnis gelangt. Masaryks Buch ist stofflich umfassender, dasjenige Woltmanns einheitlicher, systematischer, innerlich und äußerlich abgerundeter.

Masaryk schildert zunächst Marx's wissenschaftliche und philosophische Entwicklung und charakterisiert seine „dialektische" Methode; das „Knochengerüst" stamme von Hegel, die „Weichteile" von Feuerbach. Er behandelt weiterhin die verschiedenen Definitionen des historischen Materialismus, das Streben desselben nach einer wissenschaftlichen Geschichtsauffassung, seine Psychologie, seine Theorie des Klassenkampfes, der geschichtlichen Entwicklung überhaupt, die Marxsche Umschlags- und Mehrwerttheorie, die Lehre von der Entstehung und Entwicklung der Familie und der Zivilisation, die „freie Liebe". Von noch unmittelbarerem Interesse für den Ethiker ist die im vierten Teile folgende Darlegung des Verhältnisses der Marx-Engelsschen Weltanschauung zu den „ideologischen Systemen": Staat und Recht, Nationalität und Internationalität, Religion, Ethik und Kunst, sowie der fünfte (politische) Teil mit den Fragen: Revolution oder Reform? Parlamentarismus oder nicht? — Wie man schon aus dieser ganz kurzen Inhaltsübersicht sieht, ein überaus reicher Stoff. Weitere Vorzüge des Buches sind die große Belesenheit des Verfassers in der Litteratur (auch der fremdländischen, namentlich auch der slavischen), das Bestreben möglichst unbefangener Würdigung des Gegners, den der Leser durch längere Auszüge aus den weniger bekannten Schriften von Marx und Engels zum Teil aus erster Hand kennen lernt, und die Gewandtheit und Klarheit der Darstellung, mit der er auch einen spröden Stoff dem Leser schmackhaft zu machen weiß. Dagegen wünschten wir dem in seinen einzelnen Abschnitten höchst anregend geschriebenen Werke größere Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit.

In seiner Beurteilung des Marxismus läßt er den letzteren unseres Erachtens insofern nicht zu seinem Rechte kommen, als er ihn zu sehr als ein eklektisches Gemisch aus

Digitized by Google

den verschiedensten Ingredienzien dargestellt, während doch gerade die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der marxistischen Grundgedanken sonst auch von den Gegnern anerkannt wird. Es entspricht das einer weitverbreiteten Richtung unserer Gelehrtenwelt, die den betreffenden Autor (so geschieht es z. B. auch gegenüber Kant) „geschichtlich abzuleiten", in seine verschiedenen Elemente zu zerfasern und dann in eine Anzahl von Schubfächern (=ismen) zu zwängen versucht. So spricht man von Kants Rationalismus, Empirismus, Skeptizismus, Apriorismus, Subjektivismus, Idealismus u. s. w., anstatt sich, wie der kritische Philosoph fordert, vor allem erst der Idee des Schriftstellers im Ganzen zu bemächtigen. Man lernt mit dem Schüler im Faust „alles reduzieren und gehörig klassifizieren" — manchem Leser mag es dabei auch „wie ein Mühlrad im Kopf herum" gehen —, „fehlt (leider!) nur das geistige Band." Von dieser Klassifikationsmut ist auch Masaryk einigermaßen angekränkelt. Wir würden nichts dagegen haben, wenn es bei der Verbindung von Materialismus und Positivismus bliebe, in der er (S. 235) die philosophische Grundlage des Marxismus erblickt. Allein die Marx-Engelsche Denkrichtung erscheint ihm außerdem als Primitivismus, Dilettantismus, Eklektizismus, Intellektualismus, Dogmatismus, Organizismus, naturalistischer Objektivismus, Ultrapositivismus, ultraobjektivistischer Historismus, ultrapolitistischer Amoralismus, Aphilosophismus, Ultrarationalismus und doch Romantizismus, Massenrelativismus, Determinismus, Politizismus, Katastrophismus, Revolutionismus, und doch wieder evolutionistischer Impassibilismus, Autokratismus, Hedonismus, materialistischer Faustismus, Demokratismus und — Asiatismus! Das ist des Guten doch etwas zu viel! —

Wie man aus der obigen kurzen Inhaltsübersicht und auch aus der Zahl dieser -ismen sieht, wird die Marxistische Weltanschauung in Masaryks umfangreichem Buch von den verschiedensten Seiten und Gesichtspunkten aus betrachtet. Wir beschränken uns im Folgenden auf Hervorhebung der Gedanken, welche des Verfassers ethische Grundstellung am markantesten kennzeichnen. —

Marx wollte sein System „amoralisch" haben, aber es ist ihm nicht gelungen. Das ganze „Kapital", seine ganze Grundlage (?) ist — ethisch (118). Die Politik ist, gleich allen praktischen Wissenschaften, der Ethik untergeordnet (besser: sollte untergeordnet sein, denn das meint der von Masaryk in diesem Zusammenhange angeführte Ausdruck Stammlers: soziale Teleologie) (227). Wie jedes Denken den logischen, so unterliegt jedes Handeln ethischen Normen (228). Die Frage ist unanswerlich: Was für einen Sinn hat unsere ganze Kultur? Ist sie berechtigt, und in welchem Umfange und Grade? In letzter Instanz läßt sich das soziale Ideal nur ethisch begründen (229). Instinkt heißt: ethisches Chaos (421).

Wie auf anderen Gebieten, so steht auch in der religiösen Frage — in der Masaryk übrigens S. 481 unseres Erachtens mit Unrecht die Grundfrage der neueren Philosophie sieht — Marx und Engels ihr „Primitivismus" d. h. der durch das agitatorische Bedürfnis hervorgerufene Drang, alle Dinge in möglichst radikalem, einseitigen Lichte zu sehen und darzustellen, im Wege. Das ethische Moment in der Religion wird gänzlich von ihnen übersehen. „Alles Suchen der modernen Fauste, Monfrede, Kaine, Rollas, Iwane, Aljoschas, alle die geistigen Kämpfe von Göthe bis Garborg, von Kant bis Nietzsche. von Schleiermacher bis Ritschl, dieser großartige Kampf um Gott ist nichts als der Reflex der ökonomischen Verhältnisse." (461) In der Arbeiterschaft seiner Heimat hat Masaryk weit mehr philosophisches und religiöses als nationalökonomisches Interesse bemerkt (478). Ja, der Sozialismus muß als eine völlig neue Weltanschauung, nolens volens „religiös" sein (480). Das ist dann allerdings nur ein anderes Wort anstatt Begeisterung für die eigene Ueberzeugung und zuversichtliche Hoffnung auf deren Sieg!

Masaryk sagt einmal (S. 234) er selbst erkläre sich die Welt und die Geschichte „thetistisch" und ein anderes Mal (S. 488), er fasse die Sittlichkeit „religiös" auf. Seine Religion ist aber nicht die der Bekenntnisse. Auch will er an derselben Stelle Religion von Sittlichkeit geschieden, die letztere nicht erst durch die erstere funktioniert wissen.

Egoismus und Altruismus sind ihm keine schroffen Gegensätze (489). Die Ethik ist die Moral der Liebe. Ihr, nicht der sentimentalen, sondern der werkthätigen, energischen, „wahrhaft modernen" Liebe widmet Masaryk (S. 493 ff. vgl. [illegible] ff.) tief empfundene, an das berühmte 13. Kapitel des [illegible]ntherbriefes gemahnende Worte. „Die wirkliche Liebe ist ausdauernd, beständig, eingedenk . . . Heut bedeutet die Liebe: keine Ruhe und Rast zu haben ob des psychischen und moralischen Elends, stetig und mit offenen Augen anzukämpfen gegen dieses Elend, anzukämpfen, auch wenn wir es nicht sehen . . Die Liebe verlangt kein Märtyrertum und keine Opfer, denn sie ist Gegenseitigkeit. Sie ist Leben, nicht Tod . . Sie regt sich nicht auf . . Sie macht sich keiner Gewaltsamkeit schuldig . . . Sie ist Arbeit, Arbeitsamkeit, Energie . . . Wie M. von Egidy zu sagen pflegte: Liebe ist Kraft!

Als seine „ethische Grundanschauung" bekennt der Verfasser demzufolge: „Wir müssen jegliche Gewaltthat konsequent vermeiden — sonst kommen wir über die Gewaltthätigkeit nicht hinaus. Wehren, verteidigen können, sollen, müssen wir uns, im extremen Fall sogar mit dem Eisen, aber dabei selbst nicht zu eigener neuer Gewaltthat schreiten (548).

Dem Worte Feuerbachs: „Das Herz revolutioniert, der Kopf reformiert" hält Masaryk entgegen: Nur eine schlechte Psychologie trennt Kopf und Herz. Auf weitere Fragen politischer Ethik (das Recht der Revolution, Republik oder Monarchie, Anarchismus, Weltpolitik, Wahlrecht, demokratischen Aberglauben u. v. a.) und Psychologie (Judentum, germanisch-protestantischer, romanisch-katholischer Sozialismus, Slaventum, polnische Frage u. a.) wollen wir hier nur hinweisen. Auch für Wirtschaftsgenossenschaften neben gleichzeitiger politischer Organisation tritt der Verfasser entschieden ein (583). Ueberhaupt, nicht einseitig, sondern möglichst vielseitig muß die soziale Arbeit sein, auch die künstlerische Bildung und moralische Schulung nicht vernachlässigen. „Arbeiter, die sich das Trinken abgewöhnen und dem Spiel entsagen, Arbeiter, die vor allem auf geschlechtliche Sittlichkeit bei ihren Genossen dringen werden, haben auch für die politische Emanzipation mehr geleistet, als kurzsichtige Politiseure ahnen können" (585) Hier werden freilich die wirtschaftlichen Vorbedingungen solcher moralischen Hebung nicht genügend gewürdigt; die soziale Frage ist nicht nur eine sittliche, sondern ebenso gut die sittliche — wie Staudinger einmal unter dieser Ueberschrift in den „Philosophischen Monatsschriften" ausführte — eine soziale Frage!

An den Grundgedanken von Staudingers letzter, hier besprochener Schrift (die M. nicht kennt) fühlen wir uns auch erinnert, wenn Masaryk zum Schlusse Vereinheitlichung unseres gesamten Handelns, Erweiterung des „Demokratismus" zu einer allgemeinen Lebens- und Weltanschauung fordert, die zu einer Politik sub specie aeternitatis führen würde (585). In diesem Sinne ist in der That die gegenwärtige „Krise innerhalb des Marxismus" nicht bloß eine Frage der sozialdemokratischen Partei, sondern der Philosophie und Wissenschaft (592), ja, wir möchten hinzusetzen — der gesamten Menschheit.

Boltmann, der den Lesern der Ethischen Kultur (vgl. Jahrgang 1898, No. 23 und 24) kein Unbekannter mehr ist, geht systematischer als Masaryk zu Werke, wie

Digitized by Google

denn sein Buch gegenüber den weitverzweigten und von einer ausführlichen Bibliographie begleiteten Untersuchungen des tschechischen Gelehrten mehr als ein Werk aus einem Gusse erscheint. Er sucht zuerst die philosophischen Quellen der marxistischen Weltanschauung in der „klassischen" Philosophie auf, als deren „Erben" sich bekanntlich Marx und Engels — unseres Erachtens freilich mit sehr zweifelhaftem Rechte — betrachtet haben. Er schildert also die Prinzipien der kritischen Philosophie, sodann die Systeme Fichtes, Schellings, Hegels, sowie endlich den „anthropologischen Materialismus" Feuerbachs, in ihren wichtigsten Umrissen. Ein zweiter Teil legt sodann die Zusammenhänge des Marxismus mit der „klassischen Philosophie", insbesondere Hegel und Feuerbach dar, und giebt darauf dessen weitere, heute vielfach noch nicht genügend beachtete und doch so manche auffallende Erscheinung erklärende 50jährige Entwicklungsgeschichte. Es wird u. a. vielen Lesern interessant, manchem wohl auch neu sein, hier — deutlicher und schärfer als bei Masaryk — den ethischen Ausgangspunkt von Marx festgestellt zu sehen. Der junge Marx (1843) redet von einer „Gemeinschaft von Menschen für ihre höchsten Zwecke" (S. 144), von dem Bündnis der denkenden und der leidenden Menschheit (145), er erstrebt eine „völlige Wiedergewinnung des Menschen" (148). Bald aber beginnt die Erkenntnis der Gesetze und der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens immer mehr in den Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Interesses zu treten.

Es würde uns zu weit führen, auf die systematische Grundidee Woltmanns hier des Näheren einzugehen. Wir können davon um so eher absehen, als wir in dem vorjährigen Artikel bereits auf seine Synthese: Kant — Darwin — Marx, hingewiesen haben, deren biologischer Seite er inzwischen bereits sein zweites Buch (die Darwinsche Theorie und der Sozialismus, Düsseldorf 1899) gewidmet hat. Das Nähere gehört in eine fachphilosophische Zeitschrift. Hier interessirt uns vor allem die Kritik, die Woltmann, der sich unterdessen offen zur Sozialdemokratie bekannt und auf dem jüngsten Parteitag seine und Bernsteins Anschauungen wacker gegenüber Bebel verfochten hat, trotz aller Bewunderung für Marx und dessen Lehrgebäude, das ihm als „das letzte und reifste Glied" in der Entwicklungsreihe der deutschen Philosophie erscheint, vom ethischen Standpunkt aus an eben diesem Lehrgebäude übt.

Auch er weist zwar, noch intensiver und eindringlicher als Masaryk, auf den durch und durch „ethischen Standpunkt" des „Kapitals" hin (206—209) — „im Herzen der Marxschen Philosophie glüht die reine Flamme einer höheren Menschheitsmoral" (367) aber er scheut sich andererseits auch nicht, den „oft geradezu widerwärtigen und abstoßenden Charakterzug des Marxismus" auf das Entschiedenste zu verurteilen, die „Ideale" und die „Ideologien" zu verspotten, alles wahrhaft Große und Menschliche in der vergangenen Geschichte immer recht klein zu machen und den Menschen zur ökonomischen Maschine zu erniedrigen" (408). Diese Unterschätzung der geistigen Werte der Vergangenheit erkläre sich freilich aus dem leidenschaftlichen Bruch mit derselben, aus dem Gefühl, „daß allein die volle Emanzipation von der Vergangenheit die Zukunft sicher stellen könne" (355). Aber „die großen Denker und Wohlthäter des Menschengeschlechts wurden in der That durch den reinen Gedanken und den kategorischen Imperativ vorangetrieben und nicht durch — Technik und Klassenlage, wie Engels behauptet" (388).

Ja, der Marxismus wird S. 236 f. geradezu als eine „Degradierung des Geistes im sozialen und geschichtlichen Leben" bezeichnet. „Es giebt nach Marx in der bisherigen Geschichte keinen Drang nach Wahrheit und Gerechtigkeit, keine selbständigen geistigen und moralischen Bedürfnisse und Ziele" — es ist alles „verkapptes ökonomisches Klasseninteresse oder — Illusion!" (237 Anm.) „Wenn der Marxismus nicht zugleich die hoffnungsreiche Idee einer sozialistischen Zukunft in sich trüge, wo der Geist über die Materie triumphieren soll, wäre er eine der traurigsten und trostlosesten Weltanschauungen, die je produziert worden sind." (238 Anm.). Wie man sieht, läßt die Kritik an Schärfe nichts zu wünschen übrig!

Freilich war, wie das für unseren Zweck besonders wertvolle Kapitel „Ethik und historischer Materialismus" (S. 389—403) ausführt, die Entdeckung der „Klassenmoral" für ihre Zeit eine „unerhörte wissenschaftlich befreiende That", die „der bürgerlichen Kirchen-, Staats- und Standesmoral die Maske der Heuchelei herabriß" (391). Aber über der Klassenmoral hat schon im Altertum eine Menschheitsmoral existiert, „deren Ideen progressiv im Gegensatz zur Rassen- und Klassenmoral sich entwickelt haben" (378). Diese „moralpsychologische" Thatsache verkannten Marx und Engels, in ihrer Entdeckerfreude, wie es gewöhnlich geschieht, das neu gefundene Prinzip übertreibend (392). Daher wissen sie auch mit dem Christentum, wie mit dem „unausrottbaren" (334) religiösen Moment überhaupt nichts Rechtes anzufangen (394) und kennen ihre eigene Verwandtschaft mit den fortgeschrittensten Geistern der Vergangenheit nicht (395). Die Rassen- und Klassenmoral war und ist nur eine, allerdings notwendige, Durchgangsstufe zur Entwicklung des Menschheitsbewußtseins, der Idee einer von Rasse, Klasse und Geschlecht unabhängigen Ordnung des menschlichen Daseins (396).

Dieser Idee, diesem „kategorischen Imperativ des Menschengeschlechtes" hat aber „kein Philosoph eine so eindrucksvolle wissenschaftliche Formulierung gegeben wie Immanuel Kant" (396). Und so kann denn, das ist das Ceterum censeo von Woltmanns Kritik, der Marxismus dem Idealismus „oder vielmehr" der Kantischen Philosophie nicht entfliehen (209), — wenn anders er sich, wie wir in des Verfassers Sinne (nicht Wortlaute) hinzusetzen, auf seine wahre Grundlage besinnt, d. i., die am letzten Ende in der (ethischen) Idee liegende kritische Begründung sucht, an der es seine Begründer, im Eifer um die strenge Wahrung des neu entdeckten ökonomischen Prinzips, haben fehlen lassen. Der Sozialismus ist in erster Linie eine ethische Notwendigkeit (427), die Abschaffung der Klassenherrschaft eine Frage der Ethik und nicht der Technik (428), während andererseits das moralische Bewußtsein mit Notwendigkeit zum wirtschaftlichen Sozialismus führt (427). Hier begegnet sich Woltmann durchaus mit dem von anderem Ausgangspunkte her zu demselben Ergebnis kommenden Gedankengange Staudingers, den wir in No. 26 angedeutet haben. Auf diesem Boden ist in der That, bei nur einigermaßen gutem Willen, eine Versöhnung möglich zwischen der marxistischen Weltanschauung und derjenigen des kritischen, d. i., streng methodisch begründeten oder wissenschaftlichen Idealismus.

Wir geben die Hoffnung nicht auf, trotz mancher anscheinend entgegenstehender Aeußerungen auf dem Hannoverschen Parteitag, daß auch der Parteisozialismus in seinen theoretischen Führern sich auf diesen praktisch längst geübten ethischen Idealismus schließlich zurück besinnen wird. Beschließt doch derjenige unter ihnen, der als der folgerichtigste Vertreter des strengsten Marxismus gilt, Karl Kautsky, seine letzte Schrift (Antikritik gegen Bernstein, Stuttgart 1899) mit einem feurigen Aufruf zum — „Idealismus", der den Blick über die „nächterne Alltäglichkeit" der „Augenblicks- und Berufsinteressen" hinaus erweitert zu den „großen Zusammenhängen aller proletarischen Interessen unter einander und mit den allgemeinen gesellschaftlichen Interessen", der ihn erhebe zu den „großen Zwecken", mit denen es (das Proletariat) „zu höherem Geistesleben heranwächst" (a. a. O. S. 195). Nähmte er doch schon in seiner Erläuterung

Digitized by Google

des Erfurter Programms (Stuttgart 1892) begeistert das „selbstlose Suchen nach der Wahrheit", das „Streben nach dem Ideal", das heute freilich, wie er einseitig meint, nur noch bei dem Proletarier zu finden sei (ebd. S. 172 vgl. 174). Schon dort redete er von einer „moralischen Wiedergeburt" des Proletariats (198 vgl. 241), dessen Ziel ist: „gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller", die „Allseitige harmonische Vervollkommnung" (104), kurz ein „zufriedenes, seinen Anschauungen von Menschenwürde entsprechendes Dasein" (242).

Nur eine Konsequenz seiner eigenen sittlichen Grundgedanken würde es sein, wenn der Marxismus auch theoretisch den Boden des kritischen Idealismus beträte.

Natur und Leben.

Von F. Staudinger (Darmstadt).

II.

Seltsam, daß in der toten Natur, das heißt, in der Natur, die wir tot nennen und nach unserer Einsicht nennen müssen, ein Gesetz herrscht, wonach die Kraft, welche den Planeten in den Weltraum hinausreißen möchte, und die Kraft, die ihn mit dem Centralkörper zu vereinigen strebt, einen so streng gesetzlichen Ausgleich gefunden haben, während die Bewegung des bewußten Lebens, das Leben des Einzelnen, wie der Menschengemeinschaften ihn noch nicht zu finden vermocht hat.

Aber die tote Natur hat ihn auch noch nicht allenthalben gefunden. Noch toben Stürme und zerstören im Augenblick, was die Natur auf der anderen Seite in langer Arbeit geschaffen hat. Noch reißt das Meer Stücke mühsam emporgeschwemmten Landes in den Abgrund, noch tötet der Feuerberg Millionen von Pflanzen und Tieren, die die Kräfte des Lebens hier angesiedelt hatten.

Und wenn wir diesen chaotischen Streit überschauen, so versagt uns oft die Antwort bei der Frage, welches die auseinandertreibenden und welches die zusammenhaltenden Kräfte seien. Was hier zerstört, bildet dort wieder neu, ja indem die Kraft das eine zerstört, schafft sie die Bahn für neubildende Bewegung. Wirft nicht dieselbe Kraft, die die Knospen treiben macht, das Laub des Vorjahres und die Hüllen des jungen Triebes zerstörend zur Erde?

War vielleicht derartig chaotischer Streit einstmals auch da, wo heute so gleichmäßig wirkende Kräfte in ewiger Bewegung die Weltkörper um ihre Sonnen zu schleudern scheinen? Die Frage liegt nicht so fern, wie es dem dünken mag, der heute nur unablässig gesetzliche Bewegung sieht. Schleudert nicht heute noch die Sonne Massen von Stoffen aus ihrem Schoße empor, Massen, die genügend wären, Planeten, fast wie den unsern zu bilden? Und sie sinken doch zurück und bewegen sich nicht wie unsere Erde in der elliptischen Bahn. Am Saturn zeigt uns das Fernrohr den unvollendeten Trabanten, der vielleicht niemals mehr fähig wird, sich gleich unserem Monde um seinen Planeten zu schwingen. Boten aus dem Weltall, leuchtende Streifen, die uns am nächtlichen Himmel entzücken, Bruchsterne, die durch unseren Weltraum fallen, Meteore, die zuweilen prasselnd auf die Erde sich stürzen, sie zeigen uns, daß viele Körper sich nicht so gleichförmig nach jener Gesetzlichkeit bewegen, die wir an der Bewegung der Planeten bewundern.

Vielleicht sind jene beiden Bewegungsneigungen, die wir als zwei verschiedene Kräfte auszusondern pflegen, erst Folgen einer bereits gewordenen Gesetzlichkeit von bestimmter Art. Sie sind am Ende gar nicht Kräfte, die jene Bewegung machen, sondern die gewordene Bewegung zeigt sich uns in solch gesetzlicher Form, daß wir sie in jene zwei Gegenkräfte zu zerlegen vermögen. Wir Menschen sind so gewohnt, was nur geschieht, mit dem Gedanken der Ursache zu erfassen, daß wir uns jene Kräfte auch wie zwei handfeste Ursachen der wirklichen Bewegung vorzustellen pflegen. Aber sind etwa die Winkel die Ursache der Seiten des Dreiecks? oder umgekehrt? — Und doch gehören Winkel und Seiten im Dreieck unzertrennlich zusammen.

Wir sehen und wissen, daß beide zusammengehören. Wir verstehen die Figur des Dreiecks dadurch, daß beide zusammengehören. Diese Zusammengehörigkeit liegt dem Verständnis zu Grunde, aber sie ist nicht die Ursache des Dreiecks. So sind wohl auch jene anziehenden und fortreibenden Kräfte nicht Ursachen der Bewegung, sondern die Form, in der sie sich bewegen, wenn sie einmal feste Gesetzmäßigkeit gefunden haben.

Freilich, gesetzlich und gesetzlich ist zweierlei. Im letzten Grunde ist ja alles gesetzlich was geschieht. Auch das, was chaotisch und ungeordnet erscheint, folgt Gesetzen der Natur, nach denen es gerade so werden mußte, wie es geworden ist. Es liegt ein tiefer Sinn in dem alten Worte, daß das, was uns gesetzlos erscheint, vor Gott einheitlich und gesetzlich sei. Die Verflechtung der vorangegangenen Ursachen bestimmt den Fall des Meteors wie die Bewegung der Sterne, den Lichtgedanken im Hirne des Weisen, wie die wüste Phantasie des Berauschten, das reine Hochgefühl des Frommen, wie den boshaften Neid des Elenden. Aber wenn auch das chaotische wilde und wirre Drängen in der Natur, wie in den Menschenwesen gesetzlich bestimmt ist, es ist doch nicht gesetzmäßig in dem Sinne, daß es einer innerer Gesetzlichkeit folgt. Die Gesetzlichkeit dieser Vorgänge wird fortwährend gekreuzt von Gesetzlichkeiten, die stören in die eigne Bewegung eingreifen, und sie hindern, sich auszugleichen in einer reinen dauernden Bewegung, die von fremden Einflüssen frei ist.

Es besteht also ein einschneidender Unterschied zwischen allgemeiner Naturgesetzlichkeit, und der besonderen Gesetzmäßigkeit, die wir in besonderen Einzelverbindungen theoretisch zu erkennen und praktisch darzustellen vermögen. Wenn im unendlichen Zusammenhange alles Bestehenden jede Bewegung, wie sie auch sei, in einer unendlichen Einheit zusammengehört, wenn also, wie fromme Vertiefung ins Unendliche mit Recht sagt, in Gott nichts unvollkommen ist, so ist doch Unvollkommenheit tausendfach vorhanden, wo Endliches mit Endlichem in Beziehung tritt. Allein die Tendenz zur Gesetzmäßigkeit sehen wir allenthalben, sogar in der toten Natur. Wir bemerken den Drang jedes bewegten Dinges, diejenige Bewegungsart zu erhalten und durchzusetzen, die der einmal in ihm gewordenen Verbindung von Kräften entspricht. Der Strom will gleichsam in dem Laufe beharren, den er begonnen hat, der Planet will den Gesetzen folgen, die ihn in seiner gleichmäßigen Bahn bewegen, die Pflanze will sich gemäß den in ihr liegenden Kräften auswachsen und das bewußte Wesen will endlich im eigentlichen Sinne in der Eigenart seines Ich sich ausleben und durchsetzen.

Aber hier, beim bewußten Wesen, tritt auf höherer Stufe ein Neues hinzu. Allmählich, erst dämmernd, und dann klarer kommt die Einsicht in die Gesetzmäßigkeit, die ihm innewohnt. Es lernt sowohl in der toten Natur wie in seinem Eigenleben scheiden zwischen den Bewegungen, welche rein der grundlegenden Gesetzmäßigkeit entsprechen, und denjenigen Bewegungen, welche insolge Eingreifens anderer Kräfte diese reine Gesetzmäßigkeit beeinträchtigen. So lernt der Mensch scheiden zwischen der reinen Gesetzmäßigkeit, nach der sich der Weltkörper bewegen müßte, wenn er bloß den Gesetzen der Schwungkraft und Anziehungskraft folgte, und er lernt die Abweichungen abscheiden und auf ihre Ursachen zurückführen, die etwa durch den Einfluß andrer Weltkörper bedingt sind. So lernt er die Gesetzmäßigkeit des freien Falles eines Steines von den Einflüssen sondern, die, wie durch Anstoß oder Luftwiderstand, jene Gesetzmäßig-

Digitized by Google

keit nicht rein zur Erscheinung kommen lassen. So lernt er allmählich auch die reine Gesetzmäßigkeit menschlichen Willens, die Gesetzmäßigkeit menschlichen Zusammenlebens abscheiden von den Kräften, welche den Einzelwillen von jener Gesetzmäßigkeit abfeilt treiben und die reine Gesetzmäßigkeit menschlicher Gemeinschaft an der Verwirklichung hindern.

Damit aber, daß er dies theoretisch erkennen kann, erhält er eine praktische Macht über viele der von ihm erkannten Bewegungen. Er lernt nicht bloß, die Gesetzmäßigkeit in Gedanken von den sie störenden Einflüssen sondern, sondern er gewinnt die Fähigkeit, sie in mehr oder minder hohem Maße thatsächlich von den störenden Einflüssen zu befreien. Er erzeugt selber Gesetzmäßigkeit, indem er die Stoffe so verbindet und trennt, daß sie frei von störenden Nebenwirkungen in der von ihm angegebenen Weise ablaufen; er zwingt den Strom, den Dampf, die elektrische Kraft in die Bahn, darin sie ihm in der von ihm geschaffenen Gesetzmäßigkeit dienstbar werden, und verhütet, daß der gesetzmäßige Ablauf dieser Bewegungen gestört werde.

In dieser Weise hat er im Laufe der Jahrhunderte die Natur in gewaltigem Umfange zu gesetzmäßiger Bewegung in seinem Dienste gezwungen und die unkontrolierten Gewalten anderweiter Gesetzlichkeit siegreich bekämpft. Heute steht er an der Schwelle einer neuen Entwicklung, die ihm eine neue ungeheurere und folgenreichere Aufgabe gestellt und ihre Lösung vorbereitet hat. Er beginnt, die Gesetze seines eigenen Willens rein zu erkennen, und von fremden, die Gesetzmäßigkeit seines Willens störenden Einflüssen abzuscheiden, und ebenso die gesetzmäßigen Bedingungen menschlichen Gemeinschaftslebens aus dem Gewirre widerspruchsvoller Ordnungen herauszuscheiden.

Und mit dieser beginnenden Erkenntnis wächst auch nach dieser Richtung das Streben, die Bedingungen gesetzmäßigen Wollens und Handelns praktisch zu verwirklichen. Damit tritt die Menschheit aus ihrem Kindesalter heraus ins Jünglingsalter, und beginnt das Reich sittlicher Freiheit zu betreten.

Eine Weihnachtsdichtung.

Von W. Schlüter (Hamburg).

Nicht jedes Buch besteht vor der Frage: „Könntest Du es unterm Weihnachtsbaum lesen?“ Der Märchenbaum der „gnadenbringenden“ Zeit des traumhaftesten Kinderglücks verträgt nicht die Verschmelzung mit jeder Stimmung und Denkrichtung. Das allerdings ist ganz und gar eine Sache des individuellen Geschmacks, wie nun ein echtes Weihnachtsbüchlein beschaffen sein müßte. Nach meinem Gefühl müßte es ein lustiges Ding sein, voll übermütigen Kunterbunts und doch erfüllt vom Geiste „der Beiheit und des Rats“. Leuchtende Farben müßte es bringen, wie Kindesaugen sie trinkt, frisch-fröhlichen Klingklang und neben aller Kurzweil mancherlei Sprüchlein, mitzunehmen auf den Lebensweg. Und seine beste Heiterkeit, sein seligstes Glück, sie müßten wurzeln in den Tiefen ernstesten Ringens, heiligster Sehnsucht. Kurzum, ein deutsches Buch müßte es sein, urkräftig deutsch in Wirkung und Wesen. Und ein solches Buch ist „Willy Meier“ von dem Hamburger Dichter Hermann Krieger (Hamburg-St. Georg, Verlag Gottfr. Veith 1899).

Dieses Büchlein hat schon seine Erlebnisse gehabt. Man hat es im Großen und Ganzen, wie üblich, hübsch nach Prinzipien und Maximen examiniert, hat es peinlich gemessen und verglichen und dann mit vielen Vorbehalten „gewissermaßen“ gelobt. Es geriet auch in die Hände jener ganz „Unnachsichtigen“, die ihre Billigung selbst im günstigsten Falle nur ganz, ganz bedingungsweise und in verdünntester Dosis hergeben. Gar kurios war bisweilen das Gebahren dieser Leute. Der eine meinte, die Dichtung des Herrn Krieger sei zu frivol, der andere aber bedauerte, daß es zu sehr mit grübelndem Tiefsinn durchsetzt sei. Virtuosen der kritischen Scheidekunst zerlegten stirnrunzelnd die Elemente des Werkes und wollten eine andere „Mischung“; einen anderen Stoff, Gedankenstoff wünschten hingegen philosophische Köpfe, die im beneidenswerten Besitze einer fertigen Weltanschauung den „verwandten Geist“ vermißten. So mußte der gute „Willy Meier“ ganze Sturzwellen seltsamer Ungerechtigkeiten über sich ergehen lassen. Dies hat aber seiner Lebensfähigkeit keineswegs geschadet und die oft recht komischen Widersprüche in den Urteilen weisen nur darauf hin, daß man es mit einer Schöpfung zu thun hat, die mindestens Beachtung verdient.

Einen Zeitspiegel nennt der Dichter sein Werk. Und gewiß, unser inneres Auge empfängt vortreffliche Bilder der geistigen und sozialen Bestrebungen unserer Tage. Ein bedeutungsvolleres Moment jedoch scheint es mir zu sein, daß hier in angenehmster und intensivster Weise auch unser „geistiges Ohr“ mitgenießt. Alle bemerkenswerteren Denkmotive, alle gröberen und feineren Seelentriebe des Gegenwartsmenschen, sein Wünschen, Hoffen und Leiden sind hier zu Elementen einer großangelegten, aus dem gesundesten Herzen herausklingenden Lyrik geworden. Bald kokett, „unterhaltlich“, ironisch-undekümmert, den Normen der Schulästhetik mit göttlichem Leichtsinn trotzend, bald wuchtig, schwer, weihevoll, dann wieder stürmisch, kraftstrotzend, wie emporgeschleudert, um die alten Götter zu stürzen und nun gebändigt von der heiligen Macht eines hohen verföhnenden Gedankens — so tönen, rauschen, rasen, schreiten die Verse dahin. Still! Jetzt träufelt wehmütig-süßes Glück mit glockenhellem Klange Tropfen auf Tropfen in die aufhorchende Seele! Ein plötzlicher Umschlag der Stimmung! Schrille Mißtöne zerreißen das Herz, tolle Fratzen huschen vorüber, unversöhnbare Gegensätze ringen wild mit einander. Ueberall aber ist das Gewirr und Gedränge der tausend Leidenschaften und Empfindungen künstlerisch motiviert. Und alles, was uns ins Herz klingt, ist von wunderbarer Frische. Alles weiß auf eine Künstlerpersönlichkeit von außerordentlicher Spannweite und Energie des Seelenlebens zurück.

Die Sprachmusik dieser Dichtung erhält die ganze Gewalt ihrer Wirkung allerdings erst durch ihre Verbindung mit einem zauberhaften Farbenschimmer, mit packender Anschaulichkeit und entzückenden Geistesblitzen. Dem fast verwirrenden Reichtum an lyrischen Elementen entspricht eine Ueberfülle von Bildern und Gestalten. Eine eigenartige, wunderbar bewegliche Welt! Jetzt aufblühend in leuchtendem Glanz, dann märchenhaft verhüllt von Nebelschleiern, eine Welt groß und weit genug Himmel und Hölle zu umfassen. Man erstaune nicht über schelkhafte Kobolde und gespenstische Larven, über allerlei wunderliches Gestirr und Gesunkel, selbst auf echte Metamorphosen muß man sich schon gefaßt machen. . . . Es geht eben keinen Augenblick recht geheuer zu in dieser Zauberwelt. Und doch ist über Stoff der Dichtung aus der Wirklichkeit genommen. Wer mir zwar auch gesehen, aber nur mit gleichgültigen, unaufmerksamen Augen und vielleicht lieber garnicht bemerkt hätten, dem hat ein Künstler ins Herz geblickt, hat ihm liebevoll seinen Geist eingehaucht und siehe, was Zufall war, Störung, Trivialität, wurde Notwendigkeit, Schicksal und Geist. Und was der ästhetischen Interpretation absolut nicht zugänglich war, wußte ein männlicher Humor umzudeuten und nach seinem Geschmacke zu rechtfertigen. Ganz argen Dingen hängte die kecke Satyre des Dichters doch noch einen lustigen Reim an. So konnte sich seinem Schöpferwillen nichts widersetzen und es entstand aus der grauen Materie unserer gegenwärtigen Alltags-Wirklichkeit die bunte Welt „Willy Meiers“.

Digitized by Google

In seinen Schilderungen ist der Dichter nie ermüdend. Seine Worte fließen dahin wie glitzernde Wellen. Nirgends langathmige Aufzählungen oder eintönige Rhythmen. Einige markige Pinselstriche, einige Andeutungen, der entsprechende Klang und Tonfall der Worte und ein Gemälde steht vor unseren Augen, so stimmungsvoll und lebenswarm, daß nichts mehr hinzuzufügen, zu verstärken oder abzuschwächen ist. Man vertiefe sich beispielsweise in die folgende Schilderung eines Sonnenuntergangs:

„Der müde Tag versummte allgemach . . .
der Sonne zog das Aberdrot
wie eine breite Purpurwelle nach —
ein stilles Ferfließen . . . Noch einmal lobt
der Himmel wie von Siegesfahnen . . . ,
ein letztes Winken . . . ,
lautloses Verstuken . . . ,
wandelnder Mond auf Sternenbahnen. —"

Und dann das Erfassen der Großstadt-Atmosphäre! Ohne sich lange mit umständlichen und überflüssigen Auseinandersetzungen abzugeben, versetzt uns der Dichter krank und frei, nebenher allerlei köstliche Einfälle zum Besten gebend „im Handumdrehn", wohin er will — sei es auch in das gewiß nicht von vornherein poetische Milieu des mit sehr gemischten Gerüchen erfüllten Verkaufsladens einer kleinen Genossenschaft. Wohin er uns auch führt — und er führt uns in sehr abenteuerliche Regionen, sogar in einen Gebetssaal der Heilsarmee — er weiß stets das rechte Wort zu finden, der Zauberkünstler, das die Dinge irgendwie in Schönheit verwandelt. Recht charakteristisch ist es, wie er zum Beispiel Hantierungen seines Helden, die mit dem Staub der Trivialität mindestens fingerdick bedeckt sind, interessant zu machen versteht. Jedem echten Genossenschaftler wird das Herz höher schlagen, wenn ihm die folgenden Verse zu Gesicht kommen:

„Bedächtig barg Willy die Tageskasse
dann hinter einem Sauerkrautsasse. —
Hierauf begann er mit Kraftwollem Ferren
die Kellerluke aufzusperren;
stieg pfeifend durch den gähnenden Schacht
in des Lagerkellers modrige Nacht . . .
Bald sah man ihn mit großen Lasten
von leeren Kisten und bido Kasten
mit Brettern und Planken
nach oben wanken.
Hier schuf er aus diesen Verschiedenheiten
allerhand Sitzgelegenheiten;
im Handumdrehn
war dieses kreffliche Werk geschehen. —
Dann auf den Ladentisch schwang er, o Wonne
eine innerlich finckfende. schluckfende Tonne,
worauf er mit einem mächtigen Hieb
den Boden in das Spundloch trieb. —
Behaglich füllte er einen Krug
und that einen langen, verklärenden Zug.
Im Handumdrehn
war auch dieses Werk geschehn.
Und wieder
fuhr er pfeifend nach unten herunter.
Jetzt aus der Küche im Vorratskeller
schleppt er einen Butterbrotteller
und einen Teller mit Wurst und Käse,
und dabei pfiff er die Marseillaise. —
Doch über ihm lobten die Genossen
rauchten und lachten und machten Glossen."

In solcher Poesie steckt ein aktives Element das vorteilhaft von den vielen Behmutsphantasien moderner Dichter absticht. Ein prächtiger Humor ergreift mit Grazie den Herrscherstab! Und er bedarf keiner Sehnsuchtsmystik und Ahnungs-Optik. Er winkt — und alle Geister tanzen.

Und nun zu den Charakteren! Auch sie verleugnen nicht ihre Herkunft aus einem echten Künstlergemüt. Bewunderungswürdig ist es, wie der Dichter auch hier gleichsam im ersten Wurf das Richtige trifft. Nebenfiguren und Vordergrundspersonen sind in großen, kühnen aber scharfen Umrissen gezeichnet. Aristophanischer Uebermut mischt hier und da seine Tollheiten in die Charakterisierung hinein, aber der Eigenart des Individuums wird nie auch nur das Geringste genommen. Wenn uns der Dichter erzählen will, wie einer der Genossen des Helden, Herr Kuno Lipps, „Genie und Bildhauer in Gips" im Hause des reichen „Philantropen" Herrn Hecht, um sich mit „Gott, Geld und Welt" zu versöhnen, sich geneigt fühlt, seine an sich nicht besonders „fortgeschrittene" Intelligenz noch um einige Grade zurückzuschrauben, dann werden wir über die entsprechenden Seelenvorgänge in unbezahlbaren Bilderbogenreimen informiert:

„Kuno Lipps lag so behaglich,
alles schien ihm äußerst kraglich,
die Cigarre war vorzüglich;
seine Stimmung war vergnüglich,
und in seinem Herzen stand
Lenchen Hecht im Strahlenrand.
— — — — — — — — — —
Will Gott unsern Reichtum mehren,
soll man seine Gaben ehren.
Gottes Wege, — das ist wahr,
scheinen uns oft wunderbar,
doch auch das ist zweifellos:
Jeden trifft gerechtes Los.
Arm und reich, — wie Gott es will,
was mich trifft, — ich halte still."

Diese Reime klingen possenhaft genug in ihrer spitzbübischen Einfalt. Sie sind aber ohne Zweifel bei der ironischen Denkweise des Dichters die beste Darstellungsform für die verschimpft-bornierte „Gesinnungsgenossen" des Herrn Kuno Lipps. Und an Lebenswahrheit und Deutlichkeit haben sie der Schilderung fürwahr nichts geraubt.

Der Held des Stückes, Willy Meier, ist kein wimmernder „Schmachtlappen", sondern ein gesunder und nobler Kerl. Der Bankerott seines rührenden Glaubens an die welterlösende Mission des Verstandes ist der Grundgedanke des Gedichtes. Heute, wo feminine Geister sich nicht genug darin thun können, mehr oder minder versteckt und „von hinten herum" die männliche Entschiedenheit des klaren Verstandesdenkens anzugreifen, kann man nicht ohne Genuß das Glaubensbekenntnis des guten Jungen vernehmen:

„In der Empfindung schwankendem Gestirn
herrscht das Gefühl, Verstandes blinde Schwester.
Doch der Verstand blickt klar und fühl.
Der Wust zerweht, markvoll und fester
verklärt zum Wort sich trüber Begriff . . .
Ich will nicht lösen Most, will klaren Wein.
In kryställener Schale vom feinsten Schliff."

Leider giebt der Verstand keine dauernden Antriebe zur sozialreformatorischen Wirksamkeit. Auch bei Willy fließen die Liebe zur Gattung, der Mut zum idealen Glauben aus den Tiefen einer hochentwickelten Seele. Was er sagt, gilt nur für Menschen seiner Art, mit ähnlicher Organisation des Seelenlebens. Daß er an den Verstand schlechtweg appelliert und dem Verstande seiner Genossen wie seinem eigenen vertraut, ist sein Verhängnis. Die Ironie des Dichters gestaltet den Seelenkampf des Helden, der Enttäuschung auf Enttäuschung erleben muß, zu einer Tragikomödie im erhabensten Style. Er holt den Satan als Geist der Negation aus der Hölle und die Wollust als büßende Magdalene aus dem Himmel, und das Ringen des guten Willy wird so zu einer Sache, an der das ganze Universum mit allen Engeln und Teufeln das lebhafteste Interesse nimmt. Der Dichter kopiert dabei aber keineswegs den Faust. Wir haben es hier mit ganz anderen Konflikten zu thun. Hier wird nicht gefragt, wie verhält sich der Einzelne zum Kosmos, wie findet er sich mit dem „Ding an sich" ab, sondern: wie verhält er sich zur Menschheit? Soll er sie lieben, soll er sich absondern, soll er ihre Hoffnungen negieren oder sich den Glauben an ihre zukünftige Erlösung bewahren? Der Satan benutzt zwar auch die Sinnlichkeit als Lockmittel, sein eigentliches Evangelium aber ist der Stolz eines Ichbewußtseins, das sich über alle Gegensätze, über alle Leiden und Freuden der Gattung

Digitized by Google

erhebt. Stolze Verachtung der bedürftigen Herde, trotzige Resignation, selige Selbstgenügsamkeit im unerschütterlichen Gefühle ewiger Einzigkeit, das sind die „Götter", die er der Liebe zur Menschheit entgegenhält. Und alle Spannkraft der Dichtung liegt darin, wie uns der Dichter schildert, wie in Willy schließlich trotz aller Qual der Selbstvorwürfe und Selbstverachtung die entsagende, duldende, kämpfende Liebe siegt.

Ich habe nur selten eine moderne Dichtung gefunden, die mich von Anfang bis zu Ende so gefesselt hätte wie der Willy Meier. Es ist wohl eine glückliche Mischung von ungekränkelter Kraft und herzlicher Innigkeit, was der Dichtung eine so erfrischende Wirkung verleiht. Auf die weiteren Schöpfungen des Dichters bin ich im höchsten Grade gespannt. Ueber das Grundmotiv des „Willy Meier" hat der Dichter sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Vorerst wollen wir ihm für den „Schimpf und Ernst" des besprochenen Büchleins von Herzen dankbar sein.

Streiflichter.

Das Recht auf Reform. Daß in einem Rechts- und Verfassungsstaat jedermann das Recht haben sollte, auf friedlichem und gesetzlichem Wege die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse seines Vaterlandes in irgend einer ihm heilsam erscheinenden Weise umzugestalten zu versuchen, scheint eigentlich so selbstverständlich, daß man sich fast schämt, es auszusprechen. Derselbe Gedanke liegt ja auch dem Kampf gegen die revolutionäre Sozialdemokratie unausgesprochen zu Grunde. Die ganze überaus dürftige Begründung einer Ausnahmegesetz-Gebung oder -Handhabung gegen diese Partei, wie sie noch soeben mit bemerkenswertem Ungeschick der Vertreter Mecklenburgs im Reichstage geleistet hat, fällt ja in sich zusammen, sobald man der Partei die wiederholt abgegebene Erklärung glaubt, daß sie ihre Reformen vom Boden des bestehenden Rechts aus auf friedlichem und gesetzlichem Wege in Angriff zu nehmen gedenkt.

Aber in unseren heutigen Verhältnissen ist es doch nicht ganz überflüssig, auch das Täpfelchen auf das i zu setzen. Und so nehmen wir Akt von einer Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts, von der die Berliner „Volkszeitung" berichtet:

> „Vor einiger Zeit veranstaltete der Welfe Th. Herrmann zu Hannover in der Provinz eine Volksversammlung der hannöverschen Partei, welche der Gendarm auflöste, weil ein Redner die Aeußerung gethan hatte:
>
> „Wir erstreben die Wiederherstellung des Königreichs Hannover auf friedlichem, gesetzlichem Wege."
>
> Da der Landrat die Auflösung billigte, der Regierungspräsident und der Oberpräsident die Beschwerden abwiesen, so erhob Herrmann Klage. Das Oberverwaltungsgericht entschied zu Gunsten des Klägers unter folgender Begründung:
>
> Die Polizei darf über das Maß des Notwendigen bei ihren Anordnungen nicht hinausgehen; sie muß sich, wenn eine Strafthat in einer Versammlung begangen oder von einem Teilnehmer die Ruhe und Sicherheit gestört wird, zunächst auf Maßregeln gegen die Person des Thäters beschränken und kann nicht ohne weiteres die Versammlung deshalb auflösen. Die fragliche Versammlung ist ruhig verlaufen; die öffentliche Ordnung und Sicherheit wurde nicht gestört. Die Staatsbehörden gehen davon aus, daß durch die erwähnte Aeußerung eine Anreizung bezw. Aufforderung zum Hochverrat zu erblicken sei. Von diesem Verbrechen kann aber nur dann die Rede sein, wenn mit den Ausführungshandlungen der Anfang gemacht, das Verbrechen also versucht ist. Im Gegensatz zu diesem Thatbestand des Verbrechens steht aber ein Unternehmen, das die Wiederherstellung des Königreichs Hannover auf gesetzlichem, friedlichem Wege bezweckt. Die Staatsbehörde meint zwar, daß dieser Weg nicht ernstlich gewollt sei, in Wahrheit die gewaltsame Losreißung der Provinz Hannover von Preußen bei passender Gelegenheit angestrebt werde. Indessen würde ein solches Bestreben, so lange es nicht durch Handlungen bethätigt wird, die einen Anfang der Ausführung darstellen, fraglos erscheinen müssen. Wegen des Mangels jeden thatsächlichen Anhalts für die Annahme eines hochverräterischen Unternehmens im Sinne des § 81 Nr. 4 des Strafgesetzbuchs kann in der Aufstellung des erwähnten Parteiprogrammpunktes und in der Empfehlung des Beitritts dazu auch nicht etwa eine vorbereitende Handlung im Sinne der §§ 83—86 des Strafgesetzbuchs gesehen werden. Aus der Unterstellung der Möglichkeit, daß, wenn auch die Führer der Partei ihr Programm friedlich und gesetzlich durchführen wollen, dennoch die Massen, auf welche die Agitation berechnet sei, bei passender Gelegenheit gewaltsam auf die Losreißung Hannovers hinarbeiten, kann nicht der Thatbestand einer Anreizung zu einer strafbaren Handlung hergeleitet werden.

Setzt man in dieser Begründung überall statt der Worte: „Wiederherstellung des Königreichs Hannover" die anderen: „Verwirklichung des Systems der Kollektivproduktion", ein Tausch, der den logischen Gedankengang der Ausführungen gar nicht berührt, so dürfte die Lektüre dieser gerichtlichen Entscheidung allen Polizeileutnants, Landräten, Regierungs- und Oberpräsidenten sehr zu empfehlen sein.

* * *

Glossen zur Zeitgeschichte. Wie vermenschlichend muß es doch auf das Gemüt des englischen Zeitungslesers wirken, der natürlich trotz alledem mit ganzem Herzen auf der Seite der englischen Soldateska steht, wenn er liest, daß im Kampfe bei Belmont die Buren „unter einem entsetzlichen Blutbade" aus ihrer Stellung vertrieben, oder daß in einem Gefecht gegen den Mahdi 400 Nubier getötet worden seien! Die Engländer als Kulturträger arbeiten noch immer mit den Mitteln Karls des Großen in den Sachsenkriegen. Der Wiedergewinn der ehemals von ihnen den Buren geraubten Diamantenfelder ist ja aber freilich auch ein erhabenes Kulturziel.

*

Gladstone wäre zu so handgreiflichen Unwahrheiten und Schändlichkeiten in der Politik nicht im Stande gewesen, der Mann, der statt des Machiavellismus und der Staatsselbstsucht ethische Prinzipien in die Politik einzuführen versucht hat. Lebte er, so würde vielleicht seine Stimme mit stärkerem Klange, als die eines Herbert Spencer und weniger Anderen das englische Gewissen wachzurufen versucht haben.

*

Der Prophet Nathan erzählte dem König David die Geschichte von dem Reichen, der hundert Schafe hatte, aber doch dem Armen sein einziges Lamm nahm. Aber der Reiche kann den Armen nicht nur durch Nehmen, sondern auch durch Geben beeinträchtigen, z. B. wenn ein reicher Magnat einer armen Dorfgemeinde ohne jegliche Entschädigung 685 Arbeiterkinder zur Beschulung aufbürdet.

*

Chamberlain bietet uns ein Bündnis an. Er muß wohl nach dem Wort: Gleich und gleich gesellt sich gern, annehmen, daß wir ähnliche Politik treiben wollen, wie er. Aber nach seiner und des amerikanischen Botschafters Versicherung würden wir ja mit zwei hervorragenden Friedensmächten in Verbindung treten. Oder sollte er uns nur benutzen wollen, um die englischen Kastanien aus dem französischen Feuer zu holen? Daran wird er wohl nicht denken, daß deutsche Soldaten noch einmal, wie vor 120 Jahren, das Schubartsche Kapliedanstimmen sollen. Recht hat er, daß bei allen unseren Angelegenheiten das Gefühl einer der wichtigsten Faktoren ist, nur spricht unser Gefühl nicht für ihn.

*

Kein Egoismus ist rücksichtsloser, als der des Mammonsdienstes. Anscheinend hat General Methuen das Blut seiner Soldaten lediglich dem Interesse der Diamantengrubenbesitzer opfern müssen. Sollte auch daran Chamberlain „interessiert" sein, wie angeblich bei der Munitionslieferung an die Buren?

*

Es muß ein erdrückendes Gefühl sein, das Mitgefühl der Menschheit ausnahmslos und in ausgesprochenstem Maße gegen sich zu haben. Sogar die Irländer jubeln über jede Schlappe Englands.

Digitized by Google

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Danzig. Wir entnehmen der Danziger Zeitung folgenden Bericht:

„Im Hotel „Germania" tagte gestern der Verein für ethische Kultur. Der Vorsitzende referierte über Religion und Ethik. Die älteste Darstellung der Grundlegung ethischer Forderungen finden wir in den zehn Geboten. Die Anleitung zum Guthandeln, die sich dort findet, ist dieselbe, welche ein Erzieher anwendet, um ein noch unentwickeltes Kind zur Meidung schlechter Thaten zu bewegen. Ihre Form ist die des Verbots, ihre Begründung das Vertrauen auf eine übergegene Autorität. In dieser Kindheitsstufe konnte die Menschheit nur auf diese Weise zu sittlichem Handeln angehalten werden. Aber das Kind wächst, die Menschheit gewinnt an geistiger Reife und eines Tages stellt das Kind dem Gebot des Erziehers die Frage entgegen: „Warum?" Wenn der Erzieher dann unter Anwendung seiner Autorität dem Kinde entgegenwirkt, so wird es nur noch mechanisch gehorchen, aus Furcht vor der Autorität des Erziehers, so wird es thun, was ihm beliebt, wenn es einmal sich selbst überlassen wird. Erst in einer ziemlich späten Entwicklung sind auch der Menschheit Zweifel an der Berechtigung, die volle Bethätigung ihres Willens zu beschränken, gekommen, auch die Menschheit stellte die Frage: „Warum?" und strebt nach Erkenntnis und nach einem Einblick in die vernünftigen Gesetze sittlichen Handelns. — Um einen sittlichen Hochstand der Menschheit zu erhalten, giebt es jetzt nur einen Weg, es ist der, das Kostrennen der Ethik von jeder autoritativen Beeinflussung. Nur auf diese Weise können wir Individuen bilden, deren Charakter gefestigt ist. Das „Warum" muß beantwortet werden, dem Zweifel müssen wir Gründe entgegenstellen, und dem Streben nach Erkenntnis müssen wir entgegen kommen. Deswegen brauchen wir aber die Religion nicht zu bekämpfen. Wir erheben nur den Anspruch auf Kostrennung der Ethik von der Religion, welche bis jetzt als Autorität notwendig eine unselbständige Sittlichkeit erzeugen mußte. Die Kirche verlangt, daß man auf dem Umwege des Glaubens zum rechten Handeln komme. Wir kehren die Ebene geradezu um, wir sagen: „Erst gut handeln, ohne Umschweife. Die reine Einsicht in die Prinzipien des Handelns wird schon aus dem Handeln selbst erwachsen." — Im Namen der Zuhörer dankte Herr Dr. Wallenberg dem Redner für seine Ausführungen, mit denen sich die Versammlung einverstanden erklärt.

Vermischtes.

Rudyard Kiplings Lied des Imperialismus, welches solche Bedeutung gewonnen hat und in voriger Nr. der E. K. auch in dem Artikel von Dr. Förster charakterisiert wurde, liegt uns in einer Uebersetzung von Lili du Bois-Reymond vor, welche die Verfasserin uns freundlichst zur Verfügung stellte und die wir nachstehend folgen lassen:

Aehmt auf des Weißen Bürde.
Ein Mahnwort an die Vereinigten Staaten.

Nehmt auf des Weißen Bürde —
Und in Verbannung nun
Schickt Eure besten Söhne,
Der Fremden Dienst zu thun:

In schwerem Joch zu schüften
Die, die jetzt Euer sind —
Die unterworfnen Völker,
Halb Teufel und halb Kind.

Nehmt auf des Weißen Bürde:
Ausharren in Geduld;
Die Drohung selbst vermeidet,
Und Hochmut sei Euch Schuld;
Mit offnen, schlichten Lehren
Weckt ihren stumpfen Sinn,
Mißt Euch zu ihrem Vorteil,
Schafft — ihnen zum Gewinn.

Nehmt auf des Weißen Bürde:
Des Friedens heißen Krieg —
Gewinnt nun über Hunger
Und Seuchen Sieg auf Sieg;
Und wenn das Ziel am nächsten
(Das Ihr für andre sucht)
Seht, wie der Wilden Thorheit
Zerstört der Mühen Frucht.

Nehmt auf des Weißen Bürde —
Des Königs Machtwort nicht:
Knechtsdienst und Sklavenarbeit,
Des Alltags dürft'ge Pflicht.
Böses, die Euch nicht winken,
Wege, die Euch nicht not —
Schafft sie mit Eurem Leben,
Faßt sie mit Eurem Tod!

Nehmt auf des Weißen Bürde,
Und baut den alten Bahn:
Den Bau für Eure Wohlthat,
Für Eure Müh' den Hohn;
Den Schrei des Volks, das langsam
Dem Licht Ihr nah gebracht:
„Was bracht Ihr unsre Retten?
Wir liebten unsre Nacht!"

Nehmt auf des Weißen Bürde —
Nicht wen'ger ziemt Euch heut;
Naht jetzt nicht laut nach Freiheit
Weil Ihr die Mühen scheut
Was Ihr jetzt thut und lasset —
Mit trotz'gem, stummer Spott
Schafft draus das Volk sein Urteil
Von Euch und Eurem Gott.

Nehmt auf des Weißen Bürde —
Vorbei die Kinderzeit
Des leicht geglückten Lorbeers —
Feigt ob Ihr Männer seid:
Thut lange, schwere Jahre
Nun treu die harte Pflicht —
Denn aller Völker Edle
Sie sitzen zu Gericht.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Dienstag, den 19. Dezember, Abends 8½ Uhr, Unter den Linden 16, Quergeb. III. Soziale Gruppe: Vortrag von Frl. Anna Blum (Spandau) „über Eltern-Abende". Diskussion.

Sonnabend, den 30. Dezember, Abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Monatssitzung zum Jahresschluß: Vortrag von Herrn Geheimrat Prof. Dr. W. Foerster: „Die Solidarität der Menschenwelt." Nach dem Vortrag geselliges Zusammensein im Berliner Ratskeller (reservier tes Zimmer).

Gäste stets willkommen. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Eltern und Vormünder, welche für ihre Töchter und Mündel den unschätzbaren Wert hauswirtschaftlicher Ausbildung für das ganze spätere Leben eingesehen haben, und die denselben die Wohlthat einer solchen gründlichen Fortbildung gewähren wollen, werden gut thun, die Anmeldungen für das neue Jahr schon jetzt einzureichen. Die Haushaltungsschule des Vereins Jugendheim in Berlin richtet zu Neujahr erweiterte Kurse für Plätten und Nähen ein. Die bisherige Unterweisung erstreckt sich auf alle Zweige, die zur billigen und umsichtigen Wirtschaftsführung und Kinderpflege nötig sind. Meldung bei Frau **Bieber-Böhm, Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 39,** 9—10 und 3—4 Uhr.

Unbemittelte erhalten halbe Freistellen.

Neuer Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Das Ende des Marxismus
von
Dr. Paul Weisengrün.
Gr. 8°. Preis Mk. 1,50.

Die Schrift des in sozialwissenschaftlichen Fachkreisen nicht unbekannten Autors dürfte in unserer Zeit, wo sich eine Revision des Sozialismus in Theorie und Praxis vorzubereiten beginnt, Fachleute und Laien gleichmäßig interessieren.

= Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. =

Postkarten
mit ethischer Devise,
100 Stück inkl. Porto liefert gegen Einsendung von 2,70 Mk. (50 Stück 1,50 Mk.)
Lithographie-Anstalt Sandmann & Mohn, Alsm, Hauptwache 20.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,90 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9881.

Ethische Kultur

Inserate: Die 6gespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Rabatten in allen Annoncenverwaltungen und in der Expedition W., Potsdamerstr. 115a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 23. Dezember 1899. | Nr. 51.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal. Wir bitten unsere geehrten Abonnenten für rechtzeitige Erneuerung des Abonnements Sorge zu tragen, damit keine Unterbrechung in der regelmäßigen Lieferung eintritt. Wir sind auch jederzeit dankbar für Aufgabe von Adressen, an welche mit Aussicht auf Erfolg Probenummern der „Ethischen Kultur" geschickt werden können.

Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Betrachtungen zur Wende des Jahrhunderts. Von Dr. Kronenberg. — Nur halb gehört. Von Hans Müller-Casenov. — Real-Ethik. Von Dr. L. Besser. — Die Gefahr der Flottenschwärmerei. Von Th. Brie. — Streiflichter: Die reine Berglust des Krieges. Es tagt. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. — Eingegangene Schriften.

Betrachtungen zur Wende des Jahrhunderts.

Von Dr. M. Kronenberg

Wenn man für das eben in die Vergangenheit hinabsinkende Jahrhundert nach einem charakterisierenden Wort sucht, durch welches seine ganze Eigenart, alle Besonderheit seiner bedeutendsten Erscheinungen am ehesten zusammenfassend bezeichnet werden möchten, so kann man vielleicht sagen: dieses Jahrhundert ist wie kein anderes vor ihm ausgezeichnet durch den höchsten Triumph des menschlichen Geistes. So hoch man auch alles veranschlagen mag, was vergangene Jahrhunderte zu dem großen Bau der Kultur beigetragen, es erscheint gering gegenüber dem, was das neunzehnte schuf. Denn niemals vorher ist der menschliche Geist in so kurzen Zeitabständen zu so ungeahnten Höhen emporgestiegen und ist der gesamten Wirklichkeit, in die die Menschenwelt hineingestellt ist, so sehr deren Herrschaftssiegel aufgedrückt worden!

Wenn man diese Thatsache ins Auge faßt, denkt man gewöhnlich in erster Linie an die Herrschaft, welche der menschliche Geist über die Natur gewonnen hat, an die großen Errungenschaften der Naturwissenschaft und den fortschreitenden Siegeszug der Technik. Und gewiß ist dies gerade einer der bezeichnendsten Züge des ablaufenden Jahrhunderts und tritt gerade hier der Triumph des menschlichen Geistes am sinnfälligsten zu Tage. Aber auch eben nur am sinnfälligsten — zeigt er sich nicht auch ebenso, ja vielleicht stärker noch in der Ueberwindung der Mächte und Gestalten des Jenseits, dessen, was über den engeren Bereich der Natur hinausliegt? Es ist bezeichnend, daß die Kantische Philosophie, die an der Eingangspforte des neunzehnten Jahrhunderts steht, anhebt damit, daß der Geist sich zwei schlimme metaphysische Gespenster, Raum und Zeit, unterwirft, indem er sie zu Funktionen seiner selbst macht, sie gleichsam sequestriert, indem er sie gänzlich in seine eigene Daseinssphäre hineinzieht. Nun verloren sie alles Schreckhafte und Aengstigende, die Ewigkeit selbst, d. h. die endlose Kontinuität der Zeit, büßte all ihre Unnahbarkeit ein, weil sie ja nirgendwo anders als im menschlichen Geiste war. Und Gott selbst mußte seinen Herrscherthron verlassen und ihn dem menschlichen Geiste einräumen: Gott war nun, um mit Feuerbach zu reden, nicht mehr der Schöpfer des Menschen, sondern umgekehrt der Mensch Schöpfer Gottes; oder wie es Schiller in der Form einer Forderung ausdrückt:

Nimm die Gottheit auf in deinen Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Und weiterhin übernahm nun der menschliche Geist von der jenseitigen Macht auch alle Gesetzgebung für das menschliche Dasein: er selbst — auch hier bezeichnet Kant den Wendepunkt — gab autonom, aus sich heraus und kraft eigenen Rechtes, die sittlichen Gesetze und wollte sie nicht mehr von einem Weltenherrscher sich auferlegen lassen. Selbst die Hölle wußte er zu überwinden. Mit mehr Recht als die Gläubigen, welche vertrauensvoll der Hilfe eines mächtigen Wesens entgegenharren, konnte der, welcher seine Sittlichkeit nun aus der eigenen Vernunft schöpfte, ausrufen: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? — denn in ihm selbst nur konnte eine Hölle als Gewissenspein und Reue sein, indem er dem Sittengesetz entgegenwirkte. — Nach solchen Siegen des menschlichen Geistes, die ebensoviel, vielleicht mehr noch bedeuten als die Ueberwindung der Naturgewalten, klingt es fast wie sein Triumphgesang, wenn Fichte einmal ausruft:

„Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge und zu dem tobenden Wasserssturz und zu den krachenden, in einem Feuermeer schwimmenden Wolken, und sage: ich bin ewig und trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde und Himmel vermischt euch im wilden Tumulte, und ihr Elemente alle schäumet und tobet und zerreibet im wilden Kampfe das letzte Sonnenstäubchen des Körpers, den ich mein nenne, — mein Wille allein mit seinem festen Plane soll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls schweben. Denn ich habe meine Bestimmung ergriffen, und die ist dauernder als ihr; sie ist ewig, und ich bin ewig wie sie."

* * *

Man sollte annehmen, daß unter dem Eindruck einer solchen ungeahnt hochgehenden Erhebung des menschlichen Geistes die Stimmung der Menschen in unserem Jahrhundert vor-

Digitized by Google

wiegend hätte beherrscht sein müssen von dem Gefühle stolzer Zuversicht, beharrlichen Mutes, unbegrenzter Hoffnungsfreude. Aber das Gegenteil war der Fall. Zwar war diese optimistische Stimmung im Anfang des Jahrhunderts sicher noch die vorherrschende, sie war auch natürlich in den späteren Jahrzehnten nie ganz verloren, und in unseren Tagen hat sie offenkundig wieder starke Fortschritte gemacht: aber im Ganzen trat sie weit zurück hinter der Stimmung trüber Zaghaftigkeit und Resignation, schmerzlicher Hoffnungslosigkeit, Welt- und Menschenverachtung: das neunzehnte Jahrhundert war auch das Jahrhundert des Weltschmerzes und des Pessimismus.

Blickt man nur auf diesen herrschenden Charakterzug unseres Jahrhunderts hin, dann ist Schopenhauer sein eigentlicher geistiger Bannerträger, der Philosoph schlechthin, der das tiefste Geheimnis unserer Zeit ausgesprochen hat. Er widmet der Welt, dem Menschenleben insbesondere, allem Dasein überhaupt die schärfsten Accente der Verachtung; er führt uns nach allen Seiten, um den Jammer des Lebens aufzudecken. Im Mittelpunkt seiner Kunsttheorie steht die Musik, die ihm recht eigentlich als das vollendetste Abbild des Welt- und Menschendaseins erscheint, indem sie das millionenfache Seufzen der Kreatur zur Darstellung bringt, — daher ihm denn auch die Moll-Tonarten weit gemäßer erscheinen als die Dur-Tonarten. Einer der eifrigsten seiner Jünger war Richard Wagner, dessen Musikdramen, namentlich der späteren Zeit, nach vielen Seiten der Theorie Schopenhauer's entsprechen. Selbst die sozialen Fragen, welche in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts immer bedeutsamer hervortraten, gewannen den öffentlichen Geist nicht zum geringsten von der Seite des sozialen Weltschmerzes her, d. h. der schmerzvollen, resignierten Versenkung in den, wie man meinte, hoffnungslosen Daseinsjammer, den das Leben der unteren Volksschichten darbot. Und auch die Kunst, Dichtung wie bildende Künste, erfüllte sich mit derselben Stimmung: die zahllosen sozialen Zustandsdichtungen mit ihren Bildern im abschreckendsten Elend, die Arme-Leute-Malerei u. s. w., das alles sind Erscheinungen der gleichen Art.

* * *

Man könnte meinen, die pessimistische Geisteśrichtung, die im 19. Jahrhundert so übermächtig hervortritt, sei diesem keineswegs eigentümlich oder unterscheide sich doch höchstens gradweil von den pessimistischen Strömungen früherer Zeiten. Aber das ist eine durchaus irrige Meinung. Man muß viele Jahrhunderte zurückgehen, um auch nur einigermaßen analoge Strömungen zu finden, und man braucht beispielsweise nur daran zu erinnern, daß der Philosoph des 18. Jahrhunderts, Leibniz, die wirkliche Welt als die beste aller möglichen preist — wiewohl er, im Gegensatz zu Schopenhauer, grenzenloses Menschenleid selbst vor Augen gehabt hatte, dasjenige nämlich, welches durch den dreißigjährigen Krieg hereingebrochen war, der Deutschland zum Teil in eine Wüstenei verwandelte.

Wenn aber in der That auch in früheren Zeiten der Pessimismus nachweisbar ist, so ist er anderer Art als der, von dem hier die Rede ist. Es giebt ein ewiges metaphysisches Uebel, dem keine optimistische Stimmung oder Theorie gewachsen ist. Die ewigen Rätsel des Daseins, das düstere Geheimnis des Todes und die Zwiespältigkeit und Tragik des Lebens — das alles schafft gleichsam eine dunkle Grundierung für alles Sein, welchem eine Stimmung schmerzlicher Resignation immer wieder entgegenkommt. Aber hiervon weit verschieden ist die allgemeine Weltschmerzstimmung, welche aus dem geistigen Leben eines bestimmten Zeitalters mit aller Gewalt hervorbricht und die Gemüter beherrscht. Sie bezeichnet immer einen eigentümlichen Charakterzug dieser bestimmten Epoche und deutet auf bestimmte, zeitlich begrenzte und historisch bedingte Ursachen hin. Solcher Art ist und war — denn sie befindet sich augenscheinlich schon im Rückzuge —, die Weltschmerzstimmung unseres Jahrhunderts. Welches waren ihre Ursachen, und, wenn diese allmählich zu beseitigen sind, wird auch im kommenden Jahrhundert die Wirkung schwinden? Vielleicht, daß uns eine Antwort zu teil wird, wenn wir versuchen, den Zwiespalt dieser beiden so schroff entgegengesetzten Erscheinungen: des ungeahnten Triumphes des menschlichen Geistes und der Stimmung tiefster Niedergeschlagenheit und des Weltschmerzes, zu erklären. Vielleicht, daß auch hier die Lösung des Zwiespalts wiederum nicht irgendwo in den Erscheinungen zu suchen ist, sondern im Menschen selbst. In der That, es verhält sich so — darüber noch einige Ausführungen in nächster Nummer.

Nur halb gehört.

Von Hans Müller-Casenov.

„Laß geh'n, Nike; ich hab' nicht länger Zeit, zu suchen und zu warten. Der Himmel sieht schon wieder blau aus, ich kann ohne Schirm gehen. Sag' der Mama Adieu; s'ist schon halb!" Und mit einem Satz über die Steinstufen vor der Haustür, bei dem Mappe und Stullenkorb bedenklich ins Schwanken und Klappern kamen, rannte Edith durch den Garten und dann die Dorfstraße entlang bis zur Stelle, wo sie in die Chaussee einbog, die zum nahen Städtchen und zur Schule ihren täglichen Weg bildete.

„Edith, Edith, Ede Du!" rief ärgerlich eine Knabenstimme, die unter dem Einfluß der Anstrengung und des Mißmuts das „Mausern" weniger als je verleugnen konnte und komisch zwischen Diskant und Baß schwankte — Atemlos kam ein kräftiger Junge hinter Edith her. „Da hast du deinen Schirm. Ist das 'ne Aufgabe, so ein Mädel zur Schwester zu haben. Wo hast du mal wieder deine Augen gehabt? Vor deiner Nase stand er im Vorplatz!" schalt er.

„Wenn du so polterst, soll man womöglich auch noch danke sagen," brummte sie verdrießlich, indem sie ihm den Schirm etwas unwirsch aus der Hand riß und neben ihm weiter schritt. „Sehen kann ich gerad' so gut wie du, aber in der Eile!"

„Nichts kannst du richtig sehen; gestern hast du mir auch was vorgefaselt von einem Eichhörnchen im Garten, und was war's? Des Kutschers fuchtiger Kater!"

„Sah aber auch genau aus wie ein Eichhörnchen, weil sein Schwanz so fuchtig ist"

„Ach was, da muß man eben erst genau hinschauen und nicht steif und fest behaupten, was man nicht weiß. Da ist mir ja die Nike noch lieber, die sagt: ‚ich mein', du hast 'n Loch in der Hosen', wenn mir schon das Knie halb 'raus guckt. Aber du, du guckst kaum hin, und dann weißt du schon alles und behauptest drauf und drein, daß es eine Lust ist. Ich sollt' blos dein Lehrer sein, ich wollt dir's schon legen, denn daß du's in der Schule um kein Haar besser machst, kann ich mir schon denken."

Am meisten hatte sie der Vergleich mit der etwas beschränkten Nike beleidigt. „Geh' doch nur zu, ich mag nicht den langen Weg mit dir gehen und mir von dir Grobheiten sagen lassen."

„Ich hab' auch gar keine Zeit, mich auf deine zimperlichen Mädchenschritte einzurichten," sagte er gutmütig und eilte davon.

Jetzt erhob sich der Wind und es fing wirklich an zu regnen. Edith spannte den Schirm auf, und die Spitze nach vorn geneigt bohrte sie sich tapfer ihre Bahn, während der goldbonde Zopf mit vielen Wasserperlen geziert wurde und die blaue Schleife an dessen Ende sich kläglich an den Mantel schmiegte. Es war ein frisches Geschöpfchen, das so dahin schritt; die braunen Augen blickten immer heiter und wohlgemut aus dem runden Kindergesicht; der kleine Aerger

Digitized by Google

über den Bruder war längst verflogen; sie blickte seiner verschwindenden Gestalt nach und freute sich daran so einen großen, kräftigen Burschen zum Bruder zu haben. Viel gefälliger war er auch als Pastors Erich, der hätte sicherlich nicht seiner Schwester den Regenschirm nachgetragen. —

Edith und Fritz waren die einzigen Kinder eines Arztes, der in einem Industrieort hart am Thüringer Wald sich niedergelassen hatte. Im Sommer wurde das Dörfchen zum Luftkurort erhoben; dann war das Leben rege, und die Kinder verlebten goldene Ferienwochen mit den Vettern und Kousinen aus der Großstadt, die mit ihren Eltern teils bei ihnen, teils im benachbarten Kurhaus sich einrichteten. Aber jetzt im Spätherbst empfanden sie oft Einsamkeit, wenn sie, von ihrem langen Schulweg zurückgekehrt, sich eine Nachmittagsbeschäftigung suchten. Früher hatten sie mit den Dorfkindern gespielt, aber jetzt fehlten immer mehr die gemeinsamen Interessen. Die Kinder von Pastors waren in der Stadt in Pension, und gegenüber bei Apothekers war nur ein kleiner, noch nicht schulpflichtiger Junge. So waren die beiden fast nur auf einander und auf ihre Eltern angewiesen, und es herrschte auch, trotz gelegentlicher kleiner Reibereien, zwischen den Geschwistern ein innig warmes Familienleben. Die Eltern hatten Zeit, sich viel mit den Kindern zu beschäftigen, und vor allen Ediths liebevolles Herzchen empfand jetzt, wo sie größer wurde und das Leben der Erwachsenen zu verstehen begann, glückliches Behagen, an diesem inneren Räderwerk Tabei war sie doch ein echt kindliches Kind mit viel ungestümem Unverstand, der der sanft lenkenden Hand der Eltern noch nicht weichen wollte, und mit manchen Anlagen, die man trotz ihres guten redlichen Herzens und ihres unverdrossenen Frohsinns nicht ohne Besorgnis um ihr künftiges Glück beobachten konnte. Dem behächtigen, überlegten Fritz war es nicht zu verdenken, wenn er manchmal die Geduld mit ihr verlor.

Am Nachmittag desselben Tages, als die Schule aus und eine wichtige Eckenplauderei mit Ediths liebster und zweitliebster Schulfreundin ebenfalls beendet war, drehte sie sich, scherzende Abschiedsworte zurücktuend, auf dem Absatz wie ein Kreisel und trat dann in munterem Trab den Heimweg an.

Die Wolken waren verweht, und die Sonne glitzerte auf den feuchten grünen Wegsäumen und blitzte aus kleinen Wasserlachen empor. „Heute," dachte Edith, „giebt's Eierkuchen mit eingemachten Kirschen, das hat mir Mama versprochen; ob es Fritz wohl weiß, damit er sich auch darauf freuen kann? Und wenn die Eierkuchen gegessen sind, läßt Papa anspannen und wir fahren mit ihm auf Praxis nach Mirsdorf und Umbach. Während er die Kranken besucht, suchen wir Kastanien und trinken vielleicht beim Schulzen Kaffee. Ei, das wird fein! Gut, daß Fräulein Aller's fehlt und das französische Thème morgen ausfällt."

Die Chaussee führte an Wiesen und Waldparzellen vorbei und senkte sich dann einem weichen Thale zu, in dem eine große Sägemühle gebaut wurde. Als Edith wohlgemut, die Mappe schlenkernd, den Hügel hinabtrollte, wurde sie eines kleinen Menschenauflaufs an dem Neubau gewahr. Ein leises Geschwirr von unruhigen Stimmen drang an ihr Ohr, und als sie neugierig näher eilte, sah sie, daß man sich um einen Bewußtlosen bemühte. Es war ein Unglück geschehen: blaß und starr lag ein dürftiger Arbeiter am Boden, drei Andere beugten sich über ihn, wurden wieder von Anderen verdrängt, bis man ihn dann mit Sorgfalt auf eine Planke hob. Der Verwundete regte kein Glied; schlaff hingen ihm die Arme über die Kante des Brettes, und langsam färbte sich das weiße Holz blutroth unter seinem Kopfe.

Edith stand wie gebannt von dem trostlosen Anblick. Niemand beachtete das kleine Mädchen, die Menschen schienen bestürzt und flüsterten durch einander. Jeder wollte einen guten Rat geben, während die improvisierte Bahre von den Kräftigsten auf die Schultern genommen wurde. Nur gedämpft und abgerissen klangen einige Satzteile zu Edith herüber. Sie hörte etwas wie „tot", — „nach Hause", — „nein, nein, kann keiner helfen" — „Leichenhaus."

Sie konnte vor Aufregung kaum mehr stehen. Ihr war's, als kenne sie den Arbeiter, als wäre er ihr neulich mit einem Kinde an der Hand begegnet. Gott, konnte es so etwas Trauriges geben? Konnte der niedliche Knabe, den sie gestern lachend und glücklich zum Vater aufblicken sah, heute eine Waise sein? Sie rannte an dem Neubau vorbei, — weiter, weiter — nach Hause! Ihr warmes Kindergemüt ertrug nicht die Qual des Gesehenen und all die Bilder, die sich daran reihten. Nach Hause, nach Hause!

Sie hatte immer noch gut 20 Minuten zu gehen, und als sie atemlos ankam, stand der Wagen vor der Thür, ihr Vater saß darin und las mit besorgter Miene einen Zettel, den ihm ein ländlicher Bote eben überreicht hatte. Als er Edith erblickte, rief er sie sogleich zu sich.

„Bist du an dem Neubau vorbeigekommen, mein Kind?"

„Ja Papa," berichtete Edith, zitternd vor Erregung, „da war eben ein Arbeiter verunglückt und wurde nach dem Leichenhaus getragen."

„Nach dem Leichenhaus?" fragte Dr. Weinhold ungläubig.

„Ja Papa, er ist tot, die Leute sagten, „sie wollten ihn gar nicht erst nach Hause tragen."

Dr. Weinhold schwieg einen Augenblick und blickte unschlüssig auf den Zettel in seiner Hand. Dann sagte er, „Edith, dies ist eine sehr wichtige Sache. Vor etwa zehn Minuten wurde ich von dem Unglück benachrichtigt. Johann spannte sofort an, und als ich mich in den Wagen setzte, kam dieser Bote aus Mirsdorf von einer Schwerkranken mit der Bitte, schleunigst zu ihr zu kommen. Kannst du mir nun bestimmt sagen, daß der Verunglückte gestorben ist, so fahre ich nach Mirsdorf. Ich muß dahin, wo ich am meisten Aussicht habe, noch helfen zu können. Du wirst das verstehen, mein Kind, also besinne dich!"

„Aber Papa, ich brauche mich gar nicht zu besinnen. Jedes Wort klingt mir in den Ohren. Sie sagten, da könnte keiner helfen, er sei tot, sie wollten ihn erst gar nicht erst nach Hause tragen, sondern gleich ins Leichenhaus."

„Also, Johann, nach Mirsdorf," sagte der Doktor, winkte seiner Frau und Tochter rasch noch adieu zu und fuhr davon.

So wurde der Nachmittag ganz anders, als ihn Edith sich gedacht hatte, aber das Vereiteln ihrer verlockenden Pläne machte ihr keinen Kummer, dazu war sie zu betrübt und gedrückt durch das Gesehene. Mama versuchte sie abzulenken, und als Fritz nach Hause kam, schlug er ihr vor, mit ihm ein Kartoffelfeuer im Garten zu machen, und dabei verwischten sich allmählich die traurigen Eindrücke. Als sie in der Dämmerung hinein lief, um als gewissenhaftes Vogelmütterchen ihrem Kanarienvogel den Käfig für die Nacht zu verhängen, da rannte sie im Hausflur gegen einen barfüßigen Buben.

„Zu wem willst du?" fragte sie den Unbekannten.

„Mutta sagt, ich soll frage kumma, warum der Herr Dokter nich' kumma is'. Wir warten und warten schon zwei Schtund', und Datta, der verblut', hat Mutta g'sagt."

„Wer ist denn Vater?" fragte Edith. Eine brennende Angst ließ ihr die Kehle verquellen.

„Der Tagelöhner Schwand, der hent' vom Gerüst bei der neuen Sägmühl' gefallen ist."

Edith krallte sich am Thürpfosten fest; fast hätte sie aufgeschrieen. In diesem Augenblick knallte draußen eine Peitsche, und des Doktors Fuhrwerk hielt vor der Thür. Edith stürzte ihm entgegen: „Papa, Papa, hier ist ein Junge," — sie konnte kaum reden. Der Knabe trat heraus

Digitized by Google

und wiederholte seine Botschaft. Es war das Werk eines Augenblickes, ihn in den Wagen zu heben und wieder fort zu fahren.

Edith stand auf den Stufen, ihr schlug das kleine Herz bis zum Zerspringen. Lange stand sie so, und als sie nicht mehr stehen konnte, setzte sie sich nieder und verharrte so auf ihrem Posten. Fritz rief nach ihr durch den dunklen Garten, sie antwortete nicht. Schließlich kam er, sie suchen, sie wehrte ihn aber ab. „Laß mich, laß mich, ich friere nicht, ich muß hier warten."

Mama kam heraus. „Aber Edith, liebes Herzchen, was hast du nur?"

„Frag mich nicht, laß mich, ich muß auf Papa warten."

Sie sagte es so flehentlich, daß Mama sie kopfschüttelnd gewähren ließ und ihr nur ein warmes Tuch um die Schultern legte.

Immer dunkler wurde es, und Edith saß noch immer und spähte, ob sie nicht die Laterne des Wagens sähe. — Da, endlich, blitzte sie auf; im nächsten Augenblick knallte auch der alte Johann mit der Peitsche, und in athemloser Spannung lief Edith ihrem Vater in die Arme.

„Papa, lebt er?"

Der Doktor nahm die beiden kleinen vor Kälte und Aufregung zitternden Hände in die seinen, hob dann plötzlich die ganze kleine Person in seine kräftigen Arme und trug sie hinein.

„Noch lebt er, Edith," antwortete er auf die dringende Wiederholung ihrer Frage, „aber ich kann dir nicht verschweigen, daß ich sehr wenig Hoffnung für ihn habe. Wäre ich vor zwei Stunden zu ihm gekommen, so hätte ich ihn vielleicht noch retten können. Inzwischen hat sich ein Schwächezustand eingestellt, von dem er sich schwerlich erholen wird."

Bitterlich schluchzend glitt Edith zum Boden nieder, das Licht im warmen Zimmer that ihr weh, es zuckten ihr wütende Schmerzen durch den Kopf. Sie warf sich der Mama in den Schoß, und diese legte leise die weiche Hand auf ihren Scheitel. Fritz wurde hinausgeschickt, und dann wurde es still, ganz still im Zimmer bis auf Ediths krampfhaftes Weinen.

Endlich fing der Doktor an zu sprechen: „Liebes Kind, ich möchte dir in dieser Stunde deines großen Schmerzes kein hartes Wort sagen. Nur erklären möchte ich dir, wie alles so gekommen ist, wie es kam. Als du heute Mittag an der Mühle vorbei kamst, wo der Arbeiter Schwand gefallen war, da hoben ihn die Leute auf und tauschen sich zu, was wohl zu thun sei. Einzelne fragten wohl, ob er tot sei, die Vernünftigeren unter ihnen aber fühlten seinen Puls und wußten, daß er noch lebte, und sie verabredeten sich, daß sie den Arzt rufen und den Verunglückten nach Hause tragen wollten; die ihn kannten, gaben den Trägern seine Wohnung an; „Hinter dem Leichenhaus" sagten sie wohl, denn dort liegt das kleine Häuschen, in dem er mit noch anderen Arbeiterfamilien wohnt, und in dem ich eben seiner weinenden Frau Anordnungen zu seiner Pflege gegeben habe. Du hast in deiner Lebhaftigkeit dir zu den hingeworfenen Worten das Andere hinzugedacht." —

Noch lange lag Edith an jenem Abend andenken in ihrem Bettchen; die liebe Mama saß bei ihr, und leise, leise, sprach sie ihr Trost zu, bis das todesmüde Herzchen seine Ruhe fand.

Am andern Morgen, als Edith erwachte, konnte sie sich nicht sogleich besinnen, was vorgefallen war. Sie hatte nur das Bewußtsein, daß sie sehr, sehr unglücklich war, und ein bleierner Schmerz lag über ihren Augenlidern. War sie unartig gewesen, hatte es mit Fritz etwas gegeben, war sie bestraft worden? Sie blinzelte grübelnd in den breiten Sonnenstrahl, der durch die entblätterten Bäume zum Fenster hinein fiel. Da auf einmal kam ihr wie ein Blitz die Erinnerung zurück. Wie schrecklich war das im Vergleich zu irgend etwas, das sie bisher erlebt hatte! Kein Mensch hatte ihr einen Vorwurf gemacht, und doch — wie erdrückend lastete das Bewußtsein, daß sie allein schuld war an diesem großen Unglück, auf ihrem Herzen, — schuld durch keine böse Absicht, keinen bösen Gedanken, sondern nur durch die Flüchtigkeit, die sie zu einem falschen Schluß geführt hatte. Sie steckte den Kopf unter die Decke, weil ihr wieder die Thränen in die Augen kamen. „Ich wollte so gern gut sein und allen Menschen helfen," dachte sie „und nun habe ich ihnen gerade schaden müssen, weil ich nur halb aufgepaßt habe, gerade wie vorgestern bei dem Eichhörnchen; — ach, und vorvorgestern war auch so etwas, und wie oft schon; aber daß es so schlimm werden könnte, wer hätte das gedacht? Wo ich so gar nichts Schlimmes thun wollte!" Sie fing wieder an zu schluchzen, da wurde ihr die Decke vom Gesicht gezogen, und mitten in dem breiten Sonnenstrahl stand ihr Vater: „Töchterchen, die Augen auf, das Herzchen auf! Ich bringe dir einen frohen Morgengruß; unser Kranker hat sich auf meine gestrigen Verordnungen hin ein wenig erholt. Ich komme eben von ihm; nun dürfen wir wieder Hoffnung schöpfen."

Das Kind setzte sich halb auf, stützte sich auf den Arm und sah den Vater einen Augenblick ungläubig an. Dann schlang sie plötzlich die Arme um ihn und drückte ihr thränennasses Gesicht jubelnd in seinen Bart.

„Ach Papa, Papa, so habe ich mich in meinem ganzen Leben noch nicht gefreut. Nun sollst du auch sehen, was ich Alles besser machen will. Ach — du weißt's schon," und sie streichelte liebkosend seine Wange.

„Ja, ich weiß," sagte er zwischen zwei Küssen. „Nun ziehe dich rasch an," fügte er hinzu. „Ich hab' dir den kleinsten Buben aus der Arbeiterwohnung mitgebracht. Den sollst du ein paar Tage pflegen, da seine Mutter von ihrem immer noch sehr kranken Mann in Anspruch genommen wird und keine Zeit hat, sich um ihn zu kümmern."

Real-Ethik.

Von Dr. med. Leopold Besser (Bonn a. Rh.).

Die geschlechtliche Ungleichheit der Menschen verwandelt sich in der Ehe, dem Hauptzweck alles Lebens überhaupt, d. i. der Erhaltung des Geschlechts gegenüber, in die Gleichheit von Mann und Frau und verbürgt, weil Gleichheit zwischen zwei einem Zweck sich Hingebenden die einzig natürliche, nie verlagende Quelle des Rechtes ist, menschliche Sittlichkeit. —

Noch immer quält den Menschen die Frage, warum sein Loos der Kampf und nicht der Friede ist. Man sagt, der Kampf stähle und bereite das Besterschreiten. Aber die Millionen, die früh *) in die Gräber gebettet und die, deren Leben Schmerz, Not, Entsagen und Krankheit ist: preisen auch sie den Kampf? Und so fragen immer wieder die Freunde der Menschen: „Wozu solch' Leben? Was hat solch' Hangen zwischen Lust und Pein für einen Zweck?"

Es ist die Frage der Ethik, es ist die Frage nach dem Zwecke des Lebens überhaupt. Sie ist alt. Ihre wissenschaftliche Erörterung beginnt mit Sokrates. Ihre Geschichte spielt sich ab in den Vorstellungen, die die Menschen bezeiner übernatürlichen und natürlichen Welt hatten und haben. Man glaubte das Gute, das Sittliche an einen Willen des Menschen geknüpft. Und das Wesen des Willens hält man in einer supranatuvalen Welt begründet.

Diese Vorstellungen transcendenter Wesenheiten verbinden sich von selbst mit dem religiösen Empfinden, das in Augustinus und Thomas der Scholastik ihren weltflüchtigen

*) Nach der hier zuverlässigen Statistik leben von heute geborenen 1000 Menschen in 14 Jahren nur noch 500. —

Digitized by Google

Charakter gab. Es waren das Vorstellungen, deren Keime auf Platon zurückweisen, dessen philosophisches Grundproblem sich in der Lehre einer Zugehörigkeit des Menschen zu einer übernatürlichen Welt ausspricht.

Prof. W. Bender hat neuerdings in seiner letzten Schrift nachgewiesen, daß dieser asketische Supranaturalismus Plato's bis zur Stunde in unseren philosophischen Grundvorstellungen fortlebt. Kant und Fichte haben zwar die bis heute fortwirkende, von Schiller in die Formel „Du kannst, denn Du sollst" gebrachte Nötigung auf die Forderungen des realen praktischen Lebens gebaut, die psychologischen Begründungen dieses kategorischen Imperativs hat Kant aber transcendenten Begriffen entlehnt. —

Allen bisherigen spiritualistisch begründeten ethischen Begriffen soll die folgende Erörterung fernbleiben. Sie versucht, die menschliche Sittlichkeit auf Thatsachen des natürlichen Lebens zu gründen —

Wir Menschen leben unser Leben nicht in der rechten Weise, denn wir sind nicht glücklich. Und zwar gilt das ganz besonders von uns Deutschen. Hunderte von Millionen geben die mehr Besitzenden aus für die, die wenig oder nichts besitzen. Das Mitgefühl mit den Armen und Schwachen hat eine Höhe erreicht, die noch keine Geschichte zu berichten vermochte. Bis zur Pflege der Tiere hinab reicht eine Sentimentalität, die besserer Zwecke wert wäre. An warmem, ethischen Empfinden für die Lage des Nächsten fehlts wahrlich nicht. Und doch besteht keine Zufriedenheit. Wohl giebt es viel lauten, materiellen Lebensgenuß. Noch nie gab's auf einem so kleinen Raum Erde als unser Deutschland es ist, so viele Millionen Lebende, die gleich gut wohnten, gleich gut gekleidet waren und gleich gut sich ernährten, als die heute lebenden Deutschen. Entsprechend dieser Lebenshaltung ist Spiel, Fest, Tanz und Gelage reich im Lande verbreitet. Berechnet man doch allein den Genuß an alkoholhaltigen Getränken seitens der deutschen Bevölkerung auf zwei Milliarden pro Jahr. Ist solcher Genuß aber Ausdruck wahren Lebensglückes?

Nun geht zwar heute die Auffassung bez. der Aufgaben des Menschen meist noch dahin, daß dies Erdenleben überhaupt nicht für volles Glück und für friedliches Genügen bestimmt sei. Und es ist diese Meinung fast die ausschließliche. Philosophie wie Kirche, die historischen Wissenschaften wie der Bulgärglaube der Massen leben im Glauben an eine Doppelwelt. Daß mit einem solchen Glauben auch ein zwiefacher Kreis von Interessen sich verbindet, ist natürlich. Trotz dieser fast allgemein herrschenden Ueberzeugung will ich nachzuweisen versuchen, daß das Wissen von den Thatsachen und die Einsicht in die Beziehungen von Mensch zu Mensch, die sich aus jenen Thatsachen mit Notwendigkeit ergeben, volles menschliches Glück und Genügen auf diesem Planeten verbürgt.

Nicht des Lebens Wirklichkeiten sind Quelle und Grund der menschlichen Unzufriedenheit, sondern die Meinung, das Urteil, der Glaube, mit dem der Mensch jene Thatsachen sich erklärt. Im Nichtwissen und in der Unkenntnis derselben beruht der Menschheit Kreuz und Not. — Sokrates hielt das Wissen vom Wesen des Guten für ausreichend, es zu besolgen. Heute scheint mir geboten, die Ethik der Aufgabe, das ist doch dem Zwecke zu entlehnen, der die Bedingung alles Lebens überhaupt ist, d. i. die Erhaltung des Geschlechts.

Man kann mir einwerfen: „Wenn du in deinem Optimismus bez. irdischer Lebenszwecke überzeugt bist, so allein zu stehen, warum dann mit dem Kopf an die Wand einer solchen allgemeinen Gegnerschaft rennen!" Nun ich rechne auf das deutsche Wirklichkeits- und Wahrheitsgefühl. Ich rechne auf den mit gesunden Sinnen begabten Menschen. Ich rechne auf den gesunden Menschenverstand, der dem Bestehenden, der der Wirklichkeit, der dem real Gegebenen, dem, was man die Logik der Thatsachen nennt, mehr Beachtung schenkt und es höher wertet, als die hundertfach verschiedenen Meinungen, die über die Ursachen des Existierenden und die Zwecke des Daseins bestehen. — Mir gelten die Thatsachen, die das Leben bedingen, mehr als die Lehren, die man über den Grund des Lebens sich gebildet. — Solche Thatsachen nenne ich die Realien, die die bestehenden, bürgerlichen, sozialen und politischen Zustände in Arbeit, Familie, Gemeinde und Staat im letzten Grunde bedingen. Bis heute war und ist Brauch, diese Zustände nach sittlich-rechtlichen Begriffen ab- und einzuschätzen. Man glaubt und glaubt an den Bestand eines moralischen Barometers, an dessen Skala man die Werte jener bestehenden Verhältnisse gleichsam ablesen kann. Der Engländer Maudsley schrieb, die Begriffe Recht, Tugend, Wahrheit, Liebe, Freiheit u. a. gälten als Autoritäten, gälten als supranatural gegebene Wesenheiten. Sie genössen im Menschenleben hohes Ansehen. Folglich müßte nun auch etwas da sein, was ihnen entspräche. Und wenn der Wirklichkeit gegenüber z. B. die Begriffe von Freiheit und Wahrheit noch so hohl und nichtig wären, der Mensch wüßte schon Mittel und Wege zu finden, unter dem glänzenden Schild solcher Autoritäten deren Wert für seine Sonderinteressen auszunutzen. —

Das Autoritative, das Zwingende dieser Begriffe aber, mit denen das Handeln der Menschen gemessen wird, sieht die heutige Bildung, soweit sie den Zusammenhang dieser Dinge philosophisch zu erklären sucht, nicht in Realien und Thatsachen, nicht in den Lebensbedingungen des handelnden Menschen selbst, sondern eben in Voraussetzungen, mit denen sie sich das menschliche Denken und Thun erklären zu müssen glaubt. —

Unsere Jesuiten sprechen von dem „Leichenacker" dieser philosophischen Systeme. Gerecht ist es, die ununterbrochene Kette von Entwicklungen zu begreifen und den Pragmatismus zu verstehen, in dem ein System dem andern Folge. Wer die historische Reihe überblickt, die von dem Substanzbegriff der Eleaten, den Ideen Platos, dem Gott des Aristoteles, den Leibnitzschen Monaden, dem Fichteschen Ich, der Schellingschen Weltseele, der Hegel'schen Selbstentwicklung des absoluten Geistes, der Marxschen Evolutionsidee schlechthin, dem Schopenhauerschen Willen wie dem Unbewußten Ed. von Hartmanns bis zur Nietzsche'schen Phantasie vom Willen zu einem Machtphantom sich hinzieht: den wird verlangen dieser tausendjährigen Genese von Vorstellungen und Schlüssen zu folgen, die jene Geistesaristokraten im Zusammenfassen des jeweiligen Wissens und Erkennens vollzogen. —

Eins aber ist all diesem philosophischen Vorstellen eigen: das aber ist der Weg, Menschenzwecke und Menschenziele nicht den realen Bedingungen menschlichen Daseins zu entnehmen, sondern jene auf Begriffe zu stützen, die sich lediglich auf die Ursachen beziehen, die man den Zwecken des Menschendaseins unterschob.

Und doch kommt der heutigen Zivilisation gegenüber Alles auf die reale Begründung der Lebenszwecke und zwar vor Allem auf die der Moral und Sittlichkeit geltenden an. Wenn wir auch unsere Kulturvölker noch in ihren Waffenrüstungen starren und sie bereit sehen, ihren Bestand mit dem Mittel grober mechanischer Kraft zu sichern, kein sittlich fühlender Mensch wird leugnen, daß es immer das moralische Handeln ist, das den Wert des Menschen bestimmt.

Vor allem ist es die durch die Einheit ihres Glaubensinhalts zu ihrer die Welt zu umspannen suchenden Macht gelangte römische Kirche, die der groben mechanischen Kraft, die dem brutalen Recht des Stärkeren gegenüber am Gedanken eines „sittlichen Reiches an sich" festhält. Gegenüber dem rein wirtschaftlichen, auf die Brotfrage sich beziehenden Bedürfen der Menschen, das zu einem Kampf zwischen den Völkern, die weniger haben, mit denen, die mehr haben, führen muß, hat Roms Moral weit höhere

Digitized by Google

Geltung. Das römische „Du sollst nicht töten, nicht beleidigen, nicht stehlen, nicht das Wort und die Ehe brechen, nicht Kinder verwahrlosen, nicht Eltern mißachten, nicht trinken, nicht lügen, nicht ungesund leben," prävaliert über das: „erwirb dir dein Brot". Brot ist Eigentum, und Eigentum ist nur dem sicher, der gut lebt, nicht dem, der sich oder seine Mitmenschen schädigt.

Wie es nicht darauf ankommt, daß ich glaube, sondern darauf, wie und was ich glaube, so ist nicht entscheidend, daß Einer Brot ißt, sondern von welchem moralischen Wert der ist, der es genießt.

In jedem Verbande, sei es Familie, Gemeinde oder Staat, wertet der sittliche Mensch höher als der wirtschaftliche, denn — und damit berühre ich die mir gestellte Aufgabe — ein soziales Moment, das an und für sich ein ethisches ist, muß auch in seiner Geltung bezw unserer Lebensordnung das ethisch bestimmende sein.

Welche Lebenstatsache liegt aber allem Geschehen in Arbeit, Familie, Gemeinde und Staat unabweislicher zu Grunde, als das soziale Moment in der Bindung zwei so Ungleicher, wie Mann und Frau sind, die die Ehe?

Wollen wir feste, unverbrüchliche Grundlagen für unser Erdendasein gewinnen, so können wir das nur auf Grund solcher sinnfälliger, greifbarer Tatsachen, die niemand, wer und von welcher Partei er auch nur sei, beanstandet. Eine solche ist die Erhaltung des Geschlechts. Daß in 100 Jahren die Erde leer und öde wäre, wenn dasselbe sich nicht fortpflanzte, ist klar. Diese Fortpflanzung beruht auf der geschlechtlichen Differenz der Menschheit. Die Aufhebung dieses Dualismus, dieser Doppelnatur, dieser organischen Zweiheit in der den Bestand des Geschlechts sichernden Einehe, die als grundlegende Institution aller Kulturvölker keine ernst zu nehmenden Gegner hat ist der soziale Eck- und Grundstein der menschlichen Gesellschaft. Die Einehe ist das soziale Alpha und Omega derselben. Sie ist das fundamentale reale Ding, das die, wie ich oben sagte, zu unserer Zeit bestehenden bürgerlichen sozialen und politischen Zustände in Arbeit, Familie, Gemeinde und Staat bedingt. — Man sagt, auf der Tüchtigkeit der Bürger beruhe die Stärke des Staates. Ich finde keinen Widerspruch, wenn ich dem den Satz voranstelle: „auf dem sittlichen Gehalt der Einehe beruht die Tüchtigkeit der den Staat bildenden Menschen." Und Natur und Wesen dieser unser Leben bedingenden Tatsache ist deren soziologisches Moment.

Es liegt heute in der Luft und die Spatzen reden's von den Dächern, warum kein Friede werden will. Die Menschen sind nicht glücklich, weil sie ihre Lebensordnung in der Zuglust zweier Welten suchen. Der Mensch soll aber nicht zweien Herren dienen. Mit offenem Auge, mit herzhafter Hand gilt es, zu dieser Lage Stellung zu nehmen. Wir können unsere Lebensordnung auf die Welt eines Himmelreiches gründen, wie Philosophie und Kirche begrifflich sie konstruieren und festlegen oder wir können jene Ordnungen gründen auf die Realien des Lebens. Aber wir können unmöglich Beides zugleich thun, denn die Maße sind ungleich für diese Welten. Es mangeln die Berührungspunkte. Kant hat die supranaturale Welt, die anschauende Psyche für das Apriori, also das für den Menschen Maßgebende erklärt und die angeschaute Welt für das a posteriori Gegebene. Das heißt, Kant erklärt „den Kosmos" als das Bedingte und ohne die Psyche nicht Vorstellbare. Damit schmiedet Kant aber zwei heterogene Welten in ein System, in ein Ganzes zusammen. Das ist ihrer Antinomien wegen aber unmöglich.

Wir können heute den K.'schen Satz einfach umkehren und statt jenes psychocentrischen Standpunktes einen kosmocentrischen einnehmen und das Ich bedingt sein lassen durch das ihm Erscheinende. — Verzichten wir hier auf alle erkenntnistheoretischen Fragen. — Sehen wir, ob das soziologische Moment jener unser Dasein bedingenden Thatsache nicht an und in sich Lebensordnungen bedingt, die auf der einen Seite die psychocentrische Weltanschauung unberührt lassen, auf der andern aber mit Notwendigkeit menschliches Glück und Genügen verbürgen. —

Wie Lyrik, Epik und Tragödie auf dem Dualismus der angeblichen zwei Seelen beruhen, die in des Menschen Brust wohnen sollen, so sieht der Mensch bis heute sich hineingestellt zwischen Recht und Pflicht. Das Recht verbürge ihm eine schon mit seiner Geburt erworbene Freiheit, die Garantie einer vollen Entwickelung und einer Sicherung, sich voll auszuleben. Die Pflicht dagegen zügele jene seine Rechte, sie sei ein Correlat seiner Rechte. Sie resultiere aus der Reaktion, die diese im Verkehr des Menschen mit der Umwelt erzeugen. — So sind Rechte und Pflichten offenbar Kinder jenes Dualismus, der das Recht nach den Begriffen der Rechts-Philosophie auf ein Reich des Himmels gründet. Fr. Jul. Stahl lehrte: „Das Reich Gottes, das die christliche Religion uns feierlich verheißt, ist die vollendete Verwirklichung des Gedankens eines sittlichen Reiches, den wir der Lehre vom Staate zugrunde legen." Die Kämpfe der Gegenwart beweisen im Uebermaß, wie unsere Lebensordnungen durch Veranlagung irdischer und himmlischer Dinge noch keine Befriedigung und Sicherheit, noch keine Zufriedenheit der Menschenwelt gebracht haben. — So wollen wir, die Lehre vom Absolutsein, die Lehre vom letzten Grunde der Philosophie anheim stellend streng bei den Thatsachen irdischer realer Vorgänge bleiben und versuchen, das summum bonum des Lebens: „Die menschliche Sittlichkeit" auf die Normen zu gründen, die wir im Ablauf unseres körperlichen Daseins erkennen

(Schluß folgt.)

Die Gefahr der Flottenschwärmerei.

Von Theodor Beiz (Schöneberg-Berlin).

Die Geschichte bietet verschiedene Beispiele davon, daß in Folge wiederholter Siege ein Volk übermächtig und hochnütig wurde, seine eigene Kraft überschätzte und dadurch ins Verderben geriet. Diese Lehren der Geschichte sollten uns zur Selbstprüfung veranlassen. Das deutsche Volk ist nicht, wie manche zu glauben scheinen, durch seine natürlichen Geistesanlagen und Charaktereigenschaften gegen die hier angedeutete Gefahr gefeit. Die Preußen waren 1806 eben so verblendet und leichtsinnig, wie die Franzosen 1870. Die Charaktereigenschaften eines Volkes verändern sich, wenn die Zeitereignisse so mächtig auf dieses Volk einwirken, wie es siegreiche Kriege, die eine gewaltige Anspannung der Volkskraft erforderten und das nationale Selbstbewußtsein erhöhten, zu thun pflegen. Oder, wenn nicht der Charakter des ganzen Volkes sich ändert, so werden doch seine führenden Kreise von dieser gehobenen Stimmung beherrscht. Besonders tritt bei dem jüngeren Geschlecht der Nationalstolz hervor, weil dies aufgewachsen ist in dem Bewußtsein, einem starken mächtigen Volk anzugehören.

Ist es denn nicht auffallend und sollte es nicht Besorgnis erregen, daß über die Möglichkeit, „Weltpolitik" zu treiben, heute in einem großen Teil des deutschen Volkes ganz andere Anschauungen herrschen, als noch vor wenigen Jahren, daß einflußreiche Politiker, die vor nicht langer Zeit diese Politik als „Utopie" betrachteten, heute sie mitmachen, daß die Regierung in der Flottenfrage ganz andere Grundsätze aufstellt, als vor einigen Jahren? Diejenigen Politiker, welche die treibende Kraft in der Flottenbewegung sind, halten es schon nicht mehr der Mühe wert, ein Hehl aus ihren Plänen zu machen. Sie glauben es dem deutschen Volk zumuten zu dürfen, daß es sich offen zu einer Kriegs-

Digitized by Google

politik bekennt. Sie erklären, daß die Niederwerfung der Macht Englands das Ziel der Flottenbewegung sei.

Dies hat unverwendlich die Wirkung, daß man auch in England sich mit dem Gedanken vertraut macht, es müsse einmal „zur Abrechnung“ zwischen uns und England kommen. Man schiebt dort die Absichten der Flottenschwärmer unserer Regierung unter, und man hat auch wahrscheinlich Grund zu der Annahme, daß die Regierung nicht zum Zweck der Sicherung des Friedens oder aus Freude an den schönen Schiffen so eilig gewaltige Rüstungen betreibt. Die gegenwärtige offizielle deutsch-englische Freundschaft darf über die wahre Lage nicht täuschen. Die leitenden Persönlichkeiten unserer Regierung betreiben aus dem Grunde die Rüstungen so eilig, weil sie es gerade bei Gelegenheit dieses Krieges schmerzlich empfunden haben, daß Deutschland durch seine Schwäche zur See die Hände gebunden sind, daß es England nicht mit Erfolg entgegentreten kann. Die Regierung würde sich gegen die Forderung der Albeutschen, in den Krieg einzugreifen, schwerlich ablehnend verhalten haben, wenn nicht die Schwäche unserer Flotte sie daran hinderte.

Alle, welche aufrichtig den Frieden lieben, sollten sich klar machen, daß trotz der anscheinenden Mäßigung und Vorsicht unserer Regierung doch ihr heißer Wunsch nach Vergrößerung unseres Kolonialbesitzes eine Gefahr für den Frieden heraufbeschwört. Die englische Presse beobachtet gegenwärtig, wohl mit Rücksicht auf die bedrängte Lage England's, eine gewisse Zurückhaltung. Aber der Groll über die feindselige Haltung, welche der größte Teil der deutschen Presse England gegenüber einnimmt, brennt im englischen Volke. Der gegenwärtige Krieg wird, wie er auch ausfallen möge, wahrscheinlich die chauvinistische Strömung in England stärken, und dann könnten die bisher mehr vereinzelt gebliebenen Stimmen der englischen Presse, welche fordern, daß man die deutsche Flotte vernichten solle, ehe sie zu stark wird, leicht mehr Gehör finden.

Ist nun dieser gegenseitige Haß eine elementare Kraft im Volksleben, die sich nicht zügeln läßt? Nein, der Englandhaß ist in Deutschland künstlich gezüchtet, ist gewachten und erstarkt durch das dieser Geistesströmung geschenkte Wohlwollen einer Regierung, die auf die Anschauungen der führenden Kreise des Volkes einen bedeutenden Einfluß übt. Es gab eine Zeit, wo das deutsche Volk durchweg England wohlwollend gesinnt war. Ich verkenne nicht, daß die englische Politik manchen Anlaß zur Kritik giebt. Aber ist dies ein Grund, einen thörichten Haß zu nähren mit der vollen Absicht, dadurch einen Krieg vorzubereiten, der leicht für Deutschland unglücklich ausfallen könnte, jedenfalls aber eine Schmach für unser Zeitalter und die beiden nahe verwandten Völker sein würde?

Streiflichter.

Die reine Bergluft des Krieges preist die „Deutsche Zeitung“ (Herausgeber Fr. Lange), mit der wir uns vor kurzem schon beschäftigen mußten — nur daß der Setzerkobold in verzeihlichem Irrtum die „Deutsche Tageszeitung“ daraus gemacht hatte — im Gegensatz gegen „den Stickdunst des ewigen Friedens“. Und zwar aus Anlaß — des herrlichen Raubzugs gegen Transvaal, der die Redaktion zu den Worten begeistert: „Selten war ein Zweikampf der Völker so geartet, wie dieser, daß er der Menschheit die Notwendigkeit, ja die Schönheit des Krieges lehren konnte!“ „Er stärkt den Glauben an den hohen Beruf der Menschheit, und glücklich diese Menschheit, so lange sie noch solche Kriege erleben darf!“ —

Nur zwei Bilder aus dieser reinen Höhenluft, nach Schilderungen von Gewährsmännern:

„Wir sahen, als der Kampf vorüber war, nach den Verwundeten, und ich kam zu einem alten, weißbärtigen Buren. Er lag hinter einem Felsstück und stützte sich auf die Ellbogen. Zuerst war ich etwas vorsichtig mit dem alten Burschen. Einige der verwundeten Buren haben sich als Schlangen im Grase erwiesen. Man nähert sich ihnen in der besten Absicht, und plötzlich knallen sie los. Deshalb war ich auf der Hut, aber als ich mich näherte, sah ich, daß er unfähig war, sein Gewehr zu heben. Er bekam schwer Luft und es konnte nicht mehr lange mit ihm dauern. Als ich mich über ihn beugte, bat er mich, nach seinem Sohn, einem 13jährigen Knaben, der an seiner Seite gefochten hatte, zu sehen. Ich that nach seinem Wunsch, und unter einem Haufen Verwundeter fand ich den armen Burschen todt und trug ihn zu seinem Vater. Du weißt ja, daß ich nicht weich bin. Aber als der alte Bur sein todtes Kind sah, mußte ich mich abwenden. Er drückte den Körper an sich und seufzte derart, daß meine Kehle wie zugeschnürt war. Zu dem Augenblick sah ich erst, wie schrecklich der Krieg ist. Als ich mich umblickte, war der alte Bur todt, aber er hielt die kalte Hand seines todten Knaben fest umschlossen . . .“

Und ferner:

„Wenn ein Mann sich zum Schießen auf die Knie niederläßt, und ihn trifft aus geringer Entfernung eine Kugel in die Kniescheibe des anderen Beines, dann kommt es vor, daß die Kugel, den ganzen Oberschenkelknochen der Länge nach aufspaltet, ihn in tausend kleine Splitter zerschlägt und aus dem Becken herausfährt. Ein derartig Verwundeter, wenn er nicht das Glück hat, sofort zu sterben, stirbt in ca. 14 Tagen unter den größten Qualen, indem er bei lebendigem Leibe verfault . . . .“

Ja, das „stärkt den Glauben an den hohen Beruf der Menschheit“ zusehends.

Offenbar hat Maximilian Harden von der „Zukunft“ mit seinem Rezept: „Behaupte nur dreist das absolute Gegenteil von dem, was das allgemeine Vernunfturteil aussagt, und alle Welt wird Dich für ganz apart geistreich halten“ in dem Herausgeber der D. Z. einen gelehrigen Schüler gefunden.

* * *

Es tagt. Unter dem Titel „Weltmachtpolitik und Menschheitsdienst“ veröffentlicht der in Berlin im 3. Jahrg. erscheinende „Genossenschafts-Pionier“ (Red. Heinze SO. Sorauerstr. 15) einen uns sehr sympathischen Artikel, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Leider hat man in Arbeiterkreisen bisher noch wenig gelernt die Frage nach der Aenderung der Wirtschaftsordnung unter dem hohen Gesichtspunkte allgemeinen sittlichen Kulturfortschrittes leidenschaftslos zu behandeln und der Lösung zuzuführen. Des Bedauern schließt keinen Tadel ein und darf es um so weniger, als die Besitzenden mit seltenster Ausnahme diesen Bestrebungen der Arbeiter ohne jedes Verständnis, ja mit rücksichtslosester Feindseligkeit entgegen getreten sind. Als einen Klassenkampf hat man auf beiden Seiten die Meinungsverschiedenheit behandelt; ja auf Arbeiterseite hört man heute noch die Notwendigkeit dieses Kampfes mit derselben Ueberzeugung betonen, mit der die „Nationalen“ sich für Kriegsschiffe und Kanonen in die Brust werfen. Die Wahrheit ist, daß ebenso wenig wie die Kriege zwischen den Völkern ihren wirtschaftlichen Gegensatz beseitigen und zum Frieden führen können, ebenso wenig ein Kampf um die wirtschaftliche Macht diesen selben Gegensatz zwischen besitzlosen Arbeitern und besitzenden Unternehmern aus der Welt schaffen kann. Wie bei den heutigen Zuständen der blutige Streit und seine Rüstungen unter den Völkern nicht zu vermeiden sind, so ist gewiß auch dem ausgebeuteten Arbeiter heute nicht der Kampf gegen seinen Ausbeuter verwehrt. Dieser Kampf aber beseitigt doch ebenso wenig die Ausbeutung wie der Krieg die Weltmachtspolitik. Die Ausbeutung steht muß in beiden Fällen beseitigt werden. Der größte Irrtum, der die Lösung des Streits verhindert, besteht aber darin, daß man meint, die Macht der Ausbeutung lasse sich nur durch Gewalt beseitigen. Der Grundsatz, Gleiches durch Gleiches, Gewalt durch Gewalt heilen zu wollen, gilt hier nicht; eine ausbeutungsfreie Wirtschaftsordnung muß auf die Gewalt verzichten; und die positive zu leistende Aufgabe besteht darin, nachzuweisen und durch die That zu zeigen, daß eine solche gewaltfreie Wirtschaftsordnung mit mindestens den gleichen wirtschaftlichen Erfolgen als die ausbeutende Ordnung ausführbar ist. Diese gewiß schwierige, aber auch erhabene Aufgabe, das soziale Zusammenleben unter den Genossen eines Volkes sowohl wie unter den Völkern ohne Klassenkampf und Völkerstreit neu aufzubauen, ist allen gestellt, die wahrhaft schöpferisch der Kultur der Menschheit dienen wollen. . . Die Arbeiterschaft lebnet es in ihren vorgeschrittenen Elementen schon längst ab, daß ihre wirtschaftlichen Bestrebungen nach dem jetzt geltenden Grundsatze roher Gewalt geführt werden. Nicht um sagen zu können: „Ich bin groß und du bist klein!“, nicht um den Kleinen dann zu verschlingen oder auszusaugen, steht diese Arbeiterschaft im Kampf um den wirtschaftlichen Anteil am Erwerbsgewinn; dieser Kampf soll beseitigt werden, einmal, weil er unwirtschaftlich ist,

Digitized by Google

zweitens aber, weil er den neu gewonnenen sittlichen Idealen freiheitlichen menschlichen Zusammenlebens nicht entspricht.

Diese neuen Ideale sollen nicht haltlos in der Luft flattern, sondern in der Gemeinschaft der Menschen ihre gegenständliche Verwirklichung finden; nicht Anweisungen auf eine ungewisse Zukunft sollen sie geben, sondern heute und morgen dem Glücksstreben den Weg zeigen. In Gemeinsamkeitsarbeit und Menschheitsdienst auf allen Gebieten materiellen und geistigen Lebens lehren sie menschliches Glück finden, dem, wie sonst wohl selten, jeder bittere Nachgeschmack fremd ist.

Soll die heutige Volksbewegung ihr hohes menschheitliches Ziel erreichen, dann muß sich mit der klaren wirtschaftlichen Einsicht die tiefe Idealität der Gesinnung vereinigen. Alsdann bedarf es keines Kampfes weiter gegen die sich ihr entgegenstellende Mächte selbstsüchtiger Ausbeutungssucht; soweit unsere Bewegung ihren friedlichen Fuß vorwärts setzt, schwindet mit der Selbstsucht auch ihre ausbeutende Macht. Klare wirtschaftliche Einsicht und tiefe Idealität der Gesinnung, darauf beruhte bisher aller genossenschaftliche Erfolg. Denn was ist die echte Genossenschaftsbewegung anders als die Einleitung der allgemeinen Bewegung zur Einheit der Menschheit!"

Mit der Aufbreitung dieser Gesinnung in der Arbeiterwelt treten wir in die Morgenröte einer siegreichen Zukunft.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Am 28. Nov. hielt Frau Bieber-Boehm einen Vortrag „Zur Kulturgeschichte der Ehe". — Anknüpfend an das Programm der Gesellschaft, das die unschätzbare Bedeutung der reinen monogamischen Ehe für die Menschheit anerkennt, führte die Rednerin aus, daß die Eltern nicht versäumen sollten — außer der hygienischen Aufklärung und der moralischen Beeinflussung — die Willenserziehung ihrer Söhne und Töchter zur Selbstüberwindung durch den Hinweis auf Naturwissenschaft und Kulturgeschichte sich zu erleichtern. Aus dem reichen Quellenmaterial, das in Prof. Westermarks „Geschichte der Ehe" über die neuesten Forschungen zusammengetragen ist, ging sie besonders auf die monogamen Gewohnheiten vieler einfachsten Naturvölker ein, die bei vielen derselben mit seltenen Vorleben Hand in Hand gehen, auf die seltene periodische Paarungszeit und auf den zur Erhaltung der Art notwendigen und vielen Naturvölkern ebenso wie bei vielen Tierarten stark ausgeprägten Trieb der väterlichen Fürsorge. — Alle diese Beobachtungen sind wertvolle Vorbilder, die bei der Erziehung beachtet werden müßten.

Interessant sind die Beweise der neueren Forschung, daß manche Völker erst unter dem Einfluß der höheren Kivilisation die Vielweiberei angenommen haben und daß sich bei den einfachsten Naturvölkern die Promiskuität (Geschlechtslosigkeit des Geschlechtsverkehrs) am wenigsten finde, daß sich vielmehr gerade bei den primitiven Völkern, sowie bei vielen der höheren Tierarten die Institution der Familie, — aus Vater, Mutter und Sprößling bestehend — nachweisen lasse. Die von früheren Forschern aufgestellte Behauptung, daß der Menschheitsursprung sich allgemein in geschlechtlicher Ungebundenheit geirrt habe, sei heut widerlegt. Es ist ein ungemeines Verdienst Prof. Westermarks (Helsingfors), auch dem großen Publikum sein reiches Forschungsmaterial zugänglich gemacht zu haben. (Geschichte der menschlichen Ehe, aus dem Englischen überlegt. Jena, H. Costenoble 1893). Er sagt: „Wie bis zu einem gewissen Grade die Zivilisation den Vielweiberei günstig gewesen, so führt sie ebenso gewiß in ihrer höheren Form wieder zur Monogamie. Falls das Menschengeschlecht in derselben Richtung fortschreiten wird wie bisher, falls insbesondere der Altruismus weiter zunehmen wird, wenn den Gefühlen des Weibes die gebührige Achtung entgegengebracht wird, wird die Monogamie notwendigerweise die einzig anerkannte Eheform bilden."

An den Vortrag schloß sich eine angeregte Diskussion.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

M. von Egidy als Volkserzieher. Von R. Grawse. Selbstverlag des Verf. Berlin NW. 1899. 20 Pf.

Die Judenfrage am Ende des XIX. Jahrhunderts. Von Dr. W. Gieße. Anhang: Persse und Judentum. Von O. H. Böckler. Berlin, W. Gieße. 1899. 94 S. Mk. 1,20.

Jeannette Schwerin zum Gedächtnis. Verlag von M. Hesselbläger, Berlin. 50 Pf.

Walt Whitman. Two Addresses by W. M. Salter. Philadelphia, S. Burns Weston.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W, Matthäikirchstraße 7.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Dezemberprogramm.

Sonnabend, den 30. Dezember, Abends 8½ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Monatssitzung zum Jahresschluß: Vortrag von Herrn Geheimrat Prof. Dr. W. Foerster: „Die Solidarität der Menschenwelt." Nach dem Vortrag geselliges Zusammensein im Berliner Ratskeller (reserviertes Zimmer).

Gäste stets willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Eltern und Vormünder, welche für ihre Töchter und Mündel den unschätzbaren Wert hauswirtschaftlicher Ausbildung für das ganze spätere Leben eingesehen haben, und die denselben die Wohltat einer solchen gründlichen Fortbildung gewähren wollen, werden gut thun, die Anmeldungen für das neue Jahr schon jetzt einzurichten. Die Haushaltungsschule des Vereins Jugendschutz in Berlin richtet zu Neujahr erweiterte Kurse für Plätten und Nähren ein. Die bisherige Unterweisung erstreckt sich auf alle Zweige, die zur tüchtigen und umfichtigen Wirtschaftsführung und Kinderpflege nötig sind. Meldung bei Frau **Bieber-Böhm, Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 39,** 9—10 und 3—4 Uhr.

Unbemittelte erhalten halbe Freistellen.

Soeben erschienen:

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens.

Dr. J. Ansch.

Leipzig—B. G. Teubner. Preis geb. 1 Mk. 15 Pf.

Eine Sittenlehre
für
das deutsche Volk
von
J. K. Schott.

Verlag von S. Scheerpfeil in Leipzig.

Preis 80 Pf.

Deutschnational.

Von Ben Akiba dem Jüngeren, der im Deutschtum, nicht im Christentum aufgeht. Mit einer Kundgebung eines Geh. Regierungsraths und Universitäts-Professors in Berlin.

Verlag von Paul Schimmelwitz, Leipzig.
— Preis 50 Pf. —

Für die kritische Würdigung der mit glühender Begeisterung und feinem gesunden Humor verfaßten Flugschrift ist es von besonderem Interesse, daß sowohl der Großmeister der Philosophie und scharfsinnige Politiker Dr. Eduard v. Hartmann, als auch der Gründer der deutschen Gesellschaften für ethische Kultur, Professor Wilhelm Foerster, dem Verfasser für seine so entschiedene Stellungnahme und für den moralischen Mut seines ganzen Auftretens die vollste Anerkennung zollen!

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8887.

Ethische Kultur

Inserate: Die 6spaltige Nonpareillezeile 40 Pf Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition W., Potsdamerstr. 116a.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 116a.

VII. Jahrgang. | Berlin, den 30. Dezember 1899. | Nr. 52.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit dieser Nummer schließt das vierte Quartal. Wir bitten unsere geehrten Abonnenten für rechtzeitige Erneuerung des Abonnements Sorge zu tragen, damit keine Unterbrechung in der regelmäßigen Lieferung eintritt. Wir sind auch jederzeit dankbar für Aufgabe von Adressen, an welche mit Aussicht auf Erfolg Probenummern der „Ethischen Kultur“ geschickt werden können.

Verlag für ethische Kultur.

Inhalt:

Betrachtungen zur Wende des Jahrhunderts. Von Dr. Kronenberg. — Giebt es gemeinsame Arbeitsgebiete für die gesamte Frauenwelt? Von * * * — Real-Ethik. Von Dr. L. Besser. — Streiflichter: Glossen zur Tagesgeschichte. Die Pariser Weltausstellung und die ethische Bewegung. — Bücherschau.

Betrachtungen zur Wende des Jahrhunderts.

Von Dr. M. Kronenberg.

(Schluß).

Für jeden Vertreter einer pessimistischen Weltanschauung, für jeden Dichter des Weltschmerzes giebt es innerhalb der leidens- und schmerzensvollen Wirklichkeit eine selige Insel, die von all dem Daseinsjammer unberührt bleibt: es ist das Reich der reinen Erkenntnis, der zugänglich in dem Augenblick, wo der Philosoph, der Künstler, der Forscher, jeder selbstlose Wahrheitssucher die Ideen schaut, die ihm irgendwo und irgendwie den Zusammenhang des Seins enthüllen. Und diese kleine selige Insel, welche eine geringe Anzahl von Menschen und selbst diese nur zuweilen betreten dürfen, wird nun mit um so leuchtenderen Farben geschildert, je dunkler das Bild der ganzen übrigen Welt ist, das ihr als Folie dient. Selbst ein so der Nachtseite des Lebens zugewandter Geist wie Leopardi kann sich nicht genug thun im Lobpreisen dieser Seligkeit der Erkenntnis, und wer nur solche Dichtungen Leopardi's liest, ahnt nichts von der düsteren Schwermut der übrigen. Und Schopenhauer zeigt sich nirgendwo größer als da, wo er, der der Welt sein Anathem entgegengeschleudert hat, nun diese ihre einzige Lichtstelle verherrlicht, ja man kann vielleicht sagen, daß es seit den Zeiten Platos nicht in glänzenderer Weise geschehen ist. In immer neuen Wendungen kontrastiert er mit dem Jammer des Daseins diese seligen Augenblicke, wo der Wille zum Leben, der uns immer rastlos von einer Begehrung zur anderen durch das Dasein peitscht, zur Ruhe gebracht ist, wo das Rad des Ixion endlich still steht, wo der Geist reines Weltenauge ist und seine Sabbathstille feiert. Von der optimistischen, lebenbejahenden Anschauungsweise eines Schiller ist Schopenhauer durch eine Welt getrennt, und dennoch findet sich hier eine völlige Uebereinstimmung beider, wo es sich um die Verherrlichung der reinen Freuden der Ideenwelt handelt, wie sie von Schiller u. a. in seinen Dichtungen „Der Künstler“, und „Ideal und Leben“ geschildert werden:

> Dort in jenen heitren Regionen
> Wo die reinen Formen wohnen,
> Rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr.

* * *

Man könnte sonach Schopenhauer's Philosophie in gewissem Sinne auch als Theorie des Optimismus bezeichnen? In der That wäre das zulässig, wenn nicht die Ausdrücke Optimismus und Pessimismus sehr irreführend und wenig angemessen wären. Wenn man absieht von dem bereits erwähnten metaphysischen Pessimismus, der in allen Zeiten hervortritt und der eigentlich allein diesen Namen verdient, so sollte man das Besondere der Anschauungsweise, in der ein Schopenhauer, Heine, Alfred de Musset, Leopardi u. a. übereinstimmen, als die Weltanschauung des Weltschmerzes bezeichnen. Ihr eigentliches Kennzeichen ist das Bewußtsein eines tiefen Zwiespalts zwischen Erkenntnis und Leben, Idee und Wirklichkeit, Vernunft und blindem Willen, das tiefe Ergriffensein von diesem Zwiespalt und die Hoffnungslosigkeit, ihn überwinden zu können. Daher fällt in dieser Weltanschauung auf die eine Seite der Wirklichkeit aller Schatten, auf die andere alles Licht, wird jene nur mit Schmerz, diese nur mit Freude betrachtet. Heine bezeichnet sich so treffend einmal selbst als den Dichter „mit der lachenden Thräne im Wappen“, und vielleicht deutet kein Gedicht symbolisch mehr auf seine ganze Geistesart als das worin von einer Fichte im hohen Norden erzählt wird, die, in Eis und Schnee erstarrend, vergebens nach einer Palme sich sehnt, die im fernen Morgenlande „einsam und schweigend trauert auf brennender Felsenwand,“ — so suchen sich bei ihm selbst vergebens das klare Verstandesleben und das bewußtlose oder im dämmernden Halbdunkel heimische Triebleben, die märchenerfüllte Vergangenheit und die nüchterne Gegenwart; er träumt von der Poesie des Ghetto und bemüht sich zugleich seine letzten Reste zu tilgen, er schleicht sich still in die verlassenen dunklen gothischen Kapellen am Rhein, um dann doch wieder sich zu dem grellen Tageslicht zurückzuwenden, das er nicht entbehren kann, wie

Digitized by Google

sehr es auch seine Augen schmerzt; und so sucht er den Zwiespalt, der ihn unaufhörlich peinigt, wohl zu überwinden, oft durch Spott und beißenden Sarkasmus*) — immer vergebens.

Und ganz derselbe tiefe Riß ist es, der durch Schopenhauer's Weltanschauung hindurchgeht. Sehr bezeichnend führt sein Hauptwerk den Titel „Die Welt als Wille und Vorstellung." Jene Welt des Willens erfährt von ihm das Urteil absoluter Verdammnis, diese Welt der Vorstellung das der höchsten Erhebung. Der unvereinbare Gegensatz beider beherrscht sein ganzes Denken. Sehr charakteristisch kommt er zum Ausdruck bei der Schilderung vom Wesen des Genies. Hier zeigt sich die Schroffheit des Gegensatzes schon in der äußeren Erscheinung: der Mund, als der eigentliche Ausgangspunkt des vegetativen und damit alles triebhaften Lebens, ist beim Genie immer schmerzhaft zusammengezogen und kennzeichnet so das grenzenlose Leid, das in dieser Sphäre des Lebens ausschließlich herrscht; darüber aber wölbt sich dann die hohe, klare Stirn, der Sitz der Gedanken, stets umspielt von dem Ausdrucke unzerstörbarer Heiterkeit und Freude.

* * *

Sind nicht Erkenntnis und Wille zwei verschiedene Seiten derselben einheitlichen Menschennatur, die auch im Leben beständig in Wechselwirkung stehen und aufs engste sich bedingen und beeinflussen? Wenn also beide schroff von einander abgesondert und gegenübergestellt werden, so kann es nur im Bewußtsein einzelner und nur vorübergehend, nicht in der Wirklichkeit und nicht dauernd geschehen. In der That bemerkt man denn auch leicht, wie der Kulturpessimismus und Weltschmerz des neunzehnten Jahrhunderts durchaus historisch bedingt sind. Er geht in der neuen Zeit in seinen Anfängen schon auf Rousseau zurück, er mußte notwendig zugleich mit der Aufklärung der neuen Zeit entstehen, die immer mehr und immer schneller dem wirklichen Leben voranseilte, dem Leben, in welchem die Erkenntnis ja nur als ein Faktor wirksam ist und das immer die harte Schale der Wirklichkeit auch im günstigsten Falle nur langsam durchbrechen kann, indes der beflügelte Gedanke solche Schranken nicht achtet. In seiner schmerzerregenden Heftigkeit konnte dieser Gegensatz aber erst zu Tage treten, als die Größe und Schnelligkeit der Gedankenentwicklung in unserem Jahrhundert alle kühnsten Hoffnungen früherer Zeiten überstieg, zugleich aber die Versuche, diese ganze große Gedankenwelt nun ohne weiteres in die Wirklichkeit hineinzuführen, Schiffbruch litten: man denke an das Scheitern der großen Revolutionen, d. h. an das mehr oder weniger ausgebehnte Mißlingen der Versuche, von der höchsten Erkenntnis aus die Menschenwelt umzugestalten, an das Scheitern der großen Gedankenbauten, mit deren Hilfe der deutsche Idealismus in alle Regionen der Wirklichkeit einzudringen suchte u. s. w. Unter solchen Umständen war die Entstehung der Auffassung natürlich, das wirkliche Leben, insbesondere das der Massen, „der Fabrikwaare der Natur," wie Schopenhauer sarkastisch sagt, sei immer nur beherrscht von bewußtlosen Trieben, blinden Leidenschaften, lediglich den unerbittlichen Naturgesetzen unterstellt; und nur wie eine weltabgeschiedene einsame Insel sei das Reich der Ideen, umspült von den brandenden Wogen des eigentlichen Lebens, bestimmt nur für wenige Auserwählte, denen es gelingen mochte dort sich anzusiedeln und einen Tempel der Freude sich aufzubauen, in dem sie allein wohnten, von dem aus sie den trostlosen Jammer des Daseins zwar bemerkten, aber, selbst sicher geborgen, seiner nicht zu achten brauchten.

Wird diese Anschauung und diese Stimmung auch im zwanzigsten Jahrhundert die vorherrschende sein? Sie war es schon in den letzten Dezennien des ablaufenden nicht mehr und, wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird sie es im kommenden Jahrhundert immer weniger sein. Sozialer Gedanke und soziales Bewußtsein dringen immer weiter, und wir bezeichnen ja damit nur kurz die Anschauung und Ueberzeugung, daß es nötig und daß es möglich sei, das Leben noch zu einer höheren Natur zu entwideln, es nicht blos den blinden Trieben und Naturkräften zu überlassen, sondern mit dem Gedanken hineinzuleuchten, Idee und Wirklichkeit, Seiendes und Seinsollendes in fortschreitende Uebereinstimmung zu bringen. Dabei wird man freilich die Lehren der Vergangenheit nie vergessen dürfen: daß es unmöglich ist, Ideen unvermittelt zu verwirklichen, daß sie rein nur in der Vorstellung wohnen, während die Wirklichkeit ihnen nur schrittweise angenähert werden kann, soll nicht der Mißerfolg von neuem immer wieder den Weltschmerz, damit die Lethargie erzeugen und so den Kulturfortschritt unaufhörlich hemmen.

Anderer Art aber als solche vermeidbaren Mißerfolge sind die unvermeidlichen Hemmungen und Trübungen, welche jede Idee bei ihrem Eindringen in die Wirklichkeit erleidet. Jede Idee, die im Leben wirksam wird, hatte immer und hat auch in Zukunft stets ihre Passionsgeschichte, auf deren Leidensstationen das Hosiannah und Kreuzige im bunten Wechsel ertönt. Aber schlimmer noch als alle direkte Gegenwirkung ist der ideenfeindliche Kulturpessimismus, der es für unmöglich, für thöricht erklärt, das Leben nach schönen Ideen umgestalten zu wollen, weil beides doch ewig getrennt sei. Von der pessimistischen Strömung dieses Jahrhunderts sind genug Reflexe auch in unserer Zeit zurückgeblieben, um zahllose Menschen zu beherrschen. Diese Stimmung und Auffassung wird kaum noch in Weltanschauungen entwickelt, aber um so weiter ist sie eben als Stimmung und Ueberzeugung bis in die flachsten Köpfe hinein ausgebreitet. Und sehr oft wird dabei der menschlichen Vernunft in demselben Augenblick das stärkste Vertrauen ausgesprochen und das energischste Mißtrauensvotum erteilt! Tausende von Menschen sind fest überzeugt, daß es der Naturerkenntnis gelingen werde, unser äußeres Leben in einer Weise noch weiter umzugestalten und höher zu entwicken, von der wir noch kaum eine Vorstellung haben, — aber den inneren Beziehungen der Menschen gegenüber sei die Vernunft zu solchen Leistungen außer Stande, die ethischen Forderungen seien gut als Theorie, aber die Wirklichkeit werde immer von antiethischen Mächten beherrscht, hier herrsche nur der brutale Kampf ums Dasein. Noch in den jüngsten Tagen konnte man derartige Töne vernehmen. Zur Begründung der außerordentlichen Seerüstungen Deutschlands wurde darauf hingewiesen, das deutsche Volk müsse entweder Hammer oder Amboß sein. Die diese Alternative aufstellten, thaten es nach dem Rezept der berühmten Antoniusrede in Shakespeares Julius Cäsar:

> **Wenn Arme zu ihm schrien, dann weinte Cäsar,**
> **Die Herrschsucht sollt aus härterm Stoff besteh'n.**

Wie hier Antonius, um das Andenken Cäsars zu reinigen, dem Volk die Meinung zu suggerieren suchte, es gebe nur harthezige Herrschsüchtige, und ein Wohlthäter gegen die Armen könne nicht herrschsüchtig sein, während doch zahllose Nüancen dazwischen liegen, — so suchen die Verfechter der maßlosen Seerüstung das deutsche Volk glauben zu machen, es müsse die Rolle des Hammers wählen, sonst bleibe ihm lediglich die des Amboßes übrig. In der That? Giebt es keine Möglichkeit der Beziehungen von Völkern, die diese Alternative gänzlich ausschließt, Beziehungen in die nach sittlichen Normen ein größtmögliches erreichbares Maß von Gerechtigkeit, von Toleranz, von Solidarität hineingelegt wird?

Aber wir sind von solchem Ziele im besten Falle noch außerordentlich weit entfernt! Gewiß, aber wir werden ihm

*) Es folgt daraus von selbst, wie unrecht man dem Dichter thun, ihm als persönliche Schuld zuzurechnen, was nur ein tragischer Zug seines geistigen Lebens war, ihm vorzuwerfen, daß er das Hohe und Heilige in den Staub habe ziehen wollen, ihm, der es doch wie kaum ein zweiter Dichter deutscher Zunge durch seine Lieder geweiht hat.

Digitized by Google

uns um so schneller und sicherer nähern, je mehr wir Vertrauen auf einen solchen Fortschritt haben und — uns insgesamt darum bemühen. Als vor einigen Dezennien zuerst die Möglichkeit sich zeigte, den elektrischen Funken zu Beleuchtungszwecken zu verwenden, zweifelten nur wenige daran, daß es dereinst gelingen werde, dieses Ziel vollkommen zu erreichen, so dunkel und unsicher zunächst auch noch der Weg war, der zum Ziele hinführte. Und da, wo es sich darum handelt, die reifere Erkenntnis für die fortschreitende sittliche Ausgestaltung des menschlichen Lebens nutzbar zu machen, sollen wir weniger zuversichtlich sein? Soll das zwanzigste Jahrhundert die hohe Kulturmission erfüllen, die ihm von der geschichtlichen Entwicklung bereits vorgezeichnet ist, dann wird es sich vor allem darum handeln, die Zuversicht, welche im 19. Jahrhundert der äußeren technischen Umgestaltung des Lebens so weit entgegenkam, nach der ethischen und sozialen Seite hin auszubreiten. In dieser Möglichkeit oder Unmöglichkeit ist aller Aufschwung der Kultur in der Zukunft beschlossen — oder der Niedergang, wie im sinkenden Römerreiche.

Giebt es gemeinsame Arbeitsgebiete für die gesamte Frauenwelt!

Von * * *

Die kirchlich-soziale Frauengruppe, welche sich im Frühjahr dieses Jahres in Berlin im Anschluß an die kirchlich-soziale Frauenkonferenz in Kassel gebildet hat, hielt am 1. Dezember in Berlin eine Versammlung ab, zu der „alle Näherinnen, die zu Hause für ein Geschäft arbeiten", also mit andern Worten alle Heimarbeiterinnen der Konfektionsindustrie und der verwandten Gewerbe eingeladen waren, um Stellung zur Ausdehnung der Krankenversicherungsgesetzgebung auf die Hausindustrie zu nehmen. Es geschah zum ersten Mal, daß die kirchlich-soziale Frauengruppe, die nur eine unbedeutende Mitgliederzahl hat, sich an weite Kreise wendete; es war für Berlin das Debut der kirchlich-sozialen Frauen vor der Oeffentlichkeit, und das verleiht dieser Versammlung, die überdies sehr stürmisch verlief, eine besondere Bedeutung.

Im Namen der Einberufer erklärte die Gräfin Bernstorf, daß sie den Zweck verfolge, die Arbeiterinnen über den Wert der Krankenversicherung aufzuklären und sie zu einer Aktion zur Herbeiführung der Ausdehnung der Krankenversicherung auf die Hausindustrie zu veranlassen. Alsdann hielt Fräulein Knutzen aus Kassel, die Vorsitzende des kirchlich-sozialen Frauenbundes, ihren Vortrag über das Thema: „Ein Notstand in der weiblichen Hausindustrie und seine Abhilfe."

Als Anhängerin derjenigen politischen Parteien, welche anscheinend die traurigsten und entsetzlichsten Ausbeutungsmöglichkeiten, die von den modernen Produktionsverhältnissen geseitigt wurden, die Hausindustrie als ein Mittel ansehen, um die Frau aus Haus zu fesseln und ihre Thätigkeit in den engen häuslichen Rahmen zu pressen, erblickt sie die dringendsten Aufgaben des Arbeiterinnenschutzes in einigen Verbesserungen der Lage der hausindustriellen Arbeiterinnen.

In der Ausdehnung der Versicherungsgesetzgebung auf diese Arbeiterinnen sehen die kirchlichen Parteien einen Weg, um diese schlimmste Form der modernen Produktionsweise etwas erträglicher zu machen.

„Die Notwendigkeit zu arbeiten allein bedeutet keinen Notstand," so führte die Rednerin aus, „ein solcher wird vielmehr erst durch Arbeitslosigkeit herbeigeführt. Könnten die Segnungen der Kranken- und Invaliditätsversicherung auch auf die Hausindustrie ausgedehnt werden, so würde der aus solchen Ursachen entstehende große und häufige Notstand unter den hausindustriellen Arbeiterinnen beseitigt werden. Schon vielfach sei aus den Kreisen der Arbeiter der Wunsch nach einer solchen Erweiterung des Gesetzes ausgesprochen worden; wenn dem noch nicht Folge gegeben worden sei, so trifft die Schuld hierfür nicht die Regierung und die Reichstagsabgeordneten, denn es sei nicht leicht, derartige Maßnahmen zu treffen. Deshalb sollen die Arbeiterinnen das Gute, das bereits geboten werde, dankbar anerkennen. Der Reichstag sei aber gerade jetzt sehr sozial gestimmt, und wenn die Arbeiterinnen Berlins mit einer diesbezüglichen Petition an ihn herantreten würden, so würde er durch die Bitten von Tausenden von Wittwen gerührt werden. Es sei das erste Mal, daß christliche Frauen öffentlich auftraten, aber ein guter Christ denkt nicht: „Wenn ich es nur gut habe", und der Gedanke, denen zu helfen, die es weniger gut haben, der habe christliche Frauen Berlins veranlaßt, die Heimarbeiterinnen zu einer solchen Petition zu veranlassen. Wenn christliche Frauen derartiges noch nicht früher gethan, wenn sie ihren Wunsch zu helfen, bisher noch nicht öffentlich ausgesprochen haben, so hätte es ihnen nicht an gutem Willen, wohl aber an Mut gefehlt. Trotzdem haben sie nicht müßig gestanden; sie wissen, daß es den Arbeiterinnen an Manchem fehlt, und deshalb rufen sie ihnen zu: „Wahren Sie Ihre Rechte, aber thun Sie es in christlicher Weise!" Nicht fordernd, sondern bittend sollen sie sich dem Reichstag mit dieser Petition nahen."

Der Vortrag, der von dem warmen Empfinden, von der tiefen religiösen Ueberzeugung der Referentin, und von ihrer Liebe zur Menschheit beredtes Zeugnis ablegte, schloß mit der Bitte an die Versammlung, sich in dem Wunsche zu vereinigen: „Gott bewahre uns vor Hunger und Not."

* * *

Wenn es der Vortragenden nicht gelang, einen überzeugenden Eindruck auf die Mehrheit der Anwesenden zu machen, trotzdem sie die seltene Gabe besitzt, in einfacher, klarer, allgemein verständlicher Weise zu sprechen, so lag die Ursache hierfür in der Zusammensetzung der Zuhörerschaft, in einem Verkennen der Berliner Verhältnisse, in der Unkenntnis dessen, was die Berliner Arbeiterbevölkerung zu hören gewöhnt ist. Die Schuld trifft nicht sie, die von auswärts kam, und der die lokalen Strömungen fremd sein mußten, sondern die, welche sie kommen ließen, ohne die Vortragende oder wohl auch sich selbst genügend zu orientieren.

Es ist wohl begreiflich, daß die Damen der streng kirchlichen Kreise eine besondere Sympathie für die Arbeiterinnenfrage zu bethätigen versuchen. Wenn man den Ursprung der noch jungen kirchlichen Frauenbewegung betrachtet, so gewinnt man leicht die Ueberzeugung, daß diese Bewegung weniger aus dem inneren Drang, aus der Entwicklung der Frauen selbst hervorgegangen ist, sondern vielmehr den Anforderungen der Zeit Rechnung tragend, von den führenden Männern dieser Kreise künstlich geschaffen wurde, um vorbeugend gegen die schädlichen Einflüsse der verschiedenen modernen Bewegungen zu wirken, und um einen neuen Stützpunkt für die Bestrebungen ihrer Parteien zu bilden. Daraus erklärt es sich, daß diese Frauen, diese Anhängerinnen einer modernen Bewegung, die keine modernen Ziele verfolgen darf, steuerlos umhertreiben, und zunächst nach neuen Bahnen auf dem ureigensten Gebiet der Frauen, auf dem Gebiet der Nächstenliebe suchen. Dieses glauben sie nun in der Arbeiterinnenfrage gefunden zu haben. Sie greifen hinein, sie versuchen zu helfen, gewiß mit dem besten Willen und dem wärmsten Herzen, aber sie ignorieren vollständig die Arbeiterinnen bewegung. Sie ignorieren Alles, was von anderer Seite bisher für die Arbeiterinnen gethan worden ist.

Die Arbeiterinnenbewegung, die sich in Berlin fast ausschließlich im Rahmen der sozialdemokratischen Partei vollzieht, hatte wie zu allen Versammlungen, auf denen die Interessen der Arbeiterinnen zur Sprache kommen, so auch zu dieser ihre Vertreterinnen geschickt. Durch den Mund ihrer besten Rednerinnen, Fräulein Ottilie Baader, Frau

Digitized by Google

Fahrenwald, Frau Braun u. A. wurde denn auch in der Diskussion ergänzt, was der Vortrag verschwieg. Es wurde auf die weitgehenden Forderungen zum Schutz der Arbeiterinnen hingewiesen, die von ihrer Partei zu wiederholten Malen dem Reichstag vorgelegt worden sind, und gegen welche die Forderung nach Ausdehnung der Krankenversicherungs-Gesetzgebung nur als ein schwacher Versuch bezeichnet werden kann und es wurde die dringende Notwendigkeit des Anschlusses der Heimarbeiterinnen an die Organisation betont.

Diesen geschulten Wortführerinnen konnten die Einberufernnen nicht entgegentreten; ihre Seite wurde in der Diskussion hauptsächlich durch Herrn Stöcker und Generalsekretär Böhm vertreten, die sich an Einzelheiten und Kleinigkeiten, die von der Diskussion zu Tage gefördert wurden, anklammerten. Zu wiederholten Malen kamen sie darauf zurück, daß ihnen die Haltung der Sozialdemokratie unerklärlich sei, daß sie in der festen Ueberzeugung gekommen seien, in dieser Forderung mit der Sozialdemokratie zusammengehen zu können. Ob Herr Stöcker das wirklich geglaubt hat?

Auch von den Sozialdemokraten wurde betont, sie seien nicht mit der Absicht gekommen, zu opponiren. Wenn sie auch nicht mit einer Partei zusammen gehen könnten, deren Vertreter für das Sozialistengesetz oder wenigstens gegen seine Aufhebung gestimmt haben, so seien sie doch erfreut, daß auch die Frauen dieser Kreise sich daran gewöhnen, ihre Forderungen öffentlich auszusprechen. Aber die Haltung der Einberufer, die tiefen Verbeugungen vor einer Regierung, die den Arbeitern soeben erst eine Zuchthausvorlage geboten; die Mitteilung, der Reichstag sei sozial gestimmt, der kürzlich erst bei der Beratung der Gewerbeordnungsnovelle alle von den Sozialdemokraten zur Verbesserung der Lage der Arbeiter gestellten Anträge abgelehnt habe; die Art und Weise, in der fortwährend von der Nächstenliebe gesprochen werde, die einfachsten Gebote derselben aber unbeachtet blieben, die erst hätten ihre Opposition herausgefordert. Wenn gesagt worden sei, noch nie haben Frauen solche Forderungen öffentlich vertreten, so müßten die Frauen, die mit Gut und Blut für ihre Ueberzeugungen eingetreten sind, doch antworten: „Sind wir denn keine Frauen?“ und denen wäre es nach den Vorgängen des Abends nicht zu verdenken, wenn sie, die sie mit friedlichen Absichten gekommen seien, ihrer Empörung über diese einseitige Darstellung Luft machten!

Ob die Redner selbst an die friedlichen Absichten, mit denen sie zur Versammlung gekommen sein wollten, glaubten? Ob sie müde und abgearbeitet nur gekommen waren, um gemeinsam mit den kirchlich-sozialen Frauen an einem Harmonie-Kaffeekränzchen Teil zu nehmen?

Die Wogen der Erregung gingen so hoch, daß bei einigen guten Willen die Unbeteiligten wohl daran glauben können, daß auf beiden Parteien während der Diskussion die Ueberzeugung von der eigenen guten Absicht, von der unverbrüchlichen Wahrheit jedes gesprochenen Wortes bestand.

Daß es trotz der beiderseitigen guten Absichten, die vorausgesetzt bleiben sollen, nicht zu einem friedlichen Ausgang kommen konnte, daß schließlich ein Tumult entstand, wie ihn eine Berliner Frauenversammlung wohl noch nie gesehen hat, das muß der völlig unzureichenden Leitung der Versammlung zur Last gelegt werden, die wieder zusammenhängt mit der Ueberschätzung des Könnens, mit dem Umstand, daß die Frauen der kirchlich-sozialen Kreise ihre eigenen Bahnen gehen wollen, ohne aus den Erfahrungen Nutzen zu ziehen, die Andere vor ihnen auf ähnlichen oder den gleichen Bahnen gemacht haben.

* * *

Auch die Anhängerinnen der sogenannten bürgerlichen Frauenbewegung haben seit Jahren den Versuch gemacht, für verbesserte Lebens- und Arbeitsbedingungen der arbeitenden Frauen einzutreten. Wo die kirchlichen Frauen heute den kleinen Finger reichen, haben jene versucht, die ganze Hand auszustrecken. Sie sind in ihren Forderungen weiter gegangen, sie haben Ausdehnung der gesamten Arbeiterschutzgesetze auf die Hausindustrie, nicht nur Ausdehnung der Krankenversicherungs-Gesetzgebung gefordert; sie haben die Forderung nach Erweiterung der bestehenden Arbeiterschutzgesetze, nach genauester Kontrolle der Durchführung derselben durch weibliche Gewerbeinspektoren gestellt, und sind für die volle Vereins- und Versammlungsfreiheit der Frauen, für die Grundbedingung der Berufsorganisation der Frauen, eingetreten.

Und wenn auch nicht verkannt werden soll, daß die besten wissenschaftlichen Arbeiten von Frauen auf dem Gebiet des Arbeiterinnenschutzes aus den kirchlichen Kreisen hervorgegangen sind, daß Fran Gnauck-Kühne und Fräulein Thyrenfurt dieser Richtung angehört haben, so können diese Leistungen die praktischen Arbeiten an die Seite gestellt werden, die Anhängerinnen der Frauenbewegung bei Unterstützung des Konfektionsstreiks geliefert haben, die thatkräftigen Versuche einer Jeannette Schwerin, denen die endliche Einführung von weiblichen Gewerbeaufsichtsbeamten in einzelnen deutschen Staaten zum großen Teil zuzuschreiben ist.

Auch die Hand, die diese Frauen geboten haben — vielleicht nicht immer aus barmherziger Nächstenliebe, aber stets aus dem Gefühl sozialer Verpflichtung, mit dem tiefernsten Wunsch nach sozialem Verständnis ist oft zurückgewiesen worden in Wort und Schrift. Auch ihnen ist der Wahn längst benommen worden, daß man die gleichen Ziele auf den gleichen Wegen gemeinsam mit den Arbeiterinnen erreichen kann. Sie wissen längst, daß sie zur Erreichung derselben Ziele oft werden verschiedene Bahnen einschlagen müssen, und daß, auch wo sie dieselben Wege wählen, getrennt marschiert werden muß. Die Arbeiterinnen wollen es nicht anders, und manchmal sprechen auch innere Gründe dafür.

Trotzdem ist ein Tumult, eine Erregung, ein Kampf wie dieser in den Gefechten zwischen den Frauenrechtlerinnen und den sozialdemokratischen Frauen vermieden worden. Vielleicht ist das auf äußere Gründe zurückzuführen.

Vielleicht liegt es aber auch daran, daß die bürgerliche Frauenbewegung bereits gefestiget, an Erfahrungen reicher war, ehe sie sich mit dem schwierigsten Teilgebiet der Frauenfrage, der Arbeiterinnenfrage, öffentlich beschäftigte.

Als die Anhängerinnen der Frauenbewegung im Jahre 1896 einen internationalen Frauenkongreß nach Berlin einberufen hatten, war auch die Arbeiterinnenfrage in das Programm aufgenommen worden. Frauen aller Richtungen und Parteien war Gelegenheit zur Meinungsäußerung gegeben. Auch hier kam es in einer Sektionssitzung, in der die Frage zur Debatte stand: „Auf welchen Arbeitsgebieten kann sich die gesamte Frauenwelt zu gemeinsamer Arbeit vereinigen?“ zu heftigen Auseinandersetzungen und Meinungsverschiedenheiten. Wie heute die kirchlichen Frauen, so wurden damals die Frauenrechtlerinnen und ihre Hilfsbereitschaft von der Sozialdemokratie abgelehnt. Aber ordnungsmäßig vollzog sich die Diskussion; jeder kam zu Worte, und jeder wurde in Ruhe angehört. Den Worten Fran Zetkins:

„Was wir auch für Berührungspunkte haben, wir stehen im anderen Lager. Für uns steht in erster Linie der Grundsatz: Die proletarische Frau kämpft gemeinsam mit ihrem männlichen Schicksalsgenossen einen Klassenkampf.“ Diesen Worten wurde in anspruchsloser Bornehmheit von Fran Schwerin erwidert:

„Die sachliche Behandlung der Diskussion hat bewiesen, daß wenigstens die Aufstellung der These nicht eine absolut aussichtslose ist. Ich möchte noch einmal betonen,

Digitized by Google

daß es für uns Frauen, die wir uns zu keiner Klasse rechnen, die wir nur helfen wollen, keinen Kampf giebt, und daß wenn die Anderen von einem Kampf sprechen, ich nicht weiß, gegen wen sie kämpfen wollen, denn sie finden in uns keine Feinde, und wo kein Feind ist, ist kein Kampf!

Zum Feind haben sie sich denn auch nicht stempeln lassen; sie haben gethan, was sie damals ausgesprochen haben. In steter unermüdlicher Arbeit versuchen bürgerliche Frauen zu einem vollen Verständnis der Lage der Arbeiterin zu gelangen und ihnen, wie allen Frauen die Bedingungen zu einem menschenwürdigen Dasein zu erringen. Da man gemeinsames Arbeiten mit ihnen ablehnte, haben sie parallel gearbeitet; sie haben gestreikt, sich von allen Sonder- und Klasseninteressen fern zu halten und das, was sie thun konnten, nur von der Rücksicht auf die Interessen der Arbeiterinnen abhängig zu machen.

Es steht zu hoffen, daß die dritte Vertretung aus Frauenkreisen, die sich mit der Frage des Arbeiterinnenschutzes zu beschäftigen verfucht, daß die kirchlichen Frauen sich nicht durch die Opposition von der Betätigung ihres erwachten Pflichtgefühls zurückhalten lassen werden; sondern daß auch sie dazu gelangen werden, zu erkennen: Was uns diesen schwierigen Aufgaben gegenüber Not thut, ist gründliche Sachkenntnis und Befreiung von allen Vorurteilen und Parteiinteressen, die im Gegensatz zu den Interessen derer stehen, denen wir helfen wollen.

Wenn die kirchlichen Frauen sich trotz der scharfen Zurückweisung, die sie erfahren mußten, zu einer solchen sittlichen Höhe des Denkens und Handelns aufschwingen können, dann wird das neue Jahrhundert vielleicht durch die zwar getrennten aber doch gleichartigen Bemühungen der Frauen aller Kreise endlich auch der arbeitenden Frau menschenwürdige Existenzbedingungen bringen. Dann wird vielleicht auch die Frau der arbeitenden Klassen erkennen, welch trauriges Schauspiel sie der Menschheit bietet, wenn sie jede Gelegenheit benutzt, um als Mutter gegen Frauen anzukämpfen, um als Mutter andere Mütter zu befehden. Vielleicht werden sich dann alle, die sich auf den gemeinsamen Arbeitsgebieten begegnen, schätzen lernen; vielleicht wird dann endlich der Tag kommen, an dem das Wort „getrennt marschieren“ seine Geltung verliert, an dem für alle Frauen eine Einheit des Wollens und Handelns in Bezug auf Förderung der Fraueninteressen hergestellt wird.

Real-Ethik.

Von Dr. med. Leopold Besser (Bonn a. Rh.).

(Schluß.)

Ich sagte, das Schwergewicht in der Natur der Einehe liege in dem soziologischen Moment. Diese Grundthatsache des Zusammentreffens zweier so verschiedener, ungleicher Menschen im Interesse der Allgemeinheit ist das Fundament aller Ethik. Das Sonderinteresse zweier Ungleicher wird aufgehoben und eingestellt in das Interesse des Ganzen. Erzwungen aber und verbürgt wird dies letztere nicht durch einen Begriff, dem Menscheneinfluß und Menschenmacht Autorität verleihen, sondern durch eine schlechterdings nicht aus der Welt zu schaffende Thatsache. Kein Sein, kein Denken, keine Realität, kein Menschendasein ist denkbar ohne Erhaltung von dessen Geschlecht. Wir stehen hier auf dem denkbar sichersten, unbestreitbarsten realen Boden. Nur ein Narr könnte diese Thatsachenlage in seinen wirren Phantasien anzweifeln. Philine aber träumte.

Und zum Fundament der Sittlichkeit wird jene Thatsache, weil sie statt jenes dualistischen Schattenreiches von Rechten und Pflichten die Gleichheit der Menschen begründet. Wie die Schalen der Wage gleich stehen müssen bei ehrlichem Wägen, wie die Mechanik mit absolutter Genauigkeit den Koeffizienten feststellt, wenn zwei gleiche Kräfte in Rechnung stehen, wie das Gleichsein vor Gott seit Tausenden von Jahren die Völkerwelt immer neuem Hoffen erfüllt, wie das Sprichwort im „Gleich und Gleich gesellt sich gern“ u. a. m. oder das Zahnenband revolutionärer Stürme immer die Gleichheit preis, so ist der Gleichheitsbegriff die Bedingung menschlichen Friedens, denn seit Kain und Abel streiten die Ungleichen mit einander. Und wie im Reich der suprannatralen Wertanschauung sich die Individuen gleichgewertet halten vor der Gerechtigkeit Gottes, so sind zwei die Ehe eingehende Menschen gleich gegenüber dem Primatzweck des Menschendaseins, d. i. der Erhaltung ihres Geschlechts. — Des Zweckes seines Daseins sich aber bewußt zu sein, zu wissen, weshalb denn überhaupt das Menschenleben besteht, das „cui bono“ des Existierens zu kennen, hebt doch erst den Menschen aus seiner bloßen Triebwelt heraus. Vergessen wir doch nicht, daß auch das höhere Wirbeltier den Interessen des Hungers und der Erhaltung seiner Art nachlebt. Auch das Netz der Spinne oder die Wabe der Biene sind kleine Kunstwerke. — Der Mensch hat doch aber sittliche Aufgaben, ethische Zwecke. Das „Liebe deinen Nächsten“ steht wohl im Kodex jedes nur halbweg gemütlich gebildeten Menschen, denn wie der Dolch schmerzt, thut die Freundeshand wohl, aber wer wüßte nicht, wie die Sonderinteressen der so ungleichen Gruppen oder Stände eines Volkes dies Gebot heute noch zu einem bloßen Ideal machen! Wie ist nur allein der konfessionelle Haß trotz aller Predigt der Nächstenliebe doch der wie ihr angeborene unabwendbare, grimmige Feind und Gegner der Nächstenliebe! Dazu kann es doch doch aber unmöglich um die bloße Idealität eines Zweckes, sondern um Verwirklichung des Guten im Leben handeln. Unrealisierbare Zwecke können wohl Sehnsucht, Verzagen, Zweifel, wie den ganzen grauen Pessimismus unserer sog. Kultur erwecken, aber kein Genügen und keinen Frieden. Deshalb ist's notwendig, den Menschen greifbare, realisierbare Zwecke zu zeigen, ihm die Aufgaben des Lebens in den unmittelbaren Gesichtskreis zu rücken, ihm einen Lebenszweck zu nennen, der ihm in die Augen springt wie die Folge von Tag und Nacht. — Jener Primatzweck ist aber von einer Bedeutung, der nichts an die Seite gesetzt werden kann. Die noch fast allgemeine, ganz und gabe Weltanschauung steht allen real-irdischen Fragen noch wie blind gegenüber. Man lebt in einer Doppelwelt, bringt Wirkliches mit Unwirklichen zusammen, mischt Sichtbares mit Unsichtbaren und trübt sich den Blick überhaupt. Wie ich immer es betone, die beiden Gebiete müssen für sich, in scharfer Scheidung behandelt werden. Erst dann wird der Mensch dort wie hier zu festem und klarem Urteil gelangen. Niemand denkt an die Frage, was wäre denn, wenn die in den Kulturstaaten giltige Einehe verfagte. Man wird mir einwerfen, daß die Bebelschen Utopieen über die Frau in 20 Auflagen verschlungen werden, daß auch Muselmanen und andere Kulten bestehen bleiben. Mir gilt deutsche Sitte, deutsches Empfinden, deutsches Haus und deutsche Familie. Und mir gilt vor allem der Friede und das Glück und das sittliche Wohlsein, es gilt mir die Zufriedenheit des Deutschen. Nicht ein Zufriedensein mit dem, was hinter uns liegt, sondern eines damit, daß zwei so verschiedene Menschen dem echten und höchsten Lebenszweck gegenüber gleich werten, daß diese Gleichheit den Kampf im deutschen Hause ausschließt, daß der Eltern Friede den Kindern wieder Häuser baut, und daß in der Ferne ein Zustand sittlicher Zustände aufdämmert, der, ohne zu vergessen, daß es das Erworbene zu besitzen gilt, doch Lebensordnungen findet, die anstatt den grausamen Kampf ums Dasein

Digitized by Google

Zufriedenheit mit dem Inhalt und den Aufgaben dieses planetaren Lebens zur Folge haben.

Nein, mit ungleicher Wage müßt man nicht und zwischen ungleichen Menschen sind wohl Kompromisse und Verträge möglich, letztere können aber nur auf dem Recht eines Stärkeren beruhen. Das aber ist die Antithese der Gleichheit.

Wenn für zwei Menschen gegenüber dem Primatzweck alles Lebens überhaupt absolute Gleichheit besteht, so ist jede Möglichkeit ausgeschlossen, dem Einen oder Anderen dieser Beiden ein Recht einzuräumen. Wie die Geschlechter bez. der Erhaltung des Geschlechts einer außerordentlichen Teilung der Aufgabe unterliegen, so bringt es diese Ungleichheit der Arbeitsteilung eo ipso mit sich, daß entsprechend dieser thatsächlichen Ungleichheit der Leistung auch die äußere Führung, die praktische Gestaltung und die bürgerliche Form der Ehe ungleiche sein müssen. Längst haben Sänger und Künstler die Arbeitsgebiete befungen, die in der deutschen Familie dem Manne und der Frau zufallen, aber absolut ausgeschlossen ist dem Wissen und der Kultur der Gegenwart gegenüber, dieser Arbeitsteilung Rechte zu entlehnen. Ein Recht setzt dessen Erzwingbarkeit voraus. Ein Recht ohne Macht, es geltend zu machen ist ein Blatt im Winde. Ohne Staatsschutz, ohne Staatsgewalt ist bürgerliches Recht hinfällig. Der Zweck des Staates ist, die Interessen Ungleicher nach den zeitlich festgestellten Rechtssätzen zu schützen. Der Zweck der Ehe gilt nicht Dem oder Jenem Er dient nicht Sonderinteressen. Er gilt nicht Einem mehr, dem Andern weniger. Die Erhaltung der Menschheit überhaupt ablehnen, das kann nur ein Narr. Glückliches Leben thut wohl und Wohlsein nicht wollen, das kann nur der Kranke, nur der vom Schmerz heimgesuchte Mensch. Noch nie hat ein zufriedener Mensch den Tod gesucht. So stehen dem Zwecke des heutigen, bürgerlichen Rechts gegenüber nur ungleiche, dem natürlichen Zweck der Ehe gegenüber nur gleiche Interessen. Die pathologischen Zustände radikaler Weltflucht scheiden aus dem Gebiet der Physiologie aus wie alle coelibatären Emotionen supranaturaler Art. So unabweislich und unablehnbar bisher der Weg war, den uns die rechten Dinge des Lebens wiesen, so betreten wir mit dieser Forderung alles und jedes Vorrechts auf Seiten zweier die Ehe schließender Menschen — sei es, daß ein solches als Matriarchat oder als Patriarchat bestanden oder besteht —, ein Gebiet, von dem der sarkastische Schopenhauer sagt: „Das aber ist das Pikante und der Spaß der Welt, daß die Hauptangelegenheit aller Menschen heimlich betrieben und offenbel möglichst ignorirt wird.“ Wir leben aber nicht in der Zeit der Renaissance, wo in Gegenwart von Männern und Frauen ohne Verletzung der Sitte Novellen verlesen oder Dinge besprochen werden konnten, die heute jedes Geschlecht nur wie unter vier Augen verhandelt. So bindet auch mich die heutige Sitte, näher auf das Detail ehelicher Gepflogenheiten nicht einzugehen. Malthus' Lehre, daß ein Land nicht mehr Menschen zu Bewohnern haben solle, als es für diese auch Nahrungsmittel zu erzeugen vermöge, ist längst von der bestehenden Weltwirtschaft ad acta gelegt. Der Malthusianismus würde erst wieder Jünger finden, wenn das letzte Fleckchen Erde hundertfältige Frucht trägt. Niemand aber vermag über so fernliegende Zustände heute zu reden. — Praktisch haben wir ja das Zweikindersystem sowohl in kleineren deutschen Gauen wie im benachbarten Frankreich ausgestaltet. Zolas Roman „Die Fruchtbarkeit“ mutet dieser Gepflogenheit seiner Landsleute gegenüber seltsam an.

Alles, was der Neu-Malthusianismus, alles was die der mißbrauchten Frauenkraft entgegentretenden Aerzte heute an Palliativen ersinnen und anpreisen: es ist unmöglich, über alle diese Interna der Ehe ein Anderes zu sagen, als die unanfechtbare Notwendigkeit zu betonen, daß auf Grund der Thatsache, daß Mann und Frau dem Primatzweck des Lebens gegenüber gleich sind, alle Vorrechte des Mannes eine Täuschung sind.

Ob dort Zolas Ideal einer mit 12 Kindern gesegneten Ehe, ob im Majorat oder Minorat das Zweikindersystem, oder ob die Kinderzahl des deutschen Hauses in dem oder jenem Zahlendurchschnitt zu recht bestehe: es wäre ein mehr als lächerliches Beginnen, von einem Systeme, von einer Regel, einem Maße irgend welche Ordnung erwarten zu wollen — Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß lediglich und allein die aller individualsten Zustände von Personen wie Sachen sozialer wie politischer Art hier maßgebend und bestimmend sein können.

Es genügt aber auf Grund des sozialen Charakters der Ehe, mit fester Hand und mit aller Entschlossenheit dem Gedanken Raum zu geben, daß die Einehe weder auf Seite der Frau noch auf der des Mannes eine Rechtsbegründung gewährt.

Das Bild des deutschen Hauses und den Frieden der deutschen Familie nach Fortfall thatsächlich nicht begründbarer Rechte des Einen oder des Anderen überlasse ich besser den Inbelversen deutscher Poesie.

Streiflichter.

Glossen zur Tagesgeschichte. Der mit Söldnern geführte Krieg der Engländer erinnert an die Kabinettskriege vergangener Zeiten, nur daß hier nicht um dynastischer, sondern um kapitalistischer Interessen willen gemordet wird.

•

Die Kapelle eines deutschen Dampfers hat bei der Abfahrt eines englischen Kriegstransportschiffes in Southhampton die englische Nationalhymne gespielt. Kann denn der Deutsche das unangebrachte Huldigen nicht lassen?

•

Bei der Kanonade am Sonntag, den 10. d. M. werden wohl gemäß der strengen Sabbatsitte auch die Geschütze der Engländer nur „sacred music“ gemacht haben. Dieser würdigen Begehung des Sabbats entspricht die des Weihnachtsfestes im Arsenal von Woolwich, wo anstatt der sonst üblichen Weihnachtspause Tag und Nacht an der Herstellung von Mitteln zum Massenmord gearbeitet werden soll.

•

Nach den Zeitungen werden die ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts in allen Kulturstaaten ebenso der verstärkten Rüstung zur See gewidmet sein, wie die letzten des 19. der zu Lande. Vielleicht findet diese Verwandtschaft der Kulturbestrebungen auch darin einen passenden Ausdruck, daß man das 20. Jahrhundert mit dem letzten Jahre des 19. anfängt.

•

Der erhabene Heldenmut der Burenkrieger muß jeden feiner fühlenden Menschen mit Ehrfurcht erfüllen. Bei den Engländern freilich scheint dadurch nur der Gedanke an die Mobilisierung der 6., 7. und 8. Division wachgerufen zu werden. Als ob nicht ihr „Prestige“ durch den bisherigen Verlauf des Krieges bereits unwiederbringlich verloren wäre und erst recht verloren sein würde, wenn es ihnen schließlich gelänge, mit 150 000 Mann einen Stamm zu unterdrücken, der mit Weib und Kind 170 000 Seelen zählt.

•

Die Pariser Weltausstellung und die ethische Bewegung. Unter den verschiedenartigen Kongressen, welche aus Anlaß der Pariser Weltausstellung geplant sind, befindet sich auch ein „Internationaler philosophischer Kongreß“, der in Paris vom 2. bis 7. August 1900 abgehalten werden soll, und dessen Veranstaltung der Initiative der Redaktion der „Revue de métaphysique et de morale“ entsprungen

Digitized by Google

ist. Eine der vier Sektionen dieses Kongresses soll ausschließlich der Ethik gewidmet sein, und es ist dabei für die Leser der Eth. Kultur von besonderem Interesse, daß die meisten und wichtigsten Probleme, deren Erörterung dieser Sektion zugewiesen wurde, mit den Grundproblemen der ethischen Bewegung identisch sind, und daß die Vertreter der ethischen Bewegung in den verschiedenen Ländern ausdrücklich zur Teilnahme und Mitwirkung eingeladen werden. In dem uns vorliegenden vorläufigen Einladungsschreiben, welches das französische Handelsministerium, die Zentralinstanz der Weltausstellung, verschickt hat, heißt es u. a.

„In Frankreich blieb die Philosophie ziemlich lange isoliert von den Wissenschaften, wenigstens auf der Universität, aber gegenwärtig widmen sich die jungen Philosophen mit Eifer den Spezial-Wissenschaften und andererseits fangen die Gelehrten an, sich für philosophische Probleme zu interessieren, welche in der Richtung ihrer Studien liegen. Der Augenblick ist gekommen, um uns über die Ideen zu orientieren, die sich im Auslande zu Gunsten einer engeren und festeren Vereinigung der Wissenschaft und der Philosophie entwickelt haben; wir werden mit Vergnügen uns darüber unterrichten, was wir in verschiedenen Zweigen des Wissens, die bisher bei uns vernachlässigt worden sind, noch zu leisten haben.

In Frankreich waren wir außerdem durch unsere historische Entwicklung dazu gekommen, einen rein vernunftgemäßen, weltlichen, von jedem religiösen Bekenntnisse, unabhängigen Moralunterricht einzurichten. Der Kongreß würde den Philosophen, den reinen Theoretikern, Gelegenheit geben, mit den Ethikern, mit den Philosophen der Propaganda und der Praxis, zusammen zu kommen. Und wir würden mit Dankbarkeit die Mitteilungen der Vereine und Vertreter der Ethischen Gesellschaften entgegennehmen, welche, wie man uns sagt, in Amerika in Blüte stehen, aber auch in England, Deutschland, Schweden, in der Schweiz ꝛc. existieren. Die Diskussion der Fragen auf diesem Gebiete würde auf einem philosophischen Kongresse, unserer Meinung nach, von der höchsten Wichtigkeit und vielleicht von praktischem Nutzen sein.

Der Kongreß umfaßt 4 Sektionen, jedes Mitglied hat das Recht, sich in mehrere Sektionen einzuschreiben:

1. Allgemeine Philosophie und Metaphysik;
2. Moral;
3. Logik und Geschichte der Wissenschaften;
4. Geschichte der Philosophie.

Die Fragen, welche in der Sektion für Ethik gestellt werden, lauten:

1. Kann eine Morallehre bestehen außerhalb jeder Metaphysik?
2. Kann der Moralunterricht für die Volksmassen genügen ohne Zuhilfenahme der religiösen Glaubenslehre?
3. Zusammenhang der christlichen Moral mit dem Zeitbewußtsein.
4. Ist eine moralische Sanktion möglich, ist sie notwendig?
5. Die Grenzen der Zivilsation.
6. Krieg und Frieden. Ist es möglich den Krieg zu unterdrücken?
7. Das Glück des Individuums und das Interesse der sozialen Gemeinschaft.
8. Moral und Politik.
9. Ist die Grundlage der Gerechtigkeit individuell oder sozial?
10. Die Solidarität.
11. Der Kosmopolitismus.
12. Die Kasuistik in der Moral.
13. In welchem Umfange ist die soziale Frage eine ethische Frage?
14. Philosophischer und wissenschaftliche Soziologie.
15. Bedingungen der Verantwortlichkeit in der sozialen und sittlichen Ordnung.

Zum ausführenden Komitee des Kongresses, an dessen Spitze der ausgezeichnete Kant-Forscher Prof. Bontroux steht, gehören auch die wissenschaftlichen Führer der ethischen Bewegung in Frankreich, so Prof. Buisson, Paul Desjardins, Prof. G. Séailles, der Leiter der „Union pour l'action morale“

Wir begrüßen die Veranstaltung dieses Kongresses mit großer Freude und wünschen ihm auch aus den Kreisen der deutschen Vertreter der ethischen Bewegung möglichst fördernde Teilnahme.*)

*) Zustimmungserklärungen sind zu richten und alle weiteren Aufschlüsse zu erhalten vom Sekretariat M. Xavier Léon, rue des Mathurins 39 à Paris.

Bücherschau.

Dr. Otto Neustätter: Das Frauenstudium im Ausland. München 1899.

Es ist ein ganz nützlicher Ueberblick, den uns Dr. Otto Neustätter in seiner Broschüre „Das Frauenstudium im Ausland“ giebt. Wir entnehmen demselben einige interessante Daten. In Oesterreich ist gesetzliche Zulassung von Frauen zu den Universitäten unter ähnlichen Bedingungen, wie bei uns seit 1899, schon 1878 gestattet worden.

Seit dem Wintersemester 1896/97 sind sie dort zum Studium und zu den Examina für die philosophische Fakultät zugelassen, für die Medizin Inländerinnen zur Rostrikkation nur dann, wenn sie die Maturitätsprüfung an einem österreichischen Staatsgymnasium bestanden und nach 10 Semester im Auslande studiert haben. — Die Erschwerung durch das Verbot des inländischen Studiums erscheint wenig sinnreich. Vielleicht will man die österreichischen Studenten schützen. Aber dann wäre der Export doch sehr rücksichtslos gegen das Ausland. Die ärztliche Praxis auszuüben gestattet Oesterreich seinen also zeitweilig verdammten Töchtern bereits seit 1893.

In Ungarn öffneten sich die Universitäten den Frauen 1896 (gleichzeitig mit der Gründung des ersten Mädchengymnasiums) mit geringen Einschränkungen.

Rußland hatte von 1872 bis 1882 „medizinische Frauenkurse“ mit 5jährigem Lehrgange. Seit 1896 besteht ein kaiserlich-sanktioniertes medizinisches Fraueninstitut, das in seinem Lehrgang, seinen Examina und den durch ihre Ablegung erlangten Rechten zur Ausübung der ärztlichen Praxis genau der medizinischen Fakultät der Universität entspricht, ihr aber nicht angegliedert ist. — Diese unbedingte Trennung, selbst wenn man sie unter dem bloßen Gesichtspunkt der Opportunität auffaßt, hatte ich durchaus nicht für einen angstbreenden Entwicklungsgang. Nicht nur erschwert sie für Anlegung eines gemeinsamen Absturzbades für die beiderseitigen Leistungen, sondern sie legt auch die Befürchtung nahe, daß hier oder dort Konzessionen gemacht werden, die dem Prinzip der gleichen Rechten bei gleichen Pflichten widersprechen, unter dem allein die Ausübung des ärztlichen Berufes gestattet sein sollte. Das Vorhandensein solcher Extrahaben hängt allerdings wesentlich von der Art und der Kontrolle der Prüfungen ab. Die vorliegende Broschüre giebt hierüber keinen Aufschluß.

Von den anderen wissenschaftlichen Berufen und der Zulassung zu den Universitäten überhaupt sind die Russinnen ausgeschlossen. Die „St. Petersburger höheren Frauenkurse“ können keineswegs einen Ersatz hierfür bieten. Der Kurse Zudrang russischer Studentinnen zu ausländischen Hochschulen ist noch immer ein bedeutender. Es bürgt für die Starrheit des russischen Kollektivgreifens (wenn es noch der Bürgschaft bedarf) daß diese vielfach energischen und lebhaften Frauen von fast individuellem Gepräge im Vaterlande noch nicht mehr erreicht haben.

Von bemerkenswerter Fortschrittlichkeit ist die Stellungnahme der skandinavischen Länder; es mag das nicht zum wenigsten dem Einfluß ihrer genialen Dichter mit ihrem Tiefblick in die Forderungen aufsteigender Entwicklungsphasen zu danken sein.

Zeitlich voran ging Schweden, das schon 1873 Frauen zur medizinischen und philosophischen Fakultät und ihren Graden zuließ. Dänemark ging 1875 darüber hinaus, indem er sämtliche Fakultäten mit Ausnahme der theologischen dem weiblichen Geschlecht erschloß. Der Charakter der Sonderstellung ist erinnert mir immer an eine auf einem nicht abschüssigen Wege angewandte Bremse; ist nur insofern aufrecht erhalten, als Frauen kein Anrecht an Stipendien, Legaten und Lehrstellen an der Universität und Ausübung der Anwaltschaft haben.

Norwegen folgte bis 1884, zeigte sich dann aber radikal und verzichtete auf jede Bremse. — Leider wird uns nicht berichtet, ob nun der Zudrang zu den gewährten Freiheiten ein beängstigender wurde. Ich glaube es aber nicht; denn es handelt sich, wie der Lauf der Zeit zeigen wird, durchaus und naturgemäß um eine Forderung für Minderheiten, und zwar ist angenommen, daß bei einer gesteigerten sozialen Entwicklung auch ihre Zahl sich auf die der Berufenen reduzieren wird.

Nach Dr. Neustätter ist dies schon erwiesen in den Niederlanden, wo überhaupt keine Schranken bestanden, und die Teilnahme der Frauen am Studium in den letzten 25 Jahren zwar relativ bedeutend gewachsen, absolut aber nicht stark sei. (Die näheren Ausführungen stehe in der Broschüre selbst). „Reale und ideale Bedürfnisse,“ sagt er, „flachten den Wunsch nach der Möglichkeit des Studierens herab, nicht die Möglichkeit des Studierens den Wunsch danach.“

In Belgien werden Frauen schon seit 1876 immatrikuliert; es bestehen aber noch heute wesentliche Berufseinschränkungen.

Frankreich hat Gasthörerinnen zu öffentlichen Vorlesungen schon längst (nähere Daten fehlen) zugelassen, seit 1863 in der litterarischen (?) Fakultät zu Paris auch zu Privatvorlesungen und Examina. Es ist nicht erstaunlich, ob die litterarische Fakultät unserer philosophischen Fakultät entspricht (es scheint aber der Fall zu sein). Erst Ende der 80. Jahre folgte zunächst die juristische, dann 1889 die medizinische Fakultät. Besonders erwähnenswert ist die Thatsache, daß den Frauen gestattet wurde, 4 Jahre als internes in den Pariser Spitälern zu studieren.“

Digitized by Google

Hier hat sich also der Gedanke der Coedukation an der Hochschule bis in seine letzten Konsequenzen durchgesetzt, der, wie wir sahen, in Rußland vollständig eingegangen, in England und Amerika, wie wir sehen werden, sich nur teilweise ausgewachsen hat.

Die seit 1880 und 81 gegründeten Mädchenkallegien und Mädchenlyceen z. sind als Gewöhnung einer regelrechten Ausbildung für den Uebergang zur Universität dargestellt. Es gilt dies aber, wie man mir aus Frankreich mitteilt, nur für Lehrerinnen, bezw. für die alleinige Zulassung zur „Faculté des langues vivantes“. Im Uebrigen ist die Vorbereitung zum Abiturientenexamen, das vor einer Regierungskommission abgelegt wird, eine private.

In Italien, dem klassischen Lande der Frauen-Gleichrechtelei, waren die Universitäten den Frauen niemals gesetzlich verschlossen; 1876 wurden sie ihnen offiziell eröffnet und 1890 ihre volle Gleichstellung mit den Männern an sämtlichen Universitäten angeordnet. Die Vorbereitung erfolgt in den mit den unsern fast ganz übereinstimmenden Anstaltsgymnasien oder in Mädchengymnasien.

Eine selbständige Ausübung des juristischen Berufes ist untersagt.

In der Schweiz begann die Zulassung 1865; 1878 waren alle Fakultäten und Examina freigegeben. Immatrikulation erfolgt nur auf Grund einer Maturitätsprüfung, deren Anforderungen in Wahrheit nicht denjenigen unserer Abiturientenexamina zu entsprechen scheinen.

England hat seine besonderen den Universitäten angegliederten Frauen-Colleges; es entspricht dies dem eigentümlichen Charakter der englischen Universitäten, auf den ich hier nicht eingehen kann.

Doch sei im Vorübergehen bemerkt, daß Dr. M. die engl. Universitäten nicht ganz richtig einschätzt, wenn er Seite 35 bemerkt, daß sie etwa unsern obersten Gymnasialklassen und dem sogenannten philosophischen Jahr auf der Universität entsprechen. Das gilt wenigstens in Oxford und Cambridge nur sehr bedingt für jene Klasse von Studierenden, die sich nur für den „Pass“- oder „Poll“-Grad, nicht aber für diejenigen, die sich für die „Triposes“ oder „Honours“ Examina (in der Medizin „Examinations“) vorbereiten. Da die Frauen an den genannten Universitäten überhaupt nur zu den ein Fachstudium voraussetzenden Triposes zugelassen werden, so kommen sie auch hier nur hier in Betracht. Auch hat die Zulassung zu den Examina seit Anfang der 80. Jahre nicht die gleichen Rechte auf Erlangung der damit verbundenen Titel (Grade) zur Folge gehabt. Die andern Universitäten, vor allem auch „London University“ eine Prüfungsbehörde (keine eigentliche Universität) haben den Frauen alle Rechte eingeräumt. — Am schwierigsten war der Kampf um das medizinische, speziell um die Zulassung zum klinischen Studium, der 1875 in die Gründung einer „School of Medicine for Women“ in London auslief, für deren Zöglinge aber erst im folgenden Jahre die Berechtigung zur Meldung von Examina vor den Prüfungsbehörden zugestanden und 1877 durch eine Allianz mit dem „Royal Free Hospital“ ein ausgezeichneter klinischer Unterricht erzielt wurde. In Edinburg besteht ebenfalls eine medizinische Frauenschule „The Medical College for Women.“ Seither sind auch andere mit den Universitäten verbundene Medizinschulen den Frauen eröffnet worden, so daß wir teils getrennten Unterricht, teils Coedukation vor Augen haben. Immer aber sind die zur Ausübung der Praxis berechtigenden Examina vor den allgemeinen Prüfungsbehörden abzulegen.

Die Vereinigten Staaten haben nach Dr. M. 4 selbständige Frauen-Universitäten und zwei an Männer-Universitäten angeschlossene Frauen-Colleges mit getrennt-gemeinschaftlichem Unterricht, aber gemeinsamen Examina. Mit Ausnahmen stehen den Amerikanerinnen alle Universitäten offen; auch sind sie mit wenigen Beschränkungen in einzelnen Staaten zu allen Berufen, selbst dem Berufe des Predigers zugelassen.

Nach Dr. M. geht das amerikanische Frauenstudium und die Agitation für seine Erweiterung bis in die 40er Jahre zurück.

Für alles Weitere muß auf die Broschüre selbst verwiesen werden, die einigermaßen über den gegenwärtigen Stand des Frauenstudiums orientiert. H. S.

* * *

* „Jesus ein Mensch, nicht Gottes Sohn! Zürich. Caesar Schmidt. 1899.

Dem Andenken M. v. Egidy's, der vor einem Jahre seinen Freunden entrissen wurde, ist dieser „Fidyderief“ wider das falsche Kirchenchristentum“ gewidmet. Die Schrift geht nun etwas über die letzten Anschauungen v. Egidys hinaus und säumt der Jesusfrage auch nicht mehr die zentrale Stellung ein, die sie im Denken des Verstorbenen stets zuvor gehabt. Der Verfasser lehnt sich an die auch von uns L. S. mit Beifall begrüßte „Vergleichende Uebersicht der vier Evangelien von P. v. Tuf (S. G. Verus, Leipzig 1897) und bringt zunächst die Ergebnisse der Evangelienkritik in einfach-populärer Form. Dem folgt eine Skizze des Lebens Jesu, denn er, sich hierin vorteilhaft von S. G. Verus unterscheidend, immerhin einen historischen Kern läßt. Von Kleinigkeiten abgesehen, wie von Erklärung der Heilungswunder durch Suggestion, könnte ich mich mit der Darstellung ein verstanden erklären bis auf die Meinung, als ob Jesus „gegen das Ende seiner Lehrthätigkeit . . . von der Gewißheit durchdrungen war, der Messias seines Volkes zu sein.“ Nach meiner Ansicht ist vielmehr der bewußte Kampf gegen die aus dem Parusiawahn in das jüdische Denken eingedrungene Messiasidee der Kern der Lehre des Mannes, der ein (ethisches) Gottesreich inwendig in uns aufzurichten verlachte gegen all die irdischen Hoffnungen auf eine Erlösung von außen. Ebensowenig hat der Verfasser m. E. die Lehre von der Feindesliebe begriffen, wenn er ihre Forderungen „mit Recht als übertrieben“, als „in den Rahmen der Wirklichkeit, wie sie nun einmal ist (!), nicht hineinpassend“ erklärt. Als ob nicht jeder Reformator mit der Welt, wie sie nun einmal ist, in Zwiespalt geraten müßte! Ich wüßte sonst nicht, was er sollte. Der Verfasser tröstet sich leider mit den üblichen Redensarten . . . „Die Unerfüllbarkeit der Forderung Jesu raubt ihr keineswegs ihren sittlichen Wert, als eines hohen Ideales, das, wie alle Ideale, nur von Weitem uns mit seinem Lichte — dem Leuchtturme gleich — die Wege weist.“ Was für Wege? Die Wege hinten herum um das Ideal oder weg vom Ideal? Natürlich, wir können ja „alle Ideale nur von Weitem“ brauchen! Wie etwas tieferem Nachdenken wird der Verfasser sicherlich inne werden, welche viele praktische Bedeutsamkeit auch der Lehre vom „Nichtwiderstehen dem Uebel“ innewohnt, worüber ich seinerzeit ihn an das Wort seines Freundes: Liebe, auch die duldende und vergebende Liebe, ist Kraft! — Die Bitte, die der Autor im Vorwort an die Eltern richtet, sie möchten das Büchlein den Kindern in die Hände legen, daß es als Gegengewicht wirke gegen den Religionsunterricht in der Schule“ kann ich nicht unterschreiben. Kritik gehört nicht in Kinderhände, und den Kampf gegen konfessionellen Unterricht in den Schulen darf man nicht mit pädagogisch verwerflichen Mitteln führen. Den Eltern zu einer bündigen Selbstbelehrung mag das Schriftchen immerhin empfohlen sein.

—nz—

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Das Alte stürzt. Soziale und politische Ein- und Ausblicke an der Wende des Jahrhunderts. Von Schulte vom Brühl. Bamberg. Verlag der Handelsdruckerei.

Meine Religion. Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden von J. W. von Goethe. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Wilh. Bode. Berlin, C. S. Mittler & Sohn.

Diabetes und Nervöserfall. Von Dr. med. Fricke. Berlin, Carl Dunckers Verlag.

Platon. Von Wilh. Windelband. (Frommanns Klassiker der Philosophie, Band IX.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag.

Wie werden wir Kinder des Glücks? Von Dr. Jos. Matthias, Provinzialschulrat in Koblenz. München, C. A. Beckscher Verlag.

La philosophie naturelle Par le Dr. W. Nicati, 2 volumes. Paris, V. Giard & E. Brière, éditeurs.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Dezemberprogramm.

Sonnabend, den 30. Dezember, Abends 8½ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses: Monatssitzung zum Jahresschluß: Vortrag von Herrn Geheimrat Prof. Dr. W. Foerster: „Die Solidarität der Menschenwelt.“ Nach dem Vortrag geselliges Zusammensein im Berliner Ratskeller (reserviertes Zimmer).

Gäste stets willkommen. Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Eine Sittenlehre
für
das deutsche Volk
von
J. K. Schott.

Verlag von S. Scheerpeil in Leipzig.

Preis 80 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber in Berlin. Druck: Max Hoffschläger, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115 a.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 045376629

Digitized by Google

Digitized by Google